
UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636798
2134470224
053 T814 V.16 BD.1 1913/14 MAIN
Digitized by Google


L. KRAUS
BUCHBINDEREI
M. ELEKT. BETRIEB
AUGSBURG



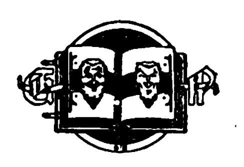
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Sechzehnter Jahrgang • Band I

• • • (Oktober 1913 bis März 1914) • • •



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur



Lese

Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.



Abend an einem märkischen See  Eduard Ockel



XVI. Jahrg. Oktober 1913 Heft 1

Deutsche Weltmachtpolitik und das Prinzip der Aufwiegung

Von Dr. Frhrn. von Mackay

Die große Balkankatastrophe, die das politische Antlitz Europas so sehr verändert, so tiefe Sorgenfurchen in seine Stirn eingegraben und so viele ungelöste dornenvolle Probleme vor sein weltpolitisches Tribunal gerückt hat, zeigt unter ihren mannigfaltigen merkwürdigen Begleiterscheinungen auch die besonders charakteristische Auswirkung, daß in Deutschland ernster und gründlicher denn je die Schicksalsfrage erörtert und kritisch geprüft wird: Was ist unsere politische Zukunft? Wohin steuern wir als Weltmacht? Ist ein deutscher Imperialismus daseins- und entwicklungsfähig, und worin besteht seine Mission, seine Aufgabe, sein Ziel? Wir fühlen instinktiv, daß der Friede von St. James und Bukarest keine endgültige Erledigung der türkisch-orientalischen Prozeßsache bedeutet, daß die „Hohe Pforte" des Janustempels im nahen Osten nur halb, nicht ganz geschlossen worden ist, daß nach wie vor ein gewitterdrohendes Tiefdruckgebiet über dem Horizont des west-östlichen Diwans lagert, dessen Entladungen uns jederzeit vor Entscheidungen größten Gewichts stellen können. Wir sind uns bewußt, daß das Wort Bismarcks von unserer Sättigung für das heutige Deutschland mit seiner riesenhaften Volksvermehrung und seiner ebenso gewaltigen, fast überquellenden Ansammlung von wirtschaftlichen Gütern und Kräften

nicht mehr gelten kann, wir empfinden aber auch, daß Schlagwörter von der Art, daß unsere Interessen überall in der Welt seien, unserem Willen zur Machtausweitung und zu neuer Machtschöpfung kein befriedigendes, greifbares, logisch begründetes Programm weisen. Wir verlangen nach der Sichtbarwerdung eines klar erkennbaren Kurses, eines fest umgrenzten und bestimmten organischen Plans und Systems für die praktische Entwicklung unseres imperialen Ideals.

Bisher aber ist auf diese bange Zukunftsfrage Deutschlands niemals eine unzweideutige Antwort gegeben worden. Das ursächliche Motiv des Schweigens der politischen Pythia ist leicht zu finden. Die Technik der Diplomatie wird sich niemals sozusagen in einer Symbiose mit dem öffentlichen nationalen Leben und dem staatlichen Mechanismus harmonisch, ohne Gegensätzlichkeiten verbinden lassen, vielmehr in dessen Getriebe stets eine Sonderstellung einnehmen. Denn Politik ist kein Handwerk, sondern eine Kunst. Sie wird daher nie nach bestimmten Aufträgen eines Verfassungskörpers noch überhaupt nach vorbestimmtem Schema und Gesetz eines politischen Systems handeln können und würde regelmäßig in ihren Bewegungen und Maßregeln weit hinter der Zeit und deren Aufgaben zurückbleiben, wollte sie dem notwendig schwerfälligen parlamentarischen Apparat, dessen Triebkräfte Massenmeinung und Massenwille sind, sich unterordnen, statt ihm übergeordnet sich zu betätigen. Sie ist durchaus auf die Funktionen des Persönlichen, das intuitive, selbstsichere, vorausahnende Handeln des Genies gestellt. Ihr Wirken ist am ehesten der Leitung eines großkaufmännischen Weltunternehmens zu vergleichen, das in allen Erdteilen seine Vertreter und Agenten hat, um über die Geschäftskonjunktur schnell, genau, zuverlässig orientiert zu werden und mit Hilfe dieses vielmaschigen Erkundungsdienstes in wagemutigem Zugreifen, energischem Handeln jede Gewinnmöglichkeit und jede Gelegenheit, den Wettbewerb mattzusetzen, wahrzunehmen. So muß die diplomatische Führung eines Staatswesens sich wohl von den allgemeinen Stimmungen und den ideellen Zielstrebigkeiten des nationalen Lebens tragen lassen und sich den Normen anpassen, sie aber zur Gestaltung und Wesensbedeutung führen in freier, unabhängiger Selbstbestimmung auf Grund der überlegenen Kenntnis der Weltlage und des persönlichen Feldherrntalents, deren wirbelnde, durcheinanderfließende Elemente zu meistern. Der diplomatischen Kunst wird somit immer etwas Geheimnisvolles, den Vorstellungen der Menge schwer Zugängliches bleiben: wie die Weltkonjunktur mit jedem Morgenanbruch neue Linien zeigt, so ist die Entwicklungsfähigkeit eines gesunden Volksorganismus unendlich mannigfaltig, vielgestaltig, und lockt mit jedem Tag zu neuen Ufern; folglich können auch die Amtsstellen, die Pflegerinnen seines Wachstums sind, nicht mit einem Kredo vor die Welt treten: Dies ist unser Ziel, dies unsere Marschrichtung ein für allemal und ohne Umbiegungs- und Revisionsmöglichkeit.

Mit alledem ist aber natürlich nicht gesagt, daß die politische Gleichung einer Nation nicht nach bestimmten Gesetzen aufgelöst werden müsse und könne. Sie hat vielmehr immanente Wurzeln und Integralen, die ihrer Entwicklungslinie eine unbedingt einzuhaltende Richtung geben: das sind vorab geographische Lage und Geschichte eines Staatswesens. Deutschland ist das europäische Reich der Mitte. Diese zentrale Stellung zwingt uns heute und für immer, eine vornehm-

lich kontinentale Politik zu treiben. Wir können niemals daran denken, zu dem exzentrischen System Englands überzugehen, das in seiner glücklichen Insellage sein Weltreich weit nach der Peripherie der Ozeane hin mit gewaltigen Filialen, die dem Mutterhaus gegenüber immer selbständiger geworden sind, ausbaute. Wir vermögen unsere Welt- und Kolonialpolitik nur immer in dem Maß kraftvoller voranzuführen, als sich unsere Macht im alten Heimatboden des deutschen Sprachgebiets stärkt und erweitert, um von diesem Zentrum aus den Aktionsradius unseres Einflusses mählich zu steigern und ständige neue Gebiete uns kulturwirtschaftlich anzugleichen.

Aber auf welchem Weg soll diese Angleichung geschehen? Bei dieser Fragestellung erschallt sofort vielstimmigen Chors der bekannte Kassandra-Klageruf entgegen, daß Deutschland zu spät in das Getriebe der Weltpolitik eingetreten sei, daß der deutsche Michel erst, als bereits die Erde verteilt gewesen, die Augen gerieben, seine Schlafmütze weggeworfen habe und so mit den Brocken sich begnügen müsse, die von der großen Herren früher besetztem Tisch fielen. Derartige Jeremiaden zeugen weder von geschichtlichem Weitblick noch von der Tugend politischer Heldenhaftigkeit. Man braucht nur an die Entstehung des größten modernen Weltreichs der Erde, des britischen, zu denken, um die Kurzsichtigkeit solcher Anschauungen zu erkennen. Hat etwa England seine Herrenmacht aus „herrenlosen“ Gebieten der unverteilten Erde zusammengefügt? Zum allerwenigsten! Es hatte den Mut, mit einer Handvoll Eroberer Beschlag auf das indische Riesenreich mit 300-Millionen Einwohnern und uralter Kultur zu legen; es griff nicht minder kecker Hand zu, als sich eine günstige Gelegenheit bot, ein anderes gewaltiges Staatswesen ältester Gesittung, Ägypten, seiner Schutzherrschaft zu unterstellen, und es hat endlich um die Jahrhundertwende Südafrika dem Burentum abgejagt: und diese drei zum Teil mit dem Schwert, zum Teil nur durch diplomatische Mittel vollzogenen Eroberungen sind, abgesehen von Kanada, die eigentlichen Träger und Eckpfeiler seiner Weltmachtgröße. Ein Volk, das die heutige Aufteilung der Erde als eine endgültige ansieht, tut allerdings besser, auf jeden Anspruch weiterer Machtentwicklung zu verzichten; es wird immer nur Amboß, niemals Hammer sein. Ein derartiges Definitivum, das jedem entwicklungsgeschichtlichen Prinzip widerspräche, gibt es aber tatsächlich nicht. Gerade die Gegenwart bezeugt das ja mit tausend Zungen. Deutschland wünscht gewiß der Türkei aufrichtigen Herzens Kraftgewinnung und Lebensverjüngung als asiatischer Macht; ob aber das Osmanentum die sittliche Energie zu solcher Erhebung finden wird, steht dahin, und ein neuerlicher Zusammenbruch des Reichs des Halbmonds bedeutete zweifellos eine Veränderung der westasiatisch-politischen Wandkarte gründlichster Art. Nicht anders steht es um China: ob sein Gefüge der chemisch zersetzenden Säure europäischer Revolutionselemente auf die Dauer wird standhalten können, ist eine einstweilen durchaus offene Frage. Dazu kommen die vielen schwebenden Machtprobleme, die Mittelasien und Mittelafrika und selbst der Norden des schwarzen Erdteils — vorab Marokko! — in ihrem Schoß bergen. Kurz, der politische Aspekt der Gegenwart zeigt nicht einen beengenden Mangel, sondern eher einen verwirrenden Überfluß von Gelegenheiten für eine kraftbewußt aufstrebende Nation, ihr Weltansehen zu steigern.

Welche Mittel nun sind für Deutschland gegeben, um durch die Klippen und Untiefen dieses sturmbewegten Meers des zwanzigsten Jahrhunderts erfolgreichen Kurses vorwärtszusteuern? Muß es das Schwert ziehen, um gegen seine vielen Neider und Gegner das natürliche Recht der Mitwirkung und Mitentscheidung bei den großen macht- und kulturpolitischen Prozessen, die heute zum Termin beim Gericht der Weltgeschichte stehen, durchzusetzen? Bismarck hat einmal einem Pariser Journalisten versichert: „Deutschland wird niemals, hören Sie wohl! niemals Frankreich angreifen, auch niemals zum Angriff reizen, weder mittelbar noch unmittelbar einen Vorwand zum Krieg suchen ... Unsere Verfassung verbietet es, Landwehr und Landsturm zu einem Angriffskriege zu verwenden." Jeder Deutsche ist sich bewußt, daß diese Norm noch heute ebenso unbedingt gültig ist wie damals und daß sie nicht minder für unser Verhältnis zu Rußland von jeher maßgeblich war und bleiben muß. Was die Auseinandersetzung mit England anbelangt, so hat sich allerdings General v. Bernhardi in seinem vielberedeten jüngsten Werk „Deutschland und der nächste Krieg" fast unverblümt für einen Präventivkrieg gegen die stammverwandte Nation ausgesprochen, um sich aber mit dieser Forderung in diametralen Gegensatz nicht nur zu Bismarck, den er sonst so gern als Gewährsmann anruft, sondern auch zu allen guten und heilig gewordenen Grundgesetzen preußisch-deutscher Politik zu setzen. Der eiserne Kanzler hat ausdrücklich erklärt, daß er jedes derartige Vorgehen nicht nur für ungeschickt, sondern auch für frivol und daher für ein Unternehmen halte, das keine wohltuenden Folgen haben könne. Und ein Friedrich der Große, dem gewiß niemand Zaghaftigkeit und Scheu, zur ultima ratio regum zu greifen, vorhalten wird, hat sich doch dahin beschieden: „Wenn man mich angreift, so werde ich mich zu verteidigen wissen; aber wenn man mir nicht den Degen in die Nieren stößt, so werde ich niemals anfangen." Wilhelm II., dem so oft übertriebene Friedensliebe vorgeworfen wird, ist daher nur ein getreuer Verweser und Siegelbewahrer der alten Überlieferung des Maßhaltens und der Selbstbescheidung und — auch das darf nicht übersehen werden — der politischen Moral gewesen, der das Deutsche Reich in seiner rings umstellten Lage nicht untreu werden kann, ohne alles, was hohe Ahnen geschaffen und erworben haben, aufs Spiel zu setzen. Können aber, wenn das Schwert nur im aufgedrungenen Verteidigungskrieg gezogen werden soll, die Waffen der Diplomatie allein genügen, den Fundus unserer Weltmacht in einer unserer nationalen Entwicklung entsprechenden Form zu vermehren? Die nächstliegende und deutlichste Beantwortung der Frage ergibt eine nähere Prüfung des noch immer so viel verkannten Wesens des Marokkostreits und des neuen politischen Richtgesetzes, um das es sich drehte: das Aufwiegungsprinzip.

Nicht um Landerwerb handelte es sich bei der Auseinandersetzung: jede derartige Absicht hat Berlin vom ersten Entstehen der Fehde an kategorisch und feierlich verneint, um entsprechend dieser Erklärung loyal bis zum Schluß zu handeln. In Wirklichkeit standen zwei ganz andere Probleme zur Entscheidung. Im Sudanvertrag von 1899 hatten England und Frankreich „das Fell des nordafrikanischen Löwen" unter sich geteilt, und 1904, im Jahr des Abschlusses der französisch-britischen Entente, war der Pakt neuerdings besiegelt, erweitert, befestigt worden. Das „Länderverteilungssyndikat" war bei der Arbeit. Ihr konnte Deutsch-

land nicht ruhig zusehen; es mußte sich zur Wehr setzen gegen eine Taktik, die darauf zielte, es durch ein Kartell feindlich gesinnter Mächte bei den Entscheidungen über Besitzverteilungen, Besitzverschiebungen und Interessensphärenbildungen in den überseeischen Wettbewerbsgebieten mundtot zu machen oder doch als gleichberechtigten Mitspieler aus dem großmächtlichen Konzert auszuschalten. Damit verband sich unmittelbar eine andere Gefahr. Wird heute so gern von deutschem Imperialismus gesprochen, so ist die Wahrheit die, daß im Sinn erdumspannender Machtschöpfung das deutsche Imperium lebenskräftig geworden ist und Daseinsbedeutung gewonnen hat nur auf einem Gebiet: dem Weltmarkt und der Weltwirtschaft. Die glückliche Entwicklung unserer Interessen in dieser Richtung aber bedingt den Schutz der offenen Tür: sie hatten wir in Marokko gegen Frankreich, das zugleich mit seiner „friedlichen Durchdringung" des halben Nordafrikas die willkürliche Erdrosselung der Handelsfreiheit nach den Methoden seines engherzigen kolonialwirtschaftlichen Neumerkantilismus immer rücksichtsloser betrieb, zu verteidigen. In beiden Fällen war unser Sieg zwar mehr theoretisch-prinzipieller Natur als realpolitisch greifbar und bedeutend, darum aber gewiß nicht von geringerem Gewicht. Man muß die Eigenart der Lage für Deutschland würdigen. Vom Pariser Gesichtspunkt aus gesehen war das Spiel so geregelt, daß England in Ägypten, Italien in Tripolitanien, Spanien im Rif Entschädigungen oder Tratten auf solche für den Anspruch Frankreichs auf Marokko empfangen hatten. Alle diese Mächte waren Anrainer am Mittelmeerbecken oder hatten sich dort seit langem festgesetzt, konnten also nächstliegende natürliche und geschichtliche Rechte geltend machen. Nun aber drängte sich von Norden her eine vierte Macht vor mit Aufwiegungsforderungen, die im wesentlichen nur auf allgemeine weltmachtpolitische und weltwirtschaftliche Gleichberechtigungsgrundsätze sich stützten, und setzte es außerdem durch, daß die Aufwiegung selbst nicht aus dem Bestand sogenannten herrenlosen Lands kulturbracher Gebiete — das es allerdings kaum mehr gibt —, sondern aus dem eigenen Kolonialbesitz des Beklagten in der Prozeßsache zugewiesen wurde. Die vorurteilslose Würdigung dieser Tatsache läßt es sehr wohl begreiflich erscheinen, daß der Marokkohandel eine so starke Flut siedeheißer chauvinistischer Erregung jenseits der Vogesen in Wallung brachte, führt aber auch zur Erkenntnis des vollen und weittragenden Gewichts des von Deutschland durchgefochtenen und zur grundsätzlichen allgemeinen Anerkennung gebrachten Prinzips. Die dauernde Fernwirkung des Erfolgs ist gerade heute sehr deutlich sichtbar. Wäre der Marokkohandel nicht gewesen, so spräche alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Ententepolitiker bei dem voreiligen Ratschlagen über die Aufteilung des asiatischen Erbes der ohnmächtigen Türkei Deutschland ebenso zu übergehen versucht hätten, wie es im Maghreb der Fall war. Davon ist aber jetzt keine Rede mehr; man braucht insbesondere die britische Kritik des Problems nur etwas genauer zu verfolgen, um zu sehen, wie uns London für den Fall einer gänzlichen Liquidation des osmanischen Reichs sehr weitgehende Rechte freiwillig — wenigstens auf dem geduldigen Papier — zuzubilligen bereit erscheint.

Insofern erscheint das Friedensprogramm, zu dem sich Kaiser Wilhelm II. laut und oft bekannt hat, nicht etwa ideologischer Natur, sondern durchaus positiver Substanz. Die Einstellung der Politik auf die Linie des Aufwiegungsgesetzes,

einer neuen Waffe moderner Weltmachtschöpfung, kann Deutschland, abseits phantastisch-chiliastischer Friedensschwärmerei, in realistisch-geschäftlicher Friedenspolitik, sehr wohl immer neue Wege des Machtzuwachses eröffnen und es größten nationalen Zielen nähern, sofern zwei Bedingungen genügt wird. Die eine heißt stete Bereithaltung eines scharfen Schwerts, um die Forderungen mit genügender Rückendeckung zu vertreten, die andere beschließt sich in dem Vernunftgesetz, eine theoretische Norm nicht zum Dogma bedingungsloser Friedfertigkeit zu verkehren, das der Gegner als Zeichen der Schwäche deutet und nutzt, und das durch seine Starre sich in Widerspruch zum ewig unruhevollen weltpolitischen Wechsel- und Widerspiel mit seinen täglich neuen taktischen Forderungen stellt. Es erübrigt eine kurze Erörterung der Methoden, mittels deren auf solcher gegebenen Linie am besten, zielsicher und möglichst gefahrlos, zu Erfolgen zu gelangen ist. Den deutlichsten Fingerzeig gibt die Art und Weise, wie das deutsche Kolonialreich begründet wurde, das ja ebenfalls nicht das Schwert, sondern diplomatisches Geschick uns gewonnen hat.

Die Auswiegung der politischen Kräfte, wie sie Bismarck geschaffen hatte, war damals im wesentlichen folgende. Den ruhenden Pol des Systems bildete der Dreibund, der aber nicht als eine einsame Säule auf Europas Boden emporragte, sondern dem der in Skiernewice neubesiegelte Dreikaiserbund ergänzend zur Seite stand. Frankreich blickte zwar noch immer rachelüstern nach dem Vogesenloch, war aber halben Arms in Nordafrika gebunden und hatte hier gleichzeitig über heiße Grenzen und politische Gegensätze sich mit England auseinanderzusetzen. Umgekehrt fühlte dieses wieder von Rußland sich bedroht, das die indisch-britische Stellung immer drückender vom Pamirhochland, von Turkestan und der Murgablinie aus umklammerte. Bei alledem dachte der große Kanzler aber keineswegs daran, etwa nach Napoleonschem Vorbild eine festländische Verschwörung gegen England anzustiften. Im Gegenteil! Er erkannte untrüglichen Scharfblicks, daß für Deutschland die beste Stellung in einer freundwilligen, dennoch in gewisser Weise neutral bleibenden Haltung gegen Großbritannien liegt, und er förderte um dessentwillen mit Nachdruck ein gutes Einvernehmen Londons mit Wien so gut wie mit Rom. So schuf er eine Lage, bei der im Grund nicht so sehr Deutschland England, als England Deutschland gebrauchte, um seine weltpolitischen Unternehmungen mit Sicherheit fortentwickeln zu können, und bei der so beste Gelegenheiten sich boten, Provisions- und Prämiengeschäfte nach dem Aufwiegungsprinzip glücklich durchzuführen. Er erreichte in der Tat sein Ziel glänzend: England duldete fast widerspruchslos die sehr weitgehenden und ihm keineswegs gefahrlosen Maßregeln zur Begründung des deutschen Kolonialreichs nicht aus mattherziger Gutmütigkeit, sondern weil ihm unzweideutig zu verstehen gegeben wurde, daß andernfalls Berlin aus seiner Reserve heraustreten und die Trümpfe seiner Beziehungen zu den festländisch-europäischen Großmächten gegen England, sei es bei der indischen oder ägyptischen Frage oder sonstigen Gelegenheiten, ausspielen werde. So wird, im Licht dieser Erinnerungen, deutlich das taktische Korrelat des Aufwiegungsprinzips sichtbar, bestehend in dem Gesetz, daß Deutschland nicht etwa seine Weltmachtpolitik auf ein einzelnes Bündnis oder eine Bündnisgruppe als abgeschlossenes Ganze — also auch nicht auf den Dreibund, dessen Aufgaben vielmehr Bismarck aufs engste begrenzte — begründen

kann, sondern dies Fundament durch eine Vielheit komplementärer Bindungen ausgestalten muß, um so die Möglichkeiten günstiger diplomatischer Handelsabschlüsse nach den angedeuteten Normen zu vermehren. Sehr zu unserem Schaden ist die gemessene Linie dieser Taktik von den Epigonen nicht immer getreu innegehalten und folgerichtig entwickelt worden; vor allem wurde England teils zu sehr umschmeichelt, teils zu laut ihm gegenüber auf die Wehr der wachsenden Seerüstung gepocht. Heute dreht sich sichtlich das Rad der Weltpolitik in die verlassene Schwungbahn zurück. Folgen wir ihren Bewegungsgesetzen, deren Energieprinzipien hier klarzustellen versucht wurde, so werden alle Zersetzungen und Wirren der gewitterschwülen gegenwärtigen Weltlage nicht imstande sein, uns aus einem geraden, vorwärtsführenden Kurs herauszudrängen. Wir werden auf dem Fuß der Norm, daß Politik keine Tugendübung, sondern Geschäft ist, nach klaren, jedermann deutlichen Handelsgrundsätzen ohne Vermehrung der Reibungsgegensätze das Gebiet unserer weltpolitischen Interessen, Einflüsse und anerkannten Vorrechte ständig vermehren; wir werden dabei in weiser Mäßigung und Selbstbeschränkung unserer Herrenansprüche diese Machtausweitung organisch so entwickeln, wie es deren naturgesetzlichen Bedingungen entspricht, und werden so, trotz stetigen Aufstiegs zu höheren Stufen nationaler Kraft und Geltung im Rat der Völker, des hohen moralischen Ehrentitels nicht verlustig gehen, den uns ein großer britischer Denker zugebilligt hat: „Seit alten Zeiten ist Deutschland die friedlichst denkende, frömmste, stärkste, am meisten Achtung einflößende von allen Nationen gewesen: Deutschland sollte Präsident von Europa sein ...!“



Persönlicher oder unpersönlicher Gott?

Von Mela Escherich

Immer dieselbe unfruchtbare Grenzfrage! Wir verlieren Gott, wenn wir ihn in das Reich des für unsere Denkfähigkeit Unvorstellbaren hinausrücken. Schließlich müssen wir dann auch uns selbst als nichtseiend, nicht möglich aus einem leeren Gerüst des Seienden, Möglichen hinausstreiten. Welch ein Aufwand! Der platonisch-sokratische Schluß von den göttlichen Wirkungen auf die göttliche Ursache, von den göttlichen Kunstwerken auf den Meister Gott ist der einzig richtige in unsrer Welt der Folgeerscheinungen. Weil wir sind, ist Gott. Wir sind Wirkung, Nachhall, Echo, Wiederblick. Gott ist nichts anderes, nur etwas Besseres als wir. Gott und Welt — es ist ein Verhältnis und eine Einheit. So etwa wie Mann und Frau. Auch die Frau ist im Grunde nichts anderes als der Mann, beide sind Menschen, und in der Liebe werden sie eins. Herrgott und Frau Welt — da sieh, wie der Volksmund die Worte geprägt hat! — sie sind eins. Wären sie ohne Liebe, sie wären zwei. Aber sie sind eins durch die Liebe, weil sie aus ihrem innersten (geistigen) Wesen eins sind.

Gott fügt sich zeugend der Welt ein. Die Welt ist eine immerwährende Empfängerin Gottes und eine immerwährende Gebärerin seines und ihres Wesens. Gott ist ein immerwährender Erzeuger. Beide sind immerwährende Liebende. Darum stehen alle Gesetze unter der Liebe.





Das dünnere Tüchlein

Ballade von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Der Page, dem die schlimme
Vorfrühlingsluft zu reiten riet,
Sang hell mit junger Stimme
An einem alten Liebeslied.

Beim Kloster der Klarissen
Flog über hohe Gartenwand
Ein Apfel, drein gebissen
Ein Gruß von kleinen Zähnen stand. —

Der Sattel rieb die Mauer,
Daran der glatte Efeu schlief,
Der Knabe klomm ins Bauer,
Daraus das stumme Vöglein rief.

Sie lag in seinen Armen,
Er bog zum Kusse ihr Gesicht,
Sie sagte: „Hab Erbarmen
Und rühre meine Lippe nicht,

Mein ew'ges Heil wär' Scherben,
Wenn jemand träfe meinen Mund,
Der Heil'ge Franz — im Sterben
Würd's ihm an meinen Lippen kund!"

Da sprach der Ehrfurchtsvolle:
„Leg zwischen dein und mein Gesicht
Des Kutten-Ärmels Wolle, —
Vielleicht merkt's dann der Heil'ge nicht!"

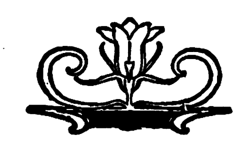
Sie tat, wie er geheißen,
Die Augen tauchten bis zum Grund,
Und an der Wand, der weißen,
Lag rechts und links ein roter Mund.

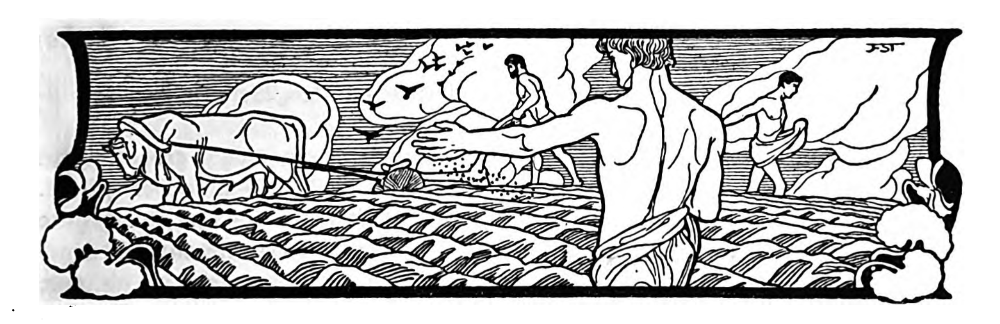
Sie küßten in der Mitten
Des groben Tuches rauhe Schur,
Sie küßten, — und sie litten
Und hielten doch den strengen Schwur.

Und als er spät geschieden,
Und als sie auf dem Lager lag,
Wie klopfte da im Sieden
Die Lippe ihr vom Blutesschlag. —

Der Knabe kam nicht wieder,
Wer weiß, wohin sein Herr verritt,
Im Garten auf und nieder
Geht ruhelos ein junger Schritt.

In Sehnen und in Sorgen
Liest sie das heil'ge Stundenbuch,
Und im Brevier verborgen
Liegt schleierzart — ein Seidentuch!





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

Erstes Buch

I.

Der große Marschhof, der den Namen „die Kanzlei" führte, war immer ein frommes Haus gewesen. Über der Haustür sah man an breiter Zementplatte in Flachrelief Zimmeraxt, Maurerkelle und Hobel ein Stilleben führen und darunter den frommen Spruch:

„Der Mann, der dieses Haus gebaut,
Hat Gott geliebt und Gott vertraut.
Auch du trag ihn im Herzensschrein,
Sobald du gehst zur Tür hinein.

Und wenn du gehst zur Tür heraus
Begleite er dich aus dem Haus. —
O möchte nie in diesen Wänden
Ein ruchlos Wort den Herrgott schänden!"

Die Kanzlei liegt im Lande der freien, königlichen Bauern, an der Mündung des nördlichsten von den großen deutschen Strömen, dort, wo das Meer den ihm zugeführten Tribut in reicher fetter Marscherde zurückzahlt. Woher er den an Schreiberkram erinnernden Namen hat, ist nicht unzweifelhaft nachgewiesen. Am meisten hat wohl die Ansicht für sich, daß bei der ersten Eindeichung die Behörde hier die Bretterbuden ihrer Schreibstuben aufgerichtet gehabt hat, was um so mehr einleuchtet, als die Hofgebäude auf einer natürlichen sandigen Anhöhe ruhen, einer Bodenerhebung, die einstmals als Insel aus seichtem, grüngrauem Wattenmeer hervorgeragt haben mag.

Etwa eine Stunde Wegs vom Hof beginnt das alte Festland, zunächst die wilde Dünenlandschaft der sogenannten Lieth, die von einem jetzt verschollenen oder doch weit zurückgedrängten Meer vor ungezählten Jahrhunderten oder Jahrtausenden aufgewühlt worden ist. Die Gebäude selbst spiegeln sich, unter Bäumen vergraben, mit sinnenden Giebeln und Dächern in einem blänkernden Teich. Es ist die durch Entnahme der Deicherde entstandene Vertiefung, als man (lange vor Aufführung des Winterdeichs) die Sommerdeiche anlegte, deren Linie man

noch jetzt überall verfolgt. Ein großer Kanal (sogenannte „Wettern") führt hindurch und hält das Gewässer in lebendiger Bewegung.

Ein schöner Frühlingsmorgen. Neben dem Teich ein mäßig großes Stück Gartenland, wo die Kanzlei die ersten Kartoffeln des Jahres zu ziehen pflegt. Die Kartoffeln zu legen waren zwei Arbeiter beschäftigt. — Es sind Jahrzehnte verflossen, eine Zeit war es, die die jungen Leute von jetzt als alte anzusehen geneigt sind, die den Erwachsenen ihrer Tage aber als eine neue erschien, als eine mit neuen Zielen beschwerte oder befruchtete, je nachdem das Herz der alten Zeit angehörte oder mit der neuen dem jungen Tag entgegenjauchzte. Anbruch eines neuen Tages war es, hüben und drüben freudig und sorgenvoll begrüßt, dort Trauer und Zorn und Ärger, hier Mut und Hoffnung und Glücksgefühl weckend. Freilich, bei der Kanzlei, wie überhaupt auf dem Lande, floß der Strom der Zeit verhältnismäßig sachte und langsam und leise. Langsam auch beim Kartoffellegen am Teich, vorbei an dem frommen Spruch über der Tür.

Aber auch hierher war das Brausen des fernen Stromes gedrungen. — Klaus Lahann hatte eine Reihe Saatlöcher gemacht, nun warf er in jede Grube die zur Saat bestimmte Kartoffel. „Es ist doch wunderlich," sagte er, „wunderlich, Johann, daß die Kartoffel wächst, wenn wir Erde darauf tun, und dann andere danach kommen."

„Das ist die Natur", antwortete Johann Hell.

„Die Natur?" entgegnete Klaus. „Du meinst der liebe Gott." — Klaus Lahann gehörte zur alten Zeit.

„Nein, ich meine die Natur; einen Gott gibt es nicht", erwiderte Johann Hell; er war ein Neuerer, ein Stürmer.

„Gibt es nicht?"

„Nein, gibt es nicht. Das sagt Dr. Rank auch."

„Gibt es nicht?" wiederholte Klaus. „Und Pastor Rau und unser Wirt?"

„Man muß nicht alles glauben, was der Priester sagt, und Hans Horsten weiß da gar nichts von."

Hans Horsten hieß der Eigentümer der Kanzlei. Eine Stimme hinter ihnen schnitt das Gespräch ab, Hans Horstens Stimme. Und hinter Johann und Klaus stand seine breite Gestalt, die Stirn in Falten, die Stimme ruhig.

„Johann," sagte er, „wenn ihr hier fertig seid (ich denke, in einer halben Stunde läßt sich's schaffen), dann kannst du zu mir in die Stube kommen, ich habe mit dir zu reden."

Und ohne Antwort abzuwarten, machte er Kehrt und ging nach dem Hof zurück. Auch von der Rückenseite her blieb die feste, breitschulterige Gestalt nicht ohne Eindruck. Wie grade und unbeirrt er seine Schritte führte und beim Gehen die schlenkernde Hand rasch und heftig nachzog. Klaus und Johann standen mit ihren Spaten und sahen ihm nach, bis er zwischen Bäumen und Dächern verschwunden war. Dann sagte Klaus: „Junge, ja, da wirst aber eine Lage kriegen!"

„Laß sie man kommen", prahlte Johann. „Ich bin nicht bange, laß mir nichts sagen."

Er war bis vor kurzem Knecht und Kutscher bei dem allbeliebten Arzt Dr. Rank gewesen, der vom nahen Städtchen aus seine Praxis betrieb. Es war allbekannt, daß Dr. Rank den Philosophen ins Handwerk pfuschte und sich über Fragen den Kopf zergrübelte, die ihn, so meinte man, nichts angingen. Er hatte seine Eigenheiten, und dazu gehörte auch die vertrauliche Art, seine Leute zu behandeln, ohne den Standesabstand zu verwischen. Johann war unter ihnen ein bevorzugter Mann. Den Dienst auf der Kanzlei hatte er angenommen, weil der Doktor sich in den Kopf gesetzt hatte, ein Jahr lang zu radeln, um seine Gesundheit zu fördern. Unsere Erzählung spielt in der Zeit der ersten Begeisterung für das Rad, das damals noch auf gut deutsch „Beizykel" hieß. Daß Johann nach Abflauen dieser Stimmung bei dem Doktor wieder in Stellung gehen werde, war gerade nicht abgemacht, wurde aber von den beiden Beteiligten vorausgesetzt.

II.

Hans Horsten saß, als Johann befohlenermaßen eintrat, in seiner nach dem Hühnerhof belegenen Arbeitsstube vor seiner Schatulle und rechnete auf dem Ausziehbrett.

Er stammte nicht aus der Marsch; er war auf einer einsamen Hallig des nordfriesischen Wattenmeeres zu Hause — ein Friese nach Herkunft, nach Gestalt und nach Aussehen. Nicht übermäßig groß, aber breit und trotzig. Etwas wie starre Gottesfurcht lag in den großen Zügen. Der Spruch über der Haustür rührte nicht von ihm, sondern von dem Begründer der Kanzlei, einem Altvorderen seiner verstorbenen Frau her, er war ihm aber aus der Seele gesprochen, denn althergebrachte Gottesfurcht und Frömmigkeit wohnten in seinem Herzen. Eine Frömmigkeit und Gottesfurcht, die nicht mit sich handeln ließ, das sagten die starken, strengen Brauen seiner Augen.

War es ein Wunder? — Von Eltern und Voreltern hatte er es ererbt, die Werke des Vaters von Himmel und Erde konnte auf seiner Heimatinsel niemand ohne Staunen und Andacht sehen, sie drängten sich überall auf. Freilich, Luft und Sonne und Mond und Sterne waren überall, aber wie ganz anders redeten sie in der Inseleinsamkeit von der Größe und Erhabenheit des Ewigen! Wie viel eindringlicher im Wellenspiel der weiten See! Wie viel glänzender der Hochklang ihrer Hymnen zum Ruhme dessen, der sie erschuf! Wind und Welle sein Odem, und für und für, die Stimme des Einen im Ohr.

Und deshalb blickte die vom Vater und Mutter ererbte altväterische Frömmigkeit starr und trotzig aus seinen grauen Augen. Einmal hatte er sogar versucht, die Verehrung Gottes so, wie er sie verstand, im Bilde festzuhalten, es hing über seiner Schatulle an der Wand.

Der Bauer saß, als Johann eintrat, vor seiner Schatulle, einen Zettel vor sich. — Er hatte gerechnet.

„Für hundert Taler", fing er an, „habe ich dich gemietet. Der verdiente Winterlohn beträgt nicht ganz hundert Mark. Wir wollen's voll machen. Der Sommerlohn für ein Vierteljahr gleichfalls hundert, und hundert für die Kost eines Vierteljahrs — macht zusammen dreihundert."

Er deutete auf eine Reihe abgezählter Stapel Silbergeld.

„Da ist es, zähl nach! — Und dann kannst du hingehen und deine Lade packen. Und wenn wir Mittag gegessen haben, kannst du überhaupt gehen, die Lade werde ich morgen hinfahren lassen."

Er legte sich im Lehnstuhl zurück, sah mit leichtumflorten Augen vor sich nieder und machte die Daumenmühle. — „Da wären wir also quitt," sagte er. „Es ist schade, daß es so kommen mußte. Du warst ein guter Knecht."

Der abgelohnte Johann stand mit offenem Mund. An die Abrechnung dachte er gar nicht, da war auch sicher nichts einzuwenden. Das aber, daß er fortgejagt wurde, das kam doch gegen seine Erwartung und Befürchtung, das war doch stark. — Schelte ... Ermahnungen ... und so weiter, ja ... aber fortgejagt!

Er war ein junger, kräftiger, schlanker Mensch und hatte ein offenes, freundliches Gesicht — rot und sonnverbrannt, die Röte von dem feinen Aderspiel der Jugend und der Gesundheit durchtränkt. Respektvoll und doch nicht ohne Selbstvertrauen, die ihn vor einer zu demütigen Beugung bewahrte, war er vor seinen Herrn hingetreten. Nun aber, da dieser ihn wegschickte, verlor er für einen Augenblick die Haltung, stand da mit offenem Mund und kratzte sich hinter dem Ohr. Das war seine Gewohnheit und seine Bewegung, wenn er mit einer inneren Unfreiheit zu kämpfen hatte.

In der ersten Überraschung fand er auch keine Worte. Dann brachte er hervor: „Ich soll aus dem Dienst?"

„Kann nicht anders sein, Johann", entgegnete Hans Horsten. „Ich kann nicht mit Leuten unter einem Dach sein, die nicht an Gott glauben."

„Aber das war ja nur so'n Schnack", entschuldigte sich Johann.

„Ich kann auch nicht mit Leuten zusammen sein, die so'n Schnack machen. Lies den Spruch! Was steht über der Haustür der Kanzlei? Wie es auch von dir gemeint gewesen ist, schließlich führt's doch auf den breiten Weg und in die Hölle."

Der Knecht sah ein, daß nichts zu machen war, da sammelte er den vor Klaus ausgespielten Trotz und Mut und dachte, dann kannst du ja auch deine Meinung sagen. — „Es gibt gar keine Hölle", erwiderte er.

„Selbstverständlich gibt's die nicht. Hab' mir's gar nicht anders gedacht, mein Junge. Für Leute, für die es keinen Gott gibt, kann es auch keine Hölle geben."

„Zähl nach und nimm", setzte der Bauer hinzu. Er wollte der Sache ein Ende machen.

„Nachzählen, das tut nicht nötig", entgegnete der Knecht und füllte das schwere Silbergeld mit vollen Händen in die starken Taschen seiner weiten Beinkleider. Und dann nahm er seine Mütze, die er auf einen Stuhl gelegt hatte, und ging. Den Türgriff hatte er schon in der Hand, als ihn Hans Horsten zurückrief. Die freche Treuherzigkeit, das Gedenken an die Dienste, die der ihm geleistet hatte, den er davonjagte ... es war schade, vielleicht brachte ihn ein gutes Wort doch noch auf den rechten Weg.

„Johann," sagte er, „du bist ein tüchtiger und getreuer Knecht gewesen, das will ich dir danken. Und hoffen will ich, daß der liebe Gott, wenn du auch nicht an ihn glaubst, dich in seine Wege leiten wird."

Er reichte ihm die Hand.

Johann Hell drückte sie fest und entgegnete: „Dank habe ich nicht verdient; ich tat meine Pflicht und nicht mehr. Und das, was man zu tun schuldig ist, tut ein rechter Kerl auch, wenn er nicht alles glaubt, was der Priester sagt.“

„Auch dann, wenn er nicht an Gott glaubt?“

Johann wich der Frage aus. „Was ich zu Klaus sprach, war so dahergeredet“, warf er hin.

Einen Augenblick sann er nach. Und dann entschloß er sich, auf die ihm vorgelegte Frage frei seine Meinung zu sagen.

„Wirt,“ erwiderte er, „Sie wissen, ich war Kutscher bei Dr. Rank.“

„Ich weiß.“

„Und Dr. Rank macht keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig.“

„Ich kenne ihn von ungefähr, soll ein tüchtiger Arzt sein, die Kirche aber nicht besuchen. Was ist mit dem Doktor?“

„Dr. Rank sagt, ob es einen Gott gibt, hat noch kein Mensch herausstudiert, und es wird auch niemals herausstudiert werden. Er für seine Person glaube nicht, daß einer sei. Ja, Wirt, wenn die Studierten es nicht wissen und glauben, wie kann man's von einem Bauernknecht verlangen?“

„Und wo sind die Beweise?“ setzte er hinzu.

Hans Horsten schwieg. Beweise? Ja, wo waren die Beweise? Bibel und Katechismus? Wer nicht an Gott glaubt, glaubt auch nicht an Bibel und Katechismus. Da steht ein scheinbar guter Mensch, Johann steht da mit seinem guten Gesicht, treu und bewährt in Erfüllung seiner Pflicht. Irgendwo in seinem Herzen muß Gott doch noch eine Stätte haben, wenn er es auch selbst nicht weiß. Und mit dem Dr. Rank wird es wohl ebenso sein. Der gönnt sich, wie man hört, Nacht und Tag keine Ruhe, Kranken und Leidenden beizustehen, Arme bekommen nicht einmal Rechnung. Wie sollte einer dazu kommen, der nicht an Gott und an Himmel und an Hölle glaubt?

„Sag 'mal, Johann, wie denkt ihr beide denn, daß die Welt entstanden ist und erhalten wird?“ fragte er.

Es war die Zeit, wo Darwin noch in unvermindertem Ansehen stand, wo man in seinen Lehren und Sätzen von der Entstehung der Arten den Schlüssel zu dem Zauberschloß der Schöpfung gefunden zu haben glaubte. Dr. Rank war ihr Anhänger, ein kleiner Sprühregen war auch auf Johann gekommen. Sein Bemühen, dem Bauern der Kanzlei mit Aufwendung von Kopfkratzen und Stirnrunzeln deutlich zu machen, was er selbst nicht verstand, war rührend, hatte aber keinen Erfolg. Hans Horsten verfolgte inzwischen den alten Gedanken: im Grunde könnte Johann so wenig wie sein Doktor vom Glauben an Gott verlassen sein.

„Besinn dich, Johann,“ sagte er und beendigte dadurch Johanns Rede früher als eigentlich in dessen Absicht gelegen hatte, „besinne dich! Es kann nicht deine Meinung sein, denn ohne Glaube an Gott ist niemand gut!“

Der Knecht lächelte, es war ein beinahe feines Lächeln.

„Ohne Gott niemand gut? Nichts übel nehmen, Wirt, aber ich bin der Meinung, gut sein und glauben, hat wenig miteinander zu tun. Zu den ganz

Ungläubigen will ich mich nicht rechnen, aber ich kann mir gut denken, daß einer, der gar nichts glaubt, doch den graden Weg geht. Es kommt nur darauf an, daß er Ballast im Schiffsraum hat; ich muß da immer an die kleinen Spielschiffe denken, die die Jungs auf dem Teich schwimmen lassen. Da kann ein Wind kommen und sie auf die Seite legen oder doch schräge, und sie kommen immer wieder auf. Das macht, sie haben es in sich, sie haben Stahl im Kiel. Und so ist es auch mit den Menschen. Hat jemand es in sich, hat er Stahl im Kiel oder Ballast geladen, dann kann der Wind nicht viel machen."

„Ganz recht, Johann. Wenn er Gewissen hat. Von wem hat er aber das Gewissen?"

„Das weiß ich nicht", war die Antwort.

„Aber ich weiß es, das ist von Gott. Ist es nicht so?" fragte Hans Horsten.

Johann lächelte nicht mehr. — „Von Gott? — Ich weiß es nicht", wiederholte er.

Der Bauer verfiel in Nachdenken. Auf den Glauben kommt alles an, gute Werke sind nur seine Früchte. Schade um Johann, schade auch darum (ein zeitlicher Gedanke unter all den ewigen), daß die Kanzlei jetzt, wo es „hilde" wird, die Kraft dieses Getreuen entbehren muß. „Aber es geht nicht anders, und wäre es mein eigener Sohn. Es muß sein, aber es soll in Güte und Milde geschehen." — Das war um so eher möglich, als Johann sein Knecht und nicht sein Sohn war, sein Gemüt also doch nicht in solche Bewegung brachte, wie ein ihm durch Blutsverwandtschaft Verbundener getan hätte. — Und er schätzte sich glücklich, daß ihm niemals ein Sohn so gegenüberstehen werde, gegenüberstehen könne, wie der Knecht tat. Einem Sohn gegenüber, das fühlte er, würde er schwerlich gut und milde verfahren können.

„Das, was du mir gesagt hast, Johann," sprach er, „sind Irrgänge. Wir wollen's gut sein lassen. Aber ich hoffe, dich noch 'mal anderen Sinnes zu finden. Gott befohlen!" Und er reichte ihm die Hand.

Johann blieb nicht ohne Rührung.

„Ich danke auch schön, uns Wirt. Aber, was ich noch sagen wollte. Es ist mir eben in den Sinn gekommen: Sie haben mir zu viel Geld hingezählt. Ich hab's im Ramsch eingesteckt, aber nun ist es mir eingefallen. Es ist um mehr als die Hälfte zu viel." Und wie er das sagte, fing er an, in die Tasche zu greifen und Hände voll Taler auf den Tisch zu legen, was Hans Horsten erstaunt ansah.

„Wie meinst du das?" fragte er. „Was soll das, was heißt das?"

„Der verdiente Lohn," antwortete Johann, „hundert, der kommt mir, wenn auch nicht ganz, zu. Nehm' ich, gut. — Und Kost und Lohn, bis ich einen andern Dienst, ich rechne zehn Tage, bekomme ich auch, darauf will ich täglich einen Taler, also weitere zehn Taler rechnen, das macht im ganzen einhundertunddreißig Mark. Das andere aber nehme ich nicht."

„Nimm es ruhig hin, Johann, unsere Gesindeordnung spricht es dir zu."

„Das weiß ich wohl, aber ich will mit meinem Unglauben keinen Gewinn machen. In zehn Tagen finde ich leicht etwas anderes. Und, wenn ich nichts finde, gehe ich in den Koog zum Deichen."

Hans Horsten war überrascht, soviel Unglauben und soviel Uneigennützigkeit!?

„Es ist brav, Johann," sagte er, „aber es geht nicht. Ich hab's gegeben, ich nehme es nicht wieder, mir gehört es nicht."

Johann kratzte sich wieder hinter dem Ohr. „Was machen wir dann?" fragte er.

„Wenn du's nicht haben willst, Johann, schenk's einem armen Mann!"

„Das ist wahr, das könnte geschehen. Und das kommt grade recht, ich weiß eine Stelle, wo es not tut. Ich meine den Schneider Schenk in Aspern. Er ist abgebrannt, hatte nichts versichert, hat viele Kinder, die Frau ist krank, es geht ihm schlecht. Wirt, wenn Sie das für mich besorgen wollten, er braucht ja nicht zu wissen, von wem es kommt. Und im Grunde ist's ja auch keiner von uns beiden, der es gibt."

Der Hofbauer hatte selten eine solche Freude gehabt, wie über diese Rede des jungen Knechts. Hatte er ihm vorher die Hand gereicht, so schüttelte er sie ihm jetzt in einem Anfall lieber Kameradschaftlichkeit. — „So ist es recht," sagte er, „die Linke darf nicht wissen, was die Rechte tut."

III.

Als junger Knabe hatte Hans Horsten sich in einer Kunst versucht, wozu er etwas Talent mitgebracht hatte; es war auf Anregung eines Malers geschehen, der in die Giebelstube seines Vaters zur Sommerfrische gekommen war. Nur ein Bild war übrig geblieben, die Zeichnung von dem Odem des allmächtigen Gottes, dieselbe, die in der Stube, die Johann Hell verlassen hatte, vergilbt und verstockt über der Schatulle hing.

Hans Horsten blieb in Gedanken und seine Augen ruhten auf dem Bild. Die Zeichnung war ihm lieb geworden und lieb geblieben, vielleicht auch deshalb, weil noch ein Körnchen seines Knabenhumors, wovon er so wenig ins Leben hinübergerettet hatte, zum Ausdruck gekommen war.

Man sah das Haus seiner Geburt, ein mäßig großes Bauernhaus. Rechts und links Weiden mit grasenden Kühen, und am Horizont eine glatt und fließend hingelagerte Dünenkette, und darüber hinaus die Kimmung der Nordsee. Und hoch am Himmel über Weiden und Dünen und Meer runde, hochgetürmte, marmorne Wolken.

An der Längswand des Hauses sind Bäume — das heißt eigentlich nur Strünke, wie sie der Boden einer Sand- und Düneninsel, wo der Wind selten schweigt, hervorbringt. Man sieht, wie die armseligen Wipfel sich unter dem Winddruck beugen.

Auf den marmornen Wolken der Urheber der Windsbraut — bäuchlings hingestreckt — ein lockiger, netter Engel, ein Geflügelter; durch eine Riesentuba bläst er nach dem Haus und nach den Bäumen hin.

Erst hatte Hans Horsten auch den lieben Gott selbst gezeichnet — in seiner Allmacht, im langen Faltenhemd, einen großen bärtigen Mann mit einem krummen Mosesstab in der Hand, womit er den Bläser in den Weichen kitzelte.

Der hatte vor Lachen kaum noch blasen können, wenigstens sollte es mit

dem krausen Gesichtchen des Engels angedeutet sein. Die krause Miene ließ er, den lieben Gott strich er aber weg, aus Ehrfurcht, aus Herzensscheu, schob eine dunkle Wolke herauf — nun sah man nur noch das Fluidum des Kitzels strahlenförmig aus dem Stabende strömen.

Unter den Bäumen an der Hauswand stand auch der Künstler selbst ... ein kleiner, rockloser Bauernjunge in Holzpantoffeln. Das Angesicht sah man nicht, es war dem Winde zugekehrt, aber aus beiden Händen hob der Junge die Ohrmuscheln dem Hauch des Ewigen entgegen. Er wußte, daß es Gottes Odem war, der über die Insel daherfuhr, und gern dachte er sich selbst noch so als Mann, mit beiden Händen die Ohrmuscheln heben, damit er um so deutlicher des Ewigen Stimme vernehme.

Hans Horsten hatte kein ausgesprochenes Talent für Musik, liebte aber sanfte, weiche Melodien. Und er erinnerte sich aus seiner Jugend gern der süßklagenden, melancholischen Töne der Harmonika, wie sie nach Feierabend von den Fischerkaten seiner Insel zu ihm herüberschwammen. Er selbst hatte das Ding auch schlecht und recht gespielt; dem fehlte aber der Zauber und die Verklärung der Ferne. Da mußte sein Ohr alles Scharfe und Unreine mitnehmen. Ganz anders das, was von der Küste kam, wenn Tag und Abend erstarben. Der Nebel hatte alles zugedeckt, grau und groß und faltig kam er vom Wattenmeer, das leise und sanft und gurgelnd an den weichen Ufern fraß.

Eine wunderbare Sehnsucht quoll dann zu ihm herauf, Verlangen und Sehnsucht nach dem, in dessen Hand er sich beschlossen fühlte, nach dem Urquell aller Dinge, nach dem großen, dem ewigen Gott. Ein heißes Verlangen ergriff ihn, dem Ursprung der Töne nachzugehen, mit heißem Durst die Lebenswasser zu trinken, die ihm entgegensprudelten, wunschlos in der ihn umfließenden Schönheit zu vergehen.

Er wußte, wer da spielte. Momme Petersen, der an der Düne wohnte, konnte es am besten — den groben Baß greifen mit der Linken und die Tonleiter der Noten mit der Rechten bis zum zweimal gestrichenen C.

Durch zwei mit Bronzeknöpfen versehene Stangen konnte man die Leistung des Instrumentes steigern. Wenn man die erste zog, sang es doppelstimmig, kam die zweite hinzu, so brummte an passenden Stellen sonstiges Effektvolles hinein. Mommes Häuschen kannte er genau, konnte es bei stockfinsterer Nacht finden. Nun aber, wenn die Ziehharmonika rief, wollte er es nicht wissen und wußte es auch wirklich nicht. Wenn sie Töne zu ihm schickte, die durch die Ferne und durch den Nebel gereinigt waren, dann sollte auch die Quelle der Sehnsucht unerreichbar sein, wie Gott. So wollte er es.

Zuweilen halfen sogar die Umstände bei dem Aufbau dieser Phantasie. Wenn die Ziehharmonika nicht in einer Fischerkate gespielt wurde, die Töne vielmehr durch die Nebel über den Wassern aus unbekannten Barken herüberklagten, die Quelle also nicht nur in der Vorstellung, sondern wirklich unauffindbar und unerreichbar war.

Das und andere Erinnerungen flogen durch seinen Sinn, als der gottesleugnerische Knecht ihn verlassen hatte.

Neustadt a. d. Oder  Eduard Ockel

Wiederum ein Beispiel, welch ein wunderliches Ding das menschliche Herz sei. Gute Werke und Gottesglaube, jene nur die Frucht des Glaubens an Gott und des Lebens in ihm, so war ihn gelehrt worden. Keine guten Taten ohne Gott. Und nun kommen gleich zwei Ungläubige, Johann und sein Doktor, weisen ihr Herz auf und — siehe da! es sind gute Herzen und sind voller Menschenliebe.

Immer noch saß er vor der Schatulle und vor dem darüberhängenden Bild. Er war ein Gottesfürchtiger und ein Gläubiger. Aber was hatte er an Taten aufzuweisen? — Und die Tage der Vergangenheit zogen an ihm vorüber.

Von klein auf wollte er ein Diener des Herrn und ein Verkünder seines Wortes werden. Das war sein Wunsch, und die Eltern waren damit zufrieden. So besuchte er, als er heranwuchs, die zunächst belegene Gelehrtenschule des Festlandes.

Anfechtungen fehlten nicht, und nicht die Versuche, seinen Glauben zu lockern. Und nicht immer war er gewappnet gewesen, alles stahlhart von sich abzuweisen. Es waren Stunden gekommen, wo er sich, wie es die meisten seiner Mitschüler taten, fragte, wer denn die Richtigkeit der angeblichen Offenbarung verbürge, ob sie vielleicht doch nicht Täuschung oder gar Menschentrug sei, wie so vieles andere. So war er ein Wankender geworden, kein Gefallener, ein Wankender auf nur kurze Zeit. Denn wie Wegstaub hatte er es für immer von sich abgeschüttelt, sobald sein Fuß zum erstenmal wieder den Boden der Inselheimat berührt hatte.

Bis zur Primareife hatte er es gebracht, näher kam das so heiß ersehnte Ziel, da verloren seine bis dahin in mäßigem Wohlstande lebenden Eltern ihr Vermögen, an die Fortsetzung seiner Studien war nicht zu denken.

Er nahm es als eine Schickung des Höchsten hin und unterwarf sich ohne Groll und ohne Bitterkeit. Ein in den Marschen der Elbe lebender Verwandter nahm ihn auf. Dort erlernte er die Landwirtschaft mit dem ihm eigenen brütenden Ernst, mit dem Fleiß und mit der Stetigkeit, womit er alles betrieb, was er als seine Lebensaufgabe erkannt hatte. In seiner äußeren Erscheinung von der Natur nicht schlecht behandelt, blieb er, wenn die Väter guter Töchter den Kreis der Eidame musterten, nicht unbeachtet. Zugleich erlangte er den Ruf eines in seinem Wandel und Tun wunderlich streng gesitteten jungen Mannes.

Auf der Kanzlei wohnte ein begüterter Mann, ein Witwer; er hatte keine männlichen Erben, eine einzige Tochter. Er war häuslich und fromm, die Tochter war es auch. So kam es, daß der mittellose junge Friese Gnade vor ihren Augen fand. Der Alte hätte sicherlich sein Jawort gegeben, verunglückte aber bei einer Wagenfahrt, wie die jungen Leute sich einig geworden waren. Nach angemessener Trauerzeit freite Hans Horsten, obgleich er nicht viel mehr war, als ein Bauernknecht, heiratete Hans Horsten die reiche Erbin.

Was werden die von Grund aus umgewandelten Lebensbedingungen, was wird die Ehe aus ihm machen? Wie wird sich seine Ehe gestalten?

Die letzte Frage schnitt schon das erste Jahr seines Lebens ab. Die Frau starb, als sie seinem Harro (den Namen erhielt der Junge nach seinem friesischen Großvater) das Leben geschenkt hatte. Ein harter Schlag. Vielleicht hätte Hans

Horsten an der Seite seiner Frau doch noch für gewisse, wenn auch in Gottesfurcht gesammelte Lebensfreude gewonnen werden können, nun aber überwucherte sein Leben ein strenger Ernst, mehr noch als seine Naturanlage an sich gebot. Freilich nicht der Geist der Verbitterung. Dazu hatte er viel zu viel vom Hiob an sich; denn was auch kommen mochte, der Name des immerdar, auch dann, wenn er die Zuchtrute schwang, des immerdar liebenden Herrn war zu loben. Was ihn so ernst und sorgenvoll machte, war hauptsächlich eine Art Angst, den schmalen Weg durch die enge Pforte zu verfehlen. Er trug sie aber nicht nur für seine Person, sondern mehr noch für die, die ihm nahestanden und die er liebte.

Er verheiratete sich nicht wieder. — „Heiraten ist gut," sagt der Apostel, „nicht heiraten ist besser." — Für die Zukunft wollte er das bessere Teil erwählen, glaubte es auch dem Andenken der Verblichenen schuldig zu sein. Es begann die Zeit der Haushaltung mit Mietlingen als Vorstand des weiblichen Teils, und der entbehrte bald mehr, bald weniger der Ordnung, der Fürsorge und fast immer der eigentlichen Behaglichkeit. Eine gewisse Änderung zum Guten trat indessen ein, als Henriette Dahm, eine Witwe aus der Verwandtschaft seiner verstorbenen Frau, die Leitung übernahm. Soweit die nach dem Rechten sehende Hausfrau zu ersetzen war, tat sie es, ihr Wirken färbte ab auf alles, worüber sich ihre Hand reckte. Es beschränkte sich aber auf die wirtschaftliche Seite der Kanzlei. Die den weichen, sorgenden Frauenhänden eigentümliche Gabe, den Dingen um sie her einen Abglanz gütiger Herzenswärme mitzuteilen, war ihr versagt. Daher lag nach wie vor auf der Kanzlei ein starrer Hauch, der sich sogar dem Hause und den Ställen und Scheuern mitteilte. Firste und Kanten waren sorgsam mit Pappe bedeckt, was ihnen ein schroffes, akkurates, eben deshalb aber auch hartes Aussehen gab. Das trat sogar in mond- und sternenhellen Nächten hervor. Immer lag die Kanzlei da, wie ein den Spaß und Frohsinn bedräuender Koloß.

(Fortsetzung folgt)



Silhouette · Von Paul Zech

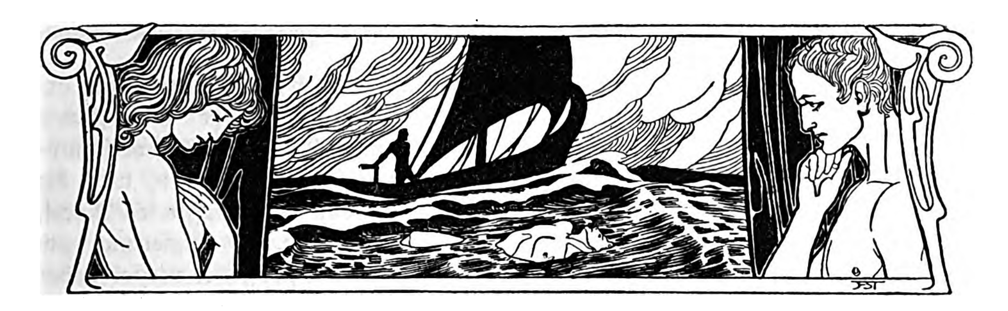
(Nach Oskar Wilde)

Lavendelgrau lag weit das Meer hinaus
Und klagte dumpf herauf wie Paukenton.
Das Frühlicht flog wie windverwehter Mohn
Tanztaumelnd über Bucht und Brückenhaus.

Hellsilbrig funkelte der feuchte Sand.
Haarscharf umrissen lag darin ein Boot.
Der Schiffsjung' stand im Mastkorb und entbot
Dem jungen Tag den Gruß mit heller Hand.

Brachvögel lärmten mit verjüngter Kraft,
Strandhafer ging im Wind wie Frauenhaar.
Und auf der Düne stand die Schnitterschar
Gespenstisch starr und silhouettenhaft.





Die Flucht des Prinzen von Preußen
nachmaligen Kaisers Wilhelm I.
Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen

Louis Philipps Sturz und die Wirkung auf Europa

Seitdem Louis Philipp den französischen Thron als Bürgerkönig bestiegen hatte, war kein Jahr verflossen, in dem nicht mehr bedeutende Aufstände, teils in Paris, teils in andern Teilen Frankreichs, stattgefunden hätten. Mehrfache Angriffe auf das Leben des Königs zeigten in der Zwischenzeit, daß die Gärung in den untern Volksschichten, angefacht und unterhalten durch Persönlichkeiten der Opposition und der Partei der Republikaner, fortdauere; und mehr und mehr brach sich die Überzeugung Bahn, daß ein durch eine Revolution erlangter Thron weder durch die Theorien des Doktrinarismus, noch durch Kammergeschwätz, noch durch die Unterstützung der Epiciers, die unter Louis Philipp florierten, erhalten werden könnte. Schon im Jahre 1838, als ich längere Zeit in Paris war und oft Gelegenheit hatte, das Treiben in den Tuilerien und die Leute zu beobachten, die damals dort verkehrten, stießen mir erhebliche Zweifel darüber auf; und wenn es sich zu jener Zeit auch gar nicht absehen ließ, in welcher Weise eine Änderung eintreten würde, so sagte ich mir doch, daß bei dem ehrgeizigen Charakter der französischen Nation ein solcher Zustand nicht dauern könne. Viel trugen zu der allgemeinen Mißstimmung die nicht ganz makellosen Geldspekulationen Louis Philipps bei, die selbst bei den besser Gesinnten um so mehr getadelt wurden, als das böse Beispiel des Staatsoberhauptes einen nachteiligen Einfluß auf die Moralität der höheren Beamten ausübte. Der Pot de vin von 100 000 Frs., die der Minister Terte nahm, machte vor allem einen bösen Eindruck, stand aber nicht vereinzelt da, denn auch die Million Frank, die sich der Marschall Bugeaud angeblich für die Chemins vicinaux seines Departements in Afrika ausgemacht hatte, trug einen sehr zweifelhaften Charakter. So wie es denn auch allgemein bekannt war, daß der Minister Thiers als Minister des Auswärtigen den Telegraphen hauptsächlich zu Börsenspekulationen ausnutzte. Natürlich wurden alle diese Dinge von der Opposition reichlich ausgebeutet, um eine dauernde Agitation gegen das damalige Ministerium zu unterhalten, freilich ohne zu ahnen, daß sie selbst nur den Republikanern in die Hände arbeiteten.

Mit der Zeit und je länger das Ministerium Guizot am Ruder blieb, genügten diese kleinen Agitationsmittel der Opposition nicht mehr; man strebte nach größeren, auf die unteren Volksschichten wirkenden Mitteln. Volksversammlungen an öffentlichen Plätzen konnten dazu nicht ausgenutzt werden, weil die bei solchen Gelegenheiten leicht entstehenden Emeuten von der bewaffneten Macht, die damals, angeregt durch die in Afrika erfochtenen Siege, der Regierung noch zugetan schien, leicht unterdrückt werden konnten. Die Opposition verfiel daher auf die Idee der Reformbanketts, d. h. man wollte in großen Räumen, in öffentlichen Gärten usw. Mahlzeiten einrichten, an welchen jedermann zu einem äußerst geringen Preise teilnehmen konnte, und wo die bei solchen Gelegenheiten immer mehr oder weniger eintretende Aufregung dann zu Agitationen im Sinne der Reform, d. h. im Sinne der äußersten demokratischen Forderungen, benutzt werden sollte, ohne daß die Regierung die Mittel besäße, in gesetzlicher Weise einzugreifen.

Diese Reformbankette fanden selbst unter Teilnahme vieler Deputierter in Paris sowie an verschiedenen Orten Frankreichs statt, und erregten sowohl dort wie im Auslande große Bedenken; und sehr wohl entsinne ich mich noch, wie der Prinz von Preußen schon damals mehrfach äußerte, daß gar nicht abzusehen sei, wohin diese Agitationsmittel noch führen würden.

Am 28. Dezember 1847 eröffnete Louis Philipp die Kammern. In der Thronrede erwähnte der König der Reformbanketts, zwar nicht direkt, deutete aber auf dieselben mit den Worten hin: „Mitten in der Bewegung, die feindliche oder blinde Leidenschaften anschüren, stärkt mich eine Überzeugung und hält mich aufrecht: die, daß wir in der konstitutionellen Monarchie, in der Vereinigung der großen Staatsgewalten die gesicherten Mittel besitzen, um alle die Hindernisse zu überwinden und allen sittlichen und materiellen Interessen unseres teuren Vaterlandes zu genügen ...“

Obgleich nun der König beim Eintritt in die Kammern und an vielen Stellen der Thronrede, und beim Verlassen der Kammern durch die Deputierten, ja selbst bei der Abfahrt durch die Linie und Nationalgarde mit lautem vive le roi begrüßt wurde, so war dennoch die unheimliche Stimmung, die in Paris herrschte, dadurch nicht beseitigt, und die Fonds, die schon seit länger im Sinken begriffen, fielen mehr und mehr.

Unter so drohenden Umständen begann das Jahr 1848. Allein nicht bloß die schweren Gewitterwolken, die am politischen Horizonte hingen, sondern noch andere Ereignisse stellten als böse Omina sich ein und trugen wesentlich dazu bei, die Gesundheit des schon geraume Zeit leidenden Königs zu erschüttern und seine Kraft zu lähmen.

Das erste war der Anfang Januar eingetretene Tod der Schwester des Königs, Prinzessin Adélaide, gewöhnlich Mad. Adelaide genannt. Sie war eine Frau von bedeutenden geistigen Mitteln gewesen und das einzige Mitglied der königlichen Familie, in dessen Busen der König seine Sorgen ausschütten und wo er in zweifelhaften Fällen einen verständigen, nicht von Vorurteilen umschleierten Rat finden konnte. Allgemein wurde der Tod dieser Frau daher

auch als ein sehr böses Omen angesehen. — Ein zweites Ereignis, das Anfang des Jahres eintrat, hätte eigentlich zur Stärkung der Regierung wirken müssen, allein auch dieses wurde von den Unglückspropheten als böses Omen ausgelegt. Nach langjährigen Kämpfen war es nämlich dem Herzog von Aumale geglückt, den Emir Abdel Kader so in die Enge zu treiben, daß letzterer sich genötigt sah, sich den Franzosen als Gefangener zu stellen. Die Oiseaux de mauvaise augure, deren es überall gibt (bei uns Vinke, Olbendorf), deuteten dies nun in der Art, daß, so wie der Thron Karls X. wenige Tage nach dem Sturze des Deys von Algier zusammengebrochen sei, auch der Thron Louis Philipps bald nach dem Sturze des Chefs der Wüste zusammenbrechen würde. Nicht zu leugnen ist, daß die Zustände Frankreichs in beiden Fällen ähnlicher Art waren.

Wie dem aber auch sei, die Zustände in Paris wurden immer bedenklicher. Die Oppositionsjournale beurteilten die Thronrede auf das bitterste und fanden in dem die Reformbanketts betreffenden Passus eine Beleidigung gegen alle diejenigen, die nicht zur ministeriellen Partei gehörten, so wie überhaupt die Angriffe gegen das Ministerium ärger wurden, wie in der schlimmsten Zeit der Restauration. Anfang Februar wurde die Aufregung immer größer, und man sprach in Paris schon davon, daß bald eine Emeute stattfinden könnte. Die Regierung vermehrte die in und um Paris dislozierten Truppen bedeutend, allein schon damals äußerten sich die einzelnen Stimmen dahin, daß auf die Truppen nicht zu zählen sei, wenn die Nationalgarde gegen die Regierung wäre; und mit dieser sah es jetzt mehr als zweifelhaft aus, ungeachtet sie im Anfang der Regierung Louis Philipps die Hauptstütze seines Thrones gewesen war. Mit vollem Rechte schrieb man daher auch Mitte Februar aus Paris: „Die Lage ist sehr ernst und es ist sehr zu befürchten, daß man sich binnen kurzem schlagen wird.“

Die Sache kam endlich zur Krisis durch ein Monstre-Reformbankett, das von Odillon Barrot, Lamartine, Ledru Rollin, Louis Blanc und einigen andern Mitgliedern der Opposition und der Partei der Republikaner zum 22. Februar in den Champs Elysées arrangiert worden war, und zu dem sich viele Tausende von Teilnehmern gemeldet hatten, das aber kurz vor dem festgesetzten Zeitpunkt von der Regierung verboten wurde.

Natürlich erzeugte dies eine ungeheure Gärung in Paris, und auf allen Plätzen häuften sich Massen von Menschen. Seitens der Regierung wurden gewaltige Streitmittel entwickelt und an einigen Punkten gekämpft. Die Nationalgarde war aber unsicher, und gegen Abend des 22. Februar fing man an, Barrikaden zu bauen.

In dieser Lage glaubte das Ministerium Guizot sich nicht mehr halten zu können; es resignierte. Odillon Barrot, der seit 1813 gegen alle Ministerien opponiert hatte, kam ans Ruder, freilich um sich nur sehr kurze Zeit zu erhalten. In der Bourgeoisie herrschte ungeheurer Jubel; man glaubte alles beendet und feierte den Abend des Tages durch Illumination. Allein das paßte den Republikanern schlecht; sie bedurften immer neuer Aufregung, und diese wurde durch die bekannten Flintenschüsse vor dem von Truppen besetzten Ministerium des Auswärtigen herbeigeführt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch Paris: das Volk würde von den Truppen massakriert. Man griff zu den Waffen, Barrikaden wurden in der Nacht von neuem gebaut, und Aufstand und Kampf begannen in verstärktem Maße.

Unzweifelhaft wäre es bei der großen Masse von Truppen, die in und um Paris versammelt waren, der Regierung nicht schwer geworden, den Aufstand niederzuschmettern; allein dazu bedurfte es energischer Maßregeln, und zu diesen konnte Louis Philipp, dessen Kraft durch körperliche Leiden und durch die vielen erschütternden Ereignisse, die in seiner achtzehnjährigen Regierung stattgefunden hatten, gebrochen war, sich nicht entschließen. Er zog es vor, zugunsten seines Enkels, unter der vorläufigen Regentschaft der Herzogin von Orleans, abzudanken. Dies wurde jedoch von den Aufständischen nicht angenommen; und obgleich seitens der Herzogin von Orleans in der Deputiertenkammer noch ein mutvoller Versuch gemacht wurde, die Rechte ihres Sohnes zu wahren, so mißlang derselbe vollständig, und die Republik wurde proklamiert.

Es konnte nicht fehlen, daß derartige mächtige Ereignisse den größten Einfluß auf die Stimmung der übrigen Staaten Europas ausübten, und zuerst natürlich auf die Frankreich zunächst liegenden Kleinstaaten. Hier, namentlich in Nassau, Hessen, Baden und Württemberg, entstand eine Aufregung, die sich in einem liberalen Schwindel Luft machte, der seinen Ausdruck in ultrademokratischen Forderungen fand, unter denen die hervorragendsten vollständige Freiheit der Presse und allgemeine Volksrepräsentation waren. Allein auch die größeren Staaten sollten nicht von der allgemeinen Krankheit verschont bleiben.

Gewitterstimmung in Berlin

In **Berlin** erhielt man die erste Nachricht von den letzten Pariser Ereignissen am 27. Februar abends durch den Herzog von Nassau, der nach Berlin kam, um hier Schutz und Hilfe gegen seine aufständigen Untertanen zu suchen, und von diesem Augenblick konnte sich niemand mehr verhehlen, daß auch wir ernsten Erschütterungen entgegengehen würden. Die ersten Symptome davon zeigten sich in Köln, wo am 4. März Ruhestörungen stattfanden, die dazu benutzt wurden, um Adressen an die Regierung mit den gewöhnlichen demokratischen Forderungen zu entwerfen; und von hier aus verbreitete sich die Aufregung nach und nach in größerem oder geringerem Maßstabe über alle Provinzen des preußischen Staates. Am 8. März herrschte in Berlin bereits eine drohendes Unwetter verkündende Gewitterschwüle, auf die namentlich die Börse stark reagierte, und am 9. zeigten sich die ersten Blitze in der Gestalt von Adressen, die zwar keine bestimmten Forderungen enthielten, die aber von dem bekannten liberalen Geschwätz überflossen. Am Abend desselben Tages fand eine Art von Volksversammlung bei den Zelten statt, die man zwar ruhig gewähren ließ, die aber doch das Ausrücken verschiedener Truppenteile veranlaßte, namentlich hielten zwei Eskadronen Garde du Corps auf dem Pariser Platz.

Wir, die zum **Stab des Prinzen von Preußen** gehörigen Offiziere, waren in dem Palais desselben versammelt, und hier erhielt ich von dem

Chef des Generalstabs von Dankbahr den Auftrag, nach den Zelten hinauszureiten und zu sehen, was daselbst vorginge. Es war nach 8 Uhr abends und bereits ganz dunkel, so daß ich mich der Versammlung, durch das Gebüsch des Tiergartens gedeckt, ungesehen nähern konnte. Ein Redner hatte das auf dem Platze stehende Musikzelt bestiegen und sprach in lebendiger Weise zu etwa 700 Umstehenden, die sich aber dabei ziemlich ruhig verhielten und sich bereits zu zerstreuen anfingen. Dies schien nicht bedenklich, und ich kehrte zurück, um so mehr, als ich befürchten mußte, in meinem Versteck entdeckt zu werden. Auf dem Pariser Platz traf ich den damaligen Minister des Innern von Bodelschwingh, der in der Uniform eines Landwehrmajors umherritt und mit dem ich mich eine kurze Zeit über die Lage der Dinge unterhielt. Währenddem kam ein Zug von 200 Menschen singend und lärmend zum Brandenburger Tor hereingezogen. Der Minister ritt an denselben heran und sagte zu den Leuten: „Es schickt sich nicht, am späten Abend einen solchen Lärm in den Straßen zu machen," worauf ihm erwidert wurde: „Was geht Sie das an, jetzt ist Freiheit, und wir tun, was wir wollen, wissen Sie das?" — Ein böses Zeichen, und der Minister hielt es für angemessen, fortzureiten, ohne ein Wort zu sagen.

Inzwischen nahm die Aufregung immer mehr zu, und von nun an fanden beinahe jeden Tag in einem oder dem andern Stadtteile tumultarische Zusammenrottungen statt, so daß die Truppenteile der Garnison beinahe jeden Abend ganz oder teilweise ausrücken und bis 11 und 12 Uhr nachts auf den Straßen verweilen mußten, wodurch die Leute sehr ermüdet wurden.

Den 15. März kamen schon bedeutende Aufläufe besonders am Schloßplatz, in der Breiten- und Brüderstraße vor; und in letzterer wurden zuerst leichte Barrikaden gebaut. Der Pöbel war im höchsten Grade erregt, Wachen und Posten wurden mit Steinen beworfen, und natürlich erfolgten bei diesen Gelegenheiten mehr oder minder schwere Verwundungen einzelner Tumultuanten. Man sah seitens der Behörden ein, daß die Sache immer ernster würde und daß gewichtigere Maßregeln ergriffen werden müßten. Es erfolgte daher am 16. März eine Bekanntmachung der Polizei, in welcher das Publikum vor der Teilnahme an Aufläufen gewarnt wurde mit der Bedrohung, daß dergleichen die öffentliche Gewalt störende Zusammenrottungen auseinandergetrieben werden sollten. Damit es aber womöglich hierbei nicht zum Äußersten käme, wurden von dem Oberbürgermeister sogenannte Schutzkommissionen gebildet. Diese aus angesehenen Bürgern gebildeten Kommissionen sollten in Abteilungen von acht bis zehn Personen die Stadt durchwandern und überall da, wo sich Zusammenrottungen bildeten, die Leute auf gütlichem Wege zum Auseinandergehen auffordern. Als Erkennungszeichen trugen die Mitglieder dieser Kommission eine weiße Binde um den linken Arm.

Unterdessen war am 13. März in Wien ein bedeutender Aufstand ausgebrochen, infolgedessen dem Kaiser allerlei Konzessionen abgedrungen wurden, die dann später die Folge hatten, daß der Fürst Metternich seine Ämter niederlegte und ein Ministerium altliberaler Art ernannt wurde. In Berlin kam die erste Nachricht hiervon am 16. März, früh, durch eine Depesche der preußischen Gesandtschaft in Wien an, die ein Feldjäger an das Ministerium des Auswärtigen

überbracht hatte und die ich, als ich um 10 Uhr zum persönlichen Dienst in das Palais des Prinzen kam, bereits in des letzteren Hand fand. Der Prinz war durch das Gelesene sehr ergriffen und beschloß, sogleich zum Minister des Auswärtigen, Generalleutnant von Canitz, zu fahren. Dort angekommen begab sich der Prinz mit dem Minister in dessen Kabinett, und ich blieb in dem Vorzimmer, das von dem Kabinett nur durch eine leichte Wand getrennt war, so daß ich ziemlich alles, was daselbst vorging, hören konnte. Natürlich betraf die Unterhaltung die Wiener Nachrichten; beiderseits wurde die Ansicht ausgesprochen, daß nach diesem Vorgange eine ähnliche Bewegung in Berlin nicht mehr aufzuhalten sein würde und daß es hiernach besser wäre, freiwillig mit Zugeständnissen im Geiste der Zeit vorzugehen, als sich dieselben später abdrängen zu lassen. Ich entsinne mich, daß der Prinz sich hierbei der Worte bediente: „Es bleibt nichts übrig, als sich an die Spitze der Bewegung zu stellen."

Auf der Rückfahrt nach Hause drehte sich das Gespräch um die möglicherweise bevorstehenden Ereignisse, wobei ich den Prinzen darauf aufmerksam machte, daß die Truppen jetzt acht Tage beinahe jeden Abend ausgerückt gewesen wären und dadurch ungemein um so mehr fatiguiert würden, als die gewöhnliche Garnisonsverpflegung den Leuten kein genügendes Abendbrot gewähren könne, so daß die Truppen meist hungrig zu Bette gehen müßten, und wenn ernste Ereignisse auch in Berlin eintreten sollten, sehr zu befürchten wäre, daß die Truppen aus Mangel an physischen Kräften ihre Tüchtigkeit nicht vollständig zur Entwicklung bringen könnten; die Erfahrung aber dargetan habe, daß da, wo die Unterdrückung von Aufständen durch gute Truppen mißglückt wäre, dies meist nur an der mangelhaften Verpflegung der Truppen gelegen hätte. Der Prinz erwiderte darauf, daß die bezüglichen Anträge ja bereits vor mehreren Tagen an das Kriegsministerium abgegangen seien und die Antwort jeden Augenblick eingehen könne; worauf ich mir die Bemerkung erlaubte, daß dergleichen Anträge im Geschäftsgange von dem Kriegsministerium dem Militär-Ökonomiedepartement zugestellt würden, welches sie dem betreffenden Rat zuschriebe, der sie überlege, dann sie dem Departementschef vortrüge, worauf das Resultat expediert und unterschrieben werde und schließlich die ganze Instanzenleiter wieder hinaufklettern müßte; daß aber, bevor eine Entscheidung eingetroffen sein würde, die Truppen längst halb verhungert sein würden. Ich schloß mit den Worten: „Haben Königliche Hoheit die Gnade, jetzt gleich zum Kriegsministerium zu fahren und die Sache direkt von Mund zu Mund abzumachen, dann wissen die Truppen in zwei Stunden, woran sie sind." Dies schien dem Prinzen einleuchtend zu sein; er ließ umkehren und fuhr zu dem Kriegsminister Generalleutnant von Rohr, wo dann sogleich festgesetzt wurde, daß die Truppen für jeden Mann, der nachmittags oder abends ausrücken müßte, 2½ Silbergroschen extra liquidieren könnten.

Beim König in Potsdam

Nach dem Palais zurückgekehrt — es mochte 1 Uhr sein —, sagte mir der Prinz, daß er einige Zeilen über die Wiener Ereignisse an den König schreiben wolle, die ich, damit sie schnell in dessen Hände kämen, überbringen solle.

Ich fuhr um 2 Uhr ab, kam um 3 Uhr im königlichen Schloß in P o t s d a m an, ließ mich beim König melden und wurde von demselben in dem kleinen Kabinett, in dem er zu wohnen pflegte und wo er seine Socken und Schnupftücher am Ofen allerhöchst zu trocknen pflegte, empfangen. Ich übergab das Schreiben des Prinzen, bemerkte aber zu meinem Erstaunen, daß dasselbe auf den König gar keinen Eindruck machte. Die Tafel wurde annonciert; er legte dasselbe ruhig hin und sagte in gewohnter freundlicher Weise: „Kommen Sie, lieber O., und essen Sie eine Suppe mit uns."

Die Tafel war ganz klein, und außer den Personen vom Hofe, die den Dienst hatten und mir war nur noch der Generalintendant der Schauspiele Graf Redern anwesend. Die ersten Gerichte wurden in gewohnter Weise bei leisem Gespräch eingenommen. Auf einmal sagte der König: „Kann denn niemand mir etwas Bestimmtes über die Gerüchte sagen, die in bezug auf Ereignisse, die in Wien vorgefallen sein sollen, umherlaufen?"

Ich sah den König erstaunt an und erwiderte: „Eure Majestät halten zu Gnaden, das sind keine Gerüchte, sondern es ist leider bittere Wahrheit. Heute früh ist ein Kurier mit Depeschen aus Wien angekommen, die von dem Ministerium des Auswärtigen sogleich Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen mitgeteilt worden sind, und der Brief, den ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu überbringen, bezieht sich auf diese Depeschen. Ich habe dieselben natürlich nicht gelesen, was ich aber im allgemeinen darüber vernommen habe, ist, daß in Wien am 13. ein Aufstand ausgebrochen ist, infolgedessen Se. Majestät der Kaiser in der Burg bedrängt, zu allerlei Konzessionen veranlaßt worden ist, und daß der Fürst Metternich von seinen Ämtern zurückgetreten ist. Der Brief Sr. Königl. Hoheit ist sehr eilig und wahrscheinlich in der Voraussetzung geschrieben, daß die Depeschen, die von Sr. Königl. Hoheit sogleich dem Auswärtigen Ministerium zurückgeschickt wurden, längst in Eurer Majestät Händen sind."

„Mein Gott!" rief der König aus, „i c h h a b e g a r n i c h t s b e k o m m e n, das ist ja eine Hundezucht, und so schlecht wie ich ist kein Mensch in der Welt bedient, das soll sogleich recherchiert werden, wo die Depeschen geblieben; ich bin der Meinung gewesen, daß die Worte des Prinzen sich bloß auf mögliche Ereignisse beziehen."

Der König hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die fraglichen Papiere von der Post gebracht und dem König eingehändigt wurden. Die Kanzlei des Ministeriums hatte den Fehler begangen, die Depeschen wie gewöhnlich mit der Post statt per express nach Potsdam zu schicken. Der König las sie, und sein Gesicht wurde immer ernster, während alles schweigend an der Tafel saß. Als er fertig war, legte er die Depesche neben sich auf den Tisch, wies eine nun ihm präsentierte Schüssel mit der Hand zurück und sagte bloß: „Nein, das ist zu arg, ich kann nicht mehr essen."

Die Tafel wurde sogleich aufgehoben und ich von neuem in das Kabinett des Königs zitiert.

Der König sagte mir, daß er sogleich nach Berlin fahren müsse, daß er aber nicht mit Bedeckung in Berlin hereinfahren wolle, sondern im Falle, daß die Stadt

schon unsicher sei, es vorziehen werde, auf dem Bahnhof zu bleiben. Wie das Aussehen Berlins bei meinem Abgange gewesen wäre und ob ich glaubte, daß er ohne Hindernisse nach dem Schlosse fahren könne. Ich erwiderte ihm, daß bei meinem Abgange Berlin ganz ruhig gewesen wäre und wie ich nicht daran zweifle, daß er ganz ungehindert zum Schlosse kommen könne, da die Wiener Nachrichten wohl erst gegen Abend allgemein bekannt werden würden. Was später kommen könne, wäre allerdings eine andere Frage. Hierauf entschloß sich der König, nach Berlin zu fahren, wo er um 6 Uhr ankam und wie gewöhnlich zum Schlosse fuhr.

In Berlin war es allerdings im Laufe des 16. März äußerlich ziemlich ruhig gewesen, die neugebildeten Schutzkommissionen durchwanderten die Stadt in Abteilungen zu vier bis sechs Mann und noch in größerer Zahl und forderten überall zur Ruhe und zum Auseinandergehen da auf, wo sich mehrere Personen auf der Straße vereinigt hatten. Allein gegen Abend bildeten sich doch allerlei attroupements vor der Königswache, wobei Exzesse gegen die Schutzkommissionen und die Truppen vorfielen, infolgedessen die letzteren zum Feuern genötigt, ein Mensch getötet und mehrere verwundet wurden.

Ein Ritt durch das aufrührerische Berlin

Inzwischen hatte die Regierung sich wirklich an die Spitze der Bewegung gestellt und war mit Zugeständnissen vorgegangen, die den ausschweifendsten Forderungen der Zeit hätten genügen müssen. Viele sonst ganz ehrenwerte und gescheite Leute glaubten auch wirklich, daß damit die ferneren Agitationen wenigstens fürs erste abgeschnitten seien, und dies veranlaßte, daß am 18. März, etwa gegen 1 Uhr, eine große Anzahl von Bürgern sich nach dem Schloßplatz begaben, um dem König ihren Dank für die gewährten Konzessionen abzustatten. Dies schien ganz unverfänglich zu sein, um so mehr, als der 17. März im ganzen ruhig verlaufen war. Ich hatte am 18. den persönlichen Dienst beim Prinzen von Preußen und fuhr mit demselben etwa um ½2 Uhr zum Schloß.

Auf dem Schloßplatze war außer der vorerwähnten Bürgerdeputation viel Volk versammelt, das sich mit einer gewissen Unruhe gegen die von Wagen besetzten Schloßeingänge drängte, ohne jedoch zu jener Tageszeit Gewaltsamkeiten gegen die Truppen auszuüben, wenigstens so viel wie ich sehen konnte.

Als wir nun die Hauptterrasse des Schlosses hinaufgingen, kam der Polizeipräsident von Minutoli gerade vom Könige herunter. Ich sprach einige Worte mit ihm über die Lage der Dinge und sagte: wie es mir schiene, als ob die Sache fürs erste vorüber wäre; worauf mir der Präsident antwortete: „Glauben Sie mir, Herr Major, die Sache ist nicht vorüber und wird wahrscheinlich in wenigen Stunden ärger als je losgehen." Ich führe dies besonders deshalb hier an, weil der Präsident von Minutoli bald nach den Märzereignissen von vielen des Einverständnisses mit den Aufständigen beschuldigt worden ist; man gab als Grund an, daß es nicht denkbar wäre, daß ein solcher gewaltiger plötzlicher Losbruch, wie er am 18. März stattfand, ohne Vorbereitungen hätte geschehen können und

ohne daß die Polizei davon Kenntnis gehabt hätte. Wenn aber der Polizeipräsident wirklich, wie man damals sagte, ein Verräter gewesen wäre, so hätte er sich gewiß nicht gegen mich, der zu jener Zeit zum Stabe des Prinzen von Preußen gehörte, in der eben angeführten Weise ausgesprochen.

Später in England äußerte sich der Prinz einmal bei vorkommender Gelegenheit gegen mich dahin, daß Minutoli die Vorbereitungen zum Aufstande und die von außerhalb nach Berlin heimlich gekommenen fremden Häupter desselben recht gut gekannt, sich aber stets gegen den König dahin geäußert hätte, daß es zum Einschreiten gegen dieselben noch zu früh sei und die Sache noch mehr zur Reife kommen müsse, um sie mit einem Male niederzuschlagen; durch dieses Hinziehen sei er von den Ereignissen überrascht worden.

Wir verließen danach sehr bald das Schloß und ich eilte nach Hause, wo ich mich ungefähr um ½3 Uhr mit meiner Familie zu Tisch setzte. Gleich darnach fuhr meine Frau mit den Kindern nach der Stadt (wir wohnten damals Potsdamerstraße 13), kam aber sehr bald heftig erschrocken zurück und teilte mit mit, daß sie in der Leipzigerstraße hätte umkehren müssen, daß dort alles in Aufruhr sei und daß bereits Generalmarsch geschlagen würde. Ich ließ sogleich satteln und eilte nach der Stadt.

Am Leipziger Tor angekommen, stürzte mir Dr. Riese entgegen und rief mir in der höchsten Aufregung zu: „Ach, Herr Major, helfen Sie, retten Sie, es ist ein fürchterliches Unglück geschehen, eben waren die Bürger auf dem Schloßplatz versammelt, um dem König ihre Freude und ihren Dank für die herrlichen Konzessionen, die er dem Lande gemacht hat, auszudrücken, und alles war voller Freude und Glückseligkeit, als plötzlich die Dragoner aus einem Hinterhalte hervorstürzen und auf das wehrlose Volk einhauen.“ Ich erwiderte ihm darauf, daß das ja ganz unmöglich sei und daß ein Irrtum darin obwalten müsse; übrigens ritte ich jetzt zum Prinzen und würde bald erfahren, was Wahres an der Sache sei.

„Reiten Sie aber nicht durch die Leipzigerstraße,“ fuhr der Doktor fort; „denn dort ist das Volk in wütendem Aufstande, und soeben haben sie dort den Rittmeister Holstein von der Gendarmerie massakriert.“

Ich eilte nun im Galopp längs der Stadtmauer zum Brandenburger Tor. Dort traf ich den russischen Oberst Graf Benkendorf, denselben, der später als russischer Gesandter in Stuttgart gestorben ist. Der Oberst war in Zivilkleidern und rief mir in russischer Sprache zu: „Reiten Sie hier nicht weiter, Sie kommen nicht mehr durch; ich selbst habe eben den Weg vom Schlosse durch die Linden gemacht, allein es ist dort eine Menge von Pöbel versammelt, der das Pflaster aufgerissen hat und alle einzelnen Militärs mit Steinwürfen zurücktreibt. Warten Sie hier, bis ein Truppenteil oder eine Patrouille kommt, unter deren Schutz Sie weiterreiten können!“ Dies machte mich einige Augenblicke stutzig; allein gleich darauf bemerkte ich dem Obersten, daß ich den Dienst beim Prinzen hätte und daß ich jedenfalls versuchen müßte, zum Prinzen durchzukommen auf eine oder die andre Art. Ich ritt nun, um kein Aufsehen zu erregen, Schritt längs der Stadtmauer bis zur Dorotheenstraße und dann diese hinunter, wobei ich ganz unangefochten bis zur Friedrichstraße kam. Einige Bewegung war auf der Straße;

Leute standen in kleinen Haufen zusammen, redeten lebhaft, sahen mich verwundert an, hielten mich aber nicht weiter auf. Erst an der Friedrichstraßenecke kam ein Haufen von Gesellen von den Linden hergestürzt und schrien, als sie mich sahen: „Haltet ihn auf, reißt ihn vom Pferde, schlagt ihn tot!" Allein ich war auf Hindernisse vorbereitet, gab meinem Pferde die Sporen und entwischte glücklich, freilich von einem Hagel von Pflastersteinen verfolgt, von denen keiner traf. An der Seegerschen Reitbahn stand die Tochter des Stallmeisters am Fenster und winkte mir zu, mich in die Reitbahn zu retten; allein ich sah in der Ferne schon ein Bataillon vom 2. Garderegiment und hielt mich daher nicht länger auf, da nun kein Aufenthalt mehr zu fürchten war.

Am Palais des Prinzen erfuhr ich, daß derselbe bereits nach dem Schlosse geeilt sei, ich nahm meinen Weg also dorthin. Der Platz vor der Universität war menschenleer und trug schon den Charakter eines vom Aufruhr bedrohten Stadtteils; ein einziger Mensch spazierte auf demselben umher, es war der Major von Vinke. — Ich rief ihm im Vorüberreiten zu: „Da siehst du, was ihr mit dem liberalen Geschwätz angerichtet habt;" worauf er mir ebenso erwiderte: „Da siehst du, was ihr angerichtet habt, ihr, die ihr eure Zeit nicht begreifen wollt."

Ich hielt mich nicht länger auf und eilte zum Schloß. Letzteres war von Truppen besetzt, auf der Langen Brücke stand das Füsilierbataillon des 1. Garderegiments, dahinter mehrere andere Bataillone und 4 Gespanne der Gardeartillerie. Der General von Prittwitz war mit seinem Stabe hier anwesend. Im übrigen war der Schloßplatz beinahe menschenleer, ebenso die Königstraße bis zur Poststraße. Hier sah ich an einer Barrikade zum Abschluß der Königstraße arbeiten, und zwar meist nicht von Leuten aus dem Volke, sondern von solchen, die dem Bürgerstande angehörten, wie man an ihrem Anzuge deutlich erkennen konnte; alle Haustüren waren geschlossen.

Ich begab mich in das Schloß. Der Prinz war beim König in dessen Kabinett; es wurde noch immer darüber verhandelt, ob es möglich sein würde, die Ruhe ohne Anwendung von Waffengewalt wiederherzustellen. Deputationen des Magistrats und der Bürgerschaft suchten den König davon zu überzeugen, während die meisten Militärs eine entgegengesetzte Ansicht vertraten.

Inzwischen erhielt ich den Befehl, mich zu überzeugen, wie es am Schloßplatze stände. Ich begab mich auf die Lange Brücke und fand dort noch das Füsilierbataillon des 1. Garderegiments stehen, sowie auch noch an den gegenüber liegenden Barrikaden gearbeitet wurde. Auf einmal — es mochte etwa ½6 Uhr abends sein — fielen von jenseits mehrere Schüsse, durch welche ein neben mir stehender Unteroffizier durch den Arm geschossen wurde.

Jetzt war es klar, daß an ein gütliches Beilegen nicht mehr zu denken war. Ich meldete das Geschehene dem General von Prittwitz, und dieser sagte: „Nun kann und darf ich nicht länger warten; bald wird es dunkel sein, und bis dahin muß ich eine gesicherte Position haben." Das Füsilierbataillon des 1. Garderegiments wurde nun etwas zurückgezogen, eine 7-Pfund-Haubitze auf der Langen Brücke aufgefahren und mit Granaten die Königstraße hinuntergerollt. Auf den ersten Schuß rannte alles von den Barrikaden fort und deckte sich hinter der Ecke der Poststraße.

Die Königstraße war ganz leer. Hierauf ging das Füsilierbataillon des 1. Garderegiments in Kolonne vor. Der General von Hirschfeld, Kommandeur der ersten Garde-Infanteriebrigade, à la tête und ich mit demselben. Etwa in der Mitte zwischen der Burg- und Poststraße erhielt die Kolonne einige Schüsse von der Ecke der Poststraße aus und aus einer Dachluke der Königstraße. Dies veranlaßte einige Leute des Bataillons, die Schüsse zu erwidern; und da der Widerhall ihrer eigenen Schüsse und der Kalkstaub gegen die Mauern prellender Kugeln gerade den Eindruck machte, als wenn aus den Fenstern gegen die Kolonne gefeuert würde, so war bald das ganze Bataillon in ein wildes Feuer verwickelt.

Mit unsäglicher Mühe gelang es, die Leute zum Stopfen zu bringen. Das Bataillon mußte aber bis an die Lange Brücke zurückgenommen und wieder formiert werden. Nachdem dies geschehen, wurde von neuem vorgegangen, jedoch die Operation besser eingeleitet, indem der Eingang des rechten Eckhauses der Burg- und Königstraße erbrochen und nun zugleich durch den Durchgang der alten Post nach der Poststraße und in der Königstraße vorgedrungen wurde. In dem Kaffeehause zur Alten Post gab es hierbei im Innern desselben einen ganz ernstlichen Kampf, wobei mehrere Personen, darunter auch Auswärtige, getötet und verwundet wurden. Von hier aus drangen die Truppen nun ohne große Schwierigkeit bis zur Königsbrücke vor; ich aber begab mich nach dem Schloß zurück zur Berichterstattung, wo ich bei schon völliger Dunkelheit eintraf.

Nächtlicher Straßenkampf

Im Schlosse hatten sich unterdessen die meisten nicht zu den aktiven Truppen gehörenden Militärs eingefunden. Man war guten Mutes und zweifelte nicht daran, daß wenn man nur die Truppen gewähren ließe, der Aufstand entschieden niedergeschlagen werden würde; denn darüber war man klar geworden, daß dies keine Emeute von momentaner Bedeutung, sondern ein lang vorbereiteter vollständiger Aufstand sei, der durchaus energische Maßregeln verlangte. Es war schon früher nach Frankfurt und Stettin telegraphiert und die sofortige Absendung von neuen Truppen angeordnet worden, die man sehr bald erwarten konnte. Der Oberst Schulemann erhielt den Auftrag, für die Herbeischaffung von Brot und Branntwein für die Truppen zu sorgen; und den Kommandeuren wurde anheimgegeben, da wo es sich machen ließ, aus den besetzten Stadtteilen warme Verpflegung zu beschaffen. Der König war damals noch fest entschlossen, nicht nachzugeben; allein schon fingen allerlei Deputationen der Bürger an, den König zu bestürmen, die Truppen zurückzuziehen, mit der Versicherung, daß dann alles Liebe und Freundschaft würde. Auch die Studenten regten sich und schickten Deputationen an den König. Sie trugen meist schwarz-rot-goldene Bänder und Kokarden, die ihnen aber im Schlosse von uns abkomplimentiert wurden. Bei der einen Deputation war ein Kerl aus Hamburg, der ein Maul hatte wie ein zweischneidiges Schwert, und sich gebärdete, als wenn die Studentenschaft zum König stünde, wie eine Macht zur andern steht.

Inzwischen waren gleichzeitig mit den Barrikaden in der Königstraße eine Menge in den andern Stadtteilen entstanden, von denen die bedeutendsten am Alexanderplatz, an dem Köllnischen Rathause und in der Friedrichstraße an dem Durchschnitt der Tauben-, der Mohren- und der Leipzigerstraße lagen. Diese sowie die anliegenden Gebäude wurden nun am Abend und im Laufe der Nacht von den Truppen zum Teil nach einer Vorbereitung durch Granatenfeuer genommen. Da ich persönlich nur noch bei dem Sturm der Barriere am Köllnischen Rathaus und der daran liegenden Barriere anwesend war, wobei sehr scharf gefochten und im Innern des Rathauses ein Handgemenge entstand, bei dem viel Gesindel niedergemacht wurde, so übergehe ich die ferneren militärischen Operationen der Nacht, um so mehr als es schon sehr schwer ist, eine übersichtliche Beschreibung von gewöhnlichen Gefechten mit einiger Genauigkeit zu geben, dies aber ganz unmöglich wird, wenn die Rede von nächtlichen Straßengefechten ist, die sich noch auf einen so großen Raum, wie es hier der Fall war, ausdehnten. Es genüge, wenn ich hier anführe, daß sie einen ergreifenden Eindruck machten; denn zu dem Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers kam das Geheul des Pöbels und das Sturmläuten der Glocken sowie der Schein von den durch den Pöbel wahnsinnigerweise in Brand gesetzten Artilleriewagenhäusern vor dem Oranienburger Tor, der königlichen Eisengießerei und einer Bude auf dem Alexanderplatz. Die Einäscherung einiger anderer Gebäude wurde versucht, aber durch einzelne Verständigere verhindert. Die Nacht war mondhell und wurde schön lau — eine wahre Frühjahrsnacht. Dies war den Truppen günstig; dagegen stellte ihnen der aufrührerische Sinn des Berliner Bürgers manche Hindernisse entgegen. So z. B. war es ein großer Übelstand, daß, wenn die Truppen in der Verfolgung von Aufständischen begriffen waren, die Türen der Häuser zu ihrer Aufnahme geöffnet, sogleich aber wieder geschlossen wurden, wenn die Truppen nachdringen wollten. Da nun das Einschlagen der Haustüren immerhin einige Zeit in Anspruch nahm, so entkam ein großer Teil der Aufständischen. Dennoch wurden sehr viele Gefangene eingebracht und in den Kellern des königlichen Schlosses, nachdem sie vorher von Polizeibeamten durchsucht worden waren, eingesperrt. Später nahm die Zahl der Gefangenen so zu, daß die meisten durch ein Bataillon des 2. Infanterieregiments nach Spandau gebracht werden mußten.

Nach Mitternacht fing das Feuer an nachzulassen, und um 3 Uhr hatte dasselbe ganz aufgehört. Die Truppen hatten eine gesicherte Position eingenommen, in der sie etwas ruhen konnten. Sie war in dem Stadtteil Berlins, der von der Königs- und Neuen Friedrichsbrücke, dann von der Spree bis zum Unterbaum und von der Leipzigerstraße eingeschlossen wird. Diese äußeren Linien waren militärisch besetzt; eine Hauptreserve stand um das Schloß, und die Kavallerie war aus Berlin hinausgeschickt worden, um Zuzug von außen zu verhindern. In dieser Stellung beschloß der General von Prittwitz vorläufig zu beharren, und darin hatte er recht; denn wenn auch der äußere Teil von Berlin meist in den Händen des Pöbels war, so konnte dieser sich nicht weiter ausdehnen, ohne seine Kräfte zu sehr zu zersplittern. Außerdem war Herr von Prittwitz ja Herr

des wichtigsten Teils von Berlin, hatte durch das Potsdamer und Brandenburger Tor freie Kommunikation nach außen, besonders mit Spandau, und konnte daher das Weitere ruhig abwarten. Endlich waren die Truppen seit zwölf Stunden auf den Beinen, daher sehr erschöpft, und bedurften notwendigerweise der Ruhe, wenn sie gefechtsfähig bleiben sollten.

Ungefähr gegen 2 Uhr konnte ich mich etwas zur Ruhe legen, zu welchem Ende man für die Umgebung des Königs und der Prinzen in dem Speisesaal Matratzen hingelegt hatte. Ich kam zwischen den Generalleutnant v. Neumann und den Major Graf Oriolla zu liegen und hatte vor dem Einschlafen noch eine lange Unterhaltung mit denselben in bezug auf die obwaltenden Ereignisse. Schon damals hatten wir Zweifel, ob der König festhalten und bei seiner Gutmütigkeit und seiner Lebhaftigkeit sich nicht durch die ewig lamentierenden Deputationen zu unglücklichen Konzessionen verführen lassen werde. Einigermaßen traf das auch bald ein, indem der König in der Nacht die unglückliche Proklamation „An meine lieben Berliner“ verfaßte, in der er zwar zur Ruhe und zur Rückkehr der Ordnung ermahnte und ferner verhieß, daß da, wo die Barrikaden fortgeräumt werden würden, auch die Truppen zurückgezogen werden sollten, die aber im allgemeinen einen so lamentablen Charakter trug, daß man darin nur zu sehr die Aufregung eines schwankenden, tief ergriffenen Gemütes erkannte.

(Fortsetzung folgt)



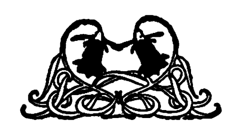
Fahler Mond · Von Victor von Uthmann

Eh' in Ägypterlanden
Die Pyramiden standen,
Schon zogst du deine Himmelsbahn;
Gedankenvolle Sterne
Begleiten dich von ferne,
Dir liegt die Welt wie untertan.

Im tiefen Grund der Erden
Schaust du Geschlechter werden,
Vergehn, im gleichen Wechseldrang;
Du sahst Milliarden Tränen
Und Menschenlust und Sehnen,
Vernimmst Geburt- und Sterbesang.

Was Lippen je gesprochen
Und Augen, längst gebrochen,
Allwissend trägst du ewig fort;
Nie wird dein Blick befeuchtet,
Dein Glanz, dein fahler, leuchtet
Mit gleichem Strahle Süd und Nord.

Du malst mit bleichem Schimmer
Um Mitternacht im Zimmer
Gespensterschatten an die Wand;
Und wo entlang an Mauern
Von Gräbern schleicht das Schauern,
Verstreust du Licht mit Geisterhand.





Mein Führer in dunkler Zeit

Eine Erinnerung von Peter Rosegger

In Tagen, die so sehr zur Rückschau zwingen, verlangt es mich wieder einmal eines Mannes zu gedenken, von dem wohl schon manchmal die Rede gewesen, von dem ich aber ein abgerundetes Charakterbild noch schuldig bin. Das soll hier, von einem bezeichnenden Punkte ausgehend, mit einigen klaren Strichen zu skizzieren versucht werden.

Eines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redaktionszimmer der Grazer „Tagespost“ ein erregter Auftritt statt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredakteur leidenschaftlich zur Rede gestellt über die politische Haltung des Blattes. Das sei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei diesem Kriege so demonstrativ auf Seite der Preußen zu stellen, mit dem österreichischen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zusammengehen mit Frankreich die beste und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das österreichische Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen seien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz seine besten Söhne verloren, sei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, so dreist für Bismarck und seinen neuen Raubzug Gesinnung zu werben wie die Grazer „Tagespost“. Sie, diese zwei Herren, glaubten, nicht bloß im Namen ihrer Partei, sondern des ganzen Volkes zu sprechen, wenn sie die Redaktion aufforderten, dieses Blatt endlich in gut österreichischem Geiste zu führen.

Der Redakteur, ein kleiner, untersetzter Mann, hatte sein Haupt erhoben, so daß seine langen blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Gesicht war hochgerötet, seine Augengläser blitzten, noch mehr aber hinter denselben die kleinen lebhaften Augen. Nachdem er sich von seiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiser, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie sich, meine Herren, daß es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, vielmehr in Frankreich sehen! Die ‚Tagespost‘ ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen.“

Hierauf bemerkte einer der Herren, es sei doch eigentümlich, daß man zum Leiter dieses deutschen Blattes gerade einen Tschechen ausgesucht habe. Der Schriftleiter ließ sich durch diese Impertinenz nicht aus der Fassung bringen, sondern

Erstes Birkengrün



Eduard Ockel

antwortete: „Ich bin ein Deutscher, habe deutsche Lehrer gehabt und bin selbst deutscher Lehrer gewesen. Wollen Sie gefälligst das Zimmer verlassen!"

Er öffnete die Tür, und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespost" blieb, was sie war, ein deutsch-österreichisches Blatt, von dem Johannes Scherr später festgestellt, daß es in Österreich die erste Zeitung gewesen, die schon zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war.

Und dieser Redakteur war jener „Tscheche", der mich aus den Hinterwäldern zog und zu einer deutschen Bildung führte, wozu kein deutscher Steirer damals die Hand geboten hatte.

Ich will meinen Adalbert Svoboda ein wenig zu kennzeichnen suchen.

Dieses Mannes Wirken war bei aller persönlichen Bescheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinn usw. reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda Erkleckliches dazu beigetragen. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er der Leiter der Grazer „Tagespost" gewesen, unter ihm ist dieses Blatt einflußreich geworden, es war die erste Zeitung, die in viele Täler der Alpen drang und von großen Gesichtspunkten aus Vaterlands- und Menschheitsinteressen weckte und pflegte. Und doch ist Svoboda kein Journalist gewesen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade so hatte er die Leser erzogen, gerade deshalb wurde sein Blatt ein Hauptkulturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politisch — diese Kulturseite ist ja so wechselnd und flüchtig —, sondern auch und noch mehr national, gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch. Also kann man wohl sagen, seine „Tagespost" trug in bewegter Zeit die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journalisten im gewöhnlichen Sinne konnte Svoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog sich seine Mitarbeiter selbst, auch die auf dem Lande. Von jenen dilettantischen, geschwätzigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in seiner ursprünglichen Form, jeden kürzte, stilisierte, durchgeistigte er; stilistische wie inhaltliche Geschmacklosigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht — tatsächlich, so zuckte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfschulmeister erst durch ihn schreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der seine Erzeugnisse zur Durchsicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunsche zum etwaigen Abdruck daherbrachte, hat von seinen strengen Korrekturen, denen der vielbeschäftigte Mann sich willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag stammend, hatte er sich nach Steiermark gewendet und dort vor seiner Stellung an der „Tagespost" auf dem Marburger Gymnasium als Professor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfebereit nach allen Seiten, war er ganz besonders armen, strebsamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der später in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literarischer Talente, wozu er ein besonders scharfes Auge und glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm schuldig geworden. Als ich, ein Hand-



werkerjunge im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurteilung“ nach Graz geschickt hatte, irrtümlich an eine andere Adresse, kam die Sendung in die Hände des Chefredakteurs der „Tagespost“, Adalbert Svoboda, von dessen Existenz ich natürlich keine Ahnung hatte. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vorteilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publikum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie tun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen

Professor Dr. A. Svoboda,
Redakteur der „Tagespost“.

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich getan! Ich muß einiges, was schon anderswo angedeutet ist, hier sachlich wiederholen. Es ist für mein Erdenleben zu wichtig geworden. Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — die bekannten 15 Pfund. Ein alter Bauer meiner Gegend, der eines Waldprozesses wegen die achtzehnstündige Fußreise nach Graz machte, hatte sie in einem großen „Buckelkorbe“ mitgenommen. Im Herbste desselben Jahres besuchte ich Graz und stand selbst vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten tu'.“

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?“

„Das ist g'wiß.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk?“

„O, ganz gut. Aber können tu' ich halt noch nit gar viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was anderes lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tät'.“

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber junger Petrus!“ sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Daß ich von Ihnen etwas abdruckte, geschah

nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst was Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?"

„Und will morgen wieder heim."

„Einstweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eisenbahn."

„Das tragt's halt nit."

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit." Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem roten Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden." Die ersteren — einige neue Romane, wie sie zur Besprechung an Zeitungen geschickt zu werden pflegen, die letzteren Klassiker.

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus! Ihre Jacke, die Sie anhaben, ist so weit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter, — erlauben Sie!" Damit zog er seinen schwarzen Rock mit dem roten Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!"

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zustande brachte, für seinen Nächsten den Rock auszuziehen und hinzugeben. —

Im darauffolgenden Winter bin ich durch sein unausgesetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem fremden, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burschen so weit zu bürsten und zu striegeln, bis er sich zur Not aufzeigen konnte.

Wenn mich mancherlei Dichterlinge — und das geschieht oft — heftig angehen, daß ich ihr Dichten und ihre Dichtungen protegieren soll, wie einst Svoboda mich und die meinen „protegiert" habe, so ist folgendes richtigzustellen. Svoboda hat mich nach Graz gezogen, nicht daß ich dichten solle, sondern daß ich was lernen könne. Allerdings hat er, um eine Schule für mich zu gewinnen, anfangs mehrere Proben meiner dichterischen Versuche veröffentlicht. Stoßweise lagen meine Dramen, Geschichten, Romane, Gedichte usw. vor ihm, unbarmherzig hat er sie verworfen und mir jahrelang empfohlen, nicht zu dichten, nur zu lernen und mich für einen praktischen Beruf vorzubereiten. Als aber meine poetische Ader immer pulsierte, manchmal heftig und fieberhaft, hat er nur wenige leidliche Erzeugnisse in seinem Blatte abgedruckt, gewiß aber achtundneunzig Hundertel herb zurückgewiesen von dem Wuste, den ich ihm vorgelegt. Die vorhandenen Briefe geben davon Zeugnis. — Eine solche Strenge dürfte man heute bei keinem der Dilettanten wagen, die da mit ihren Erzeugnissen kommen, gelesen, gelobt, bei Verlegern und Theatern protegiert und honoriert sein wollen. Sie glauben, das gehe alles so leicht mit dem Dichten und dem Protegieren, sie haben keine Ahnung davon, wie

wenig äußere Mithilfe vermag, wenn Naturanlage und Selbstzucht fehlen. Daß Svoboda mich diese Selbstzucht und Selbstbescheidung lehrte, daß er auf das strengste die jahrelange Schulung der geistigen Anlagen verlangte, das vor allem ist Svobodas Werk, für das ich ihm nicht genug dankbar sein kann. Alles weitere hat sich dann von selbst ergeben. Zuerst hätte ich nach meiner Gönner Ansicht Handwerker in der Stadt werden sollen, dann Buchhändler, dann nach vierjährigem Studium Kaufmann. Nachdem alle diese Berufe verfehlt waren, ward ich Schriftsteller. Das hat Sorgen, Arbeit, Fleiß und Beharrlichkeit gekostet. Geradeso durch „Protektion" ging es durchaus nicht.

Während Svoboda so seine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beispiel zu geben, wie der Mann seiner Überzeugung jedes Opfer bringen müsse. Im Jahre 1882 hatte es den Anschein, als sollte der Verlag der „Tagespost" auf ein Wiener Geldinstitut übergehen und das Blatt dann seine Gesinnung ändern müssen. Da hat Svoboda sofort seine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war zu voreilig, denn die „Tagespost" blieb frei und das, was sie war. — Der von Natur aus stets mutig und optimistisch gestimmte Mann glaubte nun, von seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit leben zu können. Er übersiedelte mit seiner zärtlich geliebten Familie nach München, mußte aber bald aus Existenzrücksichten die Redaktion der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung" übernehmen. Neben dieser Fronarbeit verfaßte er mehrere philosophische Werke, zu denen er schon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entstanden: „Kritische Geschichte der Ideale", „Neue Musikgeschichte", „Gestalten des Glaubens" und „Ideale Lebensziele".

Diese Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker und Zeiten und sind reich an satirischen, scharf polemischen Stellen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte des spekulativen Materialismus der siebziger Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüts umstoßen zu können vermeinte. Vor allem sind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle positiven Religionen. Wäre unsere Freundschaft nicht auf die große persönliche Wertschätzung gegründet gewesen, bei der elementaren Verschiedenheit unseres Empfindens in dieser Sache hätte sie in die Brüche gehen müssen.

Im ersten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beisammengesessen und hatten geplaudert über Kunst, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich stockte das Gespräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich sei.

„Zweiundzwanzig vorüber."

„Ja, es stimmt. Also da ist der Mensch schon stark. Werden Sie stark genug sein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß?"

Diese Einleitung erschreckte mich sehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und sagte in seiner leisen, raschen Redeweise: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Rosegger! Sie sprechen immer wieder von Gott. Wissen Sie, daß es gar keinen Gott gibt?"

Ich atmete auf.

„Wenn es sonst nichts ist. Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen."

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!"

„Nein, glauben nicht. Wissen. Gewiß wissen, daß er ist, weil es nicht anders sein kann.“

Als er hernach bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das täte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei.

Von diesem Tage ab ist unser Widerstreit über den Gegenstand nicht mehr verstummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt stehen, er auf dem seinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht teilte, beinahe die Vollwertigkeit absprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivität, er wollte jeden sofort dazu bekehren, aber nicht aus Haß gegen Gott, der war ja gar nicht, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich, so glaubte er, daß es in ihr auch jeder andere sein müßte. Ich habe doch nie einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottlose“, war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges Nein entgegensetzen, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigsten sind. Öfter als einmal habe ich ihm gesagt, daß er trotz seiner Glaubenslosigkeit in der Tat ein besserer Christ sei als mancher Kirchgeher und schwärmerische Heiligtumsverehrer, ja daß gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung seiner Kinder war in gewissen heiklen Dingen jede Beschönigung und Prüderie ausgeschlossen. So früh, daß noch nichts zu verderben war, weihte er sie in die Geheimnisse des Lebens ein. Die Folge war, daß unbefangene, natürliche Menschen aus ihnen geworden sind. Er hatte die Absicht, seine Kinder ungetauft und konfessionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umstand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ständen oder nicht, sei zu unbedeutend, als daß er deshalb ihnen die gesellschaftliche Stellung erschweren wollte. Als er in einem seiner Kinder früh religiöse Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rat gab: „Lassen Sie dem Knaben bloß von einem katholischen Katecheten in der üblichen Weise Religionsunterricht erteilen, und Sie erzielen an ihm in kürzester Zeit einen ausgepichten Atheisten.“

Da Svoboda seine Grundsätze stets in seiner Zeitung und später in seinen Büchern zu verbreiten suchte, so war ihm natürlich eine große Gegnerschaft erstanden. Bei seinem überaus sensiblen Wesen empfand er jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich antat, auf das lebhafteste. Wenn aber irgendeiner seiner Gegner doch seine Hilfe heischte, und das geschah nicht selten, so erwies er ihm mit tausend Freuden Gutes, und alles war vergessen.

Geistesbildung und Wissen hielt dieser Mann für des Menschen höchstes Ziel. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Auf seinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zusammen, deren Christentum weniger in Worten als in Werken bestand. Zur Zeit des Kulturkampfes, als mancher Geist-

liche sich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Priester.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall seiner Freunde. Sie waren in einem satirischen Ton gehalten, der leicht abstoßen konnte und viele abgestoßen hat. Diesen Teil seiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn persönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen gewesen, er hätte erkennen müssen, daß sein wissenschaftlicher Materialismus der größte Idealismus und daß sein störrischer Unglauben im Grunde die frömmste Gottesverehrung war. Weil er in der Natur so viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt so viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menschen so viel Schlechtes und Elendes sah, weil das eine Welt sei, in der das Böse fortzeugend Böses muß gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweisen und allgütigen Gott-Schöpfer. Das heißt, sein Ideal von Gott stand so hoch, daß nichts Irdisches zu ihm heranreichte, und daß er lieber gar keinen Gott haben wollte als einen, von dem er glaubte, er mache seine Sache nicht gut. —

Das also war mein lieber Adalbert. Wie viele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von diesem Manne, der ganz in dem aufging, was er stets so leidenschaftlich verneinte! Vierundsiebzig Jahre ist er alt geworden, aber seine Begeisterung für das Wahre und Schöne ward nicht geringer, sein Abscheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

In den sich nach und nach einstellenden Gebresten des Alters, wo andere wunderlich und launisch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menschen nur noch liebreicher. Sein Sarkasmus gegen Andersdenkende war in einen milden Ernst übergegangen, der keinem sein Ich mehr streitig machte, mit ruhiger Entschiedenheit nur das seine wahrte. In seiner letzten Stunde die ihn umgebenden Seinen tröstend, sagte er die Worte: „Wie ist es für mich gut sterben!" — Liebreich, edel und mit philosophischer Fassung, wie er gelebt, ist er am 19. Mai 1902 zu München entschlafen. Im Sommer zuvor noch hatte der schon schwerkranke Mann in Begleitung seiner Gattin — es war (nach dem Tode jener vortrefflichen ersten Frau, der Mutter seiner Kinder) die zweite — aus München eine Reise gemacht zu mir in das Mürztal, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu sehen. In diesen zwei mir unvergeßlichen Tagen haben wir einander alle Kammern unseres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz ging er in meinen Plänen und Bestrebungen auf. Immer wiederholte der Atheist den Ausdruck seiner Freude über die neue evangelische Kirche daselbst, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er sofort in den Sack und gab dazu die erste Spende.

„Und bei der Eröffnung mußt du dabei sein", sagte ich. — Ja, Freund Adalbert, du vor allen hättest dazu gehört, wenn du nicht während des Baues schlafen gegangen wärest. Hättest du dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, so gäbe es jetzt da oben im Waldlande kein Schulhaus. Du bist der Urgründer. Maßen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muß gebären.





Die Hinrichtung

Von Leonid Semenow

... Hier war nichts Besonderes wahrzunehmen. Alles ringsumher war wie gewöhnlich. Dieselben Wände, dieselben Gitter an den Fenstern; und es war ein strahlend heller, kalter Tag, wie es deren schon Tausende in der Welt gegeben hatte. Die Soldaten in der Kaserne lagen im Halbschlaf umher, rauchten, erzählten sich untereinander ihre langen Zotengeschichten und lachten.

Die Aufseher flüsterten manchmal miteinander, gingen auf den dunklen Korridoren des Gefängnisses hin und her, klapperten mit den Schlüsseln, und ihre trägen Gedanken drehten sich immer nur um dieselben Dinge: um ihren Dienst und um ihre Familie.

Die verurteilten politischen Gefangenen befanden sich in nervöser Unruhe: mitunter rannten sie lange und hartnäckig in ihren Zellen umher, fuhren aber plötzlich zusammen und horchten auf das, was nun weiter geschehen werde; dann nahmen sie ihre Wanderung wieder auf.

Und alles, alles war ihnen ekelhaft, ebenso ekelhaft wie der üble Geruch und die schmutzigen Wände des Gefängnisses.

Der Ingenieur seufzte und warf sich auf die Pritsche. Er war ein hochgewachsener, hagerer Mann mit starken Backenknochen und gleichmütig blickenden, müden Augen. Seine Nerven waren zerrüttet. Im ganzen Körper spürte er einen dumpfen Schmerz, und ein bestimmter Gedanke wich ihm nicht aus dem Kopfe, sondern behauptete sich dort träge und schwerfällig und schien ordentlich festzukleben. Während der ganzen letzten Tage hatte dieser Mann alle seine Anstrengungen darauf gerichtet, seine Empfindungsfähigkeit zu ertöten. Gegen den Tod verhielt er sich gleichgültig. „Eine kleine, unvermeidliche Operation", wiederholte er häufig in Gedanken, während er den Rauch einer schlechten Zigarette einsog ... „Und dann? — Dann das Nichts." Das war so klar und einfach, daß es keine weiteren Überlegungen erforderte. Aber er mußte in diesen letzten Tagen, wo schon alles zum Abschluß gekommen und nichts mehr zu tun war, sein Bewußtsein irgendwie beschäftigen und betäuben. So las er denn und rauchte. Er ging in seinem Raume auf und ab und las dann wieder. Bücher hatte er. Trotz

aller Strenge der Absperrung war es ihm doch möglich gewesen, durch Vermittelung der Kriminalgefangenen sich solche von den politischen Gefangenen aus der anderen Gefängnisabteilung zu verschaffen. Ein Gedanke, den er wohl bei Michailowski gefunden hatte, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Dieser Gedanke verfolgte ihn bei Tage, er ging bei Nacht in einen beängstigenden Traum über, und der Traum fand wieder in wachem Zustande seine Fortsetzung. Der Gefangene glaubte die ganze Menschheit vor Augen zu sehen, und sie war gleichsam ein einziger, riesiger, ungeheurer Organismus. Und nun wuchs dieser Organismus und dehnte sich immer weiter aus und verschlang Zellen um Zellen zugunsten anderer Zellen; er verschlang auch ihn selbst, — und wozu das alles? Hier riß der Gedanke ab, es fehlte die Antwort; und von neuem floß er müde und matt durch das Gehirn, wie der Saft in den Adern einer Pflanze.

Er ging auf und ab und rauchte. Manchmal horchte er nach den anderen Gefangenen hin. Der Gedanke an diese ängstigte ihn.

Wie mochten sie dem Tode entgegengehen? Vielleicht suchten sie sich zu zerstreuen. Und wie würden sie sich bei der Hinrichtung benehmen? Pfui! Wie garstig und widerwärtig sich das alles abspielen würde! — Er verscheuchte diese Gedanken.

Bei den andern war die nervöse Erregung stärker und heftiger.

* * *

An diesem klaren Wintertage ging der Gefängnisdirektor auf dem Hofe umher und traf dort seine Anordnungen. Es war scharfer Frost, und die Kälte kniff einem in die Ohren; er schlug den Rockkragen in die Höhe. Aber bei ihm in seiner Wohnung war es warm und es roch nach Putenbraten; und dieser Geruch machte ihn gereizt, er hätte gern gegessen.

„Die Leichenhemden sollen zwei Rubel fünfzig Kopeken das Stück kosten", meldete ihm der Ökonom, ein schlaublickender, ganz hellblonder Mensch, dessen Gesicht vor seinem Vorgesetzten einen hölzernen, sklavischen Ausdruck annahm.

Der Direktor warf ihm einen schrägen Blick zu und brauste plötzlich auf.

„Das geht nicht! Wenn die Gouvernementsregierung das Geld dazu anwiese, dann ja! Aber auf eigene Hand können wir das nicht! Es sind ja gleich eine ganze Menge mit einemmal! Setz ihnen das auseinander!"

„Ich habe es ihnen schon gesagt, Euer Wohlgeboren."

„Was hast du ihnen denn gesagt? ... Na, sag es ihnen nochmal, Dummkopf!" erwiderte er, von neuem auffahrend. Er ärgerte sich schon seit langer Zeit über das hölzerne Gesicht des Ökonomen mit den blauen, anscheinend so unschuldsvollen Augen, in denen doch unter der Maske der Unterwürfigkeit etwas Spöttisches zu liegen schien. „Der reine Schinder, dieser Kerl!" dachte er bei sich. „Da hilft er nun bei der Hinrichtung von Menschen, — und wenn ihm auch nur etwas dabei anzumerken wäre! Wie ein Holzblock! Daß es solche Kerle nur überhaupt gibt!"

„Na, dann geh und sag es ihnen! Es geht auch ohne Leichenhemden!"

„Zu Befehl!"

Aber der Direktor hielt ihn noch zurück.

„Nein, warte noch. Es war doch noch etwas. Was war es nur? Ja so. Eine Perücke ist noch erforderlich und ein Bart. Das steht in der Verfügung. Du kannst ja mal zum Friseur Eisenstein hingehen."

„Zu Befehl."

Der Ökonom ging; seine Filzstiefel knirschten auf dem Schnee. Der Direktor aber sah ihm nach und überließ sich nun den Gedanken an seinen verdammten Dienst.

„Wann wird denn das endlich einmal ein Ende nehmen? ... Dabei kann man ja ganz verrückt werden. Alle Tage Hinrichtungen und Hinrichtungen! Die Herren da oben sollten nur an unserer Stelle sein ..." Ein seit langem herangewachsener Haß gegen die Obrigkeit erwachte in ihm plötzlich und kam zu stürmischem Ausbruche.

„Und all das befiehlt die Obrigkeit, die Obrigkeit! Die befiehlt das alles! Na, gut! Wie es ihr beliebt! Sie wird es noch büßen! Aber was nehmen wir dabei für eine Stellung ein? Wir haben keine Schuld! Wir sind nur die Vollstrecker, die untergeordneten Organe! Aber sie wird es noch büßen!" Und diese Schadenfreude, daß die Obrigkeit es noch irgendwie werde zu büßen haben, gereichte ihm zu einer Art von Trost, und er fuhr in seinen Anordnungen fort.

* * *

Der Gerichtspräsident war bei dem Diner, das die Offiziere des N.schen Regimentes ihm zu Ehren veranstaltet hatten, sehr lachlustig und in recht zufriedener Stimmung. Er war ein wohlbeleibter, rotbackiger Herr mit großem Schnurrbarte; seine Vorbildung war eine seminaristische gewesen, und seine Aussprache klang etwas geziert. Er war der aufrichtigen Überzeugung, daß er ein herzensguter, braver Mensch sei, und wollte sich jetzt als solchen auch diesem Herrn da im Frack, dem Verteidiger, gegenüber dokumentieren, in Erinnerung daran, daß dieser ihm bei der Gerichtsverhandlung eine Schmeichelei gesagt hatte, indem er ihn einmal eine „Leuchte der Wissenschaft" nannte.

Das war ihm damals sehr angenehm gewesen, weil es auch der Staatsanwalt mit anhören mußte. Der Staatsanwalt stand im Dienstrange höher als er, hatte irgendein juristisches Buch geschrieben und bediente sich gern anmaßender Wendungen wie: „Kein verständiger Jurist kann hier Bedenken tragen." „Aber wir haben doch Bedenken getragen", dachte der Präsident, „und haben einen richtigen Terroristen freigesprochen. Hahaha! ‚Kein verständiger Jurist' sagt er. Ihm zum Trotze sprechen wir frei, wenn es uns beliebt. Und wenn es uns beliebt, verurteilen wir zum Galgen ..."

„Aber ein sympathisches Gesicht hat doch dieser Klemankin!" wandte er sich über den Tisch hinüber an den Rechtsanwalt, der als Verteidiger fungiert hatte.

„Von wem sprechen Euer Exzellenz?" fragte der Regimentskommandeur dazwischen, der nicht verstand, um was es sich handelte.

„Ach, wir haben da einen zum Galgen verurteilt", erläuterte der Präsident und ließ seine kleinen Augen blitzen; dann fuhr er, zu dem Verteidiger gewendet, fort: „Da war für Sie nichts zu machen, liebster Freund! Ja, ja! ... Wir haben auch so schon den beiden Getöteten alles mögliche in die Schuhe geschoben. Haben

Sie es wohl bemerkt?“ Und um sich die Zuneigung des Rechtsanwaltes völlig zu gewinnen, fügte er in leiserem Tone bedeutsam hinzu: „Der Generalgouverneur hatte eigentlich verlangt, es sollten sieben ... Na, da mußten wir doch wenigstens fünf ... Hm ... Gott gebe ihnen das Himmelreich!“

Er ließ seine Augen durch den Saal schweifen, als ob er die Heiligenbilder suchte, und bekreuzte sich über seinem dicken Bäuchlein, das unter dem aufgeknöpften Rock zu schwitzen anfing.

„Na, auf Ihre Erfolge als Verteidiger, Herr Rechtsanwalt! Sie brauchen sich weiter nicht zu grämen! Ein andermal ...“

* * *

Der Offizier, der bei dem Prozesse mit zu den Richtern gehört hatte und bei der Gerichtsverhandlung beinahe in Tränen ausgebrochen war, so hatte ihn damals der Verteidiger gerührt durch seine Beteuerung, daß der zum Tode verurteilte achtzehnjährige Gymnasiast unschuldig verurteilt sei, — dieser trank und trank jetzt in einem fort, und durch den Nebel, der vor seinen Augen schwebte, sah er um sich herum überall die lieben, braven Gesichter der anderen Offiziere, seiner Kameraden, und das waren alles so gute, prächtige Menschen, daß er ganz erstaunt war, wie ihm nur damals bei der Gerichtsverhandlung ein so seltsamer, dummer Gedanke hatte kommen können: alles hinzuwerfen und den Abschied zu nehmen ... Wie würde denn die Sache jetzt stehen? Welches Resultat hätte sein Vorgehen gehabt? Wenn nicht der Gymnasiast zum Galgen verurteilt wäre, so dafür doch irgendein anderer.

Der Präsident hatte damals ihnen allen so klar auseinandergesetzt, daß fünf verurteilt werden müßten. War's da nicht ganz gleich, wen es getroffen hatte? Und diese Überlegungen hatten für ihn etwas so Überzeugendes, daß er sich tröstete und wieder trank und trank.

Der Rechtsanwalt, der schon längst zu der Einsicht gelangt war, daß bei Gericht weder Beredsamkeit noch wissenschaftliche Tüchtigkeit noch Tiefe der Empfindung einen Wert hat, sondern daß es lediglich darauf ankommt, sich mit den Richtern gut zu stellen und sie freundlich zu stimmen, damit sie nicht vor den Verteidigern eine Art von Furcht bekommen und diesen selbst revolutionäre Tendenzen zuschreiben, — der Rechtsanwalt verlegte sich jetzt gleichfalls auf das Trinken und lächelte mit besonderer Beflissenheit nach rechts und links den Offizieren zu, um zu zeigen, daß er mit ihnen die gleiche Gesinnung hege; aber im Kopfe drehte sich ihm, trotz der Benommenheit vom Weine, hartnäckig ein einziger Gedanke herum: „Das ist der Nährboden, aus dem die Ereignisse von Port Arthur und Tschusima erwachsen sind.“ Und frappiert von diesem Gedanken phantasierte er darüber, wie er das einmal in seinen Memoiren darlegen werde ...

* * *

Die Stadt war in großer Aufregung.

In einer Versammlung von Dumawählern, an der auch der neugewählte Deputierte teilgenommen hatte, war ein Protest gegen die Hinrichtung beschlossen worden, und es wurden nun Unterschriften dazu gesammelt. Ein Telegramm flog nach Petersburg. Die Mutter eines der Verurteilten, des Gymnasiasten, eine

große, stattliche Dame mit eingesunkenen, starren, tränenlosen Augen, fuhr in hartnäckiger, unruhiger Geschäftigkeit bald zu dem Deputierten, bald zu dem Gouverneur, bald zum Verteidiger, bald zum Staatsanwalt und jagte allen geradezu Furcht ein. Der Generalgouverneur empfing sie nicht; die andern suchten sie zu beruhigen, murmelten etwas Undeutliches, machten Versprechungen und schützten, um von ihr loszukommen, alle vor, eilig weg zu müssen. Begleitet wurde sie auf diesen Fahrten von ihrer Tochter, einem jungen Mädchen von unschönem Äußern und kleiner Statur, das, selbst voll Kummer und furchtbarer Unruhe, auf die Mutter achtgab, ihr sorglich beim Einsteigen in die Droschke half und ihr mitunter zuflüsterte: „Mama, Mama, beruhige dich doch! Ich bin überzeugt, ... unser Wassja ist unschuldig, und sie werden Erbarmen mit ihm haben ...“

Der Deputierte fuhr gleichfalls zweimal zum Generalgouverneur, wurde aber das zweite Mal nicht empfangen. Er war Arzt, ein grauköpfiger, guter alter Mann, mit grauen Augenbrauen und tränenden Augen, bekannt in der Stadt durch seine gemeinnützige Tätigkeit. Aber ein sonderbarer Gedanke ging ihm durch den Kopf, als er das erstemal bei dem Hause des Generalgouverneurs vorfuhr. Leute gingen vorbei; der Schnee blitzte; der Droschkenkutscher schlug wegen der Kälte die Arme zusammen. Dem Deputierten stand die Mutter des Gymnasiasten vor Augen, die blasse Frau mit dem dunklen Brusttuch; aber da erschien ihm auf einmal das Ganze als etwas Unwahrhaftiges und Zweckloses; wie eine Unwahrhaftigkeit kam es ihm vor, daß er jetzt zum Generalgouverneur fuhr um Fürsprache für die Verurteilten einzulegen. „Obrigkeit bleibt doch immer Obrigkeit. Und wegen des Lärms wird sie womöglich erst recht nicht nachgeben“, fuhr es ihm durch den Sinn, und er ward unruhig. Aber er dachte an die Versammlung der Wähler, an den Protest; er dachte an die allgemeine Erregung in diesem ganzen Landesteile, die ringsum stürmisch brauste und allem Anschein nach im Begriffe war, zu einer mächtigen Woge anzuschwellen, — und ordentlich ergriffen von dem Gedanken, daß es ihm beschieden war, eine so große, wichtige Epoche der Geschichte als Zeuge mitzuerleben, ging er festen Schrittes und in der würdevollen Haltung eines Volksvertreters durch das Portal zum Generalgouverneur hinein, indem er überlegte, was er ihm sagen wollte.

* * *

Der Generalgouverneur war ein langer General, trotz seiner siebzig Jahre noch sehr stattlich aussehend (übrigens trug er ein Korsett), mit jugendlich frischen Backen. Er zweifelte niemals im geringsten daran, daß seine äußere Erscheinung, der gewaltige Schnurrbart und die stets zusammengezogenen, drohenden Brauen über den finsteren, geradeaus blickenden Augen einen unwiderstehlichen prächtigen Eindruck obrigkeitlicher Würde machten, und sein ganzes Sinnen und Denken schien nur auf dieses sein imposantes, malerisches Äußere gerichtet zu sein. Für ihn war alles klar:

„D i e hetzen, und d i e machen dann die Revolten.“

Er empfing den Deputierten trocken und kühl und erklärte, es würde in allen Punkten den gesetzlichen Vorschriften gemäß verfahren werden.

Und dieser, selbst nur von kleiner Statur, fühlte sich vor dem hohen Wuchse des andern, vor dessen stark herausgedrückter, mit Orden behängter Brust und ganz besonders vor der klaren Bestimmtheit, mit welcher der Generalgouverneur ihn finster und starr anblickte und mit den Lippen den Schnurrbart in die Höhe hob, — er fühlte sich auf einmal so verlegen (er sah den Generalgouverneur zum erstenmal), daß er im ersten Augenblicke ganz vergaß, was er hatte sagen wollen. Aber dann machte er einen Versuch, leise auf die menschliche Seite der Sache hinzudeuten; er sprach von dem Gram der unglücklichen Mutter des Gymnasiasten; aber auch darauf bekam er dieselbe Antwort zu hören.

„Es wird in allen Punkten den gesetzlichen Vorschriften gemäß verfahren werden", wiederholte der Generalgouverneur noch einmal und streckte ungeduldig dem Besucher seine magere, harte Hand hin, an deren kleinem Finger ein Stein blitzte.

Aber in seinem Arbeitszimmer murmelte der Generalgouverneur ingrimmig: „Selbst so ein Gefängniskandidat, dieser Kerl!"

Er zweifelte nicht daran, daß er die Fähigkeit besäße, die Menschen durch und durch zu durchschauen und namentlich ihnen das Empörertum aus den Augen abzulesen. Er legte die Zigarre auf den Rand des Tisches und unterzeichnete mit seiner deutlichen, feinen Handschrift das Urteil. Er fürchtete, man könnte ihm von Petersburg aus dazwischenkommen.

„Ich bin hier dem Zaren und dem Vaterlande gegenüber dafür haftbar, daß das Reich unversehrt bleibt. Petersburg aber richtet durch seine Einmischung immer nur Unfug an."

Er wurde ganz gerührt über diese hohe Verantwortlichkeit seiner Stellung.

* * *

... Die Verurteilten in der Nacht zu wecken, war eine peinliche Aufgabe, die einem nahegehen konnte. Den Dienst hatte in dieser Nacht der Gehilfe des Direktors, ein hübscher Offizier von beinah weiblich zartem Wesen. Als er die dunklen, widerhallenden Gefängniskorridore entlangging, die durch Petroleumlampen nur schwach beleuchtet waren, da hatte er eine Empfindung, wie er sie früher manchmal als Knabe im Walde gehabt hatte. Er hatte sich damals gefürchtet, allein in einem Walde zu bleiben, und in jedem Geräusche ringsumher und in jedem Baume einen Feind zu spüren gemeint; es war ihm gewesen, als ob von allen Seiten tausend Augen nach ihm hinblickten, unsichtbare, furchtbare Augen, die ihn bei irgendwelcher häßlichen, verstohlenen Tat ertappten. Er war von einem Gefängnis in einer Kreisstadt eben erst hierher versetzt worden und kam jetzt zum erstenmal in die Lage, einer Hinrichtung beiwohnen zu müssen. Der Eindruck, den dies auf ihn gemacht hatte, als er zuerst davon erfuhr, war hier schnell abgeschwächt worden. In dem Gefängnisse befanden sich gegen achthundert Häftlinge; unwillkürlich gewöhnte man sich, sie wie einen vorbeifließenden Strom von Ziffern und Buchstaben zu betrachten, — und die Gleichgültigkeit, die das gesamte Aufsichtspersonal gegen die Hinrichtung bekundete, teilte sich ganz von selbst auch einem neu Hinzugekommenen mit. Aber als er jetzt in der Nacht mit der Todesbotschaft zu den Leuten ging, die er von Gesicht kaum kannte, da wurde er doch zaghaft

und überlegte unwillkürlich, ob er auf den Direktor ärgerlich sein solle, der darauf bedacht gewesen war, die unangenehme, kitzliche Sache seinem Untergebenen aufzubürden, oder ob er sich geschmeichelt fühlen solle, daß man ihm gleich zu Anfang eine so verantwortungsvolle Aufgabe zugewiesen hatte, — und da er sich keine Blöße vor der Wachmannschaft geben wollte, die offenbar schon öfter Hinrichtungen beigewohnt hatte, so gab er sich Mühe, möglichst unbefangen zu erscheinen, und drehte nervös an seinem kleinen Schnurrbärtchen.

* * *

Die Verurteiltener hoben sich matt und blaß von ihren Pritschen und blickten um sich.

Man trieb sie zur Eile. Wenn nun einmal ein Ende gemacht werden sollte, dann auch schnell.

Und seltsam: eine Art von Ingrimm loderte jetzt plötzlich in der Brust eines jeden Soldaten und auch in der Brust des jungen Offiziers beim Anblicke ihrer schlaftrunkenen, frierenden Gesichter auf, sozusagen ein Ingrimm darüber, daß man da jetzt bei Nacht um ihretwillen diese garstige, niedrige Arbeit ausführen müsse, die ihnen allen widerwärtig war.

„Na, spute dich!“ sagte ärgerlich in einer der Zellen ein Soldat, der nicht einmal daran dachte, daß ein Vorgesetzter zugegen war. „Es ist ja nun doch ganz egal.“

Die andern Soldaten sahen sich nach ihm um, schwiegen aber, — in dem Gefühl, daß er nur das gesagt hatte, was auch sie alle dachten.

* * *

Der Ingenieur war eben erst eingeschlafen, als sie kamen, um ihn zu holen. Er hatte in dieser Nacht lange keinen Schlaf finden können. Seine Schläfen pochten. Die Nerven waren von dem übermäßigen Rauchen erregt. In seinem Kopfe dehnten sich wie ein beängstigender Traum, wie die langen Fäden unter Wasser wachsender Pflanzen allerlei Gedanken und Vorstellungen hin, und es träumte ihm wieder von der Menschheit, wie von einem riesigen Organismus, der die ganze Erde umfaßte und sein geheimnisvolles Werk verrichtete, indem er tote Zellen, die er nicht mehr brauchen konnte, ausstieß und statt ihrer neue erzeugte ...

Er sprang auf. Verstört und verschlafen fuhr er mit der Hand durch die Haare; dann aber setzte er sich plötzlich wieder hin, als wollte er noch einmal, zum letztenmal, den Schlaf auf diesem Lager genießen, den letzten Augenblick ausdehnen. Und auf einmal entschwand seinem Geiste alles und wich in weite Ferne zurück: die Revolution, und diese Menschen, und das Gericht, und alles. Alles erschien ihm jetzt so wertlos und gleichgültig ... „Nur noch der Tod, ... und dann ist's zu Ende“, dieser Gedanke huschte ihm durch den Kopf. „Eine kleine Operation“, dachte er wieder, aber jetzt ohne ein Lächeln, sondern schlicht und ruhig, — eine furchtbare Ruhe überkam ihn auf einmal; alles erschien ihm in diesem Augenblicke so nichtig und kleinlich dem gewaltigen und gewissermaßen freundlichen Nichts gegenüber, welches sich nun sogleich, in wenigen Minuten, nach dem Tode auftun und in das er dann mit Sicherheit hinübergehen werde. Gern hätte er bei diesem neuen, ihm bis dahin ganz unbekannten Gefühle noch verweilt, sich ihm noch einen Augenblick überlassen.

Aber der junge Offizier drängte zur Eile; mit scheinbar rohem, brutalem Klange schlug sein Anruf an das Ohr des Verurteilten:

„Es ist Zeit, es ist Zeit! Spute dich!"

Aber in Wirklichkeit lag in diesem Anrufe eine gewisse Ängstlichkeit, als wollte der junge Mann geflissentlich seine Unbefangenheit bekunden und sich gleichsam selbst durch einen Peitschenhieb antreiben.

Der Ingenieur fuhr zusammen. Einen Augenblick lang fühlte er sich durch die Anrede mit Du verletzt. Aber auch dieses Gefühl verschwand sofort. Der junge Offizier stand ganz blaß da, mit blauen Flecken unter den hübschen, frauenhaften Augen, und vermied es, geradeaus zu sehen.

„Wahrscheinlich ein liederlicher Mensch!" dachte der Ingenieur, — ein flüchtiger Gedanke, der ihm ganz mechanisch, er wußte nicht wie, kam. Aber auch dies alles erschien ihm dermaßen unbedeutend und gleichgültig, gleichsam wie ein leichter Staub gegenüber dem herannahenden riesigen Nichts, daß er lächelte und aufstand.

Er mußte gehorchen.

* * *

Auf dem Korridor gingen sie in einem dichtgedrängten, unbehilflichen Haufen, so daß sie fortwährend aneinanderstießen. Man hörte das Klirren der Ketten, das Poltern ihrer Fußtritte.

Die Soldaten folgten dem Trupp unmittelbar auf den Fersen, als fürchteten sie, daß die Gefangenen noch jetzt weglaufen könnten, und schrien sie ab und zu an.

Bei der Tür entstand ein Aufenthalt.

„Wir werden in die himmlische Kanzlei geführt, Kameraden!" rief einer der Verurteilten, der Sohn eines Diakonus, blaß wie die übrigen, auffallend durch seine schlechten Zähne. Aber er schien selbst gar nicht zu wissen, was er rief; seine Zähne schlugen zusammen wie im Fieber.

„He du! Hier geht der Weg!" schrie ärgerlich neben ihm ein Soldat, eben der, der ihn auch schon vorher in der Zelle angeschrien hatte.

* * *

In der Kanzlei erschienen die Minuten wie eine Ewigkeit; aber diese Ewigkeit verfloß erbarmungslos, verging und verschwand.

Während sie die Korridore entlang geführt worden waren, war gleichsam in der Seele eines jeden das ganze bisherige Leben von neuem aufgestanden und in blendend hellen Bildern vor dem geistigen Auge vorübergezogen ... Und diese furchtbare, angestrengte Arbeit der Phantasie hatte die Verurteilten gewissermaßen beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit von allem andern abgelenkt; sie hatte keine Verführungen für den Willen wach werden lassen, ob es vielleicht noch möglich sei, etwas für die Rettung zu tun, etwas, was von ihnen selbst abhinge.

Sie waren gegangen wie Nachtwandler.

Aber nun ließ dieser unerwartete Aufenthalt in der Kanzlei plötzlich die angespannten Empfindungen zusammenbrechen, und es trat ein Kräftesturz ein — eine Art von Ekel gegen alles und gegen die eigene Person, in geistigem Sinne eine Art von widerwärtigem, gedankenlosem, stumpfsinnigem Herumtreten auf demselben Fleck.

Der Schreiber und der Direktor blätterten in Akten, riefen Namen auf, strichen etwas aus ... aber alles war vor den Augen der Verurteilten wie ein Traum, wie blasse, flache Visionen, — die Papiere, die Lampen, und der Kahlkopf des Direktors, und die Bajonette.

Die Soldaten hielten sich wie vorher dicht bei den einzelnen Verurteilten, indem sie sie in plumper, rücksichtsloser Weise mit den Mänteln berührten, fast Leib an Leib, wie wenn sie fürchteten, diese könnten auch hier noch entrinnen. Gleichmütig blinzelten sie ab und zu mit den Augen, wie wenn sie damit sagen wollten:

„Wir können hier nichts dafür. Aber wir sind verantwortlich. Wir werden zur Rechenschaft gezogen."

Einer von ihnen jedoch, ein nervöser Mensch mit einem schwarzen Flaum auf der Oberlippe, war sehr aufgeregt und gab sich Mühe, die Verurteilten nicht anzusehen ... Diese seltsame Empfindung, daß er selbst frisch und gesund dastehe, daß dagegen diese anderen Menschen, daß dieser lange Gefangene da mit dem unrasierten Gesichte und dem ungekämmten Haar, mit den tiefliegenden grauen Augen, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Herr, in einigen Minuten sich in einem ganz anderen Zustande befinden werde wie sie alle, — diese Empfindung ließ ihn zusammenschaudern; das Herz in seiner Brust drehte sich um und begann heftig zu schlagen; sein Gesicht wurde ganz blaß ...

Von den Verurteilten war Klemankin, ein hübscher, gesunder Mann mit dichtem Haarwuchs und südländischem Gesichtsschnitt, in starres Schweigen versunken; er hatte sich auf eine Bank gesetzt, den Kopf in die Hände genommen und die Ellbogen auf die Knie gestützt.

Der Arbeitsmann trat von einem Bein auf das andere.

„Wenn es nur recht schnell ginge, Brüder, nur recht schnell!" flüsterte er, indem er seine Augen im Zimmer umherfahren ließ und die Hände in die Ärmel seiner Gefangenenjacke steckte.

Aber er war mit anderen Gedanken beschäftigt.

Er hatte Leibweh wie immer bei seelischer Erregung, und seltsame, gewaltsam sich aufdrängende Phantastereien erwuchsen und wucherten in seinem Kopfe. Wie, wenn er sich die Erlaubnis erbäte, zur Verrichtung seiner Notdurft hinauszugehen, und sich dann irgendwie davonmachte? Ob das wohl gelingen würde? Ein Plan verdrängte den andern.

„Brüder, liebe Brüder, wie ist das nur möglich?" sagte er beinahe weinend mit zitternder Stimme zu den Soldaten. „Ich bin unschuldig; das schwöre ich bei Gott; ich bin unschuldig; ohne ordentliches Gericht bin ich verurteilt worden ... Wie ist das nur möglich?!"

Aber den schrecklichsten Anblick von allen bot der Gymnasiast dar, ein junger Mensch mit zartem, wohlgenährtem Körper und kaum wahrnehmbarem Flaum auf den Wangen. Er hatte die Brauen zusammengezogen und biß sich auf die Lippe, offenbar mit aller Anstrengung bemüht, sich durch keinen Laut zu verraten und nicht loszuweinen; aber dann auf einmal bekreuzte er sich eilig mit weiten Handbewegungen und wurde über das ganze Gesicht so rot, daß die Adern

an den Schläfen sichtbar wurden; das Kinn zitterte ihm, und er bewegte ein Weilchen den Mund, aber ohne einen Laut von sich zu geben; augenscheinlich beabsichtigte er, etwas zu sagen, und hatte vor Aufregung nicht die Kraft dazu.

Den Ingenieur, der ihn in diesem Augenblicke gerade ansah, ergriff eine solche Angst um ihn, daß es ihm wie eine Blutwelle von unten her in die Kehle stieg und ihm die Tränen in die Augen traten. Er wünschte aus tiefster Seele, daß der junge Mensch in diesem Augenblicke nicht so leiden möchte, — das war doch gar zu entsetzlich ...

„Er wird noch irgend etwas tun", schoß es ihm durch den Kopf.

„Ich ... ich ... ich ...", brachte der Gymnasiast endlich mit Mühe leise heraus, „ich ... möchte ... einen Geistlichen."

Er selbst war bestürzt über seine eigene Stimme und drehte sich erschrocken nach allen Seiten um. Aber niemand schien ihn gehört zu haben. Nur ein Soldat, eben der blasse Mensch, der neben dem Ingenieur stand und sich Mühe gab, die Verurteilten nicht anzusehen, fuhr zusammen und machte eine Bewegung nach dem Direktor hin, wie um ihm den Wunsch des Gymnasiasten mitzuteilen.

Aber der Direktor blätterte in seinen Papieren.

„Ich möchte einen Geistlichen", sagte beharrlich der Gymnasiast noch einmal, diesmal sehr laut, und jetzt hatten es alle gehört. Alle gerieten in Bewegung.

Der Sohn des Diakonus verzog sein Gesicht zu einem schiefen Lächeln. „Und ich eine Zigarette!" Und er fügte einige rohe Schimpfworte hinzu.

Der Direktor hob den Kopf in die Höhe und sah nach dem Gymnasiasten hin.

„Das sollen Sie haben. Aber warum schreien Sie so?" erwiderte er verwundert; als er jedoch das junge, kindliche, jetzt gerötete und schrecklich verzerrte Gesicht des Gymnasiasten und seine fieberhaft funkelnden Augen sah, wurde er ein wenig verlegen und fügte in milderem Tone hinzu: „Das sollen Sie haben; was dem Gesetze gemäß ist, sollen Sie alles haben."

Auch der Gymnasiast wurde befangen und verwirrt; er ließ verlegen seinen Blick zu allen herumschweifen.

„Ich wollte nicht ... Ich hatte bloß ... Ich wollte das nur sagen."

Aber ein sonderbarer Einfall kam in diesem Augenblicke dem Ingenieur. Er hatte wieder die Empfindung, daß dies alles unendlich kleinlich und nichtig sei gegenüber jener Ruhe, in die sie alle baldigst eintreten würden, und hatte daher die größte Lust aufzustehen und dies irgendwie auch dem Gymnasiasten klarzumachen, damit auch er sich jetzt nicht aufregte; er hätte ihm gern zugelächelt und ihm gesagt, daß zu solcher Aufregung kein Anlaß sei, daß er vielmehr frohen Mutes sein könne. Und gleichzeitig tat ihm auch der Direktor leid mit seinen kleinlichen, öden, schrecklichen Dienstsorgen, und jetzt zum erstenmal erschien ihm auch der Direktor als ein Mensch, da er auf dessen Gesichte den Ausdruck der Hilflosigkeit gegenüber der Qual des Gymnasiasten wahrnahm.

„Ob ich wohl zu ihm herantrete und ihn bitte, den Gymnasiasten als ersten hängen zu lassen? Ich könnte ja warten. Dem würde es dadurch jedenfalls leichter gemacht!" Dies ging ihm durch den Sinn.

Und es schien ihm, dies würde sich ganz einfach durchführen lassen, da sie ja alle hier Menschen seien, er und der Direktor und die Soldaten, und ein jeder für dieses einfach menschliche Gefühl angesichts einer so wichtigen und allen gemeinsamen Sache, wie der Tod, Verständnis haben müsse.

Aber während er noch mechanisch überlegte, wie er das anzugreifen habe, da er einsah, daß er nicht laut hierum bitten könne, sondern die Sache vorsichtig und mit schlichten Worten darlegen müsse, um verstanden zu werden, ging diese furchtbare Wartezeit in der Kanzlei für sie alle zu Ende. Alle kamen wieder in Bewegung, und der Sohn des Diakonus nahm mit derjenigen oberflächlichen Teilnahme, mit welcher die Verurteilten hier alle Sinneseindrücke aufgenommen hatten, an der Wanduhr wahr, daß sie im ganzen nur fünf Minuten hier zugebracht hatten. Es war sieben Minuten vor drei Uhr.

Man trieb sie zur Eile und führte sie auf den Hof.

Wieder stießen sie einander in der Tür. Man ließ die Verurteilten zwischen je zwei Soldaten hinausgehen. Sie zitterten in der Kälte bei ihrer mangelhaften Bekleidung. Voran ging derselbe junge Offizier. Hinten schlossen sich aus einem in der Nähe gelegenen Zimmer die Zeugen der Hinrichtung in ungeordnetem Trupp an; sie waren vollzählig beisammen.

* * *

Der Geistliche befand sich die ganze Zeit über, während in der Kanzlei die letzten Förmlichkeiten erledigt wurden, in schrecklicher Aufregung und ging in einem kleinen, an die Kanzlei stoßenden Zimmerchen, dem Arbeitskabinett des Direktors, auf und ab.

Es schien ihm, daß das alles eine Unmenschlichkeit sei und sich irgendwie hätte vermeiden lassen; hätte man ihnen denn nicht nach Christenpflicht verzeihen können? „Aber wir sind ja freilich nur Menschen in niedriger Stellung; die Obrigkeit muß es besser wissen“, dachte er und begann einige Male still zu beten; aber die Menschen im Nebenzimmer und die ganze Umgebung störten ihn, und in seiner Unruhe warf er die Haare in den Nacken zurück und zupfte an dem Kreuze auf seiner Brust.

Der Direktor ersuchte ihn, in die Kanzlei zu kommen.

„Väterchen, einer der Verurteilten verlangt nach Ihnen.“

Die andern hatten es abgelehnt.

Die Aufregung des Geistlichen stieg noch; er zupfte krampfhaft an sich herum, und nun stand plötzlich die unangenehme Frage vor ihm, wo die Beichte vorgenommen werden sollte, ob hier oder dort — am Orte selbst.

Die Entscheidung fiel für die Kanzlei.

„Nun, da werde ich wenigstens einem von ihnen Trost spenden, und für die andern will ich beten“, tröstete er sich; aber er fühlte, wie sein Herz schlug . . .

* * *

Der Staatsanwalt war in fieberhafter Unruhe und bemühte sich, von dem, was stattfinden mußte, möglichst wenig wahrzunehmen. Er dachte an seine Frau, die er im warmen, behaglichen Bette zurückgelassen hatte, und spann dann den Faden weiter: daß sie für dekadente Poesie schwärme und überhaupt einen „roten

Geschmack" habe, und daß er selbst eigentlich damit sympathisiere und für all dergleichen Verständnis besitze ... „Es wird endlich Zeit, zu einer neuen Behandlungsweise überzugehen. Das ist ja doch ganz klar, meine Herren: solange ein Gesetz besteht, muß es beachtet werden. Wenn sie die Macht erlangt haben werden, so werden sie andere Gesetze erlassen; dann mögen sie leben, wie sie wollen!"

Er verspürte geradezu einen Ärger über diese Staatsverbrecher, weil sie keine Juristen und nicht imstande seien, eine so einfache Wahrheit zu begreifen, — wiewohl sie ihm natürlich vom menschlichen Standpunkte aus leid taten ...

Mehrere Male steckte er das Urteil, das er ihnen vorlesen mußte, von einer Tasche in die andere und nahm all seine Kraft zusammen, um seiner Aufregung Herr zu werden ...

Der Arzt war betrunken, rauchte und erzählte dem Gerichtssekretär unter Verwendung vieler Schimpfworte eine Geschichte von einer ihm widerfahrenen Kränkung.

Der Offizier der Wachmannschaft sah nach der Uhr ...

* * *

Dort auf dem Hofe, am Platze der Hinrichtung, vor den Galgen, schluchzte der Gymnasiast endlich los und weinte derart, daß er ganz in Tränen zerfloß. Er vermochte kein Wort mehr zu reden und weinte wie ein kleines Kind. Alles, was er an Kraft und Festigkeit gesammelt gehabt hatte, war in der Beichte vor dem Geistlichen dahingeschwunden. Er glaubte nicht an die Beichte und glaubte nicht an Gott; er hatte dafür kein Verständnis. Aber der Gedanke an seine Mutter hatte ihm keine Ruhe gelassen, und das Gespräch mit dem Geistlichen war alles gewesen, was er hatte ersinnen können, um sie zu trösten. So hatte er denn, wie er sich das vorher ausgesonnen gehabt hatte, den Geistlichen gebeten, seiner Mutter zu versichern, daß er fest und mutig gestorben sei, im Glauben an die Unsterblichkeit, voll Liebe zu seiner Mutter, — damit sie sich nicht gar zu sehr grämen möchte; auf diese Weise wollte er ihr, ob auch durch eine Lüge, ein wenig Trost verschaffen. Aber jetzt auf dem Hofe konnte seine überreizte Empfindsamkeit nicht davon loskommen, daß er bei der improvisierten, hastigen Beichte vergessen hatte, dem Geistlichen etwas von seiner Schwester zu sagen. Es tat ihm jetzt bitter leid, daß er gegen dieses skrofulöse, unschöne Mädchen nie gerecht gewesen sei, und daß sie nun denken werde, er habe sich ihrer in der letzten Minute nicht erinnert und liebe sie nicht, und daß das nun nicht mehr wieder gutzumachen sei. Und der Schmerz darüber war so heftig, daß er in Tränen ausbrach und schluchzte und am ganzen Leibe bebte.

Dieser Anblick war nicht zu ertragen. Allen traten die Tränen in die Augen. Der Szene mußte ein Ende gemacht werden. Der Henker ergriff ihn als den ersten, und auf einmal verstummte er und wurde starr und ruhig.

Der Ingenieur hatte, während sie nach dem Hofe gingen, fortwährend daran gedacht, daß dem Gymnasiasten irgendwie Hilfe gebracht werden müsse, ohne daß er jedoch ein Mittel gefunden hätte, wie dies anzufangen sei; als er sich aber auf dem Hofe überzeugt hatte, daß fünf Galgen vorhanden waren, hatte er sich von jener Sorge befreit gefühlt und sich ganz in das neue Gefühl der Ruhe versenkt,

die sich ihm jetzt erschloß, und der gegenüber alles andere so nichtig und kleinlich erschien. Als er daher das Schluchzen des Gymnasiasten hörte, hatte er sich nicht mehr darüber aufgeregt, weil er sich sagte, daß sie ja nun sogleich sterben würden und alles für sie ein Ende haben werde, — sowohl diese Tränen als auch das, was sie veranlaßte ... Er blickte sogar zweimal nach dem Himmel hinauf, an dem die Sterne hell strahlten, und es kam ihm vor, als ob auch diese Sterne ihm dasselbe sagten, was er in seiner Seele fühlte. Er zog zum letzten Male mit ganzer Brust die kalte Winterluft ein — und stieß selbst den Schemel um.

Klemankin, den die Szene mit dem Gymnasiasten heftig erregte, konnte sich nicht halten und schrie, das werde ihnen nicht vergeben werden, diesen Henkern und Unmenschen! ...

Der Staatsanwalt schluckte dabei anscheinend etwas hinunter, und alle zuckten zusammen und senkten die Blicke zur Erde, da sie sich sagten, daß es keinen Zweck mehr habe, dem Verurteilten etwas zu erwidern und mit ihm zu streiten.

Der Arbeitsmann zitterte und fror. Der Sohn des Diakonus gab sich Mühe zu lachen; aber seine Augen irrten unsicher umher ...

Nach Ablauf von zwanzig Minuten, während deren der Staatsanwalt und die andern, sich von den Gehängten abwendend, ungeduldig auf dem Schnee herumtraten und froren und der Gerichtssekretär, ein schlanker junger Mann in Gerichtsuniform mit einem Pincenez, der Offizier und der Gefängnisdirektor häufig nach der Uhr sahen, — nach Ablauf dieser schrecklichen, qualvollen zwanzig Minuten ging der Arzt hastig, so daß ihm der Schoß seines Pelzes zwischen die Beine geriet, von einem Gehängten zum andern, befühlte eilig ihre Beine, wobei er darauf bedacht war, ihre Körper möglichst wenig zu berühren, und murmelte dann undeutlich:

„Oh, sie sind tot, tot, völlig tot ... sicher tot ... Nichts weiter zu sagen! Ich werde das Protokoll unterschreiben ...“

Sie gingen auseinander, ... und alles ringsumher war wie gewöhnlich ...

Aus dem Russischen von H. Röhl



Starre Ruhe · Von Rudolf Leonhard

Der Tag floß in die Ferne hin.
Der Mond durchirrt den Tannenschlag,
Ein Wellchen schluchzt ans Ufer hin
Und klagt ihm nach, dem toten Tag.
Die Nixe hebt im Schilf das Kinn,
Der blanken Augen leere Ruh' —
Wo schwanden meine Pulse hin?
Nun schweigt mein Blut dem Wasser zu:
Mir graut, daß ich so ruhig bin. —





Das Evangelium der Natur

Eine Meditation von Georg Korf

Wenn wir einen Sonnenuntergang in seiner feurigen Pracht oder das wundervolle Farbenspiel einer Pfauenfeder sehen, wenn unser Ohr das muntere Zwitschern der gefiederten Sänger in Flur und Feld, das Tosen und Brausen einer Meeresbrandung oder das gewaltige Rollen des Donners wahrnimmt, dann spricht zu uns die Natur.

Ob säuselnde Lüfte kosend deine Wange streifen oder der Wind dir harte Schlossen ins Gesicht wirft, ob Sturmesgewalten dem Geäst der Bäume Ächzen und Rauschen entlocken — es spricht zu dir, o Menschlein, die Natur in einer ihrer mannigfaltigen Sprachen.

Wenn frisches Naß aus kühler Quelle deine Lippen netzt, wenn deine Zunge den süßen Saft der Früchte schmeckt, wenn milde Düfte aus Blütenkelchen mit unsichtbaren Schwingungen die Lüfte würzen, die deine Lungen speisen — es spricht zu dir die Natur.

Die Natur hat viele und mannigfaltige Ausdrucksmöglichkeiten. Die Kraft des Orkans, die Stille und der Frieden in Flur und Wald, die Schwärze der Nacht, das Zucken des grellen Blitzes, die Majestät der schneegekrönten Bergriesen mit Schwindel erregenden Klüften und zackigen Graten, das in sanften Wellen ausgebreitete Tal, das Summen der Bienen, der Flug des Aars in Wolkenhöhen, das Tanzen und Wiegen der Mücken und Libellen auf zarten Luftwellen, Licht und Wärme der Sonne, die in unerfaßlicher Größe ausgedehnte Wölbung des Sternendomes — — alles sind Ausdrücke der Natur, die von ihrem reifsten Kinde — dem Menschen — bewundert und mehr und mehr verstanden werden.

Wenn wir nur recht oft die Sprache der Natur auf uns wirken, ihre Emanationen durch die sinnlichen Eingangspforten zu unserm geheimnisvollen Innern — uns zum Bewußtsein — kommen ließen, eine Fülle gäbe es an Freuden, die die Sinne uns zu übermitteln vermögen.

Doch erheben wir uns über unsere fünf Sinne; denn sie sind nicht wir selbst, wie die Erscheinungen nicht das Wesen der Natur ausmachen. Die Sinne sind nur Dolmetscher zwischen Schwingungen aus der unendlichen Natur und dem

Schwingungsausgleich in einem individualisierten Ich, zwischen dem wahrnehmbaren All und dem wahrnehmenden Denker in uns; denn über unserer Wahrnehmungsfähigkeit steht unsere Denkkraft. Tauchen wir mit dieser ein in die Welt, versuchen wir durch sie das Wesen der Dinge, die Tiefen des Seins zu ergründen, werden wir uns der Wirklichkeit und Wahrheit mehr nähern als durch das alleinige Vertrauen auf unsere äußeren Sinne. „Vertraue nicht deinen Sinnen, sie lehren dich nur Schein; vertraue deiner Vernunft", so sprachen schon die alten Weisen.

Die winzigen, aus dem Schwarzblau der Himmelswölbung zu uns herniederblickenden funkelnden Lichtpunkte — in ihrer Zahl wie Sandkörnchen an den Ufern der Meere — verwandeln sich durch den biomagnetischen oder nach neuester Auffassung „radioaktiven" Vorgang in unserm Gehirn, den wir „Denken" nennen, zu der Vorstellung in unserm Bewußtsein, daß die strahlenden Pünktchen und leuchtenden Nebel aus Milliarden von Riesensonnen und Weltsystemen bestehen, die in weltfernen Abständen zueinander ihre vorgezeichneten Bahnen ziehen.

Aber so weit unsere Augen schauen, so viele Sonnen unser mit dem besten Teleskop verstärkter Blick zu erspähen vermag — das ganze ungeheure Universum, es bildet doch nur den allerkleinsten Teil des Weltalls!

Übertreibende Phrase! — O nein, geehrter Leser und Denker; bei der Unendlichkeit ist nichts zu übertreiben — und der größte Teil des Weltalls, dessen Mittelpunkt überall und dessen Peripherie unendlich ist, liegt ja jenseits unserer Sichtgrenze, hinter der sich die Unendlichkeit im ewigen Raum verbirgt, aus deren Regionen kein Lichtgruß zu uns dringen kann, sintemal die von dort ausgehenden Lichtschwingungen vielleicht „erst" hunderttausend oder Millionen Jahre zu uns unterwegs sind und sie möglicherweise Billionen oder Trillionen Jahre gebrauchen, um bis zur Erde zu gelangen. Auch dies ist keine Übertreibung; denn diese Entfernungen sind wirklich im Weltall vorhanden, die Unendlichkeit schließt eben alle vorstellbaren und nicht vorstellbaren Entfernungen ein.

Ja noch mehr! Die aus unendlichen Fernen kommenden Lichtstrahlen können die Erde überhaupt nie erreichen, weil sie zur Zurücklegung bis hierher eine Zeitdauer benötigen, die länger als die Lebensdauer der Erde und des Sonnensystems ist. Diese Lichtstrahlen oder deren Wirkungen (wir können nicht wissen, ob solche Schwingungen nach einer unermeßlich langen Wanderzeit noch Licht sind oder sich gar wie Wellen im Sande verlaufen haben) kämen hier zu spät an, um wahrgenommen werden zu können; denn unser Sonnensystem wäre bis zu der Zeit längst den Weg alles „kosmischen Staubes" gegangen und unsere Erde in dem Meer glühender Gase untergetaucht wie ein Tropfen im Ozean. Die Erde müßte e w i g bestehen, und die Lichtquelle in unendlicher Ferne müßte einen unendlichen Helligkeitsgrad besitzen und müßte ebenfalls unendlich groß sein, sollten die Schwingungen dieser Lichtquelle die Erde je erreichen.

Dieser Gedankengang führt zu dem Schlußergebnis, daß Objekt und Subjekt eins sind, da die Unendlichkeit alles — auch den wegen seiner unendlichen Ferne nie bestrahlten Planeten — einschließt. So können wir uns auch das Verhältnis von Gott und Mensch denken: der ewige, unendliche, allgegenwärtige Geist umfaßt das Bewußtsein aller Kreatur. In solchem Sinne sind wir Kinder Gottes,

Licht von seinem Licht. Wie der Sonnenstrahl ein Kind der Sonne, so der Mensch ein in die Dunkelheit ausgesandter Strahl des Einen, Ewigen. So sind wir untereinander Brüder im Geiste und auch Brüder des Einen Gottmenschen, der sich durch den Christusgeist in Jesus, dem Menschensohn, offenbarte. — — —

Das Kleinste entspricht dem Größten: wie Planeten um Sonnen und diese um Zentralgestirne ihre Weltenkreise vollenden in geeigneten Abständen und mit den Größen entsprechenden Geschwindigkeiten, so wirbeln Atome und deren ätherische Teile (Elektronen) in geeigneten Abständen und mit entsprechender Geschwindigkeit umeinander, erst durch ihre Bewegung d a s offenbarend oder darstellend, was wir M a t e r i e nennen, die die Leere des unfaßlichen Raumes mit etwas unterbricht, sei es in Form eines Atoms oder in Form einer Sonne oder einer Sternhäufung wie die Milchstraße — gegenüber dem unendlichen Raum ist es gleich, ob wir von dem Kleinsten oder dem Größten sprechen; Größen sind stets nur Relativitäten, die dem Absoluten nicht gegenübergestellt werden können. Soll dem Absoluten etwas gegenübergestellt werden, könnte es nur das Nichts sein. Das Vorhandensein von etwas oder des Alls schließt aber das Nichts aus. Niemand vermag sich das oder ein kommendes Nichtvorhandensein des Raumes vorzustellen.

Dringen wir auch in die Welt des Kleinsten mit unserer Vernunft ein und bewaffnen unser mentales Schauen mit der Phantasie — das Teleskop der Seele: vergrößern wir ein Molekül, daß dessen Atome die Größen von Planeten zu haben scheinen, dann haben wir die Miniaturkopie eines Sonnensystems. „Aber dies ist doch Übertreibung", höre ich raunen. Lassen wir uns durch einen Gelehrten der Jetztzeit darüber belehren:

Sir Oliver Lodge, der Rektor an der Universität Birmingham, sagt in seiner Schrift über die Dichtigkeit des Äthers: „Genau so wie das Verhältnis von M a s s e zu V o l u m e n klein ist im Falle eines Sonnensystems oder eines Nebelflecks oder einer Spinnwebe, bin ich dazu getrieben worden zu denken, daß die beobachtete mechanische Dichtigkeit der Materie wahrscheinlich ein ungemein kleiner Bruchteil von der allgemeinen Dichtigkeit der Substanz oder des Äthers ist, der in dem Raume, den sie so teilweise anfüllt, enthalten ist, — der Substanz, aus der sie als mutmaßlich zusammengesetzt angenommen werden kann.

So betrachte man z. B. ein Quantum Platin und nehme an, daß seine Atome aus Elektronen zusammengesetzt sind oder aus irgendeiner anderen, diesen nicht ganz unähnlichen Struktur. Der Raum, den diese Körper in Wirklichkeit f ü l l e n, verglichen mit dem ganzen Raum, den sie in einem gewissen Sinne ‚einnehmen', ist vergleichsweise ein Zehnmillionstel des Ganzen, selbst im Innern eines jeden Atoms. Und der Bruchteil ist noch kleiner, wenn er sich auf die s i c h t b a r e Masse bezieht, so daß eine Art von Mindestschätzung der ätherischen Dichtigkeit auf dieser Grundlage ungefähr so etwas wie zehntausend Millionen mal diejenige von Platin ergeben würde. Die dichteste bekannte Materie ist spinnwebengleich, wenn verglichen mit dem unmodifizierten Äther im gleichen Raum."

Nach dieser Auffassung eines hervorragenden Gelehrten ist bildlich gesprochen ein kleines Quantum Materie, ja ein A t o m, ein Planetensystem im kleinsten Maßstabe; und ein Sonnensystem ist nichts anderes als ein kosmisches Molekül.

Die Struktur ist bei beiden gleich: kreisende Körper mit außerordentlich großen Zwischenräumen; nur die Größen und die Umdrehungszahlen sind in dem Mikro- und Makro-Molekül ungeheuer verschieden. (Interessante Enthüllungen über solche Forschungen enthält „Okkulte Chemie“ von Besant-Leadbeater; Verlag: Dr. Hugo Vollrath, Leipzig, und „Die Entwicklung der Materie“ von Gustave Le Bon; deutsch bei J. A. Barth, Leipzig.)

Wir sehen, daß unsere Denkkraft uns in der Erkenntnis weiter bringt und uns in das Wesen der Dinge tiefer eindringen läßt als der Augenschein. Der geistige Sinn — die Vernunft — zeigt uns mehr Klarheit und Wahrheit als die Sinne, die uns nur den äußeren Schein lehren: Bei der Betrachtung eines Schmetterlings fällt uns das aus winzigen Schuppen gebildete schillernde Farbenmuster seiner Flügel zunächst in die Augen und wir sehen seine Form; aber Farben und Formen sind nicht das Wesen eines Dinges. Untersucht der Forscher den anatomischen Bau eines Organismus oder durchleuchtet er ihn mit Röntgenstrahlen, dann erkennt er auch nur Formen und deren Tätigkeiten; das Wesen und die Ursache zu der Betätigung, die das Leben erzeugende Urkraft ist mit den besten Waffen der Wissenschaft nicht zu ergründen. Wir wissen nichts von dem Bewußtsein, Empfinden und Wollen eines Wesens außer uns; denn jedes Ich enthält eine Welt von Schwingungen für sich. Die Schwingungen sind aber nicht das Ich, wie Freude oder Kummer nicht das Wesen des Freude- oder Kummervollen sind.

Der Indier sagt: „Mein Körper hat Hunger“, nicht: „Ich habe Hunger.“ Er zieht die Konsequenz aus seiner Denkweise, daß der Körper nur vorübergehend während der Dauer seines irdischen Lebens ein Werkzeug seines Geistes ist. Der unsterbliche Teil seines Wesens — der Ichdenker — kann nicht Hunger haben, und das, was heute Beefsteak und morgen Gemüse zum Erhalten und Aufbau bedarf, kann natürlich nicht unsterblich sein. Solange der Mensch sich aber mit seinem sterblichen Teil identifiziert, ist er — nach dem Gesetz der Suggestion — ein Sterblicher. Nur unser Unterscheidungsvermögen zwischen Vergänglichem und Unvergänglichem, zwischen Zeitlichem und Ewigem kann unser Bewußtsein zur Unsterblichkeit erheben. Wer mit der Suggestion des Todes seinen irdischen Körper verläßt, träumt lange den Todestraum und kann schwer zum Bewußtsein seiner Wirklichkeit erwachen. Der alte Spruch „Erkenne dich selbst“ ist eine weise Anregung zu der Suggestion: Erkenne dich als Geistwesen, das einst losgelöst vom irdischen Staube, frei ist von Einschränkungen.

Versuchen wir, außer mit dem Mikroskop und Teleskop, die uns ja recht schöne und belehrende „Oberflächen“ enthüllen, mit der unbefangenen Vernunft, mit dem göttlichen Glauben eines Kindes in die Natur einzudringen, dann lernen wir, daß unserm nicht vom Wechsel des Äußeren beeinflußbaren Ichwesen ein Ichwesen der Natur zugrunde liegen muß. Die wahre Selbsterkenntnis ist auch die wahre Gotteserkenntnis.

Die gesamten Offenbarungen der Natur vom Atom bis zu den weltentlegensten Gestirnen sind geordnet nach *einem* Gesetz; eine gesetzlose Welt wäre kein Kosmos, sondern ein Chaos; es wäre wahrscheinlich nichts, wenn das kosmische Gesetz fehlte.

Wo Gesetze walten, muß ein Gesetz g e b e r zu finden sein; denn Gesetze, und wären es die weisesten, können sich nicht selbst machen. Kann eine Taschenuhr von selbst entstehen, daß sich die dazu gehörigen Teile zufällig so lagerten, daß ein Zahn in den andern greift mit subtilster Präzision? Würde die Frage von jemand im Ernste gestellt, er würde mit Recht verlacht werden. Der Mensch kann Taschenuhren bauen, aber er kann keinen Grashalm entstehen lassen, wenn ihm kein Samenkorn zur Verfügung steht. Viel komplizierter als eine Taschenuhr ist der Mensch, und unvergleichlich großartiger und unbegreiflicher als dieser ist der gewaltige Weltenorganismus, oder wem dieses Wort Schmerz verursacht, sage Weltenmechanismus. Ähnliche Gedanken dürften K a n t zu dem bekannten Ausspruch geführt haben: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir sind mir Beweise für das Dasein Gottes.“ Die Gesetze im Makrokosmos und im Mikrokosmos haben die eine Ursache — den Gesetzgeber.

Wir beobachten ferner in der lebendigen Natur von der Amöbe bis zu dem intelligentesten Menschen eine einheitliche Kraft, das ist der W i l l e, dessen Wesen in der Biene wie im Menschen dasselbe ist; nur Quantität und Qualität differieren in den verschiedenen Geschöpfen, wie die Säfte und Düfte der Pflanzen, die sie doch aus e i n e m Erdreich beziehen. Wer will es je ergründen, wie es zugeht, daß der durch die Wurzel der Erdbeere aufgenommene Saft dem Menschen eine köstliche Speise, die Wurzel des daneben wachsenden Schierlings aus dem selben Nährboden tödliches Gift liefert? Auch den Pflanzen sind Gesetze diktiert, von denen sie nicht abweichen können. Wo sich Gesetz und Wille offenbaren, muß auch Intelligenz sein, und diese ist nicht ohne Bewußtsein denkbar. Das Bewußtsein setzt einen Träger voraus, und der ist die Seele. Andere sagen „das Gehirn“. Kann es ein Gehirn der Natur, ein Gehirn des Weltalls geben? Glaubt jemand an ein kosmisches Gehirn? Nein! Aber an die W e l t s e e l e, an den W e l t e n g e i s t können wir glauben. Das ist der Glaube an Gott. Und wer an Gott im Weltall glaubt, der glaubt auch an Gott in seiner Brust. Und wer Gott in sich gefunden, der erkennt ihn auch außer sich in der ganzen Natur.

Siehe, das ist das Evangelium der Natur, daß sie uns überall d e n G e i s t offenbart.

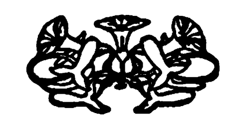


Morgenländisch · Von Ernst Bertram

Nicht mußt du nachgraben den Wurzeln des Baumes, den du lieb hast.

•

Ein Gott ist taub, den du schmähst; aber ein Götze hat hundert Ohren.



Wir Alten • Von Victor Blüthgen

Wir sind die Gipfel, kalt und überschneit,
Mit Furchen in den Felsenangesichtern.
Wir schlafen nachts den Schlaf der Einsamkeit,
Zuerst geweckt von grauen Morgenlichtern.
Nur selten ziehn noch, stolz und flügelbreit,
Adlergedanken durch das Hirn von Dichtern.

Zu Füßen tief das junge Leben spielt,
Auf grüner Alm, in Wald und Tälergründen;
Uns kümmert kaum, wohin sein Streben zielt,
Was fernverlorne wirre Laute künden,
Und daß wir einmal auch so jung gefühlt,
Mit hohem Wollen und mit schönen Sünden.

Wir thronen nüchtern über Wolkenflug
Und blitzeschwangern düstern Hochgewittern.
Die Tränen, die der Bach zu Tale trug,
Sind unsre nicht — uns kann nichts so erschüttern.
Und wenn die Erde bebt, im Donnerzug
Vernichtung tobt, wir fühlen kein Erzittern.

Leichtfüßig manchmal klimmt zu uns herauf
Ein blühend Weib mit lauferhitzten Wangen
Und lacht uns an — da wacht vom Schlummer auf
Im Busen wohl das alte Glückverlangen.
Wie Alpenglühn, wenn nach des Tages Lauf
Die müde Sonne längst zu Bett gegangen.



Phantasus • Von Arno Holz

Hinter verrosteten Drahtzäunen, wo die Dachpappen faulen,
zwischen zerbröckelnden Ziegeln und altem Gerüll,
blühen die seltsamsten Blumen.

Blaue, winzige, die wie Topfscherben blinken,
bunte, die wie Schlangen schillern,
purpurne aus Schmetterlingsflügeln,
hohe, steile aus kaiserlich chinesischem Drachengelb,
schwarze, silbrige wie auf Sarkophagen!

Durch das vermickerte Gezweig eines sonderbaren Bäumchens,
aus den Fenstern eines fernen Häuserrands,
funkelt die Abendsonne.

Ein kleiner Vogel, den ich noch nie gehört habe,
singt.

Schweigt — singt.





Sting

Eine Erinnerung von Peter Dombrück

Sting war mein Verhältnis, und zwar zu einer Zeit, als ich die ersten Hosen noch nicht verschlissen hatte.

Ich weilte damals bei Verwandten auf dem Lande, wo außer dem Großvater drei ausgewachsene Tanten sich um meine Erziehung bemühten.

Sting — die Tochter eines Holzschuhmachers, dessen kärgliches Anwesen unweit von dem ehrwürdigen Gehöft meiner Großeltern lag — ein wildes, schwarzes Ding, mag etwa acht Jahre alt gewesen sein. Ich zählte deren just sechs. Der Unterschied des Alters und Herkommens machte mir keinerlei Bedenken, und auch die gelegentlichen abfälligen Bemerkungen meiner Angehörigen über die Freundin konnten meiner Neigung zu ihr nichts anhaben. Sie blieb meine ständige Gefährtin bei allen Unternehmungen innerhalb und außerhalb des Gutes, bis meine Tante Sephchen mir schließlich heftig verbot, Sting noch einmal mitzubringen.

Tante Sephchen war die längste, strengste und frömmste von meinen Tanten und so hager und mager, daß ich es lieber ertrug, von ihr gescholten oder verprügelt zu werden, als auf ihrem Schoß zu sitzen. Und sie war überhaupt mein Feind. Schon wegen ihrer Hornbrille mochte ich sie nicht leiden.

„Sting ist ein schmutziges, unkeusches Mädchen“, sagte Tante Sephchen. Wir befanden uns im Wohnzimmer. Außer uns beiden war noch der Großvater anwesend. Er saß im Lehnstuhl am Fenster und las die Zeitung.

„Na, na“, klang es im Brummbaß hinter der Zeitung hervor. Ich konnte es nicht ergründen, ob das mich oder die Tante oder irgend etwas in dem Blatt anging. Über den Großvater war ich noch nicht mit mir einig. Von Tante Sephchens Art hatte er gar nichts.

Er betete nie, war spinnefeind mit dem Pfarrer und schwänzte Sonntags die Kirche. Alle im Hause schienen zu glauben, daß ich davon nichts wüßte, aber ich hatte es längst gemerkt.

Zum fürchten düster sah der Großvater aus — mit seinem barschen, breiten Mund, dem tiefen Keil über der Nase und dem dicken, widerborstigen Haar. Er schalt zwar selten. Aber gute Worte oder gar etwas Gutes zum schleckern gab's auch nicht von seiner Seite. Da ich mir aus seinem grollenden Einwurf also nichts zu machen wußte, focht ich meine Sache mit der Tante allein aus.

Unkeusch? Das war mir noch ein Fremdwort. Es kümmerte mich nicht. Aber schmutzig? Nee, das konnte ich nicht auf meinem Sting sitzen lassen.

Unerschrocken sah ich zu dem von hoch her auf mich niederdräuenden spitzigen Gesicht der Tante auf.

„Nimm die Hände aus der Tasche“, befahl sie, was ich aber nicht beachtete. Ich hatte rote Haare und war auch danach.

„Denkste denn,“ — sagte ich — „das Sting wäscht sich nicht! Sie wird jeden Morgen gewaschen. Das Schwarze geht von den Haaren nicht runter, und das Gelbe von den Backen auch nicht. Die sind mal so.“

„Ja, ja, wenn auch“, unterbrach mich Tante Sephchen kategorisch. „Sie ist ein schmutziges, unanständiges Mädchen, und du sollst nicht mehr mit ihr gehen.“

Damit war die Unterhaltung über Sting erledigt, aber meine Freundschaft zu ihr noch lange nicht. Allerdings hielt ich mich seitdem bei meinen Spielen mit der Kameradin mehr außerhalb der Gutshecken. Und wenn Sting auf dem Heimwege am Gutshause vorüber mußte, blieb ich, sobald wir uns dem Gartentore näherten, immer ein Endchen hinter ihr zurück. Das war feige. Aber weiter langte der Charakter eben noch nicht.

Eines Sommertages kamen wir zusammen vom Driesch. Unterwegs fing es an zu regnen. Da nahm Sting ihr Röckchen, das einzige Kleidungsstück, das sie trug, beim Saum und zog es sich als Kapuze über den Kopf, so daß nun das oberste Viertel ihres Körpers bedeckt war, die unteren drei Viertel sich hingegen in paradiesischem Zustande befanden.

„Siehste!“ sagte sie und drehte sich lachend nach mir um, „dat kannste nich, Pittchen.“

Nee, das konnte ich nicht.

Wie wir nun so weiter gängelten — das Sting in seiner Dreiviertelsnacktheit ein paar Schritte vor mir her — kamen mir plötzlich die Worte von Tante Sephchen in den Sinn: Sting wäre schmutzig!

Sapperlot, dachte ich, das Sting ist am ganzen Leib so blank wie 'ne Ente. Das müßte die Tante doch mal sehen!

Aus dem Wunsche keimte ein Plan, den ich dann gleich in die Tat umsetzte.

Am Gartentor nahm ich Sting beim Arm: „Komm' mit binnen.“

„Ich derf jo nich.“

„Is egal.“

Brav trottelte sie mit. Ich zog sie in den Flur — so ungestüm, daß sie kaum Zeit hatte, ihre Kapuze wieder herunterzulassen, und dann ins Wohnzimmer.

Drinnen saß Tante Sephchen mit der dicken Tante Binchen, die sehr sanft veranlagt war und keine Nummer im Hause hatte.

Vier Augen wuchsen mir groß entgegen. Mein Herz schlug närrisch, und es kribbelte mir wie von Ameisen in der Hose. Ein paarmal mußte ich schlucken, bis ich die Angst herunterhatte. Dann platzte ich los: „Hier bring ich euch Sting. Sting is nich schmutzig. Und sie is ganz rein, und ihr könnt es sehen.“

„W—a—s?“ fuhren beide Tanten gleichzeitig auf, und Tante Sephchen gab dann meiner Freundin einen schroffen Wink: „Geh' nur wieder, Sting!“

Da kam ein heiliger, heißer Eifer über mich.

„Nee, Sting, bleib' hier, geh' nich! Sie sollen sehen, daß du nich schmutzig bist: Heff dich upp!"

Ohne Zögern kam Sting meiner Aufforderung, „sich aufzuheben", nach und raffte — wuppdich! — ihr Kleidchen bis an den Hals.

„Blank wie 'ne Ente!" schrie ich. Aber da fielen die Frauen auch schon über uns her. Tante Sephchen zerrte Sting voller Entrüstung zur Türe: „Du unanständiges, verdorbenes Geschöpf! Ich hab's ja gewußt, daß du nichts taugst. Neulich erst hab' ich dich so am Teich herumlaufen sehen. Du weißt doch, daß Unkeuschheit eine Todsünde ist, die der liebe Gott schwer bestraft!"

Tante Binchen redete mir unterdessen gütlich zu. „Laß das schmutzige Mädchen laufen. Du lernst nur Schlechtes von ihm."

„Nein," schrie ich aufschluchzend, „ich hab' Sting lieb. Und sie ist nich schmutzig. Laßt mich, — laßt mich . . .!"

Damit stob ich hinaus, hinter der verbannten Freundin her.

Sie war die hintere Flurtreppe hinuntergegangen, um durch das Hoftor und die Baumwiesen den kürzeren Weg nach Hause einzuschlagen.

Hand in Hand liefen wir über den Hof, bitterlich weinend und ohne ein Wort zu sprechen. Grade unterm Tor wären wir fast gegen den Großvater angerannt.

„Nanu," sagte er und paffte aus der langen Briloner mächtige Rauchwolken auf uns herunter, „hat es wieder Hiebe abgesetzt?"

„Ach, nee, nee," heulte ich, „aber sie sagen immer, Sting is schmutzig, und es is doch nich wahr."

Sting schluchzte aus Leibeskräften mit.

„Bist du nicht schmutzig, Sting, nein?" fragte der Großvater, und seine Stimme klang gar nicht schlimm.

Sting schüttelte den Kopf. Aber mich drängte es dann abermals heftig, jeden Zweifel an Stings Sauberkeit zu beseitigen.

„Heff dich upp, Sting", sagte ich, mit der einen Hand noch über die nassen Augen fahrend und mit der andern Sting am Ärmel zupfend. Und Sting ließ sich auch jetzt nicht zweimal bitten.

Wuppdich! lüpfte sie das Röckchen bis über die Ohren.

Und dann erlebte ich etwas ganz Tolles: Der Großvater lachte! Er lachte — leib- und wahrhaftig!

Ratlos und verwirrt starrte ich zu ihm auf. Er fuhr mir und dem Sting mit seiner schweren Hand durch die Haare und lachte aufs neue.

Schließlich fand ich die Besinnung und den Mut wieder. „Is se nich blank wie 'ne Ente, Großvater?" fragte ich mit einem Blick auf Sting, die sich mit dem gerafften Röckchen die Tränen von den Wangen wischte.

„Ja, das ist sie", sagte er herzhaft und schritt in den Hof hinein.

Und Sting und ich standen unterm Torbogen, schauten seiner mächtigen Gestalt nach, sahen an seinen Bewegungen, daß er immer noch lachte, und wußten doch nicht recht, was wir davon halten sollten.





Die alten Weinstuben

Eine Elegie von Erich Schlaikjer

Die großen protzigen Weinrestaurants mit den ewig weißgedeckten Tischen, als wäre der Mensch nur zum Essen da, beherrschen das Feld.

Die alten stillen Weinstuben, in denen wenige Menschen an soliden hölzernen Tischen bei einem guten Tropfen saßen, sterben aus.

Durch die neuen großen Weinrestaurants „flutet" das elektrische Licht, wie Schmock zu sagen pflegt. In Wirklichkeit brennt es mit unbarmherziger Helle auf die weißgedeckten Tische hinab; in Wirklichkeit mutet es den Nerven eine neue peinliche Anstrengung zu; in Wirklichkeit scheucht es allen Schatten und damit alles Leben aus dem Raum. Denn alles Leben ist Licht und Schatten.

Aber freilich: die Brillanten der dicken Frau Kommerzienrätin kommen zur Geltung; man sieht, daß ihre Brüste die Seidentaille zu sprengen drohen. Und der neue Pariser Hut der Frau Bankier wird ins beste Licht gerückt.

So gut ist die Beleuchtung, daß einem keine Gefühlsregung im Gesicht der Frau Kommerzienrätin entgeht.

Man sieht, wie sie die Frau Bankier um ihren neuen Hut und ihren neuen Liebhaber beneidet. Und man sieht, wie sie durch eine geschickte Wendung des Kopfs ihre Brillanten im Ohr zum Funkeln bringt. Denn in den Brillanten ist sie ihr „über".

Auch dem neuen Liebhaber der Frau Bankier ist die Beleuchtung nicht unangenehm. Er läßt nur in London arbeiten und veröffentlicht gelegentlich elegische Feuilletons über die deutsche Männerkleidung in der deutschen Presse.

Es klingt dann wie der Stoßseufzer einer schwer geprüften aristokratischen Seele.

Er trägt an einem geschmacklosen Frack viel schwerer als am Inhalt der ganzen deutschen Geschichte.

Seinen Londoner Zuschneider pflegt er einen „Napoleon des Fracks" zu nennen.

Er behauptet von ihm, daß er jenen einsamen Zug der Weltverachtung habe, der allen wahrhaft großen Geistern eigen sei. Selbst in der Londoner Gesellschaft würden Fräcke getragen, die diesem Mann tagelang auf der Seele lasteten.

Die modernen protzigen Weinrestaurants sind gut für alles, was gesehen werden will: seien es nun die Brillanten der Frau Kommerzienrätin oder der Pariser Hut der Frau Bankier oder der neue Liebhaber in einem Londoner Frack. Aber sie sind schlecht, wenn man die Welt und den lauten Tag vergessen will.

Denn sie sind schwatzhafter als selbst die Welt und greller als selbst die Sonne.

In den alten Weinstuben war es anders.

Hier war es immer etwas dämmerig, denn das Auge muß von Eindrücken verschont bleiben, wenn das Gehirn sich erholen soll.

Die alten Weinstuben wußten, daß Goethe Eckermann gegenüber das Auge den „gewaltigsten Sinn" des Menschen nannte, und sie wußten, daß man diesen Sinn nicht mißhandeln darf, wenn man zu einiger Beschaulichkeit und zu einiger inneren Ruhe beim Wein gelangen will.

Aber sie machten von ihrem Wissen gar kein Aufhebens.

Die Frau Kommerzienrätin kennt auch Goethe — sie kann es sogar mit Zitaten belegen. Sie hat ihn bei Reinhard und anderen gesehen; mit und ohne Kainz; mit und ohne Drehbühne; mit alten Brillanten und mit neuen Brillanten im Ohr.

Ihr Ideal ist: ihn mit neuen Brillanten, einem neuen Kainz, einem neuen Liebhaber und einem alten Hut der Frau Bankier zu sehen.

Wenn nicht ihr Mann ein so ausgemachter Hammel wäre: er hätte längst sein Geld in ein „Goethe-Theater" gesteckt, und dann könnte sie in der Proszeniumsloge sitzen — mit einem neuen Hut, neuen Brillanten und einem berühmten „jugendlichen Helden".

Die Frau Kommerzienrätin seufzte, wenn sie daran dachte.

Ihr Mann hatte ihr aber ein für allemal gesagt: „Komm mir mit Goethe nicht ins Geschäft. Von Goethe verstehst d u etwas. Wie aber das Theatergeschäft liegt, weiß Moses Birnbaum besser."

Ihr Mann war ein Banause. Sie war eine unverstandene Frau. Oh, Ibsen! — Und dabei mußte ausgerechnet die Frau Bankier, ihre nächste und schärfste Konkurrenz, den neuen Liebhaber haben.

Die Frau Kommerzienrätin kennt Goethe, aber sie weiß nichts von der tiefen Ruhe seines Geistes und läßt ihr Auge willig von dem grellen elektrischen Licht mißhandeln. —

In den alten Weinstuben gab es halbdunkle Winkel, in denen eine einsame Flamme zu einsamen Gedanken leuchtete.

Wenn in einem modernen Weinrestaurant ein halbdunkler Winkel entdeckt würde, würde der Geschäftsführer sich aus Verzweiflung an seinen Fähigkeiten aufhängen.

Und wenn eine Stimmung der Einsamkeit entstünde, würde die Aktiengesellschaft pleite gehen, die das Lokal begründet hat.

In die alten Weinstuben kam man in dem Anzug, in dem man vom Arbeitstisch aufstand.

In den modernen protzigen Weinrestaurants „erscheint" man in glänzender Toilette.

Wenn ein Dichter der alten Zeit sich hierhinein verirren sollte, würde ihn der Kellner mit der Bemerkung hinausweisen, daß hier das Hausieren verboten sei.

In den alten Weinstuben saß man allein, und selbst wenn man zu zweien saß, war jeder mit seinem eignen Wein und seinen eignen Gedanken beschäftigt. Es entstanden künstlerische Phantasien in diesen stillen Stunden.

In den modernen Weinrestaurants setzt sich eine Horde um den Tisch, stürzt sich auf die Speisekarte und das Essen und plappert jeden stillen Gedanken tot. Man „denkt“ die Neuigkeiten der Abendausgabe.

Die alten Weinstuben sterben aus.

Und ihre Gäste auch.



Valse Chopin · Von Elisabeth Görres

Die Blumen welkten müde und fahl
Und dufteten schwer durch den festlichen Saal,
Und die Geigen sangen wie sterbend.

War eine dunkle Traurigkeit,
Gleich traumerlittenem leisen Leid,
Wie ein Schleier über den Kerzen.

Wir tanzten stumm, in seltsamem Bann,
Unsre laute Lust versank, verrann,
Wir lagen uns fremd in den Armen.

Zwischen uns gingen schwer und bang
Verlorne Lieder, irgendein Sang,
Lange gestorbene Träume,

Ein irres Sehnen, ein junger Tag,
Da unser Leben in Blüten noch lag
Und in lächelnde Träume uns hüllte —

Wie seltsam das ist, daß die Blumen vergehn,
Daß wir alle, alle zu Staub verwehn,
Die eben noch lächelten, lebten ...

Daß wir alle, alle zu Staub verwehn ...





Diderot

Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages (geb. 5. Oktober 1713)

Es war den Deutschen von jeher wenig gegeben, das Geistige dem allgemeinen Nutzen zuzuführen. Sie machten Gelehrsamkeiten und Schulstoff daraus, und so war denn im Haushalt der deutschen Bildung etwas Fremden- und Franzosenseligkeit geradezu erforderlich, wodurch die Belebung, Vermittlung, Ergänzung zu uns kam. Das meiste Verdienst der Franzosen liegt in solcher Vermittlung, und darauf beruht ihre glänzende Rolle in der Weltkulturgeschichte. Als Epigonen der italienischen Renaissance, der Männer in der Art Castigliones, dessen Bildnis im Louvre hängt, machten sie im 17. Jahrhundert dem festländischen Grobianismus ein Ende, befreiten sich vom Latein, worin die Deutschen trotz Hutten und Luther von neuem das Humanistische erblickten, entwickelten die vorbildlich werdende geistige Eleganz des Umgangs und des Stils. Und wiederum im 18. Jahrhundert wurden die Erreichungen der Engländer, politische, naturwissenschaftliche, technische, philosophische, gesundheitliche, erzieherische, durch die Franzosen in der festländischen Gesellschaft popularisiert. Wenn diese neue gedankliche Zufuhr in Frankreich selber mehr denn anderswo von revolutionären Folgen ward, mit zwar vielem anderen zusammen, so liegt das an der eigentümlichen Richtung auf den Esprit, den dort so leicht alle Dinge nehmen. Es treten sich, cum grano salis gesagt, die Oberflächlichkeiten gegenüber, die wie die verwandten Doktrinen stets am hochmütigsten und unvereinbarsten sind, während die gründlichere Gedanklichkeit der in diesem Falle zu lobenden Deutschen besser imstande bleibt, zu überblicken, was noch die auseinanderstrebenden Willensideen in der Tiefe zusammenknüpft.

Doch das führt etwas weit und führt von dem Manne hinweg, dessen Name diesen Zeilen überschrieben ist. Es ist das Sympathische an Diderot, daß er vom Wesen des Bonmot und des Effekts so frei ist wie kaum einer der vielgenannten Führer der literarischen Vorrevolution. Sein Charakter und seine Absicht sind selbstlos, und seine Anschauungen, sein Kampf für diese entspringen dem redlichsten Bemühen um die zuverlässige Erkenntnis. Wer zwar im subalternen Bann der religiösen und Weltanschauungszänkereien immer von jedem wissen muß, ob er Theist, Deist, Monist, Atheist usw. sei, der klebt dann wohl Diderot das Bestimmzettelchen als Materialist auf. Und wenn er der Partei nach zur Rechten gehört, so zieht er wahrscheinlich ihm noch Voltaire vor, der auf seine Art wenigstens Gott anerkennt und ihm Respekt erweist, wie es sich von Macht zu Macht gebührt, ihm eine Kirche baut: DEO EREXIT VOLTAIRE, und ihn würde erfinden wollen, wenn er nicht überliefert wäre.

Es ist doch wohl das Edelste, was man einem Manne nachrühmen kann, wenn Diderot mit einer Unbegnügtheit und Reinheit des Idealismus, an die auch der sentimentalisierende

Rousseau nicht heranreicht, die Wahrheit gesucht und sie, wie er sie sah und fand, trotz Gefängnis, Konfiskation, Abfall wertvoller Freunde, verkündet hat. Aus der heutigen Zeit, wo die Naturforschung keiner Bahnbrecher und Propheten mehr bedarf, wo vielmehr ihre voreilige Trivialisierung schon ganzen Parteischaren zur Basis von geistigen Kraftgefühlen wird, müssen wir uns zu Diderot erst wieder auf das ihm gebührende Niveau versetzen, wo die Schönheit und Opfermütigkeit eines solchen metaphysischen Vordringens über das irdisch Gebundene erhebt und der Seele auf eine andere Weise auch Religion ist.

Wie hoch über jenem dünkelvollen Platt-Materialismus steht dieser Mann, der in der Interprétation de la Nature (1754) ein einsichtsvoll erkanntes Nichtwissenkönnen unter die wahren Verdienste um die Wissenschaft rechnet! Oder der in Wendungen, bei denen wir wohl verstehen, an welche Adressen der Lamettrie, Helvetius, Holbach sie gerichtet sind, darauf zurückkommt: „Halte dir bei allem vor Augen, daß die Natur nicht Gott ist, ein Mensch keine Maschine und eine Vermutung keine Tatsache." So hat er auch nie mit einem System paradiert, wie die Genannten; sie bestätigen ihm nur, daß er „die Wahrheit zu verkleinern fürchten müßte, wenn er sie überblicken wollte"; es sind nur „Seiten", pages, was er geben will.

Wie der gleichfalls systemlose und systemfreie Sokrates will Diderot unter die Menschen bringen, was sie nachdenken macht, sie klären, heben und befreien soll. Mit diesem Ziel und in der Reinheit dieser Begeisterung beginnt er, nachdem ein Buchhändlerversuch mit der Übersetzung der englischen zweibändigen „Cyclopaedia" von Chambers erfolglos geblieben war und er, der dem Publikum wenig bekannte Schriftsteller, im Jahre 1746 den Plan in die Hand bekommen hatte, die große selbständig-französische „Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers". In seiner Redaktionsführung erhält das Werk die machtvolle geistige Einheitlichkeit, durch die es zu einer zeitgeschichtlichen Großtat wird, anstatt eine Reihe von Nachschlagebänden zu bleiben. Diderot selber mit seinem umfassenden tüchtigen Wissen, seiner sicheren Urteilskritik hinsichtlich der richtigen Grundlagen und Ergebnisse — Schulungen, die er der Jesuitenerziehung seiner Jugend und dem begonnenen theologischen, dann juristischen Studium verdankte — hat persönlich am meisten für die Gebiete der Naturwissenschaft und der Technologie beigesteuert.

Mit dem allen verkörpert sich in seiner Person und Leistung diese glücklichste Art des Autodidaktentums, welche aus dem ordnenden, fragenden Lebensbegreifen das Wissen sucht, also nicht, wie der Fachmann so überhäufig, nur im Wissen in einem beengten Punkt drinsteckt, instruktionsmäßig „gelehrt" und in das Geleise hineingesetzt ist und es ein Stück oder Stücklein weiter fördert. Andererseits die beherrschte schulende Methodik — deren unersetzlicher Mangel stets die besten der Dilettanten bedrückt, denen er bewußt wird — läßt hier nicht die übliche Scheidewand zwischen dem universaleren Schriftsteller und der Wissenschaft entstehen. Diderot hat niemals die Zuständigkeit der Gelehrten auf ihrem Gebiet unterschätzt, immer das Maßgebliche der Kundigkeit durch Beruf betont, und deshalb auch ward ihm für sein Unternehmen von entscheidender Wichtigkeit, daß er durch den Beitritt d'Alemberts die Vorurteile von dieser Seite, der akademischen, überwinden konnte. Von den eigentlichen schriftstellerischen Aufklärern hat er nur den vielvermögenden Holbach nicht für die Mitarbeit umgangen und auch ihm lediglich Beiträge anvertraut, die zur Philosophie keine Gelegenheit ergaben.

Unter gehäuften Mühsalen, Anfeindungen, Verfolgungen ist das Werk in seinen 17 Text- und 11 Kupfertafel-Quartanten durchgeführt, nach Hemmungen und Verboten standhaft wiederaufgenommen und endlich im Jahre 1765 durch eine Art Gewaltstreich, indem die letzten 15 Bände auf einmal erschienen, abgeschlossen worden. Aber dafür hat die „Enzyklopädie" der Zeit den Namen aufgeprägt. Der Erfolg des programmatischen Gedankens: einem größeren Publikum anstatt der bisherigen rhetorisch aufgeputzten Kindlichkeiten exakte Belehrung im geistigen Zusammenhang zu bieten, hat sich weit über Frankreich hinaus erstreckt. Die wesentlich von der Gesellschaft Jesu ausgegangenen Verfolgungen haben dem Werke noch

unberechenbar mehr Ruhm und Anhänger und eifrige Leser zugeführt, als es der dankbare Wissensdurst allein vermocht hätte, und die Weiterwirkungen in der europäischen Bildungsliteratur und Pädagogik sind unermeßliche geworden. Indem diese Tat und ihr mächtiger Eindruck die verlebten Vorstellungen der oberen Gesellschaft von geltender Bildung durchbrachen, haben sie auch in unserem Deutschland zu jener qualitativen und selbstachtungsvollen Erhebung des Publikums beigetragen, die hier ihre dem deutschen Wesen natürlicher entsprechenden Deuter fand, in den Lessing und Winckelmann, in Goethe, in Kant und Schiller, Fichte, und nicht zuletzt in dem populärverständlichen Vereiniger aller Hochgedanken der Schönheit, der Freiheit, der Wahrheit und Männlichkeit, der Ethik des Glaubens, Ernst Moritz Arndt und so eigentümlich kommen schließlich die beiden säkularen Erinnerungen, die dieses Jahr 1913 einschließt, in einer keineswegs gewaltsamen Weise zusammen.

Das ist die Linie zu unserer, zur deutschen Gegenwart, in die wir Diderot zu stellen haben, also genügend fernab von derjenigen der Nicolai und Nachfolger, durch die niemals etwas Geschichtliches wird oder ward, so vergeblich es auch stets gewesen ist, ihrer fertigen Aufgeklärtheit zu widersprechen, und so vergeblich ihnen Kant darlegte, aus wie vielen Bedingungen die Aufklärung keine begnügsame Erreichtheit sei, sondern ein Wille und eine Bewegung. —

Neben dem Schöpfer der Enzyklopädie kommt eine kaum viel mindere Bedeutung dem Ästhetiker zu. Der Universalismus Diderots empfängt auch hier, wo er sich die zweite große Aufgabe stellt und eine weitere Zukunft einleitet, seine Kraft und Geschlossenheit aus dem in allem ihn treibenden Impuls zum aufrichtigen Wahren. Wie Rousseau den Ruf nach Natur erhebt, lehnt sich die originale Persönlichkeit Diderots auf gegen die umgebende Summe des „Manierierten, Konventionellen, Habituellen, Pedantischen“ (um Goethes Kennzeichnung zu übernehmen), und so stellt er mit feuriger Beredsamkeit die Forderung des Gefühlsnatürlichen und des Wahrnehmungsnatürlichen in der bildenden Kunst wie in den Künsten, die das Leben poetisch, dramatisch, mimisch widerspiegeln sollen. Weil hierin ganz und noch vereinzelt Kämpfer, mußte er zwar, trotz der höchsten Lebendigkeit und reizvollen Anmut alles dessen, was er geschrieben hat, in seinen kritischen Darlegungen glücklicher und wirksamer sein, als durch seine poetisch-literarischen Schöpfungen, welche durch die beabsichtigte Exemplifikation eben doch von dem gewollten naiv Natürlichen entfernt wurden. (Es sind also die ernsthaften Dramen und Romane gemeint, nicht jene aus dem Nachlaß und neuerdings wieder öfter gedruckten Schlüpfrigkeiten, an die sich der arbeitsreiche Schriftsteller in einer bestimmten Lebenszeit nebenher verschwendet hat, Phantasien dieser überschüssig potenten Gehirnsäfte, denen sie eine Art Erholung oder auch Entschädigung sein mochten, wo andere sich weit mehr ohne Phantasie zugestanden. Veröffentlicht hat er, trotz seiner lange andauernden Benötigungen, nur eines von diesen anlockenden „indiskreten Bijoux“, die nach Farbe und Fassung so ganz in der Zeit verbleiben.)

Fruchtbarer geworden, als zunächst schon in Frankreich, ist die Diderotsche Wendung gegen die Unnatur auf der Bühne in Lessing, der bei dieser Gelegenheit, ich erwähne es, weil sein gutes Deutschtum heute oft etwas böswillig übersehen wird, das kostbare Wort ausspricht: „Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.“ Etwas anders gegangen ist es mit Diderots Wegedeutungen für die bildende Kunst. Nachdem ihnen eine Weile, um die Zeit der Anfänge Davids, die Entwicklung recht zu geben begonnen hatte, hielt man sie im Bann der neuen rapiden Verzopfung des Empire schon wieder für überwunden. So setzt sich mit ihnen auch Goethe mehr im Gefühl der nachträglichen Berichtigung auseinander, um die Zeit, da sie dann bald erst eigentlich zur Geltung kamen.

Weit entfernt von den Selbstübertreibungen, aus denen die Parole „Le laid c'est le beau“ hat entstehen können, lehrt Diderot den objektiven, aufmerksamen Respekt vor der Natur in allem, was sie hervorbringt. So steht auf dem Boden seiner Prophetien das neue Jahr-

hundert, zunächst in Frankreich, seit es mit dem sog. Klassizismus brach, und damit noch die Gegenwart, die uns umgibt. Wie von dem, was in Steigerung der Engländer und zum Teil nach lykurgischem Bilde Rousseau wollte, vieles erst heute im frischen Wind moderner gesunder Vernünftigkeiten, die auch sittliche Klärungen sind, richtiger begriffen wird, so sind die Anregungen durch Diderot unerschöpft. Und noch immer überragt sein Geist so viele aus ihm vermittelbarte Auffassungen und Auseinandersetzungen, nicht zuletzt auch durch Besonnenheit, durch die Redlichkeit, die innere Freiheit des Befreiers.

„Dénis Diderot, de l'Académie des Sciences de Berlin." Auch darin liegen Gedankengänge, die uns im großen Gedenkjahr des sich befreienden Preußengeistes noch auf eine besondere Art mit dem Zeitgenossen des philosophischen Königs verbinden.

Prof. Dr. Ed. Heyck



Adam und Eva im Lichte der Naturforschung

Was will die Sage vom Sündenfall? Sie ist das Heldenlied, das uns Kunde gibt über unseren ältesten Urahn, den Tertiärmenschen, Kunde gibt, was seine Seele in heiliger Lust entflammte, wie der Daseinskampf seine Art erstarken ließ und ihn den richtigen Weg erkennen ließ, der ihn zum Herrn der Erde machte. Zwei Entwicklungsstufen, zwei Welten schildert uns diese Ursage, eine alte, eine neue. Es kommt dadurch zwischen den beiden Menschengattungen zum Konflikt, daß die Anfänge des neuen Typus die alten Bräuche und Sitten mißachtet und neue Wege geht. Das Zerwürfnis führt zur Trennung und zur Entstehung des neuen, höheren Typus. Er überbietet die alte Welt, indem er zur primitivsten Stufe des Ackerbaues übergeht. Im einzelnen gibt uns der Mythos Aufschluß über eine Reihe von Tatsachen, die der wissenschaftlichen Forschung über die Fossile einfach unzugänglich sind; wie die Fragen über das wirtschaftliche, das soziale Leben, überhaupt das gesamte interne Gesellschaftsleben unserer alten Urahnen. Dieses wissenschaftliche Material zu schöpfen, muß jeden Naturforscher mit Begeisterung füllen. Da nun die Forschung bei weitem noch nicht genügend Mittel an die Hand gibt, der Arbeit die Aureole der Wissenschaftlichkeit zu geben, so begnüge ich mich, auf engem Raume unter peinlicher Anlehnung an die bisherigen Forschungsergebnisse ein Stimmungsbild zu entwerfen.

I. Die alte Welt (1 Mos. 2)

Die Menschengattung der alten Welt wird uns im zweiten Kapitel des ersten Buches Mose geschildert. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist sie dem „Pithekanthropus erectus" Dubois' vergleichbar. Die Stufe des Typus „Pithekanthropus alalus" Haeckels müßte nach diesem Sagenstoffe bereits überschritten sein, da 1 Mos. 2, 19 u. 20 bereits von den Anfängen einer sprachlichen Verständigung berichtet wird.

Der Tertiärmensch lebte im Paradiese, dem Garten in Eden gegen Morgen (1 Mos. 2, 8). Die Urwaldungen, welche die Erde in damaliger Zeit deckten, müssen eine prachtvolle Fülle der Fruchtbarkeit und Schönheit im tropischen Überflusse entfaltet haben. Die Sonnennähe und Sonnenwärme hatte auf der Erde ein berauschend üppiges Leben im Menschen-, Tier- und Pflanzenreich hervorgezaubert, daß man unbedingt an die Tertiärzeit unserer Entwicklung gemahnt wird. Das ganze Mittelmeer war damals noch Steppe. Die Alpen standen noch nicht in ihrer Wucht. Europa und Afrika waren noch nicht getrennt. Mitten in den riesenhaften Steppengebieten, die sich dehnten vom weitesten Westen Europas bis zum weitesten Osten Asiens und tief nach dem Süden Afrikas, erstanden an gut und reich bewässerten Länderstrecken weite, herrliche Urwaldungen, paradiesischen Oasen vergleichbar. Doch der herrlichste in seiner Üppigkeit war der in Eden gegen Morgen, ein Garten, den ihnen die allgütige Hand Gottes

nach ihrer schlichten religiösen Ansicht in tropischer Überfülle geschaffen hatte. Dieser herrlich reiche Fruchtwinkel bot ihnen Nahrung im Überfluß. Die Früchte der Pflanzen waren ihre Speise (1 Mos. 2, 9 u. 16). Ganz sicher wählten sich die Menschen auf dieser Stufe die Pflanzenkost als ausschließliche, weil sie in der Entwicklung noch viel zu nahe ihren vegetarischen Ahnen standen. Dieser Urwald, das Paradies, war diesem Menschentypus der Tertiärzeit das Land wunschstärkster Sehnsucht. Wie dem Volke Israel das Land Kanaan immer das Land tiefster Herzenswünsche, wie für die nordischen, germanischen Stämme Italien das „Land, darin Milch und Honig fließt" war, so war das „Eden" für den Tertiärmenschen der Magnet, der sein Herz unwiderstehlich anzog. Er betrachtete ihn als sein Eigentum und suchte sich als Herr dann zu behaupten (1 Mos. 2, 15).

Seine Lebensverhältnisse waren größtenteils noch tierische. Noch nichts wird berichtet von Arbeit oder von der Entdeckung des Feuers. Sie lebten noch vollständig „von der Hand in den Mund, von einem Tag auf den anderen". Die Früchte langten sie sich vom Baume. Vorräte brauchten sie noch nicht zu sammeln, da die Fruchtfolge in der Tertiärzeit durch keine winterlichen Erscheinungen unterbrochen wurde. Unstet ihren Weg in den Wipfeln der Urwaldpalmen nehmend, schweiften sie von einem Ende ihres Paradieses zum anderen. Die Baumkronen boten ihnen Schutz und Aufenthalt bei Tag und Nacht. Hier fühlten sie sich sicher vor dem Raubgetier im undurchdringlichen Dickicht des Unterholzes. Denn Feinde gab es übergenug. Seit Urgedenken galten die Riesensaurier aus der Jurazeit als die Herren der Erde. Um sich durchzusetzen, führten unsere Urahnen den Daseinskampf mit den Riesenelefanten mit zwei und vier Stoßzähnen oder mit abwärts gekrümmten Walroßhauern, die in dieser Periode gleich den Menschen frei von jedem Haarpelz waren. Kleidung, auch die primitivsten Anfänge einer solchen, waren ihnen noch vollständig fremd (1 Mos. 2, 25). Mit den Tertiärlöwen, -bären und säbelzähnigen Riesenkatzen nahmen sie den Kampf gemeinsam auf, sehr wohl wissend, daß die körperliche Kraft des einzelnen den Untieren nicht gewachsen war. Das Leben in Gesellschaften war darum für ihre Existenz erstes Erfordernis. Sie bildeten Familien und lebten in kleinen Verwandtschaften zusammen. Größere Gemeinschaften konnten sie noch nicht eingehen, weil die Natur selten so viel Nahrungsmittel als nötig auf einem Fleck zusammenhäuft. Um sich untereinander zu verständigen, bedurften sie der Sprache, die mit der Namengebung der Dinge beginnt (1 Mos. 2, 19 u. 20). Das gemeinsame Leben, besonders der gemeinsame Kampf, forderte als sittliches Fundament die Tugend der Treue. Der Verlust eines Mitgliedes aus ihrer Mitte trifft alle gleich hart, und jeder einzelne ist in wildauflodernden Hasse bereit zur Rache. In dieser Gemeinsamkeit erstarkt ihr Mut, ihre Angriffsnatur. Naht Gefahr, so ergreifen sie nicht mehr die Flucht, sondern verlassen die Baumwipfel und steigen herab zum Kampfe, ihre Hand bewaffnet mit starken Ästen und Knütteln, oder aus sicherer Höhe mächtige Felsstücke auf ihre Feinde schleudernd. Nur ihr Tod- und Erzfeind war listiger als alle anderen, der Drache, jener Schlangenkoloß der Tertiärzeit, der als der gefährlichste Nachkomme aus der Jurazeit den Kampf auf Leben und Tod mit ihnen führte. Schleichend, mit fabelhafter Geschwindigkeit, krochen diese furchtbaren Drachenechsen bis in die höchsten Kronen der Urwaldriesen, dem Menschen an Kraft und Raschheit des Angriffs vielfach überlegen. Dazu versagte ihre Kampfesweise vollkommen im Geäst der Bäume. Zitternd, von Furcht wie gelähmt, rührten sie kein Glied, wenn sich ihr Todfeind mit gleißend schillerndem Leibe ihnen nahte. Nur der kühnste Held vermochte diesen Bann zu brechen, wenn er durch überlegenen Wagemut auch diesem furchtbarsten Gegner zu Leibe rückte. So groß war die Furcht vor diesem Feinde, daß sich für den Tertiärmenschen alles Böse, Häßliche, Schmerz- und Leidvolle in der Schlange verkörperte. Das Prinzip des Bösen fand daher sein Symbol in der Schlange, dem Drachen, das sich bei vielen Völkerschaften bis auf unsere Tage erhalten hat (Chinesen). Das höchste Heldentum erlangte nur der Drachentöter (Siegfried — Georg der Drachentöter).

Alles Gute aber symbolisierten sie sich im Baum, dem Nahrungsspender: Baum des Lebens (Symbol der Erhaltung der Art) — Baum der Erkenntnis von gut und böse (Symbol ihrer moralischen Werte) (1 Mos. 2, 9). Ganz sicher haben vorauseilende Köpfe auch schon über einzelne Dinge im Weltgeschehen, über das Gesamtleben auf der Erde, über Geburt und Tod der Geschöpfe, über die Urentstehung des Menschen nachgedacht. Und auf die offenen Fragen gaben sie in ihrer Weise Antwort. Die Sprache erlaubte es ihnen, diese Abstraktionen anderen mitzuteilen. Und so stoßen wir in der Paradieseszeit auch auf die primitivsten Anfänge der Religion. Das Allgewaltige, das Zwingend-Machtvolle in aller Natur personifizierte sich ihnen im Beherrscher der Familie, dem Vater, einem Allvater, Gott. Denn die Herrschaft des Mannes über Weib und Kind war noch eine ganz unbedingte. Der Vater sorgte auch für die Nahrung und bot der Familie den nötigen Schutz. Was Wunder, wenn sie sich den großen Geschenkgeber, der den Geschöpfen alles umsonst zuwachsen läßt, menschlich als den Allvater, Gott, dachten! Welche Ansicht sie sich über das Werden der Erde zurechtgezimmert, zeigt der Schöpfungsbericht. Über die Urentstehung des Mannes lesen wir 1 Mos. 2, 7, über die des Weibes 1 Mos. 2, 22. Mit Hilfe der Sprache wurde diese primitive Weltanschauung Allgemeingut. Gerade darin aber, wie schlicht und einfach diese religiöse Stufe dargestellt ist, zeigt sich uns die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Verfassers. Man fühlt sich umweht vom Odem der großen, der wahren Kunst.

2. Der Konflikt (1 Mos. 3, 1—7)

In der geschilderten Weise lebte der Paradiesesmensch schon seit Jahrtausenden, seit Jahrzehntausenden. Lebensgebräuche und -sitten waren seit Urgedenken auf Kind und Kindeskinder übergegangen, hatten in der Ära dieses Typus feste Bahnen erlangt. Ein Abweichen galt ihnen als Vergehen gegen Gott, als Sünde gegen das Altehrwürdige, Gutbefundene. Aber es kam doch durch die Vermehrungs- und die Ernährungsfrage zum Zerwürfnis. Die Sage erzählt, daß das Weib (Symbol für den Nachwuchs der Art) von der Schlange verführt wird, von dem Baume der Erkenntnis zu essen (1 Mos. 3, 1—6). Dieser Vorgang wird mit feinem künstlerischen Takt und ausgezeichneter psychologischer Steigerung dargestellt. Was will nun diese Schilderung besagen? Damit ich es gleich vorausnehme: Der Begattungsakt erfährt eine Steigerung durch das Weib, das der Versuchung des Bösen erliegt. Darüber etwas Ausführlicheres.

Das üppige Leben, das die paradiesischen Gefilde bei der Verschwendung der Natur hervorriefen, drohte dem Menschen durch Verweichlichung den Untergang zu bringen. Geschlechtlicher Sinnengenuß, ein gesteigerter Luxus im Liebesleben ist Charakteristikum dieser Zeit. Tausende und Abertausende gehen in dem Sumpf des sittlichen Lebens durch vollständige Entartung zugrunde. Doch die starken Individuen suchen in diesem sinn- und geistbeseligenden Liebesrausch eine Steigerung der Wollust. Der tierische Begattungsakt genügt ihnen zum Ausgleich des Hochgefühls der Lust nicht mehr. Der Schlange, der Verkörperung alles Bösen, alles Feindlichen und Verderblichen, werden die Worte der Verführung in den Mund gelegt. Aber der Teufel ist wie immer und überall, der das Böse will und doch das Gute schafft. Dieser moralische Tiefstand wird zwar den Schwachen zum Fluch, doch den Starken zum heiligsten Segen. Aus ihm heraus kristallisiert sich der menschliche Begattungsakt. Und in dieser ungeheuren Brunst wird eine neue, stärkere, überlegenere Art gezeugt. So erfolgt nicht Ausrottung der Art, sondern Vermehrung und ein Über-sich-hinaus-schaffen der Art. Und nur in der Erzeugung eines solchen Menschennachwuchses waren die Träger einer höheren Kulturstufe gegeben. All das Entartete und Mißratene, der stinkende Sumpf im Liebesleben, wurde Dung und Geburtsstätte für das Heiligste, für ein neues, starkes Geschlecht. Die Sünde ward zur Heiligung. Sie bringen dem Begattungsakte eine höhere Wertschätzung entgegen. Eine primitive Art von Geschlechtskultur setzt ein. Der Ursprung des Schamgefühls ist gegeben: „und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze“ (1 Mos. 3, 7).

Trotz des Gesetzes vom Tode wurde die relative Anzahl der Menschen immer größer. Bei den Geschöpfen in steigender Richtung ist ja dieses Gesetz ganz ausschließlich Verjüngungsprinzip. Der Tod verhilft nur zur Verjüngung neuer Lebensformen. Das Gesetz des Lebens ist das allsiegende über das Gesetz des Todes. Durch die ständige Zunahme der Anzahl aber war der Konflikt zwischen der Vermehrungs- und der Ernährungsfrage unvermeidlich. Denn in „Eden" blieb die Summe der Nahrungsmittel jedes Jahr dieselbe. So erstand dem Tertiärmenschen ein neuer, furchtbarer Feind, der Hunger. In dem Konflikt zwischen Vermehrungstrieb und Ernährungstrieb liegt die Schürzung dieser kleinen dramatischen Ursage. Was ist zu tun? Wird die Frage zuungunsten der Vermehrung gelöst, so ist die Lebensweise nach der alten Kulturstufe möglich. Wird sie aber zugunsten der Vermehrung gelöst, so ist ein ungeheurer Zuwachs an Kulturlasten und -bürden unausbleiblich. Die alten Tafeln der Sitten und Gebräuche splittern wie Glas unter dem stahlharten Drucke dieser Naturgebote. Wie eine Eisenschere zwingen sie zur Entscheidung. Doch das bejahende Moment, das sich in der nun folgenden Neulösung sieghaft durchdrückt, das die bestehenden Kulturlasten als leichte Bürde einfach unter den Arm nimmt und mit lüsternen Schultern die gesamte Summe der Kulturgüter steigernd eine Stufe höher hebt und dadurch Herr der Weltsituation wird, dieses bejahende Moment wirkt trotz aller Tragik befreiend, erlösend. O, diese einfache, schlichte Sage birgt einen dramatischen Ernst und eine tatfreudige Lösung, die nur der großen Kunst zu eigen ist.

3. Die neue Welt (1 Mos. 3, 8—24)

Die Würfel sind gefallen. Der starke Nachwuchs einer neuen Welt betritt die Schaubühne der Erde. Doch da der neue Menschentypus in der Vermehrungs- und Ernährungsfrage die alten Tafeln von Recht und Sitte zerbrochen hat, so empört sich die zurückliegende Kulturstufe gegen ihn. Adam und Eva, als die Vertreter der neuen Gattung, gehen in die Verbannung. In der Minderheit werden sie von der Übermacht der alten Welt aus dem paradiesischen Urwalde in „Eden" vertrieben. Die Unendlichkeit der Steppe tut sich auf. Sie wird ihre neue Heimat. Mit diesem äußeren Vorgange geschieht für immer auch die innere Trennung. In den neuen Verhältnissen wird alle paradiesische Lebensart, Lebenssitte abgestreift. Mit rascher Hand entstehen die neuen Tafeln, welche die alten um vieles überbieten.

Doch diese Mehrforderung an neuen Kulturlasten wird von den Starken gar nicht als Last, überhaupt nicht als etwas Bedrückendes empfunden. Der Starke will schaffen; sein Kräfteüberschuß, seine Lust zur Tat, haßt die alten Werte als Bequemlichkeit. Er ist arbeitstüchtiger, arbeitswilliger, arbeitsfreudiger. Dem Kampfe weicht er nicht aus. Er ist ihm unbedingtes Lebensbedürfnis. Er fühlt sich krank, wenn ihm die Reibungsfläche fehlt. Er will Sorgen haben. Seine Schultern bedürfen der Last. Je härter der Kampf, desto frohgemuter trägt er das Haupt. Wird ihm zu Schweres zugemutet, so ist es sein Ehrgeiz, selbst den letzten Rest der Kraft für den Sieg zu opfern. Diese Kampfgemuten, Siegfriedhaften haben den Willen, die Erkenntnis und die Lust zum Leben.

Ganz anders empfindet die alte Welt dieser neuen Kultur gegenüber. Und der Künstler, der in so früher Zeit den Stoff in die poetische Form einer Sage goß, fordert den höchsten Grad unserer Hochachtung darüber, wie er diese psychologische Wirkung gemeistert hat. Der alten Welt erscheint das Neue nicht als Fortschritt, sondern als gerechte Strafe des rächenden Gottes ihrer hergebrachten Sitten. Die neuen Kulturbürden, die sich ganz unbedingt mit den neuen Lebensverhältnissen und ganz besonders mit dem Willen zum Herrentum verbinden, sind den Schwachen nie freudigste Lust, sondern Strafe und furchtbarste Qual. Darum schildert die Sage das Neue als das wohlverdiente Strafgericht Gottes im Sinne der alten Welt: die Schlange findet ihre Zukunft als Kriechtier mit der dürftigsten Nahrung (1 Mos. 3, 14). Beim Weibe ist eine Folge des gesteigerten Begattungsaktes eine schmerzhaftere Geburt des Kindes. Immer wird der Mann als der Herr in der Familie gelten (1 Mos. 3, 16). Auch das Kulturleben des

Mannes erfährt einen vollständigen Umsturz (1 Mos. 3, 17—19). Die weiten Steppengebiete, seine neue Heimat, tragen Dornen und Disteln an Stelle der paradiesischen Fruchtbäume. Der Nahrungserwerb wird ein vollständig neuer. Er entdeckt sich das Feuer und brennt sich Steppengras nieder, um in die Asche den Samen von Nutzpflanzen zu säen, deren Fruchtkörner reibt er sich zu Mehl und bäckt sich über dem Feuer eine Art von Brot. Durch neue Erfindungen und größere Arbeitsleistung kommt der neue Typus zu einer vollständig anderen Lebensweise. Eine neue Ära bricht an! Die Kultur des primitivsten Ackerbaues nimmt ihren Anfang. Kummer und Schweiß sind die Folgeerscheinungen dieser geregelten körperlichen Arbeit, welche die vorhergehende Stufe nicht kennt. Aus seinen Kletterhänden werden Greifhände, Arbeitshände, aus den Kletterfüßen Gehfüße. Alljährlich muß er sein Gebiet wechseln, da die Asche nur einjährige Frucht gewährt. Die unendliche Steppenlandschaft erlaubt ihm das auch. Er kennt darum noch keine Seßhaftigkeit. Die Höhlen werden nun seine Wohnungen, die Felsen seine Versammlungsstätten.

Unter diesen für jene Zeit mächtigen Kulturfortschritten erstarkt das neue Geschlecht. Es beherrscht die Höhe wie den Erdboden. Aus den Fellen der erlegten Raubtiere stellt es sich Röcke her zum Schutz gegen Wetter und Wind auf der offenen Ebene, gegen die Kälte in den Höhlen (1 Mos. 3, 21). Wo von nun an der Mensch seinen Fuß hinsetzt, ist er alleiniger, unumschränkter Herr des Landes. Selbst seinen gewaltigsten Feind, den Drachen, vor dem er sich sonst ängstlich und bangend verkroch, bezwingt er mit bewaffneter Hand. Die Schlange sucht in Zukunft vor den mächtigen Keulenschägen des Menschen ihr Heil in der Flucht. Der Spieß wurde vertauscht. Der Mensch beginnt den Ausrottungskampf gegen die Schlange und drängt sie immer weiter zurück in den Urwald. So schlägt der Druck der Tragik plötzlich zur erlösenden, freien Lohe empor in der Hauptpointe der Sage: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen" (1 Mos. 3, 15). Was all das Feindliche, Verderbliche zum Untergang der Menschengattung in seinem Hexenkessel zusammengebraut, das wurde der neuen Welt zum Segen, zum Heil, zum Lebenskronentum. Der neue Menschentypus war der geweihte, der gesegnete, der geheiligte, bei seinem Erstarken die Krone des Lebens zu tragen, als Krongeschöpf das Zepter der Weltherrschaft zu führen, getreu seiner Bestimmung (1 Mos. 1, 28): „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und macht sie euch untertan, und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht."

Kurt Steinmann



Straflose Tier- und Menschenfolter

Der für die Sache des Tierschutzes unermüdlich wirkende Professor Dr. Paul Foerster hat im Verlage von Melchior Kupferschmid, München, eine Schrift über „Die Vivisektion" herausgegeben, auf Grund deren Dr. G. Strehlke in der „Deutschen Tageszeitung" Tatsachen mitteilt und Schlüsse zieht, die — wie man sich auch im einzelnen zu ihnen stellen möge — unter keinen Umständen mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Ja, wer das Folgende erst in Gemüt und Geist aufgenommen hat, wird das Verlangen unterstützen, daß es auf die Tagesordnung der öffentlichen Erörterung gesetzt wird:

Es handelt sich bei der Beurteilung der Vivisektion einfach darum, ob die Wissenschaft berechtigt ist, sich über die Gebote der Sittlichkeit hinwegzusetzen, ob ihr erlaubt sein darf, was bei Laien bestraft werden würde, ob sie Tiere in einer Weise martern darf, gegen welche jede andere strafrechtlich verfolgte Tierquälerei der Schwere nach gar nicht in Betracht kommen kann, oder ob in dieser Sache gleiches Recht für alle gelten soll. Kann es fernerhin gestattet

werden, daß zu sogenannten Forschungszwecken lebendige Tiere hochstehender Art auf das gräßlichste verstümmelt werden, und daß man sie oft tage-, wochen- und monatelang unter unerhörten Schmerzen ein jammervolles Dasein führen läßt, oder soll diese Ausübung der Wissenschaft unterdrückt werden und soll man sich darauf beschränken, am toten Tier — und Menschen — anatomische Studien zu machen und die Krankheiten klinisch zu beobachten und zu heilen, wenn es möglich ist? Wendet man sich lediglich an das Gewissen der Menschheit, an ihre sittlichen Anschauungen, so wird die Frage selbstverständlich mit einem einfachen Ja zu beantworten sein. Befragt man die medizinische Wissenschaft oder vielmehr nur den Teil derselben, welcher diese Art der Forschung betreibt, so wird geantwortet, es sei unmöglich, auf die Vivisektion zu verzichten, sie sei unerläßlich, um neue Aufschlüsse über die Heilung menschlicher Krankheiten zu erhalten. Auch wird vielfach betont, und das ist von der größten Bedeutung, daß die physiologische Forschung auch ohne Rücksicht auf etwaige Heilung menschlicher Leiden in keiner Weise beschränkt werden dürfe. Früher wurde auch oft behauptet, daß die Tiere vor der Vornahme der Vivisektion betäubt würden, also keine Qualen litten, heute geben die Vivisektoren selbst zu, daß sie zahlreiche Experimente ohne Narkotisierung vornehmen, so daß die Narkotisierung bei allen Nervenexperimenten, welche übrigens die große Mehrzahl bilden, ausgeschaltet werden müsse. Die Tatsache der furchtbarsten Tierquälerei steht also fest, und schon die Vorbereitungen zum Experiment, das scharfe Knebeln und Festschrauben, ja Festnageln fügt den Tieren große Schmerzen zu. Schon der Anblick der auf den Operationstischen vorgerichteten Hunde, Katzen, Kaninchen usw., wie man sie in den Katalogen der Fabriken, die solche Instrumente verfertigen, findet, ist geradezu entsetzlich. Ich will den Lesern nicht im einzelnen dasjenige vorführen, was in den physiologischen Werkstätten vorgenommen wird, und nur die Frage streifen, ob diese Experimente irgendwie geeignet sind, Aufschlüsse über menschliche Leiden zu gewähren, oder ob nicht wenigstens sehr viele nur aus reinen „Forschungsgründen" ihre Erklärung finden können. Niemand wird z. B. behaupten wollen, daß die Schildkröte in einer so nahen Verwandtschaft zum Menschen stehe, daß man aus Versuchen an ihr Schlüsse auf den menschlichen Körper, hier das Gehirn, ziehen könne. Ein Dr. Adolf Böckel am physiologischen Institut hat 1901 Beiträge zur Gehirn-Physiologie an der Schildkröte geliefert und berichtet: „Der Schädel wurde geöffnet, das Gehirn von seinen Häuten befreit, und es wurde erst mit der elektrischen Reizung begonnen, nachdem einige Zeit verstrichen war. Narkose wurde nicht angewendet, um die Erregbarkeit des Gehirns möglichst unbeeinflußt zu lassen. Ferner wurde das bloßgelegte Gehirn mit Essigsäure, Karbol, Kreatin und eingedickter Galle chemisch gereizt." Ich überlasse es dem Leser, sich ein Urteil über die Notwendigkeit oder Ersprießlichkeit einer derartigen Quälerei zu bilden. Derselbe Forscher hat auch einer sehr großen Anzahl von Fröschen das Rückenmark durchschnitten und entdeckte, daß, wenn man diesen „operierten" Tieren ein mit Essigsäure getränktes Schwämmchen in den After steckte, sie ihre Gliedmaßen bewegten. Außerdem stellte er fest, daß, wenn man sie in Wasser setze, das allmählich erwärmt wird, die Streckungen heftiger werden, und daß, wenn man sie von vornherein in heißes Wasser setzt, die Bewegungen unmittelbar eintreten. Wahrlich, das ist ein Ergebnis, welches von außerordentlicher Bedeutung für die Wissenschaft und die leidende Menschheit ist! Manchmal sieht man auch, berichtet derselbe Forscher, wie die Frösche mit durchschnittenem Rückenmark sich aufrichten. Wörtlich heißt es darüber: „Sie haben dann in bezug auf ihre Stellung viel Ähnlichkeit mit einer Ratte oder einem Hunde, der Männchen macht." Kann man derartiges als ein vernünftiges wissenschaftliches Experiment betrachten, ganz abgesehen von den Martern, die den harmlosen Fröschen zugefügt werden? Oder kann man hier irgendeine Beziehung auf menschliche Krankheiten herausfinden? In Strickers Laboratorium in Wien wurden einem kleinen Hund Pfefferkörner ins Gehirn getan. Er habe wie ein Kind gewimmert und geweint. Vergeblich wird ein unbefangener Mensch nach dem Zweck einer solchen wissenschaftlichen Tat forschen.

Aus demselben Laboratorium wird von ärztlicher Seite berichtet: Ehe Prof. Stricker sich anschickte, seinen Hörern zum soundso vielten Male das entsetzliche Experiment der Zerstörung des Rückenmarks durch einen eisernen Stab an einem auf dem Folterbrett festgebundenen Hunde zu zeigen, leitete er es mit den Worten ein: „Ich weiß es, der Versuch ist grausam, aber es ist notwendig, daß meine Hörer sich die Wirkungen dieses Eingriffes in ihrem Geiste gut einprägen." Nach diesen Worten stieß er den eisernen Stab ruckweise in den Rückenmarkskanal des Tieres, das sich in furchtbarsten Konvulsionen wand, aber nicht schreien oder winseln konnte. Vor der Operation waren ihm die Kehlkopfnerven durchschnitten. In dem Försterschen Buche ist eine sehr große Zahl authentischer Berichte über derartige und ähnliche Experimente zusammengetragen, bei deren Lesen sich Leuten, die von diesen Vorgängen bisher keine Vorstellung gehabt haben, die Haare sträuben müssen. Ein Dr. Petermann zog, „um den Einfluß der gestörten Hauttätigkeit zu entdecken", mit Zustimmung seines Lehrers Prof. Paschutin lebenden Hunden und Kaninchen das Fell vom Leibe. Ohne Betäubung. Bei hinreichender Handfertigkeit dauerte dieses Schinden „nicht länger als 15 Minuten". Ich glaube, daß man auch schon vorher gewußt hat, daß ihrer Haut beraubte Tiere elendiglich zugrunde gehen müssen, und man weiß ganz genau, daß, wenn ein gewisser Teil der menschlichen Haut durch Verbrennen zum Teil zerstört ist, der Mensch dem Tode geweiht ist. Hier war also sicherlich nichts Neues zu entdecken, und es ist für die Menschheit und ihre Leiden höchst gleichgültig, wie lange sich ein geschundener Hund oder ein ebenso behandeltes Kaninchen quälen muß, ehe der Tod eintritt.

Professor Foerster führt auch verschiedene Beispiele an, die zur Ergründung des Seelenlebens der Tiere auf dem Wege des Tierversuches führen sollten.

Professor Brachet in Paris schnitt einer festgebundenen Hündin die Jungen heraus und hielt sie eines nach dem andern der Mutter hin, welche sie winselnd beleckte und sich dann wütend in ein Stück Holz verbiß. Derselbe „Gelehrte" machte folgenden „moralischen" Versuch, über den er selbst berichtet:

„Ich erfüllte einen Hund mit der größten Abneigung gegen mich, indem ich ihn verwundete und, sooft ich ihn sah, jede mögliche Pein zufügte. Als sein Haß gegen mich den Höhepunkt erreicht hatte, derart, daß er wütend wurde, wenn er mich nur sah und hörte, stach ich ihm die Augen aus. Dann konnte ich herankommen, ohne daß er Abneigung zeigte. Sobald ich aber sprach, ging seine Wut wieder los. Nun zerstörte ich sein Gehör, und nachdem die Entzündung vorbei war, füllte ich die Ohren mit Wachs. Nun war er still, und ich konnte ihn sogar streicheln; er schien sogar dafür dankbar." Dieser widerliche und unsinnige Versuch ist zudem noch insofern besonders als geradezu falsch anzusprechen, und der Professor hat sicherlich sehr schlecht beobachtet, denn der Hund, auch der geblendete und des Gehörs beraubte, erkennt den Menschen immer noch am Geruch. Ähnliche Experimente haben mehrere Vivisektoren gemacht, auch an trächtigen Hündinnen, denen man sofort nach der Geburt die Brustwarzen abschnitt, so daß die Jungen natürlich verhungerten. Diese „Versuche" sind an Hunden, Ziegen, Meerschweinchen und anderen Tieren ausgeführt worden, wie die einschlägige Literatur ausführlich berichtet. Glaubt die „Wissenschaft", auch diese Versuche mit dem Streben, menschliche Leiden heilen zu wollen, begründen zu können? Die medizinische Wissenschaft fühlt nun sehr wohl, daß die Tierversuche für den Menschen an sich keine Bedeutung haben können, und deshalb besteht das Bestreben, an Menschen selbst derartige Versuche anzustellen. Unsern Lesern dürfte der Fall Neisser noch in unliebsamer Erinnerung sein; Herr Neisser berichtet über die Einspritzung von zellenfreiem Serum syphilitischer Personen bei 8 Versuchsmenschen ganz harmlos in einer 1898 erschienenen „Festschrift"; 4 blieben nach jahrelanger Beobachtung von Syphilis frei, die 4 anderen erkrankten später an unverkennbaren syphilitischen Erscheinungen. Ähnliches wird namentlich aus Wiener Kliniken berichtet. Selbstverständlich haben die Menschen (hier oft frisch entbundene, gesunde Frauen) keine Ahnung von den mit ihnen vorgenom-

menen Versuchen. Wahrhaft lächerlich wirkt dabei die Höflichkeit der Professoren untereinander. Professor Finger, Wien, schreibt: „Im ersten Falle hatte Dr. Felsenreich die Güte, die gesunde, normal entbundene Frau 8 Tage nach der Entbindung, mit gütiger Einwilligung meines damaligen hochverehrten Chefs weiland Regierungsrates Professor Zeiszl auf die Klinik für Syphilis zu transferieren."

Der armen Frau bekam diese „Güte" sehr schlecht. Man impfte sie mit syphilitischen Sekreten, erzielte Geschwüre nach 14 Tagen, nach 52 Tagen reinigten sich diese Geschwüre, und nach weiteren 14 Tagen waren sie geheilt. Es bestand am Grunde derselben eine derbe Verhärtung, als angenehmes Andenken an die Güte der Herren Professoren. Die gesunde, nicht syphilitische Frau war zum Zwecke des Experiments 82 Tage auf der syphilitischen Abteilung „in Beobachtung" gehalten worden. Neugeborenen Kindern wurde in Königsberg Tuberkulin in großen Dosen eingeimpft. Das „Material" verdankte Herr Professor Schreiber der freundlichen Bereitwilligkeit des Direktors der Königlichen Universitäts-Frauenklinik. Mit seiner Erlaubnis hat er 40 neugeborene Kinder injiziert. Herr Schreiber war sich dabei der Gefährlichkeit seines Experimentes wohl bewußt. Er berichtet selbst darüber: „Offen gestanden, die erste Nacht habe ich fast schlaflos zugebracht; ich sah im voraus die armen Kinder schon mit hochroten Wangen und gewaltiger Temperatursteigerung vor mir, ich glaubte sie wimmern zu hören usw." Aber die Angst muß nicht sehr bedeutend gewesen sein, denn die Einspritzungen wurden fortgesetzt bis zu 5 Zentigramm, eine fünfmal größere Dosis, als Koch sie für 3—5jährige Kinder vorgeschrieben hatte. Daran, daß solche Versuche Krankheitskeime in den kindlichen Körper bringen und später die Tuberkulose erzeugen können, scheint keiner der Herren Professoren bei ihren Experimenten gedacht zu haben. Auch mit Eiterbazillen sind in den verschiedensten Kliniken Versuche an Frauen und neugeborenen Kindern gemacht worden. Auch Einreibungen von Eiter in die Gliedmaßen Sterbender zur Erzeugung von Furunkeln sind in einer Ohrenklinik vorgekommen. Die „Deutsche medizinische Wochenschrift" schrieb 1899 mit Rücksicht auf derartige Versuche an Menschen: „Mit der Ausbreitung experimenteller medizinischer Forschung und mit den großen Erfolgen der operativen Technik hat sich bei manchen Medizinern die Vorstellung eingenistet, daß sie unumschränkte Herren über die sich ihnen anvertrauenden Kranken seien und mit ihnen auch ‚zum größeren Ruhme der Wissenschaft' nach Belieben schalten und walten könnten. Wenn man liest, daß ein hervorragender Professor gonorrhoischen Eiter auf die Urethra einer gesunden Person verimpft, um die Übertragbarkeit der Gonorrhöe zu studieren —, daß gesunden Leuten unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in der Narkose streptokokkenhaltiger Eiter in die Urethra eingespritzt wird — daß an Paralytikern Impfversuche mit Syphilis vorgenommen werden —, daß man Schwangeren und Kreißenden zum Studium der Harnsekretion des Fötus eine Phloridzinlösung unter der Marke ‚Wehenschnaps' verabfolgt (wobei ‚nur' bei einer Schwangeren Erbrechen und Durchfall eintrat), dann ist man berechtigt zu fragen, ob eine derartige ärztliche Tätigkeit noch in Berührung mit der ‚Heilkunde' steht, und ob nicht vielmehr diejenigen recht haben, die hier von krimineller Experimental-Pathologie sprechen." Es gibt sehr viele Ärzte, welche grundsätzlich die Vivisektion verwerfen und ihre Ergebnisse für trügerisch und wertlos erklären. Herr Dr. Paul Foerster hat in dem vorliegenden Buche eine reiche Auslese derartiger Äußerungen berühmter Ärzte zusammengestellt. Dann prüft er eingehend die Frage des Rechts und der Menschlichkeit und gelangt zu einem vernichtenden Urteile, das sich auf eine große Literatur stützt.



Der politische Übermensch

Das Maschinenzeitalter, führt Ludwig Stein in „Nord und Süd", der von ihm herausgegebenen Monatsschrift, aus, hat den neuzeitlichen Menschentypus völlig neu geschaffen. Unsere Nervenstränge sind den Geräuschen und sozialen Umformungen, welche die Schienenstränge allerorten hervorgerufen haben, noch nicht angepaßt. Die Muskelmenschen, die ehedem das Rückgrat der Staatenbildung ausgemacht haben, schrumpfen immer mehr zusammen und erleiden demgemäß natürliche Einbuße an Machtsphäre und politischem Einfluß, während die Nervenmenschen das Heft an sich reißen. Aus diesem Ringen zwischen Muskelmenschen und Nervenmenschen geht das Zwiespältige, Unausgeglichene, Disharmonische unseres Kultursystems mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervor. Aus dieser Zwielichtstimmung erwachsen nun jene politischen Übermenschen, welche das Gleichgewicht unseres Kultursystems empfindlich stören. Daher die Nervosität unserer internationalen Politik. Ruhelosigkeit ist die Signatur unseres Zeitalters, das Karl Lamprecht als das „reizsame" charakterisiert hat. Dieses Fackeln und Irrlichterieren gilt nicht bloß von der internationalen Politik, sondern ebensosehr von der inneren Politik der meisten Kulturländer, aber auch von den einzelnen politischen Parteien.

Parteinamen sind wie Fahnen oder Embleme. Sie haben selbst in ihrer Zerfetztheit noch etwas Ehrwürdiges. Man braucht solche Symbole als zusammenfassende Einheitsbezeichnung für alles Zusammengehörige, als knappen sprachlichen Ausdruck für eine Summe gleichgearteter politischer Gefühle und Stimmungen. Die künstlerischen und literarischen Parteinamen sind heute von zerflatternder Unbeständigkeit: Naturalismus, Symbolismus, Heimatkunst; das alles wirbelt an uns vorüber, ohne uns Ruhepause zum ernsten Verarbeiten und zum Atemholen zu gönnen. Nicht besser geht es heute politischen Parteibenennungen.

In allen diesen Symptomen einer gewissen Unrast und nervösen Unstetigkeit sehe ich die traurigen Spuren abwärtsgehenden Lebens. Wir treiben einen förmlichen Kultus des Paradoxen. Es wimmelt — auch im Politischen — von lauter Nietzsche-Naturen. Die Teufel und Hexen von ehemals haben sich aus der Welt der Gespenster und Geister in die Welt der Meinungen und Ansichten geflüchtet. Verirrt man sich heute in ein Lesekabinett, wo zwanzig Zeitungen verschiedener Parteirichtungen aufliegen, so brodelt's wie in einem Hexenkessel. A. verhimmelt, was B. in den Staub zerrt, C. verhöhnt und D. verdammt. Es spukt nicht mehr in den Schlössern, wohl aber in den Köpfen. Die Leibfarbe des Teufels ist unverändert geblieben; sie heißt heute: Druckerschwärze. Die Konfusion der linksstehenden Parteien wird nur noch von den rechtsstehenden überboten. Wir leiden an politischer Schwerhörigkeit. Wer heute nicht schreit, kommt überhaupt nicht mehr zum Wort. Nur noch Gedankenstriche, Ausrufungs- und Fragezeichen stehen in Kurs. So kann es auf die Dauer nicht weitergehen, ohne unsere höchsten Kulturgüter in ihrem Bestande zu gefährden ...

Das Chaos politischer Meinungen muß sich zum Kosmos gefesteter Überzeugungen lichten und abklären, soll anders unser Kultursystem seine Stellung an der Spitze der Weltherrschaft behaupten. Alles Paradoxe mag als Spielart des Witzes gesellschaftlich reizvoll sein — aber mit Witzen macht man keine Weltgeschichte. Das Paradoxe hat im Haushalt des Denkprozesses wie alles Irreguläre und Anormale wohl den geduldeten Platz einer prickelnden Ausnahme; aber wehe uns, wenn es zur Regel wird. So sind Erdbeben, tellurische Katastrophen und vulkanische Erschütterungen Paradoxe der Natur, die wir als Ausnahmeerscheinungen anstaunen, die aber — zur Regel erhoben — den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen müßten. Ebenso sind Revolutionen nichts anderes als Paradoxe der Geschichte. Die Soziologen, denen die Aufgabe zugefallen ist, dem Buche der Natur, wie es uns die Naturforscher zusammengestellt haben, das Buch der menschlichen Gesellschaft an die Seite zu stellen, vermögen in Revolutionen kaum etwas anderes zu sehen als: Druck-

fehler der Geschichte — Parallelerscheinungen der Katastrophen im Erdinnern. Das Paradoxe zum Prinzip erheben, heißt — ins Geschichtsphilosophische übersetzt — die Revolution in Permanenz erklären ... Fahren wir im Tempo des politischen Übermenschentums fort, an Stelle der Regel die Ausnahme, an Stelle der Norm die Abweichung, an Stelle des Gesetzes dessen Übertretung, an Stelle der geordneten Gesellschaft die Willkür des Individuums zu setzen, wie Nietzsche, Stirner und alle Gedankenanarchisten uns zumuten, so enden wir intellektuell im Irrenhaus, moralisch im Zuchthaus, sozial im bestialischen Kampf aller gegen alle. Die peinliche Frage bleibt dann freilich bestehen, wo wir Hüter und Wärter hernehmen sollten.

Der Himmel bewahre uns vor politischem Übermenschentum! Wir brauchen heute nur Menschen, gesunde, normale, mit bon sens ausgestattete Menschen, denen alles Perverse — auch im Politischen — in innerster Seele zuwider ist. Das Jagen und Haschen nach allem politisch Paradoxen ist Perversität. Wir würgen an Extremen und ersticken an der Überfülle von soi-disant-Individualitäten. Wir gehen daran zugrunde, daß heute nur noch die Ultras von rechts und links — gleichsam die Frage- und Ausrufungszeichen im Soziologischen — sich Gehör zu verschaffen vermögen, und dies in der Politik nicht minder denn in Kunst und Wissenschaft, während die ausgleichenden, versöhnenden, vermittelnden Naturen von den politischen „Übermenschen" als schwächliche Philister und rückgratlose Weichlinge verächtlich beiseite geschoben werden.

Und doch liegt im Kompromiß die Lösung. Das Heil der Menschheit liegt niemals im Extremen, sondern immer nur im Ausgleich. ... Wie jede Tugend nach Aristoteles in der genau abgepaßten Mitte zwischen zwei Fehlern liegt, so sehen wir das politische Gleichgewicht des Menschengeschlechts — wohlverstanden, des Durchschnitts, nicht der erlesenen Einzelexemplare — in der richtig balancierenden Mitte zwischen den sozialpolitischen Ultras von rechts und links. Wir treten den Revolutionären von oben nicht minder scharf entgegen als den politischen Katastrophentheorien von unten. Im Rechtsstaat ist weder für Cäsaren noch für Catilinas Platz. Wir fordern: Rückkehr zum gesunden Menschenverstand, zu geduldiger Kleinarbeit im Sozialen. Wir künden: Abkehr vom Götzendienst des Paradoxen und Rückkehr zum Kultus des Normalen, schlechthin Vernünftigen. Wir erklären den Todkrieg allem Perversen, und wir sehen in allen Formen des Anarchismus nichts anderes als einen Spezialfall von politischer Perversität. Wir bekämpfen aufs Messer alles Lebensfeindliche, Gesellschaftsschädliche, Gemeinschaftshemmende und stellen im Zusammenprall der Individual- mit den Gattungsinteressen immer und unter allen Umständen den Gemeinnutzen höher als das Einzelwohl, nach der Devise: salus publica suprema lex. Das Einzelinteresse hat sich dem Familieninteresse unterzuordnen, dieses dem Gemeinde- und Volksinteresse, dieses wieder dem Staats- und Nationalinteresse, und dieses endlich dem Menschheitsinteresse. Und so stellt denn die menschliche Gesellschaft eine förmliche Pyramide von sozialen Interessen dar ...



Gottesfrieden im Tierreich

Wie die menschliche Gesellschaft, so liest man in der „Berl. Volksztg.", hat auch das Tierreich seine ungeschriebenen Gesetze des guten Tons, ja, wenn man will, der „Moral". Ein jeder wird gewiß schon beobachtet haben, mit welcher vornehmen und aristokratischen Gelassenheit eine große Dogge oder ein Bernhardiner sich von kleinen Hunden umkläffen und belästigen läßt, ohne von der Macht des Stärkeren über den Schwächeren Gebrauch zu machen. Aber dieser gute Ton unter den Tieren beschränkt sich durchaus nicht auf die Haustiere. Der bekannte Jäger und Afrikareisende Rainey erzählt einige interessante Beobachtungen aus der afrikanischen Wildnis. Es ist, als gäbe es auch für die

Tiere gewisse Umstände und gewisse Orte, bei denen es verächtlich wäre, die Macht des Stärkeren auszunutzen. Solche Orte scheinen als neutral zu gelten, an ihnen schweigt der Kampf der Arten, es ist, als wäre für das Betreten solcher Stätten sozusagen ein Waffenstillstand beschlossen. Für die Tierwelt Afrikas hat Rainey das an den Tränken mehrfach mit Überraschung beobachtet. Hier begegnen sich die Tiere, ohne einander zu belästigen, ja mehr als das, alle scheinen stillschweigend eine gewisse Rangordnung anzuerkennen, die auch von allen innegehalten wird. So konnte der Forschungsreisende beobachten, daß an einer Tränke regelmäßig zuerst das Nashorn zur Wasserstelle ging, dann folgten Löwen, Leoparden und die übrigen Raubtiere. Die schüchternen Giraffen, die Gazellen und andere wehrlosen Tierarten weilten dabei ganz in der Nähe, wenn auch in respektvoller Entfernung. Aber wie oft Rainey dies seltsame Schauspiel auch heimlich beobachten konnte, es gab keinen einzigen Fall, in dem hier an der Tränke der Frieden gebrochen worden wäre. Die Raubtiere ließen die anderen in Frieden, und selbst die Löwen verzichteten darauf, während dieses Waffenstillstandes die zarten Gazellen, die ihnen sonst im Kampfe der Arten die lieblichste Beute sind, anzufallen.



Die Schlacht im Blutstropfen

In einem Vortrag über das Thema „Mikroskop und Kinematograph“ führte Dr. Siedentopf in Jena, wie dem „B. T.“ von dort berichtet wird, die historische Entwickelung des Mikroskops von dem ältesten, dem 1590 von den Gebrüdern Hans und Zacharias Janssen in Middelburg in Holland konstruierten, bis zum modernsten Zeißmikroskop in Lichtbildern vor. Am bemerkenswertesten waren dabei die Ausführungen über das menschliche Blut, seine Zusammensetzung aus roten und weißen Blutkörperchen und deren Verrichtung. Ein von dem berühmten Leiter des Pasteurinstituts zu Paris, Professor Metschnikoff, in Verbindung mit Professor Commandon daselbst aufgenommener Film erbrachte einen überraschenden Beweis für die Wahrheit der von Metschnikoff aufgestellten und seit Jahren verfochtenen sogenannten Leukozytentheorie. Metschnikoff war der erste, der uns über den Zweck der Leukozyten (der weißen Blutkörperchen) dahin belehrt hat, daß sie die Sicherheitspolizei des Blutes und berufen seien, eindringende Bakterien zu vernichten. Drei Filmserien führten diesen Vernichtungskampf der Leukozyten gegen die Trypanosomen (die Erreger der Schlafkrankheit) vor. Die erste Serie zeigte die wurmartigen Bazillen zusammen mit roten und weißen Blutkörperchen, ohne daß diese irgendwelche Notiz von den Bazillen nahmen. Sobald aber die Leukozyten durch Impfung „aktiviert“ waren, stürzten sie sich — und das zeigte die zweite Filmserie — auf die Bazillen, hielten sie fest trotz der krampfhaften Windungen der Bazillen. Deutlich nahm man wahr, wie die Bewegungskraft der Trypanosomen mehr und mehr nachließ, so daß die dritte Serie schon Trypanosomen zeigte, die vollständig leblos geworden und zum größten Teil von dem „Körper“ der Leukozyten verschlungen waren, so daß nur noch die Enden der Bazillen außerhalb des Leukozytenleibes hervorlugten. Interessant war die Beobachtung, daß die Leukozyten, die sich durch größeren „Körperumfang“ und größere Kernzahl auszeichneten, auch die Hauptleistung aufwiesen.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zeichen aus einer anderen Welt

Der Aufsatz im Juliheft des Türmers unter dieser Überschrift hat mich lebhaft angeregt und Erinnerungen in mir wachgerufen, die einen weiteren Beitrag zu diesem dunkeln Kapitel bilden können.

Einer meiner Brüder hatte ein einziges Töchterchen, ein zartes, liebes Kind. Gewöhnlich verbrachte ich einen Teil meiner Ferien bei ihm auf dem Lande, und da ich der Kleinen ebensogern Geschichten erzählte, wie sie mir horchte, wurde ich bald ihr erklärter Liebling. In einem Herbst fand ich sie krank. Sie war eben zwölf Jahre alt geworden und litt an einem Übel, für welches der Hausarzt keine Erklärung wußte. Manche Stunde saß ich nun an ihrem Bette und freute mich des sonnigen Lächelns, das über ihre durchsichtigen Züge ging, wenn ich nach meiner Gewohnheit fabulierte. Wohl sah ich, daß sie von Tag zu Tag abmagerte, doch schien mir keine unmittelbare Gefahr zu bestehen.

Eines Tages machte ich einen Ausflug nach einer etwa vier Stunden entfernten Stadt, zu der in jener Zeit noch keine Eisenbahn führte. Dort besuchte ich einen Jugendfreund. Am zweiten Tage gegen vier Uhr nachmittags saßen wir beide heiter plaudernd und rauchend bei einer Tasse Kaffee, als mir plötzlich jemand auf die linke Schulter klopfte. Erstaunt fuhr ich herum, in der Meinung, es sei jemand unhörbar eingetreten, aber wir waren allein. Ich beruhigte mich, aber wenige Minuten später fühlte ich das Klopfen wieder und diesmal stärker. Erregt sprang ich vom Stuhle.

„Was hast du?“ fragte mein Freund.

„Mir hat eben jemand zweimal nacheinander auf die Schulter geklopft.“

„Du bist verrückt!“

„Nein, ich bin nicht verrückt“, antwortete ich scharf, und indem mir ein Vorkommnis aus meiner Knabenzeit einfiel, fügte ich hinzu: „Ich reise sofort ab, wahrscheinlich steht es in E. nicht gut mit meiner kleinen Nichte.“

Mein Freund, Naturwissenschaftler und verteufelt skeptisch, brach in ein unbändiges Lachen aus.

„Seit wann bildest du dich denn zum Gespenstersehher aus? Mach keine Dummheiten; du weißt, was wir heute abend noch alles vorhaben.“

Aber ich ließ mich nicht halten und jagte davon. Die Dunkelheit überraschte mich, ehe ich mein Ziel erreichte, ich verirrte mich dabei und kam erst gegen halb zehn in Schweiß gebadet am Hause meines Bruders an. Meine Schwägerin öffnete mir die Türe, und ich sah, daß sie rotgeweinte Augen hatte.

„Wie geht's?" stieß ich hervor.

„Gut, daß du gekommen bist", antwortete sie schluchzend. „Minchen hat schon seit Stunden immer nach dir gefragt. Ich glaube, sie stirbt!"

Ich stürzte hinauf und trat leise an das Bett.

„Minchen!" flüsterte ich.

Sie wandte sich zu mir, ein Lächeln ging über ihre Züge, und sie streckte mir das magere Händchen entgegen.

Noch ein tiefer Atemzug — und sie war hinübergegangen in eine andere Welt. —

Wer hatte mich gerufen, daß ich dem letzten Seufzer des Kindes horchen sollte?

Als ich meinem Freunde später den Vorgang erzählte, schüttelte er den Kopf und — schwieg.

Und nun das sinnenfälligste Ereignis, das ich auf diesem Gebiete als sechzehnjähriger Knabe erlebt habe.

Ich hatte eine um mehrere Jahre ältere Schwester, an der ich sehr hing. Sie erkrankte, und schon bald mußten wir erkennen, daß die brennenden Rosen auf ihren Wangen keine Frühlingsrosen waren. An einem schönen Sommertage hatte ich sie noch hinausgeleitet in die strahlende Sonne und mich gewundert über den seltsamen Glanz in ihren Augen. Es war, als ob die Schönheit einer unsichtbaren Welt sich darin spiegele, und ich fühlte mich eigentümlich bewegt, obwohl sie selbst heiter und fröhlich gestimmt war. Am Abend dieses Tages begab ich mich gegen zehn Uhr zu Bette. Mein um drei Jahre jüngerer Bruder schlief mit mir auf demselben Zimmer, nebenan die Mutter, die schon seit Jahren Witwe war.

Wir waren im Begriff, uns zu entkleiden, als ein eigenartiges Geräusch, wie ein Gemurmel ferner Stimmen, mich aufhorchen ließ. Ich stieß meinen Bruder an, er hörte es ebenfalls. Wir traten leise vor die Türe, der gegenüber die Treppe aus dem Erdgeschoß auf den Flur mündete. Ich muß hier einschalten, daß es in jener Zeit in meiner katholischen Heimat Sitte war, daß beim Tode eines erwachsenen Familiengliedes sich die Nachbarn im Trauerhause abends versammelten, um für den Verstorbenen zu beten. Ein schon älterer Mann, eine bekannte Dorfpersönlichkeit, machte dabei regelmäßig den Vorbeter. Ob der schöne Brauch heute noch besteht, weiß ich nicht. Als wir an jenem Abend nun auf den Flur traten, hörten wir deutlich vom Wohnzimmer im Erdgeschoß her das bekannte Wechselgebet für die Verstorbenen. Wir erkannten sogar dabei die Stimme des Vorbeters und raunten uns gegenseitig den Namen zu. Ich schlich zum Zimmer der Mutter, klopfte an und bat sie, einmal herauszukommen. Verwundert, uns mit der Lampe in der Hand vor der Treppe zu finden, trat sie zu uns, um ebenfalls die Totengebete zu hören. So standen wir eine Weile, da überkam mich ein mir selbst unfaßbarer Mut, ich wollte die Sache erforschen. Ich nahm die Lampe und schritt die Stufen der Treppe hinab. Aber ich hatte noch nicht die Hälfte zurückgelegt, da verstummte alles. Meine Mutter schlug die Hände vors Gesicht und wankte in ihr Zimmer. Auch wir wußten, was es bedeuten sollte, und krochen zitternd ins Bett. Sieben Tage später lag die Schwester auf der Bahre, und derselbe Vorbeter betete dieselben Gebete um die gleiche Stunde, zu der wir ihn schon gehört hatten.

Jener Abend steht mir noch so lebendig vor der Seele, als hätte ich ihn gestern durchlebt. Hier war jede Sinnestäuschung, jede Selbstsuggestion ausgeschlossen. Wir standen zu dreien mit offenen Sinnen einer objektiven Tatsache gegenüber. Eine Erklärung weiß ich nicht. Ich habe mich darüber stets mit dem bekannten Worte Hamlets getröstet — — —

Ad. Jos. Cüppers

* * *

II.

Im Augustheft des Türmers 1913 fragt Herr A. Cobenzl, der Verfasser des Artikels „Zur Frage der Prophetie" (Seite 638), ob zu folgender von ihm mitgeteilten Tatsache eine „Erklärung" gegeben werden kann: „In der Todesstunde seines von ihm entfernt lebenden Vaters fällt in des Sohnes Zimmer ohne Ursache — präziser ausgedrückt ohne sichtbare mechanische Kraftwirkung — der Pendel des an der Wand hängenden Regulators mit Gepolter aus seinem Gehänge heraus."

Da dieses Phänomen zu den sogenannten übersinnlichen Tatsachen gehören dürfte, ist folgendes zu bemerken.

Eine Erklärung im Sinn der modernen naturwissenschaftlichen Vorstellungen kann nicht gegeben werden. Der innere Zusammenhang dieser Begebenheit spielt sich ja auf übersinnlichem Gebiet ab, und es handelt sich beim Versuch einer Lösung oder Erklärung der Sache für den Leser oder Hörer darum, ob und inwieweit er bereit ist, dieses Gebiet zu betreten.

Was Herr Cobenzl sah und hörte — der Fall des Pendels ohne eine ihm wahrnehmbare mechanische Kraftwirkung — ist, bildlich ausgedrückt, der Reflex einer der übersinnlichen Welt angehörenden Begebenheit, daher das zunächst Unerklärbare der Sache. Für jemand, der mit okkulten Tatsachen vertraut ist, stellt sich der Fall folgendermaßen dar:

Der sterbende Vater, vielleicht zu schwach, um noch zu reden, möchte seinem in der Ferne weilenden Sohn ein Zeichen des An-ihn-Denkens geben.

Dieser intensive Gedanke wirkt ähnlich wie eine elektrische Ausstrahlung und Fernwirkung. (Die Professoren Baraduc und Dr. Rochat in Paris haben in den letzten Jahren eine Reihe „Gedanken-Photographien" auf der photographischen Platte aufgenommen und in mehreren Zeitschriften, z. B. auch „Über Land und Meer", Veröffentlichungen mitgeteilt.)

Wäre nun der Sohn für diese Ausstrahlung empfänglich gewesen (sensitiv), so hätte er entweder, ohne sich hierüber Rechenschaft geben zu können, plötzlich sehr lebhaft an seinen Vater denken müssen, oder er hätte mitten in seiner Arbeit und ohne an den Vater überhaupt gedacht zu haben, diesen irgendwie als Erscheinung vor sich gesehen.

Dies war nun nicht der Fall, aber der Gedanke, die Wunsch-Form oder Fernwirkung des sterbenden Vaters war nicht weniger stark vorhanden. Der Sterbende, an die Körperwelt nicht mehr gebunden und zugleich zu dem, was wir „Raum" und „Zeit" nennen, in völlig andre Beziehungen tretend, hat sich auf die von Herrn Cobenzl geschilderte Form bemerkbar gemacht. Das Fallen des Pendels war eine Begleiterscheinung, deutlicher ausgedrückt das einzige, was Herr Cobenzl wahrnehmen konnte (ein Bruchteil der ganzen Begebenheit).

Ein wenn auch nicht ganz zutreffendes Beispiel mag die Sache etwas erläutern.

Ein Soldat hat im Manöver irgendwohin eine Meldung zu überbringen und muß dabei auf seinem Pferd einen Teich oder Fluß durchschwimmen. Ein Kind, das sich mit seinem Vater in der Nähe befindet und der Sache zuschaut, kann nun folgendermaßen sich äußern: „Sieh mal, Vater, was für große Ringe im Teich sind und wie auf einmal der Kahn, der doch angebunden ist, schaukelt. Tut das Wasser dies, oder macht das Pferd die schönen Ringe, und warum schaukelt der Kahn — es sitzt ja niemand drin, und angebunden ist er auch?" — Es ist nur natürlich, wenn ein kleines Kind so fragen würde. Was das Kind wahrnimmt, sind lediglich Begleiterscheinungen, die eine gewisse Zeitlang fortwirken mögen, nachdem der Reiter längst den Teich durchquert hat.

Nun wird mancher Leser den Kopf schütteln und sagen: „Das ist ein Unsinn, aber keine Erklärung."

Wer so spricht, verlangt eben, ohne sich darüber klar zu sein, nicht die in der Sache liegenden Beweise, sondern nur solche, welche er anerkennen will. Eine derartige Begebenheit, wie obige, gehört ja nicht nur dem Gebiet äußerer, rein physischer Tatsachen an, sondern sie

Heide bei Summt  Eduard Ockel

spielt sich ebenso auf rein geistigem Gebiet ab, und zu diesem Gebiet hat keine andre unsrer gewöhnlichen Geisteskräfte Zutritt, als allein das Denken.

Es mag noch der Einwand gemacht werden: „Warum wird denn ein letzter Gruß oder Ankündigung auf diese sonderbare Art und Weise vermittelt?" Wohl deshalb, weil in diesem speziellen Fall eine andere Art der Kundgebung nicht möglich war.

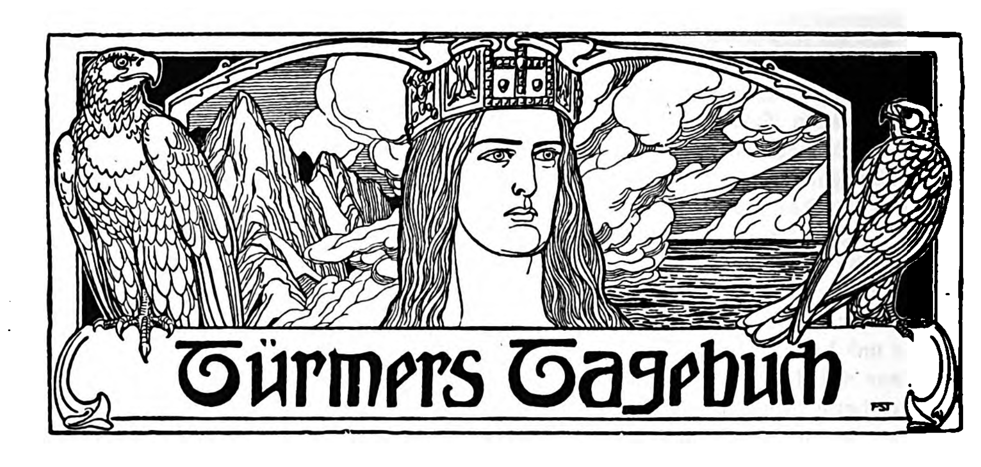
Ob übrigens ein Spiegel, eine Vase „ohne Ursache" zerspringt oder zu Boden fällt, die Türe von selbst sich öffnet und wieder schließt, oder ein Pendel ohne Ursache aus dem Gehäuse fällt — dies alles sind Begleiterscheinungen von Vorgängen, welche ihre Wurzel und Bedeutung in der geistig-übersinnlichen Welt haben, und sind an und für sich nicht merkwürdiger und in Entsprechung die gleichen, wie wenn z. B. auf der physischen Welt jemand etwas mitteilen will und nicht persönlich kommen kann, Telephon oder Telegraphen benützt oder durch Klingeln, Rufen, Pfeifen usw. sich bemerkbar machen will.

Es ließe sich über die von Herrn Cobenzl angeregte Frage ein ganzes Buch schreiben, und schon mit Rücksicht auf die Zeit der Redaktion kann ich nur kurze Andeutungen als Antwort geben.

Ich verweise Herrn Cobenzl noch besonders auf die in der wissenschaftlichen Welt anerkannten Arbeiten und Aufsätze von Professor von Schrenk-Notzing; auch das Werk des Dichter-Philosophen Maurice Maeterlinck „Über das Leben nach dem Tod" bringt beachtenswerte Winke, ebenso die Veröffentlichungen der Society for Psychical Research in London, einer Gesellschaft, die unter Mitwirkung der berühmtesten englischen Gelehrten in streng wissenschaftlicher Weise arbeitet.

Rudolf Hartmann





Die Bluternte · Die Geblufften · Österreichs Unwert? · Die Unannehmlichkeiten der Herren von Chlapowski · Deutsche Fürstentage · Bismarck und Bebel · Friede auf Erden?

Nun soll ja Friede auf dem Balkan einkehren, und das alte, ehrliche „Europa“ kann sich zur Ruhe legen. Auf das weiche Kissen seines guten Gewissens, das noch vor Toresschluß den Versuch fertigbrachte, Adrianopel von den ungläubigen Türken für seine „christlichen“ Schoßkinder, die süßen Bulgaren, zu erpressen. „Wenn der Preis der beiden Balkankriege gerecht verteilt würde,“ damit nimmt Wilhelm Schwaner im „Volkserzieher“ wohl allen menschlich Gesinnten das Wort aus dem Munde, „dann dürften die ‚Christen‘ nicht einen Fußbreit Neulandes erhalten, sondern es müßten die Türken alles zurückbekommen und ganz Bulgarien obendrein. Denn die Bulgaren, für deren Stärkung sich ausgerechnet unser österreichischer Bundesgenosse mit allen Kräften einsetzt, die Bulgaren waren trotz ihres Feldgeschreies für Christentum die schlimmsten Teufel. Wir haben uns anfangs wohl alle von ihrem Draufgängertum hinreißen lassen, zumal die Türken ihre deutschen Lehrmeister fast ganz und gar verleugneten und nur in drei Festungen ihren Mann standen. Aber nach und nach ist das Bild von den schönen und tapferen Südslaven verblaßt, als man in englischen und selbst in französischen Zeitungen von den Bestialitäten der ‚Balkanpreußen‘ las. Die Röte steigt selbst uns Nichtpreußen ins Gesicht, daß man je gewagt hat, diese Menschen-Massenmörder unter Koburgischer Führung mit dem heldenhaften deutschen Stamme zu vergleichen. Denn niemals haben die Preußen Kriegsgefangene zu Tausenden abgeschlachtet; niemals haben sie in Feindesland Frauen und Mädchen geschändet und gemordet. — Der Wallenstein war menschlicher gegen die Ketzer als die von ganz Europa umschmeichelten und gehätschelten Bulgaren gegen die Türken, Griechen und Serben, und ihr Zar Ferdinand hätte alle Ursache, in seinen Aufrufen an die Armee den Mund etwas weniger voll zu

nehmen. Denn die er führte, das waren weder Preußen — noch Helden: das waren Mordbrenner, Raubmörder, Frauenschänder, Verbrecher."

Schwaner übergibt dann der Öffentlichkeit den Brief eines Deutschen aus Adrianopel, „eines Mannes, an dessen Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe auch nicht der leiseste Zweifel erlaubt ist". In dem Briefe dieses klassischen Zeugen heißt es:

„Wir atmen hier in Adrianopel wieder freier auf, seit die bulgarische Pest aufgehört hat. . . . Am 27. März begannen die Bulgaren die türkischen unbewaffneten Soldaten zu sammeln, und damit fängt eine Zeit der grauenvollsten Verbrechen an, die je an der Menschheit begangen worden sind. Türkische Offiziere und Soldaten wurden, wo sie gingen, mit dem Bajonett niedergestochen. Etwa 55 000 Gefangene sollen gemacht worden sein, welche dann auf vier Plätze verteilt wurden. Etwa 12 000 Gefangene wurden in den Stacheldraht eingepferch an der Straße von Caragatsch nach Tschöröckeni. . . . In diesem Stacheldrahtzaun mußten sie im April stehen, bei Sturm und Regen und Sonnenhitze, ohne Wasser und Brot, und wurden auf alle erdenkliche Art zu Tode gemartert, Hände und Füße abgehackt, Augen ausgestochen oder mit dem Bajonett niedergestochen. Meine Frau war am 1. April Zeuge der Schlächterei. Sie kam zufällig mit den Gefangenen in Berührung. In der Viertelstunde, die sie dort weilte, wurden 12 Gefangene niedergestochen, noch zappelnd in ein Tuch geworfen und begraben. So wurden täglich 200—300 Gefangene geschlachtet. Ich rede nur von Tschöröckeni, denn auf den anderen Mordstellen soll es ebenso gewesen sein. Ich könnte hier noch viele scheußliche Details anführen, die meine Frau gesehen hat; aber der Brief wird zu lang. Doch kann ich noch bemerken, daß einige Säcke Brot außer der Umzäunung lagen; das Brot diente dazu, die Gefangenen auszurauben. Manchmal gab ein Gefangener ein Goldstück, manchmal eine silberne Taschenuhr für ein Brot. Dieses wurde dann hineingeworfen in die Exkremente, und hundert hungrige Türken stürzten sich darauf und balgten sich darum. Dann wurden wieder mehrere niedergestochen. Am 26. April wurde dann der Rest von diesen 12 000 Gefangenen, etwa 2000, nach Achireni gebracht, einem Dorf, 10 Kilometer unterhalb Adrianopels, wo das Morden fortgesetzt wurde. Wir haben darüber den bulgarischen Offizier . . . . zur Rede gestellt. Er antwortete: ‚Bulgarien ist arm; wir haben kein Geld, 50 000 Türken zu füttern; wir müssen die Gefangenen schlachten.' Später begab ich mich mit meiner Frau auf die Mordstätte. Da war Grube an Grube mit Leichen gefüllt. Viele streckten die abgehackten Hände und Füße aus der Erde. Viele waren mit dem ganzen Oberkörper heraus, den moosgrünen Soldatenfes noch auf dem Kopfe. Überall war die Erde geborsten von den darunter gärenden Leichen. Der letzte Rest der Gefangenen, etwa 400, darunter viele Griechen, welche sich über der Ardalinie befanden, ist am 21. Juli auf Kilometer 9 an der Bahnlinie zwischen Adrianopel und Mustapha Pascha auf greuliche Weise abgeschlachtet worden. An eben diesem Tage (21. Juli) wurden von den Bulgaren viele Griechen von Caragatsch fortgeschleppt, über die Brücke, je vier und vier zu einem Knäuel gebunden. Dann wurden den so Gefesselten die Zähne eingeschlagen, der Schädel eingeschlagen, die Augen ausgestochen, Ohren abgeschnitten ... (das folgende läßt sich hier schlechterdings nicht wiedergeben! D. T.)

usw. Dann wurde der Knäuel von vier in die Maritza geworfen, wo die noch Lebenden ertranken. Der Allerletzte dieser Unglücklichen, ein Tischler, konnte sich beim Fall ins Wasser losreißen und durch Schwimmen retten, obschon die Bulgaren von beiden Ufern auf ihn schossen. Dieser hat dann die Sache beim französischen Konsul gemeldet. — 44 Leichen wurden am andern Morgen aus dem Wasser gefischt. Darunter war ein Knäuel, wo Vater und Sohn mit noch zwei zusammengebunden waren, der Vater ein stattlicher Greis von 75 Jahren, der Sohn 50 Jahre. Ebenso waren 18jährige Burschen unter den Ermordeten. Vorgestern, am 3. August, sollen wieder acht Leichen gefunden worden sein auf Kilometer 26. Die acht waren auf einem Gerüst an den Füßen aufgehängt, mit dem Kopf im Wasser drin. . . ."

„Wen", bemerkt Schwaner, „schaudert's nicht, wenn er diesen Brief liest?! Aber nach ein paar Tagen haben uns die Zeitungen wieder darüber hinweggebracht. Der Balkan liegt ja fern im Osten, und wir haben unsere starke Armee! Aber sind es nicht Menschen wie wir, die da auf scheußlichste Weise im Namen der ‚Zivilisation' (d. h. im Auftrag der Börse!) und des Christentums (d. h. im Auftrag der Russen und Franzosen!) wie wehrloses Vieh abgeschlachtet wurden? Und kann nicht 1914 oder 1915 durch unglückselige politische Verwicklungen, Bündnisse und Fehlschläge uns ein gleiches Schicksal blühen? Glaubt jemand, daß die Sudanneger, Zuaven und Berber der grande nation des Westens, oder die Kosaken, Baschkiren und Kalmücken des weißen Zaren im Osten das Kind an der Mutterbrust der Deutschen schonen würden?! Bei uns würde sicherlich noch scheußlicher ‚gewüstet' und ‚gerottet' werden; denn die Saat einer vierzigjährigen Verhetzung gegen uns kann nur nach mordschristlichem bulgarischen Muster zur Ernte reifen. Es wird eine fürchterliche Todesernte werden, diese Bilanz der Weltherrschaft und Börsenkultur, bei der die Konfessionsbestien im Namen des Kreuzes von teuflischen Drahtziehern des großkapitalistisch und international gesicherten Hintergrundes aufeinander losgehetzt werden. Dann kann man nur jeder Mutter und jeder Jungfrau einen Revolver in die Hand drücken und raten, rechtzeitig selber Schluß mit dem Leben zu machen, damit nicht . . . Aber welche von unseren Frauen der Kultur und der Weltstadt hört auf solche Warnung! Der Balkan liegt ja weit! Und die Tageszeitungen erzählen so beruhigend unter dem Strich! Du aber, deutscher Mann, und du, deutscher Jüngling, sei um so wachsamer und gewissenhafter! Bete mit uns für einen möglichst langen und reinen Frieden; aber sei ebenso mit der Faust gefaßt und gewappnet auf die blutigsten und scheußlichsten aller Kriege! Die Flut ist vielleicht näher, als wir alle ahnen . . ."

Wenn's nicht immer wieder und wieder von einwandfreier Seite bestätigt würde, man hielte es für einen wüsten, wahnwitzigen Traum, was da unter den Augen des „christlichen" Europa, ja unter nicht abzuwaschender Mitschuld dieses „christlichen" Europa verübt worden ist. „Die Bulgaren", heißt es in einem aus der internationalen Ärztekommission, und zwar von einem deutschen Arzte stammenden Bericht, „haben in verschiedenen Dörfern auf dem serbisch-bulgarischen Kriegsschauplatz in unglaublichster Weise gehaust. Frauen und Mädchen wurden geschändet, und zwar war die jüngste dieser Unglücklichen z w ö l f J a h r e, die

älteste neunzig Jahre alt. Friedliche Bauern wurden ohne Grund überfallen, durch Säbelstiche geblendet, die Leichen mit dem Bajonett zerstückelt. Die Ärzte wurden bei den Sektionen von Grauen vor diesen greulichen Verwundungen gefaßt. Die Zungen waren einzelnen der Opfer aus dem Halse gerissen, Nase und Ohren abgeschnitten. Verschiedenen Personen hatte man die Kopfhaut lebendigen Leibes vom Schädel getrennt, so daß viele der Verstümmelten irrsinnig wurden. Dabei wurden von den bulgarischen Soldaten alle Häuser geplündert und zum größten Teile niedergebrannt. Medikamente, die zur Heilung der Verwundeten hätten benützt werden können, waren durch Urin, Petroleum usw. vernichtet worden. In mehreren Dörfern wurde festgestellt, daß die Bulgaren die ungebraucht dastehenden Feuerspritzen mit Petroleum gefüllt hatten, so daß sie bei Löschversuchen das Unglück nur vergrößerten. Fast alle Verkehrseinrichtungen wurden demoliert und unbrauchbar gemacht, die Telegraphenmasten abgesägt und als Brennholz benutzt; selbst die Briefkästen wurden in nicht wiederzugebender Weise verunreinigt. An verschiedenen Orten ist es vorgekommen, daß einzelne Bewohner an die Telegraphenpfosten gebunden wurden, worauf Holz angeschichtet und das Ganze in Brand gesteckt wurde, so daß die armen Menschen eines schrecklichen Todes starben. In gleicher Weise wie bei den Männern wurde zumeist auch bei den geschändeten Mädchen und Frauen verfahren. Die Greueltaten der Bulgaren hatten eine große Anzahl von Selbstmorden der verzweifelten Bewohner in den heimgesuchten Gegenden zur Folge.

Seit den Tagen von Tschingis Khan, so schreibt unser Gewährsmann weiter, ist in der Welt kein grausameres Schauspiel vorgekommen. Die Bulgaren haben ihre Ehre unwiederbringlich verloren und verdienen nach diesen Vorkommnissen keinerlei Sympathie mehr. Die Leichen lagen bei der Ankunft der Ärzte und der Sanitätsmannschaften noch haufenweise in den Straßen, so daß ein schauderhafter Geruch die Gegend verpestete. Die Häuserreihen an den Straßen bildeten wüste Trümmerhaufen und zwischen diesen Stätten des Grauens schlichen Straßenhunde und als Hyänen des Schlachtfeldes meuternde Soldaten und Mitglieder der bulgarischen Räuberhorden umher, die raubten, was noch zu rauben war."

Der Kriegskorrespondent des „Messagero", Magrini, hat seinem Blatte aus Saloniki eine mehrere Spalten lange Schilderung dieser fürchterlichen Greuel gesandt. Hier seien nur einige herausgegriffen. Da lag zwischen Saloniki und Serres das blühende Nigrita, das landwirtschaftliche und Handelszentrum der ganzen Gegend nördlich von der Chalkidischen Halbinsel. In etwa 1000 Häusern beherbergte es eine fast gänzlich griechische Bevölkerung:

„Heute erscheint es nur noch als eine einzige ungeheure Ruine. Nur etwa 20 Häuser entgingen dem Feuer. Leichengeruch durchtränkt beißend den Schutt. Wieviele Personen in den Häusern verbrannt sind, entzieht sich dem Urteil. Auf der Straße zählt man über 400, darunter 15 Frauen und einige 60 Kinder, die von den Bulgaren mit dem Bajonett durchstoßen worden sind. Teilweise unter Führung ihrer Offiziere waren die Bulgaren nach der Erzählung der Überlebenden in die Häuser eingedrungen, wo sie mit

dem Bajonett die Bewohner töteten oder auch halbtot aus den Fenstern auf die Straße warfen. . . .

Abends trifft aus Serres ein bewaffneter Bürgerausschuß mit dem orthodoxen Bischof an der Spitze in Nigrita ein und erfleht Hilfe gegen die Komitatschis, die das von den bulgarischen Regulären begonnene Zerstörungswerk zu vervollständigen im Begriff ständen. Im Vergleich zu den Bulgaren, erklärt der Bischof ein über das andere Mal, seien die Türken wahre Engel gewesen. Hätten sie auch nur den kleinsten Teil der Grausamkeiten begangen, deren sich die Bulgaren schuldig gemacht hätten, so würde sich ganz Europa gegen sie erhoben haben. Die Missetaten der Bulgaren könne man in zwei Perioden einteilen, die erste umfasse diejenigen gegen die Mohammedaner, und die zweite diejenige gegen die Griechen. In den ersten Tagen der Okkupation wurden unter den Augen des bulgarischen Generals Kowatscheff an die 1000 Muselmanen massakriert und der Metzelei erst auf die energische Dazwischenkunft des Bischofs hin Einhalt geboten. Zwei Moscheen wurden vernichtet und aus einer dritten eine christliche Kirche gemacht, wobei der bulgarische Archimandrit die Kostbarkeiten aus den Moscheen stahl. Inzwischen betrieben die Bulgaren mit unermüdlichem Eifer das Werk der Plünderung. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, ward geraubt, und mit ihrem Beispiel gingen die Spitzen des Heeres voran. Kronprinz Boris, der im Hause des reichen Naskit Bey während seines ganzen Aufenthalts in Serres Gastfreundschaft genossen hatte, stattete seinen Dank dadurch ab, daß er das Haus seines Wirtes vollständig ausplünderte und alle Kostbarkeiten und Möbel nach Sofia schickte.

In ähnlicher Weise bestahl der bulgarische General Teodoroff seinen Wirt Ali Bey. Sämtliche Frauen und alle Mädchen über 10 Jahren wurden vergewaltigt. Noch schlimmer erging es der griechischen Bevölkerung in der zweiten Periode. Die Bewohner der Häuser, in denen die bulgarischen Offiziere wohnten, mußten alle ihre Habe sowie die Frauen hergeben, und im Weigerungsfalle wurden viele zu Tode geprügelt. Namentlich in den umliegenden griechischen Dörfern zwang man die Frauen und Mädchen, sich völlig zu entkleiden und nackt auf die Straße zu gehen, wo man ihnen Kuhglocken um den Hals hängte und wo sie von der bulgarischen Soldateska unter den Augen der Eltern und Gatten vergewaltigt wurden. Nach Abzug der Bulgaren begann alsdann die Schreckensherrschaft der Komitatschis . . ."

Eines von diesen Gespensterdörfern in Thrazien, Haoußa, schildert der berühmte französische Schriftsteller Pierre Loti im „Daily Telegraph" — „Aber in hunderten, tausenden ist das selbe: Nichts als umgerissene Wände, Ruinen. Hier ist die Moschee. Innen einige Kranke und Verwundete, mit den Gesichtszügen von Leichen, auf Lumpen gestreckt. Die schönen Marmorskulpturen mit Schmiedehämmern zerschmettert. Die Gefangenen und Verwundeten wurden mit Bajonetten gezwungen, diese Tempelschändung zu vollbringen. Wir steigen auf das Minaret, um das Schrecklichste zu sehen. Rund um die Moschee ist der Kirchhof. Alle Säulen

zerbrochen, die Toten aufgedeckt, und die Leute vergnügten sich damit, die zerstreuten Gebeine in Reih und Glied zu legen. Hier ist der *Brunnen*. Ein furchtbarer *Geruch* entsteigt ihm. *Die Körper der von den Soldaten vergewaltigten Frauen und Kinder wurden hineingeworfen, von den Gräbern gerissene Steine oben drauf, damit die Leichen untersinken.* Von etwas über tausend Einwohnern sind 40 übrig. Sie erheben sich wie Gespenster hinter den Trümmern und umringen mich und drücken mir die Hände und dann beschreiben sie ihr Martyrium. Einer sagt: ‚Ich habe weder Frau noch Kinder, weder Haus noch Herde. Warum bin ich nicht tot?‘ Ein anderer, ein gebeugter alter Mann, erzählt: ‚Ich hatte eine *kleine Enkelin, zehn Jahre alt*. Sie war meine Herzensfreude. *Vier bulgarische Soldaten* kamen, ihr Gewalt anzutun. Sie schlugen mich, bis ich das Bewußtsein verlor. Als ich erwachte, konnte ich sie nicht finden.‘ Wo ist des alten Mannes Enkelin? Gewiß in jenem Brunnen, faulend mit den anderen, unter den zerbrochenen Marmorsteinen.

Und auf der Straße, die durch diese unendlichen und verlassenen Einöden führt, ein ständiger Strom von Soldaten, Bagagewagen, Artillerie, kurdische oder Beduinen-Reiterei, Kamele mit Vorräten. Aus allen Teilen, selbst aus den Tiefen Asiens, strömen sie in Eilmärschen herbei, zum Entsatz ihres schönen Adrianopels, das Europa gegen alle Empfindungen der Menschlichkeit den wilden Mördern zurückgeben will, die keinen Stein auf dem andern lassen, die es zu einem Schlachthause machen würden.

Es ist bekannt, *daß die Bulgaren alles für eine große Schlußmetzelei vorbereitet hatten*. Sie selbst wollten die Muselmanen, die von ihnen bewaffneten Armenier sollten die Griechen morden. Jeder hatte seine Aufgabe. Und diese letzte Nacht bulgarischen Besitzes war eine besonders schreckliche. Es war die Nacht, in der die Griechen, zu vier und vier zusammengebunden, in den Fluß geworfen wurden. Der einzig Gerettete aus jener Massenertränkung beschrieb sie mir in Einzelheiten, die mich schauern machten. In dieser letzten Nacht herrschte Metzelei, Plünderung, Gewalttat fast in der ganzen Stadt. Ein Beispiel aus Tausenden. In einem Hause, das ich kenne, lebte die *Witwe eines türkischen Offiziers* mit ihren *zwei jungen Töchtern*. Eine Bande bulgarischer Soldaten brach in das Haus und blieb bis zum Morgen. Und durch die ganze Nacht hörten die Nachbarn die herzzerreißenden Schreie dieser Frauen.

Ich wurde zur *Insel der Todesangst* geführt, jener Insel im Flusse, auf die *4000 bis 5000 türkische Gefangene* gepferdcht wurden, um *vor Hunger zu sterben*. Bis zur Manneshöhe waren die Bäume weiß und nackt, ihrer Rinde beraubt, welche die Verhungernden verschlungen hatten. Nach vierzehn Tagen dieser Tortur kamen die Bulgaren, um denen die Kehlen zu durchschneiden, die beim Leben geblieben waren ...“

Nun sollen die anderen Balkanbrüder auch nicht viel besser sein. Von den Griechen und Serben werden ähnliche Greuel gemeldet, und so findet denn unter den Brüdern eine allgemeine „*Aufrechnung*“ von Schandtaten statt: Es

wird eine Statistik geführt über die Geschändeten und Geköpften, über bajonettierte Kinder und niedergeknallte Frauen. Die ausgestochenen Augen, abgehackten Hände und verkohlten Leiber werden miteinander kompensiert. Aber den Rekord scheinen doch die Bulgaren erreicht zu haben. „Der Krieg", so wird der „Frankf. Ztg." geschrieben, „streift allen Firnis ab und bringt alle Instinkte, die guten und mehr noch die schlechten, an die Oberfläche. Der Bulgare hat sich von jeher keines besonders guten Rufes erfreut. Die Bulgaren sind hunnisch-turkmenischen Ursprungs und wohnten ursprünglich in Südrußland; sie werden in der Geschichte der Völkerwanderung häufig erwähnt. Als die germanischen Stämme von der unteren Donau fortzogen, rückten unter andern Völkerschaften auch die Bulgaren nach. In langen Kämpfen, besonders gegen Byzanz, gelang es ihnen, ein großes Reich zu gründen, das von der Adria bis zum Schwarzen Meere reichte. Sie nahmen um 864 das griechische Christentum an, verloren aber allmählich nicht nur ihre ursprüngliche Sprache, sondern auch ihre Nationalität, indem sie sich mit den unterworfenen slawischen Völkerschaften vermischten und in ihnen aufgingen, so daß sie jetzt als Slawen gelten. Aber daß sie ihren Charakter, vornehmlich die Wildheit und Kriegslust, bewahrt haben, das zeigt ihre Geschichte in der Vergangenheit wie jetzt wieder in der Gegenwart. Mit dem westlichen Europa kamen sie in kriegerische Berührung, als sie die von Karl dem Großen eroberten und organisierten Saweländer angriffen und verwüsteten; Ludwig der Fromme (814—840) hatte schwere Kämpfe gegen sie zu führen. Wohl in der damaligen Zeit geschah es, daß die lateinische Bezeichnung des Bulgaren, Bulgarious, einen bösen Klang bekam, der sich bis auf den heutigen Tag in dem französischen Schimpfwort bougre erhalten hat."

Nun gibt es aber auch einen Beinamen — „Bulgarentöter". Bei seinem Triumpheinzuge in Athen ist der König der Griechen von seinem begeisterten Volke als „Konstantin der Große, der Bulgarentöter" begrüßt worden. Aber diesen Beinamen hat, wie K. A. Junge a. a. O. erinnert, schon ein byzantinischer Kaiser geführt. Basilios II. aus der mazedonischen Kaiserdynastie, der Bruder oder Vetter der deutschen Kaiserin Theophano:

„Die Bulgaren waren im 10. und Anfange des 11. Jahrhunderts, wie schon früher, eine schwere Plage für das byzantinische Reich, dessen Existenz von ihnen ernstlich bedroht wurde. Basilios führte gegen sie einen Krieg in den grausamsten Formen. Bei Kimpulong, in der Nähe von Demir Hissar, an den Pässen des Valaschitzagebirges, eben dort, wo auch jetzt wieder Griechen und Bulgaren miteinander gekämpft haben, gelang es ihm (am 29. Juli 1014), ein bulgarisches Heer einzuschließen und es vernichtend zu schlagen. Der Zar der Bulgaren, Samuel, entkam zwar nach Westmazedonien, das damals der Hauptsitz der Bulgaren war, aber Basilios nahm für die Drangsale, welche die Bulgaren über das Griechenreich gebracht hatten, eine entsetzliche Rache. Er ließ fünfzehntausend Bulgaren die Augen ausstechen. Je hundert erhielten einen Einäugigen als Führer, der sie wieder zu ihrem Zaren führen sollte. So geschah es, aber den greisen Zaren Samuel rührte, als er die unglücklichen Geblendeten sah, vor Grauen der Schlag. Er, der schon so viel Furchtbares gesehen und vermutlich auch selbst getan hatte, geriet in

solches Entsetzen über den grausen Anblick, daß er jäh niedersank und starb. Diese Tat war es, die Basilios das blutige Beiwort ‚Bulgarentöter‘ verschaffte.

Für den harten Mazedonier, der wie Justinian und andere Griechenkaiser von Abstammung kein Grieche, sondern ein Slawe war, mag es gar keine Schmach, sondern eine Ehrung gewesen sein. Denn die Bannung des Bulgarenschreckens wurde ihm als das größte Verdienst seiner Regierung angerechnet ...

Man sollte aber in Athen nicht so darauf aus sein, den neuen König der Griechen als ‚Bulgarentöter‘ zu ehren. Die Geschichte des echten Bulgaroktonos hat nämlich ein für die Griechen sehr schmerzliches Nachspiel. Dem Bulgarentöter folgte, freilich erst zweihundert Jahre später, ein bulgarischer ‚Rhomaeoktonos‘, ein ‚Rhomäertöter‘ (Rhomäer war der von den römischen Gründern des Reiches herübergenommene Name für die Griechen des Byzantinerreiches). Die Tat des Basilios wurde von den Bulgaren niemals vergessen, und als während des lateinischen Kaisertums die Griechen sich gegen Kaiser Balduin und die fränkischen Ritter auflehnten, riefen sie den Bulgarenkönig Joanischa zu Hilfe, der sie denn auch in einer ähnlichen Art ‚befreite‘, wie die heutigen Bulgaren und ihre Verbündeten dem unterdrückten Mazedonien und Thrazien die ‚Freiheit‘ gebracht haben. Unter den entsetzlichsten Greueln durchzog Joanischa, nachdem er die ‚Lateiner‘ bei Adrianopel geschlagen hatte, mit seinen Horden das griechische Land. Die damals blühende Griechenstadt Philippopel, obwohl deren Bewohner es mit den Bulgaren hielten, ging in Blut und einer Orgie wilder Scheußlichkeiten unter und wurde dem Erdboden gleichgemacht. Aus Thrazien aber erklärte Joanischa, der sich selbst rühmte, daß er als ‚Rhomäertöter‘ für die Taten des Basilios Rache nehme, einen Wohnsitz der Raubtiere machen zu wollen. Er hat dieses Versprechen, so gut er konnte, gehalten, und erst als die Griechen, die ihre Befreiung vom Joch der Lateiner anders gedacht hatten, sich wieder ihren fränkischen Herren näherten, konnte man den bulgarischen Mordbrennereien ein Ende machen.“

So ist die Geschichte dieser Länder eine Geschichte namenloser Greuel, und die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht. Jahrtausendalte Blutsaat geht immer wieder auf, reift zur Bluternte und sät wieder Blut aus ...

Und welches ist nun das Ergebnis dieses fürchterlichen Balkankrieges? fragt die „Frankf. Ztg.“:

„Der Friede von Bukarest hat den Länderhunger der verschiedenen Staaten nicht gestillt, dagegen Bulgarien um die schon sichere Beute gebracht. Dazu stößt die Nationalitätenfrage, die zu lösen schließlich einer der Hauptgründe war, aus welchen der Krieg unternommen wurde. Der Bukarester Frieden schafft ein bedenkliches Chaos, und ein gutes Ende ist nicht abzusehen. In Thrazien, das sich Bulgarien aneignete, leben 250 000 Griechen und 500 000 Türken, von welch letzteren freilich viele umgekommen oder ausgewandert sind. Die Bulgaren selber bleiben in der Minderzahl mit 200 000. In Südmazedonien, das jetzt an die Griechen fällt, leben 250 000 Bulgaren. Bedenklicher ist das Mißverhältnis in dem neuen serbischen Gebiete. Schon vor dem Ausbruch des zweiten Krieges wären, nach den Berechnungen des russischen Abgeordneten Milikow, 467 000 Bulgaren oder wenn man will Mazedonier serbisch geworden, während es nur 40 000 reine

Serben in dem Gebiete der sechzehn eroberten türkischen Arrondissements gab. Auf der westlichen Seite erhält Serbien nach der Berechnung des griechischen Blattes ‚Hestia‘ einen Zuwachs von 480 000 Albanern. Serbien spielt ein gewagtes Spiel, und leicht könnte es an seiner Beute verbluten. Und auch das Verhältnis der Nationalitäten in der durch Rumänien annektierten Dobrudscha ist weit entfernt davon, ideal zu sein. Neben 7500 Rumänen bilden 300 000 Bulgaren und Türken die große Mehrheit ...“

Serbien, Griechenland, Montenegro, auch Bulgarien und Rumänien erfahren nun freilich Vergrößerungen ihrer Gebiete: „Vielleicht wohnen darin noch Menschen genug, um den Verlust an Volkszahl, den die meisten von ihnen erlitten haben, auszugleichen. Von allen ist nicht einmal das sicher. Aber jedenfalls sind die meisten der Gebiete, die sie einverleiben, Wüsten, Brandstätten und Leichengefilde, und der Rachetrieb des Überwundenen wird die Sieger zwingen, alle ihre Kräfte anzuspannen, um das Gewonnene nicht durch einen Überfall des jetzt Geschlagenen gefährdet zu sehen. Milliardenwerte sind durch den Krieg, auch wenn man vom Leben der Menschen absieht, vernichtet worden. Es werden Jahrzehnte vergehen, ehe das Verlorene einigermaßen ersetzt ist. Der Haß der Völker, die Roheit, die Bestialität, alle die furchtbaren Triebe, die in sicherer Friedensarbeit langsam zurückgedrängt werden, sind aufs neue erwacht, und der Balkan ist wirklich der Wohnsitz der Raubtiere geworden, zu dem Joanischa ihn machen wollte, Europa aber, dessen Staatskunst so jämmerlich versagt hat, weil die europäischen Kabinette zwar beständig vom Frieden reden, alle ihre Handlungen aber doch nur von Neid und Mißgunst bestimmt sind, vermehrt seine militärischen Rüstungen in einem Maßstabe, der, wie Herr Lloyd George im englischen Parlament ausgeführt hat, nur noch aus einer Art Völkerwahnsinn heraus erklärt werden kann ...“

* * *

Es hätte nur noch gefehlt, daß ein unberechenbarer Stoß aus irgendeiner Windecke diese Mordbrennereien zu einem allgemeinen Weltbrand entfachte. Und daß unsere brave deutsche Armee sich mit den Kotspritzern aus diesem scheußlich wimmelnden Pfuhl von Schändlichkeiten hätte beflecken lassen müssen. Ja, wer kann denn sagen, wie lange die uneigennützige Friedensliebe der so ruhmreich aus all den „Status quo“ hervorgegangenen Großmächte vorgehalten hätte, wenn dem Bedürfnis nach einer „Revision“ des Bukarester Friedens nicht ein Riegel vorgeschoben worden wäre? Dies rechtzeitig und mit gebührendem Nachdruck getan zu haben, ist wesentlich das Verdienst Kaiser Wilhelms II., und es soll darum nicht geringer geschätzt werden, weil es einfach die „Forderung des Tages“ und nicht eben ein Problem war. Ist es doch nicht nur ein politisches Verdienst, sondern, wie Figura gezeigt hat, in hohem Maße auch rein menschliches. Selbst unsere „Nibelungentreue“ muß sich beherrschen können und erst recht darf sie nicht strapaziert werden für Zwecke, die alles andre sein können, nur nicht die unsrigen, Zwecke überdies, die nur aus einer von Grund aus verkehrten Politik unsres österreichischen Bundesbruders zu verstehen sind. „Mit dem Verlangen nach einer Revision des Bukarester Friedensvertrages“, so wird der „Tägl. Rundschau“ aus Wien geschrieben, „hat Graf Berchtold sich selbst in die größte Ver-

legenheit gebracht, aus der er schließlich nicht anders heraus konnte, als daß er bedingungslos vom Verlangen nach einer Revision zurücktrat. Die Widersprüche, in welche sich Österreich-Ungarns auswärtige Politik in der Zeit der Balkankriege selbst verwickelt hat, die schweren diplomatischen Fehler, die zu verzeichnen sind, finden gerade durch den letzteren ihre Erklärung. Der Schwerpunkt der auswärtigen Politik der Monarchie ist eben vollständig nach Ungarn verlegt. Seit Tisza die Ministerpräsidentschaft in Ungarn nach Lukacs angetreten hat, ist Graf Berchtold ganz in den Bann Ungarns geraten; jetzt wird auswärtige Politik nur mehr vom madjarischen Standpunkte und nicht mehr vom österreichischen aus betrieben. Und diese madjarische Politik ließ es nicht zu, daß Österreich-Ungarn sich, wie das verbündete Deutsche Reich, der großen Erfolge freute, die Rumänien errungen hat. Rumänien darf vom madjarischen Standpunkte aus nicht stärker werden, darum hat es Graf Tisza beim Grafen Berchtold durchgesetzt, daß nur im Interesse Bulgariens Politik getrieben wurde; das war die Veranlassung für das Revisionsverlangen, das so kläglich endete."

Rumänien soll durch Bulgarien in Schach gehalten werden, weil die Madjaren einerseits nicht gewillt sind, auf ihre Vergewaltigungspolitik gegen die Millionen Rumänen in Ungarn zu verzichten, andererseits aber einen Zusammenschluß der ungarländischen Rumänen mit denen des benachbarten Königreichs fürchten! Und darum sollte das Blutvergießen mit all den Greueln wieder von vorne angehen, darum womöglich das Deutsche Reich die madjarische Sippenpolitik mit dem blanken Schwerte heraushauen!

Mit Lorbeern hat sich die österreichische Politik im Balkankriege jedenfalls nicht überdeckt. Und die deutsche Reichspolitik im übrigen auch nicht. Dschakowa, Ipek, Prisrend blieben den Serben, und Skutari wurde von den Montenegrinern regelrecht erobert, wenn auch nicht festgehalten. „Es wird immer klarer," schrieb der bekannte Wiener Heinrich Friedjung beim Abschluß des Bukarester Friedens in der „Vossischen Zeitung", „worin von Anfang an der gemeinsam gemachte Fehler lag: man hat sich in Wien wie in Berlin durch die beim Beginn des Balkankrieges angeordnete Probemobilisierung der westlichen Korps der russischen Armee ‚impressionieren' lassen. Kaiser Wilhelm setzte dem österreichischen Thronfolger zu Springe auseinander, es sei seine Pflicht, einen Krieg zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu verhindern, wenn er auch fest entschlossen sei, dem Bundesgenossen gegen einen Angriff Unterstützung zu bieten. Es steht aber jetzt fest, daß der Zar überhaupt nicht die Absicht hatte, wegen Skutari oder Durazzo, selbst nicht wegen des Sandschaks die Kanonen donnern zu lassen. Das geht aus dem ganzen späteren Verhalten Rußlands hervor, und der Beweis wird zwingend dann erbracht sein, wenn Adrianopel den Türken gelassen wird. [Was ja inzwischen geschehen ist. D. T.] Läßt sich Rußland diesen, das gesamte Slawentum treffenden Schlag gefallen, dann war auch die russische Probemobilisierung, die vom Oktober 1912 bis zum Februar 1913 ihre Schuldigkeit tat, ein bloßer Bluff. Es handelt sich immer darum, wer sich in einem solchen Fall einschüchtern läßt. Im Jahre 1909 schüttelten Ährenthal

und Bülow die Drohung furchtlos von sich ab; während der letzten Krise dagegen wurde sie von den Kabinetten von Wien und Berlin besorgt in die Rechnung eingestellt. Die Folge davon war, daß der Sandschak verloren gegeben wurde und daß Saloniki nicht ein Freihafen geworden ist, wie man selbst in London noch vor dem zweiten Balkankrieg erwartete."

Rußland, das in der Diplomatie immer größer als in der Kriegführung war, ist, wie ihm auch im „Reichsboten" ehrlich bezeugt wird, ein Meister im Bluffen. Seine Erfolge beruhen nur auf dem sicheren Auftreten seiner ebenso verschlagenen wie zielbewußten Diplomatie, die meisterhaft Schein für Wirklichkeit zu geben versteht, um einzuschüchtern, zu verblüffen. Die Mobilmachung bei Beginn des Balkankrieges war schon deshalb ein Bluff, weil Rußland gar nicht kriegsbereit war: „Es ist dies noch heute nicht. Wohl verfügt Rußland zahlenmäßig über ein Feldheer von 59 Infanterie-Divisionen = 944 Bataillone, 11 Schützen-Brigaden = 88 Bataillone, 1 Kosaken-Fußbrigade = 6 Battaillone, insgesamt = 1038 Bataillone, wozu noch 31 Reservedivisionen treten, während die Kavallerie 701½ Schwadronen, die Artillerie 514 Batterien (zu 8 und 6 Geschützen, im ganzen 3866 Geschütze) zählt. Aber der innere Wert dieses großen Heeres steht nicht auf der Höhe, und mit der Mobilmachung bleibt es ein eigen Ding, die Vollzähligkeit der Truppenteile wird nie erreicht. Nach einstimmigem fachmännischen Urteil wird Rußland militärisch seit langer Zeit weit überschätzt. Leider hat sich besonders der Dreibund, in erster Linie Österreich, über die Machtverhältnisse des Landes der Potemkinschen Dörfer täuschen lassen, sonst wäre Österreich nicht immer zurückgewichen, sonst sähe es heute auf dem Balkan anders aus. Möge die Erkenntnis, daß Rußland vollständig unfähig ist, in Europa einen großen Krieg zu führen, immer mehr durchdringen! Im Orient und in Asien hat Rußland das durch den Japanischen Krieg verlorene Ansehen noch nicht zurückgewonnen. Man scheint dort gut unterrichtet zu sein ..." Dort!

* * *

Am Ende haben wir ein Interesse an Österreich nur genau soweit und genau solange es deutsch ist. Da hat nun die Wochenschrift „März" (München, Albert Langen) im Laufe der letzten Monate eine Reihe von Aufsätzen über die deutsch-österreichische Frage veröffentlicht, deren Ergebnis schon fast ein trostloses ist. In dem einen soll nichts Geringeres als geradezu „Österreichs Unwert" für uns erwiesen werden. Und zwar liege der in folgendem:

„1. Das Deutschtum wird in Österreich, unter tätiger Beihilfe der unfähigen und energielosen Wiener Regierung, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Dafür tritt das Slawentum immer stärker hervor. Daß in Böhmen, Mähren und den übrigen slawischen Bevölkerungskreisen Österreichs der Fall Adrianopels und die Übergabe Skutaris durch öffentliche Feste gefeiert wurden, zeigt mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, wohin die Reise in der Donau-Doppelmonarchie geht, und wie weit man schon ‚gereist' ist. Durch das Slawentum, das in zahlreichen österreichischen Regimentern herrschend ist, wird auch die militärische Macht Österreichs, im Falle eines Krieges gegen Rußland oder die Balkanstaaten, so gut wie lahmgelegt.

Aus diplomatischen Gründen ist es begreiflich, daß der deutsche Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, in seiner zweiten Rede zur Wehrvorlage das ihm in der ersten Rede entschlüpfte Wort vom ‚Gegensatze des Germanentums und Slawentums' wegzudeuten suchte. Allein der ‚Nicht-Diplomat' muß diesen Gegensatz mit größter Bestimmtheit betonen. Denn das Slawentum unter Führung des ‚heiligen' Rußland ist für uns d i e Gefahr der unmittelbaren Zukunft. Ein Staat, der so sehr wie Österreich unter der Herrschaft des Slawentums steht, ist aber für das Deutsche Reich ein minderwertiger Bundesgenosse ...

2. Trotz der gewiß aufrichtig gemeinten Freundschaft zwischen dem deutschen und österreichischen Kaiser bleibt der tiefe dynastische und politisch-religiöse Gegensatz zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg bestehen. Das ultramontan-katholische Haus Habsburg, das lange Zeiträume hindurch vom Jesuitenorden, in Gestalt der von ihm den österreichischen Kaisern an die Seite gestellten Beichtväter, geleitet wurde, war stets und wird immer sein ein Feind der den Protestantismus tragenden und schirmenden Hohenzollerndynastie. Niemals sind beide Fürstenhäuser in echter, auf wirklicher Interessengemeinschaft begründeter Freundschaft miteinander verbunden gewesen, und die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Wilhelm II., Franz Joseph I. und dem Erzherzog-Thronfolger sind lediglich Beziehungen von Mensch zu Mensch.

Das Haus Habsburg vergißt eben nicht, daß die Hohenzollern es aus seiner Vormachtstellung in Deutschland verdrängt haben, und daß unter Führung der Hohenzollern ein neues Deutsches Reich gegründet worden ist, von dessen Grenzen die Habsburger ausgeschlossen wurden.

Es ist bekannt, daß bei Beginn des Deutsch-Französischen Krieges eine einzige Niederlage unserer Heere genügt hätte, um die habsburgische Armee an die Seite Frankreichs zu führen. Und wie schlecht Österreich auf der Algeciras-Konferenz Deutschland unterstützt hat, ja wie hinterhältig sein Verhalten damals war, ist noch in frischer Erinnerung ...

3. Ein Moment kommt hinzu, das aber von entscheidendem Einfluß ist für die künftige Gestaltung der Donau-Monarchie und für unser Verhältnis zu ihr.

Die Klerikalisierung Österreichs macht reißende Fortschritte. Und die leitenden Kreise Wiens, einschließlich des Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, begünstigen die Klerikalisierung.

Der österreichische Thronfolger steht völlig unter klerikalem Einflusse. Der Jesuit Kolb und der Benediktiner Graf Galen sind die Träger dieses Einflusses, und seine Zugangspforte bildet die slawisch gesinnte, deutschfeindliche Gattin des Erzherzogs, die Herzogin von Hohenberg, geborene Gräfin Chotek von Chotkowa und Wognin.

Wie stark die klerikale Macht in Österreich schon ist, hat in augenfälliger Weise der ‚eucharistische Kongreß' bewiesen, der im vorigen September in Wien tagte. Diese scheinbar religiöse Veranstaltung war in Wirklichkeit eine k l e r i k a l - p o l i t i s c h e M a c h t p r o b e. Der ganze österreichische Staat, mit Beamtentum und Militär, beugte sich vor römisch-jesuitischen Ansprüchen.

Niemals ist in der neueren Geschichte die Bereitwilligkeit eines S t a a t e s (!),

sich dem weltlich-politischen Rom dienstbar zu machen, stärker in die Erscheinung getreten als auf diesem Kongreß. Und der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin waren es, die den Donaustaat nach dieser Richtung hin in Bewegung setzten.

Diese beiden Persönlichkeiten sind es auch, welche nicht zulassen, daß Österreichs Staatsoberhaupt dem italienischen Staatsoberhaupte seinen seit Jahren fälligen Gegenbesuch in Rom abstattet. Denn der Papst will ja nicht, daß katholische Herrscher den italienischen König in seiner Hauptstadt besuchen, weil, nach der anmaßenden Auffassung des Papsttums, Rom noch immer päpstliche und nicht königliche Residenzstadt ist.

In dieser Unterlassung höfisch-internationaler Verpflichtung liegt aber eine der größten Schwierigkeiten für ein gutes Verhältnis zwischen Italien und Österreich. Doch die Wiener klerikale Partei, mit dem Erzherzog-Thronfolger an der Spitze (nicht zwar als Führer, wohl aber als Geschobener), läßt es lieber zu schweren politischen Verwicklungen kommen, als daß sie auch nur ein Jota der päpstlichen Ansprüche preisgäbe ...

Hinzu kommt, daß der ganze, über ungeheure Geldmittel verfügende Adel Österreichs teils verslawt, teils klerikalisiert, teils beides ist. Der männliche und weibliche Nachwuchs der großen österreichischen Familien: Liechtenstein, Auersperg, Windisch-Grätz, Metternich, Schwarzenberg, Dietrichstein, Colloredo-Mansfeld, Fürstenberg, Lobkowitz usw. wird in den Jesuitenanstalten Kalksburg und Feldkirch und in den von den eleganten Dames du Sacré Cœur geleiteten Klöstern zu Wien und Riedenburg (Vorarlberg) erzogen. Allerdings sind die feudalen Herren und scharmanten ‚Komtessen‘, was die Praxis und ihre Person angeht, recht leichtlebig, echtes ‚Weaner-Blut‘ (mit Ausnahme der englischen Aristokratie gibt es keine zweite Aristokratie, in der so viele Skandale und Skandälchen, so viele ‚Extratouren‘ und Eheirrungen vorkommen, als in der österreichischen), aber grundsätzlich stehen sie samt und sonders, verbissen und verbohrt, auf klerikal-jesuitischem Standpunkte ...

Habsburgische Treue hat niemals hoch im Kurse gestanden. Der ‚Dank vom Hause Österreich‘ ist bekannt. Habsburgische ‚Treue‘ auf dem Untergrund ultramontaner und slawischer Vorherrschaft würde gänzlich versagen, sobald sich Gelegenheit zur Zerstörung des Deutschen Reiches böte. Österreich ist auf uns angewiesen. Wir, das Deutsche Reich, sind Österreichs Schützer und Erhalter. Einstweilen also wird Österreich uns die ‚Treue‘ wahren, weil der Selbsterhaltungstrieb dies heischt. Wie lange jedoch, das steht dahin, und es liegt nicht in unserer Hand, Österreichs Bundesgenossenschaft festzuhalten ...“

Wenn aber auch rings Stürme toben, so wird an anderer Stelle des Blattes von Alfred von Mehrn ausgeführt, wenn auch eine gemeinsame Einrichtung nach der anderen dahinschwindet, wenn auch alles der Auflösung verfällt —: die Armee ist der starke Hort des österreichisch-ungarischen Staatsgedankens, im Heer und über das Heer hat die Politik keine Macht?

„Diese Meinung ist bezeichnend für die Oberflächlichkeit der habsburgischen Politiker, sie ist ein Teil jener verhängnisvollen Vogel-Strauß-Taktik,

die nicht hören und sehen will, bis sie fühlen muß. In Wahrheit wird in keinem europäischen Heere so viel und so leidenschaftlich Politik getrieben, wie im österreichisch-ungarischen. ... Wohl ist die Armee noch immer die einzige Institution des Reiches, die für ihre inneren Angelegenheiten nur die deutsche Sprache offiziell als Dienstsprache anerkennt; das Prinzip wird jedoch immer mehr zur Theorie. Der Kitt wird entfernt, von Zeit zu Zeit ein Stückchen; jedes Jahr kommt irgendein kleinerer oder größerer Erlaß, der die Rechte der deutschen Sprache einschränkt, die der anderen Sprachen erweitert. Ewig kann es so nicht gehen, aber die Ansprüche der nichtdeutschen Völker werden nicht schweigen, und wenn die deutsche Sprache glücklich an der zweiten Stelle ist, wo heute die anderen sein müssen, dann wird die Rivalität unter den anderen kommen, vielleicht noch heftiger, als jetzt der Kampf gegen die deutsche Sprache geführt wird.

Die allgemeine Entdeutschung der Donaumonarchie hat auch auf das Offizierkorps übergreifen müssen. Es herrscht bei den österreichischen Slawen nicht jene Vorliebe für das Militär, im engeren Sinne für die Offizierslaufbahn, wie bei den Deutschen, wo sie oft krankhafte und lächerliche Formen annimmt und nicht selten zum Ruin ganzer Familien führt. Der äußere Glanz und die mühelos zu erlangende gesellschaftliche Vorzugsstellung haben dennoch eine Rolle gespielt, ausschlaggebend mußte das rein ziffernmäßige Anwachsen des Slawentums sein, das mit Hilfe der Regierung alle staatlichen Berufe überflutete; ein Teil der Flut mußte seinen Weg ins Offizierkorps finden.

Der deutsche österreichische Offizier war von Haus aus mit der allgemeinen deutschen Indolenz gegen politische Fragen behaftet, zudem stammte er gewöhnlich aus Kreisen, die überhaupt für deutsche nationale Angelegenheiten keinen Sinn hatten; er war daher geradezu prädestiniert für das nationslose Österreichertum. Der polnische, tschechische, serbische, kroatische Offizier brachte eine slawische nationale Gesinnung mit, die ihre starken Wurzeln in der chauvinistisch gefärbten Erziehung des Elternhauses und der Volks- und Mittelschule hatte; die Kadettenschule konnte da nicht mehr viel ‚verderben'. Er stand den nationalen Regungen seiner konnationalen Mannschaft näher, er freute sich, wo er hätte strafen sollen. Unzählig sind die Fälle, in denen sich Offiziere (und Mannschaften) an Festen und Vereinen heimlich oder öffentlich beteiligten, wo es das Reglement streng verbot. Die tschechische, polnische, südslawische Presse hat ihre Mitarbeiter und getreuen Abnehmer in Offizierskreisen. Und wenn es einer gar zu bunt getrieben, da drückte der Vorgesetzte ein Auge zu oder milderte doch die Strafe. Das hatte dann zur Folge, daß sich unter den deutschen Offizieren so etwas wie deutsche Gesinnung zu regen begann; harmlos natürlich und in den bescheidensten Grenzen, aber der Gegensatz bildete sich. Vielleicht auch weniger aus wirklichem Nationalgefühl, sondern weil man sich sagte, daß die Herauskehrung des Slawentums dem eigentlichen Österreichertum denn doch widerspreche.

Der Geist dieser Zustände hat dann die Folgen gezeitigt, die in der schweren Krise des letzten Winters zu den umfangreichen und sehr bedenklichen Meutereien besonders in Böhmen und Mähren gleich nach den Abtransportierungen auf die vermutlichen Kriegsschauplätze getrieben haben. Amtlich ist das beliebte

Vertuschungssystem eingehängt worden. Es sind später jedoch die Verurteilungen gekommen, Hunderte sind bekannt geworden, obwohl auch da zu verheimlichen gesucht wurde.

Was Hunderte und Tausende im vollen Bewußtsein der schweren Strafe getan haben, können dies bei der nächsten Gelegenheit nicht Zehntausende, Hunderttausende tun, werden sie es nicht tun? Und wenn wirklich ein Krieg ausbricht, wenn die wahre oder erfundene Meldung von einem serbischen oder russischen Erfolg kommt — es braucht ja auch nur ein französischer zu sein — ist dann nicht das Debacle da? Heute sieht das österreichische Heer, rein militärisch betrachtet, recht imposant aus. Sicher ist das Menschenmaterial und die Bewaffnung gut, vielleicht hat Österreich auch Feldherren, die Tüchtiges leisten können — man wiegt aber nicht den Geist, der die Truppen beherrscht, mit dem nötigen Ernste ab, man läßt das Moment außer acht, daß die Armee politisiert und daß sie in einem kriegerischen Konflikte zu einem großen Teile Partei nehmen wird, Partei nicht im Sinne der Wiener Regierung, die selbst daran schuld ist, wenn das Heer, die letzte Säule der Habsburger, um es vulgär auszudrücken, ‚politisch verseucht' ist."

Solchem Pessimismus gegenüber hält Franz Jesser in der „Österreichischen Rundschau" vom Standpunkt des Deutsch-Österreichers daran fest, daß durch Österreich-Ungarn ungeheure slawische Kräfte gebunden würden. „Das Verhältnis der Deutschen zur Dynastie ist ein ganz eigenartiges. Ich möchte es als Symbiose bezeichnen: Dynastie und deutsches Volk gedeihen zusammen besser als jeder Teil allein. Wir Deutschösterreicher haben tatsächlich eine alldeutsche Mission zu erfüllen, wenn wir diesen Staat in seinem heutigen Bestand erhalten. Die Jahre 1908 und 1912/13 haben wohl manchem den Star gestochen! Sie haben uns sinnfällig und handgreiflich gemacht, was bisher nur Lehrmeinung war — daß die europäische Machtstellung des deutschen Volkes und damit seine internationale Bedeutung darauf beruht, daß dieser Staat besteht, weil in ihm durch uns ungeheure slawische Kräfte gebunden werden. Österreich-Ungarn verhindert durch seinen Bestand den politischen Zusammenschluß aller Slawen. Mag auch die Kluft zwischen Ost- und Westslawen noch so groß sein, mag die Solidarität unter den Südslawen noch so gering sein — ein Band hält sie, wenn auch lose, doch zusammen: der Gegensatz gegen das Deutschtum und seinen Einfluß...

Bismarck hat einmal gesagt, daß er sich zwar ein Deutschland ohne Elsaß denken könne, nicht aber ohne Westpreußen und Posen. In viel höherem Maße gilt der Gedanke, der diesem Satz zugrunde liegt, für das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich.

Uns Deutschösterreichern allein ist der Gesamtstaat mehr als ein Ausschnitt aus der Landkarte oder ein erheirateter Hausmachtbesitz — uns ist er noch ein Imperium, das bestimmte geschichtliche Aufgaben zu erfüllen hat. Für uns ist das Österreichertum noch etwas unmittelbar Verständliches, wir brauchen weder die Krücken des Landespatriotismus, noch die gebrechlichen Stützen eines persönlich gefärbten Patriotismus. Die Dynastie ist nicht die Staatsidee —

Am Tegelersee im Spätherbst  Eduard Ockel

sie prägt sich in ihr nur am reinsten und sichtbarsten aus. Die Dynastie kann nicht deutsch sein, sie kann nur österreichisch sein — sie handelt aber gerade darum wider ihr Lebensinteresse, wenn sie den deutschen Kitt herausbröckeln läßt, der erst das geordnete Mosaik ermöglicht.

Die politische Idee dieses Staates ist natürlich sehr wohl vereinbar mit einer anderen Form des Zusammenlebens der Nationen, sie ist völlig verträglich mit dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen, beschränkt durch die Verpflichtungen gegenüber dem Staatsganzen. Sie ist aber nicht vereinbar mit einer deutschfeindlichen inneren Politik; denn dann wäre die Symbiose aufgehoben zum Schaden beider Teile. Es soll nicht untersucht werden, welcher Teil den größeren Schaden zu tragen hat, wessen Existenz auf dem Spiele steht. Jedenfalls ist diese Symbiose für die Dynastie eine solidere Grundlage, als die erhoffte Dankbarkeit von Völkern, die im Gegensatz zu den Deutschen Österreichs und des Reiches in dem politischen Zusammenschluß aller Volksgenossen diesseits und jenseits der Grenzpfähle die Bedingung künftiger nationaler Größe sehen können ..."

Das ist ja alles sehr schön gedacht, in der Theorie richtig und vor allem — sehr loyal. Aber mit der Loyalität allein hat der Deutsche noch zu keinen Zeiten Glück gehabt. Es ist ja richtig, was der Verfasser darlegt: es läge sicher im eigenen Interesse der österreichischen Regierung, der Dynastie selbst, sich auf die Deutschen als den Grund- und Eckstein ihres Hauses zu stützen und sie danach zu behandeln. Aber sie behandelt sie doch nun einmal nicht danach, und darauf allein kommt es an, nicht, was sie unserer Meinung nach vernünftigerweise tun sollte.

Solange aber vor unserer Haustüre der siebente Teil unserer Volksgemeinschaft von einer mit uns angeblich auf Gedeih und Verderb verbundenen Regierung oder Dynastie an seine fremdvölkischen Todfeinde verraten und ausgeliefert wird, so lange hat es wirklich wenig Zweck, in die Ferne zu schweifen, so lange bleibt auch die Frage zu Recht bestehen, die Fritz Bley in den „Zeitfragen" aufwirft: „Welchen Sinn hat es (wie der Kaiser dies bei der Enthüllung des Frithjof-Denkmals getan), den Skandinaven und namentlich den volksstolzen Angelsachsen die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller Germanen ans Herz zu legen, solange die deutsche Politik nicht unzweideutig eingestellt ist auf die Wahrung der gemeinsamen Kultur des europäischen Deutschtums? Solange noch unter dem Schutze des Dreibundes das tüchtige, seines Stammeswertes wohlbewußte Deutschtum Böhmens unmittelbar an unserer Reichsgrenze amtlich zugrunde gerichtet wird?

So oft von deutscher Seite auf diese ebenso schimpfliche als unerträgliche Tatsache verwiesen wird, pflegt die offiziöse Presse im belehrenden Tone daran zu erinnern, daß wir uns ‚nicht in die innere Politik des Nachbarstaates einmischen dürfen'. Von Wien aus aber wird uns im selben Augenblicke zugemutet, frisch und fröhlich an dem ‚Kampfe des Germanentums gegen das Slawentum' teilzunehmen.

Nun: diesen Kampf haben wir jetzt im goldenen Prag vor Augen! Der Verband der deutschen Landtagsabgeordneten Böhmens hat beschlossen, die Tätig-

keit des nahezu ganz tschechischen Landesverwaltungsausschusses zu überwachen und für dessen Arbeitsführung die Wiener Regierung verantwortlich zu machen ... Kein deutscher Vertrauensmann Böhmens könne von den neuen Ausgleichsverhandlungen etwas erhoffen, solange in Wien und Prag der gleiche Geist walte ...

In Böhmen handelt es sich um eine unter dem Beistande der amtlichen Politik betriebene Vergewaltigung der Deutschen, die tatsächlich der Furcht vor der tschechischen Minderheit entspringt! Nun, wenn man in Wien nicht mehr imstande sein sollte, dieser radaulustigen Gesellschaft Herr zu werden, dann würde sich in der Tat die Voraussagung der Panslawisten erfüllen: erst die Türkei, dann der Flickerstaat! Dann aber wäre unser Bündnis mit dem Doppelreiche an der Donau ein Verbrechen am deutschen Volke! Denn die Voraussetzung dieses Bündnisses, wie des österreichisch-ungarischen Staatslebens, ist doch die Vorherrschaft der deutschen Kultur diesseits und ihre, im Nationalitätengesetze verbürgte, Berücksichtigung jenseits der Leitha!

Frithjofs herrliche Sagengestalt in hohen Ehren — uns aber zunächst im Jammer dieser Tage tut Armin not, der Cherusker!"

* * *

Auch die polnischen Slawen finden ja ihren sichersten und festesten Stütz- und Angriffspunkt gegen uns in Österreich, von wo sie schon öfter Vorstöße (sogar durch Vermittlung der von ihnen stark beeinflußten österreichischen Regierung!) gegen die preußische Polenpolitik gemacht haben. Nun braucht man ja diese „Politik", sofern sie überhaupt noch als Politik angesprochen werden darf, wahrhaftig weder für klug noch für vornehm zu halten. Vollends sich darüber sittlich zu entrüsten, daß die Polen Polen bleiben wollen, könnte nur, wer selbst jeglichen Nationalgefühls bar wäre. Wenn irgendwo sich das Wort von den (negativen) „moralischen Eroberungen Preußens" aufdrängt, dann mehr noch als in den Reichslanden und in Schleswig in Preußisch-Polen oder Polnisch-Preußen, — der Pole läßt sich nun einmal auf dem Verordnungswege nicht abschaffen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte es, wie dem „Berl. Tagebl." aus Posen geschrieben wird, oftmals fast den Anschein, als könnten sich die breiten Massen der Polen dem Deutschtum allmählich assimilieren. Offen Widerstand leisteten eigentlich nur einzelne Adelsgeschlechter, die breite Masse war von dem Gefühl durchdrungen, daß sie besser unter preußischer als unter polnischer Herrschaft fahre. Die preußische Polenpolitik benutzte diese Strömung zuerst nicht ohne Klugheit, sie hielt eine strenge, aber gerechte Hand über die neuen Landesteile, bis sie dann später leider anfing, ihre Kraft in Experimenten zu zersplittern — abwechselnd Zuckerbrot und Nadelstiche! Und einer der verhängnisvollsten Irrtümer war es, als die Regierung nicht zur rechten Zeit erkannte, daß die Kraft der Polen längst nicht mehr beim Adel lag, sondern beim Volk, das sich in zwei oft ineinander verfließende Lager teilte: das bürgerlich- und das klerikal-demokratische. Sie glaubte wunder was erreicht zu haben, als einzelne Glieder des polnischen Adels mit fliegenden Fahnen und schmeichelnden Worten ins preußische Lager abgingen — der höhnische Beiname ‚Admiralski' ist die einzige bleibende Erinnerung an jene Periode. Wohl leistete die Ansiedlungs-

kommission, wenn auch nicht immer im rechten Verhältnis zu den angewandten Mitteln, gute deutsche Werbearbeit; wohl brachte der Ostmarkenverein, wenn er oft auch stark übers Ziel hinausschoß, neues Leben in den Kampf um die Ostmark; wohl raffte sich die Regierung, wenn auch reichlich spät und an falscher Stelle, wieder zu einer energischen Politik auf, ließ aber die erhobene Hand wieder sinken und hatte so nur die verderblichen Folgen einer drohenden Geste für sich, ohne irgendwelche positiven Resultate; kurz der ganze Kampf um die deutsche Ostmark hat nicht die bleibenden Resultate aufzuweisen, die er bei einer zielbewußten und vor allem neuzeitlichen Zweckmäßigkeitspolitik haben könnte ...

Vorläufig glaubt die Regierung, durch die adligen polnischen Hofgänger einen Erfolg errungen zu haben. Sie wurden nicht nur zur Prunktafel auf der Kaiserpfalz zugezogen — der Ehre wurden auch deutsche Bürger gewürdigt —, sie wurden durch Orden und Titel ausgezeichnet, und ihre Frauen wurden im Posener Schloß feierlich empfangen. Es ist das gute Recht der Kaiserin, nur den zu empfangen, der ihr genehm ist, aber der Empfang in der Ostmark hatte doch immerhin eine kleine politische Bedeutung. Und überfliegt man die — doch nicht von der Kaiserin, sondern von gewissen Ratgebern aufgestellte — Empfangsliste, so findet man nur adlige Namen, bürgerliche nur unter den ‚geborenen'. Und kaum ein Name ist darunter, der im Kampf um die Ostmark einen großen Klang hat. Dagegen findet man unbeanstandet die polnische Endung ‚ska' auf der Liste, die den ‚einfachen' Polen bei Eintragungen ins Standesamt als staatsgefährlich verweigert wurde ..."

Oberpräsident von Schwartzkopff, den heute selbst ein überradikales Polenblatt als den „besten Menschen mit besten Absichten" lobt, ist nach der „Tägl. Rundschau" der Mann, der die Bismarck-Bülowsche Ostmarkenpolitik auf Abbruch betreibt: „Er wird von den Deutschen der Provinz als ihr Feind erkannt, warum sollen ihm die adligen Polen, um deren Gunst er wirbt, nicht einen Freundesdienst erweisen, zumal sie Anlehnung suchen müssen, da sie von der von Deutschland großgezogenen polnischen Mittelschicht längst überrannt und zur Machtlosigkeit verurteilt sind. Die Ansiedlungspolitik ist unter Schwartzkopff ins Stocken geraten, wie fast alle anderen Bestrebungen, die deutsche Macht zu festigen. Die Ansiedlungskommission ist seit Monaten ohne Präsidenten, nachdem der frühere Leiter, der sich Schwartzkopffschen Plänen nicht gefügig zeigte, auf einen anderen Posten geschoben ist. Das Parzellierungsgesetz kommt nicht zustande, das Enteignungsgesetz wird so gut wie nicht angewandt (wäre es dann nicht besser ungeboren geblieben? D. T.). Dafür hielt es ein preußischer Oberpräsident für richtig, einem in die Provinz kommenden polnischen Großgrundbesitzer den Antrittsbesuch zu machen und durch die Gewinnung einiger polnischer Adligen für eine Hoffestlichkeit beim Kaiser den Eindruck zu erwecken, als wäre die Versöhnung vor der Tür, wenn man nur die Zügel schleifen lasse.

Hat Herr von Schwartzkopff dem Kaiser auch Vortrag darüber gehalten, daß die Hofgänger keinen Einfluß bei der Bevölkerung haben und von der polnischen Presse in der maßlosesten Weise als Verräter beschimpft werden? Ist dem Kaiser

darüber berichtet worden, daß das Polentum, organisiert von der polnisch-katholischen Geistlichkeit, die nicht der Parole des Metzer Katholikentages: ‚Als Katholiken sind wir alle international' folgt, das Deutschtum boykottiert, durch ausländisches Geld, durch Vereine und Banken das Deutschtum zu unterwühlen trachtet und in Städten wie auf dem Lande deutsches Kulturwerk einreißt und die polnische Zukunftsherrschaft vorzubereiten sucht? Ist dem Kaiser gesagt worden, daß die polnischen Blätter die Vorbereitungen zu dem Kaiserfest als ‚preußische Unverschämtheit' bezeichneten und daß die polnische Fraktion der Posener Stadtverordnetenversammlung sich weigerte, am Kaiserempfang teilzunehmen? Ist ihm auch die Entschuldigung unterbreitet worden, die ein polnisches Herrenhausmitglied in der polnischen Presse für seine Teilnahme an den Festlichkeiten veröffentlichte, in der nicht ein Wörtchen von Kaisertreue oder einer auch nur nüchternen Anerkennung des preußischen Staates, sondern nur von Taktik die Rede war, die die Massen respektieren sollen? Und weiß der Kaiser, wie die Annahme der Einladungen bewirkt wurde, wie die Ausschmückung der Häuser, z. B. des polnischen Hotels Basar zustande kam? Wenn der Kaiser durch das Arrangement der Herren Schwartzkopff und von Hutten-Czapski zu der Meinung gekommen sein sollte, daß es in Posen gut bestellt sei mit der Wahrung des Deutschtums, so würde er zu einem schweren Irrtum verleitet worden sein. Wir können nicht glauben, daß es die preußische Regierung zur Abwechslung wieder einmal mit einem Versöhnungskurse durch den polnischen Adel versuchen will; der erste Versuch mit seinem blamablen Ausgang dürfte davor zurückschrecken, und das Fiasko wäre diesmal noch schneller da, als das vorige Mal ...

Der polnische Adel hatte beim Tode Kaiser Wilhelms I. Morgenluft gewittert. Er baute darauf, daß Kaiser Friedrich den ihnen so verhaßten Fürsten Bismarck nicht lange auf seinem Posten behalten und daß des zweiten Kaisers hochherzige Gesinnung den Polen allerlei Zugeständnisse machen werde. Als die Gemahlin Kaiser Friedrichs im Frühjahr 1888 in die von großen Überschwemmungen heimgesuchte Provinz Posen kam, begrüßte eine Abordnung des polnischen Adels sie ‚taktvoller'weise mit einer — französischen Ansprache! Noch aufdringlicher wurde der polnische Adel, als Kaiser Wilhelm II. das Szepter ergriff. Herr v. Koscielski begann mit seiner Gattin eine glänzende Rolle in der Berliner Hofgesellschaft zu spielen und wußte sich in das kaiserliche Vertrauen einzuschmeicheln. Mit großer Geschmeidigkeit paßte er sich den Wünschen des Monarchen an und trug namentlich ein lebhaftes Interesse für die deutsche Flotte zur Schau, deren Entwicklung der Kaiser sich zur Lebensaufgabe gemacht. Ganz hoch schoß der polnische Weizen ins Kraut, als im Jahre 1893 Caprivi die Zustimmung der Polen durch Zugeständnisse auf dem Gebiet des polnischen Sprachunterrichts erkaufte. Dieses erst nach Jahren bekannt gewordene Handelsgeschäft fand indessen keineswegs die Zustimmung der Polen im Lande. Die polnische Hofpartei hatte ausgespielt, und die Nationaldemokratie ging über sie zur Tagesordnung über. Im März 1894 bereits sägte die polnische Fraktion im Reichstag Herrn v. Koscielski ab, indem sie dem ‚Admiralski', der die Zustimmung der

Fraktion zum Marineetat forderte, die Gefolgschaft versagte und statt der Bewilligung Stimmenthaltung beschloß. Herr v. Koscielski erkannte, daß er einen großen Coup machen müsse, um, wenn überhaupt noch möglich, seine Position zu wahren. Er legte kurz entschlossen sein Mandat nieder und appellierte an seinen Wahlkreis, der ihn jedoch gleichfalls im Stich ließ, so daß er bei den Neuwahlen glatt durchfiel. Damit hatte die politische Hofpartei ausgespielt; Herr v. Koscielski seinerseits aber, der bis dahin die glühende Loyalität gegenüber Kaiser Wilhelm II. zur Schau getragen, nahm gar keinen Anstoß, aufs neue um die politische Führerschaft unter den Polen zu buhlen, indem er mit fliegenden Fahnen in das Lager der Nationaldemokraten abschwenkte und bereits im August jenes Jahres 1894 die berühmte Rede nach dem Polenkongreß zu Lemberg hielt, durch die er das Tafeltuch zwischen sich und der preußischen Regierung zerschnitt. Dieses Auftreten des Herrn v. Koscielski besiegelte das Fiasko der Versöhnungspolitik, die aber inzwischen das Deutschtum hinlänglich geschädigt und beunruhigt hatte, um noch im Herbst eben desselben Jahres 1894 die Abwehrgründung des Deutschen Ostmarkenvereins zu zeitigen. Als dann 1896 die 25jährige Wiederkehr des Tages der Reichsgründung gefeiert wurde, war die ganze polnische Presse auf dem Posten, um die Polen vor jeder Beteiligung an dieser Feier zu warnen und Proskriptionslisten derjenigen Persönlichkeiten zu veröffentlichen, die sich dennoch an Festzügen, am Flaggen und Illuminieren der Häuser beteiligt hatten. Die Erinnerung an jene vorübergehende Erscheinung der Versöhnungs-Ära ist wirklich nicht geeignet, in irgendwelcher Weise zu einer Wiederholung des damals so kläglich mißglückten Exempels anzuregen, zumal inzwischen die polnische Hofpartei auch den letzten Rest irgendwelcher Bedeutung eingebüßt hat."

Der von der polnischen Presse vertobakte Hofgänger, Herr von Chlapowski, hatte sich wegen seiner Annahme der kaiserlichen Einladung damit zu entschuldigen versucht, daß es ihm nicht erlaubt erschienen sei, „sich eine Unannehmlichkeit zu ersparen, wenn er damit riskierte, noch schlimmere (!) Schläge für die Volksgemeinschaft heraufzubeschwören". Die kaiserliche Gastfreundschaft ist also eine Unannehmlichkeit, die man eben hinnehmen muß, der guten Sache wegen, so sehr man innerlich auch sein Los verdammt. „Ob man", fragen die „Leipz. Neuesten Nachr.", „diesen Brief des Herrn v. Chlapowski auch dem Kaiser vorlegen wird? Ob er erfährt, aus welchen Motiven die achtunddreißig polnischen Gäste kamen, und wie sie ihm danken? Wie es mit der großen Versöhnung bestellt ist, für die man so teuren Preis bezahlt hat? Die Beredsamkeit dieses Briefes ist stark und überzeugend, und wenn nicht höfisches Angstmeiertum die Worte künstlich interpretiert, dann sollte man auch die Konsequenzen begreifen, die jetzt gezogen werden müssen. Wozu denn all diese Heuchelei und Jämmerlichkeit? Wozu dieses ewige Hangen und Bangen um einen freundlichen Blick aus polnischem Auge und ein freundliches Wort aus polnischem Munde? Herr von Chlapowski auf Kopaszewo ist wenigstens ein ehrlicher Heuchler, einer, dem an der Maske nichts liegt, sobald sie ihren Dienst getan hat, der sie ruhig herabreißt und der Welt das wahre Antlitz zeigt." Herr von Chlapowski ist aber nur ein Typus. Man kann den Namen auch als Sammelnamen und in der Mehrzahl anwenden.

Mal Hundepeitsche, mal selbstgeübtes Schweifwedeln. Mal traktiert man die anderen als Hunde, mal — vertauscht man die Rollen. „Bald so, bald so, wie's trefft." Einer solchen Talent- und Direktionslosigkeit läßt sich schwer helfen.

* * *

Es ist ja alles so herzlich gut gemeint, nur wird es leider — dies leider soll keine Ironie sein — nicht immer richtig verstanden. So auch die an sich groß gedachte Kelheimer Fürstenfeier. Woran das liegen mag? Wohl an der früheren jahrhundertealten Entfremdung zwischen Fürsten und Völkern, der uralten Saat des Mißtrauens, die noch immer nicht hat ausgereutet werden können.

Der „Frankf. Ztg." drängt sich zuerst die Frage auf: Wie kamen denn gerade die deutschen Fürsten dazu, ein Fest der Befreiungskriege zu feiern?

„Die Vorfahren des größten Teiles von ihnen standen in jenem Kampfe bis zur Leipziger Schlacht nicht auf der Seite der Befreiungskämpfer, sondern bei Napoleon. Von denen aber, die nicht im Lager des Rheinbundes standen, war kaum einer, der nicht vom Volke zum Kampfe gedrängt worden wäre. . . . Man mag das alles geschichtlich begreifen, man mag auch verstehen, daß die Rheinbundfürsten, wiewohl ein tapferer Entschluß und ein sofortiger Anschluß an Preußen und Rußland Napoleons neue Siege im Herzen Deutschlands unmöglich gemacht hätten, zögerten, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen. Aber wenn dem nun einmal so ist, dann wäre es wohl würdiger gewesen, man hätte eine Gedächtnisfeier in diesem Stile unterlassen. Wer die in der Befreiungshalle und bei dem nachherigen Festmahl gehaltenen Reden liest, findet zwar in ihnen keine unmittelbaren Unrichtigkeiten, keine, wenigstens keine groben Verstöße gegen die historische Wahrheit, und doch wirkt die ganze Veranstaltung wie eine große Geschichtsmache und wie eine theatralische Veranstaltung, dazu bestimmt, den dynastischen Patriotismus in Deutschland zu beleben. Was jene Reden gesagt haben, ist ungefähr die Auffassung des Befreiungskrieges, wie sie in behördlich approbierten Schulbüchern oder in den Vorträgen von prinzlichen Gouverneuren niedergelegt ist. Man greift einige Glanzstücke aus dem historischen Prunkschrank des Hauses heraus und geht um die parties honteuses vorsichtig herum. Es ist richtig, daß König Ludwig I. von Bayern in seiner Kronprinzenzeit und auch noch später, übrigens ebenso wie sein württembergischer Standesgenosse, viel mehr deutschnational gesinnt war, als die meisten anderen der damaligen deutschen Fürsten. Aber in Bayern wie in Württemberg hat dieses Moment auf den Gang des Krieges, wenigstens in seinem ersten Teil, recht wenig eingewirkt, und wenn in der Rede des Prinzregenten von dem Vertrage von Ried die Rede gewesen ist, der zu einem wesentlichen Teil dem Drängen des damaligen bayerischen Kronprinzen zu verdanken sei, so wäre es wohl besser gewesen, von ihm in diesem Zusammenhange nicht zu sprechen. Diesen Vertrag hat hinter dem Rücken der Verbündeten Graf Metternich mit dem König von Bayern abgeschlossen und ihm darin nicht nur den Besitz aller Gebiete, die es durch Napoleon erhalten hatte, sondern auch seine volle Souveränität nach oben wie nach unten garantiert. Die Zugeständnisse dieses Vertrages waren es, für die der König von Bayern sich bereit erklärte, die Sache Napoleons zu verlassen und sich auf die Seite der Verbündeten zu schlagen. Dieser Vertrag bildete nachher

das Muster für den Vertrag mit Württemberg und unter gewissen Abänderungen auch mit den übrigen Rheinbundstaaten. Als Stein später von seiner Existenz erfuhr, geriet er fast außer sich vor Zorn; denn er sah voraus, und die Wiener Verhandlungen bestätigten seine Besorgnisse, daß diese Verträge sowohl eine starke deutsche Zentralgewalt als eine freiheitliche Verfassung nach unten unmöglich machten. Wer freilich die Arbeit des Wiener Kongresses, wie Prinzregent Ludwig, gar nicht so übel findet, der kann auch den Vertrag von Ried und seine Nachfolger loben. Man kommt damit am besten auch über die unbequeme historische Tatsache hinweg, daß damals die deutschen Dynastien, die einen mehr, die anderen weniger, durch ihren Souveränitätsdünkel und ihre patriarchalisch-despotischen Herrschergefühle das stärkste Hemmnis sowohl gegen eine wirksame Form der deutschen Einheit wie gegen eine konstitutionelle Gestaltung der staatlichen Einrichtungen gewesen sind.

Wenn heute die deutschen Fürsten am Ende einer langen historischen Entwicklung ihr deutsches Gefühl stark betonen, so wäre ja dagegen an sich nichts zu sagen. Ihre Völker waren jedenfalls schon zu einer Zeit von der nationalen Idee erfüllt, da die Fürsten und ihre Regierungen in solchem Streben zum größten Teil noch Hochverrat und Aufruhr sahen. Es sieht wirklich nicht gut aus, wenn heute der Nachkomme des ersten jener Rheinbundfürsten die Ereignisse jener Tage in einem Sinn auslegt, den sie nun einmal nicht gehabt haben. Das deutsch-nationale Moment hat bei den Rheinbund- wie bei den andern deutschen Fürsten wahrhaftig eine sehr geringe Rolle gespielt und zu einer Jahrhundertfeier für den deutschen Idealismus der Fürsten fehlt jeder Grund, dieweil er wirklich noch keine hundert Jahre alt ist."

Vom Standpunkt der geschichtlichen Wahrheit läßt sich ja hiergegen leider wenig einwenden. Der Freiherr vom Stein, so erzählt Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen", saß während seines Aufenthalts in Petersburg — es war nach dem Abzug Napoleons Anno 1812 — bei einem Festmahl der Kaiserinmutter, einer württembergischen Prinzessin, gegenüber. Die Kaiserin äußerte, daß sie sich schämen werde, eine Deutsche zu sein, wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinne, worauf Stein rot vor Zorn erwiderte: „Euere Majestät haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt; nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen." Die Antwort der Kaiserin ehrt sie selbst. Sie erwiderte: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lektion." — In einem Brief an den englisch-hannöverschen Minister Grafen Münster, vom 29. Juni 1813, schreibt Stein: „Ew. Exzellenz sagen suaviter in modo mit den deutschen Fürsten! Was sagen Sie denn zu dem Betragen dieser Elenden — hierbei schicke ich Ihnen meinen Aufsatz über das des Königs von Sachsen, dem Napoleon jede Kränkung und

Demütigung widerfahren läßt — weil er ihn doch für einen heimlichen Verräter seiner Sache hält, so zwingt er ihn z. B. der Aufführung unzüchtiger Schauspiele beizuwohnen und mitzulachen — dann läßt der arme Tropf den Abend noch den Beichtvater kommen, um sich zu entsündigen. Und dennoch hält er Napoleon für einen Mann von Gott gesandt! Diese kleinen Tyrannen freuen sich ihrer Souveränität, des Genusses des Geraubten und sind gleichgültig gegen das Leiden und die Schande des Vaterlandes."

Ernst Moritz Arndt in seinem „Geist der Zeit": „... Von deutschen Fürsten war vielfach die Rede, hie und nirgends vom deutschen Volk. Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Partei so fern von der Nation gestanden. Sie erröteten nicht im Angesicht eines starken, tapfern Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen ..."

Der alte Blücher in einem Brief vom 29. November 1813 an seinen Freund Bonin — während des Friedenskongresses zu Frankfurt nach der Schlacht bei Leipzig: „Es ist nun in Frankfurt ein gantzes HEhr von Monarchen und Fürsten und diese Versammlung verdirbt alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energi geführt und ich Fürchte daß wihr villes vertreumen werden, die lustbarkeiten in Frankfurt jagen sich einander."

Aus der gleichen Zeit schreibt Gneisenau in einem Brief an Clausewitz — 16. November 1813 — über den König von Preußen, der nichts von einer Verfolgung Napoleons über den Rhein wissen will: „Der große lange Mann (der König), der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr töricht, daß man über den Rhein gehen will. Der Rhein sei ja ein Abschnitt, da müsse man stehen bleiben und sich erst wieder etwas herstellen, um dem Feind den Übergang zu verwehren. Was uns denn die am andern Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zn gehen? und solches Zeug mehr!" Ganz hoffnungslos und mit innerstem Widerstreben hatte sich ja endlich der König dazu verstanden, die Jugend seines Volkes zum Kampf aufzurufen. Er glaubte nicht, daß welche kämen! „Freiwillige aufrufen," meinte er, „ganz gute Idee, aber keiner wird kommen!" (von der Marwitz, „Nachrichten aus meinem Leben".)

In einem vom 8. Februar 1814 datierten Bericht des österreichischen Hauptmanns W. Fr. Meyer, der unter dem preußischen Obersten von Lilienstern die Landsturmbewaffnung leitete, heißt es: „Was die souveränen Regierungen anbetrifft, so fasse ich hier, ohne eigenes Zutun, nur die allgemein wahrnehmbaren Meinungen zusammen. Beinahe alle, heißt es, sind so wenig deutsch, der jetzigen Ereignisse so wenig froh, daß sie im Herzen das Vergangene zurückwünschen. Mit Freuden würden sie bei einem Umschlag der Dinge die Truppen, welche sie für die Verbündeten werben, dem alten, ihren Wünschen weit verwandteren Gebieter zum Sühneopfer darbringen, der, wenn sie nur die Kraft ihrer Länder seiner Herrschaft zum Werkzeug hergaben, im übrigen sie nach Willkür verfahren ließ."

Der „Vorwärts" erinnert an einen früheren Fürstentag, der „auch seine Verdienste" gehabt habe: „Nicht den von Frankfurt im Jahre 1863 meinen wir,

der der bismärckischen Revolution von oben zuvorkommen sollte, aber sehr kläglich verlief und von Herwegh in recht despektierlichen Versen abgehandelt wurde, sondern jenen anderen Fürstentag, der 1808 in den Herbsttagen zu Erfurt stattfand. Napoleon hatte ihn zusammengetrommelt, einmal um das soeben abgeschlossene Freundschaftsbündnis mit dem russischen Alexander durch Entfaltung eines unerhörten Glanzes zu feiern, dann aber auch, um eine Heerschau über seine Vasallen auf den deutschen Fürstenthronen abzuhalten. So waren sie alle aufgeboten worden und in Gehorsam ersterbend alle erschienen, die Herrscher von Napoleons Gnaden, die Könige von Bayern, von Sachsen, von Württemberg, die Großherzöge und Herzöge, und wer selbst am Erscheinen verhindert war, hatte doch wenigstens einen Prinzen aus der Verwandtschaft zum Kratzfußmachen hingeschickt. Denn alle zitterten in Ehrfurcht vor dem Manne, den die Revolution hochgehoben und der mit Fürstenkronen spielte wie mit tauben Nüssen; alle buhlten um sein gnädiges Lächeln, alle bettelten um ein huldvolles Wort, und, hätte er es befohlen, sie hätten mit den allerhöchsten Zungen ihm den Staub von den Reitstiefeln geleckt.

Damals auf dem Erfurter Fürstentag waren deutsche Potentaten so billig wie Brombeeren, und es war ein recht nettes Sinnbild der Zeit, wenn der Offizier der Schloßwache seine Tambours zornig anfuhr, weil sie beim Einzug des Württembergers den nur für kaiserliche Majestäten vorbehaltenen dreimaligen Trommelwirbel schlugen: ‚Aufhören! Das ist *nur ein König!*' Aber Napoleon behandelte sie alle recht leutselig und sorgte trefflich für ihre Unterhaltung: nicht nur mußte der berühmte Schauspieler Talma vor einem ‚Parkett von Königen' spielen, sondern *auf dem Schlachtfeld von Jena* wurde sogar *eine Hasenhetze* abgehalten, und alle ritten sie mit, auch der Prinz Wilhelm von Preußen, dem der etwas grimmige Spaß des Tages galt! [Ein hundsgemeiner Spaß! Aber echter Napoleon. D. T.] ..."

Es ist nicht an uns fehlbarer Kreatur, die Sünden der Väter an den Kindern heimzusuchen. Und wer das demokratische Prinzip im Munde führt, sollte doch nicht vergessen, daß auch Fürsten Anspruch auf Verjährung haben. Wenn heute die Enkel jener Rheinbundsfürsten zusammentreten, um das Gelübde deutscher Einigkeit und Treue abzulegen, so ist das doch nicht eine Huldigung, sondern eine Absage an die Vergangenheit. Denn daß die Herrschaften in der Befreiungshalle zu Kelheim etwa in dankbarer Erinnerung an die Herrschaft Napoleons eine Jubiläumsfeier des Rheinbundes veranstalten wollten, wird ihnen auch der röteste „Demokrat" doch wohl nicht zumuten.

„Was bisher", heißt es, schon gerechter, im „Berl. Tagebl.", „mehr als eine *preußische* Angelegenheit behandelt wurde, wurde in Kelheim mit Bewußtsein als eine *deutsche Sache* gekennzeichnet. Es ist immerhin etwas Ungewöhnliches, daß sämtliche deutschen Fürsten samt den Vertretern der freien Hansestädte sich zusammenfanden, um an feierlicher Stelle der deutschen Freiheitskämpfe zu gedenken; es ist nicht minder bemerkenswert, daß in diesem Falle die Initiative von dem Regenten des größten süddeutschen Bundesstaates ausging. Auch im Auslande wird man an dieser Kundgebung nicht achtlos vorübergehen können. Mit gutem Recht sprach Prinzregent Ludwig in seiner bemerkenswerten

Rede von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Teile des Reiches, das in Freud und Leid immer mehr erstarkt sei; und er wies nicht ohne Absicht darauf hin, daß, wer im Auslande je mit der Uneinigkeit, der Eifersucht der Reichsglieder rechnen würde, wie dies wohl früher geschehen sei, sich in dieser Rechnung grausam enttäuscht sehen würde. In der Tat darf als das feststehende Ergebnis aller Irrungen und Wirrungen des letzten Jahrhunderts das eine gebucht werden, daß ein Rückfall in die alte Zerrissenheit und damit in die alte Ohnmacht heute als ausgeschlossen betrachtet werden muß. Dieses unvergleichliche Erbe festzuhalten, nach den Worten des Prinzregenten die Keime der Zwietracht und Verdrossenheit nicht überwuchern zu lassen, das ist eine Mahnung an die deutsche Gesamtheit, die man gerade aus dem Munde des würdigen Verwesers der bayerischen Krone überall zustimmend entgegennehmen wird."

* * *

Wie war es denn aber später? War es da nicht das preußische „Volk", das dem Könige von Preußen die Mittel zur Schaffung jener Wehrmacht versagte, ohne die 1870 und das Deutsche Reich nicht zu denken sind? War es nicht der „Volksvertreter" Bebel, der in schärfster Kampfstellung gegen den „Fürstendiener" Bismarck nicht einmal den Frankfurter Frieden anerkennen wollte?

Bismarck und Bebel! „Tatsächlich", schreibt der kürzlich aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschiedene Max Maurenbrecher im Frankfurter „Freien Wort" am offenen Grabe seines langjährigen Führers, — „tatsächlich scheiden sich an den Namen Bebel und Bismarck die beiden Welten, die ‚zwei Nationen', die auf dem selben Boden wohnen, die selbe Sprache sprechen, unter den selben Gesetzen leben und die sich doch nicht verstehen und nicht zueinander zu kommen vermögen, die wechselseitig ersehnen, was die andere verabscheut, und beschimpfen, was die andere verehrt. Die grenzenlose Verehrung, die Bismarck dort und Bebel hier genießt, ist wirklich die selbe, und sie allein schon zwingt zu diesem Vergleich. Aber mehr noch: es spricht sich auch in den Personen der beiden selber der Unterschied der Klassen aus, die sie als Heros verehren, und der Unterschied der politischen Möglichkeiten, die in den beiden Klassen schlummern.

Bismarck wurde der Abgott des Bürger- und Bauerntums, indem er sie bezwang. Im Kampf rang er um die Seele seiner Nation. Im Kampf mit den Parteien, die die nationale Einheit erstrebten, verwirklichte er ihr Programm. Sie fühlten den Stärkeren, der ihnen selbst abtrotzte, was sie so heiß ersehnten und was sie selbst zu schaffen zu schwach waren. Und sie lagen bezwungen, innerlich überwunden und jubelnd zu seinen Füßen. Bismarck war Führer und Schöpfer im großen Stil. Bebel hat nie mit der Masse gerungen. Er hat sie aufgerüttelt, als sie noch schlief, hat mit enthusiastischer Rede und Schrift eine schillernde Sehnsucht vor sie gestellt und in ihnen einen Nachklang davon erweckt. Aber er hat nie in Opposition zur Masse gestanden, hat nie einen anderen Willen gehabt als die Masse selbst, hat sie nie über sich selbst hinausgerissen und gegen sich selbst zum Siege gezwungen. Er hat die Seele der Masse in sich dargestellt und verkörpert. Wie er das selbst in den heißen Tagen des Dresdener Parteitags und sonst oft gesagt hat, das war

seine besondere Begabung, daß er den Instinkt hatte für die Masse und ihre unausgesprochenen Gefühle. Er war Symptom und nicht Führer im großen Stil.

Bebel hat die Masse der deutschen Arbeiter geweckt und hat ihnen in ihrem bis dahin rein vegetierenden Leben eine Seele gegeben. Das ist seine geschichtliche Bedeutung und darin liegt seine Größe und der Grund für die grenzenlose Verehrung, die er in der Arbeiterklasse genießt. Aber seine Seele war selbst nicht eigene Schöpfung und Prägung. Er war selbst erst geweckt worden und gab nur weiter, was er selbst zuvor empfangen hatte. Er war nicht Prophet, nicht einmal Apostel, sondern nur noch Apostelschüler. Das ist es, was auch seine Enge und seine Grenzen bezeichnet. Vielleicht, daß in Ähnlichem Macht und Grenze auch der Arbeiterklasse im ganzen umschlossen liegen. . . .

Aber für die Sache selbst war eben das seine Grenze. Seine Wirkung reicht nicht über seine Klasse hinaus. Auch hier kann man gerade an Bismarcks Gegenbild sich das Verhältnis klarmachen. ‚Und wenn wir Flintenkugeln mit Herrn von Bismarck wechseln müßten, würden wir immer noch sagen: er ist ein Mann, und seine Gegner (die Fortschrittler) sind alte Weiber!‘ Dieses Bekenntnis Lassalles klingt selbst in Mehrings Geschichte der Sozialdemokratie immer noch durch und hat in den letzten zwanzig Jahren immer wieder einmal beim Vergleich Bismarcks und seiner Nachfolger in der sozialdemokratischen Presse nachgeklungen. Der wirkliche Held, auch wenn er der Gegner ist, imponiert und fasziniert durch die allgemein menschliche Freude an der Kraft. Bebel hat diese faszinierende Wirkung auf andere Kreise niemals gehabt. Was man jetzt bei seinem Tode etwa in der konservativen Presse las, waren ganz allgemeine Sätze über Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, er sei kein ‚Geschäftspolitiker‘ gewesen, wie es deren heute so viele gebe. Das ist natürlich richtig. Und es ist immerhin eine Freude, wenigstens nach seinem Tode diese Ehrenerklärung zu lesen, die dem Lebenden in der selben Presse und bei ihren Gesinnungsverwandten vom Reichsverband gegen die Sozialdemokratie so beharrlich verweigert wurde. Man denke nur an die Rolle, die Bebels ‚Villa‘ in diesen Kreisen bei den Reichstagswahlen seit 1904 gespielt hat. Aber, von dieser mageren Anerkennung abgesehen, die doch schließlich wohl mindestens zu 90 Prozent allen im öffentlichen Leben stehenden Menschen gezollt werden kann, ist es nichts, was jetzt aus dem anderen Lager an Bewunderung oder Verehrung für die Person dieses Parteiführers herausklingt. Man schätzt ihn, man interessiert sich, man nimmt Notiz von allerlei menschlichem Drum und Dran seines Sterbens, aber er hat nicht bezwungen und nicht fasziniert.

Er war Symptom und Spiegel für die proletarische Seele: in dieser Formel liegt sein ganzes Wesen. Die proletarische Seele ist wesentlich unpolitisch. Die Fähigkeit des langen Willens und großer, auf Jahrzehnte und Jahrhunderte berechneter Aktionen entsteht wohl kaum in dem Milieu, in dem das Arbeiterkind aufwachsen muß. Wer sich hundertmal hat ducken müssen und dutzendmal vor der Gefahr stand, aus Brot und Arbeit zu kommen, der wird notwenig ängstlich und kurzsichtig in seinem Denken. Er sieht die nächste Gegenwart vorzüglich und genau, ist praktisch, nüchtern und lebensklug. Aber er wird kaum

die Beharrlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Menschenbeherrschung und Zielsicherheit lernen, die zum Führer im Staatsgeschäft noch nötiger ist als zu dem in der industriellen Unternehmung. Doch wird er, sobald er geweckt und zur Erkenntnis seiner kulturlosen Lage gebracht ist, ein glühender Enthusiast einer leidenschaftlichen Hoffnung auf eine kulturfrohe Zukunft sein. Und beides ist Bebel in ausgeprägtem Maße gewesen: glühender Enthusiast für eine rein illusionär geschaute Zukunft und nüchterner Praktiker in den nächst übersehbaren Schritten. Aber das, was in der Mitte von beidem liegt, Politiker, der etwas Reales in Jahrzehnten langsam durchsetzen will, Steuermann, war er nicht...

Bebel hat nie einen politischen Plan gehabt. Er hat agitiert und organisiert und hat dann gewartet, was nun wohl geschehen werde. Er ist der Erfinder des gänzlich unpolitischen, aber dafür echt proletarischen Schlagworts, daß die Massen im richtigen Augenblicke schon wissen würden, was sie zu tun hätten. Er hat die Verantwortung für alle Aktionen der Masse selbst zugeschoben. Irgendwann einmal in der Zukunft wird sich irgendwie und irgendwo die anonyme Masse erheben und wird den ‚Führern' zeigen, daß nun das Maß voll ist. Und solange das nicht geschieht, wird der Führer nichts tun können, als warten. Er hat, wie alle Proletarier, niemals verstanden, daß *der Wille niemals ein Massenprodukt* ist, sondern *immer die Tat eines Einen*, die dann suggestiv die Masse ergreift und damit zur geschichtlichen Kraft wird. Manchmal haben ungeduldige und politisch stärker veranlagte Parteigenossen durchblicken lassen, daß sie Bebel für feige hielten. Das ist nicht richtig. Persönlichen Mannesmut hat er mehrfach bewiesen. Aber er hatte nun einmal nicht die große Initiative zur Tat. Er hatte keinen Willen, sondern nur einen Glauben. Aber gerade das hat ihn zur echtesten Ausprägung der proletarischen Seele gemacht.

Er war einfrig im Lesen und lernbegierig, wie nur je ein moderner Arbeiter es sein kann. Noch im Alter hat er von seinen Kenntnissen und seiner Vorbildung immer bescheiden geredet, trotzdem, daß er in den fünfzig Jahren seiner politischen und schriftstellerischen Tätigkeit ein staunenswertes Material erarbeitet hatte. Es war rührend zu hören, wie er zu um ein Menschenalter Jüngeren gelegentlich sagen konnte: ‚Ja, wenn ich Ihre Vorbildung hätte', oder: ‚Ich will mich an Wissen nicht mit Ihnen vergleichen'. Dabei aber war er tatsächlich doch hart und aufnahmeunfähig in seinem Denken. Er hatte die Grundlinien seines Systems sich nicht selber geschaffen, sondern hat sie fertig in Liebknechtscher Verdünnung von Marx übernommen. Der wirkliche Marx ist ihm immer verschleiert geblieben, trotzdem daß er alle seine Schriften natürlich leidenschaftlich studiert hatte. Der Epigonen-Marx, mit ethisch-philanthropischem Aufputz, der bestimmte das Niveau seines Denkens. Auch hier war er ganz Proletarier. *Er hatte einen Katechismus mit dem anderen vertauscht*; aber er hat die Luft wirklich freier schöpferischer geistiger Arbeit leider niemals zu atmen erhalten.

Alles in einem: er war niederer Herkunft und ist über Millionen hinausgewachsen. Er konnte es, weil er persönlich treu war und bescheiden und lauter, aber mehr noch, weil die Millionen an ihm empfinden und anschauen konnten, was in ihnen selber lebt und glüht. Er war nicht Führer und Gestalter im großen

Sinne des Wortes, sondern Abbild und Spiegel. Darin liegt, warum die Arbeiterklasse ihn als ihren Bismarck, ihren Heros bejubeln konnte, und warum er für eine objektive Betrachtung doch eben kein Bismarck war ..."

* * *

Jeder, der was ist, ist im Recht an seinem Platz. Weil er an seinem Platz unentbehrlich ist. Haben wir das einmal begriffen, dann haben wir uns auch von all den summarischen und apodiktischen Werturteilen befreit, die so viel Verwirrung und Unheil in unserm öffentlichen Leben anstiften, weil sie eben in der Analyse stecken bleiben und nicht in der Synthese die Erlösung zur Anschauung der Weltenharmonie finden. Welche falsche Stellung nehmen da auch die Freunde und Gegner des Friedensgedankens gegeneinander ein. Gewiß, der Friedenspalast im Haag, zu dem der amerikanische Milliardär Carnegie den materiellen Grundstein gelegt hat, und der dieser Tag „eröffnet" ist, wie man wohl ein großes Hotel „eröffnet", der Friedenspalast tut's freilich nicht. „Jeder Setzersaal", heißt es nicht mit Unrecht in der Zeitschrift „Zeit im Bild", „ist für die Friedensbewegung heute noch ein wichtigeres Bauwerk, als der Haager Palast, jeder Redakteur, der warmen Herzens sich vor den Greueln eines Krieges entsetzt, bedeutsamer, als der Haager Delegierte, der internationale Regeln austüftelt, die alle entschlossen sind nicht zu halten. Es gibt eine Friedensbewegung, die dem Krieg gefährlich werden kann, die der gesamten anständig empfindenden Leute, die am Balkan wieder einmal erlebt haben, was es um einen ‚frischen, fröhlichen Krieg' für eine Sache sei. Berufsmäßige Pazifisten gleichen zu oft den Vegetarianern oder Feuerbestattungsfanatikern, die bei einem Stück Roastbeef oder einem Sarg außer sich vor Ekel geraten. Sie glauben, Friedensfreund sein wäre eine Weltanschauung, und dabei ist es im letzten Grunde nur eine ethisch-sanitäre Überzeugung. Ihre Übertreibungen und Überhebungen beruhen nur auf dieser Ungeschicklichkeit, eine an sich wichtige Nebensächlichkeit in den Mittelpunkt des Denkens und Handelns zu stellen, und nun die gewaltigen Dinge danach einzuschätzen, wie nah oder wie fern sie dieser Nebensächlichkeit liegen. Meine Reverenz dem unzerstörbaren Eifer der Frau von Suttner. Aber wo ist der Erfolg? Antwort: Er steht versteinert im Haag und enthält schön eingerichtete Baderäume, Massiersäle und einen Frisiersalon ..."

Und nun noch der teuflische „Treppenwitz der Weltgeschichte", der in der Verquickung des Friedensgedankens mit dem Namen Carnegie flackert: „Sooft ich", erzählt Karl Eugen Schmidt im „Tag", „von einer neuen Tathandlung des Friedensfürsten Carnegie lese, erinnere ich mich, wie ich vor fünfundzwanzig Jahren nach den Vereinigten Staaten kam und zum erstenmal den Namen Carnegie las und hörte. Damals war ein Streik in Homestead, wobei es für europäische Zuschauer sehr seltsam zuging. Die Besitzer der Fabrik in Homestead hatten das Direktoriumsgebäude in eine Festung verwandelt, die Streiker stürmten sie und führten die dabei eroberten Kanonen samt aller Munition hinweg in ihr Lager, das heißt in die Arbeiterstadt, die von den Fabrikherren erbaut worden war. Dann sandten die Fabrikherren tausend oder mehr sogenannte Pinkertons, die man in Chikago und Neuyork angeworben und bis an die Zähne bewaffnet hatte. Diese Armee schwamm in mehreren Frachtkähnen, geschleppt von einem Dampfer, auf

dem Kanal nach Homestead. Sie hatten Kanonen an Bord und schossen auf die Streiker, und diese erwiderten das Feuer mit ihren in der Burg eroberten Geschützen. Endlich wurden die Pinkertons besiegt, weil die Streiker einige große Petroleumtanks einschlugen, ihren Inhalt in den Kanal laufen ließen und anzündeten, also daß die Pinkertons elendig hätten verbrennen müssen, wenn man sie nicht gnädig zu Gefangenen gemacht hätte.

Diese seltsamen Geschichten las ich damals, wo ich als Grünhorn nach Amerika kam, mit nicht geringem Staunen. Und auch andere Leute werden erstaunen, wenn sie erfahren, daß der kriegerische Fabrikherr von Homestead, der neben den Hochofen eine Burg baute und eine Armee mit Kanonen, Repetiergewehren und Bajonetten ausmarschieren ließ, um seine widerspenstigen Arbeiter niederzuwerfen, daß dieser schreckliche Kriegsmann kein anderer als der nachmalige Friedensfürst Andrew Carnegie war! Es gibt ein sehr unhöfliches Sprichwort von den jungen Damen, die im Alter zu Betschwestern werden. Am Ende trifft das auch bei den Friedensfürsten zu, wenigstens für Carnegie, der sich als Fabrikherr wie ein wutschnaubender Kriegsheld gebärdete und nun die ganze Welt ohne Unterlaß zu Frieden und Einigkeit mahnt wie ein zweiter Attinghausen. Die Arbeiter, die er damals bombardieren ließ, müssen sich ohne Zweifel kugeln vor Lachen!"

Müssen nun aber darum alle ehrlichen Friedensfreunde nur „weltfremde Utopisten" sein? Hat nicht sogar Friedrich der Große von den Kriegen als von den Fieberanfällen des Menschengeschlechts gesprochen? Herder hat dazu bemerkt, man solle dem Fieber einen Arzt, der seine Anfälle wenigstens lindre und mindre, rufen. In den „Briefen zur Beförderung der Humanität" sagt er: „Wäre die traurige Behauptung wahr, daß das barbarische Kriegs- und Eroberungssystem die unerschütterliche Grundfeste Europas sei, was könnte man anders sagen als: zum Wohl der Menschheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange genug sich selbst und die Welt beunruhigt? Triefen nicht alle Länder vom Blut derer, die es erschlug, vom Schweiß derer, die es als Sklaven quälte? ... Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht, nicht einander zu sieden, zu braten und künstlich zu morden."

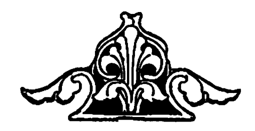
Muß denn auch dieses, doch wenigstens zu erstrebende Ideal — nennen wir's für absehbare Zeit immerhin noch so — bei der Sozialdemokratie seine Zuflucht suchen? Die dann natürlich nicht verfehlen wird, es auf ihre Art zu propagieren. „Wenn die Marktschreier des Imperialismus", so gibt uns die „Leipziger Volkztg." schon eine Kostprobe davon, „wenn die Klopffechter des Militarismus, der Gewaltpolitik und des Nationalismus über die Erfolglosigkeit der Bestrebungen der Suttner, Fried, Bloch und Gefährten spotten, wenn sie diese Leute als weltfremde Utopisten verhöhnen und den Krieg als notwendige, ewige Einrichtung des Völkerlebens verherrlichen, wenn sie diesen Gipfel der Barbarei und der Unkultur als die Grundlage aller Staaten und aller menschlichen Kultur feiern, dann darf man doch feststellen, daß die unpraktischen Friedensschwärmer gegen diese Priester des Massenmordes schließlich doch recht behalten werden. Sie irren im Wege, im

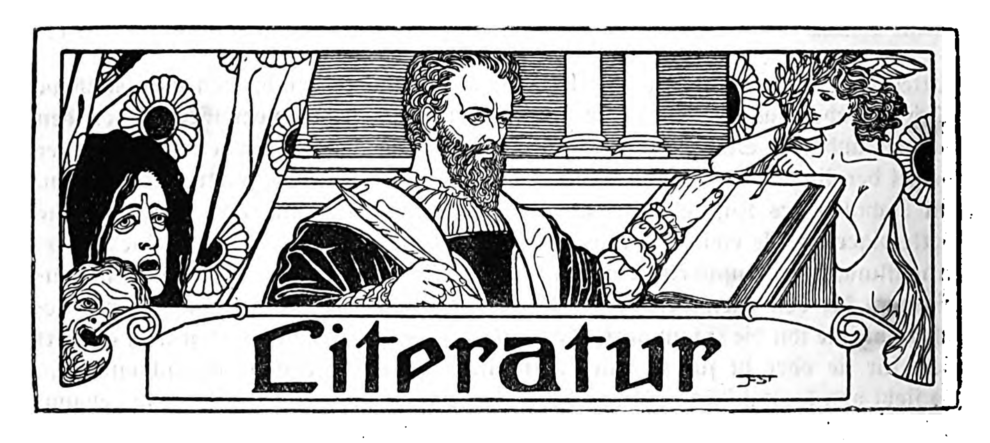
Mittel, aber sie irren nicht im Ziel. Ihre Arbeit ist vergeblich, weil ihre Methode falsch ist, aber das Werk, das sie ersehnen, wird einst vollendet werden von den Händen anderer, Stärkerer. Das Proletariat wird die Menschheit wie von der Geißel der Ausbeutung und der Not, so auch von der Geißel des Krieges befreien. Im Rahmen des Kapitalismus ist solche Befreiung nicht möglich. Und da seine Verteidiger ihn als ewig und unveränderlich setzen, so vermögen sie an eine Höherentwicklung der Menschheit über den heutigen Zustand nicht zu glauben. Die Entwicklung, die den Menschen vom Stande der Wildheit bis zur heutigen Höhe geführt hat, die ihn die Stammesfehden und das Faustrecht überwinden ließ, existiert nicht für sie oder ist für sie mit der kapitalistischen Gegenwart abgeschlossen ... So sieht von kapitalistischer Warte die Zukunft der Menschheit aus — sie ist gebannt in den trostlosen Kreis von Blut und Not. Es ist das Eingeständnis, daß der Kapitalismus für die kulturelle Entwicklung der Menschheit nichts mehr zu leisten vermag. Er ist zum Hindernis ihrer Entfaltung geworden und muß zerbrochen werden, wenn die Menschheit vorwärtskommen will."

Nun aber eine Stimme reiner Menschlichkeit, eine Stimme, die von höherer Warte tönt, als von der Zinne der Partei und immer wieder nur der Partei und des Klassenkampfes. Rosegger sagt in seinem „Heimgarten", und es darf im letzten Sinne als entscheidendes Wort gelten:

„Wir wissen freilich, daß auf Erden alles gegeneinander immerwährend im Streite ist, aber diesen Streit, den ‚Kampf ums Dasein', meint man nicht mit dem Worte Krieg. Wir wissen aber auch, daß der Krieg, den man mit dem Worte meint, ein notwendiges Übel ist und bleiben wird; ja daß er unter Umständen sogar ein sittlicher Erzieher der Völker sein kann. Aber dieser Krieg, der bürgerliche Krieg, der Dynastenkrieg, der Völkerkrieg, der massenmordende Krieg, ist die Ausnahme, nicht die Regel. Die Regel, der natürliche Zustand ist der Friede, die Zeit der Arbeit, in der die schöpferischen Kräfte der Menschen tätig sind, das Leben zu bereichern und zu verschönern, die Zeit, in der Behagen und Frohsinn herrscht, die Zeit, in der die Menschheit sich bewußt entwickeln kann ihren Höhen zu. ...

Es gibt Anlässe, da auch ich mit Leidenschaft streite, aber nicht etwa, am anderen was abzustreiten oder aufzunötigen, sondern um mich meines inneren Lebens zu wehren. Also nicht Angriff, nur Verteidigung. Man meint, auf diesen Standpunkt sollte man die gebildeten Leute doch bringen können. Man hat sie doch zur Höflichkeit erzogen, man hat sie zur Achtung des Eigentumsrechtes, der persönlichen Freiheit innerhalb des Gesetzes erzogen, zum Abscheu vor Raub und Mord. Warum soll es denn nicht möglich sein, diese menschlichen, bürgerlichen Tugenden zu Völkertugenden zu machen? Es ist nicht möglich! wird behauptet. Und warum ist es nicht möglich? Einzig nur darum, weil man immer sagt: Es ist nicht möglich. Die Menschen können nur das vollbringen, woran sie im vorhinein glauben."





Dichter und Patriot

Von Marie Diers

„Und die Kunst, sie hat kein Vaterland.“ — Der Künstler auch nicht? Steht er unter einem Naturgesetz, das ihn zum Kosmopoliten macht, das die engen Grenzen einer Nation, in die der „Zufall“ ihn hineingestellt hat, sprengen muß?

Diese Frage ist durch den letzten großen Literaturskandal, der schwerwiegender und trauriger ist, als die Lärmschlager hüben und drüben im ersten Ansturm ahnten, aktuell geworden. Es steht jetzt gradezu zur Debatte, ob sich das große Künstlertum (nicht das Tagestalent flinker Versemacher) mit einem echten und starken Patriotismus verträgt.

Dem unbedingten Nein der Leute, die sich uns als Verdolmetscher zwischen Kunst und Leben anbieten, den Kunstfreunden, den l'art pour l'art-Kämpfern, den Ästheten steht gegenüber das unbedingte Ja der Kunstfremden, die die Kunst nur mittelbar begreifen, die in ihr lediglich die Trägerin einer Idee sehen, einer ethischen, moralischen, „erhebenden“ oder auch patriotischen. Es liegt auf der Hand, daß jene für den Künstler gar keine Grenzen (wenigstens in der Theorie) anerkennen, die anderen ihn und sein Schaffen durch sehr massive Wände eingeengt, ihn im äußersten Fall sogar an kleinliche Parteischranken gebunden sehen wollen.

Während die zuerst genannten wenigstens proklamieren, dem Künstler die Achtung zu zollen, die dem Laien ein für allemal dem Berufenen gegenüber zusteht, werfen sich die anderen (und oftmals um so mehr, je weniger sie von der Kunst verstehen) zu Schulmeistern des Künstlers auf, die ihm mit spießbürgerlichen Regeln den eigenen engen Horizont aufdrängen möchten. Darüber kann man oft im Parkett der vornehmsten Theater seine erheiternden Beobachtungen machen.

Wie überall, wo die graue Theorie ihre Kreidestriche zieht, finden hüben wie drüben Begriffsverstümmelungen statt. Wo die Ästheten die Kunst vom Leben loszulösen streben, vermengen, ja vermantschen die Philister beides in einer Weise, die der Kunst zu ihrer Verballhornung und vollkommenen Erniedrigung verhilft,

Abend im Grunewald — Eduard Ockel



und zwar nicht in der Theorie, sondern in der allerhandgreiflichsten Praxis, da sie, als die Vertreter der großen Masse, das Geld, die Auftragsmöglichkeit und die Beeinflussung in Händen haben.

Es könnte demnach scheinen, als ob im Ästhetentum die Kunst sicherer aufgehoben sei, schon weil man hier von den nebensächlichen Anhängseln absieht und sich den Blick für das Absolute im Kunstwerk erhalten hat. Dennoch schlummert auch hier eine Irreführung, die grade darum viel gefährlicher ist, weil sie ungleich feiner und durchbildeter erscheint.

Im Philisterium liegen noch Kräfte, die allerdings, wo sie sich mit dem Kapitel Kunst beschäftigen, wie plumpe Tölpel unweigerlich danebenhauen. Das Ästhetentum an sich ist Schwäche des unmittelbaren Instinkts, dessen kümmerliche Blüten mühsam von dem Intellekt erst zurechtgestutzt und auffrisiert werden müssen, um als Kunst zu erscheinen.

Aus dieser Verschiebung des natürlichen Kraftpunktes ergibt sich die Abstrahierung von den Erscheinungen des fließenden Lebens, wie sie dem Ästheten eigentümlich ist und ihn auf populäre Begriffe wie Moral, Vaterland, Treue u. dgl. meisthin geringschätzig blicken läßt.

Er ist, was in diesem speziellen Falle den Patriotismus betrifft, nicht einmal in schlechter Gesellschaft. Überall begegnen uns die großen Künstler, die, um gleich die frappanteste Erscheinung zu bezeichnen, sich wie Goethe von vaterländischen Interessen, und sei es in den großen Entscheidungszeiten der Nationen, freihalten. Auch unser Dichter von heute vermehrt nur diese Beispiele.

Es ist gewiß ein großer Fehlgriff geschehen. Ein patriotisches Festspiel soll zwar keins der üblichen Machwerke sein, die sich uns als vaterländische Kunst anbieten, und vor denen sich unser Kunstgefühl ebenso empört sträubt wie unser Patriotismus, der sich nicht mit untergeordneten, im Kinogeschmack gehaltenen Darbietungen abspeisen lassen will — es soll von der Hand eines Künstlers geschaffen sein, aber eines, dem der Vaterlandsgedanke im Blut liegt, der sich nicht künstlich dahinein steigern und sich den einfachen, elementaren Begriff erst übersetzen muß in „Freiheit" oder was es sonst ist, ehe er fähig ist, ihn zu behandeln.

Ob überhaupt solche Künstler möglich sind, das steht zur Debatte. —

Es ist eine uralte Frage, die wir hier wieder antreffen, die von dem Verhältnis zwischen Kunst und Leben. Diejenigen, die beides voneinander sondern, werden ewig in blutlosen Abstraktionen hängen bleiben. Diejenigen aber, die das erste dem zweiten „dienstbar" machen wollen, wissen nichts von der Gewalt und der Unmittelbarkeit der Kunst. Sie wollen mit Gesetzen hantieren, da wo längst alle Gesetze aufgelöst und unter einer anderen Form, nennen wir sie mit menschlichem Wort: die Gnade, neu gebunden sind.

Ebensowenig wie ein braver Patriot seiner Gesinnungstüchtigkeit wegen und im Besitz eines mittelmäßigen Formtalentes dazu berufen ist, ein vaterländisches Kunstwerk zu schaffen, ebensowenig ist für den großen Künstler die Aufgabe zu eng und zu gering, so daß er sie sich erst kunstgerecht machen, sie irgendwie verbreitern, verputzen, mit originellen Einfällen verbrämen muß.

Es ist der große Grundirrtum, als ließe sich das, was Himmel und Erde um-



schließen kann, andrerseits wieder durch kleinmenschliche Spekulationen bestimmen und festlegen.

Es gibt hier gar kein groß und klein, kein eng und weit, hoch und niedrig. Wo in der äußerlich unbeschränktesten Freiheit, dem weitesten Kosmopolitismus, der dichtende Geist klein und arm am Staubkörnchen hängen bleiben kann, da kann er ebensogut in der Beschränkung des Vaterlandsbegriffs eine Wucht und Kraft ausströmen, die alle kleinen Gesetze und Gesetzlein wie dünne Stäbchen zerbricht und inmitten der aufhorchenden Menge das Künstlertum von Gottes Gnaden in sieghafter Unmittelbarkeit aufpflanzt.

Also vor allem weg mit den philiströsen Vorschriften und Grenzordnungen: Hier darfst du nicht gehen! Patriot darfst du nicht sein, dann bist du kein freier Künstler. Patriot mußt du sein, sonst hat deine Kunst keinen höheren Sinn. — Vor allem erst einmal weggefegt allen Plunder von hüben und drüben, den ästhetischen und den spießbürgerlichen, und frische, freie Gottesluft unsern Schaffenden um den Kopf.

Nein: Patriot per Muß und Gewalt braucht der Künstler nicht zu sein. Wohl kann man von ihm sagen: Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Zu mächtig auch reden die Beispiele, wenn unser eigner Patriotismus sich einmal überschlagen und Dinge fordern möchte, die doch nicht möglich, nicht von der Natur gewollt sind.

Aber nun das andre:

Der Künstler, der seine Nation liebt, dem das Blut im Leibe brennt um seines Vaterlandes Not, der, ganz einseitig und gar nicht erhaben und kühl gerecht, die Feinde und Schänder des Vaterlandes haßt, auch wenn sie Genies waren, der mit Jauchzen sein Leben, sein kostbares Künstlerleben jede Stunde opfern könnte für diese „beschränkte“ Idee, der hat vielleicht mehr Feuer, mehr Kraft und Größe und mehr herrliche Möglichkeiten in sich als der Unbeengte, der Objektive, der fein lächelnde Skeptiker.

Unsrer großen Geister Versagen auf diesem Punkt ist keine Zugabe zu ihrer Größe und Weite, eher ein schwacher toter Punkt im starken Getriebe. Es kommt da so viel zusammen, dieses Versagen in den Künstlern zu erzeugen. Und es ist nicht immer Unbeschränktheit, sondern das Gegenteil: Beschränktheit auf die eigne Person, Eitelkeit, politische Unerzogenheit, Gedankenfaulheit, es spricht alles mit. Es ist auch oft nicht so ernst zu nehmen. Der Vogel wird schon singen, wenn er in den großen Wald kommt und nicht immer nur auf seinen goldnen Eiern sitzt.

Es ist mit der Unbeschränktheit überhaupt ein eignes Ding. Gibt es die denn? ist nicht am Ende mehr Einbildung dabei, als wir meisthin denken? Und ziehst du den Tropfen Blutes allzusehr in die Länge, so wird er blasser und blasser, bis er ganz zerfließt.

Im kleinsten Raum liegt oft die größte Kraft beschlossen. Aus der kleinen Eichel wächst der mächtige, Menschengeschlechter überdauernde Eichbaum, aus der viel größeren Kartoffel die niedrige Nutzpflanze, die nur einen Sommer steht. Lassen wir uns nicht durch oberflächliche Begriffsbestimmungen verwirren. Im Prinzip sind Dichter und Patriot keine getrennten Begriffe.

Nun aber zu dem zweiten Teil dieser Frage.

Haben wir in Deutschland wirklich Künstler, denen der patriotische Gedanke im Blut liegt?

Und um diese Antwort steht es trüber.

Es mag wohl auch ein ganz äußerlicher Grund hier mitsprechen. Die vaterländischen Motive sind allzusehr ausgeschlachtet für Jugendschriften und Volksbücher und beide Male ohne viel künstlerischen Ehrgeiz, fast immer ohne jeglichen künstlerischen Wert. Das schreckt auch andere als politisch Gleichgültige ab. Historische Romane sind augenblicklich nicht Mode, auch ist nicht jedes Talent auf diese Spezies gerichtet, und überdies ist die Historie schon gerade genug ausgebeutet. Diese Gründe wiegen in der Tat schwer. Man mag ein famos guter Patriot sein und doch keine Veranlassung sehen, sein Herz gerade in dieser Beziehung vor sich her zu tragen.

Dagegen ist auch nichts einzuwenden, man wüßte nicht was. Vaterländische Motive lassen sich nicht wie Äpfel vom Baum schütteln, und es ist auch keineswegs vonnöten, daß der Markt damit überschwemmt wird. Aber bei Gelegenheit dieses Festspiel-Skandals fragt man sich: Haben wir in Deutschland einen Dichter, der Gerhart Hauptmann ersetzt hätte? Kein Primanertalent und kein üblicher Knallschreiber soll's sein, sondern ein Dichter, an Blut und Kraft dem gleich, dem nur eben sein Vaterland doch nicht die Wurzel ist, die, kaum ihm selber bewußt, sein Dasein trägt?

Wir schauen uns um. Es ist sonderbar. Wildenbruch fällt uns in erster Linie ein. Er wäre wohl der Berufene gewesen. Zwar klang bei ihm manches nach Phrase, doch war es keine, trompetete zuweilen allzu laut und war doch nur echte Begeisterung im heißen Blut. Wenn wir auch heute gegen alles, was als Theatralik auftritt und Schablonenhaftigkeit oder Absichtlichkeit in der Behandlung der Charaktere zeigt, feinfühliger geworden sind, so empfinden wir doch eine Echtheit (wenn auch keine Größe) in ihm, in dem innersten Kern seiner Kunst sowohl wie in seinem Patriotismus, die ihm die Berufenheit gesichert hätte.

Aber er ist tot, und seine Nachfolger können ihn nicht ersetzen.

Da trifft uns, gleichsam abseits, aber mitten im Herzen der Gegenwart, eine seltsame Beobachtung.

Jemand lebt doch noch in Deutschland, der die Frage: Dichter und Patriot? rettet — und dieses ist eine Frau. Ihre Bedeutung, nie von der Nation als Nation so gewürdigt, wie sie es ihr schuldig war, liegt in zwei großen Werken.

Im vorigen Herbst wies ich auf das 1812-Buch hin, das an Kraft und Schönheit, an Leidenschaftlichkeit und plastischer Ruhe auch in der Männerliteratur seiner Art nicht seinesgleichen hat. Es war: „In Marsch und Moor" von Bernhardine Schulze-Smidt.

Heute erinnere ich an ein Buch aus den Erhebungsjahren von 1813, an: „Eiserne Zeit" von derselben Verfasserin.

Das gestellte Thema verbietet mir an dieser Stelle eine eingehende Würdigung dieses Werkes. Aber wer sich nach all dem Lärm der letzten Zeit, nach der Öde langer Jahre nach einem Buch von Blut und Eisen sehnt, der findet es hier. —

Wir stehen, von Staunen gerührt, an der Stelle, an der Männer, deutsche Männer, versagten, vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt einer alten Frau, die, ohne an Jahrhundertfeiern anzuknüpfen, ohne aktuell sein zu wollen, vor vielen Jahren schon, als kein Feste planender Magistrat, kein Büchermarkt danach verlangte, ihre großen Werke schrieb, schlicht und mächtig zugleich, in denen sich in vollkommener Treue die Zeit in ihrer Not, in ihrer Größe und in ihrer Kleinheit, ihrer Schande und ihrer schwer wiedererrungenen Ehre spiegelt, wie sie war, nicht wie sie aus sensationellen oder ästhetischen Gründen zurechtgemacht wurde.

Hier ist die in sich ruhende unabhängige Kunst, und hier ist die Selbstverständlichkeit eines Patriotismus, der nicht schreit und posiert, aber der bis auf die Knochen echt ist.

Und hier ist die umstrittene Frage gelöst: Dichter und Patriot.

Denn gäbe es wirklich nur diese eine, einzige Erscheinung, so wäre die Sache im Prinzip gerettet.

Aber sie ist nicht einzig, nur vielleicht für dies unruhige, zerfahrene und vielredende Jahrhundert, in dem der Vaterlandsgedanke auch in Künstlerköpfen eine merkwürdige Zerfaserung erlitten hat. Wir müssen nur die Pose und das Hurrageschrei trennen von dem selbstverständlichen Stolz, der ruhigen Kraft, die das Nationalgefühl dem Menschen, auch dem genialsten, gibt. Denn ebensowenig, wie wir die Grenzen des Menschseins sprengen und plötzlich Götter, Engel, Übermenschen sein können, ebensowenig streifen wir den Zusammenhang von uns ab, der uns an die Nation bindet, die unsre Väter und Mütter und Ahnen erzeugte. Sich von den geheimnisvollen Blutbanden loszureißen aber bedeutet nicht nur vaterlandslos, sondern auch blutlos zu werden.



Oskar Wilde wird überschätzt

„Wer sein Leben als Künstler lebt, empfindet mit dem Gehirn.“ Oskar Wilde

Dieser Satz des eigentlichen geistigen Oberhauptes und Führers der englischen Renaissance, des großen Propheten der Präraffaeliten, ist in der Tat das Todesurteil seines Autors. Denn Oskar Wilde lebte und wollte sein Leben als Künstler leben. Die Sturm- und Drangbewegung, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab durch die französische und englische Literatur und Malerei ging, die in England mit Keats begann und Malerei und Dichtung revolutionieren wollte, hatte von Anbeginn an etwas Kraft- und Saftloses. Sie waren alle wie die Figuren Botticellis, sie hatten alle etwas von ihren symbolischen Blumen, der Lilie und der Sonnenblume, diese Schönheitssucher, von denen Wilde ohne Frage die markanteste Persönlichkeit war. Wer sich in die Produktion dieser englischen jeunes guerriers du drapeau romantique, wie sie Oskar Wilde einst genannt hat, Keats, Morris, Burne-Jones, Rosetti, Swinburne, Shelley, Renell Rodds u. a. vertieft, wer sich überhaupt in Produktionen von Dichtern oder Malern einer dekadenten Epoche einlebt, dem muß das eine mit erschreckender Deutlichkeit klar werden: bei vollendeter Schönheit der Form und Linie, bei minutiös feiner Sprachtechnik, bei geschicktestem Ausdruck vollkommenes Fehlen des Gemütes und dieses oft gerade in auffallender Weise bei blendendem Verständnis für Schönheit,

auf jeglichem Gebiete. Aber dieses Suchen nach Schönheit, das gerade bei Oskar Wilde uns aus seinen Werken entgegenspricht, ist bei ihm sowohl als auch bei den Präraffaeliten schon im Kern ungesund, weil das Gemüt eben vollständig ausgeschaltet wird. Zum Teil hat auch die Naturbetrachtung bei Oskar Wilde etwas Krankhaftes aus demselben Grunde. Das Verständnis für die Schönheit der knorrigen, majestätischen schottischen und englischen Wälder, das liebevolle Empfinden der Feinheiten der tief im Volke wurzelnden Märchen und Lieder ging dem Schöpfer feiner und zarter Kulturmärchen — denn wir haben von Wilde entzückend feine Märchen — vollständig ab. Ich glaube, daß auch sein großes Nichtverstehen und seine Kälte der Musik gegenüber mit auf dieses Fehlen an Tiefe und Gemüt zurückgeführt werden muß. Oskar Wilde, dieser Apostel der Schönheit, hat eben wirklich nur mit dem Gehirn gelebt, und so bedauerlich das Fiasko dieses reichen und vielseitigen Lebens, eines Seins in Schönheit, ist, so verständlich muß es auch für den sein, der eben den Faktor Vertiefung in diesem Leben vergeblich sucht. Mag sein, daß des Dichters Aphorismen über Kunst und über den Künstler etwas Blendendes, Bestechendes haben, überzeugend sind sie nur zum Teil, denn einmal widerspricht sich dieser geistvolle Plauderer allzuoft, und zum zweiten fehlt eben seinem Feuerwerk an fein pointierten Aussprüchen und Gedanken das Rückgrat, weil es dem Dichter selbst fehlte. Gerade in seinen Aussprüchen über die Kunst finden wir allzuoft bestätigt, wie wenig Wert er auf den Kern legte, wie viel Bedeutung er der Oberfläche zumaß. Auch später noch, in „De profundis", finden wir kaum etwas, was uns in dieser Auffassung wankend machen könnte. Auch dort, wo sich Wilde mit sozialen Problemen beschäftigte, wie in seiner interessanten Betrachtung „Die Menschenseele unter dem Sozialismus", die vor ungefähr zwanzig Jahren in der „Fortnightly Review" erschien, fehlt jegliche Verinnerlichung. Dieser Mangel an Gemüt muß es wohl gewesen sein, der unsere Zeit, die so wenig Verständnis für das Bodenständige und Kraftvolle besitzt, in Wilde den großen Schönheitsucher sehen ließ und dabei übersehen machte, daß jenes Suchen nach Schönheit nur krankhaft sein konnte, da ihm die Basis fehlte. —

Es ist etwas Wunderbares um einen, der bemüht war, ein Leben in Schönheit zu führen. Und Oskar Wilde war es aufrichtig bemüht. Das Schwanken in seinem Charakter, das in seinen Werken wie in seinem Leben oft so eklatant zum Ausdruck kommt, kann dann milder beurteilt werden, wenn uns das Wurzellose des Mannes klar wird. Es ist die Tragik seines Lebens, dieses sehnende Suchen nach Schönheit und dieses Verkennen sittlicher Werte. Und der Künstler, der ohne Gemüt wirkt und lebt, wird eben keine Ewigkeitswerte im Sinne des Volkes schaffen. Es mag etwas paradox erscheinen, hier ein Wort der Bibel anzuführen, und doch wird man es in einem Aufsatz über Oskar Wilde dürfen, der sich in so bedeutendem Maße gerade mit dem Christentum beschäftigt hat und auch in Christus nur den Künstler, den Dichter sehen wollte (De profundis); nämlich auch für die künstlerische Produktion wird das Wort Geltung haben Ev. Matthäi 16, 26: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Ohne Gemüt und Seele, also ohne liebevolles Verstehen der vielen Fäden, die uns und unser Volk mit der Natur verbinden, ist es auch nicht möglich, ein Leben in Schönheit zu führen. Es ist bei Oskar Wilde wie in einem großen Garten mit vielen bunten fremdländischen Pflanzen und nie gesehenen Vögeln. Man geht hindurch, ist berückt von seiner Buntheit und Pracht, man geht hinaus, und ein wenig später schon weiß man nicht mehr Einzelheiten aus diesem Garten sich vorzustellen und zu schildern.

Man hat vielfach davon gesprochen, daß Wilde im Gefängnis wieder gläubig geworden sei. Rosadi hat vor einiger Zeit in der „Nuova Antologia" auseinandergesetzt, daß Oskar Wilde büßend im Gefängnis Überzeugung und Lebensanschauung gewechselt habe. Der italienische Wilde-Kenner stützt sich auf die Aussagen eines Gefängniswärters, der den inhaftierten Dichter als einen Mustersträfling schildert. — Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob Wilde den Weg der Romantiker gegangen und gläubiger Katholik geworden, er, dessen Leben und Werke so

ganz romantischen Reizes entbehren. — Denn kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen Verinnerlichung und Wildescher Lebensphilosophie.

„The king of life" war aller echten Romantik bar und konnte keinen Weg zu ihr finden, weil eben der Weg da hinüber durch die blumigen Gefilde der Gemütstiefe führt. Wiesen, bewachsen mit blauer Akelei, mit Aurikeln und Primeln, und Beete voll Reseda und Levkoien, Goldlack und fleißigen Lieschen, je nach Sonnenlage und Jahreszeit, gibt es im Garten der Romantik. Keine Sonnenblumen und Lilien, keine Orchideen und Chrysanthemen, nichts Krankes und nichts Schwüles.

Und Wilde lebte und liebte jenseits dieses Weges und hatte sich inmitten blasser, schwüldustender exotischer Blüten eine Lebens- und Kunstphilosophie zurechtgemacht, die keineswegs dazu angetan ist, den Dichter diese große Rolle im Geistes- und Kulturleben unserer Nation spielen zu lassen. Das möge endlich einmal bedacht werden! Leo Colze



Programme

(Berliner Theater-Rundschau)

„Odysseen, Iliaden kündest du uns prahlend an." Das Zitat wird einem aus den Zähnen gerissen, wenn man den ungeheuren Versprechungen lauscht, so die Berliner Theaterherrscher am Vorabend der Spielzeit von sich geben. Sie mögen sich ja, sobald es aufs Erfüllen ankommt, an die historischen Beispiele ihrer Kollegen im Staate halten, die — wir leben im Zeichen der Jahrhundert-Erinnerungen — sich einst auch nicht genierten. Als es ihnen schlecht ging, versprachen sie den Völkern die Konstitution; als es ihnen gut ging, hatten sie's vergessen. Wenn es dem einen oder anderen unserer Bühnen-Monarchen bei einem Zugstück behagen sollte, wird er (was gilt die Wette?) sich des großartigen August-Programms nicht mehr erinnern. Reift aber auch nur ein kleiner Teil dieser Vorsätze, so haben wir ein Theater-Arbeitsjahr vor uns, wie Berlin noch keines sah. Alle Schleusen der alten und der jüngsten Literatur sollen aufgezogen werden. Ein neuer Renner, die Sozietät des Künstlertheaters — mit Gerhart Hauptmann als künstlerischem Beirat und Regisseur — findet sich am Start ein. Und die Toten erwachen, Schauspielhäuser, die vom Dachstuhl bis zum Keller verkracht waren, wurden mit neuen Tapeten und Direktoren versehen. Ja, sogar das Königliche Schauspielhaus will seine Kalk-Kruste sprengen. Joseph Lauff soll Ibsen und Strindberg zu Hauskollegen bekommen ...

Abwarten. Über die Programme der Direktoren zu sprechen, wird es Zeit sein, wenn sie Taten oder Moder geworden sind.

* * *

Programme! In unserem doktrinären Zeitalter sind sie für die Kunst fast so wichtig geworden wie für die politischen Parteien. Wir haben Dichter-Schulen und Theaterunternehmungen mit Richtungen und Programmen, Polyhymnia legte sich die Programm-Musik bei, und es wimmelt von programmatischen Theaterstücken; von dramatischen Werken nämlich, die einer bestimmten sozialen oder anderen lehrhaften Absicht dienen; die sich unter einen außerkünstlerischen Zweck stellen.

Programm-Stücke gab es zu allen Zeiten. Die Franzosen besonders liebten es, die Bühne als Kanzel zu benutzen; wenn auch manche freie Lehre ihrer Komödien nicht gerade den Kirchenpredigern gefiel. Und warum sollten wir dem Theater eine seiner nützlichen Möglichkeiten verweigern wollen? Wenn nur neben den moralisierenden oder antimoralisierenden Tendenzstücken der höheren Moral einer absichtslosen Kunst Luft und Raum bleibt! Diese

hohe Moral kann mit den Morallehren übereinstimmen — oder sie kann sie verneinen. Sie ist durchaus von ihnen unabhängig. „Der vollständige und der vollkommene Künstler", sagt Novalis, „ist von selbst sittlich."

Dann gibt es auch Dichter, in deren Genius sich das Unbewußte mit dem Bewußten paart. Der Kantianer Friedrich Schiller war so einer. Ein ethischer Politiker, der genau wußte, was er die Menschen lehren wollte, und doch auch einer, der sich frei dem Rausch der Eingebung ergab.

* * *

Ein wenig erstaunt würde er sein, der herrliche Friedrich Schiller, den wir mit Vorliebe unseren jungen Söhnen und Töchtern ans Herz legen, ein wenig erstaunt, wenn er erfahren könnte, daß sich ausgerechnet die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" — bei ihrer Propaganda für ein Programmstück — auf ihn berief. Die Herren hatten nicht einmal ganz unrecht, obwohl sie Schillers Begriff von der „Schaubühne als moralischer Anstalt" einseitig auslegten. Schiller nahm nicht den souveränen Künstlerstandpunkt des Novalis ein, er forderte von der dramatischen Kunst jene religiösen Kräfte, die mit seiner persönlichen Weltanschauung harmonierten; an einen dramatisierten Vortrag mit dem Thema „Sexuelle Aufklärung" jedoch hat er nicht gedacht ... Immerhin: man kann nicht leugnen, daß das Stück, das der genannte Verein wählte und das den Sommer lang im Deutschen Theater von der Truppe des Direktors Michaëlis gespielt wurde, eine pädagogische Aufgabe erfüllte. Es heißt „Die Schiffbrüchigen" und ist von Brieux, dem Verfasser des bekannten Schauspiels „Die rote Robe".

Der Franzose hat in diesem Werk die Lehrhaftigkeit seiner Landsleute auf die Spitze getrieben. Es ist ein extremes Beispiel der Zweck-Dramatik. Der soziale Zweck hat hier alle anderen Rücksichten verdrängt. Von der Kunst blieb nichts mehr übrig als ihr Rüstzeug. Es hätte nicht unbedingt so sein müssen. Es war denkbar, ein Drama zu schreiben, das alle abschreckenden Folgen der verheimlichten Krankheit, das Elend geopferter Frauen und luetischer Kinder, dem Volke ins Gewissen geschrien und das überdies Furcht, Schrecken und Mitleid, die „drei Gewaltigen" der Tragödie, auch für seelische Probleme, für Personen, die über den Durchschnitt ragen, in Anspruch genommen hätte. Vielleicht wollte Brieux, indem er alles Besondere mied und sich an typische Verhältnisse hielt, seinem Kursus eine allgemeinere Gültigkeit sichern. Wie dieses seinem Stoff nach traurige Drama ohne dramatischen Konflikt nun einmal ist, bietet es den Nutzwert eines populär-wissenschaftlichen Buches, verstärkt in zweifacher Hinsicht. Erstens drängt sich zu dem klinischen Theaterstück die irrende Sensationslust der Menge, während Bücher oft ungelesen bleiben; und zweitens wirkt auf den Zuschauer die Plastik der Erscheinungen nachhaltiger als auf die meisten Leser das Wort im Buche. — Die Kunstkritik freilich weiß mit den „Schiffbrüchigen" nicht viel anzufangen; sie mag höchstens anerkennen, daß Brieux die Materie sehr geschickt dialogisiert hat.

* * *

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt", sagt Schiller in seinem Aufsatz über die Schaubühne. Peter Roseggers Volksstück „Am Tage des Gerichts" (das Schillertheater holte es vor, um den siebzigsten Geburtstag des Dichters nachträglich zu feiern) — dieses Roseggersche Drama also illustriert den Satz Schillers. Die Strafjustiz hätte dem Wilddieb Straßl-Toni, der den Förster erschossen hat, nichts anhaben können. Es fehlten die Beweise. Die Menschenliebe der Frau, die der Straßl-Toni zur Witwe gemacht hat, zwingt den Mörder zum Geständnis. „Dem Haß bin ich g'standen, die Lieb' wirft mich nieder — ihr Herren Richter, ich hab's getan!" Mit all seinem schönen Ethos ist Rosegger übrigens kein Dramatiker. Aber ein teurer Dichter auch auf seiner Theaterirrfahrt. Das fühlten die Zuschauer. Sie kargten nicht mit Gegenliebe. Das Schillertheater hatte in F. Gerhard einen guten steirischen Führer.

* * *

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Max Reinhardt eröffnete im Kammerspielhaus den Jahresreigen mit einer Pantomime, die einem Kino-Film ähnlich sah wie ein Ei dem anderen. Es ist ein wenig philisterhaft, gleich nach der Kunst-Polizei zu rufen, wie manche taten; erlaubt ist, was einer künstlerischen Laune gefällt, — und wär's auch einmal ein Max-und-Moritz-Streich. Aber davor, in derlei Halbkunst-Sinnlichkeiten etwa eine Erweiterung des Programms der Schaubühne zu erblicken, davor mögen seine guten Geister den Unternehmungslustigen bewahren! Auch nicht der Name des „Neuromantikers" Karl Vollmoeller, von dem das „Venezianische Abenteuer eines jungen Mannes" herstammt, schützt diese „neue Romantik", deren Zauber hauptsächlich auf den technischen Wundern der Drehbühne beruht. Ja, neben dem Kurbel-Apparat fast konkurrenzfähig geworden ist die gallopierende Bühne! Und die Schauspieler nahmen erfolgreich den Wettbewerb auf mit den Akrobaten des Zirkus. Das ist nicht hämisch gemeint. Große Gelenkigkeit kann auch dem Seelenkünder frommen. Wilhelm Speidel schrieb einmal ein ganzes Feuilleton über den Jammer, daß die erbsässigen Burgschauspieler ihre Fußzehen nicht ordentlich bewegen. Na, wenn er unseren Biensfeld erlebt hätte! Wie der sich zu einem hohen Fenster hinaufschwang, dort in einem rechten Winkel kippte und gleich einer Schlange durch die schmale Öffnung schoß! Aber schließlich — es gibt noch Wichtigeres zu tun in der Schauspielkunst. Maria Carmi, um es gleich zu sagen, ist eine vollendete Mimikerin, d. h. eine Schauspielerin mit so veränderlichen und sprechenden Zügen und Gebärden, daß sie der Worte entraten kann und doch mehr gibt als bloß das Verständnis der äußeren Situationen, nämlich auch die seelischen Konflikte, die starken Affekte und sogar eine zarte Lyrik. Und diese Sprache hatte Wohllaut, d. h. Anmut beherrschte die dramatisch bewegten Glieder. Etwas Neues ist übrigens die stumme Schauspielkunst nicht. Ihre Domäne war einst die balleteuse Pantomime, wo sie freilich meistens vom Flitterwerk des Ballett-Zaubers verdunkelt und in starren choreographischen Formen eingeengt war. Immerhin schrieb man auch Schauspiele und Opern mit einzelnen stummen Paraderollen, die dem Darsteller sozusagen das Schwert der Zunge nahmen und ihn anwiesen, allein mit dem Auge und dem Ausdruck seines Körpers zu siegen (Bouilly-Kotzebue: „Der Abbé de l'Epée", Scribe: „Yelva", Auber: „Die Stumme von Portici"). Das schauspielerische Virtuosenstück war in jenen Stücken von der Handlung motiviert, die eben das körperliche Gebrechen eines stummen Menschen wesentlich zum Gegenstande hatte. Die modernen Pantomimen Reinhardts verzichten auf solche vernünftige Begründungen. Sie lassen die ganze Welt sprachlos sein, sie rauben der Kunst einen ihrer Sinne, geben ihr ein körperliches Gebrechen. Daß die übrigen Mittel der Schauspielkunst hierdurch hervorgehoben und auch geschult und vervollkommnet werden, ist sicher wahr; wenn wir aber nicht das Mittel über den Zweck stellen, wiegen uns diese Vorzüge gering.

Ein Ideologe möchte auch darauf hinweisen, daß von der Ausbildung der Pantomime ein Gewinn für das Kino-Drama abfallen wird, das, hat sich die Gebärdensprache entwickelt, nicht mehr die scheußlichen „Briefe" und erklärenden Aufschriften benötigen und den Film-Schauspielern die taubstummen Lippenbewegungen verbieten wird. Ach! Die Reform des Kino-Dramas bewegt mein Herz nicht, und es ist absurd, dem Theater zuzumuten, daß es sich zum Pädagogium für die Flimmerkiste machen lassen solle! Aber Reinhard-Karl Vollmoellers Pantomime ist in der Tat Vorarbeit für den Kientopp. Oder — Abfall vom Tisch des reichen Prassers? Die Handlung dieser „Venezianischen Abenteuer" entfernt sich nicht weit vom Niveau der gewohnten Filmdramen. Ein sanfter blonder Jüngling träumt (man kennt diese dramatischen Träume!) die schauerlichsten Dinge: ehebrecherische Liebesorgien, Mord, Flucht, Schergen, Gespenster. Er träumt und schläft in einer Herberge Venedigs, hat sich vor dem Schlafengehen in eine eben getraute heißblütige Italienerin verliebt, und neben seinem Zimmer weiß er das Brautgemach. Deshalb tobt es in seinen Adern. Nur merkwürdig, daß er trotzdem so fest schlafen kann und nicht einmal erwacht, als der betrunkene feiste Bräutigam, der

das Hotelzimmer verwechselte, zu ihm ins Bett sinkt (während ein Dritter zu dem Bräutchen schlüpft). Genug. Es gibt hier keine ernsten Wenn und Aber, und ein Achselzucken wäre schon zu viel, wenn nicht Vollmoeller über das Venedig der österreichischen Zeit (Spätbiedermeier!) Stimmungen geschüttet hätte, die doch nur ein Dichter zu vergeben hat; wenn nicht Reinhardt und sein Maler Ernst Stern Augenlust zur Kunstsinnenfreude gemacht hätten. Und Friedrich Bermann schrieb eine kapriziöse, hübsche Programm-Musik.

* * *

Das Kleine Theater hat einen neuen Direktor (Georg Altmann) und ein neues Ensemble. Schwer wird es ihnen sein, das Erbe eines Spezifikums, einer höchst ausgeglichenen Stilkunst zu verwalten. (Viktor Barnowsky, der bedeutende Regisseur, ist Brahms Nachfolger im Lessingtheater geworden.) Vorläufig mischen sich noch Provinzelemente mit Stars im Schauspielkörper des Kleinen Theaters. Doch wollte man in der Eröffnungsvorstellung, die Literatur auf drei Schüsselchen bot, die Programmtreue betonen.

Die Komödie „Der Barbier von Berriac“ von Max Mell ist nicht, wie der Zettel sagt, ein Akt, sondern nur eine Szene. Denn nur die eine Szene, in der die eingeseifte Gurgel des Dandy unter des Hahnreis Barbiermesser angstvoll zuckt, ist von Belang. Den Auf- und Abbau dieses Einfalls hat kein Architekt, hat ein Maurerpolier gemacht.

Anton Wildgans, dessen soziale und erotische Lyrik mir teuer ist, hätte sein Kriminal-Tendenzstück „In Ewigkeit Amen“ vor fünfzig Jahren schreiben müssen. Dann würde man ihm nicht als Spieglein „Erkenne dich selbst“ Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius“ oder Brieux' „Rote Robe“ oder irgendein anderes Gerichtsstück mit einem edlen Verbrecher und einem schurkischen Richter vorhalten können. Faßt man nur die soziale und ethische Propaganda der Bühne ins Auge, dann ist es natürlich sehr erfreulich, daß die Dramatiker die Urteile der Justiz vor die höchste Instanz der Menschlichkeit tragen. Aber diesmal scheint mir der Dichter als Gerichtsherr zu wenig unbefangen. Er sah allzu weiß und allzu schwarz. Mit so starker Parteinahme erzielt man höchstens Theaterwirkungen, aber keine psychologischen Beweise. Der Autor wurde gerufen.

Bleibt als reinlicher künstlerischer Gewinn von dem dreispältigen Abend nur ein Reim-Lustspielchen von Herbert Eulenberg: „Paul und Paula oder Die Geschwister“. Soll man auch diesem Poeten vorwerfen, daß sich ihm die Tendenz vor die Muse gestellt habe? Er macht sich über die vererbte Gesellschaftsmoral lustig, die einen Liebenden mit dem Leonhard in Hebbels „Maria Magdalena“ sagen läßt: „Darüber kann kein Mann weg.“ Die grenzenlose Überschätzung des körperlichen Makels einer hochherzigen Frau, der Hochmut der höchst einseitigen männlichen Tugendforderung haben schon manchen Dichter zum Kampf herausgefordert. Aber — Eulenberg denkt gar nicht ans Kämpfen! Er hat keine dramatische Satzschrift geschrieben, hat in der Heiterkeit seiner Bergluft ein Spiel der Laune gedichtet. In der Heiterkeit der Bergluft, in der Menschen atmen, die die Vorurteile der Talbewohner nicht mehr verstehen und nicht beachten. So ganz selbstverständlich machen die jungen Eheleute Paul und Paula einen Ausgleich ihrer Vergangenheiten. Denn sie waren keine Muster. Aber sie lernten sich unendlich lieben. Das ist ihre neue, ihre sichere Tugend. Und so wird — nach einigen niedlichen Verlegenheiten — Herr Paul der Stiefvater einer kleinen Paula, Frau Paula die Stiefmutter eines kleinen Paul. Daß eins das Kind des geliebten anderen nicht wie sein eigen Fleisch und Blut hegen sollte, ist bei Leutchen, die von Liebe etwas verstehen, ein Unding! All das findet sich in schelmischer Zärtlichkeit und nicht erst nach tragischen Kämpfen. Meint etwa Eulenberg, daß die Jungfräulichkeit ein leerer Wahn und Brautleuten zu empfehlen sei, Kinder in die Ehe mitzubringen? Blödsinn! Er gibt der Allgemeinheit gar keinen Rat — oder höchstens den, sich nicht mit ihren Gesetzen einzumischen in die Angelegenheit zweier Menschen, die ein Recht auf ihre besondere Art und auf ihre besondere Liebe haben. Leicht und duftig ist das Spiel. Poesie ohne Programm.

Hermann Kienzl

Humor, Ironie, Satire

Drei Romane

Im Urwalddickicht unserer zeitgenössischen Literatur sind die Kräuter, die ich hier zum Strauß zusammenbinde, recht selten. Das ist recht verwunderlich. Zwar der Humor ist eine Glücksgabe wie die Schönheit. Aber wenn man die Kinder sieht, von denen viele nicht bloß lustig sind, sondern ein ganz gut Teil selbstbewußten Humors haben, durch den sie oft genug jenen überlegen sind, die sich ihre Erzieher dünken, sollte man meinen, auch diese Pflanze müßte besser gedeihen und nicht gar so selten sein, wenn nur halbwegs so viel Pflege darauf verwendet würde, wie etwa auf die der körperlichen Schönheit. Doch geschieht gerade das Gegenteil. Unsere Erziehung, unser ganzes Leben tut alles dazu, den Humor zu unterdrücken.

Dagegen sollte man meinen, unsere Zeit müßte Ironie und Satire im Künstler als Waffen der Notwehr gegen unser Leben großziehen. Aber während so viele Federn der Kritik in Gift und Galle getaucht sind, wird das blanke Schwert der Satire fast gar nicht geschwungen. Man muß eben doch selber frei, muß vor allen Dingen von starker Liebe erfüllt sein, große Leitbilder des Lebens besitzen, um zu wirksamer Satire zu gelangen. Die Ironie endlich, die eine feine Waffe ist im Kleinkampf des Alltags, kann für die Kunst nur fruchtbar werden, wenn sie aus dem Liebesbund von Humor und Satire hervorgeht. Sie ist hier mehr ein Übergang für den Künstler, der sich dann ,je nach Temperament und Lebensumständen, zum Humoristen abklären oder zum Satiriker verbittern wird.

Nun will ich die drei Blumen, die ich gepflückt habe, keineswegs als vollkommene und gar scharf geschiedene Vertreter dieser drei Gattungen hinstellen; aber wie gesagt, gerade diese Blumen sind sehr selten, und jedenfalls lohnen sie das Einsammeln ins Herbarium der über den laufenden Tag rechnenden Literaturgeschichte. — —

„Das, was ich hier erzähle, steht in Raum und Zeit; denn da es in meiner Seele ist, muß es auch noch sonstwo gewesen sein. Wenn ihr mich aber befragt nach Jahr und Land, Orts- und Zeitgrenze, so muß ich euch sagen, daß ich kein Geograph und Historiker, sondern ein Fabulant bin, der das schöne Recht hat, auf solche Fragen zu antworten: Ich lass' mir meine Singvögel in keinen Stall sperren, und ihr dürfet dreist einem Fabulanten mehr glauben als einem Geschichtschreiber."

Das sind die Anfangszeilen aus Paul Kellers romantischer Geschichte „Die Insel der Einsamen" (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft; geh. 4 *M*, geb. 5 *M*). „Fabulant" erinnert in der Wortbildung an Musikant, und wie zwischen Musikant und Musiker ein Unterschied ist, so auch zwischen Fabulant und Erzähler im strengeren Sinne der Epik. Es liegt etwas Unbekümmertes, Selbstherrliches darin. Der Fabulant wird immer mehr sich selbst geben als seinen Stoff, und vor allem auf dem Rechte beharren, sich „seine Singvögel in keinen Stall sperren" zu lassen. Stall aber ist hier Form. Der Fabulant verkündet: Der Stil bin ich selbst!

Ganz unbekümmert um die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, verlegt Keller seine Insel der Einsamen, die heute allenfalls noch im Stillen Ozean denkbar wäre, in einen deutschen Strom. Ein Graf, auf dessen Geschlecht ein böser Fluch zu lasten scheint, hat diese Insel erworben und duldet auf ihr nur Menschen, die wie er selbst Grund haben zum Welthaß und deshalb auch auf den weiteren Zusammenhang mit der Welt verzichten wollen. Eine Fülle von Handlung, die, wenn man die erste Voraussetzung zuläßt, logisch entwickelt ist, spielt sich ab und führt die Bewohner der Insel — für die meisten auf schmerzlichem Wege — zur Erkenntnis, daß der Haß gegen Welt und Menschen niemals zu Recht besteht; daß jedenfalls auch der vom Schicksal noch so schwer Heimgesuchte im Grunde auch immer Verpflichtungen zur Liebe hat. Über allem aber bleibt der Spruch, daß keiner der Sterblichen berechtigt ist, andere

zu verdammen, da es ihm nicht möglich ist, ins Tiefste der Beweggründe für das Handeln anderer einzudringen. So müssen gerade die edelsten und besten Charaktere unter den Einsamen der Insel erkennen, daß sie zu dieser qualvollen Einsamkeit keinen Grund und zum Hochmut ihrer Weltverachtung kein Recht gehabt hatten. Die einfachen Leutchen, die mehr aus äußeren Gründen am Leben Gescheiterten, haben schon vorher ihren Ausweg gefunden. Der Durchschnittsmensch, der für die echte Größe nie zu haben ist, verfällt auch nicht der verrückten Grandezza. Er ist überall ein Kompromißler, der die Umstände so günstig ausnutzt, wie es geht.

Das ist das Thema dieses Buches. Es ist reich, tief und schön. Aber wenn der Musikant im Erfinden der Themen, in der Fülle der Einfälle, vielleicht auch sogar in der Gewandtheit der Variation oftmals der Reichere ist, im Bau der Sinfonie bleibt er doch dem Musiker unterlegen. Die Verarbeitung, die Vertiefung des Themas, seine Ausnutzung bis aufs letzte durch eine weise Gegenführung der Stimmen, ein kluges Einfügen von Gegenthemen, durch das sorgsame Herausarbeiten der Hauptlinie, durch packende Steigerungen und auch durch — Pausen, vermag nur der Sinfoniker, der Musiker zu geben. Selbst dem mit göttlicher Überfülle begnadeten Schubert gegenüber bleibt ein Beethoven, der im Vergleich zu jenem Verschwender an thematischem Material ein sorgsamer Haushalter ist, weit überlegen. Nun, auch darin ist Paul Keller Fabulant und nicht Erzähler großen Stils. Der große Gedanke seines Buches kommt nicht klar genug heraus, und in den allerletzten Zeilen wirft er noch ein neues Thema hinein, auf das hin das ganze Buch neu zugerichtet, oder wenn man will, auch ein neues Buch aufgebaut werden könnte.

Indes, wer wäre so undankbar, beim Spielen einer Schubertschen Sonate an dieses Fehlen der großen Linie zu denken; wer wäre so töricht, sich nicht der Überfülle des Schönen freudig hinzugeben? So ist es auch bei Keller. Erschöpft er nicht den tiefen Humor der Idee seines Buches, so entschädigt er dafür durch eine Fülle humoristischer Einfälle bei der Darstellung der einzelnen Personen und Geschehnisse. Ein sonniges, reines Gemüt ist da am Werk, und oft leuchtet aus des Dichters Augen das heilige und heilsame Kinderlachen.

Dieses Verlangen nach dem Zwang der strengen Form, nach einem fast objektiven Stil, auf das Keller so ganz verzichtet, finden wir in stärkstem Maße bei dem jungen Schweizer **H e r m a n n K u r z**, dessen eigenartiges Buch „Die Guten von Gutenburg" den Türmerlesern schon früher empfohlen worden ist. Schon seine ersten Werke „Die Schartenmättler" und „Stoffel Hiß" zeigten eine bei der Jugend des Verfassers doppelt auffallende Sprödigkeit der Sprache, eine gewollte holzschnittartige Strenge. Daß das, ebenso wie die straffe Führung der Handlung und kantige Zeichnung der Charaktere, ganz bewußte Selbstzucht war, zeigten „Die Guten von Gutenburg", die im Gegensatz dazu mit gleicher Sicherheit die Form einer losen Bilderfolge in der Art eines Hogarth wählten.

Der Wermut bitterer Lebensstimmung, die ätzende Lauge eines verzürnten Ingrimms war hier so reichlich ausgegossen, daß man die herbe Süße des inneren Gehalts dieses Buches kaum mehr schmeckte. Der ungewöhnliche Kunstverstand, der diesem Manne eigen ist, hat ihn nun in seinem neuen Werke nach einem Gegenmittel gegen diese Bitterkeit suchen lassen. Als echter Stilkünstler fand er es in einem formalen Kunststück. Der Autor tritt selber zwischen den Leser und sein Buch. Vor jedem Kapitel nimmt er den Leser zur Seite und sagt ihm in einer umfänglichen Überschrifft, was dieses Kapitel enthält. Diese Überschriften sind an sich Meisterwerke in der Mischung sprachlicher Naivität und geistiger Ironie. Der Verfasser erreicht so in der Tat, daß der Leser eine gewisse Überlegenheit dem Inhalt gegenüber gewinnt und die Geschehnisse so ansieht, wie die Bilder eines vorüberziehenden Panoramas.

„S i e t a n z e n R i n g e l - R i n g e l - R e i h n" heißt der Roman (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 4 *M*, geb. 5 *M*). Wir stehen mit dem Verfasser auf der Galerie und sehen zu, wie sie drunten tanzen. Freilich am Ende ironisiert der Verfasser uns dann selbst, und wir sagen uns, daß für uns selbst die Schilderung des altgewordenen Liebespaares des Romanes

gilt: „Wenn alles so durchgehechelt ist, dann kommt's an den Betrieb von heut, und dann schütteln sie die Köpfe und können's nicht fassen, wie man so in einem fort dem Glück nachjagen kann, dort im Leben draußen, ein Narrenspiel aufzuführen. Wie doch diese Menschen ihre Possen spielen und ihre Komödien vielmals so tragisch sind, und wie sie alle gescheit und klug sein wollen und nur die anderen Narren sind, und wie sie alle, die vielen eigenen Ichs, auf dem Kothurn der Einbildung wandeln und die anderen stoßen, knuffen und zu Fall bringen! Ah — wie sie sich hetzen, diese Komödianten des Lebens im Narrenspiel, in der tragischen Komödie, die mit einem Auge Blut weint und mit dem anderen zweimal Blut, und wie alles Schöne abseits am Straßenbord liegen muß! ‚Doch glücklich läßt sich am schönsten abseits sein', sagt dann die Dilde. Und dann nicken alle und dämmern vor sich hin und sind stille, alte Leute. Ob sie wohl daran denken, daß auch sie einst mitgemacht haben?"

Das sind die Schlußzeilen des Buches, dessen Inhalt keck in das heutige politische, soziale und kapitalistische Treiben hineingreift und mit freimütiger Kühnheit die Stadt Basel zum Schauplatz des Ganzen wählt. In steigendem Maße habe ich die Kapitelüberschriften als für das Ganze störend empfunden, so sehr ich mich in jedem einzelnen Fall an dieser feinen Kunstarbeit ergötzte. Hermann Kurz braucht die Ironie nicht mehr, denn er ist ein Humorist. Vielleicht, daß er sie noch für sich selber nötig hatte. Gerade die Humoristen schmiedet sich das Schicksal mit schweren Hammerschlägen zurecht. Aber ich glaube zuversichtlich, Kurz wird sich durchringen. Er braucht sich nur selber etwas die Zügel zu lockern, den Fabulanten, der in ihm ist, unbesorgt einmal seine Wege gehen zu lassen. Auch in der Kunst ist einseitige Strenge vom Übel, denn ganz zu tiefst besteht das Wort Schillers eben doch zu Recht: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Und gerade für den, der das Leben so bitter ernst nimmt, kann die in Sehnsucht erschaute Heiterkeit der Kunst die Retterin aus der eigenen und die Erlöserin für fremde Lebensnot werden.

Das dritte Buch ist von Karl Bleibtreu und führt den Titel „Zwei wackere Helden", die Charakterisierung: Ein satirischer Roman. (Leipzig, Grethlein & Ko.; geh. 4 M, geb. 5 M.) Die Helden sind Napoleons Marschälle Massena und Bernadotte, von denen es für Bleibtreu feststeht, daß sie Juden waren, und daß in den bei beiden scharf ausgebildeten unguten Eigenschaften ihrer Rasse der Grund lag für ihren inneren Minderwert und ihren äußeren Erfolg. Und wenn für Massena, der so oft Glück hatte, wo er es nicht verdiente, noch etwas von Sympathie gerettet wird, weil er vom Unglück verfolgt wurde, als er wirklich einmal Bedeutendes leistete und die in ihm vorhandenen guten Eigenschaften voll zur Geltung brachte, so erscheint Bernadottes Hohlheit und Verlogenheit um so widerwärtiger, als hier am Ende der volle Erfolg steht. „Er hatte ja alles erreicht, was er nach seiner Anlage irgend hoffen durfte, seine volle Sehnsucht gestillt, der unnachahmliche Techniker der Weltlüge. Denn nicht dem Genie und Helden gehört die Welt, sondern dreistem Mutterwitz und gefälliger Streberei, sie will betrogen sein."

Man sieht: der Stoff und die Stimmung, in der er ursprünglich aufgegriffen wurde, waren vollauf geschaffen zu einer Satire großen Stils. Denn auch die übrige Umgebung Napoleons wird schonungslos in ihrer menschlichen Kleinheit bloßgestellt, und oft genug fühlt man sich an die grausame Entkleidung glänzenden Heldentums erinnert, die in Shakespeares „Troilus und Kressida" wütet. Wie dort Hektor, bleibt hier Napoleon übrig, auch kein Gott mehr, aber doch einer, der auf besondere Maße Anspruch hat. Aber leider ist der Künstler Bleibtreu vom Historiker und Schlachtenschilderer im Verlaufe des Buches immer mehr beiseite geschoben worden, so daß schließlich nur noch ein Polemiker gegen landläufige Geschichtsauffassung vor uns steht. Wir wollen das ja nicht zu gering schätzen, und ich habe das Buch mit angespanntem Interesse bis zu Ende gelesen. Aber ein Kunstwerk ist es leider nicht geworden und darum auch kein satirischer Roman. Zurück bleibt einem die bittere Erkenntnis, daß letzterdings auch die Historie eine Metze ist, wie das Glück. K. St.

Lienhards neuer Roman

(„Der Spielmann“, Roman aus der Gegenwart. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Aus der Gegenwart wäre dieser Roman? Ja, der Spielmann ist unser Zeitgenosse. Es wird einst für das Jahrhundert bezeichnend sein, daß in ihm eine schöne, tapfere Seele lebte, deren lebhaftes Gegenwartsgefühl Hang nach der Vergangenheit, Glaube an eine andere Zukunft, Abneigung gegen die Erscheinungen des Tages gewesen. Novalis, mit dessen dogmenfreier Frömmigkeit in Lienhards lebfrischerem Blut ein tiefer Ton zusammenklingt, stand neben der Welt; Lienhard, der Feind der großen Städte, ist nicht wie Novalis ein Weltflüchtling. Andere Dichter des romantischen Zeitalters schützten sich gegen die Welt durch Ironie; Lienhard trägt ein Schwert und keinen Schild. Er ist ein Kämpfer; ein erbitterter, fast verbitterter Kämpfer. In vielen seiner Dichtungen — auch im „Spielmann“-Roman — macht dieser Kampf ein Geräusch, daß man mitunter die Quelle der Naivität kaum mehr rieseln hört. Und doch ist Lienhard ein liebenswerter Poet.

In dem neuen Buch äußert sich so unbedingt des Dichters Bedürfnis, sich auszusprechen über die diesseitigen und jenseitigen Dinge, das Bedürfnis, sich selbst zu geben, daß Erfindung und Gestaltung bescheiden in den Hintergrund treten. Der Spielmann ist ein junger thüringischer Freiherr, den es nicht leidet bei der Väter Ar und Halm, ein Dichter, Streitbücherschreiber, Musikant, Gralssucher. Nichts weniger als ein Globetrotter, aber ein Weltfahrer. Seine Lehr- und Wanderjahre führen uns an die Riviera, in die alte Papststadt Avignon, nach Lourdes, nach Barcelona und Genf, auf die Wartburg, nach Weimar und endlich auf die heimatliche Scholle, wo er, der in sich selbst Befriedigte, den Alltag nicht mehr fürchtet. Viele dichterisch besonnte Landschaftsbilder! Auch die Seele dieses Freiherrn zieht durch mannigfache Reiche, — Reiche der Liebe. Von einer stillen, treuen Braut löst sich der Mehrbegehrende mit halbem Herzen los und lebt jahrelang in der Minnepflicht, die er einer geistig und künstlerisch ebenbürtigen Frau, einer pflichttreuen Gattin und Mutter, widmet. Wandelt sich allgemach die liebevolle Freundin zur leidenschaftlichen Isolde, so bleibt doch er der reine Tor Parsifal. Die problematische Liebe erschwert ihm nicht allzu sehr die Überwindung; arglos und fast knabenhaft spielerisch gerät der an Erfahrung und im philosophischen Denken reife Mann in die Schwärmerei für zwei kaum gekannte Mädchen, die nichts weiter als jung sind. Die Neigung des fahrenden Sängers wählt zwischen den beiden und endigt mit einer Enttäuschung. Recht unvermittelt kehrt seine suchende Seele zu der vor drei Jahren verlassenen Braut zurück, die inzwischen innerlich gewachsen und jetzt die Rechte ist. Der Spielmann wird seßhaft. Die Versuche zwar, ihn in den höfischen oder staatlichen Mechanismus einzufügen, sind aussichtslos und werden wohl nur unternommen, damit der Verfasser sich auch über den Gegensatz von Körper und Seele Deutschlands äußern und zu der These gelangen kann: Weder von oben, noch von unten, weder durch Cäsaren, noch durch Demokraten — beide haben mit der Masse, nicht mit der Seele zu tun —, nur von innen heraus muß das Reich Gottes auf Erden gebaut werden.

An den Menschenschicksalen misse ich, freimütig gesagt, jenes Gespinst psychologischer Fäden, das unsagbar fein und zart sein mag, und doch den Nacherlebenden wie eiserne Notwendigkeit fesselt und zwingt. Das gilt besonders von dem absichtsvoll beherrschten und gewendeten Verhältnis des Spielmanns zu Frau Isolden... Die Vergleiche mit „Wilhelm Meister“, zu denen die Anlage des Romans und die breiten Bekenntnisse und religiös-literarisch-kulturellen Exkurse herausfordern, müssen in Ansehung der minderen schöpferischen Potenz fallen gelassen werden. Auch in der seltsamen Mystik ist Lienhard eher den Brüdern Schlegel als dem Goetheschen Geiste verwandt. Er hat im schwärmenden Gemüte die Marien-Andacht, die Friedrich Schlegel zum Katholiken machte; er begnadet sich mit inbrünstigen Stimmungen vor dem Marientraum des Hirtenmädchens Bernadette zu Lourdes (als Emil Zolas bewußter Antipode!); er folgt — auf dem Gralsberge Montserrat — einem ideal geschilderten Theo-

sophen in die Nebel der Mystik, die sich zum Geisterglauben ballen und von Gesprächen mit Abgeschiedenen durchtönt werden. Da kann ich nicht mit! Auf die Gefahr hin, von dem etwas unduldsamen Dichter zu jenen geworfen zu werden, deren moderner Leitspruch lautet: „Zuerst die Million, dann die Seele“: hier versagt mir das willige Gefühl, nicht bloß der Gedanke. Genug, daß ich das fremde Wesen solcher Romantik als eine persönliche Wahrheit ehre. Unendlich aufrichtig ist Lienhard in seinem Grimm gegen den allzu diesseitigen Zeitgeist, und sein Herz ist eine grüne Oase in der Wüste des Mammonismus. Der Grimm gegen die Götzen macht ihn freilich blind gegen alle, die anders sind als er. Ist es billig, mit einem kühnen Federstrich die Dichter und Töner der Gegenwart insgesamt zu töten? Denn — sagt Lienhard — „wir haben heute wohl eine Literatur, aber keine Dichtung“.

Was nützen die Wenn und Aber? Man muß ihn nehmen, wie er ist. Ganz wie er ist! Und dieses sein selbstgetreues Sein ist sogar der absolute Wert seines Romans. Was der Spielmann sagt und erlebt, es reizt zu manchem Widerspruch; doch auch im Widerspruch muß man ihn lieb haben.

Hermann Kienzl

Hat Till Eulenspiegel gelebt?

Der Till Eulenspiegel wird vielfach als eine Gestalt der Volkssage aufgefaßt. Die Forschungen des Göttinger Literaturhistorikers Dr. Schröder haben indessen ergeben, daß Eulenspiegel keineswegs eine erdichtete, sondern eine historische Persönlichkeit ist. Seine Lebenszeit fällt in das 14. Jahrhundert, und als sein Geburtsort ist Kneitlingen bei Schöppenstedt im Braunschweiger Lande anzusehen. Zu Mölln im Lauenburger Lande soll er gestorben sein. Der Name Eulenspiegel oder, wie man damals schrieb, Ulenspeihgel ist um die Zeit im Braunschweiger Lande bezeugt.

Ist nun Till Eulenspiegel als der überlegene Schalk oder der einfältige Tropf aufzufassen? Die Komik des Volksbuches beruht darin, daß Eulenspiegel alle Befehle seiner Meister wörtlich ausführt. Dies kann nun entweder aus Übermut oder aus Dummheit geschehen sein, so daß beide Deutungen möglich sind. P. Asmussen tritt im „Eckart“ entschieden für die erste Version ein. Nach ihm ist Eulenspiegel ein Schelm, der sein Vergnügen daran fand, den Meistern einen Schabernack zu spielen. Auf das Konto des historischen Eulenspiegel sind kurzerhand auch die von andern verübten Streiche gesetzt worden, so daß sich an den Ur-Eulenspiegel immer neue Schnurren ansetzten. Die Wiege der Eulenspiegelstreiche glaubt Asmussen in den mittelalterlichen Gesellenherbergen suchen zu dürfen. Hier, wo sich die zugereisten Gesellen trafen, sich gegenseitig nach dem Wohin und Woher fragten, wurde abends beim Zechen natürlich das Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen weidlich durchgehechelt. Daß dabei den Meistern nicht das beste Lob gesungen und daß die Streiche, die ihnen von witzigen Gesellen gespielt worden waren, mit Wohlbehagen erzählt wurden, ist nur zu erklärlich. Und wenn am nächsten Morgen die fröhliche Gesellschaft der Wandergesellen nach allen Richtungen auseinanderstob, nahm jeder mit, was er gehört hatte, und wer einen guten Kopf zum Behalten und ein flottes Mundwerk zum Erzählen hatte, erzählte es abends in einer anderen Herberge weiter. Eine Erzählung löste die andere aus, und der Schatz mehrte sich. Da nun draußen auf der freien Landstraße sich Gesellen verschiedenen Gewerks zu gemeinsamer Wanderung zusammenfanden, so tauschten sie gegenseitig nicht nur ihre Wandererlebnisse, sondern auch ihren Schatz an solchen Streichen aus, und es kam dabei ein tüchtiger Vorrat zusammen, die an Derbheit nichts zu wünschen übrigließen und bei all ihrer Verschiedenheit eigentlich doch nur ein Thema behandelten: wie der mit allen Hunden gehetzte Gesell den etwas spießbürgerlichen oder gar zu vertrauensseligen Meister tüchtig foppt.

Die anfangs namenlos überlieferten Anekdoten sind schließlich auf den Namen Till

Eulenspiegels, des ausgelassensten der wandernden Gesellen, getauft worden. Daß er einige Streiche wörtlich so ausgeführt hat, wie sie uns berichtet werden, ist wahrscheinlich. Nachweisen läßt sich das freilich nicht, und erst recht läßt sich nicht nachweisen, nicht einmal vermuten, welche von seinen Streichen echt sind. Daß ein gut Teil der Erzählungen des Volksbuches gar keine typischen Handwerksburschenstreiche enthält, erklärt sich leicht daraus, daß allmählich auch das große Heer der fahrenden Leute im Mittelalter Gefallen an dem Schelm gewann und ihm die Streiche anhängte, die in ihren Kreisen von allerhand Lug und Leutebetrug umgingen. Aus einem Helden der Handwerksburschen wurde Eulenspiegel so der Held aller landfahrenden Gesellen.



Lese

Goethe

Gegen gewisse Versuche, Goethe zu einem Geheimniskrämer zu machen, nimmt Dr. Wolfgang von Oettingen im „Tag" entschieden Stellung. „Die Form von Goethes Erdenleben war jederzeit eine arbeit- und mühevolle, von wissenschaftlich-literarischem Verkehr bereicherte, im ganzen bürgerlich beschränkte und kleinstädtisch-höfische Existenz in Umgebungen und Verhältnissen von entschiedener, nur bei der Berührung mit anderen hervorragenden Geistern durchbrochener Mittelmäßigkeit; in wunderbarem Gegensatz zu ihr steht der Inhalt, der Sinn, die Wirkung seines Lebens. Denn alles, was Goethe schuf, sei es als Äußerung des täglichen Verkehrs in Gesprächen und Briefen, sei es als Dichtung oder als wissenschaftliche oder sonstwelche Darstellung, in seiner Jugend wie in seinem Alter, erscheint, so persönlich es gemeint und gefärbt ist, doch merkwürdig gesteigert, allgemeingültig, weitausschauend: nichts, was nicht eine großartige Auffassung, lebendigstes Wissen, durchgesetzte Klarheit, Arbeit an nie befriedigter Erkenntnis als seine Grundlage feststellen ließe. Nur ein Geist von unbegreiflicher Empfänglichkeit und Aneignungsfähigkeit, von ungeheurer Denkkraft, Willensstärke und sittlicher Energie konnte sich zu solcher Reife entwickeln; auf dieser beruht Goethes Macht als Herzensverkündiger, Tröster und Deuter, die heute wie vor bald 150 Jahren Hunderttausende in seinen Bann zwingt und als dankbar Aufnehmende um ihn versammelt, sei es auf den Gebieten der Naturwissenschaft, sei es auf denen der Künste oder der reinen Menschlichkeit. An diesem Wesen, dieser umfassenden Wirkung, der das Wirken nur ganz weniger anderer Menschen nahekommen dürfte, ist aber nichts Überschwengliches, Schwärmerisches, literarisch Mystisches, Übermenschlich-Überhebliches: wo Goethe den Grenzen der Erkenntnis sich nähert, da bescheidet er sich erschauernd; nie versteigt er sich in Nebel und Wolken, und nie hat er für fehlende Begriffe hochtönende Worte gesetzt; überall bleibt er der schlichte Wahrheitsucher, der hell wahrhaftige Finder und Verkünder, und immer steht sein Fuß inmitten der Umgebung, in der er lebt und leidet, herrscht und beherrscht wird. Es ist deshalb eine grobe Fälschung, eine schwere Beeinträchtigung dieses echten Kämpfers und Arbeitshelden, wenn man ihn — wie jetzt häufig versucht wird — als einen Halbgott oder mindestens als Propheten in Hohepriestertracht und Heiligenschein ausschreit; das ist eine Verzerrung seiner prachtvoll festen Mannesgestalt, eine Verunglimpfung, die womöglich noch unwürdiger und störender ist als Else Fruchts so anspruchsvoller Versuch, ihn auf Grund seiner bekannten Neigung zu mehr oder minder scherzhaftem ‚Hineingeheimnissen' von Angriffen gegen literarische Feinde oder wissenschaftliche Gegner in seine Sprüche, Gedichte und auch in den ‚Faust' zu einem konsequent albernen Geheimniskrämer zu machen. Nein, wir dürfen und wollen uns Goethe, den wohlgefügten Erdensohn, nicht rauben lassen, weder durch holde Spielerei noch durch schwülstige Apotheosen: zu unserem Trost bleibe er der würdevolle, streng-milde Weise, der durch Leiden und Denken wissende, durch Liebe und Güte hilfreiche Mann und Mensch!"

* * *

Dramatiker und Theatraliker

Auch in der Lessing- und Schillerzeit, schreibt ein Ungenannter im „Tag“, hat das dramatische Qualitätsstück begreiflicherweise niemals ausgereicht, um alle Ansprüche zu befriedigen, die an die Produktion gestellt wurden. In einem kulturhistorisch recht interessanten Schreiben an Schiller hat Iffland ohne weiteres zugegeben, daß er die Werke eines großen Dichters gleichsam nur als festliche Ereignisse auf seine Bühne bringen könne. Goethe hat in Weimar als Theaterleiter eine ähnliche Praxis geübt. Selbst in den Blütezeiten der dramatischen Kunst triumphiert das theatralische Handwerk, und es ist schon ein Vorteil, wenn sich in Halbpoeten wie Gutzkow und Laube, die in den vierziger und fünfziger Jahren die deutsche Bühne beherrschten, eine Art Vermittlung zwischen den beiden Extremen des Dramatischen und Theatralischen verkörpert. Worin nun beruhen diese dem Publikum instinktiv recht gut fühlbaren Gegensätze? Vor einem halben Jahrhundert hat Hebbel erklärt: „Das gemeine Theaterstück, wie es bei uns die Bühnen überschwemmt, hat es mit den allergewöhnlichsten Zuständen und Menschen zu tun. Es braucht sich nicht erst Glauben zu erkämpfen, denn es versteht sich von selbst; auf jeder Straße trifft man den Helden und sein Schicksal obendrein. Das poetische Drama kann gar nicht existieren, ohne mit dieser Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgültig, ob es sich in einer Bürgerstube oder einem Königssaal abspinnt.“ Das Theaterstück nähert sich selbst da, wo es auf krasse Effekte ausgeht, überall dem wirklichen Leben. Eine Nachdichtung — keine Schöpfung — vermeidet dank der Intelligenz des Theaterpraktikers grobe Unwahrscheinlichkeit, und es ist stets darauf aus, wirksame Rollen und effektvolle Szenen zu bieten. Unwahr wirkt das Theaterstück besserer Faktur meist erst ganz zum Schluß. Das naive Urteil: „Der Schluß gefällt mir nicht“ ist eigentlich durchaus zutreffend, aber damit wird das Todesurteil über das ganze Stück ausgesprochen. Im Drama ist die Exposition stets mit Rücksicht auf den Schluß angelegt; ein Hamlet oder Romeo trägt vom ersten Erscheinen an das Todeszeichen an der Stirn, andererseits fühlt man beim Prinzen von Homburg, daß er nicht untergehen wird. Hier nämlich handelt es sich um die durchaus eigene Welt des Dichters, der die Menschen seiner wirklichen Umgebung sozusagen erst einmal umbringt, um sie dann, mit seinem Blute getränkt, neu zu beleben. Der dichterische Prozeß des Dramatikers ist von dem des Theatralikers grundverschieden. Der Theaterdichter schreibt ein Stück im gewöhnlichsten Sinne des Wortes, meist jedes Jahr eins oder mehrere. Ihm fällt irgendein Sujet ein, oder er stöbert ein halbvergessenes in seiner Theaterbibliothek auf. Dann kommt der handwerksmäßige Ausbau der Handlung. Auf Charaktere, deren Wesen durch Konflikte ausgelöst wird, kommt es ihm weniger an als auf Menschen, deren Lebensodem eben gerade für einen Theaterabend ausreicht. Er rechnet durchaus mit Zuschauer und Schauspieler, die diese Personen, die alle mit einer Art Steckbrief ausgestattet sind, erst fertig machen, und er rechnet ferner mit dem Zeitgeist, den er aufs deutlichste berücksichtigt. Speziell die französische Bühne hat es in dieser Art, man denke an Scribe und Sardou, zu sehr tüchtigen und unterhaltsamen Leistungen gebracht. Hier schrieben auch die Dichter, wie etwa Victor Hugo, nur Theaterstücke. Der Dramatiker dagegen hat ganz andere künstlerische Ziele: Auch sein Werk ist, einmal gelungen, theatralisch, aber das Theatermäßige ist nicht das Wesentliche. Er erfindet nicht, er entdeckt. Er sieht seine Menschen, die sich in seiner Phantasie fortbilden, im Rahmen eines Problems, und er entwickelt ihr Wesen an der Hand von Konflikten. Der dramatische Charakter steht von vornherein fest, er kann freilich erst sehr spät klar zutage treten, ja es ist denkbar, daß der Dichter sein Wesen bis zuletzt im unklaren läßt. Die Haltung des Zuschauers ist dem Drama gegenüber entgegengesetzt wie beim Theaterstück. Er findet einzelnes unwahrscheinlich, läßt aber das Ganze auf sich wirken. Er fühlt, daß er hier in eine fremde Welt tritt, und erst, wenn sie allmählich seine eigene wird, hat der Dramatiker gewonnenes Spiel.

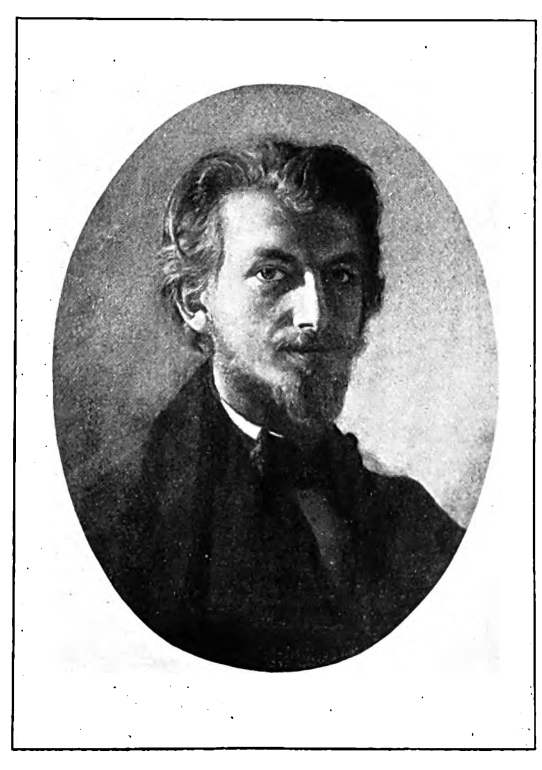




Eduard Ockel, der Maler der Mark

Von Dr. Karl Storck

Im Katalog der Jahrhundertausstellung, die im Jahre 1906 weiten Kreisen Deutschlands, darunter auch den beruflichen Kunstwissenschaftlern und eifrigen Kunstsammlern die überraschendsten Aufschlüsse über das deutsche Kunstschaffen des neunzehnten Jahrhunderts brachte, fehlte der Name Eduard Ockel. Dabei hatte dieser Name noch in den achtziger Jahren einen sehr guten Klang gehabt, und sein Träger war wohl der bedeutsamste Fortsetzer jener Linie einer gleichzeitig kerndeutschen und „modernen“ Landschaftsmalerei, die entdeckt und klar herausgearbeitet zu haben sich die Veranstalter der Jahrhundertausstellung zum größten Verdienste mit Recht anrechneten. Dabei lebte und arbeitete dieser dem Entdeckungseifer entgangene Künstler in der Ausstellungsstadt Berlin, und er hatte auch bereits jenes siebzigste Lebensjahr hinter sich, das sonst bei uns ein großes Blätterrauschen mit reichlich gespendetem Jubiläumsweihrauch und „abschließenden Würdigungen“ zu bringen pflegt. Für Ockel hatte



Eduard Ockel



Elbe bei Lenzen Eduard Ockel

sich keine Feder gerührt, er blieb vergessen, und erst vier Jahre später, als er starb, versuchte der alte Ludwig Pietsch die Erinnerung an ihn wieder wachzurufen. Nun hätten sich wohl Entdecker gefunden, vor allem unter den Kunsthändlern, denen die aufgestapelten Studienschätze als lockende Beute erscheinen mochten. Aber glücklicherweise erstand dem Heimgegangenen in seinem Sohne ein treuer Wächter, der in zuversichtlichem Vertrauen auf die Kunst seines Vaters dessen reichen Nachlaß nicht einer Tagesspekulation überliefern will, sondern es der Zeit überläßt, auch diesen Wert wieder zu entdecken.

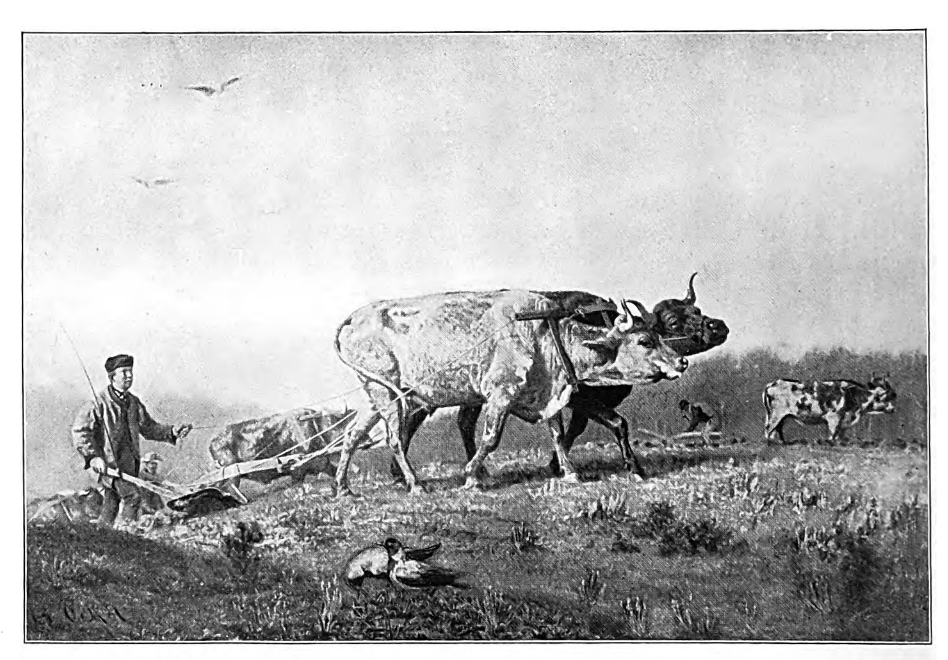
Es ist echt deutsche Art, warten zu können. Gerade die erwähnte Jahrhundertausstellung machte uns mit vielen deutschen Künstlern bekannt, die ruhig und zuversichtlich auf ihr Volk gewartet hatten. Ihre Zuversicht war nicht getäuscht worden; nur freilich, das Warten hatten sie nicht lang genug ausgehalten. Denn „unser Leben fähret schnell dahin, als flögen wir davon“; selbst wenn es siebzig Jahre und noch mehr währet, langt es nicht immer zu, daß das Volk, genauer jene, die es in diesen Dingen führen, zur Erkenntnis der wahren Volkswerte der Kunst gelangen.

Eduard Ockel ist dafür ein sehr beredtes, aber sicher auch heute nicht das einzige Beispiel. Ich fürchte, die deutsche Kunst wird immer wieder das beschämende oder — wenn der Standpunkt hoch genug über dem Kampfe und der Not der Zeit genommen wird — grausam belustigende Schauspiel erleben, daß wir vor dem Eifer, von überall her Kunst zusammenzutragen, vor vielem Geschwätz über die Pflichten der Kunst und lauter historischem Dunst den lebendigsten Kunstausdruck unseres Volkstums übersehen; daß die Enkel immer wieder erkennen müssen, daß bereits ihre Großväter auf dem Wege zu dem Ziele sich befanden, das nun auch sie nach einer langen Weltreise in die Heimat finden. Es ist uns ja nicht nur in der bildenden Kunst immer wieder so gegangen, sondern auch in der Literatur. Und nur die Musik zeigt jene natürliche Mehrung des Besitzes, die sich bei guter Verwaltung des überkommenen Erbes gesetzmäßig vollzieht. Wie oft

haben wir so das reichste Erbe im Stich gelassen, um in der Fremde einen Besitz zusammenzuscharren, der ganz den Stempel des Leihgutes trug. Wo sind die Erben des jungen Goethe und Schiller? Wo die der jungen Romantik? Ja sogar die der von dieser Romantik erzeugten jungen Wissenschaft von deutscher Art und Sprache (Brüder Grimm)? Und mußten wir es nicht erleben, daß die Literaturrevolution der achtziger und neunziger Jahre ihr berechtigtes Sehnen nur an welschen und slawischen Quellen stillen zu können glaubte daß sie danach aus dem Norden als ganz neuen Heiltrunk einführte, was aus unserem deutschen Boden zuallererst hervorgequollen war und dort auch noch immer in heimlichen Quellen verborgener Gründe emporquoll? Wie prangend leuchteten an unserem Literaturhimmel die Namen Zola, Tolstoi, Ibsen, als die deutschen Namen, Gotthelf, Hebbel, ja auch Kleist nur bescheiden flimmerten! Und erst im Rückschauen entdeckten wir, daß ein Menschenalter zuvor bei uns erstrebt und vielfach auch schon erreicht war, was wir als Neuland nunmehr erst erobern wollten; daß wir längst glückliche Besitzer sein



Elbdamm bei Lenzen Eduard Ockel

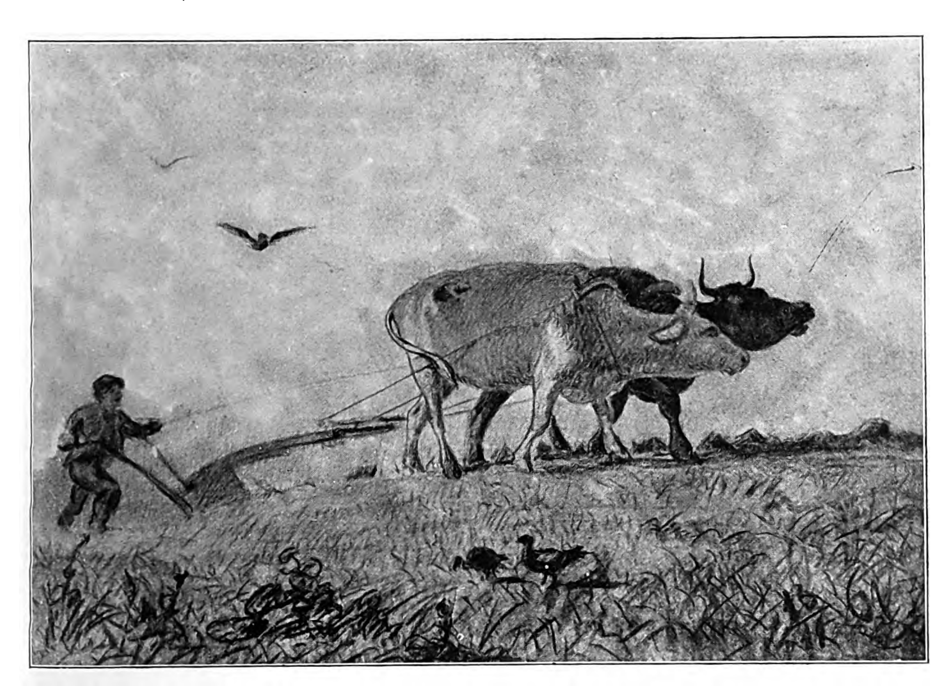


Pflügende Ochsen (Nach einem Gemälde) Eduard Ocel

konnten, wenn wir nur erworben hätten, was wir von den Vätern ererbt hatten. Viel schlimmer noch hat der gleiche Vorgang die bildende Kunst heimgesucht, weil an ihr, die ja in höherem Maße auf Reichtum angewiesen ist als die Literatur, das breite Volkstum weit weniger lebendigen Anteil nehmen kann.

Sicher hängt es mit der geschichtlichen und der dadurch bedingten nationalökonomischen Entwicklung unseres Volkes zusammen, daß uns gerade für die bildende Kunst eine lebendige Überlieferung fehlt. Eine solche kann sich nur entwickeln, wenn das eigentliche Volk am Kunstschaffen selbst durch Erwerb und Bestellung von Kunstwerken Anteil nimmt. Bei uns war nach dem Dreißigjährigen Kriege das Volk zu arm dazu. Auch die gebildeten Kreise waren bei uns zu arm, um wirklich in größerem Maßstabe Kunstwerke kaufen zu können. Am ehesten wurde das Geld noch für Bildnisse aufgebracht, und auf diesem Gebiete ist bezeichnenderweise die deutsche Kunst auch niemals so in die Irre gegangen, wie auf den anderen. Jedenfalls hat sie im Bildnis am ehesten eine dauernde Entwicklungslinie behauptet.

Aber die Einwirkung der Gebildeten wäre trotzdem stärker und segensreicher gewesen, wenn nicht die Grundlagen dieser Bildung selbst so wenig national gewesen wären und durch ihren Fremdgehalt uns einem Doktrinarismus ausgeliefert hätten, der immer wieder aus dem Geiste dieser fremden Bildung Gesetze für die nur aus dem eigenen Volkstum lebendig herauswachsende Kunst aufstellte. Je schwächer die volkliche Überlieferung an Kunst ist, um so einflußreicher wird dieser Doktrinarismus. Bei keinem Volke ist so viel unfruchtbare



Pflügende Ochsen (Zeichnung) Eduard Ockel

Ästhetik getrieben worden, wie bei uns Deutschen. Nirgendwo hat man in solchem Maße der Kunst immer wieder neue Gesetzbücher gegeben, wo diese doch ihr Lebensgesetz in sich selbst trägt. Und während die Elementarmacht des Volkstums ganz von selbst das Strafgesetz für die Kunst errichtet hat, daß eben nur das in ihr lebensfähig bleibt, was von diesem Volkstum aufgenommen werden kann, weil es aus ihm herausgewachsen ist, saßen und sitzen in Deutschland Hunderte von Kunstrichtern, die ihre Weisheit einem eingelernten System verdanken.

Man glaube doch nicht, daß wir heute von diesem Doktrinarismus im Kunstleben frei seien. Und er wird keineswegs bloß von den befeindeten Akademieprofessoren geübt; er ist durchaus nicht nur bei den vielgescholtenen Staatsbehörden vorhanden, die ihre Aufträge dem neugeistigen Schaffen vorenthalten, — dieser Doktrinarismus feiert auch in jener Kunstkritik Orgien, die sich so feuilletonistisch frei und leidenschaftlich modern gebärdet.

Ja, die pedantischste Schulweisheit, die trockenste Akademieästhetik hat nie so verheerende Wirkungen ausgeübt, wie diese feuilletonistische Kritik, die mit einem künstlich erhitzten Überschwang immer wieder neue Heilslehren verkündet, die dann nur dieses eine Evangelium gelten läßt, das immer wieder den Prägestempel „modern“ erhält, und die alles, was nicht dieser neuesten Heilslehre folgt, als abgetan, überständig, veraltet, unlebendig, als „für uns bedeutungslos“ hinstellt. Nein, die alte wissenschaftliche Ästhetik war schon durch die Notwendigkeit des wissenschaftlichen Erarbeitens vor diesem bodenlosen Hochmut geschützt, der



Alte Frau mit blauem Tuch Eduard Ockel

in einer solchen vom Tage für den Tag genährten Kritik liegt, die keinen anderen Maßstab anerkennt, als die Willkür der Augenblickslaune. Wer daneben steht, glaubt nicht, welch grausame Verheerungen diese so anmaßende Kritik anrichtet. Die Künstlerkämpfe sind Verzweiflungskämpfe ums Leben, praktisch und ideell. Das erstere versteht sich leicht, denn diese Kritik hat die ungeheure Macht der Presse für sich, sie beherrscht den Tag und damit die Masse. Die Masse auch der Kunstkäufer. Aber auch ideell; denn auch der Künstler steht in der Zeit, auch er kann nicht bloß der Stimme in seinem Innern lauschen und er vermag sein Ohr nicht zu verschließen, darf es nicht tun, gegen die Stimmen der Öffentlichkeit. Und muß sich nicht in seinem Herzen der Zweifel einnisten, wenn er rund um sich diese Lehren mit solcher Sicherheit vorgetragen hört, wenn er einen Taumel der Begeisterung für das so ganz anders Geartete sieht, den er doch nicht von vornherein als erheuchelt abtun kann?

Unsere Kritik muß wieder bescheiden werden, sie muß wieder erkennen, daß es ihre Aufgabe ist, zu dienen. Sie vor allem ist berufen, immer wieder zu verkünden, daß es für den Künstler nur ein Gesetz gibt: wahrhaft sich der Welt so zu zeigen in seinen Werken, wie er ist. Gewiß empfindet jeder Künstler dieses Gesetz als höchstes Sittengesetz seines Lebens und Schaffens. Aber schwer ist seine Erfüllung. Nur selten sind jene Kämpfer der Tat, die sich mit den widerstrebenden Mächten herumschlagen und sich so die Anerkennung erzwingen. Der meisten Kraft verbraucht sich schon im inneren Ringen ihres künstlerischen Wollens mit den widerstrebenden Mitteln des Ausdruckes. Was bleibt ihnen übrig, wenn das Leben draußen sie verschmäht und zurückstößt, als die Flucht vor diesem Leben. Keine Kunstgeschichte hat von so vielen Künstlern zu berichten, die vor dem lauten Leben in das stille Land ihrer Arbeit flüchteten, wie die deutsche. Unser deutsches Volk, unsere deutsche Kunst hat den Schaden davon. Selbst die Stärksten, die Genialsten sind nur mühsam und verspätet durchgedrungen. Die Herrschaft haben immer geübt die Lauten, die dem Tag sich Fügenden, die Modischen, die dienstbaren Geister. Wollen wir immer auf eine Jahrhundertrückschau warten, die uns die Stillen entdeckt? Ich glaube, das Heilmittel liegt näher. Wir Genießenden müssen *selbst* sicherer werden. Auch wir müssen den Mut zum Bekenntnis unserer Überzeugung haben, müssen die Kunst lieben, die an unser Innerstes rührt, und müssen diese Liebe dann durch die Tat bewähren. Dann wird ein Künstlerschicksal unmöglich sein, wie das, von dem ich jetzt berichten will.

* * *

Eduard Ockel wurde am 1. Februar 1834 zu Schwante im Osthavelland geboren. Als Sohn eines Ökonomierates wuchs er im innigsten Zusammenhange mit der Natur und der ländlichen Tierwelt auf. Sehr früh zeigte sich bei ihm nicht nur die große Liebe zu beiden, sondern auch eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, die ihn bereits in den frühesten Knabenjahren zum Zeichnen trieb. Die Freude daran war so groß, daß er als Schüler in Berlin, wohin er mit dreizehn Jahren gebracht worden war, alle Freistunden im Atelier des Landschaftsmalers John zubrachte. Dennoch wählte er nach dem Abgang von der Schule

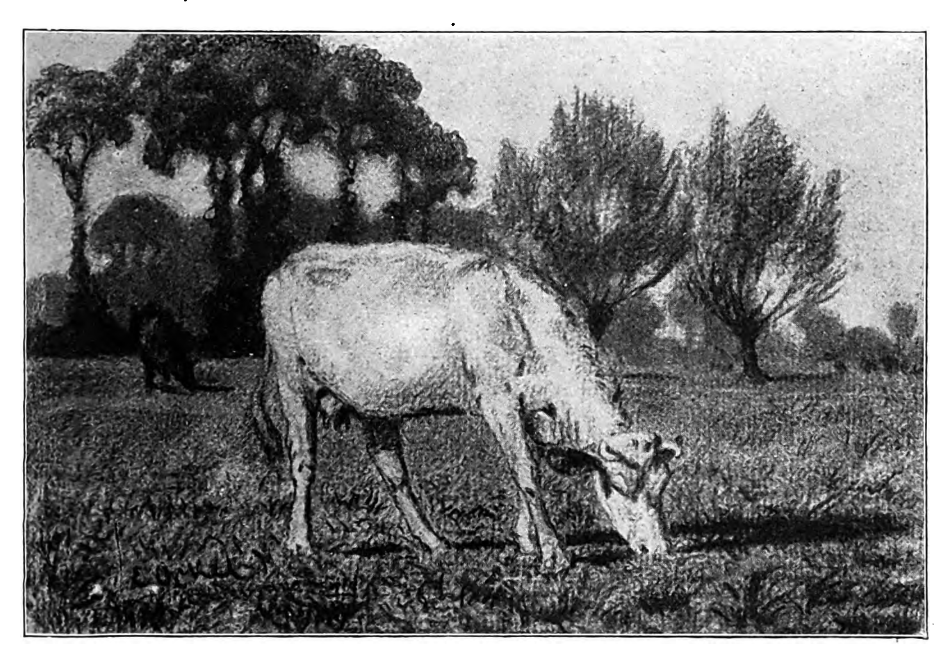
zunächst die Landwirtschaft zum Lebensberuf, mußte aber bald erkennen, daß die künstlerische Natur in ihm überwog. So kam er denn schon 1852 wieder nach Berlin zurück und trat hier in das Atelier Karl Steffecks, des trefflichen Künstlers, der ein noch besserer Lehrer war und die beste Berliner Überlieferung vom alten Franz Krüger her aufrechterhielt. Vier Jahre ist Ockel bei diesem Lehrer geblieben, dem es nicht darauf ankam, sich Nachahmer zu erziehen, der vielmehr alles darauf anlegte, die sich ihm anvertrauende Jugend zu ernster Selbstarbeit und gründlichem Naturstudium anzuhalten.

Wie peinlich Ockel dieses Studium der Natur getrieben hatte, geht daraus hervor, daß das Landwirtschaftsministerium den jungen Künstler dazu aussuchte, die Typen von zwölf Kuhrassen zu malen. Das Honorar für diese Arbeit setzte ihn in den Stand, auf „die hohe Schule" der Malerei, nach Paris, zu gehen. Die französische Kunst hat ja im höchsten Maße das besessen, was der deutschen fehlt: die Überlieferung. Diese kam vor allem dem Handwerklichen, Technischen zugute und hat es mit sich gebracht, daß der französischen Malerei bis vor kurzem die Nichtkönner fast ganz fehlten. Das Technische im handwerklichen Sinne der Malkunst ist für den Franzosen genau so selbstverständliche Voraussetzung, wie bei uns für den Dichter die Kenntnis der Sprachregeln. Die Freiheit des künstlerischen Schaffens, das Experimentieren, verbleibt für später. Dieses sichere Können, das man aus allen französischen Bildern herausspürte, hat unsere Kunstbeflissenen immer nach Frankreich gelockt, und ein solches Lernen des Handwerks hätte natürlich niemals für unsere Künstler eine Schwächung des Nationalen nach sich ziehen brauchen.



Bäume (Bleistiftzeichnung) Eduard Ockel

Ockel ist wie die meisten jungen Deutschen damals ins Atelier Couture gegangen. Bald aber lockte ihn unwiderstehlich die Malergruppe von Barbizon. Der



Weidende Kuh (Kohlezeichnung) Eduard Ockel

„Paysage intime“, den diese Maler pflegten, war das, was Ockel selbst innerlich suchte, wozu ihn auch die Schule Steffecks angeleitet hatte. Denn auch Steffecks Art war voller Liebe zur schlichten Wirklichkeit. Auch er verkündete die künstlerische Schönheit der Natur in allen ihren Erscheinungen und betonte, daß die volle Hingabe an einen Naturvorwurf, seine völlige Erschöpfung, ein künstlerisches Ergebnis auch dann bringen müsse, wenn diesem Vorwurf alles Heroische oder Pathetische abging. Aber die Künstler von Barbizon boten etwas, was dem Berliner Lehrmeister fehlte. Es ist begrifflich nicht leicht zu fassen, um so sicherer zu erfühlen. Der Stimmungsgehalt ihrer Bilder ließ das Schaffen der Berliner als nüchtern erscheinen. Es war etwas Lyrisches in allen diesen Bildern, ein persönliches Verhältnis zwischen Künstler und Natur, und brachte ein Zusammengehörigkeitsgefühl beider hervor, das dazu berechtigte, von einem „intimen“ Verhältnis zu sprechen. Äußerlich trat diese Intimität im völligen Verwachsen des Künstlers mit der Natur hervor. Die Künstler hatten ihre Ateliers verlassen; sie lebten draußen im Wald, auf Feldern und Wiesen und verrichteten ihr Werk so in der Natur und mit ihr, wie Jäger oder Bauern.

Von den Jahren, die er in Frankreich zubrachte, hat Ockel nur die Wintermonate in Paris gelebt. Sonst hat er eben überall in und vor der Natur gemalt. Aber der Genosse der Maler von Barbizon gab sich selbst dabei nicht auf, er lernte von ihnen allen; von Troyon im besonderen, wie man das Tier in die Natur hineinstellt, daß es mit dieser zur Einheit verwächst. Aber er blieb ein deutscher Künstler, der mit deutschem Herzen empfand, mit deutschen Augen sah und so ein treuer Sohn der Natur blieb, nirgendwo Kunst kopierte.



Oderbruchtal beim Zehdener Schöpfwerk — Eduard Ockel

So war wohl das erste Bild, das er nach seiner Ende 1860 erfolgten Rückkehr nach Deutschland malte, und das ihm hier sofort einen geachteten Namen erwarb („Kühe am Feenteich im Sonnenschein") eine Erinnerung an Fontainebleau; aber gleichzeitig schon hatte Ockel den Anschluß an seine Heimat gefunden. Der reife Künstler sah jetzt mit geschultem Blick, was der Knabe mit heimatfrohen Augen in sich aufgenommen hatte, und das hochgesteigerte Können setzte ihn in den Stand, das Gesehene festzuhalten.

So hat Eduard Ockel in weiten Wanderungen, in langen Aufenthalten auf dem Lande die Mark als Paysage intime erobert. Wie es die Maler von Barbizon getan, hielt es Ockel auch hier. Er verwuchs völlig mit der freien Natur und versenkte sich in ein hingebungsvolles Studium aller ihrer Erscheinungen. Nichts war ihm gleichgültig. Und dieser spröde märkische Boden erschloß ihm nun seine Schönheiten. Was Willibald Alexis aus einer vaterländischen Trotzstimmung heraus betonte, was später Theodor Fontane, unterstützt durch die Liebe zu Geschichte und Sage, in starken Tönen pries, hat Ockel ganz selbständig auf die Fülle seiner malerischen Werte hin erkannt. Erkannt hat er das reiche Bewegungsspiel, das im Geschiebe der niederen Hügelketten liegt, gesehen die Beherrschung der Weite durch die schlängelnden Flußläufe, gesehen auch das Zusammenschließen von Wald und Feld zur Umrahmung stiller Seen; er erstaunte über das farbige Spiel zwischen freiem Wasser, Sumpf, Wald, Feld und Heide, und fühlte in tiefer Innigkeit die reiche Mannigfaltigkeit in alledem, was dem oberflächlichen Blick so leicht als Öde erschien. Was er aber in einer Kraft sah, wie keiner vor ihm es an der Mark gesehen hatte, das waren die weichen Wirkungen des Lichtes dieser so viel mit Nebel und Dunst durchsetzten Luft. Und im Zusammenhang damit das reiche Spiel der Wolkenbildung, ihr Wogen und Schieben, das merkwürdige Zu-

sammenwachsen von Bauwerk und Baumbestand in einer weiten Ebene, und das merkwürdige Brauen und Schleiern der feuchten Luft zwischen kahlen Kiefernstämmen und dem dünnen Geäst schmächtiger Birken.

Mit derselben Liebe, wie die Landschaft, umfing er das Tier, das diese Landschaft belebte, vor allem die Kühe, aber auch Rehe, Hirsche, Pferde und allerlei Geflügel.

Zu Hunderten häuften sich diese Naturstudien an. Oft nicht mehr, als einige andeutende, aber vor allem die Bewegungen von Tieren unbedingt sicher festhaltende Striche, sind es in der Mehrzahl Zeichnungen und Ölstudien von ganz geschlossener Wirkung. Unsere farbigen Abbildungen sind alle nach solchen Kartons und kleinen Leinwandbildern angefertigt, von denen keines mehr als die doppelten Maße der Nachbildung hat. Einzelne, z. B. das „Pferd im Stall", sind ungefähr in Originalgröße wiedergegeben. Gerade diese Studien sind von einer Frische des Tones, einer Lebhaftigkeit des Vortrags, daß man unmittelbar vor die Natur versetzt wird. Man merkt es ihnen an, wie rasch der Künstler, der übrigens auch mit dem Aquarell meisterhaft umzugehen verstand, die Naturerscheinung erfaßte, wie scharf und schnell er alles Wesentliche in Form zu bringen verstand. Wir haben in diesen Studien Meisterstücke eines deutschen Impressionismus.

Nach diesen Studien schuf Ockel seine großen Bilder, die ihm einen guten Namen eintrugen und gern kunstsinnige Käufer fanden. Man kann ein Dutzend und mehr noch heute allein in Berliner Privatbesitz sehen, und überall haben die Besitzer diesen Bildern eine starke Liebe bewahrt. Es sind Bilder, die mit der Zimmerwand verwachsen, und deren Besichtigung einem zur Lebensgewohnheit wird, wie der Spaziergang ins Freie.

Ockel besaß ein scharfes Gefühl für die verschiedenen Forderungen von Studie und Bild. In jener von höchster Treue gegenüber dem Naturvorbild, fühlte er sich beim Gestalten eines Bildes als freier Schöpfer. Das Bild trägt in sich seine eigenen Gesetze. Die Füllung des vom Rahmen umspannten und so zu einer Welt für sich gemachten Raumes muß tiefer liegende Gesetze haben, als das einer besonderen Wahl des Naturausschnitts, in der übrigens Ockel als Mann von Geschmack auch in seinen Studien sehr glücklich ist. Daß unsere moderne Landschafterei zumeist dieses Bewußtsein verloren hat, daß auch die größten Landschaftsbilder meistens nur ins Umfangreiche gesteigerte



Brütende Fasanenhenne — Eduard Ockel

Studien sind, hat die übelsten Folgen nach sich gezogen, deren eine die Leere (die innere) der meisten Landschaftsbilder ist, die fast immer durch eine Verkleinerung des Formates gewinnen würden. Viel schlimmer aber ist, daß unsere Kunst auf diese Weise das Gefühl für Stil eingebüßt hat, womit jetzt als Rückschlag die gewaltsamen und die Natur vergewaltigenden Versuche, Stil zu gewinnen, zusammenhängen.

Jene künstlerische Freiheit und Selbstherrlichkeit gegenüber dem Naturvorbild ist kein „Korrigieren der Natur“. Wenn der Maler aus einer Waldstudie im Bilde einige Bäume wegläßt, um reicheres Licht zu haben oder den Raum zu vertiefen, nimmt er sich nicht der Natur, sondern dem Förster gegenüber eine Freiheit heraus, die nur dahin gesteigert wird, aus Elementen der Natur ein Neues zusammenzusetzen. Es ist leicht erklärlich, daß bei dieser „Komposition“ manches von der Frische der Studie verloren gehen kann, ja beinahe verloren gehen muß. Aber es werden dafür andere Werte gewonnen. Künstler und Kritiker neigen heute zu einer Überschätzung der Studie; der Umschwung zeigt sich aber bereits in der oben erwähnten Loslösung von jedem Naturvorbilde zugunsten eines rein stilistischen Bildschaffens. (Wir zeigen Ockels großes Bild „Pflügende Ochsen“ neben der Zeichnung zum lehrreichen Vergleich.)

So stand Ockel bei Kritik und Publikum in hoher Schätzung, um die er sich allerdings nur durch stetige stille Arbeit bemühte, als in den achtziger Jahren mit immer lauteren Tönen das Lob des französischen Impressionismus verkündet wurde. Er allein sei wirkliche Malerei, er nur besitze ein wahrhaft lebendiges Verhältnis zur Natur, in der Auslieferung an ihn beruhe das Heil. Man mag sich vorstellen, wie ein Ockel von diesem Treiben berührt wurde, der hier als ein Neues preisen hörte, was er von je geübt. Freilich nicht programmäßig, nicht mit dem Anspruch eines unerhört Neuen oder allein Richtigen, sondern als das Ausdrucksmittel, das sich ihm zur vollen Bewältigung der gewählten Aufgabe ganz von selbst eingestellt hatte. Auch mochte seiner guten künstlerischen Erziehung das billige Naturburschentum nicht zusagen, das im Grunde auf eine Verschleierung des Nichtskönnens hinauslief.

Er hätte kämpfen können, vielleicht kämpfen müssen. Denn sicher kannte und wußte er von den andern Malern, die gleich ihm unakademische Geister waren und in ihrer deutschen Art zur deutschen Natur ein Verhältnis gewonnen hatten, das dem entsprach, was den Franzosen ihr Impressionismus sein konnte. Aber vermutlich hätte er umsonst gekämpft. Hätte man hören und sehen wollen, so hätte ein Karl Buchholz zu Weimar nicht im Hungerwahnsinn sich aus dem Leben zu stehlen brauchen. Ockel hatte die Mittagshöhe des Lebens überschritten; seine Art war auch nicht der laute Kampf, das erkennt der erste Blick in sein Träumergesicht. Er hatte in der Natur das Auf und Ab des Lebens zu oft beobachtet, um sich gewaltsam dagegen zu sträuben. Wenn die Kritik ihn übersah, die Kunsthändler gleichgültig wurden, wenn sogar das Publikum mit der Mode seine Liebe wechselte, — nun, so ging er eben beiseite. Freilich, das Malen gab er nicht auf — er mußte ja auch atmen —, aber was ging fürderhin die Welt sein Kunstschaffen an! Immer mehr verbarg er sich und seine Kunst. So wurden beide vergessen, und sein Tod am

3. März 1910 weckte kaum ein Erinnern. Die eigenen Angehörigen aber standen in fassungslosem Staunen vor der Fülle der aufgehäuften Arbeit, die sich ihnen zeigte, als sie nach dem Tode des Künstlers das Atelier betraten, das selbst ihnen in den letzten Jahren unzugänglich gewesen war. Der wahre Künstler ist wie die Natur: er muß schaffen und hervorbringen, unbekümmert darum, ob einer da ist, der die Früchte in die Scheuer birgt.

* * *

„Der Maler der Mark"! Bei dem Worte denkt heute jeder unwillkürlich an Walter Leistikow. Das ist eine einseitige Bevorzugung dieses einen gegen andere Künstler und eine Ungerechtigkeit gegen die Mark. Es liegt mir gewiß fern, das Verdienst Leistikows herabzusetzen; aber, wie immer, ist eine derartige Wirkung nur durch eine gewisse Gewaltsamkeit erreicht worden. Leistikow hat die melancholische Größe der Mark stark erlebt; sie verkündet er in seiner Kunst selbst dort, wo hellere Lichter einen Schein von Heiterkeit verbreiten. Es ist nur ein Schein. Der früh vom Tode gezeichnete Mann barg in sich selbst eine tiefe Melancholie. Für sein Erleben an der Mark hat Leistikow einen Ausdruck gefunden, der etwas so Starkes und Überzeugendes hat, daß er als Stil wirkt. Ein Stil, dessen Formmittel die Beschränkung einer Vielartigkeit auf wenige große Linien und Farbenflächen sind, der darum ans Plakatmäßige streift. In der Tat fehlt Leistikows Naturauffassung und Darstellung jede Intimität.

Im intimen Erleben seiner Heimat liegt dagegen die Stärke Eduard Ockels. Nicht daß ihm das Empfinden für die melancholische Größe der Mark abginge. Unser Titelbild „Abend an einem märkischen See" ist voll dieser Empfindung, freilich mehr nach dem Sinnigen gewendet, das noch im Dämmer die Fülle der Töne sieht und die mannigfaltige Vielheit des Lebens in der mit dem Dunkel immer fester werdenden Massigkeit der Erscheinung zu lebhaft im Bewußtsein behält, um sie ganz preiszugeben. So liegt ein besonderer Reiz darin, wie sich vor die dichte Kiefernlinie im Hintergrunde von links die etwas hellere Landzunge mit Laubholz und davor noch von rechts die Matte mit einer Reihe einzelner Bäume vorschiebt. Ins dunkle Gewölk des nachtenden Himmels aber mischen die erloschenen Gluten des Sonnenuntergangs noch hundert belebende Töne.

Oh, diese Pracht der Sonnenuntergänge in der Mark! Welch glänzenden Reichtum gießen sie über das karge Land, und selbst die Nacktheit der Kiefernstämme erscheint in brokatenem Goldgewand („Abend im Grunewald", Einschaltbild). Aber auch Herbst und Frühling bewähren sich als Farbenkünstler in der Mark. Im Frühling scheint mit dem Dunst aus dem Boden der Fließe ein Violett an den Stämmen emporzuschleichen, das die kahlen Äste der Erlen umspielt, während das junge Grün der Birken auf die frühen Graspflöcke im Moorgrund abgefärbt hat („Erstes Birkengrün", Einschaltbild). Im Herbst ist der Himmel voll silbrig glitzernder Bläue, und die Seen lachen hell im Goldkranz von Wald und Schilf („Am Tegelersee im Spätherbst", Einschaltbild).

Auch Weite und Enge sind starke Seelenkräfte der märkischen Landschaft. Stehst du mitten im Geschiebe des von Heidekraut duftenden, von jungen Kiefern und Fichten bevölkerten Geländes, so bist du abgeschieden von aller Welt in einer

Einsamkeit, in der das ferne Hämmern eines Spechtes der stärkste Laut ist („Heide bei Sumt“, Einschaltbild). Dann wieder bietet sich dir von der nächsten Höhe ein Blick in so weite Fernen, daß dich die Sehnsucht mit raschen Flügelschlägen hinausträgt auf das Meer des Lebens, wohin der Fluß langsam, aber sicher auf gekrümmtem Pfade sich schlängelt („Oderbruchtal beim Zehdener Schöpfwerk“). Und die märkischen Seen, auf denen einsame Segel wie große Schwäne ziehn; die Dorfstraßen, die an den letzten armen Hütten vorbei unter schweren Baumkronen wie durch Tore ins Freie führen. Wie schön auch nuschelt sich solch märkisches Dorf in die flache Ebene hinein. Bäume und Hecken und der Park eines Herrschaftshauses werden wie eine schützende Decke um die Gehöfte und Häuschen zusammengezogen, so daß von ferne das ganze Dorf aussieht, wie ein einziges heimliges Anwesen („Neustadt a. d. Oder“, „Elbdamm bei Lenzen“, „Elbe bei Lenzen“).

Seine früh bewährte Begabung für das Bildnis hat Ockel später gar nicht mehr gepflegt; wir geben als Zeugnis für seine Fähigkeit der Menschendarstellung die lebensvolle Studie nach der „Frau mit dem blauen Tuch“. Um so hingebender



Pferd im Stall — Eduard Ockel



Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig

Nach einer Radierung von Kurt Kluge

Blick in die Krypta des
Völkerschlachtdenkmals



Nach einer Radierung
von Kurt Kluge

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig

Schon im Jahre nach dem ungeheuren Ringen um die künftige Gestaltung Europas, das zugleich die Geburtsstunde des neuen deutschen Reichsgedankens war, verlangte Ernst Moritz Arndt in einer kaum mehr bekannten, kleinen patriotischen Schrift: „Entwurf einer teutschen Gesellschaft" (Frankfurt 1814) ein Erinnerungsdenkmal auf dem Schlachtfelde bei Leipzig. Wie überhaupt in diesen Flugschriften, bewährte Arndt auch hier weitschauenden Blick und ein Sachempfinden, das aus den Urtiefen des Volkstums schöpfte. Die Stelle lautet:

„Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober des Jahres 1813 geschehen, darüber ist in ganz Teutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieses Denkmal errichtet werden soll, darüber werden die Stimmen gewiß ebenso verschieden lauten, als sie über das erste einig sind. Ein kleines, unscheinbares Denkmal, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, tut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig selbst auf irgendeinem Platz hingestellt, würde in seiner Armseligkeit von der großen Tat, wodurch die Welt von dem abscheulichsten aller Tyrannen und dem tückischesten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu sehr beschämt werden. Das Denkmal muß draußen stehen, wo so viel Blut floß; es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung heranzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber solches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geschick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Ähnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich schlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunst keine Äffereien anbringen und wogegen unser nordischer, allen Denkmälern so feindseliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tausend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und lasse sie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe auftürmen. Auf den Erdhügel werden Feldsteine gewälzt, und über diesen wird ein kolossales, aus Eisen gegossenes und mit mancherlei Anspielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrscher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt und mit Eichen bepflanzt. — Dieser Hügel, dieses Kreuz und diese Bäume wären zugleich ein echt germanisches und ein echt christliches Denkmal, wohin unsere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer teutscher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden Leichen begraben würden: ‚denn es ist der Besten würdig, in heiliger Erde zu ruhen'."

Es ist ein beredtes Zeichen für den müden Geist und die lähmende Gleichgültigkeit der Reaktionsperiode, daß Arndts zweiter Vorschlag nicht zur Ausführung gekommen ist, denn dazu hätte es ja wirklich keiner großen Geldmittel bedurft. Das Volk, das so begeistert die furchtbaren Lasten der Kriegssteuer auf sich genommen, hätte sicher willig den kleinen Frondienst für die Denkmalsarbeit geleistet. Dagegen darf man es als ein Glück ansehen, daß Arndts erster Vorschlag damals nicht zur Ausführung gekommen ist. Denn selbst wenn man die Geldmittel in reichstem Maße zusammengebracht hätte, so hätte uns doch, wie Arndt einsah, „das Geschick gefehlt, in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen". Oder der Sinn wäre zum mindesten ein fremder gewesen, der gerade an dieser Stelle hätte störend wirken müssen, auch wenn die Leistung an sich gut ausgefallen wäre. Auch die beste vaterländische Gesinnung kann über die

Fremdgeistigkeit eines Kunstwerkes nicht hinweghelfen; das Volk macht einfach nicht mit. Wir haben die Beweise dafür in den beiden Schöpfungen des in nationaler Hinsicht doch sehr großdenkenden Bayernkönigs Ludwig I., der Walhalla und der Kehlheimer Befreiungshalle, die trotz ihrer schönen Lage dem Herzen des deutschen Volkes fremd geblieben sind bis heute.

Gerade an solchen Bauwerken erleben wir es, daß Stil Ausdruck sein muß und nicht überkommene Form. Man kann darüber so lange hinweggetäuscht werden, als es sich um bauliche Aufgaben handelt, deren Zweckbestimmung, deren Einstellung in unser Leben nicht durchaus neuzeitig ist, sondern sich leicht mit der Vergangenheit verknüpfen läßt. Das ist vor allem beim Kirchenbau der Fall, und darum gibt es bis heute auch unter den Kunstempfänglichen viele Leute, die im Kirchenbau nur den romanischen und gotischen und allenfalls den Renaissancestil passend empfinden, jede neugeistige Lösung dagegen als subjektiv willkürlich ablehnen. Soll dagegen ein starkes neues Erleben, das unserer Zeit gehört und das Gesamterleben diese Zeit und nur dieser Zeit zur Voraussetzung hat, seinen baukünstlerischen Ausdruck finden, so muß dafür eine Form gewählt werden, die aus dem Geiste dieser Zeit heraus geschaffen ist und infolgedessen auch zum Herzen dieser Zeit sprechen kann.

Das große Geschehnis gebietet für das ihm gewidmete künstlerische Denkmal vor allem Monumentalität. Wir wollen beim Künstler in schlackenloser Klarheit den Geist der Größe wirken sehen, durch den jenes gewaltige Geschehen zustande gekommen ist, selbst wenn sich in der Wirklichkeit eine Masse von Kleinlichkeiten des Tages daran knüpften. Gerade darin liegt ja die Überlegenheit des Kunstwerkes, daß es von kleinlichem Beiwerk frei sein kann. Nun hat es aber niemals eine Zeit gegeben, in der der deutschen Architektur und Plastik so ganz der Geist wirklicher Monumentalität verloren gegangen war, wie die ersten acht Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts. Hier hatte man sogar das eingebüßt, was dem politisch so traurigen siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verblieben war: den Sinn für die äußere Wirkung der Silhouette.

Der überzeugende und leider sehr dauerhafte Ausdruck dieser Ohnmacht zur Monumentalität sind unsere sogenannten Monumentaldenkmäler, die in Wirklichkeit bloß Kolossaldenkmäler sind. Dadurch, daß man eine Menschengestalt in ungeheuren Maßen darstellte, glaubte man sie monumental zu machen. Nun wirkt Naturtreue nur dann künstlerisch, wenn sie den Eindruck der Lebenstreue erweckt. Sobald dieser Eindruck gestört wird, erhebt sich in uns der Widerwille oder jener überlegene Humor, den das Märchen immer gegenüber Riesen bewahrt. Man hätte auch hier vom Volksmärchen lernen können, das nirgendwo für die Kolossalgestalt Verehrung oder Bewunderung aufbringt. Und so macht denn keine dieser Kolossalgestalten von der Bavaria Schwanthalers an bis zur Germania auf dem Niederwald einen wirklich großen Eindruck, keine ist monumental, und selbst Bandels Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald dankt seine stärkere Wirkung nur dem günstigen Standorte. Einmal freilich habe ich einen gewaltigen Eindruck von diesem Denkmal empfangen, als ich es in dickem Nebel sah. Da ragte es in gespenstischer Größe empor, alle Einzelheiten waren verschwunden, jeglicher Realismus war aufgehoben. Was dort geheimnisvoll ragte, war das freie Gebilde einer selbstherrlichen Schöpferhand.

Langsam hat sich unsere Kunst das Urempfinden für Stil wieder zurückgewonnen. Vielleicht dank jener Stilwissenschaftlichkeit, die neue Kirchen so „stilgetreu" aufbaute, daß selbst der Kunstkenner sie im ersten Augenblick für alte Bauwerke halten konnte, und die dann in die Theatralik der ausgebauten alten Ruinen und ganz „stilgerecht" wieder hergestellten Bauwerke und Innenräume aus alter Zeit verfiel. Da mußte sich das gesunde Empfinden auflehnen. Es konnte wirklich nicht die Aufgabe der Kunst, es konnte überhaupt nicht Kunst sein heute Bauwerke so hinzustellen, als ob sie vor soundsoviel hundert Jahren errichtet worden wären. Und gerade der wahre geschichtliche Sinn mußte sich gegen diese Art auflehnen; denn überall sah man, wie die ob ihrer künstlerischen Stärke nachgeahmten Zeitalter niemals ein

anderes Verhältnis anerkannt hatten, als die Pflicht, die gestellte Aufgabe aus dem eigenen Empfinden heraus mit den besten Mitteln der eigenen Zeit auszuführen.

Die ungeheuren Forderungen, die die gewaltig gesteigerte Industrie und Technik für ihre Riesenwerke an die Architektur stellte, ließen sich mit den alten Mitteln nicht mehr erfüllen. Hier waren auch Auftraggeber, die sich durch schöngeistige Gründe nicht von der Grundforderung der Zweckmäßigkeit abbringen ließen. Auch hier bewährte sich Goethes Wort, daß, wenn wir uns bedingt fühlen, wir auch frei werden. Die Zweckarchitektur wurde es zuerst und wurde es dadurch, daß sie sich den Bedingungen unterwarf, die der Zweck aufstellte. So hatte hier wieder einmal der Gedanke gesiegt über die Form, in der Art, daß er sich die ihm gebührende Form schuf.

Der gleiche Geist begann nun auch für das freie, keinem kunstfremden Zweck dienende Denkmal Geltung zu gewinnen. Otto Rieth war wohl der erste, der durch seine Skizzen wieder die Augen öffnete für die Lebensbedingungen des Monumentaldenkmals. Er empfand aus dem Geiste der Architektur heraus und betonte die Wirkung der Mauermasse, der großen Fläche. Das Ornament bis zur höchsten plastischen Form hat nicht die Aufgabe, diese Massigkeit zu verhüllen, sondern dadurch zu steigern, daß es an wohlberechneter Stelle angebracht seine eigene Wirkung gewinnt, gleichzeitig aber die Größe der Fläche noch betont, ihre Wucht vermehrt.

In die Wirklichkeit umgesetzt hat diesen Gedanken des Monumentaldenkmals **Bruno Schmitz**. Der Tod Kaiser Wilhelms I. brachte die große Aufgabe, mit dem Herrscher den neuen deutschen Reichsgedanken zu feiern, ein Gedanke, der Monumentalität bot und der durch noch so viele Sinnbilder und Allegorien nicht in einer Weise zu lösen war, die gerade das Einheitliche betont hätte. Das Berliner Denkmal von Reinhold Begas zeigte diese Ohnmacht in so schroffem Maße, daß selbst die gute Architektur der zusammenfassenden Bogenhalle (von Halmhuber) die bunte Vielheit des Denkmals nicht zusammenzubringen vermochte.

Was so selbst in der engen städtischen Umrahmung versagen mußte, kam natürlich erst gar nicht in Betracht für Denkmäler in der freien Natur. Vor neuen Kolossaldenkmälern war man wohl durch die Erfahrung mit der Niederwald-Germania geschützt. So kam es, daß die Entwürfe von Bruno Schmitz für die Denkmäler auf dem Kyffhäuser, dem Rheineck bei Koblenz und an der Porta Westfalica mit einer Begeisterung aufgenommen wurden, wie sie sonst so neuartigen Kunstleistungen nicht zuteil wird. Man wird gegen Schmitz Einzelheiten geltend machen können, man braucht ihn nicht unbedingt als großen formalen Neuschöpfer anzuerkennen. Aber der Geist der Monumentalität lebt in ihm. Er war ganz frei von überkommenen Stilgesetzen, so wenig er ihren Stilformen aus dem Wege ging. Aber er verwendete sie frei nach seinem Belieben, durchaus als Mittel zur Erzielung eines großen einheitlichen Eindruckes. Er verzichtet bewußt auf die Mannigfaltigkeit und den Reichtum an Einzelheiten. Ein einfacher einprägsamer Umriß und dann eine sorgsam abgewogene Verteilung der Massen. Den Eindruck der Größe gegenüber der umliegenden Natur gewinnt er durch diese sorgsam erwogene Betonung des Umrisses und die weise Abwägung der Größenverhältnisse. Die Umgebung selbst muß die Mittel dazu bieten, daß man die Größe des Menschenwerkes erkennt.

Seine größte Aufgabe erhielt Bruno Schmitz im Denkmal für die Völkerschlacht bei Leipzig, und man wird ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er sich der Aufgabe würdig gezeigt hat, auch dadurch, daß er dem Reichtum des Gedankens entsprechend nach einer Bereicherung der Kunstform strebte und in bedeutsamstem Maße die Plastik zur Mithilfe aufrief.

Auch in der **Bildnerei** hatte sich inzwischen der neue Geist durchgesetzt. Daß Monumentalität nicht an die Größe der Form gebunden, sondern ein Geistiges ist, das auch im äußerlich kleinen Werke leben kann, sei hier, um Mißverständnissen zu begegnen, vorausbemerkt. Das hindert nicht die Tatsache, daß für das öffentlich aufgestellte Bildwerk auch die Größe der Form Bedingung ist, und daß gerade hier am öffentlichen Standorte der Eindruck der Monu-

mentalität nur dann zu erzielen ist, wenn sich das plastische Werk als Größeneindruck behauptet. Es hat sich nun wohl die Empfindung allgemein durchgesetzt, daß die einfache Vergrößerung menschlicher Formen allein dazu nicht ausreicht. Wir müssen entweder diese menschlichen Gestalten so mit massiger Architektur zusammenbringen können, daß sich dauernd der ungeheure Größenmaßstab einprägt, oder wir müssen für die Gestalt selbst eine massige Form finden. Für das letztere haben wir ein gutes Beispiel in Hugo Lederers Hamburger Bismarck-Denkmal, wenn auch die Durchführung der ursprünglichen Größe des Gedankens nicht standhält. Hugo Lederer ist ein Schüler von Christian Behrens, der als der geistige Vater dieser plastischen Auffassung zu bezeichnen ist und im deutschen Geiste mit überragender Größe das anstrebte, was durch den Franzosen Rodin vielfach in falsche Bahnen gelenkt worden ist. Leider hat Behrens die Aufgaben nicht gestellt erhalten, für die er berufen war. Nur das Relief am Treppenaufgang des Leipziger Völkerschlachtdenkmals mit seinen Riesenmaßen von sechzig Meter Breite zu achtzehn Meter Höhe wird der Zukunft künden, was dieser Künstler vermocht hätte, wenn man rechtzeitig seine überragende Größe erkannt hätte. Noch war es bislang dem Besucher des Leipziger Denkmals nicht möglich, einen ungestörten Eindruck dieses Bildwerkes zu gewinnen, da es von Gerüstbauten immer wieder verhüllt war. Aber das eine konnte man auch so erkennen, daß das Werk einzig dasteht in der Beherrschung der weiten Flächen, und daß es einen beglückenden Reichtum gedanklichen Inhalts und formaler Schönheit verbindet mit einer gleich beim ersten Anblick zu erfassenden Größe.

Nicht mit der gleichen Überzeugungskraft wirkt auf mich die plastische Arbeit Franz Metzners. Freilich auch hier wird man erst nach der Vollendung und der Freilegung vom störenden Gerüst den entscheidenden Gesamteindruck gewinnen können. Aber ich habe das Gefühl, daß bei Metzner (entgegen Bruno Schmitz) die Größe nicht innere Anlage, sondern erzwungene Leistung des Kunstverstandes und eines starken Wollens ist. Seine Symbolik hat etwas Spielerisches, und die Riesenmasken, die als Pfeiler in der Krypta die Galerie tragen, sind doch letzterdings auch nur unmäßige Vergrößerungen eines kleinen Gedankens. Es wirkt seinerseits wie ein Symbol, daß auch bei den vier gewaltigen Figuren der Tatkraft, Opferwilligkeit, Glaubensstärke und Begeisterung, die die mittlere Galerie des Innenbaues beherrschen, die Köpfe zu klein wirken im Vergleich zu den massigen Gliedern. Und doch war der deutsche Freiheitskrieg vor allem ein Werk des Geistes. Doch läßt sich darüber vielleicht hinwegkommen, und, ich betone es noch einmal, zu einem abschließenden Urteil berechtigen die bislang stets gestörten Eindrücke den Besucher nicht. Was mich im Innersten befremdet, ist der undeutsche Typus dieser Gestalten; er beeinträchtigt mir auch den sonst starken Eindruck, den draußen am oberen Bau des Denkmals die zwölf Kriegergestalten als Hüter der Freiheit machen. Es ist leicht zu erkennen, daß die Bildung der Nase aus der Absicht, den Kopf in die Rundform zu bekommen, so gehalten ist. Aber im Verein mit der dicken Wulstung der Augenjochbeine kommt in all diese Gesichter ein durchaus undeutscher Charakter. Nun sind wir ja seit einigen Jahren in unserer Architekturplastik daran gewöhnt, überall assyrische, ägyptische, semitische, nur eben nicht deutsche Züge zu finden; aber gerade hier beim Denkmal der deutschen Freiheitskämpfe?! Ich kann mir nicht denken, daß auch nur eines dieser Gesichter vom deutschen Besucher im Herzen mit fortgenommen wird.

Ganz gewaltig ist der architektonische Eindruck des Denkmals. Es beherrscht mit seinen Riesenmaßen von neunzig Metern Höhe die weite flache Landschaft und wird auch noch in nähere Raumwirkung zur Stadt kommen, wenn erst die beabsichtigten Straßenzüge durchgebrochen sind. Der Aufbau ist majestätisch, die Silhouette in ihrer wuchtigen Einfachheit unvergeßlich. Nicht minder stark wird, wie ich glaube — denn auch hier konnte man bis jetzt keinen ungestörten Eindruck gewinnen —, der sechzig Meter hohe Innenbau wirken. Die dreifache Gliederung dieses gewaltigen Hohlraumes wächst organisch empor und erhöht noch den durch die Größenmaße erzeugten Eindruck der Feierlichkeit.



So ist denn Arndts Wunsch in einem Größenmaßstabe erfüllt, den der große deutsche Volksmann sicher nicht zu träumen wagte. Das deutsche Volk und die deutsche Kunst dürfen auf dieses Werk stolz sein. Möchte nun Arndts Gedanke auch in der Hinsicht noch Erfüllung finden, daß „das Land rings um den Hügel für ein geheiligtes Land erklärt und mit Eichen bepflanzt werde". Könnte dann selbst Arndts Gedanke, daß dieser Eichenhain eine Ehrengrabstätte für große deutsche Männer wird, nicht erfüllt werden, so wäre dem Denkmal doch die schönste Umrahmung geschaffen, in der es erst die Größe seiner Maße zeigen könnte, die andererseits auch den Besucher aus der flachen Umwelt herauslösen und in die Weihestimmung versetzen würde, mit der der Deutsche diese Erinnerungsstätte der großen Taten seiner Ahnen betreten sollte. St.



Zu unseren Bildern

Die Radierungen, die Kurt Kluge vom Völkerschlachtdenkmal in Leipzig geschaffen, sind nicht „Illustrationen", sondern die Wiedergabe künstlerischer Eindrücke. Man erkennt, wie auch für diesen Künstler das Empfinden der Monumentalität alles andere überwog. Ganz anders, als die Photographie es vermöchte, gibt der Radierer die gewaltige Silhouette. Die geheimnisvolle Stimmung der Krypta wie die stumme Größe der Wächter an der Denkmalskuppe sind dem jungen Künstler, auf dessen Schaffen wir schon im letzten Januarheft des Türmers hingewiesen haben, überzeugend gelungen.

Über den in Paris lebenden russischen Bildhauer Nahum A r o n s o n wird der Türmer demnächst eine eingehende Würdigung bringen. Wir geben in diesem Hefte seine Plastiken „Rußland" und „Tolstoi", als Seitenstücke zu Leonid Semenows Erzählung „Die Hinrichtung". Die Statue „Rußland", weil sich in dieser Personifikation die Eigenschaften der großen Sehnsucht und der Müdigkeit zur Tat ausdrücken, durch die Verhältnisse möglich sind, wie sie die Geschehnisse der Erzählung zur Voraussetzung haben. Tolstois Kopf gehört dazu, weil sein Geist über alledem schwebt. Man kann auch in der Statue „Rußland" seine Züge erkennen. Dann aber steht Tolstoi noch in näherem Verhältnis zu Semenows Erzählung, der er an die Öffentlichkeit verhalf mit einem am 23. Juni 1908 an den „Europäischen Boten" gerichteten Schreiben, dessen Wortlaut hier folgt: „Ich übersende Ihnen ein Bruchstück einer Erzählung von Leonid Semenow. Meiner Ansicht nach ist dies ein Erzeugnis, das Beachtung verdient, sowohl was die Tiefe der Empfindung als auch was die Kraft der künstlerischen Darstellung anlangt. Es wäre gut, wenn es gedruckt würde, und zwar möglichst bald. Diese meine Bitte um möglichst baldigen Abdruck erinnert mich an ein Gespräch, das ich vor sehr langer Zeit mit Ostrowski hatte. Ich hatte damals ein Theaterstück geschrieben, „Eine verseuchte Familie", las es ihm vor und sagte, ich hätte den Wunsch, es möglichst bald gedruckt zu sehen. Er antwortete mir: „Na, fürchtest du denn, daß die Menschen vernünftiger werden?" Diese Worte waren durchaus am Platze mit Bezug auf meine schlechte Komödie; aber im vorliegenden Falle ist es doch eine andere Sache. Jetzt muß man dringend wünschen, daß die Menschen vernünftiger werden und diese schrecklichen Vorgänge ein Ende finden, wiewohl man sich darauf keine Hoffnung machen kann, und jedes freimütige Wort, das die Empörung über das gegenwärtige Verfahren zum Ausdruck bringt, ist meiner Ansicht nach von Nutzen."





Die Freiheitskriege im Spiegel der Musik · Von Prof. Arthur Egidi
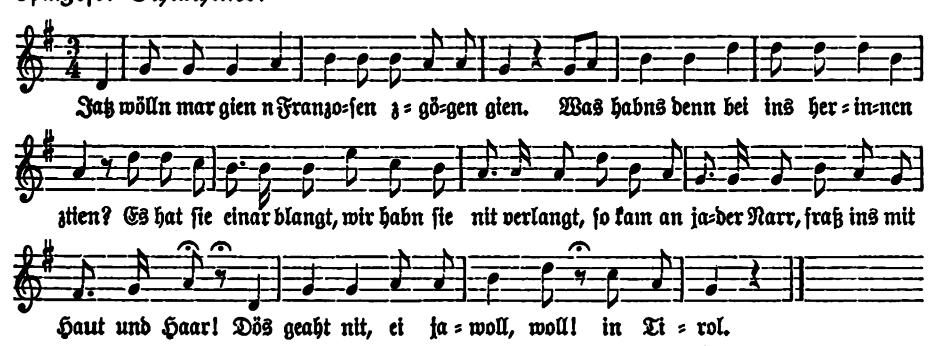
Der Anteil der Musik an den Freiheitskriegen mit ihren Ursachen und Erfolgen äußert sich nach drei Richtungen hin. Zunächst als Ausdruck der Freiheits i d e e; ferner als Ausdruck der durch die K r i e g s - e r e i g n i s s e ausgelösten Stimmungen; drittens als V e r h e r r - l i c h u n g d e r S i e g e durch oratorische Werke, Schlachtmusiken, melodramatische und dramatische Tonstücke.

Die Idee der Freiheit in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen hatte schon zur Revolutionszeit in weit verbreiteten Liedern ihren Ausdruck gefunden, z. B. in den bösartigen Versen des „Ah ça ira", als deren Schöpfer ein Pariser Straßenmusikant Ladré gilt, der sie wohl oder übel einem bekannten Kontertanz „le carillon national" anpaßte, den er den Passanten einer Brücke unaufhörlich vorgegeigt hatte. Die etwas gewöhnliche Melodie konnte bei einem Umfang von zwei Oktaven nicht eigentlich gesungen, sondern nur gejohlt und gepfiffen werden; hierdurch wurde sie um so fürchterlicher, als der Pöbel mit dem „Ah ça ira" die Hinrichtungen begleitete, indem er die Guillotine umtanzte. Dies hinderte jedoch nicht die Verbreitung der Melodie auch in höheren Kreisen.

Die Idealvorstellung von Freiheit spricht hingegen aus dem wenige Jahre später entstandenen Trinkliede deutscher Studenten, dessen Weise hier nicht nach den Kommersbüchern, sondern nach einer im Jahre 1879 von mir erlebten Wiedergabe folgt. Den schattigen Spreewald durchfuhr damals ein Dutzend Kähne, begleitet von einer kleinen Jägerkapelle, die das Lied rein und in edlem Ausdruck vortrug. Mählich weckten die feierlichen Klänge den Gesang der Lauscher, der nun den schönen Wald durchflutete. Einfache, bürgerliche Leute waren es, die hier eine feierliche Anteilnahme an Gedanken und Stimmungen des Liedes der Gebildeten bekundeten. (Notenbeilage Nr. 1.)

Während das neue Freiheitsideal die allerstärkste Antriebskraft zum Auf-

schwung des deutschen Geisteslebens war, brachten zunächst die Kämpfe selbst mit Deutschlands Niederlagen den Niedergang aller realen Lebensformen. Aber jeder neue Kampf gegen die drohende Unterdrückung beflügelte trotz vorangegangener Niederlagen die Hoffnungen aufs neue und stimmte die Seele zum Gesange. 1796 widmete Beethoven der Landwehr einen „Abschiedsgesang an Wiens Bürger“ und veröffentlichte 1797 ein „Kriegslied der Österreicher“. (Vgl. „Beethovens sämtliche Lieder“, Nr. 39, 40. Breitkopf & Härtel.) Im gleichen Jahre entstand Joseph Haydns unvergängliches: „Gott erhalte Franz den Kaiser“, ebenso das Spingeser Schlachtlied.



Im Norden war, unabhängig von dem Kämpfen, die Weise zu Schillers: „Wohlauf Kameraden“ für die Aufführung des „Wallenstein“ entstanden; mit dieser glücklichen Eingebung des Dr. jur. Zahn aus Hirsau wurde der Geist Schillers zum Schutzpatron der Freiwilligen, die später unter dem Gesang des „Wohlauf“ nach Breslau zogen. 1797 starb auch Christian Gottlob Eidenbenz, dessen Weise zu Franz Karl Hiemers Kriegslied: „Schön ist's“ vom Jahre 1795, die Freiheitskämpfer begeistern sollte (Notenbeilage Nr. 2). Noch hatten die Niederlagen nicht zu dem tiefsten Fall geführt, als Arndt seinen Weckruf von 1801 erschallen ließ:

Du Land der Eichen, wo das Ja ertönet,
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegest du verhöhnet!
Du Kriegerin, wie blickst du abgewandt!
Die einen Weg zu Romas Schicksal fand,
Du Pflegerin der Tapfern und der Guten
Weinst Tränen in des fremden Rheines Fluten?

Noch konnte Beethoven 1803, als S. Contessa bereits seine „Warnung an Napoleon“ ertönen ließ, den Sohn der Revolution als den Herold ersehnter Freiheit mit der unsterblichen „Eroica“ feiern. Aber bald wurde der Meister seiner Täuschung inne und durchriß das Titelblatt, das die Namen Ludwig Bonaparte — Ludwig van Beethoven trug. Ohne Erfüllung ethischer und vaterländischer Ideale mochte sich Deutschlands großer Sohn Heldentum und Freiheit nicht denken. Dem Prinzen Louis Ferdinand war es noch vergönnt, seine Seele zu laben an den Klängen dieser Gigantomachie, ehe er im verfrühten Freiheitskampfe den Tod fand.

Ein schlichtes Soldatenlied von 1806 zur älteren Volksmelodie: „Ich klage dir, o, Echo hier", bekundet die Trauer um den gefallenen Helden (Notenbeilage Nr. 3).

Das Jahr 1807 bringt zahlreiche Gesänge auf Schill und seine Kampfesgenossen. Erwähnt sei das Lied eines Mitkämpfers: „Ich habe den Schill mit Augen gesehen", ebenso Arndts: „Es zog aus Berlin ein tapferer Held", beide nach der alten Volksmelodie: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus." Ein Soldatenlied auf Schills Tod fand seine eigene Weise (Notenbeilage Nr. 4). Unterdessen sangen die Verteidiger von Kolberg inmitten aller Schrecknisse: „Seid lustig ihr Brüder", die Variante des Liedes von 1793 auf „die Belagerung von Landau" (Notenbeilage Nr. 5). Im feindlichen Bayernheer sang man das Lied: „Auf Brüder, auf nach Österreich", dessen inhaltslose Hurrastimmung schon andeutet, daß der Kampf gegen deutsche Brüder nicht mit ganzem Herzen geführt wurde.

Die Literaten der nördlichen Bezirke hatten in die Tonart Arndts eingestimmt und die Gemüter mählich auf den Kampf vorbereitet. Zu nennen sind: Elisa von der Recke, Schmidt von Lübeck, Lappe, Christine Westphalen, Varnhagen von Ense, Müchler, Kotzebue, Hanstein, Zimmermann, O. F. A. Vogel, Kanngießer, Staegemann, Gubitz, vor allen H. von Kleist, Achim von Arnim, Schenkendorf, Wilhelm und Friedrich von Schlegel. Einen nennenswerten Einfluß auf die musikalische Reproduktion übten sie so wenig, wie die österreichischen Dichter Georg Paul Binder, Karoline von Pichler, Schleifer, Kumpf, Perinet, denen sich mit seiner Übersiedelung nach Wien Friedrich von Schlegel anschloß.

Selbst Joseph Collins „Lieder der österreichischen Wehrmänner", obwohl sie für den Gesang bestimmt waren, scheinen in Österreich nicht gesungen zu sein. Ein Entwurf Beethovens zu dem Liede: „Österreich über alles", konnte hieran nichts ändern. Eine Komposition zu dem „Eidschwur" findet sich erst 1813 in den von Friedrich Ludwig Jahn herausgegebenen deutschen Wehrliedern. Auch die Spanne Zeit zwischen dem Siegesjubel von Aspern und der Niederlage von Wagram war zu kurz, um musikalischen Widerhall wecken zu können. Erk-Böhme behauptet allerdings, daß die später auf Arndts: „Was blasen die Trompeter" übertragene Weise im Kampfesjahr 1809 zu einem Tirolerlied auf Speckbacher erstmalig gesungen worden sei. Beethoven fachte mit dem für die böhmische Landwehr bestimmten, in Preußen später als „Yorksches Korps" bekannt gewordenen Marsch die Begeisterung der Krieger wach. Sein großes Schaffen erhob sich über die Ereignisse von 1809, denn die im Januar erstmalig dargebotene C-Moll-Symphonie verkündete bereits ein zeitloses Freiheitsideal, die Freiheit des Individuums gegenüber dem Schicksal.

Gleichzeitig war Druck und Gegendruck der politischen Verhältnisse im Norden so stark geworden, daß Friedrich von Schlegels bekanntes „Gelübde" (Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich Vaterland zu retten), von der preußischen Zensur verboten wurde. Es war gleich vielen Gesängen der Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Körner, zum Singen nach einer allbekannten Choralmelodie bestimmt.

Im Norden erklingt 1810 in Schmidt von Lübecks Lied „Vom alten deutschen Meer umflossen", das Verlangen nach Einigung aller Deutschen in der Abwehr der schmachvollen Fremdherrschaft. Der Urheber der kräftigen Weise ist nicht bekannt

geworden (Notenbeilage Nr. 6). Die Hofer-Tragödie von 1810 besingt ein schlichtes Tirolerlied (Notenbeilage Nr. 7). Im gleichen Jahre veröffentlichte Friedrich Lange sein bekanntes Lied: „Es heult der Sturm", dessen Melodie von Wilhelm Schneider († 1811) herrührt (Notenbeilage Nr. 8). Der sich mählich entwickelnden Kampfeslust entsprach Uhland mit der Umdichtung eines älteren Volksliedes: „Ich hatt' einen Kameraden", dessen Volksweise Silcher vorgelegen haben dürfte, als er die seinige modelte. Auch begrüßte Uhland mit seinem „Jung-Siegfried" 1812 die Turner, welche das Lied zur alten Volksmelodie: „Es stand eine Linde im tiefen Tal" sangen. Mächtiger noch rief gleichzeitig Arndt die Begeisterung für den Kampf wach mit dem Liede: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", welches bald die bekannte Weise Methfessels (1784—1869) hervorrief. Schenkendorfs „Freiheit, die ich meine", fand seine Weise etwas später. Urheber derselben ist der Konsistorialrat Grooß.

Mit dem Rückzuge Napoleons aus Rußland 1812 setzten die zahlreichen Spottlieder ein, von denen unsere Notenbeilage (Nr. 9) eines in Wort und Melodie bringt. Die meisten Spottlieder wurden bekannten Volksweisen angepaßt. Einen unvergeßlichen Ton fand der Primaner Friedrich August in seinem Gedicht: „Mit Mann und Roß und Wagen." Die von Erk als Volksweise bezeichnete Melodie folgt in Notenbeilage Nr. 10 mit einer geringfügigen Abänderung seiner offenbar mißverstandenen Notierung, welche sich ohne Tonvarianten nicht allen Strophen anschloß.

Ostern 1813 erscheinen mit den „neuen Wehrliedern für das Königlich Preußische Freikorps", herausgegeben von Friedrich Ludw. Jahn, neue Weisen in ein- bis zweistimmigem Satz, welchen je eine Textstrophe beigefügt ist. Leitgedanke ist ein Ausspruch Heinrichs des Löwen: „Kampf ohne Sang hat keinen Drang." Die eigentlichen Textbücher ohne Noten enthalten sämtliche Strophen der Lieder Arndts. „Was ist des Deutschen Vaterland" eröffnet die Sammlung in der Weise eines ungenannten Komponisten, vermutlich Zelters. Sicher ist das Lied in dieser spartanischen, scharf umrissenen Weise von den vorherrschend gebildeten Gliedern des Freikorps gesungen worden. Vorausnehmend sei erwähnt, daß Arndts Gedicht erst am 15. April 1814 erstmalig in einem Konzert bei Gelegenheit einer Wohltätigkeitsaufführung im Königlichen Schauspielhause, und zwar in der Vertonung von Meyerbeer, erschien. Diese Weise, wie auch diejenige von Zelter und dem preußischen Geheimsekretär Moritz (Schlesinger), blieb ohne nachhaltige Wirkung, denn 1815, bei Gründung der Deutschen Burschenschaft zu Jena, wurde das Gedicht mit der Melodie von Johannes Cotta (1797—1884), damaligem Theologiestudierenden, gesungen. Später errang die Männerchorweise Gustav Reichardts die Palme der Beliebtheit, bis der Komponist die Ablösung des Liedes durch „Die Wacht am Rhein" im Jahre 1870 persönlich erlebte. Noch drei weitere Stücke (Notenbeilage Nr. 11, 12, 13) aus den „Wehrliedern" nehmen sich vorteilhaft aus.
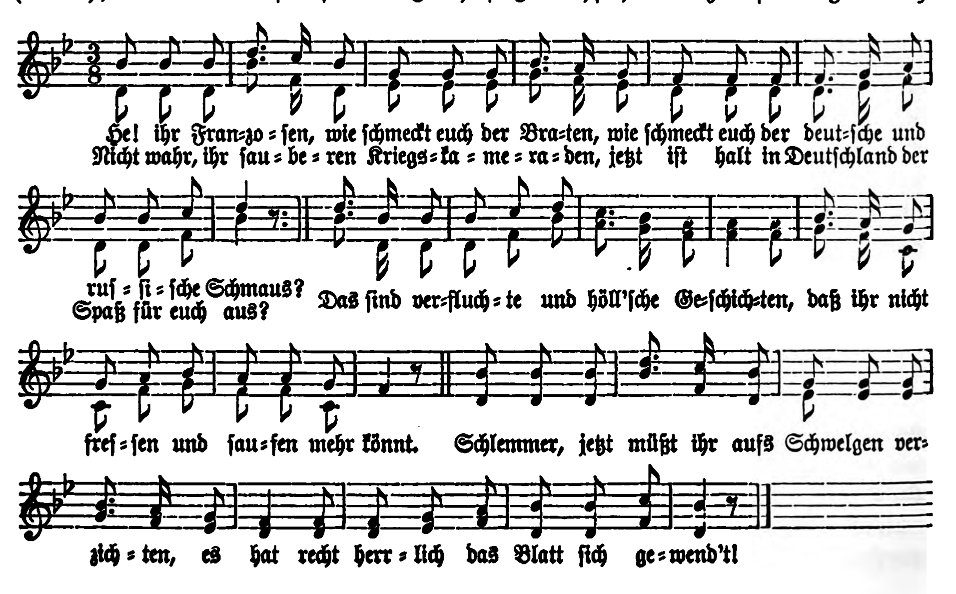
Nun folgt die Lyrik sorgsam den Ereignissen, aber wieder allermeist in Anlehnung an ältere, allgemein bekannte Melodien. Zur Weise des alten, damals aus Italien importierten Dessauer Marsches erklang das „Aufgebot 1813". „Frisch auf zu fröhlichem Jagen", von de la Motte Fouqué, machte die heute in allen Schulgesangbüchern enthaltene altfranzösische Weise lebendig, der allerschönsten eine in unserem Volksliederschatz. Sie rief im folgenden Jahre Schen-



kendorfs Lieder: „Erhebt euch von der Erde“ und „Wenn alle untreu werden“ hervor. Daniel Schubarts Melodie: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark“ läßt ein neues Lied entstehen: „Auf, auf ihr Preußen und seid stark.“ In der Kirche zu Rogau in Schlesien wird am 20. März das preußische Freikorps eingesegnet, wobei man Körners Lied: „Wir treten hier im Gotteshaus mit frommem Mut zusammen“ zur Choralmelodie: „Herr, wie du willst, so schick's mit mir“ singt. Körners Gedicht: „Schlacht, du brichst an“ wird zur alten Weise von 1791: „Feinde ringsum“ gesungen, die von Ludwig Traugott Gläser, Kantor zu Weißenfels, herrührt. Andererseits wird G. A. Bürgers: „Mit Hörnerschall und Lustgesang“ in Jahns Wehrliedern mit einer Weise Zelters ausgestattet, welche nur den Anfang der heute noch bekannten Volksweise übernimmt, sich aber nicht durchsetzt.

Nach dem Siege von Lüneburg am 2. Mai erklingt zur Volksweise: „Hier sitz' ich auf Rasen“, Fouqués: „Der Feind ist geschlagen“ (Notenbeilage Nr. 14). Zur Weise: „O Straßburg“ singt man: „O Lützen, o Lützen, du altberühmte Stadt“, mit dem Abschluß: „Tät keiner was gewinnen, in Sach' und Streit besiegt, der Tag blieb unentschieden und keiner unterliegt.“ Schenkendorf wählt für sein Gedicht auf Scharnhorsts Tod: „In dem wilden Kriegestanze“, die herrliche Heldenweise: „Prinz Eugen, der edle Ritter“ vom Jahre 1717. Bei Beendigung des Waffenstillstandes ertönt Körners: „Das Volk steht auf“ zur alten Melodie: „Lille, du allerschönste Stadt“, von 1708, welcher u. a. Karl Maria von Weber im folgenden Jahre eine neue an die Seite setzte. Die Soldatenpoesie bemächtigt sich der Weise: „Es kann uns nichts Schöneres erfreuen“ in den Schlachtliedern für Kulm: „Frisch auf und Sieg geblasen“, und Wachau: „Und als wir vor Leipzig sein kommen.“

Ein preußisches Soldatenlied auf die Schlacht bei Leipzig zur Volksweise: „A Schüssla und a Raindel“, mit angehängtem Hurrarefrain bringt unsere Notenbeilage (Nr. 15); ein anderes auf Napoleons Flucht folge nachstehend in zweistimmigem Satz:



Die Stimmung im Lager der Rheinbündler kennzeichnet ein nach der Weise: „Guter Mond du gehst so stille" zu singendes Gedicht „An König Max", der ermahnt wird, endlich zu den Verbündeten überzugehen. Daß es dazu gekommen, bestätigt das bayerische Soldatenlied: „O Kaiser Napoleon, du großer Potentat, wie sind wir deines Dienstes so überflüssig satt." Das Bombardement von Hanau am 29. Oktober wird gebührend besungen: „General Wrede schön, schickt seinen Trompeter hinein." Arndt besingt die Taten Blüchers in seinem bereits genannten, noch heute die Jugend begeisternden Liede: „Was blasen die Trompeten." Lustig klingt es im Studentenkreise: „Ihr Franzosen, geht nach Haus" (Notenbeilage Nr. 16) Mehrere bayerische Soldatenlieder begleiten die folgenden Ereignisse, darunter die Schlacht bei Brienne (1. Februar 1814). Ein fliegendes Blatt zeugt von der Stimmung beim Marsch auf Paris. Vorteilhaft sekundiert dabei die reizende Volksmelodie: „Mädchen, hast du Lust, zu trutzen." (Vgl. Notenbeilage Nr. 17.) Das Jahr 1814 bringt auch das: „Hinaus in die Ferne", in Wort und Weise eine köstliche Gabe des bereits genannten Rudolstädter Kammermusikers Albert Methfessel, welcher, sein Lied zur Gitarre singend, den Schwarzburger Freiwilligen voranschritt. Ebenso ertönt 1814 erstmalig das Freimaurerlied: „Der König rief, und alle, alle kamen", von Heun (Clauren), mit Musik von Philippsborn.

So fehlt es bis 1815 keineswegs an neuen Melodien, wenngleich der Reichtum der verwendeten älteren Volksweisen oder sonstigen populären Gesänge überwiegt. Übrigens kann man aus der allgemeinen Verbreitung dieser Melodien einen günstigen Schluß auf den Stand des Volksgesanges ziehen. Es fehlt dabei nicht an humorvollen Beziehungen. So singt der wehklagende Leibmameluk Napoleons passend Paisiellos: „Mich fliehen alle Freuden", und Bonaparte muß sein „Abendlied auf Elba" zur Weise: „'s Bettelmännle singt, daß das Hellerle klingt" anstimmen. Vor 1815 sang man: „En Grofsschmied sat in goder Ruh", nun klang es auch: „Vadder Blücher sat in goder Roh" (Notenbeilage Nr. 18). Den Tod des Herzogs von Braunschweig-Öls am 18. Juni 1815 besangen die schwarzen Husaren in einer ungemein frischen, originalen Weise, welche für den unverzagten, tapferen Geist dieser Truppe spricht (Notenbeilage Nr. 19).

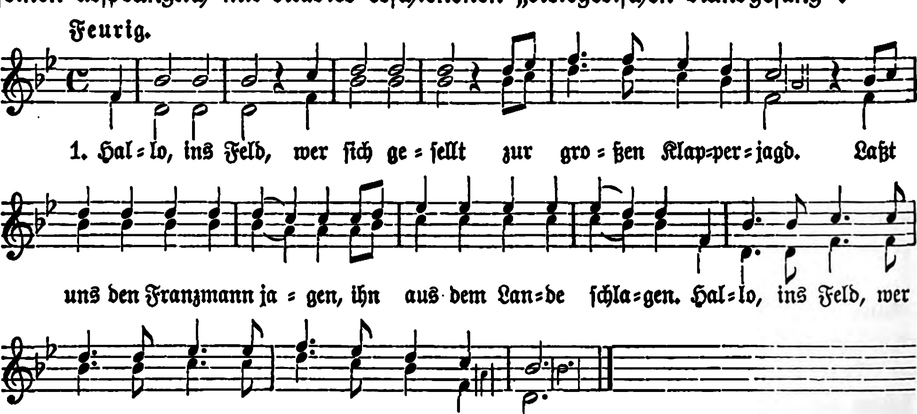
Einen Ausblick auf die spätere „Wacht am Rhein" bietet 1815 Nägelis Melodie zu Schenkendorfs Lied vom Rhein: „Es klingt ein heller Klang." Erstmalig ertönt am 12. Juni 1815 die Weise: „Sind wir vereint zur guten Stunde", von Hanitsch, Kantor in Eisenberg. Unterdessen sang man in Böhmen den Kehraus der Kriegsereignisse (Notenbeilage Nr. 20).

Mit den Erfolgen der Freiheitskriege kam das schon vorher in der Melodie bekannte und von mehreren Komponisten (u. a. Beethoven) verarbeitete „Heil dir im Siegerkranz" immer mehr in Aufnahme. Daß die Melodie aus England stammte, der Text einer dänischen Vorlage nachgedichtet war, störte dabei niemanden. Schon der März 1813 bringt uns einen Beleg dafür, wie schnell das Lied volkstümlich geworden war. Da sprangen in Berlin bei einem Konzert zum Besten der Krieger die Hörer von ihren Sitzen und sangen die fünfte Strophe dreimal hintereinander; so ihrem Könige versichernd, daß er durch den Entschluß zum Kampfe der „Liebling des Volks" geworden.

* * *

Aber nicht nur auf dem Marsch und im Lager wurde gesungen, auch die Daheimgebliebenen wollten im Liede Anteil haben an dem großen Erleben des Vaterlandes. Ihnen kamen die Lieder mit Klavier oder Gitarre entgegen. Es soll hier nicht der langwierige Versuch gemacht werden, diese kaum übersehbare Literatur aufzuzählen. Nur jene Namen und Werke sollen genannt sein, die heute noch Teilnahme verdienen.

Die Berliner um Zelter in Singakademie und Liedertafel, wie Dr. med. Flemming, der Komponist des „Integer vitae", Domorganist Hellwig, Friedrich Ludwig Seidel, Organist an St. Marien und Musikdirektor an der Königlichen Oper, Justizrat Wollank, Rungenhagen, der spätere Nachfolger Zelters, und außerhalb dieses Kreises der bereits genannte Geheimsekretär C. F. Moritz, Johann Philipp Schmidt, Hofrat und Musikkritiker der Vossischen Zeitung, August Gürrlich, Organist der Hedwigskirche, neben Anselm Weber und Himmel, zugleich an der Oper tätig, endlich auch Johann Friedrich Reichardt, wiewohl er in Berlin nicht mehr amtierte, — alle diese Männer begleiteten mit ihrem Schaffen die Zeitereignisse. Neben Reichardt und Zelter sind als begabt und erfolgreich zu nennen Himmel, Weber und Gürrlich. Himmels „Kriegslieder der Teutschen von 1813" enthalten u. a. die heute noch allgemein gesungene Weise zu Körners „Vater, ich rufe dich". Würdig der Wiederbelebung ist aus der gleichen Sammlung ein zum „Siegelied der Schlacht bei Groß-Görschen" gestempeltes Gedicht des 1811 verstorbenen Joseph Collin; erheiternd das Erinnerungslied an den Abzug der Franzosen aus Berlin: „Der Nachtwächter von Berlin in der Nacht vom 3. zum 4. März 1813." Außer Collin und Körner sind von Lüdtwitz, Tiedge, Elisa von der Recke und der Steuerrat Bornstedt mit Texten vertreten. Die Königliche Schloßbibliothek bewahrt auch Märsche Himmels, die für seine Begabung auch in größeren Formen günstig zeugen. Wir geben als Beispiel seiner Art in zweistimmiger Bearbeitung seinen ursprünglich mit Klavier erschienenen „Kriegerischen Rundgesang":



Die kleinen Noten gehören zum Original mit Begleitung. * 7 Strophen für die verschiedenen Truppengattungen.
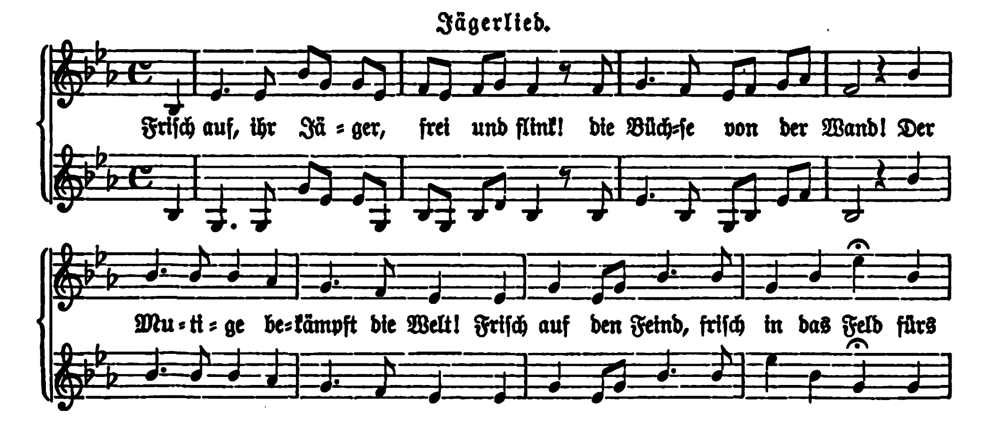
Anselm Webers Schaffen lenkt den Blick auf das Theater, wo er dem Publikum oft Anlaß zu spontaner Äußerung patriotischer Begeisterung gab. So am
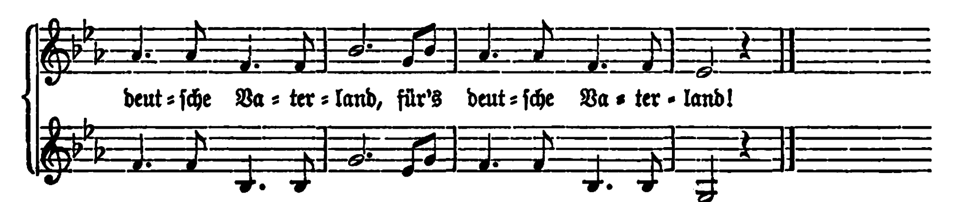
17. November 1813, als beim Eintreffen der Nachricht von der Rückeroberung Stettins Kotzebues Liederspiel: „Der Kosak und der Freiwillige“ erstmalig aufgeführt wurde. In Anlehnung an Reichardt, der in seine Singspiele allgemein bekannte Dichtungen einschob, bringen Kotzebue-Weber: „Der Eichwald brauset“ aus Schillers Wallenstein und Gleims „Viktoria“ aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, mit der Melodie des Bachschülers Kirnberger. (Notenbeilage Nr. 22.)

Bei der Trauerfeier für Körner im Königlichen Schauspielhause am 7. April 1814 wurde Anselm Webers Komposition zum Liede des Theaterdirektors Alexander Herklot: „Das Schwert in tapfrer Hand“, von Lützowern gesungen, die mit der Rüstung Körners über die Bühne zogen (Notenbeilage Nr. 23). Bei der Nachricht von der Kapitulation Torgaus feierte Weber mit seiner Musik zu einer ländlichen Szene aus der Gegenwart: „Das Dorf an der Grenze“, erneuten Triumph. Am Ostertage 1814, als die Kanonen den Pariser Einzug verkündeten, erklang im Königlichen Schauspielhause Webers Musik zu „Tell“. In der Oper gab es von ½9 bis ½12 Uhr abends „Das preußische Feldlager“ von Schmidt, wobei Reichardts: „Die Trommel gerührt“ mit Jubel aufgenommen, und auch das „Heil dir im Siegerkranz“ vom Publikum mit Begeisterung gesungen wurde. Gürrlich stattete ein militärisches Ballett: „Die glückliche Rückkehr“ mit einer reizvollen Ballettmusik aus, deren Grazie und Formenschönheit an Gretry gemahnen. Auch bringt er nach der Schlacht bei Belle-Alliance ein wirkungsvolles Triumphlied für Solo oder Chor, mit Begleitung.

Kein anderer Dichter hat gleich Körner unsere Komponisten zu vaterländischen Weisen begeistert. Als Vertoner neuer Lieder erscheinen außer Himmel und Zelter auf dem Plan: Gottfried Weber, Bornhardt, Gaede, Arnold, Schwenke, Maizier Reczwarzowsky, endlich Karl Maria von Weber, nicht zu vergessen Giuliani, der zu Wien lebende italienische Gitarrenvirtuose. Seine Komposition von Körners „Der treue Tod“ weist auf Reichhardts „Ich bin ein Preuße“, welches sich in der Rhythmik eng an das Vorbild anschließt. Im Mai 1815 erschien noch der achtzehnjährige Franz Schubert mit zwei Körnerliedern. Sie sind so im Gesamtwerk Schuberts vergraben, daß wir an dieser Stelle wenigstens das „Jägerlied“ mitteilen wollen:

Jägerlied.





Am 13. September 1814 kamen die beiden Prachtstücke der vaterländischen Lyrik: Karl Maria von Webers „Schwertlied“ und „Lützows wilde Jagd“ auf das Notenpapier. Nie hat ein Meister anschauliches Leben in so kleinen Rahmen gebannt, wie Weber hier. Die acht Takte Schwertlied zaubern uns eine marschierende Truppe vor das Auge, deren Ewigkeitsgedanken das Ohr aus den äolischen Harmonien vernimmt. Und nun gar „die wilde Jagd“! Hier alles blühendes Diesseits, lebensfreudigste Bewegung bei Mensch und Pferd, wundersames Licht, an dem das Auge sich nicht sattrinken kann. Diese beiden Treffer fanden sich später im zweiten der drei Hefte von „Leier und Schwert“ (Berlin, Schlesinger). Noch zwei weitere Liedergaben legte C. M. von Weber auf den Altar des Vaterlandes nieder, nämlich: „Wer stets hinterm Ofen kroch“ und: „Wie wir voll Glut“, als Einlagen zu Gubitzers Drama: „Lieb und Versöhnung oder die Schlacht bei Leipzig“. André, Romberg, Weigl und Salieri schließen den Kreis der Notablen, die sich auf diesem Gebiet betätigt haben. (Ein zweiter Artikel folgt)



Verdi

Italien rüstet zur Jahrhundertfeier des Geburtstages seines bedeutendsten neuzeitlichen Musikers. Die ganze Kulturwelt beteiligt sich in Tat und Genuß an dieser Feier, denn Verdis Anteil am Opernspielplan aller Völker bestätigt trotz der Weltstellung Richard Wagners, daß die italienische Oper auf jenen Elementen der Musik aufgebaut ist, die überall volkstümlich sind, weil die natürlichsten Kräfte der Musik sinnfällige Melodie und einprägsamer Rhythmus bleiben. Trotz dieser internationalen Stellung Verdis werden die italienischen Gedenkfeiern einen ausgeprägt nationalen Charakter tragen, ja der ausgesprochene Patriotismus wird dabei in einer betonten Weise hervortreten, wie man sie sich kaum bei der Feier für einen Musiker denken kann, da doch gerade die Musik nach allgemeiner Anschauung die internationalste aller Künste ist. Aber Verdi ist in der Tat einer der leidenschaftlichsten Patrioten seines Vaterlandes gewesen, und seine Kunst war eine der stärksten Kräfte im Kampfe um die Einheit Italiens, der ja bis kurz vor der Entscheidungsstunde mit geistigen Waffen geführt wurde.

So hat Verdi seinem Volkstum nicht nur jenen dauernden Dienst erwiesen, der in aller wurzelechten Kunst liegt, insofern diese die besten Kräfte aufbietet und dadurch stärkt; er hat darüber hinaus mit seiner Kunst in einem Maße der stärksten nationalen Zeitidee gedient, wie kein anderer Musiker vor und nach ihm. In der Natürlichkeit, mit der sich dieser vaterländische Dienst der persönlichen Entwicklung Verdis verbindet, der Selbstverständlichkeit mit der diese Entwicklung nachher ins Allgemeine, über den Zeitbedürfnissen Liegende hinaufwächst, liegt die Schönheit des künstlerischen Werdeganges Verdis, der sich aufs engste mit seinem äußeren Lebensgange verbindet.

Verdi ist aus der Tiefe des Volkes emporgestiegen. Sein Vater war ein kleiner Dorfkrämer und Schenkwirt in Roncole, das mit seinen wenigen Häusern zur Stadtgemeinde Busseto gehört. Als Giuseppe am 10. Oktober 1813 geboren wurde, stand das Gebiet von Parma noch unter französischer Herrschaft. Bald wurde diese von der Koalitionsarmee verdrängt, die gerade hier in der Emilia aufs wüsteste hauste. Verdis Mutter entrann mit ihrem Säugling nur durch einen glücklichen Zufall dem Blutbade, das die entmenschten Horden unter den in die Kirche geflüchteten Frauen Roncoles anrichteten. Die Launen eines wechselvollen absolutistischen Regiments haben dann noch Jahrzehnte gerade auf diesem Landstrich Italiens besonders schwer gelastet, und so ist in Verdi mit dem Ingrimm gegen die Unterdrücker die glühende Sehnsucht nach Freiheit ganz natürlich herangewachsen.

Bei dem stillen Kinde des Dorfkrämers zeigte sich so früh die musikalische Begabung, daß nicht nur der Vater sich zu den schwersten Opfern für die Ausbildung seines Sohnes entschloß, sondern auch die unterstützende Güte des kunstfreudigen Volkes bald wachgerufen wurde. So wurde auch an der geistigen Ausbildung Verdis nichts versäumt, und da Busseto in seinem Domorganisten Provesi einen guten Musiker besaß, war Verdi ausgezeichnet vorgebildet, als er, ein Zwanzigjähriger, mit einem Stipendium der Vaterstadt und einer besonderen Unterstützung des wohlhabenden Kaufmannes Barezzi ausgestattet, an das Konservatorium in Mailand geschickt wurde. Aber auch er sollte zu denen gehören, deren Begabung die Schulweisheit nicht anerkennen mochte. Die Aufnahme ins Konservatorium wurde ihm verweigert, und er mußte sich durch Privatunterricht weiterhelfen. Beim Theaterkapellmeister Lavigna kam er gleich in die Schule der Praxis. Daß auch die theoretische Ausbildung nicht versäumt wurde, beweisen mancherlei Anekdoten, an denen das Leben Verdis so zahlreich ist, daß der Franzose Pougin des Künstlers ganze Lebensgeschichte in anekdotischer Form berichten konnte; sodann in viel überzeugenderem Maße die hohe technische Vollendung, die Verdi in seinen späteren Werken bewies. Allerdings erst in den späteren. Doch darf man daraus nicht schließen, daß der jüngere Verdi zu solcher musikalischen Feinarbeit nicht befähigt gewesen wäre; sie hätte sich nur mit den Zwecken, die sein Schaffen damals verfolgte, nicht vertragen.

Schon nach zwei Jahren mußte Verdi in die Heimat zurück, die ihn in die Stelle des inzwischen verstorbenen Provesi berief. So glücklich wie damals in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre hat sich Verdi nach eigenem Geständnis nie wieder gefühlt. Daß seine Ernennung zum Organisten beim Domkapitel auf heftigen Widerspruch stieß und einen jahrelang dauernden Kampf in der Gemeinde hervorrief, konnte den Eifer eines jungen Menschen nur anspornen, und er hatte denn auch bald alle Musikverständigen zu begeisterten Anhängern. Darüber hinaus trug er die Anwartschaft darauf in der Tasche, nicht für immer in dem kleinen Städtchen vergraben zu sein. Er hatte aus Mailand den Auftrag zu einer Oper mitgebracht, die ihm ein tüchtiger Theatermann im Vertrauen auf seine überraschenden Fähigkeiten gegeben hatte. Und mit der jungen Liebe zur Tochter seines Wohltäters Barezzi wuchs das Erstlingswerk, und bald nachdem er die Frau heimgeführt, konnte er mit seiner Oper „Oberto" in die Welt hinausziehen.

Freilich gab es hier zunächst noch unvorhergesehene Hindernisse zu überwinden, aber im November 1839 konnte er doch, ein Sechsundzwanzigjähriger, zum ersten Male vor dem kritischen Publikum Mailands erscheinen. Trotz des schlechten Textbuches bereitete man seinem Werke eine freundliche Aufnahme. Man tadelte höchstens den Überreichtum an Melodie. Daß diese fast ganz im Banne Bellinis stand, rechnete man ihm wohl eher zum Verdienst an, denn Italien vermißte schmerzhaft diesen so jung dahingerafften begnadeten Sänger. Jedenfalls erhielt Verdi als sicherstes Unterpfand für den Erfolg seiner Oper den Auftrag zu drei neuen Werken, die er im Abstand von acht zu acht Monaten liefern sollte.

Doch es scheint notwendig, daß der Künstler, der der Menschheit ans Tiefste des Herzens rühren soll, erst durch die Schule der Schmerzen hindurchgehen muß. War Verdi zunächst durch eigene Krankheit noch in der Arbeit behindert worden, so warf ihn das grausame Schicksal des

innerhalb dreier Monate erfolgten Todes seiner beiden Söhne und seines jungen Weibes völlig danieder. Dazu kam, daß sein Auftraggeber auf der Erfüllung des Kontraktes beharrte, und so mußte der von Leiden zerrissene Mann eine komische Oper schreiben.

Der natürliche Mißerfolg dieses so widerwillig geschaffenen Werkes („Einen Tag lang König", 1840) brachte das Maß des Ertragbaren zum Überlaufen. Die wenigen Freunde, die dem Heimgesuchten treublieben, fürchteten damals für sein Leben oder für seinen Verstand. Aus der tiefen Lethargie, der er sich hingab, weckte ihn die Lektüre einer ihm fast gewaltsam aufgedrängten Operndichtung, Soleras „Nabucco". Daß in dieser Dichtung Einzelschicksale zurücktraten hinter dem eines ganzen Volkes, daß dieses in der Gefangenschaft der Babylonier schmachtende jüdische Volk ganz erfüllt war von der Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit von der Sehnsucht nach einer neuen Freiheit; daß so in das Empfinden dieser Vergangenheit das lebendige Gefühl der Gegenwart hineingedichtet war, ergriff Verdi, diesen einsam gewordenen Mann, aufs tiefste. Hatte ihm das Schicksal seine Lieben geraubt, so gab er nun sein übervolles Herz dem Vaterlande hin, dessen Leiden und Sehnen er zu seinem eigenen machte.

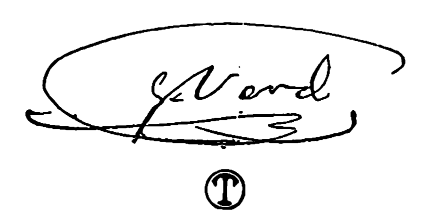
Und zur Aussprache dieser Empfindungen fand er überzeugende Töne. Die erste Aufführung des „Nabucco" am 9. März 1842 wurde mit beispiellosem Jubel aufgenommen. Durch alle historischen Kostüme hindurch erkannte, fühlte das italienische Volk seinen Freiheitssänger.

Dieser politische Sänger Italiens ist Verdi mit Bewußtsein geblieben, bis zu der Stunde, wo sich zeigte, daß dem Verlangen des Volkes Erfüllung werden würde. Die alte Anklage: „Politisch Lied, ein garstig Lied" trifft für diese Werke Verdis nicht zu. Hätte ihn sein Geschmack nicht davor bewahrt, so hätte ihn die Zensur an einer trockenen Verwertung von Tagesereignissen gehindert. Hier konnten nur Symbole dargeboten werden. Aber freilich, das Volk war dafür so hellhörig, daß es jede auch noch so leise Anspielung verstand, daß es vor allem alles Gefühlsmäßige mit Begeisterung aufgriff. So sind bezeichnenderweise in all diesen Werken („Die Lombarden", „Attila", „Die Schlacht bei Legnano") große einstimmige Chöre die eigentlichen Schlager gewesen. Man kann sie als Volkshymnen bezeichnen. Dazu kam dann der leidenschaftliche, zuweilen freilich auch überhitzte Freiheitsdrang und ein wirklich großartiges Pathos der Rede in den Sologesängen. Um so wirksamer mußten sich davon die eingestreuten lyrischen Gefühlsergüsse abheben. So findet auch der Forscher von heute in diesen jetzt ganz von der Bühne verschwundenen Werken wertvolle Einzelheiten. An der sehr einfachen, in gewohnten Bahnen sich bewegenden Behandlung des Orchesters darf man keinen Anstoß nehmen; die ganze Richtung dieser volkstümlichen Kompositionsweise legte sie nahe.

Außer den genannten Werken verzeichnet dieses Jahrzehnt noch eine Reihe anderer Opern, von denen aber außer „Ernani" (1844) keine einen stärkeren Erfolg gewann. Und der strenge kritische Blick wird auch in den späteren vaterländischen Opern keine künstlerische Steigerung gegen „Nabucco" entdecken können, eher vielfach eine künstliche Steigerung des nationalen Gehaltes, wie sie eine Wiederholung des für den Musiker doch im Grunde gleichen Problems leicht mit sich bringen mußte.

Im Jahre 1849 hatte Verdi wieder geheiratet. Die treffliche Sängerin Giuseppina Strepponi wurde seine vorzügliche Frau, mit der er bis zur Trennung durch den Tod (1897) in glücklicher Ehe lebte. Die künstlerische Frucht dieses Jahres ist „Luisa Miller". Diese Oper würde wohl auch heute noch bekannt sein, wenn sie nicht durch die „Traviata" verdrängt worden wäre. Jedenfalls kündet sich in ihr ein neuer Verdi an: der eindringliche Charakterschilderer, der Analytiker wechselvoller Stimmungen.

Verdi konnte mit allen italienischen Patrioten jetzt zuversichtlich der Weiterentwicklung der Geschicke seines Vaterlandes entgegensehen, und so war der Künstler freigeworden. Frei auch für die Welt, die er mit drei rasch aufeinander folgenden Siegen eroberte. Nicht ganz zwei Jahre liegen die Aufführungen von „Rigoletto", „Troubadour" und „Traviata" auseinander (1851—53), drei Meisterwerke von höchstem Reichtum musikalischer Erfindung, bewunderns-


G. Verdi

werter Schlagkraft der Charakteristik, dabei untereinander grundverschieden. In der Gestalt des unglücklichen Hofnarren Rigoletto, der im verspotteten Krüppelkörper eine adlige Seele birgt, hat Verdi eine weit über das dichterische Vorbild Victor Hugos hinausgehende Charaktergestalt geschaffen, die zu den einprägsamsten der gesamten Kunstgeschichte gehört. Im „Troubadour" läßt die Überfülle einer sinnlich quellenden Melodik und die in scharfer Schwarz-weiß-Zeichnung sich abhebende Charakteristik der Gestalten die Verworrenheit der überromantischen Handlung vergessen.

In beiden Werken können wir zwei der eigenartigsten musikdramatischen Ausdrucksmittel in der von Verdi mit fast einzigartiger Meisterschaft erreichten Vollkommenheit bewundern. Bei „Rigoletto" ist es das Quartett des letzten Aktes, in dem der leichtsinnige Herzog, die kokette Buhlerin Maddalena, die arme betrogene Gilda und der in furchtbarstem Rachezorn sich aufbäumende Rigoletto gleichzeitig ihren so grundverschiedenen Empfindungen einen durchaus wahrhaftigen Ausdruck verleihen, wobei es dem Künstler gleichwohl gelingt, ein einheitliches Ganzes von höchster Schönheit zu erreichen. Nur die Musik vermag dieses der Wirklichkeit entnommene verschiedene Verhalten mehrerer Menschen zum gleichen Geschehen in dieser edlen Realismus mit höchster Stilkunst vereinigenden Weise darzubieten. Im „Troubadour" finden wir die Mehrstimmigkeit für das örtliche Zusammenfallen in sich selbständiger verschiedener Gemütsäußerungen verwendet in jener berühmten Nachtszene des letzten Aktes, in der sich Leonore dem Schlosse naht, um für ihren dort eingekerkerten Geliebten Gnade zu erflehen. Zu ihrer bewegten Liebesklage klingt aus den Tiefen des Gefängnisses der Abschiedsgesang Manricos, während aus der Ferne die dumpfen Klänge des Misereregesanges der Mönche an den drohenden Tod der Gerichteten mahnt. Auch hier die Wahrheit des Vorganges in kunstvollster Form.

Am künstlerisch bedeutsamsten aber war das dritte dieser Meisterwerke. In der „Traviata" war nicht nur die Wahl eines dem zeitgenössischen Alltagsleben entnommenen Stoffes für die Oper ein unerhörter Vorgang, sondern mehr noch die Art seiner Behandlung in dichterischer wie musikalischer Hinsicht. Dichterisch durch das Vermeiden fast allen Geschehens, auf das zugunsten einer eindringlichen Darlegung der seelischen Empfindungen verzichtet war; musikalisch durch die Entwicklung eines ungemein bereicherten Rezitativs zu einem aus dem Wesen der italienischen Sprache heraus gewonnenen Sprachgesang, der vom leichten Parlando der Unterhaltung bis zur höchsten dramatischen Wucht reicht und zwanglos in die geschlossenen Formen des lyrischen Ausdruckes übergeht. Man kann von der „Traviata" aus die Entwicklung der neueren italienischen Oper bis zu Mascagni und Puccini datieren.

Durch diese drei Siege war Verdis Weltstellung entschieden. Wie die großen Meister der alten italienischen Oper, erhielt er von fernher Aufträge. Freilich die Erfolge dieser drei Werke wollten sich zunächst nicht wieder erzwingen lassen. Die für die Pariser Weltausstellung komponierte „Sizilianische Vesper" wirkte in Italien hauptsächlich durch ihren revolutionären Stimmungsgehalt. Die für St. Petersburg geschaffene „Macht des Verhängnisses" ist für uns andere in ihrer überspannten romantischen Handlung ungenießbar, erfreut sich aber in Italien dank einiger vorzüglicher Nummern bis heute großer Beliebtheit. Ein Dauerwerk für den Spielplan wurde dagegen „Der Maskenball" (1859), der ausgezeichnet ist durch schöne melodische Erfindung und schlagkräftige Dramatik.

Als triumphierender Herrscher in seinem Reiche aber erwies sich der Meister erst wieder mit der zur Eröffnung des Suezkanals komponierten „Aida" (24. Dezember 1871). Was sich bereits in dem vier Jahre zuvor für die Pariser Große Oper geschaffenen „Don Carlos" angekündigt hatte, zeigte sich nun in überzeugender Vollendung: auch Verdi hatte in seiner Weise das Problem des Musikdramas gelöst. In seiner Weise. Man hat vielfach in sehr abfälliger Meinung von den verschiedenen Stilepochen Verdis gesprochen und hat diesen Wandel von einer recht äußerlichen Beeinflussung durch andere Komponisten datiert. So ließ man

auf die erste, musikalisch von Bellini und Donizetti beherrschte, Periode eine unter dem Einfluß Meyerbeers stehende folgen, die etwa bis „Don Carlos" reichen sollte, und dann die letzten entscheidenden Einwirkungen von Richard Wagner ausgehen. Das ist äußerlich und ungerecht. Verdi bietet das merkwürdige Beispiel einer steten Vorwärtsentwicklung, in der er alle Errungenschaften seiner Zeit in sich aufnimmt, sie aber keineswegs äußerlich übernimmt, sondern sie so ganz gemäß seiner Art und seinem Volkstum erlebt, daß daraus nun etwas durchaus ihm Eigenes und Uritalienisches entsteht. Auch im „Othello", der im Jahre 1887 erschien und, wenn man will, am weitesten Richard Wagners Musikdrama sich nähert, ist der dramatische Stil durchaus aus dem Wesen der italienischen Sprache heraus entwickelt, bleibt die Führung der Melodielinie eine durchaus italienische. Wohl war auch hier die Loslösung von der geschlossenen musikalischen Form die auffallendste Stilerscheinung, sie war aber sogar im „Othello" keineswegs grundsätzlich durchgeführt, vielmehr gewann der Komponist die Gesetze der Gestaltung durchaus aus den dramatischen Vorgängen in den Situationen und Worten der Dichtung. Das Gleiche kann man aber von der „Traviata", von „Rigoletto", auch schon von „Nabucco" sagen. In gewissem Sinne war Verdi immer ein Neuerer, in anderem hat er bis in sein letztes Werk die Überlieferung treu gewahrt, allerdings mit einer Treue im Geiste, die weiter bildet. Gerade die „Aida" bietet fast in jeder Szene Beispiele für das Neben-, ja Miteinander einer völlig freien musikalischen Diktion und strengster geschlossener Formgebung.

Aber dieses reiche Leben brachte die stärkste Überraschung und eigentlich auch den höchsten Gewinn erst am Ende. Der achtzigjährige Verdi überraschte die Welt nach fünfzig der schweren Tragik gewidmeten Jahren mit einer komischen Oper. Der Stoff, den sich der urromanische Komponist erkoren, war germanisch. Der Künder hinreißender Leidenschaft, erregter Geschehnisse, feierte jetzt breites Behagen und überlegene Ironie. Sein Held war der dicke Ritter John Falstaff. Wie einst im „Rigoletto" war auch hier diese eine Gestalt bereichert und lebendiger geworden, als sie das dichterische Vorbild zeigt; hier durch Zusammentragen all des Episodischen, was sich in Shakespeares verschiedenen Dramen auf Fallstaff bezieht. So bringt uns diese komische Oper diese Gestalt so, wie sie in unserer Vorstellung aus der Kenntnis der verschiedenen Dramen Shakespeares lebt, wie sie aber in keinem dieser Dramen lebendig wird.

Die größere Bedeutung dieses Werkes aber liegt in der Musik, die in ihrer stilbildenden Kraft nur einige wenige gleichwertige Seitenstücke in der Gesamtliteratur besitzt. Die höchste Entwicklung in der Bewegung aller Einzelstimmen des Orchesters vereinigt sich hier mit einer Freude an der kunstvollen Form, die nur deshalb möglich ist, weil diese Formen als Inhaltsausdruck neu erlebt werden. Das ist der Triumph eines so ganz der Wahrheit des Gefühlsausdruckes gewidmeten Künstlerlebens, daß ihm zuletzt der typische Ausdruck Persönlichkeitsgut wird. Verdis Oper mündet in eine Fuge aus. Das sogenannte musikalische Rechenspiel wird zum durchaus überzeugenden Ausdruck für die heitere Weltanschauung, daß alles nur Spaß ist im Leben und darum, wer zuletzt lache, am besten lacht. Das Werk bedeutet nicht nur die Neubelebung der italienischen Opera buffa, es nimmt auch die Linien auf, die von Wagners „Meistersingern" und Cornelius' „Barbier von Bagdad" und weiter zurück von Mozarts „Figaro" ausgehen, faßt sie zusammen und weist den Weg weiter in die Zukunft für eine Kunst des überlegenen geistigen Spiels, des völlig abgeklärten heiteren Empfindens.

Wie an einem langen, langen Sommertage brachte der Abend auch in Verdis Leben die leuchtendsten Farben und die beglückendste Lichtglut. Dann versank die Sonne langsam, ein stilles Untertauchen in eine andere Welt. Noch der letzte Lichtstrahl schafft irgendwo am Himmel ein rosiges Wölkchen.

Was er im Leben gewonnen hatte, hat Verdi in prächtigen Stiftungen dazu vermacht, armen Musikern einen heiteren Lebensabend zu gestalten. Er selbst ist am 27. Januar 1911 fast neunzigjährig aus dem Leben gegangen, bis ans Ende der Liebling seines Volkes, ein Liebling auch der Musen.

Karl Storck



Frühere Staatsbeamte und Generäle als Aufsichtsräte

Es ist eine alte Praxis der Hochfinanz, in die Aufsichtsräte der von ihnen abhängigen Aktiengesellschaften höhere Staatsbeamte und Generäle im Ruhestande zu berufen. Diese Praxis beruht keineswegs auf einer gewissen besonderen Hochachtung vor äußeren Titeln. Darüber denken die Herren der Hochfinanz genau so wie andere vorurteilslose Kreise.

Was die Hochfinanz zu solchen Berufungen veranlaßt, ist in der Regel das geschäftliche Interesse. Man will die persönlichen Beziehungen der berufenen höheren Staatsbeamten und Generäle im Ruhestand mit ihrer Hilfe zu geschäftlichen Zwecken ausnutzen, und dazu müssen diese Staatsbeamten und Generäle, wenn sie Aufsichtsratsstellen in Aktiengesellschaften annehmen, bereit sein. Als Gegenleistung erhalten sie ohne mühsame Arbeit erhebliche Bezüge, die nicht selten über 20 000 ℳ jährlich hinausgehen.

Nicht immer hat die Hochfinanz bei der Heranziehung von höheren Staatsbeamten und Generälen im Ruhestande geschäftliche Zwecke im Auge. In jedem Fall sucht sie aber die persönlichen Beziehungen dieser Leute zu verwerten. So hat der verstorbene Admiral Hollmann die Erwartungen, die man an ihn stellte, nicht getäuscht, als er zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates einer großen Berliner Aktiengesellschaft mit sehr hohen Bezügen gemacht wurde. Ein vielgenannter Admiral war es, der die Beziehungen des Hofes zur Hochfinanz vermittelte und gewisse Emporkömmlinge des Geldes an den Hof brachte. Daraus zogen die Herren zwar keinen unmittelbaren geschäftlichen Nutzen, sahen aber doch ihren Einfluß nach verschiedenen Richtungen hin so außerordentlich gestärkt, daß sie schließlich sich sagen durften, es seien die Hunderttausende, die derselbe als Aufsichtsratsvorsitzender erhalten hatte, ganz und gar nicht vergeblich aufgewendet worden.

Bei Berufung von früheren Staatsbeamten und Offizieren zu Aufsichtsräten von Aktiengesellschaften ist für die betreffende Hochfinanz allerdings noch ein anderer Grund maßgebend. Bei der Leitung der Aktiengesellschaften wollen sich die Herren nicht in die Karten sehen lassen, sie wollen von dem Aufsichtsrat in ihren Maßnahmen nicht gehemmt werden. Deshalb wählen sie mit Vorliebe Leute von Namen oder Stand in der zumeist zutreffenden Voraussetzung, daß sie hier mit einer beachtenswerten Sach- und Geschäftskenntnis nicht zu rechnen haben.

D.

*

Amtlich geteilter Ruhm

Zur Feier der Schlacht an der Katzbach ist eine offizielle Ansichtskarte herausgegeben worden, die zwei Bildnisse trägt: das des Feldmarschalls Blücher und das des Prinzen Oskar von Preußen. Zu bedauern ist der jugendliche Sohn des Kaisers, der — sicher ohne sein Wissen und Wollen — hier in die peinliche und lächerliche Lage versetzt wird, sich mit dem alten „Marschall Vorwärts“ in die Palme des Feldherrnruhms und der Vaterlandsbefreiung teilen zu müssen. Gr.

*

Die Lehrer und das Kino

Es ist gewiß etwas Großes um den Gedanken des Kinos in allen seinen segensreichen Entwicklungsmöglichkeiten. Nicht nur den lehrhaften und wissenschaftlichen, sondern auch den rein künstlerischen. Der „Student von Prag“ des Unmoralpaukers Hanns Heinz Evers hat das soeben bewiesen. Gerade wenn man das zugibt, hat man auch das Recht, den rein wirtschaftlichen Kino-Interessenten auf die Finger zu klopfen, wenn sie sich in ihrem Kampf gegen Zensur und Kritik abseits aller Volksinteressen, allen guten Geschmacks und — fast möchte man sagen — allen Gewissens stellen. Auch der neueste Aufsatz Müller-Meiningens in der „Internationalen Film-Zeitung“ wird eine gesunde Zensur nicht überflüssig machen. Wie das Kino selbst, ist seine Fachpresse gar schnell emporgediehn. Die Art, wie nun dort jeder nach allen Regeln ungelenker Schreibkunst beschimpft wird, der es wagt, offen am Tage liegende Mißstände, faule Instinkte, Aufpeitschendes und Knalliges zu kennzeichnen, reiht sich mitunter würdig den Gepflogenheiten der Schundverleger an. Ein Beispiel für viele. Im zweiten Jahrgang (Heft 35) der Fachzeitschrift „Das lebende Bild“ heißt es von den deutschen Lehrern, denen man besonders grün ist:

„Es ist immer das alte Lied: die Geistesprodukte fördernden Lehrer sind ja natürlich nicht geistig zu fördern. Ebensowenig, wie es einem gelingen würde, gewisse größere Wiederkäuer mit Biskuit satt zu füttern, ebensowenig wird man eine gewisse Kategorie aus dieser mehr als notwendig verbissenen Zunft bekehren. Man protestiert eben „aus Prinzip“, und die Kinobesitzer müssen es eben erfahren: die Lehrer sind doch unsere ärgsten Feinde. Was versteht aber schließlich der Lehrer von Kindererziehung! Er möge unterrichten, und das in einer den modernen Verhältnissen angepaßten Form. Damit sieht es zurzeit recht mau aus.“

Wenn natürlich auch nicht alle Ergüsse der Fachzeitschriften von derart bemitleidenswerter Tolpatschigkeit sind, wird durch solche Stimmen die deutsche Lehrerschaft doch in dem Gefühl bestärkt werden, daß sie auf dem rechten Wege ist. Je mehr sie den Haß solcher oder auch nur annähernd ähnlicher Geister sich erringt, desto sicherer kann sie gewiß sein, für die wirklichen großen volksbefruchtenden Ziele des Kino-Gedankens zu arbeiten. A. Pz.

*

„Stimmen der Presse“

Manche Zeitungen haben den löblichen Brauch, in einer besonderen Abteilung „Stimmen der Presse“ über Tagesfragen auch die Meinungen verwandter und gegensätzlicher Organe mitzuteilen. Leider wird dieser Brauch noch unzulänglich und willkürlich geübt. Mit der Zeit ist eine planmäßigere Bearbeitung dieser Abteilung zu erwarten.

Gelegentlich bringt auch der offiziöse Draht auswärtige Zeitungsstimmen über deutsche Vorgänge, namentlich über kaiserliche Kundgebungen, berücksichtigt aber dabei einseitig nur zustimmende Äußerungen und muß sich dabei nur zu oft mit den Auslassungen unbedeutender oder einflußloser Blätter begnügen.

Als Kaiser Wilhelm an dem Geburtstage des Kaisers Franz Joseph aufs neue das Bündnis zwischen den beiden Reichen bekräftigte, brachte der offiziöse Draht darüber die zustimmenden Bemerkungen „Budapester Blätter“, und zwar des „Pester Lloyd“ und des „Pester Journals“. Diese beiden deutsch geschriebenen, aber nichts weniger als deutschvölkischen Zeitungen werden in den madjarischen Kreisen, die doch nun einmal tonangebend sind, gar nicht gelesen und sind für die Kenntnis der öffentlichen Meinung Ungarns ohne Wert. Einiges Interesse hätten nur die Äußerungen madjarischer Blätter beanspruchen können. Darüber wurde aber nichts mitgeteilt.

Hier liegt eine Irreführung der öffentlichen Meinung durch den offiziösen Draht vor. Entweder verzichte er darauf, in Zu-

kunft auswärtige Stimmen über die deutsche Politik zu zitieren, oder aber er nenne nur solche Zeitungen, die nach oben oder nach unten hin von Einfluß sind. Eine tendenziöse Auswahl anempfinderischer, aber unbedeutender Blätter ist unzulässig und sollte ihm untersagt werden.

*

Auch ein Kaiserhoch

In Swinemünde kentert ein vollbesetztes Segelboot. Über 20 Personen saßen darin. Die meisten sind ertrunken. Man weiß noch gar nicht wieviel. Frauen und Jünglinge. Väter mit ihren Söhnen, dem lang ersehnten leichten Badeleben auf einige Tage hingegeben. Mitten durchgeschnitten ist die sorglose Ruhe des Seebads. Jeder fühlt: Ein um so größeres Unglück, weil man dort, wo es unvorhergesehen hineinsprang, weltenweit von Todesgedanken am sonnigen Strand lag. Höchste Aufregung quälte den Ort. Viele reisen ab, um der Trauerstimmung zu entgehen. Man spricht nur von dem harten Ereignis, leise und gedrückt. Die Kurgäste halten eine Protestversammlung ab. Die Badeverwaltung soll nicht alles in Ordnung gehalten haben, was bei Segelbootkenterungen wünschenswert für die Insassen ist. Man forderte dies und jenes. Schmerzliche Befangenheit über den Tod vieler noch eben vergnügt gesehener Menschen scheint über den Protestierenden zu liegen. Da bekommt der Kopf des Zeitungslesers plötzlich einen Ruck: ‚Die Versammlung ging mit einem Hoch auf den Kaiser auseinander.‘

Man sucht sich die Reihe der Assoziationen wieder herzustellen: Großes Unglück, viele Tote, Trauer, Protestversammlung — — Kaiserhoch? Weil Kaiser Wilhelm II. als hochanständiger Mensch tat, was jeder anständige Mensch tun würde: ein wenig helfen wollen, wo es ein Unglück gibt? Und man denkt: Was muß das für eine Stimmung in einer Versammlung anläßlich eines solchen Trauerfalles sein, die in ein Kaiserhoch ausläuft, wie es bei festlichen Gelegenheiten üblich ist? Wer kann überhaupt daran denken, wenn ihm die Trauer wahrhaftig das ganze Herz anfüllt? Nur flach empfindende Menschen konnten es. Wenn ihnen der unselige Zufall tief gegangen wäre, hätten sie an kein Hoch gedacht."

Die „Frankf. Ztg." war es, die diese Betrachtungen anstellte. An Orten, wo man's eher hätte erwarten dürfen, hat sich nichts geregt. Man hat dort also an dem Kaiserhoch selbst bei einer solchen Gelegenheit nichts auszusetzen gewußt. Ist das Kaiserhoch dann aber nicht schon so etwas wie das bekannte „Mädchen für alles"?

*

Vierzig Prozent deutsche Sklaven!

Triumphierend meldet die Pariser Presse, daß unter den Rekruten der Fremdenlegion jetzt vierzig Prozent Deutsche sind, und daß dieser Prozentsatz stetig wächst. Von 37 Freiwilligen, die sich kürzlich meldeten, sollen 16 Deutsche gewesen sein.

Danach können die französischen Blätter schon recht haben, wenn sie meinen, die deutsche Bewegung gegen die Fremdenlegion habe für diese in Deutschland nur Reklame gemacht. Und damit der Schande der Hohn nicht fehle, schreibt der „Matin": „Mögen die Hetzer nur so fortfahren, das ist der Wunsch aller deutschen Fremdenlegionäre, die die Gastfreundschaft unserer Armee (!) zu schätzen wissen!"

Das muß indessen doch noch aus Reinlichkeitsgründen und um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, deutlich gesagt werden: Wir Deutschen schätzen den Eintritt in die französische Fremdenlegion nicht anders, denn als nationale Prostitution. Gr.

*

Berliner Gründungstaumel

Eine zweite Gründungsperiode, die jene der siebziger Jahre noch zu übertreffen droht, macht die Reichshauptstadt durch. Die Gründungsunternehmungen nehmen nachgerade Mammutdimensionen an. Das pomphafte Boardinghaus am Kurfürstendamm hat sich dem Sportpalast und den unzähligen verkrachten Theatern würdig angeschlossen.

Es war eine Riesenpleite, bei der den Gläubigern eine lächerliche Dividende von 0,8 % winkt. Wie ein solcher Koloß auf tönernen Füßen ohne Verletzung gesetzlicher Kautelen überhaupt errichtet werden konnte, wird dem harmlosen Laien wohl ewig schleierhaft bleiben. Es scheint, daß unsere Gesetzgebung dem Schieberunwesen machtlos gegenübersteht. Sie kann auch den unglücklichen Opfern, die in ihrer Verblendung den abenteuerlichen Finanzoperationen unsichtbarer Konsortien preisgegeben worden sind, keinen Schutz angedeihen lassen. Der Schwindel schießt immer üppiger in Blüte. Eine neue Wesensart, das Pleitegenie, entsteht. Man weiß nicht, wem man die Palme zuerkennen soll, Herrn Fedor Berg, dem Leiter des Boardingpalastes, oder Herrn Rudolf Lothar, der ein Komödienhaus mit allem Drum und Dran aus dem Nichts hervorzauberte und sich in die böhmischen Wälder rettete, als sein „Werk" zusammenbrach. „Wenn es sich", schreibt die „National-Ztg.", „um vereinzelte Auswüchse unseres Wirtschaftslebens handelte, wie sie in einer Stadt von der hitzigen Entwicklung Berlins unvermeidbar sind, man brauchte sie nicht zu verzeichnen. Was aber Ausnahme sein soll, ist beinahe Regel geworden. Ein Amerikanismus des Unternehmertums ist emporgeschossen, der selbst Amerika übertrifft und der Idee des Augenblicks bedenkenlos alle Rücksichten preisgibt. Diese Talmigeschäftigkeit, dieser entartete Ableger Neuyorker ‚smartness' verdirbt den Boden, entzieht ihm alle guten Säfte und muß eine Unfruchtbarkeit zur Folge haben, wo von Natur aus gesunde Kraft im Überfluß vorhanden wäre."

*

Die Ehre von heute

Das „Bayrische Vaterland" bindet sie sich vor: Die Ehre ist etwas absolut Persönliches, uns Ureigenes — „die Ehre von heute ist aber eine Institution! Man spricht nicht gern von dieser ‚Ehre'. Ebenso ungern wie vom Frack und vom Zylinder. Alle drei sind unserem Wesen vollständig fremd. Was ist da überhaupt ‚Ehre'? Das Ehrgefühl vielleicht? Ach, das Ehrgefühl! Wie oft gleicht es einer durchsessenen Hose, die gerade dort ein Loch hat, wo sie absolut keines haben dürfte. Was wirklich Ehre ist, das sagt uns am besten das Gewissen. Das Gewissen ist allen Menschen gemeinsam. Es verträgt keine Variation wie die Ehre von Kavalieren mit und ohne Schleppsäbel. Die heutige Gesellschaftskultur ist der Konflikt in Permanenz mit dem Menschen in uns selbst. Darin liegt der Keim ihres Todes. Es gähnt eine Kluft zwischen der persönlichen und äußeren Ehre. Sie fälscht wertlosen Schein zu barer Münze um. Sicherlich, es gibt Standesrücksichten. Eine eigene Standesehre gibt es aber nicht. Trotzdem will man ihre Anerkennung erzwingen. Ein solcher Ehrenkodex ist oft nichts wie eine Art Kleiderordnung, die Kunst, auf schief getretenen Absätzen ‚kavaliermäßig' durchs Leben zu gehen. Er vermag das Krümmste wieder gerade zu drängeln und läßt stets ein Loch frei, durch das das geknickte Prinzip wieder zurückkehren kann in den trauten Kreis gleicher Qualitäten. Für ein solches polygames Moralprinzip fehlt der Plebs das nötige Verständnis. Sie selbst hat keine ‚Ehre', ergo auch keinen Ehrenkodex. Sie weiß nur, daß das Gute gut, das Schlechte schlecht ist: Du sollst nicht ehebrechen! Du sollst nicht stehlen! So steht es im Katechismus. Die Plebs ist die Majorität. Aber wie immer im Leben fast, ist auch hier die Majorität die Minorität. Die ‚Intelligenz' triumphiert über den gesunden Menschenverstand! Unsinn, du siegst! Je mehr die sittlichen Anschauungen innerhalb einer Nation auseinanderklaffen, um so mehr wird die wahre Sittlichkeit darunter leiden. Die Demoralisation geht nicht von unten nach oben, wie man es so gern haben möchte, sondern umgekehrt von oben nach unten."

*

Die Fabel von der germanischen Unkultur

Vor dem Berliner Verein deutscher Studenten entwickelte der Professor der Theologie Dr. Seeberg in einem Vortrag über Christentum und Germanentum einige Anschauungen, die nicht unwidersprochen bleiben können.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß noch heute nach den unbestreitbaren Ergebnissen der Forschungen deutscher Vorgeschichte besonders auf Grund der siedlungsarchäologischen Studien des Berliner Universitätsprofessors Dr. Kossinna gänzlich unhaltbare Ansichten aufgetischt werden können. Herr Professor Dr. Seeberg scheint von seinem Kollegen Kossinna noch nichts zu wissen. Sonst würde er unmöglich behaupten können, daß die Germanen vor Einführung des Christentums keine Kultur gehabt hätten. Die Germanen waren nicht nackte wilde Leute und lagen nicht faulenzend auf Bärenhäuten. Schon viele Jahrhunderte vor dem Christentum bestand eine germanische Kultur, deren starke Einflüsse auf die spätere griechische Kultur allmählich erkannt werden und in Zukunft noch genauer festzustellen sind. So sind die Runen nicht, wie noch heute in vielen Büchern zu lesen, aus griechischen oder gar aus lateinischen Buchstaben hervorgegangen, sondern Vorläufer, wenn nicht Vorbilder für die griechischen Buchstaben gewesen.

Noch bedenklicher waren die Vergleiche, die Professor Dr. Seeberg zwischen Germanen und Romanen zog. Zunächst sei bemerkt, daß von einer romanischen Rasse, von romanischen Völkern nicht ernsthaft die Rede sein kann, da es nur romanische Sprachen gibt. Von den Germanen sagte Professor Dr. Seeberg, sie seien Träumer, die Romanen dagegen Männer der Tat.

In Wirklichkeit waren die alten Germanen unbändige Tatmenschen. Das bekundeten sie in ihren Kriegszügen untereinander und nach außen hin. Das Träumen lag nicht in ihrem Wesen, weder damals noch heute. Niedersachsen und Skandinavier waren und sind nüchterne Menschen. Die Redensart von dem Volk der Dichter und Denker ist fremder Herkunft. Träumer und Nichtstuer sind die Lazzaronis von Neapel und andere, die Professor Dr. Seeberg Romanen nennt. Wo wird heute größere Tatkraft entwickelt, bei den Germanen oder bei den Romanen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, was immer Professor Dr. Seeberg meinen mag.

Derart falsche und schiefe Auffassungen müssen aufs nachdrücklichste zurückgewiesen werden, gerade weil sie von einem Manne kommen, der den deutschvölkischen Gedanken und Bestrebungen nicht feindlich gegenübersteht, und im Verein deutscher Studenten vorgetragen wurden, wo irreführende Schlüsse daraus gezogen werden könnten.

*

Christentum

Der von der amerikanischen Sozialdemokratie wiederholt als Präsidentschaftskandidat aufgestellte Eugen Debs hatte in sein Haus in Terre Haute (im Staate Indiana) eine gewisse Helene Cox aufgenommen. Helene Cox, die junge, sehr hübsche Tochter eines methodistischen Pfarrers dieser Stadt, war mit dem Sohn eines amerikanischen Millionärs durchgegangen und hatte ihn geheiratet. Als sich ein Jahr später der junge Mann von ihr scheiden ließ und ihr auch ihr Kind nahm, verlor die junge Frau den moralischen Halt. Sie wurde aufgegriffen, als sie Männer ansprach, aber nach dreitägigem Aufenthalt im Polizeigefängnis von Eugen Debs durch Stellung einer Kaution befreit. Debs nahm sie als gleichberechtigtes Familienglied in sein Haus auf. Wie er wohl nicht anders erwartet hatte, wurde er wegen dieser Tat gesellschaftlich geächtet. Er aber erließ folgende Erklärung:

„Ich habe ein junges, unglückliches Weib, das vom Leben und vom Schicksal gehetzt und dem Laster der entsetzlichsten Art in die Arme getrieben wurde, bei mir aufgenommen. Ich treibe dadurch nichts anderes als praktisch angewandtes Christentum und fordere von meinen und meiner Frau Freunden und Bekannten, daß sie die Arme respektieren und ihr dieselbe Achtung entgegenbringen wie mir und meiner Frau. Werden die Bewohner dieser Stadt ihr helfen oder durch eine organisierte Hetze sie wieder auf die Straße und in Verzweiflung treiben? Mögen die Bewohner dieser Stadt, die Frommen und Braven, die Tugendhaften und Nieangefochtenen, sich Sonntag in der Kirche fragen: ‚Was würde Christus mit dieser Gefallenen tun?‘ Nun denn, ich erkläre, daß ich Helene Cox als mein

Kind betrachte und auf die Wertschätzung aller Pharisäer und Lästermäuler verzichte. Die wahrhaft Ehrenhaften werden zu mir halten."

Nach dem „Vorwärts" hat diese Erklärung ihre Wirkung getan. Auch Geistliche haben von der Kanzel die Tat gelobt.

*

Persönliches, Allzupersönliches

Ein Blatt nationaler Richtung hat die Behauptung aufgestellt, daß der Abgeordnete Liebknecht während seines Aufenthalts in der Sommerfrische seinen Sprößling gezüchtigt habe, und zwar mit erheblicher Überschreitung des Normalmaßes, unter das eine solche Prozedur fällt. Die Parteipresse hat Herrn Liebknecht gegen diese Anschuldigung in Schutz genommen, und der als gar zu temperamentvoller Bakelschwinger Gekennzeichnete selbst ist mit langen Rechtfertigungserklärungen hervorgetreten. Man hat auf beiden Seiten Zeugen aufgestellt, die natürlich unentwegt auf ihren entgegengesetzten Standpunkten beharrten, der Tatort ist photographiert, die beiderseitigen Sehlinien sind berechnet worden — kurz, die Hosenbodenangelegenheit des jungen Liebknecht hat eine so gründliche Behandlung erfahren, wie es einer derartigen Haupt- und Staatsaktion zukommt. Rätselhaft bleibt lediglich für den interessierten Leser, wie diese Erörterungen in den politischen Teil geraten konnten. Politik bedeutet doch, wie die Kontrahenten aus dem Lexikon ersehen können, „die Lehre von den Staatszwecken und den besten Mitteln zu deren Verwirklichung" ...

*

Sünden gegen die Rasse

Die „Usambara-Post" hat für die Verbreitung eines Briefes gesorgt, der einen tiefbeschämenden Einblick in die „Seele" eines deutschen Mädchens gewährt, das den Vater ihres Nigger-Geliebten um Reisegeld anbettelt, damit es sich drüben in Tanga mit seinem Mambo verbinden kann. Es ist widerlich zu lesen, wie sich diese deutsche Jungfrau den Schwarzen an den Hals wirft:

„Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, daß ich mit einer so sehr unbescheidenen Bitte an Sie herantrete, wo Sie doch gar nicht einmal wissen können, ob ich es überhaupt würdig bin, von Ihnen aufgenommen zu werden, aber ich werde mich ganz gewiß dessen würdig erzeigen!"

Solange solche Briefe — wir fürchten, es wird nicht der einzige sein — nach Afrika gehen, wird es schwer halten, den Respekt der untergeordneten Rasse zu erringen. Man sollte aber auch sonst vermeiden, die Schwarzen bei uns in Deutschland auf Posten zu stellen, auf die sie einfach nicht hingehören. Die Unsitte, Neger in die Militärkapellen einzustellen, ist schon bedauerlich genug, aber völlig unverständlich ist es, wie die Militärverwaltung einen Negermischling als militärischen Vorgesetzten verwenden kann. Die „Köln. Ztg." schreibt mit vollem Recht: „Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß man deutschen Soldaten zumuten würde, Negermischlingen als Vorgesetzten zu gehorchen. Man muß sich nur in den Gedankengang des Soldaten versetzen, dessen Rassestolz aufs schwerste darunter leiden muß, wenn ihm zugemutet wird, Abkömmlingen afrikanischer Neger die Ehren zu erweisen, die Vorgesetzten gebühren. Auch vom Standpunkt einer gesunden und reinlichen Rassepolitik ist die Verwendung derartiger Leute als Unteroffiziere durchaus zu verwerfen. Man erinnert sich der Mischehenfrage, bei deren Behandlung sich gezeigt hat, daß gewisse Leute in Deutschland von der richtigen Erkenntnis des obersten Grundsatzes aller erfolgreichen Kolonialpolitik — keine gesetzlich sanktionierte Vermischung mit Negern — noch weit entfernt sind. Wenn diese Leute darauf verweisen können, daß die deutsche Heeresverwaltung deutschen Soldaten Negerabkömmlinge zu Vorgesetzten gibt, dann braucht man sich nicht zu verwundern, wenn in der Rassefrage lockere Grundsätze einreißen."

*

Vorbestraft!

Wie oft müssen Menschen, die vielleicht vor Jahrzehnten eine Strafe verbüßt, seitdem aber sich nie wieder etwas haben

zuschulden kommen lassen, diesen Vorwurf hinunterwürgen! Wie oft werden durch diesen Vorwurf Existenzen, ganze Familien vernichtet! Und wie oft handelt es sich dabei überhaupt um gar kein nennenswertes Vergehen, nur um Handlungen, die wohl jeder das eine oder andere Mal in seinem Leben verübt, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Aber — macht nichts: „Vorbestraft ist vorbestraft!" Wie der „Tag" berichtet, ist jetzt in Dresden eine Vereinigung in der Bildung begriffen, die die Löschung der Vorstrafen anstrebt. Die Vergehen und Verbrechen selbst verjähren; das von den Behörden im Deutschen Reich geführte amtliche Strafregister verjährt nicht! „Der Angeklagte und vielleicht auch der Zeuge laufen Gefahr, bei irgendeiner Bagatellsache nach ihren Vorstrafen gefragt und dadurch in der Öffentlichkeit herabgedrückt zu werden. Zeugen sollen zwar überhaupt nicht, so ordnet es ein Ministerialerlaß an, nach ihren Vorstrafen gefragt werden. Wie nun aber, wenn der Staatsanwalt oder der Verteidiger diese Frage aufwirft? Soll der Gerichtshof sie abschneiden? Dann schafft er unter Umständen einen Revisionsgrund für Aufhebung des Urteils. Auch der Angeklagte, der wegen einer Übertretung oder eines Vergehens die Anklagebank betritt, zittert vor der Verlesung seiner Vorstrafen ... Die Verteidiger wissen ein Lied zu singen von der Tragik der Vorstrafen; sie treten daher vor der Verhandlung an den Richter heran und bitten ihn, Abstand von der Verlesung zu nehmen, was in den meisten Fällen gern gewährt wird. Überhaupt ist die Gerichtspraxis in dieser Beziehung viel milder als ehedem geworden, aber das Damoklesschwert schwebt noch immer über dem Haupte derer, die eine Schuld ehrlich gesühnt haben und durch irgendeine Zufälligkeit gezwungen sind, vor Gericht zu erscheinen. In juristischen Kreisen wird dem Dresdener humanen Werke daher viel Sympathie entgegengebracht. Freilich wird dieses einen langen Weg zu machen haben, bis das Ziel erreicht ist. Die Löschung der Vorstrafen aus dem Strafregister hat nämlich nur dann allgemeinen Wert, wenn sie nach einem gewissen Zeitraum auf Grund gesetzlicher Bestimmung eintritt. Ganz verfehlt wäre es, den Verwaltungsbehörden die Befugnis einzuräumen, daß sie je nach der Führung des seinerzeit Verurteilten die Löschung bewirken. Recht, nicht Gnade! Ebenso wie Vergehen und selbst Verbrechen durch die gesetzliche Verjährung gesühnt werden, ebenso soll die Löschung im Strafregister nur auf gesetzlichem Wege erfolgen."

*

Menschenställe

In den vom Berlin-Charlottenburger statistischen Amt aus den Zählkarten festgestellten, insgesamt 1260 Armenwohnungen von einer Stube und Küche waren 162 von 5 Personen bewohnt, 83 von 6, 4 von 7, 25 von 8, während 11 Wohnungen 9 Bewohner, 2 Wohnungen 10, eine 11 und zwei Wohnungen sogar zwölf Personen in einer Stube und Küche aufzuweisen hatten.

Dabei ist Charlottenburg eine der reichsten Städte Deutschlands.

Ein Wohnungsgesetz ist aber kein Bedürfnis. L. H.

*

Patentierter Geburtenrückgang

Die Zeitungen sind voll des Jammers über den Geburtenrückgang; die Volksfreunde zerbrechen sich die Köpfe, Mittel zur Abhilfe zu finden; auf dem Anthropologenkongreß in Nürnberg erklärt ein Professor die Geburtenbeschränkung für einen langsamen Selbstmord der Nation, und — und — das Kaiserlich Deutsche Reichspatentamt patentiert laut gedruckter Anzeige in aller Ruhe und Gemütlichkeit einen Apparat zur Verhütung der Empfängnis. Aber, aber!

Der Herausgeber von „Licht und Leben", dem die Mitteilung zu verdanken ist, hat die Geschichte zur Kenntnis des Reichskanzlers gebracht und die Nachricht erhalten, daß die Sache untersucht werden soll. Aber merkwürdig bleibt die Sache darum doch, die Sache mit der patentierten Geburtenbeschränkung. Sollte vielleicht im Reichspatentamt ein fana-

tischer, zum Äußersten entschlossener Anhänger des Neumalthusianismus sitzen?

*

Auf schnellstem Wege ins Irrenhaus

Wiederholt und an der Hand schlagender Belege hat der Türmer ausgeführt, daß unser Irrenrecht geradezu nach einer Reform schreit. Der Fall v. Versen, der jetzt durch die Tagespresse gegangen ist, wirft aber ein so grelles Schlaglicht auf die unhaltbaren Rechtsverhältnisse, daß nachgerade auch die maßgebenden Stellen aus ihrer unbegreiflichen Reserve gegenüber der dringenden Forderung einer Reform des Irrenrechts aufgerüttelt werden müßten.

Wie in so vielen Fällen handelt es sich auch im Fall v. Versen um einen Erbschaftsstreit. Hätte nicht ein sachkundiger Anwalt und nicht zuletzt auch die Presse eingegriffen, so wäre es dem mächtigen Fideikommißbesitzer Herrn v. Arnim-Suckow unschwer gelungen, seine lästigen Schwäger Max und Wilhelm auf Lebenszeit hinter die Irrenhausmauer zu bringen. Und das ohne Verhandlung, ohne Urteil, lediglich mit Hilfe des geheimen schriftlichen Kreisarztsystems. Dieses Kreisarztsystem, das ausgezeichnet in das Mittelalter hineinpaßt, kann nicht schonungslos genug an den Pranger gestellt werden. Der erste Kreisarzt, den der Staatsanwalt mit der Untersuchung der Brüder betraut, hebt in seinem Gutachten selbst hervor, daß bei seinem Besuch sich beide Herren v. Versen ruhig und geordnet benommen, jedoch jede Untersuchung und Unterhaltung verweigert hätten, als sie hörten, daß er in gerichtlichem Auftrage komme. Daraus folgt der Schluß, daß beide Brüder geisteskrank seien, jedoch nur Max v. Versen als gemeingefährlich der Unterbringung in einer Irrenanstalt bedürfe. Darauf hin werden beide Brüder auf offener Straße verhaftet. Der zweite Kreisarzt schließt sich dem Gutachten des ersten nach einer halbstündigen Unterredung an und erklärt beide Brüder für geisteskrank, Max v. Versen, der absichtlich jede Erklärung abgelehnt hatte, für gemeingefährlich. So erreichte denn Herr v. Arnim-Suckow, daß Max v. Versen in die Irrenanstalt gesperrt und über beide die Vormundschaft verhängt wurde.

Das Landgericht hat auf die eingelegte Beschwerde hin die Vormundschaft als unbegründet aufgehoben. Der Inhaftierte ist nach 47tägiger Gefangenschaft in Freiheit gesetzt worden.

Und damit soll der Fall erledigt sein?

*

Der Hund im Krematorium

Aus Frankfurt a. M. melden die Blätter: „Dem Giftmischer Hopf war mitgeteilt worden, daß sich in der Asche der Leiche seiner Mutter Arsenik befunden habe. Hopf erklärte, das sei kein Wunder; er habe das Arsen den Aschceresten zugemischt, damit sie sich länger konservieren. Nun wurde im Krematorium von Offenbach ein Hund verbrannt, dessen Asche Arsenik beigefügt wurde. Der Gerichtschemiker Dr. Popp wird diese Asche untersuchen, ob sie dieselben Merkmale enthält wie die der Mutter Hopfs."

Ein Krematorium ist, wie auch den Behörden bekannt sein dürfte, dazu bestimmt, die sterblichen Überreste von Menschen in einer Form, die den Angehörigen möglich viel stiller Feierlichkeit gibt, zu verbrennen. Ein Krematorium ist keine Versuchsanstalt für Gerichtschemie; es muß doch wohl möglich sein, festzustellen, ob in der Asche eines Hundes Arsenik sich in dieser und jener Form befindet, ohne das Gefühl von Tausenden von Menschen zu beleidigen, mit einer bedenkenlosen „Kühnheit" zu beleidigen, die man zunächst kaum faßt. Man kann für die Tierseele sehr viel Verständnis haben, den Hund als treuen und nützlichen Begleiter des Menschen sehr schätzen ... diese Hundeverbrennung im Krematorium geht doch über die Hutschnur. Fast könnte man meinen, es sei beabsichtigte Beleidigung der „Begräbnisform der anderen". Wir wollen das nicht einmal annehmen, aber die Frage ist doch interessant, wie die Leitung des Krematoriums diese

Verbrennung zulassen konnte, und ob der Staat sie dazu gezwungen hat oder zwingen kann. Es ist ein empörender Gedanke, daß dieselbe Stätte, an der man vielleicht sein Liebstes den reinen Flammen übergeben will, kurz vorher dem Experimente mit einem Hundekadaver gedient hat. Diese Offenbacher Hundeverbrennung ist einfach eine Schande, sie kann nicht wieder gutgemacht werden, aber begierig ist man zu hören, womit sie erklärt wird. Den Sturm möchte ich erleben, wenn ein Hund, etwa um gerichtsseitig Verwesungserscheinungen festzustellen, auf einem Friedhof beigesetzt würde! Vielleicht zeigt das Beispiel den schuldigen Stellen die Ungeheuerlichkeit ihres Experimentes, denn für das eigene Gefühl wird man ja wohl noch Sorge und Verständnis haben. R. Br.

*

Der Revolver

Kein Tag vergeht, ohne daß einem nicht eine Revolverschießerei aufgetischt wird. Der Revolver hat sich eine Popularität errungen, die sich nachgerade zu einer öffentlichen Gefahr auswächst, zumal in den Großstädten, deren Nervengift auf die Hemmungsvorstellungen leicht zerstörend wirkt. Es brauchen gar nicht einmal mehr „die großen Leidenschaften“ als Motive herzuhalten, ein unbedeutender Anlaß genügt häufig, um den unvermeidlichen Revolver in die Erscheinung treten zu lassen. Sehr bezeichnend ist der Göppinger Fall, in dem jemand den Bahnbeamten, der ihn ohne Fahrkarte nicht durch die Sperre lassen wollte, aus Ärger kurzerhand über den Haufen knallte. „Revolverschießereien und kein Ende“ stöhnt es aus der Lokalchronik des „Vorwärts“ nach einer besonders blutigen Woche.

Ja, warum dann der Widerstand der sozialdemokratischen und liberalen Presse gegen das von der Regierung geplante Verbot des Waffentragens? Ist etwa dem Übel anders beizukommen, als durch die Errichtung gesetzlicher Schranken? Daß die Waffenindustrie einigen Verdienst wird streichen müssen, mag zugegeben werden, aber ihr deswegen die Sterbeglocken zu läuten, wie das „B. T.“ es tut, ist übertrieben. In diesem Falle muß eben die Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit vorgehen. Die „Deutsche Tageszeitung“ hat ganz recht, wenn sie den Revolverunfug mit dem glücklich überwundenen Faustrecht vergleicht:

„Man schaltet den Richter aus und übernimmt in eigener werter Person sein Amt ... Soll der Staat hier mit verschränkten Armen zuschauen? Das liberale Dogma lautet: Das Waffenverbot wird umgangen werden. Selbstverständlich. Jedes Gesetz kann umgangen werden, und die Tätigkeit der Gerichte beweist, daß, solange die Welt besteht, Rechtsbrecher gegen das Gesetz sich aufgelehnt haben. Trotzdem hat man immer wieder Gesetzschranken aufgerichtet und ist dem Verbrechen zu Leibe gegangen. Hier, wo täglich geknallt wird, gemütsruhig die Dinge laufen lassen, hieße die Mordfreiheit proklamieren. Mit Halbheiten kommt man nicht zum Ziel; da muß durchgegriffen werden.“

*

Man soll nie nie sagen

Noch am 15. Juli 1900 erklärte, wie im „Berl. Tagebl.“ erinnert wird, der bekannte Erfinder und Kanonenkönig Hiram Maxim in einem Vortrag in der großbritannischen aeronautischen Gesellschaft etwa folgendes: Er wolle aussprechen, daß er es für ein unnützes Bemühen halte, einen Ballon zu schaffen, der gegen den Wind flöge. Ein Ballon müsse große Dimensionen haben, wenn er genügende Treibkraft besitzen solle. Da er aber sehr empfindlich und zerbrechlich wäre, könnte er nicht zum Fluge gegen den Wind eingerichtet werden. Ein praktisch lenkbarer Ballon müsse demnach für immer eine Utopie bleiben. — In der „Zeitschrift für Luftschiffahrt und Physik der Atmosphäre“ konnte ein Fachmann äußern: „Ich bin so frei zu behaupten, daß dieses Zeppelinsche Luftschiff zu nichts anderem führen wird als zu einem Riesenfiasko.“ Und noch ein drittes Beispiel, wie sich die Wissenschaft zu dem Zeppelinschen Fahrzeug stellte, zeigt die Ansicht eines technischen Professors, der folgendes schrieb: „Trotz

allen Scharfsinns und der Geldsummen, die für die Bauart und Herstellung solcher Spitzballons aufgewendet werden, muß es leider voraussichtlich stets ein fruchtloses Beginnen bleiben, mit den schwächlichen Riesenleibern dieser Ungetüme gegen schärfere Winde siegreich ankämpfen zu wollen. Wie man die Sache auch anfangen möge, immer stößt man auf das Mißverhältnis zwischen den übermäßig hoch anwachsenden, die Festigkeit nicht erhöhenden Dimensionen des Ballonkörpers und einer immer noch viel zu kleinen Arbeitskraft des mitgenommenen Motors. Der Ballon wird n i e eine Geschwindigkeit von zwölf Metern per Sekunde erreichen ..."

Man hat fast vergessen, daß die vom Kaiser berufene Sachverständigenkommission im Jahr 1894 das Projekt für praktisch unverwertbar erklärt hat, trotzdem ein Mann wie Helmholtz, der inzwischen starb, die Entwürfe Zeppelins für sehr beachtenswert und nicht unausführbar bezeichnet hatte. Vergessen ist, daß sogar noch nach dem ersten Erfolg, der die Lenkbarkeit des Luftschiffs zweifellos erwiesen hatte, die im Jahre 1896 gegründete „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" aus Mangel an Geldmitteln sich 1901 auflösen mußte ...

Das alles hindert nicht, daß Bestrebungen, die vielleicht nach einem oder mehreren Hundert Jahren mit ihrer Erfüllung die Menschheit zu beglücken berufen sind, heute genau so für „nie erfüllbar" erklärt werden, wie das Zeppelinsche Luftschiff noch vor kaum ein paar Jahrzehnten.

*

Der fremdsprachige Unfug

In einer Bozener Apotheke verlangte ich kürzlich Heftpflaster. Man gab es mir in einem hübschen Umschlag, der aber Inschrift und Gebrauchsanweisung nur in englischer Sprache hatte. Als ich daran Anstoß nahm, sagte mir der Apotheker, daß er dieses Pflaster von einer deutschen Fabrik bezieht, von der „Union, Fabrik pharmazeutischer Bedarfsartikel" in Berlin SW. 68, Ritterstr. 81. Schon wiederholt habe er sich über die englische Inschrift beschwert, aber die Antwort erhalten, daß dieses Pflaster mit deutscher Inschrift nicht geliefert werde.

Nicht immer sind die deutschen Fabrikanten so bockbeinig wie diese Berliner Fabrik [Die man sich übrigens merken soll. D. T.]. Im allgemeinen liefern sie diejenige Aufmachung, die gewünscht wird. Oft liegt es nur an der Gleichgültigkeit der Händler, die sich undeutsche Bezeichnungen und Inschriften aufdrängen lassen. Hier sündigen wohl am meisten die großen Warenhäuser. In diesen bekommt man nicht, was man benötigt, sondern was dort verkauft werden soll. Größere Mengen irgend einer Ware, wie von Kleidern und Hüten, werden bezogen, gleichviel, ob englische oder französische Inschriften die Sachen verunzieren, und die Frauen kaufen gedankenlos, was man ihnen anbietet.

So erklärt sich im wesentlichen der an dieser Stelle bereits im Septemberheft, Seite 858, gerügte Umstand, daß man häufig deutsche Kinder sieht, die Hüte mit englischen oder französischen Inschriften tragen. Pariser oder Londoner Warenhäuser würden es nicht wagen, Hüte oder andere Gegenstände etwa mit deutschen Inschriften anzubieten. Das verbietet ihr Stammesgefühl. In Deutschland nimmt die Masse der Käufer gedankenlos, was man ihr bietet.

Da die Händler nicht belehrt werden wollen und die Massen der Käufer nicht leicht aufgeklärt werden können, so wird der gerügte Unfug nur abgestellt werden können, wenn die Gesetzgebung eingreift, etwa mit der Bestimmung, daß in Deutschland alle Bezeichnungen oder Inschriften auf Waren bei Androhung der Beschlagnahme in deutscher Sprache abgefaßt sein müssen. Folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! P. D.

*

Kinder als Zeugen

Man sollte doch endlich einsehen, daß Kinderaussagen vor Gericht einen mehr als zweifelhaften Wert haben. Ein Schuldurteil, das sich lediglich auf die belastenden Aussagen von Kindern stützt, müßte am besten überhaupt nicht mehr möglich sein. Die psychologische Wissenschaft hat gerade auf diesem Gebiete viel Bemerkenswertes

zutage gefördert. Es hat sich ergeben, daß oftmals gerade die fleißigsten, ehrlichsten, gesittetsten Kinder von einer plötzlichen Sucht befallen werden, einen völlig Unschuldigen eines Vergehens zu bezichtigen. Die große Sicherheit und Bestimmtheit, mit der zumeist diese Anschuldigungen vorgebracht werden, beeinflussen vielfach das Gericht zuungunsten des Angeklagten, der keine Möglichkeit der Rechtfertigung hat. So entstehen dann jene Tragödien, wie sich erst kürzlich wieder eine abgespielt hat. Der Drogist Greve wurde auf Grund der unbeeideten Aussage der 13jährigen Tochter eines Ökonomierats wegen Sittlichkeitsverbrechens zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hat die Strafe verbüßt und ist nun nachträglich, nachdem das Mädchen eingestanden hat, die Aussage unter dem Zwang ihrer Erzieherin gemacht zu haben, freigesprochen worden. Ein anderer Fall: Ein Bäcker wurde von einer Nachbarsfrau, mit der er sich überworfen hatte, bezichtigt, sich vor zwei Jahren an ihrer damals dreijährigen Tochter vergangen zu haben. Vor der Polizei vernommen, schilderte das jetzt fünfjährige Mädchen die angebliche Tat in allen Einzelheiten. Der Staatsanwalt — so wird es berichtet — hielt die Aussage des Kindes für glaubwürdig und beantragte eine Gefängnisstrafe von 9 Monaten! Das Gericht war einsichtig genug, der Aussage eines fünfjährigen, von seiner Mutter beeinflußten Kindes keinen Glauben beizumessen und sprach den Angeklagten frei.

Hier ein Freispruch, dort ein Schuldurteil. Wie's trifft!

*

Die Lindenwirtin

Durch die Blätter läuft eine literargeschichtliche Notiz über das Original von Baumbachs allgesungener Lindenwirtin, die Besitzerin einer Kneipe in Godesberg bei Bonn. „Sie ist eine Berühmtheit geworden, ohne es eigentlich recht zu merken", und nähert sich jetzt den Fünfzig, so daß ein begeisterter Glückwunschsturm vorauszusehen ist.

Baumbach dichtete das Lied im Jahre 1876, und Franz Abt hat es 1878 komponiert. Die Godesberger Lindenwirtin, die zu einer so großen Berühmtheit fast unvermerkt gekommen ist, näherte sich also, als das Lied entstand, dem 12. Lebensjahr. Nun versteht man auch, daß Baumbach von dem „Wanderknaben" spricht; offenbar war es ein alkoholisch verflatterter, sehr jugendlicher Wandervogel.

Als Beitrag zur Naturgeschichte der Legende hat die Sache ein Interesse. Ed. H.

*

Inseratenpoesie

Zu den Geschmacklosigkeiten inserierender Geschäftsleute gehören u. a. die Anpreisungen in eigener „Poesie", die wohl aber meist kein anderes Unheil anrichten, als ihren „Autor" der Lächerlichkeit preiszugeben. Bedenklicher wird die Sache, wenn dabei wirkliche Poesie gemißbraucht wird, indem man Perlen deutscher Dichtung in widerlicher Verbindung mit eigenem Fabrikat (schlimmster Sorte) zu Tingeltangel-Empfehlungen benutzt. Oder wirkt es nicht geradezu beleidigend, wenn man in der „Neuen Hamburger Zeitung" vom 29. August d. J. liest:

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern!
Denn unsereiner würd' ja doch
Die Kette bald verkaufen,
Um schließlich den Erlös nur noch
Bei Lange zu versaufen."??

Oder wirkt es nicht geradezu frech, wenn man am nächsten Tage folgendes „Poem" vorgesetzt bekommt:

„Es reden und träumen die Menschen soviel
Von künftigen, besseren Tagen!
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen!
O, werde das Glück doch schon heute gewahr
In Langes Hamburg-Amerika-Bar!"(!) ?

Man sollte meinen, wenn sich auch ein Gastwirt solcher Verschandelung klassischer Poesie nicht schämt, so sollte das wenigstens die Anzeigenverwaltung einer Großstadt-Zeitung tun. A. L—l.

*

Autocarrière

In einer Berliner Zeitung sucht ein Dr. phil. Stelle als Privatsekretär, unter gleichzeitiger Anbietung seiner Dienste als Chauffeur. Der Fall durchläuft die Presse als ein hervorragendes Beispiel für das wirtschaftliche Elend der Studierten.

Ich möchte gerade diesen Fall für möglicherweise weniger tragisch halten. Der junge Mann hat anscheinend seine Studienjahre derartig angewendet, daß es zum Dr., unbekannt welchen Grades, just gereicht hat, doch nicht zu einem Staatsexamen. Dann aber hat es doch noch zum gelehrigen Autofahren gereicht, vermutlich als Wagengast bei reicheren Freunden. Dazu würde nun ganz gut eine Lebensidee passen, die sich auf die Kombination Privatsekretär-Chauffeur aufbaut, für die bei Leuten von gewisser sozialer und geschäftlicher Ansehnlichkeit des neuesten Typs günstige Verwendung ist. Es hat es früher schon manc̈her vom brauchbaren Hauslehrer sehr weit gebracht, selbst die preußische und österreichische Diplomatie der ehemaligen Bundeszeit nennt derartige Namen von Staatsmännern und Gesandten. Wer den Blick für die Zeit hat, könnte da ganz richtig für den Hauslehrer nunmehro den Chauffeur, in idealer Konkurrenz mit dem Privatsekretär, einstellen.

Bei alledem bleibt natürlich der Hinweis bestehen, zu dem das Inserat zunächst geführt hat: auf die erschreckende akademische Überproduktion. Von der anderen Seite rühmt man dann wieder mit prunkenden Zahlen die „Frequenz“ der wetteifernden Universitäten und gründet zu ihnen noch neue hinzu, weil sich örtliche Kreise davon Geschäftsvorteile versprechen und weil auch noch andere Interessierte bei den Einflußreichen dafür werben. Was dann aus all den Studierten werden soll, nachdem ihre Väter, oft mit den härtesten Mühen, weit mehr für sie aufgewendet haben, als bei irgendeiner anderen Berufsbildung erfordert wird, dieser Frage gegenüber steckt man wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand — oder rühmt die Blüte der Kultur. Ganz wie bei der Industrie, wo gleichfalls die Blüte in einer Überproduktion von entbehrlichen, unverlangten Erzeugnissen besteht, die nun mit allen künstlichen Mitteln zum Absatz gebracht werden müssen und deren eigentlicher Wert uns allzumeist in einen beschämenden Gegensatz zu den Zeiten stellt, die wirkliche Kultur besaßen. —h—

*

Der Niedergang aller Künste

Ein Leipziger Telegramm brachte folgenden Wortlaut:

„Über Hamburg und München war heute das Gerücht verbreitet, der Historiker der Leipziger Universität Karl Lamprecht würde einem Rufe an das Kolonialinstitut zu Hamburg als Nachfolger des bisherigen Lehrstuhlinhabers Marks Folge leisten. Geheimrat Lamprecht teilt demgegenüber mit, daß ihm weder offiziös noch offiziell ein derartiges Anerbieten gemacht sei. Man darf aber aus einigen Äußerungen des Leipziger Gelehrten den Schluß ziehen, daß er im Prinzipe nicht abgeneigt ist, ein etwaiges Anerbieten von Hamburger Seite aus anzunehmen.“

Und das Ende vom Liede? Eine Weile später ein abermaliges Telegramm: Lamprecht bleibe in Leipzig und fühle sich dort sehr wohl.

Es faßt einen doch ein ganz merkwürdiges, katzenjämmerliches Gefühl, wenn man — in denkbarster Unbeteiligung der Beziehungen oder Sympathien — eine solche Begebenheit beobachtet, wie sie sich heutigentags in der Zeitung abspielt. Wie doch alles und jedes bei uns herunterkommt, Gestalt und Finesse verliert — und das kaum noch einem auffällt! Ich meine also hier die Leistung der in Aktion getretenen journalistischen Berichtspersonen. Das Verfahren an sich ist ja alt; ohne daß es gerühmt werden soll, belustigte es doch den kundigen Thebaner. Die Papabiles sämtlicher Berufe, bei denen man zu etwas berufen oder gewählt werden kann, zum Kanzler, Minister, Nobelpreisträger, Ordinarius, erduldeten, wie allbekannt, schon immer, daß merkwürdig voreilig eines Tages von den verflixten Zeitungen auf sie hingewiesen ward und sie dadurch genötigt wurden, öffentliche Erklärungen abzugeben,

wodurch dann unvermeidlich zum zweitenmal die allgemeine Aufmerksamkeit, unter Umständen auch die der zuständigen Erwägungen, auf sie hingelenkt werden mußte. Aber alle Wetter noch einmal, mit so grobem Pinsel verpfuschte man doch noch niemals dieses mit Vorsicht zu respektierende Chiaroscuro, das ein holder Zufall wob. Unzutreffende Gerüchte — von denen man sogleich umständlich weiß, von wo sie gekommen seien; kommentierte Äußerungen der verehrten Gelehrten, die in einem solchen Maße die gebührliche feine Negativität überschreiten ...

Es wird so viel jetzt von einer Hebung des Journalismus geredet, dem man auch schon mit akademischen Studien und Seminarien hat aufhelfen wollen. Doch gerade aus Gedankengängen, die sich an dieses Beispiel knüpfen, scheint nur zu fürchten, daß auch Studiengang und Doktorentitel gegen die ungeschickliche Taktlosigkeit da verzweifelt wenig nützen. Das Übel hat viel allgemeineren Sitz: darin daß jegliches bei uns sich heute zu den groben und gröbsten Amerikanismen neigt und im allgemeinen Getümmel die Automobilhupe zu dem Instrument geworden ist, das als die glücklichste Stimmgabel gilt. — y —

*

Schonung berechtigter Gefühle

Die Polizeibehörde Christianias hat den nach Gerhart Hauptmanns „Atlantis" von einer dänischen Gesellschaft hergestellten Film zur Aufführung in den Kinotheatern nicht zugelassen. Die Behörde erklärt in ihrem Rundschreiben, „sie halte die Aufführung eines derartigen Films moralisch für unverantwortlich, da man damit noch wohlbekannte tragische Episoden zu einer Art Volksbelustigung benutzt habe".

Alle Welt billigt in Norwegen, das überhaupt nur eine Nachzensur kennt, diesen Schritt der Behörden. Inzwischen hat die dänische Gesellschaft den Atlantis-Film für 250 000 Kronen nach Deutschland verkauft, wo sich zu seiner Ausbeutung eine besondere Gesellschaft mit dem Sitz in Düsseldorf gebildet hat. Offenbar befürchtet man in Deutschland eine solche Schonung berechtigter Gefühle nicht. Man verläßt sich wohl auf den Lärm, den eine gewisse Presse gegen jede Maßregel der Zensur schlägt. Man sagt sich, daß, wenn sich der vielfach als erster Dramatiker seines Landes geschätzte Dichter die Geschmacklosigkeit leisten durfte, sein Werk für 20 000 ℳ verstümmeln zu lassen, nachdem er kurz zuvor durch den Nobelpreis eine große Summe erhalten, man sicher auch sonst eine Auflehnung des guten Geschmacks nicht werde zu befürchten haben.

Nun aber noch eins. So gewiß es durchaus berechtigt ist, die Gefühle jener Menschen zu schonen, die durch ein Schiffsunglück schmerzhafte Verluste erlitten haben, so gibt es doch noch Empfindungen, die der Gesamtheit als solcher noch viel heiliger und unantastbarer sein müssen. Derselbe Gerhart Hauptmann hat durch sein sogenanntes Jahrhundert-Festspiel das nationale Empfinden des deutschen Volkes aufs schärfste verletzt. Aber als da die Zensur verspätet eingriff, — welch ein Wutgeschrei bei vielen jener Blätter, die jetzt die Entscheidung der norwegischen Behörden beifällig mitteilen. Wer kann das begreifen? Es begreift es auch niemand — im Auslande, soweit dieses nationales Empfinden für sich in Anspruch nimmt. Im „freien" Norwegen wie in der „freien" Schweiz wäre die Vorführung des Jahrhundertfestspiels noch viel unmöglicher gewesen, als die eines Katastrophen-Films. Wir aber haben es herrlich weit gebracht.

St.

*

Loyalität und Heimatschutz

Der Gerolsteiner Gemeinderat in der Eifel hat dankenswerte Beschlüsse gefaßt zum landschaftlichen Schutz der stimmungsvollen Felsgebilde Auberg, Munterlay und Hustlay, aber ihnen gleichzeitig den Namen „Kaiser-Wilhelm-Felsen" beigelegt. Das war nun erstlich wohlgemeint, und zweitens ist es nicht so schlimm, da die alten geschichtlichen Einzelnamen sich wohl noch neben der Sammelbezeichnung als Kaiser-Wilhelm-Felsen behaupten werden. Immerhin gibt der Vorfall wieder Veranlassung, zu mahnen, daß

man doch nicht so im Handumdrehen natürliche und althistorische Benennungen zuliebe einer Loyalität, die in diesem Falle farblos bleibt, zerstören soll, oder gar törichten Feintuereien zuliebe, in der Weise, wie man es auch in den Städten schon getan hat, wo so prächtige alte Straßennamen wie Otternstieg verschwunden sind, damit man feiner in einer Ferdinandstraße wohnt. Naturgebilde und Altertümer sind keine Eintags-Pralinés, die ein Schokoladenfabrikant auf den Namen Sr. Majestät oder eines Prinzen, der nicht das geringste damit zu tun hat, benennt, — wobei e r immerhin noch das Recht hat, daß er sie auch fabriziert hat. Ed. H.

*

Modewörter

Ich erlaube mir aufmerksam zu machen, daß zu den Nuancen, durch die wir uns von der ordinären Durchschnittsbildung unterscheiden, der Gebrauch des Wortes „etruskisch" hinzugetreten ist. Mit einer etruskischen Stärke ist diese Landschaft geschaut. Etruskische Vasen waren diese schönen Frauen. Etruskische Rhythmen durchfluten diese heiße Dichtung.

Ist das schon eine Folge Moeller van den Brucks, reiten wir heute so schnell? Oder geht es doch auch nur, wie meist, auf die „Geste" unserer westlichen Lehrmeister zurück, wo schon länger verschiedenes, das unklar in der Deklination ist, etruskisch heißt? —e—

*

Heiter ist die Kunst

Der greise französische Komponist Saint-Saëns führt in einem vom „Echo de Paris" gebrachten Bericht über die Genter Ausstellung eine auch von uns zu beherzigende Klage über die Düsterkeit der heutigen d e u t s c h e n K u n s t. „Nackte Mauern, Pfeiler, die behauene Stämme zu sein scheinen, von Zeit zu Zeit hoch hingenistet ein seltsames Flachrelief. Im Innern dieselbe Nacktheit. Gewiß, es ist entschuldbar, sich des Akanthus, der Eierstäbe und der Triglyphen müde zu zeigen. Aber ist das ein Grund, jedes Ornament zu unterdrücken? Diese zum äußersten getriebene Vereinfachung ergreift die Malerei und die Skulptur, sogar das Ornament, wenn man es zuläßt, das sich dann auf parallele Linien, einige Punkte und viereckige Formen reduziert. Und nicht ohne einen leichten Schrecken konstatierte ich im Pavillon des Kongo, daß man in den Statuetten, in den Ornamenten der Eingeborenen eine beunruhigende Ähnlichkeit mit der modernen deutschen Kunst findet. Da man um jeden Preis Neues schaffen will, kehrt man zur Barbarei zurück... Was machen sie doch aus der Freude, dieser schönen Freude, welche Schiller und Beethoven so lyrisch überquellend besungen haben, welche manchmal in den Chören des mystischen Sebastian Bach ausbricht, welche bei Mozart überströmt."

Saint-Saëns trifft hier in der Tat die schwächste Stelle unserer neuen Kunst. Das Leben ist immer vergnügungssüchtiger geworden, durchaus entsprechend der von grob materialistischem Streben eingegebenen Arbeitsüberlastung. Die echte Heiterkeit der Kunst, die serenitas der Alten, entspricht einem mehr von geistigen Werten beherrschten Leben. Uns Deutschen fehlt die Leichtigkeit und Anmut der Romanen, aber die Heiterkeit liegt in unserem Wesen. Warum bleibt die Kunst sie uns schuldig? Weil auch sie zu sehr dem materiellen Protzgeist verfällt. Man sehe nur unsere Bierpaläste! St.

*

Musikkultur

Von den Schlagern aus Jean Gilberts Operetten „Polnische Wirtschaft", „Autoliebchen" und „Puppchen" sind über eine Million Stück im Musikalienhandel abgesetzt worden. So werden von unsern musiktreibenden Kreisen Unsummen für Noten, die in einem Jahre Makulatur sind, vergeudet, wo es auf der andern Seite kaum mehr möglich ist, für wertvolle Gesangs- und Klavierkompositionen ernster Künstler auch nur die Druckkosten einzubringen. S.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Sapphische Ode  L. du Bois-Reymond



XVI. Jahrg. November 1913 Heft 2

Die Wiedergeburt des religiösen Bewußtseins in der modernen Welt

Von Erich Schlaikjer

Wie weit der kühnste Denker auch wandert, er steht schließlich am dunklen Meer der Ewigkeit und blickt in eine Endlosigkeit hinein, die von keinem Licht erhellt wird. Er fühlt sich von allen Schauern des Einsamen umweht, der nicht weiß, woher er gekommen ist, nicht ahnt, wohin er geht, und den keine milde Hand an ein freundliches Gestade der Erkenntnis leitet. Er kann weit draußen in der Ferne des dunklen Meeres das Amerika seiner Seele durch den Glauben ahnen, aber die dunkle Flut wird von keinem menschlichen Schiff befahren und kein Kompaß weist ihm den Weg. Das Denken führt ihn an diesen Ort, um ihn schließlich mit dem fröstelnden Bewußtsein zu entlassen, daß er fremd und heimatlos ist in einer dunklen Welt.

Wenn dieses Gefühl der Heimatlosigkeit in der Welt durch die Seele eines Menschen friert, ist in seinem Innern eine Quelle des religiösen Gefühls aufgebrochen, und es gibt wohl kaum *einen* Menschen, der so arm, so ganz und gar der kurzen Sinnlichkeit verfallen wäre, daß nicht wenigstens *einmal* ein fernes Rauschen aus der Tiefe seines Innern zu ihm heraufgedrungen wäre, in dem eine andere Heimat träumte, als der kalte Wintertag dieser Welt. Die meisten Menschen

Sapphische Ode



L. du Bois-Reymond





XVI. Jahrg. November 1913 Heft 2

Die Wiedergeburt des religiösen Bewußtseins in der modernen Welt

Von Erich Schlaikjer

Wie weit der kühnste Denker auch wandert, er steht schließlich am dunklen Meer der Ewigkeit und blickt in eine Endlosigkeit hinein, die von keinem Licht erhellt wird. Er fühlt sich von allen Schauern des Einsamen umweht, der nicht weiß, woher er gekommen ist, nicht ahnt, wohin er geht, und den keine milde Hand an ein freundliches Gestade der Erkenntnis leitet. Er kann weit draußen in der Ferne des dunklen Meeres das Amerika seiner Seele durch den Glauben ahnen, aber die dunkle Flut wird von keinem menschlichen Schiff befahren und kein Kompaß weist ihm den Weg. Das Denken führt ihn an diesen Ort, um ihn schließlich mit dem fröstelnden Bewußtsein zu entlassen, daß er fremd und heimatlos ist in einer dunklen Welt.

Wenn dieses Gefühl der Heimatlosigkeit in der Welt durch die Seele eines Menschen friert, ist in seinem Innern eine Quelle des religiösen Gefühls aufgebrochen, und es gibt wohl kaum *einen* Menschen, der so arm, so ganz und gar der kurzen Sinnlichkeit verfallen wäre, daß nicht wenigstens *einmal* ein fernes Rauschen aus der Tiefe seines Innern zu ihm heraufgedrungen wäre, in dem eine andere Heimat träumte, als der kalte Wintertag dieser Welt. Die meisten Menschen

aber sind arm, nicht nur im äußeren irdischen Sinn, in dem die meisten es ja auch sind, sondern zugleich arm in der Sprache ihrer Seele, die nur selten erwacht und bald wieder verstummt. Es ist wie mit Kindern, die in einem dunklen Zimmer weinen, aber sofort zufrieden sind, wenn ihnen ein Talglicht auf den Tisch gestellt wird. Das Gefühl der Heimatlosigkeit, das auf dem Grunde eines jeden menschlichen Innern ruht, flackert in solchen Seelen nur für einen kurzen Augenblick auf und versinkt dann wieder. Ein zufälliges Ereignis des Lebens, das Gesicht eines Bekannten, der Anblick eines freundlichen geselligen Orts, kurz: ein Talglicht, das auf den Tisch gestellt wird, zerstreut das Dunkel. Das Gefühl der Heimatlosigkeit wird aufgehoben, die Zusammengehörigkeit mit der umgebenden Welt erwacht, und der Alltag geht seinen gewohnten Gang.

Wo sich indessen der Gedanke, daß wir nicht wissen, woher wir kommen noch wohin wir gehen, und daß das Schauspiel dieses Lebens vor einem undurchdringlichen Dunkel spielt, sich in einer Seele wirklich festgesetzt hat, so festgesetzt, daß diese inneren Stimmen wohl für Augenblicke schweigen, nie aber die Führung der Lebensmelodie verlieren, ist aus dem flüchtigen religiösen Gefühl ein religiöses Bewußtsein geworden. Ob dieses religiöse Bewußtsein nun in einer kirchlichen oder einer sonstigen religiösen Gemeinschaft oder in einer Philosophie Hoffnung und Nahrung sucht, bleibt für den Zusammenhang dieser Zeilen gleichgültig. Ich habe manchen Seemann und manchen Fischer gekannt, der weder zum Priester noch zum Philosophen ging und doch ein eigenwüchsiges religiöses Bewußtsein in sich trug, das auch in den schweren Stunden der Gefahr die Probe bestand. Von dem Erwachen dieses religiösen Bewußtseins nun, das kirchlich werden kann, aber nicht kirchlich zu werden braucht, möchte ich in diesen Zeilen reden.

Auf die Gefahr hin, in unserer superklugen technischen und naturwissenschaftlichen Zeit als ein antiquierter Schriftsteller zu erscheinen, will ich zunächst aussprechen, daß jedes Volk, in dem dieses religiöse Bewußtsein wirklich radikal und in des Wortes schauerlichster Bedeutung stürbe, dem sicheren Untergang geweiht wäre. Aus eben diesem religiösen Untergrund stammt bewußt oder unbewußt jeder Idealismus, und ein Volk, aus dem aller Idealismus entflohen wäre, würde so sicher verfaulen wie ein tierischer Kadaver, den man irgendwo auf ein Feld hingeworfen hat. In jeder heroischen Tat steckt etwas von der Weltverachtung, die sich einer besseren, größeren, ruhigeren Heimat hinter dieser Welt bewußt ist. Ohne ein instinktives Gefühl für die Minderwertigkeit der Welt und ein instinktives Ausruhen in etwas Besserem hinter der Welt gibt es keine Idealisten und mithin keine Helden, denn das Letzte hat das Erste zur Voraussetzung. Es kann nicht jeder Idealist ein Held sein, wohl aber ist jeder Held ein Idealist, von den Helden des Alltags an, die mit Gefahr des eigenen Lebens ein Kind aus dem Wasser bergen, bis zu den Helden der Geschichte. Wenn wir also im folgenden von einem Erwachen des religiösen Bewußtseins reden, glauben wir von einer Angelegenheit zu sprechen, die von schwerwiegender nationaler Bedeutung ist, wenn wir auch darauf gefaßt sein müssen, daß wir nicht von allen verstanden werden. Das instinktive oder durch philosophisches Denken erlangte Bewußtsein, daß die treibenden Schatten dieses Lebens niemals das Wesentliche sein

können und daß sie unseren Hunger nie werden stillen können, ist eine starke Quelle der Kraft. Woher nähmen der Staatsmann, der Forscher, der Künstler, der Erfinder, der Philosoph — woher nähmen sie wohl den ruhigen, unbeugsamen Mut, ein Leben der Bürden auf sich zu laden, wenn nicht aus der Erkenntnis, daß ihnen dieses Leben fremd ist und daß in ihrer Seele ein anderes ist, um dessentwillen sie alle Folterqualen ertragen müssen, die das gegenwärtige Leben so reichlich zu vergeben hat? Wem niemals eine Ahnung dieses Bewußtseins beruhigend durch die Seele gegangen ist, der ist arm, auch wenn er Gold, Gold, Gold aus allen Winkeln zusammenkratzen könnte. Wie jenes Bewußtsein die Quelle aller tieferen menschlichen Kraft ist, so ist es zugleich auch die Quelle alles tieferen menschlichen Glücks. Wir verkennen nicht die schwere, sorgenvolle Not der Armut, wir verkennen sie um so weniger, als sie auch uns gelegentlich mit ihrer blassen Hand über die Stirne strich; wir sagen darum auch nicht, daß jenes Bewußtsein eine sichere Abwehr alles menschlichen Unglücks sei, wir sagen nur, daß jedem menschlichen Glück die Dauer und die Tiefe fehlt, in der es nicht vorhanden ist. Hat aber eine bestimmte seelische Disposition sowohl für die menschliche Kraft wie für das menschliche Glück diese schwere Bedeutung, ist es keine ganz gleichgültige Sache, ob wir ihr in Deutschland eine Zukunft einräumen dürfen oder nicht. —

Nach dem frischen, vom besten Volksempfinden getragenen Sieg über Frankreich im Jahre 1871 wurden vielfach Stimmen laut, die auf Grund historischer Analogien einen idealen Aufschwung des Volkslebens prophezeiten. Wie bekannt kam es aber so ganz, ganz anders! Auf den Sieg der deutschen Waffen folgte der wüste Taumel der Gründerjahre, nach der Niederlage der Franzosen folgte in Berlin eine Schreckensherrschaft der Franzosen nachahmer, auf das glänzend bestandene „Nationalexamen", wie Bleibtreu mit Recht einen Krieg nennt, folgte die tiefste Entwürdigung des deutschen Geistes, von der die neuere Geschichte zu melden weiß. Es war fast, als habe sich die Weltgeschichte in eine fratzenhafte Posse verkehrt. Das Volk, das eben noch kerngesund auf dem Schlachtfelde siegte, wurde von einem ekelhaften Materialismus heimgesucht, der Kunst und Literatur unter seine Schlammwogen zu begraben drohte.

Die Erscheinung ist so auffallend und scheint so jeder historischen Erfahrung zu spotten, daß immer erneute Erklärungsversuche eine Notwendigkeit wurden. Erst kürzlich fanden wir den Versuch, die Erscheinung durch die „Militarisierung" des ganzen Volkes zu erklären. Das stehende Heer, das auf der einen Seite einen blinden Gehorsam, auf der anderen Seite ein anpassungsfähiges Strebertum züchtet, habe das Volksleben verwüstet, wofür dann als Beleg das Wort eines bekannten Generals zitiert wurde, daß die Armee im Frieden „eine Schule des kalten Strebertums sei". Wir glauben für die Schäden eines stehenden Heeres, in dem eine so eiserne Disziplin herrscht wie in dem preußischen, nicht blind zu sein, die Hypothese aber tut dem Heer in diesem Fall doch unrecht. Der geistige Verfall setzte unmittelbar nach dem Krieg ein, als die Volksgesundheit soeben offenbar geworden war und das stehende Heer des Friedens das nationale Leben noch gar nicht hatte verwüsten können. Außerdem lehrt ein Blick zu der skandinavischen Kulturblüte hinauf, die wir in unseren Tagen erlebt haben, daß stehendes Heer

und kultureller Aufschwung durchaus nicht sich widersprechende Dinge zu sein brauchen. Wenn wir nur daran denken wollen, daß der deutsche Sieg von 1871 und die darauf folgende Einigung des Reiches zunächst die deutsche Industrie entfesseln mußte, haben wir einen Erklärungsgrund zur Hand, der die traurigen Erscheinungen alle erschöpfend und unzweideutig erklärt. Die Industrie ist ein sehr materielles Ding. Eine Industrie kann gar nicht geschaffen werden, ohne daß in einem Volk ein sehr materielles Denken erwachsen muß, worüber uns ein auch nur flüchtiger Blick nach England hinüber jeden erwünschten Aufschluß gibt. Merkantile, technische und naturwissenschaftliche Gedanken müssen zunächst triumphieren und das rote Gold wird Trumpf. Erfolgt die Entfesselung der Industrie nun so jäh, wie es in Deutschland unter dem befruchtenden Einfluß des Milliardensegens der Fall war, entsteht der wilde materielle Taumel, den wir in den Gründerjahren so eindringlich kennen gelernt haben. Damals ging der alte deutsche Idealismus und mit ihm auch das ernste religiöse Bewußtsein des Volkes zunächst unter. Was damals über uns kam, hatte aber, Gott sei Dank, mit einer Degeneration des deutschen Geistes nichts zu tun; es war vielmehr ein historisches Schicksal, dem kein Industrievolk entgeht und das beispielsweise das germanische England zu dem materiellsten Volk der Erde gemacht hat. Auch Amerika ist für unsere Anschauung ein Beleg, den jeder kennt.

Als dann der erste Taumel vorbei war, trat auch sehr bald die klassenmäßige Zerrissenheit des Volkes zutage, die ein sicheres Kennzeichen der Industrie ist. Der industrielle Unternehmer und der industrielle Lohnarbeiter stehen sich mit einer ganz andern Schroffheit gegenüber als etwa einst der alte Handwerksmeister und der alte Handwerksgeselle. Der Unterschied in der Lebenshaltung, der früher kaum vorhanden war, bietet ergreifende Kontraste zwischen dem üppigsten Reichtum und dem schrecklichsten Elend, und damit wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit notwendig, der heute noch einen großen Teil des deutschen Lebens beherrscht. Derartige Kämpfe aber, die um materielle Dinge gehen und in denen zwei Extreme einander gegenüberstehen, erhalten leicht etwas Gewaltsames und Jähes, unter Umständen auch von beiden Seiten etwas Rohes, womit dann wiederum eine Quelle der Verrohung des geistigen Lebens bloßgelegt ist. Inter arma silent musae. Die Musen schienen aus dem alten Musenland Deutschland geflohen zu sein.

Erst als die Gewaltsamkeit des Kampfes nachließ, weil sie sich als aussichtslos erwies; erst als der Ernst der sozialen Probleme unerbittlich vorhanden war und tief in die bürgerlichen Kreise hinübergriff; erst als unter der Industrie das Erdbeben der modernen Arbeiterbewegung zu rollen begann, kam Ende der achtziger Jahre ein idealistischer Rückschlag der damaligen Jugend, der sich bis heute fortgesetzt hat, wenn auch selbstverständlich die äußeren Formen gewechselt haben. Weit entfernt, von einer Degeneration des deutschen Geistes zu reden, erzählt die Geschichte seit 70 vielmehr von der Solidität eben dieses Geistes. Wir brauchen uns nur mit England zu vergleichen, in dem der Sport alle ideellen Bestrebungen unterdrückt hat, um zu wissen, wie günstig wir gestellt sind. Wir brauchen nur den englischen Arbeiter, der sich so gut wie ausschließlich für den gewerkschaft-

lichen Kampf, will sagen, für die Lohnerhöhung interessiert, mit dem deutschen Arbeiter zu vergleichen, der neben seinen gewerkschaftlichen Organisationen ein ganzes Heer von Bildungsvereinen und sogar zwei kraftvoll blühende Bühnen geschaffen hat, um mit einem Blick zu erfassen, daß der deutsche Idealismus sich trotz allem durch die Industrie-Krisis hindurchgerettet hat. Es ist unsere Ansicht, daß er den korrupten literarischen Elementen, die das deutsche Schrifttum und die deutsche Kultur mit pikanter Erotik und verwesender Dekadenz vergiften möchten, noch manchen Strich durch die Rechnung machen wird. Und es ist weiter unsere Ansicht, daß er eine bessere und unverwüstlichere Garantie der Weltpolitik bildet als alle englischen Dreadnoughts zusammengenommen.

Die rein materielle Epoche, die von der Industrie unzertrennlich ist, ist in Deutschland abgelaufen; der deutsche Geist hat die Krisis überstanden, ohne ernsthaften Schaden zu nehmen, und so dürfen wir mit aller Bestimmtheit annehmen, daß mit der steigenden inneren Sammlung der Nation auch das religiöse Bewußtsein wieder erwachen wird, von dem wir am Anfang sprachen. Wir dürfen es um so eher annehmen, als die gegenwärtige historische Situation das deutsche Volk nicht zu einem materiellen Taumel zu verführen geeignet ist, wohl aber ernste Reformarbeit von ihm verlangt. Wer möchte leugnen, daß ein starkes Gefühl des Unbehagens durch das deutsche Volk geht? Wer wüßte nicht, daß wir schon darum im Innern nicht verfaulen können, weil wir kämpfen müssen? Wie der Kampf der Vater aller Dinge ist, wird er auch die nationale Verantwortung wieder wachrufen, die sich nicht nur der Welt, sondern auch dem Dunkel hinter der Welt verpflichtet fühlt.

Wir sind keine Freunde der spiritistischen Zirkel, die ernsthafte Probleme der Erkenntnis zu einem geselligen Sport erniedrigen. Daß aber das Interesse an den Problemen des Spiritismus erwacht ist und daß man neuerdings auch solche Probleme wieder zur Diskussion stellt, über die man sonst glaubte hinweglächeln zu können, beweist allerdings, daß ein Umschwung des Denkens von der Welt zum dunklen Hintergrund der Welt im Gange ist. Wer wie der Verfasser von diesem Umschwung ein neues Aufblühen der geistigen Kultur erwartet, wird die Zeichen der Zeit nicht ungern sehen.

In welchem Verhältnis würde sich nun die Kirche zu einem Erstarken des religiösen Bewußtseins befinden, im besonderen da, wo dieses Bewußtsein keine kirchlichen Formen angenommen hat? Nach meinem schlichten Laienverstand müßte sich die Kirche über eine Stärkung des religiösen Gefühls auch dann freuen, wenn sie ihr nicht unmittelbar zugute käme. Es besteht ja ohne Zweifel zwischen allen Menschen, in deren Wesen ein religiöser Unterton liegt, eine ganz bestimmte Solidarität des Gefühls, die sich schon bei gesellschaftlichen Begegnungen geltend macht. Wenn dieses religiöse Gefühl auch nicht unmittelbar der Kirche zugute käme, würde es doch ihre Stellung und ihre Geltung im Volk mittelbar günstig beeinflussen, vorausgesetzt, daß sie eine einseitige Parteinahme im politischen Kampf zu vermeiden wüßte. Vorläufig ist es ja noch so, daß ein sehr großer Teil des deutschen Volkes, nämlich die ganze deutsche Linke, der Kirche und selbst der Religion gleichgültig oder kalt oder skeptisch oder feindselig gegenübersteht.

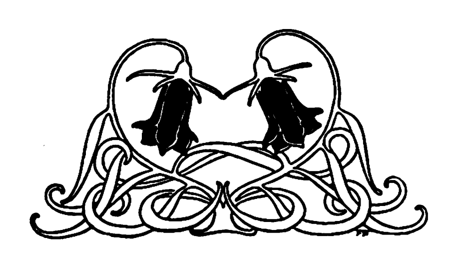
Es steckt in diesem Verhältnis viel alter politischer Haß, an dem vielleicht die Kirche einige Schuld haben mag, niemals aber die Religion. An und für sich braucht eine politische Linke in keiner Weise von religiösem Gefühl verlassen zu sein. Die dänischen Bauern beispielsweise sind politisch so radikal demokratisch, daß sie bei uns auf der alleräußersten bürgerlichen Linken anzugliedern wären, nichtsdestoweniger aber ist das Christentum in ihrem Volksleben so stark und mächtig wie in keinem anderen Land der Erde. Die deutschen Sozialdemokraten, die unter den dänischen Landarbeitern in Nordschleswig agitieren, wissen davon zu erzählen, wie behutsam sie religiöse Dinge anfassen müssen, wenn ihnen die Arbeiter selber nicht eine deutliche Quittung erteilen sollen. Das religiöse Bewußtsein ist, wie mit jeder Philosophie, so mit jeder Partei vereinbar. Wer also an ein Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins glaubt, braucht sich durch parteipolitische Konstellationen nicht stören zu lassen.



Im Nebel · Von Rudolf Leonhard

Das Licht ertrinkt. Der Nebel raucht,
Weit hinten aus dem Brodem taucht —
Was ist es nur? —
Ein spukhaft ungestalter Knauf,
Ein Baumesschatten ästet auf —

Und aus der Tiefe graut ein Laut.
Ein Schauer frißt an meiner Haut —
Was ist es nur? —
Und meine fremde Seele hört —
Was ist es nur? — und sinnt verstört —





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

(Fortsetzung)

IV.

Nach dem Fall mit dem Knecht ging der Herr des Hofs einige Tage nachdenklich einher. — Es war wunderlich, daß er den Gedanken nicht loswerden konnte: „Was würdest du tun, was müßtest du tun, wenn dir das mit Harro passierte?“ — Eine ganz lächerliche Sorge, denn Harro, sein Sohn, wurde Priester des Herrn. „Aber, wenn es geschähe, ich müßte mit ihm tun, wie mit Johann Hell.“ Und dabei gedachte er seines Lebens und des Spruchs über der Tür der Kanzlei. Das Dach der Kanzlei kann sich nicht über Menschen breiten, die Gott vergessen. Steht doch im Buche Mosis geschrieben: „Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab — Und wer zu seinem Sohn sagt, ich weiß nichts von ihm, der hält meine Rede und bewahret meinen Bund.“ — So ungefähr wenigstens mußte es lauten. Er hatte es vor seiner Gymnasialzeit als Schüler der Halligen (die Schule war auf einer Nachbarinsel, auf schwankendem Boot fuhr er hinüber), als Volksschüler der Halligen hatte er den Spruch, oder richtiger die beiden Sprüche, gelernt.

Glücklicherweise endigte all dies Denken und Grübeln, so oft es auch in ihm aufstieg, mit Spott und Lächeln über sich selbst. — „Wo denkst du hin?“ rief er sich an — „Lob und Dank dem Vater in der Höhe, das wird nicht geschehen! Harro ist ein Mann nach meinem Schlag, er wird ein Prediger des Herrn. Seine Studien sind zu Ende, und jeden Tag darf ich die Nachricht erwarten, daß er das Examen hinter sich hat.“

Sein eigener Sohn. Wie glücklich fühlte er sich, sich mit ihm eines Sinnes zu wissen. Er hatte ihn in der Furcht Gottes erzogen und wußte ihn auf dem schmalen Pfad. Er durfte hoffen, noch vom Himmel herab nach seinem Hingange den gottgefälligen Wandel seines Sohnes zu sehen und dabei die ewige Seligkeit zu empfinden, tiefer zu fühlen, als andere, die mit ihm in Gottes Nähe weilten. Und wenn dann auch seines Sohnes Stunde schlage, wollte er der erste sein, der ihm die Hand entgegenstrecke, wollte sagen: „Das hast du gut gemacht, und deshalb hat dich der Herr gesegnet.“

Was Harro anbetraf, da fühlte er sich sicher und stolz.

Es war bei den reichen Bauern der Marsch Sitte, ihre Söhne eine Zeitlang zur Erlangung des Berechtigungsscheines die Gelehrtenschule des zunächst belegenen Städtchens besuchen zu lassen. Hans Horsten aber, als die Zeit für Harro gekommen war, erinnerte sich der Anfechtungen, die ihm selbst erwachsen waren, und wählte eine Anstalt im Norden der Provinz, die auf streng christlicher Grundlage beruhte. Selbstverständlich war es sein Wunsch gewesen, seinen Einzigen als Besitznachfolger zu sehen, ihm das kostbare Stammgut der Mutter zu hinterlassen. Harro aber wünschte, zu studieren. Erst wollte der Alte nicht, später aber war er es doch zufrieden.

Die Kanzlei kam ja von der Familie seiner Frau, die Boie hieß, her, nun gedachte er einen Brudersohn der Verstorbenen zu sich zu nehmen. Der sollte der Erbe seines Hofes zur Bruder- und Schwestertaxe werden, sollte zu seinem eigenen Namen ein „Horsten“ hinzufügen, so daß das Gedächtnis beider Familien auf der Kanzlei fortlebe.

Er war damit zufrieden, daß Harro studiere. Nach Meinung Außenstehender war eine Art Kampf vorhergegangen, in dem der Alte unterlegen, aber es handelte sich um eine freiwillige Unterwerfung. Hans Horsten hatte in den paar Jahren, wo Harro nach der Gymnasialzeit in der Landwirtschaft beschäftigt gewesen war, erkannt, daß sein Sohn zum Bauern nicht tauge, die Kanzlei, deren Bebauung er mit einer Art Andacht betrieb, daher bei dem Neffen besser aufgehoben sei, als bei ihm. Ein Bauer, der von den Büchern nicht wegfinden kann, der ist wie das Ansaugen des Mauerschwamms an den Grundpfeilern des Besitzes. Zugleich tauchte das Ideal seiner eigenen Jugend wieder vor ihm auf, Verkünder zu sein vom Worte Gottes. Denn ein rechter, ein lauterer Verkünder seines Wortes stand am Ende nicht viel niedriger, als der Besitzer der Kanzlei. Und je mehr er sich mit der Möglichkeit befreunden mußte, seinen eigenen Sohn in anderer Lebensstellung zu sehen, um so erhabener und höher erschien ihm das Amt eines Geistlichen. Und endlich kam er sich unter den Seligen doppelt wichtig vor, wenn er im Himmel Arm in Arm mit den heiligsten Männern hinunterdeuten durfte auf den Kanzelmann im schwarzen Ornat, der gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten, hinweisen auf den Redner, an dessen Mund alle Hörer hingen. — Das sei Harro Horsten, sein einzigster Sohn.

Hans Horsten teilte also seinem Sohne mit, er wolle seinem Wunsche nicht länger widersprechen. „Natürlich ist die Bedingung,“ setzte er hinzu, „daß du Theologie studierst.“

Das war für Harro Mehltau auf die junge Blüte. Er war zwar in einer Art Isolierraum aufgewachsen, aber es waren doch allerlei Sporen von Dingen hineingeweht, die die Welt kannte, Keime und Samenstäubchen waren ihm zugeflogen, die in dem Katechismus Lutheri nicht vermerkt waren. Harro hatte die Klänge einer hinter den Kulissen lärmenden Welt vernommen, das Rauschen eines an ihm vorüberbrausenden Stromes. Der liebe Gott war zwar für ihn noch immer Schöpfer und Erhalter der Welt; von den in der Natur waltenden Gesetzen war ihm aber so viel Kunde geworden, daß er sein Hauptinteresse der Art und Weise zuwendete,

wie das Wunderwerk der Schöpfung in der frischen Herrlichkeit des ersten Tags erhalten und fortentwickelt werde.

„Natürlich ist die Bedingung," hatte der Alte gesagt, „daß du Theologie studierst."

Im Flug zog es durch Harros Gedanken: „Darfst du, kannst du?" Und er kam zu dem Ergebnis: „Ja, du darfst." Was du als Fach zu betreiben verhindert bist, darfst du als Liebhaberei immerhin tun. Wie viele Pfarrstellen gibt es nicht, die Zeit und Raum dafür bieten! — Den großen Gott der Kindheit trug er im Herzen, wenn auch nicht in der starren Fassung wie sein Vater.

Dem Alten fiel das Zögern und Überlegen des Sohnes auf, er hätte gern erraten, was in dem jungen Kopf vorgehe. Er wurde beinahe ungeduldig. „Willst du?" fragte er. —

Aber Harro antwortete nicht sofort. Er überlegte weiter. So, dachte der, siehst du die Sache jetzt an. Aber dein Sinn kann sich wandeln. Wer weiß, ob es in deiner Macht steht, ein glattes Versprechen zu halten, deshalb antwortete er schließlich: „Vater, ich will deinen Wunsch erfüllen, wenn es in meiner Macht steht."

Das nahm Hans Horsten für eine unbedingte Zusage allein mit dem Vorbehalt äußerer Hindernisse, wie sie ihm selbst entgegengetreten waren. Und er antwortete: „Wenn es dem Herrn gefällt, unsern Plan zu vereiteln, dann müssen wir uns beugen."

Das war eine Antwort, die dem Sohn wiederum nicht das sagte, was der Vater im Sinne hatte. Harro schwebte der Spruch vor, wonach der große Gott die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche. Und halb dachte er dabei den Gedanken zu Ende, daß er durch des Vaters Wort gedeckt sei, falls der Herr ihm die Kraft zu dem von seinem Vater gewollten Lebensberuf versage.

Mit Primareife war Harro von der Schule abgegangen, einer seiner früheren Lehrer unternahm es, ihn zum Reifezeugnis zu bringen; und es gelang in verhältnismäßig kurzer Zeit. Inzwischen war er mündig und selbständig geworden. Das reiche mütterliche Erbe stand ihm zur Verfügung, und bei der Auseinandersetzung mit dem Vater war diesem der Hof, ihm dagegen ein ansehnliches Kapital zugefallen, Harro war ein unabhängiger Mann. So verließ er Vaterhaus und Heimat, und das Gefühl der Freiheit gab den jungen Schwingen so viel Flugkraft, daß er beide für lange Zeit vergaß.

Er besuchte eine berühmte, im Süden unseres deutschen Vaterlandes belegene Universität. „Für einige Jahre werdet Ihr mich wohl nicht sehen", schrieb er seinem Vater, „und wenig von mir hören. Ein Teil meiner Ferien soll der Arbeit gewidmet sein, der andere kleinen Reisen und Ausflügen. Deutschland, wonach von Kindheit an mein Sehnen stand, seine Gaue will ich kennen lernen und diese Kenntnis auch auf ein paar benachbarte Länder ausdehnen."

Und so geschah es; die nach der Kanzlei und umgekehrt hinüber und herüber wechselnden spärlichen und knappen Mitteilungen und Erkundigungen beschränkten sich im wesentlichen auf die Feststellung beiderseitigen Wohlbefindens. — Die heimatliche Seelsorge lag in den Händen eines alten, liebenswürdigen Herrn. Pastor Raus Beziehungen zur Kanzlei waren nicht intimer, aber doch freundlicher

Art. Intim konnten sie nicht wohl sein, denn dazu war Hans Horsten viel zu sehr geistiger Einspänner, dazu berücksichtigte er religiöse Interessen in einer Weise, die selbst für Pastor Rau über das erträgliche Maß hinausging. Ab und zu erkundigte dieser sich nach dem werdenden Amtsbruder Harro. Ob er denn gar nicht die Landesuniversität Kiel besuchen wolle, was sich bei einer Anstellung im Dienste der Landeskirche empfehle. Hans Horsten wußte davon nichts, nahm sich aber vor, zu schreiben, vergaß es aber. Für die Formalien des Berufs hatte er kein Gedächtnis.

Der Briefwechsel mit Harro war spärlich. Rein äußerlich betrachtet, konnte ihr Verhältnis zueinander kühl scheinen und ohne die rechte Liebe. Aber das war gefehlt. Was Kühle und Kälte schien, war Verschlossenheit und innere Selbständigkeit. Denn der junge Horsten fuhr in seiner Gedankenkarre auch gern allein. — „Laß ihn", dachte Hans Horsten. Und immer mehr verliebte er sich in seinen Zukunftstraum: Harro, der große, schöne, braungelockte Mann auf der Kanzel, in schwarzer Priestersoutane, die Ärmel weit und faltig, wie der Güte und Weisheit, aber auch der Allmacht Gottes voll — in Milde und Barmherzigkeit für die reuigen Sünder ausgebreitet, für die Bösen und Halsstarrigen aber zur Warnung dräuend erhoben — zum Schluß in schwingender Bewegung über die Gemeinde hingestreckt, das schöne, jugendliche Haupt auf rundem weißen Priesterkragen, wie auf einem Teller, mit machtvoller Rede in die Seelen der ihm überantworteten Menschenkinder greifend, — er selbst aber, Hans Horsten von der Kanzlei, im reich geschnitzten Familiengestühl zu den Füßen des gottbegeisterten Redners, äußerlich demütig, innerlich stolz und gehoben, er, der Vater des Mannes, von dem das hallende Wort ausging, das die Hörer erschütterte, als sei es ein Widerhall von der Stimme des Ewigen, wenn er sich im Wetter offenbart. — Und, wenn dann die Menge aus den Kirchentüren ins Freie quillt, er selbst mit ihr in gebrochener Demut, in vereinsamter Achtung, unter dem Druck aller auf ihn gerichteten Augen, ein Druck, der nicht drückt, sondern hinaufhebt wie Flügelschlag: „Das ist sein Vater, der reiche Hans Horsten von der Kanzlei." — Noch immer sind die Herzen voll des Gehörten, nur hier und da setzt ein weltlich Gesinnter der allgemeinen Ehrfurcht die neidischen Worte hinzu: „Ja, wenn ich dem sein Geld hätte!"

Der schöne, braungelockte Mann. So stellte er seinen Harro auf die Kanzel. Wenn man dies und das auf Rechnung der Vaterliebe stellte, mochte es hingehen, denn Harro war auch äußerlich ein ansehnlicher junger Mann. Eigentlich war es aber das Abbild von Emil Rau, oder vielmehr: es war die Jünglingsgestalt des Geistlichen, der jetzt bald seine dreißig Jahre lang das Seelenhirtenamt versah.

Auch mit Pastor Raus Predigt war Hans Horsten im allgemeinen zufrieden. Denn wenn Rau auch nicht grade darauf ausging, die Sätze des lutherischen Dogmas zu betonen, so unterschlug er doch auch, wo es not tat, davon nichts. Und nicht leicht löste man die Wurzelhäkchen seiner sittlichen Lehren aus dem Herzen. Denn sie gingen tief, mit entschiedenen und, wenn es sein mußte, auch eckigen und schlagenden Gesten hämmerte er sie fest. — „Ein Diener des Herrn, wie Pastor Rau, Verkünder des ewigen Worts, wie der, das wird, das soll meines Sohnes Zukunft sein!" — Und deshalb stellte er ihn jung und braungelockt (Harros Haar war wirklich leicht gewellt) auf die Kanzel.

So flog an dem Wirt der Kanzlei in seinem Zimmer, angesichts seiner Zeichnung vom ewigen Gott, das Andenken an seinen Sohn vorüber. Es war viel Träumerei dabei, denn eigentlich war die Seele seines Harro für ihn ein verschlossenes Buch. Erfahrungsgemäß will es grade den Leuten eigener Art am wenigsten einfallen, daß auch die, die nach ihnen kommen, etwas Eigenes zu vergeben haben. So konnte er denn glauben, in seines Sohnes Seele wie in einem Buche zu blättern, obgleich er nur die Seiten seiner eigenen Gedanken las.

Der Alte konnte jeden Tag von seinem Sohn Mitteilung über den Abschluß des Studiums erwarten. Und eines Tages humpelte der buckelige Schneider des Dorfes, der Depeschenbote der Post, über die Steinplatte, die vor der Haustür lag, in das Haus und in die Stube hinein, und legte dem Herrn der Kanzlei ein Telegramm auf den Tisch: „Habe gutes Examen gemacht, es ist freilich ein kleines ‚Aber' dabei, darüber mündlich. Harro."

Da war sie also, die Überraschung, die freudige Überraschung seines Sohnes. Schmunzelnd legte der Alte das denkwürdige Papier in seine Schatulle und entnahm daraus als Trinkgeld für den Glücksbringer einen Taler, dabei freilich auf die lange, kostspielige Drahtnachricht scheltend. Es war aber nicht ernsthaft gemeint. „Das, was dabei ist, was wird's sein? Hat wohl mehr Geld gebraucht, als ihm lieb ist. Nun, darüber kann man sich einigen." — So dachte Hans Horsten. Er war reich genug, seinen Traum zu bezahlen. Er erwartete die Ankunft seines Sohnes, aber zweimal lief die Nachricht eines Aufschubs ein. Harro wollte erst alles an der Universität in Ordnung machen und das Prüfungszeugnis mitbringen. Endlich kam die bestimmte Meldung seines Kommens. Wieder durch Draht, eine lange Depesche, worüber der Alte in guter Laune seine Glossen wiederholte.

Und dann kam der große, der frohe Tag.

V.

Bevor sich der Weg zu dem freien Platz vor dem Haupthause der Kanzlei weitet, führt er an einer Gartenhecke vorüber. — An dem großen Tag war sie von wilden Rosen übersät, und die Luft des Blumenduftes voll.

Vor dem Hause stattliche Bäume, eine alte Ulme, prächtige Buchen, eine sich breit und rund nach allen Seiten reckende Doppelbuche darunter, die für viel Vogelvolk und seine Liebesabenteuer Platz zu haben behauptete, am Kellerflügel junge frech und froh über die Hausfirst lugende Linden, ihnen gegenüber eine alte ausgehölte, die es heuer nur noch zu wenigen Trieben gebracht hatte: Abendleuchten, ergebenes Lächeln einer auf immer vom Licht Abschied nehmen Wollenden.

Ein schöner Frühlingstag. — Das Laub hatte noch den weichen, flaumigen Glanz, und durch die weichen Poren stäubte die Sonne ihr Gold, daß es wie schimmernde Märchen bei flimmernden Schatten am Boden lag. Und die Vogelwelt weniger noch von Nahrungs- und Familiensorgen als von Liebesnot beschwert, richtiger — von Liebeslust gehoben. Die Bäume der Kanzlei und der durch ihr Gehäuse rauschende vielstimmige Gesang wußten davon zu erzählen.

Aber, wer achtete viel auf das, was in den Zweigen geschah, als er wirklich angebrochen war, der große Tag, der Tag der Ankunft des Sohnes vom Hause,

des Kandidaten Harro Horsten? Er kam vom Bahnhof, von Bartel Boie-Horsten, dem angenommenen Erben der Kanzlei, empfangen, im Staatswagen des Hofes, und die Buchen und die Linden hatten ihn schon gesehen, als das Gefährt aus dem Sandtal der hohen Lieth hervorgekrochen gekommen war.

Der Alte stand in seiner Stube am Fenster und sah zu dem Laubdach hinauf, er begriff und teilte den oben jubilierenden Mut. Und dankte dem Himmel, der, wie ihm deuchte, noch niemals so hoch und so blau gewesen war. Dem Himmel und dem Herrn des Himmels dankte er, daß er würdig befunden war, einen Tag zu erleben wie diesen. Nicht oft hatte er ungetrübte Stunden des Glücks, das konnte er auch nicht verlangen, die Erde war, nach Gottes Ratschluß, ein Jammertal. Um so freudiger darf man die kargen Augenblicke der Wonne entgegennehmen.

Als man ihm meldete, daß der Wagen herankomme, ging er, was er sonst nie tat, auch nicht bei Besuch hoher Regierungsbeamten, seinem Sohn bis vor die Tür entgegen.

Denn es nahte jemand, der bald ein Gesalbter des Herrn sein wird. Es war nicht Hans Horstens Rasiertag, und doch hatte er sich so glatt gemacht wie möglich, er hatte Sonntagszeug angelegt und blendende Wäsche. Und von allen seinen Pfeifen hatte er die von seinem Vater ererbte genommen, die mit dem langen Rohr und mit den auf dem Kopf abgebildeten Zeichen der Landwirtschaft: Pflug und Garbe und Sense.

Gemächlich rauchend trat er vor die Tür, freilich nicht weiter als unter das Vordach des Hauses.

Die Haustür war nach innen gerückt, dadurch ein Raum entstanden, über den die Balkenlage des Hauses ging, eine Laube hergerichtet, zu der ein großer, flacher Findling den Fußboden hergab.

Auf dem Findling blieb Hans Horsten stehen, rauchend, schmunzelnd, ein richtiger königlicher, ein unabhängiger Bauer der Marsch. — Seine Stirn war hoch und breit, schien aber etwas enger und faltiger als sie war, weil er öfters die Brauen über den Augen zusammenzog.

Nun bog der Wagen in die Hofpforte, Bartel, ein junger Knabe im ersten Jünglingsflaum, auf dem Bock, die Zügel in der Hand. Hans Horsten sah nach dem aufgeschlagenen Gefährt. Aber da saß nicht einer, nein — zwei Männer saßen darin. Einer winkte lebhaft mit seinem grauen Hut, das war er, das war Harro, der andere tat es gesetzter mit dunkler Kopfbedeckung. — Der andere? Wer war der andere?

Und als der Wagen unter der Ulme hielt, sprang der junge, städtische Herr mit dem grauen Hut rasch heraus, er, der geprüfte Kandidat. Er sah gut aus, das Haar nicht mehr so gewellt wie vor Jahren, unter den Frisierkünsten der Großstädter ein wenig gelichtet und gebändigt, aber doch noch immer von bräunlichem Glanz. Sein Auge hell und strahlend und doch nicht ohne Ernst, ein buschiger, entschlossener, willig zwirbelnder Schnurrbart.

So umarmte er seinen Vater.

Des Vaters erster Gedanke war — grauer Hut? Ein dunkler hätte sich mehr geschickt. Sein zweiter — Schnurrbart? „Vor der Priesterweihe muß er fallen."

Der Alte fand nicht viel Worte; und wenn er schmunzelnd hervorstieß: „Junge, du mußt viel Geld haben, so lange Depeschen!“ dann ergab schon der Ton, daß das Verlegenheitsware sei und nur dahergeredet werde, um etwas zu sagen.

Auf der Kanzlei fand man überhaupt nicht viel Worte. Auch die kleine, runde Frau Dahm, die sich jetzt an den Sohn des Hauses herandrängte, fand sie nicht. Sie ergriff ihn an beiden Händen und erhielt einen Schmatz auf die Backe. Über diese gegen alle Ortssitte verstoßende Begrüßung war sie so erschrocken, daß sie rief: „Aber Harro!“ und über und über rot wurde. Rasch setzte sie hinzu: „Siehst aber braun und gesund aus!“

Der zweite Wagengast hatte sich beiseite gehalten, nun wurde er vorgestellt: „Herr Rank — ein Sohn von Doktor Rank. Den kennst du ja, Papa.“

Hans Horsten überkam ein eigentümliches Gefühl. — Ein Sohn des Gottesleugners? Und unwillkürlich dachte er an das, was über seinem Haupt am Türbogen der Kanzlei geschrieben stand: „O, möchte nie in diesen Wänden ein ruchlos Wort den Herrgott schänden!“ — Da setzte Harro, als wenn er seines Vaters Gedanken errate, hinzu: „Mein Freund ist ein geprüfter, auch schon ordinierter Theologe und wird in den nächsten Wochen ein Pfarramt in Thüringen übernehmen.“

Das für einen Augenblick verdunkelt gewesene Angesicht des Wirts erhellte sich. — „Ein gutes Reis aus wilderndem Stamm“, dachte er und hieß den jungen Theologen herzlich willkommen.

Der sah ihn vertrauensvoll an, jeden nicht auf Friede und Freundschaft beruhenden Gedanken rückhaltlos ausschließend — ein prächtiges Jünglingsgesicht, mit einer vor Gutmütigkeit strahlenden Stirn, treuherzige, stahlblaue Augen.

Er bitte, ein paar Stunden verweilen zu dürfen, gegen Abend mache er den kurzen Weg zur Stadt nach seinem Alten.

„Zu Fuß?“ — Das wollte Hans Horsten nicht zugeben, er wollte ihn hinfahren lassen. Solches lehnte der andere wieder ab, und es entstand ein einstweilen unentschieden bleibender Widerstreit der guten Absichten.

Frau Dahm war nach der Küche gerufen worden, die Männer standen noch eine Zeitlang unter den Bäumen im Weg. — Knechte waren gekommen, hatten sich des Gespannes angenommen, ein Mädchen den Koffer des Haussohnes weggetragen — nun gingen der Alte und der Junge und der Besuch und der Pflegesohn Bartel Boie-Horsten zusammen ins Haus.

Ein schöner Tag. — Die Überröcke, die man über dem Arm getragen hatte, wurden abgelegt und der Reisestaub abgeschüttelt. Der junge Rank erhielt eine Stube zu ebener Erde, Harro lief die Bodentreppe hinauf, er kannte seinen Unterschlupf. Dann machten alle mit dem so lange verlaufen gewesenen Jungen der Kanzlei einen Rundgang durch die Stuben.

Die Wohnzimmer hatten immer mit Holz getäfelte Wände gehabt; das war geblieben. Als Harro weggegangen, waren sie lilafarben, jetzt aber dunkelrotbraun gestrichen. Das stimmte besser und weicher zu dem Baumschatten, der

überall ins Fenster nickte. Die Holzdecke hatte einer feuersicheren Lehmdecke Platz gemacht. Die Räume waren dadurch zwar niedriger, aber gerade deshalb trauter und heimischer geworden.

Aber jammerschade war es, daß der von dem alten Maler Gehlsen (er war zwar nur Anstreicher gewesen, hatte aber künstlerische Anwandlungen und Anlagen gehabt) — schade, daß der von Gehlsen rund um Decken und Balken geführte Blätter- und Blumenfries überpinselt worden war. Was Gehlsen da geleistet hatte, war weit über das Handwerksmäßige hinausgegangen; die Finken, die Stieglitze und Bachstelzen, auf die Zweiglein gesetzt, hatten viel Leben gezeigt, und das schlummerte nun alles unter dem rotbraunen Pinsel.

Aber der Beilegeofen in der großen Wohnstube war noch da, er gab dem Heimatsgefühl den rechten Ton. Harro erinnerte sich der Zeit, wo er seine Größe an dem biederen Wärmespender gemessen und mit der Spitze seines Langfingers gut bis zur Platte hatte reichen können. Freilich, der Ofen war auch beinahe vier Fuß hoch.

Die blauen biblischen Fliesen waren auch noch die alten.

Harro sprach eine kleine Abhandlung über die Vortrefflichkeit der Beilegeöfen. Kein Rauch, keine Kohle, kein Ofenstaub verunreinigt die Luft. Das heiligt den Raum und erzeugt die Stimmung, die wir die poetische nennen.

Und, weil er einmal im Zuge war, redete er weiter über die betrübende Erscheinung, daß die Bauern sich mit dem Talmigold eines außer Kurs gekommenen städtischen Geschmacks behängen, während die Städter in der Wiedererweckung der alten, ländlichen Umgebung ihr Genüge zu finden hoffen. Und hier wie dort die letzte treibende Kraft Hunger nach Poesie, nach Erlösung aus der Tretmühle des Alltags, und sei es auch nur für ein paar Augenblicke der Sammlung.

Und dann ging es zur „Achterstuv".

Diese Hinterstube war Harro je und je Schlupfwinkel und Zuflucht gewesen, wenn ihn der Lärm der Wirtschaft zu sehr bedrängt hatte. Er war auch wie kein anderes zur Ruhe, zum, wie der Bauer sich ausdrückt, zum „Besehen des Inwendigen" geschaffen, verstärkt durch den Genuß einer Zigarre oder Pfeife.

Hier hatte der Alte einen Fliesenofen gesetzt, hatte nicht Kosten und Mühe gescheut, einen besonderen Heizungsraum dem Flügel anzubauen, nur, um den Beileger zu ermöglichen und die Stube selbst über den Unrat des Heizungsgeschäfts emporzuheben. Das machte dem Sohn die Heimat doppelt lieb und wert. „Wer die behalten könnte!" seufzte er. — Nach diesem Ausruf warf der Alte lächelnd hin: „Ich glaube, lange dauert's nicht mehr, und Pastor Rau ist des Amtes müde. Und wenn doch ein Neuer kommen muß, sehe ich nicht ein, weshalb er nicht Harro Horsten heißen soll." — Harro antwortete nicht darauf, ein Schatten flog über sein Gesicht. Er ging nach der Vorderstube zurück und studierte die blauen Fliesen beim Ofen.

„Sind ja lauter biblische Geschichten", sagte er. — „Was ich mir aber dabei gedacht hatte, bevor ich bibelkundig war, ist geradezu komisch. — Hier die Himmelfahrt. — Da hielt ich die verklärte, die Erde unter den Füßen verlierende Erlöser-

gestalt für den Knecht Ferdinand Bock, der im Hochspringen den Dorfpreis gewann. Und hier — Lots Weib, das als Salzsäule erstarrt, auf dem Hintergrund der brennenden Städte, die hielt ich für einen Wegweiserpfahl, dem die Arme fehlten. Die Flammen waren nach meinem Dafürhalten wehende Weiden. Und hier Christus mit der Samariterin am Brunnen, das war der ‚Stutenträger' Denker von dem die Hausfrau Brot kauft. Die Brunneneinfassung war Denkers Weidenkiepe."

Und dann ging es nach den sogenannten besten Stuben, und überall lächelten Erinnerungen und Heimweh den Wiedergekommenen an. Meistens waren die Räume unbenutzt und abgeschlossen, verschlafen verdämmerten sie mit ihren weißen Gardinen, mit den blanken Mahagonimöbeln Morgen und Abend und Tag und Nacht. Um so glänzender, im Gedächtnis sich tief eingrabend, waren, als Harro noch jung war, die Tage der Feste und Besuche, wo ein Lüften und Ausstäuben vorherging, daß die Bilder an den Wänden sich anschauten und zunickten und einander fragten, was nun wohl komme. Und jetzt stierten sie Harro dreist mit ihren Mienen an: „Weißt du noch?" — Und er wußte noch manches, aber so wie die Alltagsräume und die Alltagsbilder waren sie doch nicht mit ihm bekannt.

Bis zum Essen war noch eine kleine Stunde, Zeit genug, auch die Wirtschaftsgebäude zu besuchen.

Wie prächtig hatten ehemals die Strohdächer des alten Kuhhauses und der darangebaute Stallflügel zu der lang und wundervoll mitnehmend hingestreckten Reihe der Wohn- und Kellerräume gestimmt! Wie hatten ihre Giebel klug ins Weite geschaut, wie tief und breit die Dächer herabgesenkt . . . alles beieinander, behaglich, gesammelt, hinter Bäumen gelagert. — Und nun? Das alte Kuhhaus und der Stall waren verschwunden. Daß sie entfernt, war nicht zu verwundern, denn sie waren zu alt gewesen, ganz unzweckmäßig und bei Brandfällen hoffnungslos. — Aber was stand an ihrer Stelle!?

Kuhhaus und Heustall hatten weißgelbe Ziegelsteinwände gehabt, der Neubau war dagegen aus roten Steinen aufgeführt. Das wollte nicht zur Farbe der anderen Wände stimmen. Praktisch freilich war das neue Haus, das war außer Frage. Es hatte hohe Mauern, feuerfeste Decken, war luftig, geräumig, breit, der Bodenraum nahm eine Menge Futterstoff auf. Und doch war es für Harro ein Schmerz, zu sehen, wie es sich breit und prosaisch mit Kniestock und Pappdach in den Zusammenklang der sonst so stimmungsvollen Gruppe der Dächer und Wände hineinschob.

Es kostete etwas Mühe, dem Alten dafür die Augen zu öffnen, zuletzt aber gelang es. — „Die roten Wände müssen mit Efeu oder wildem Wein oder Jelängerjelieber umsponnen werden," sagte Harro, „und das Pappdach muß, den Schattenriß des Hofes aus der Weite gesehen gegen den Horizont edler zu gestalten, noch mehr durch Bäume verdeckt werden. In der Nähe wirkt es ja ohnehin nicht so empörend, weil man bei der Bauart nicht zu viel davon sieht. Da ist die Bekleidung der Wände mit Grün die Hauptsache. Glücklicherweise verdeckt die hohe, zwischen den Wohnflügeln und Stall aufgeführte Mauer das ärgste Unglück."

Das alles paßte dem Alten nicht recht, er ließ aber den Standpunkt seines Sohnes gelten. Um so mehr wollte er die Vortrefflichkeit der inneren Einrichtung seines Neubaus anerkannt wissen. Man kehrte noch einmal dahin zurück.

Was man da sah, war wirklich zu loben. — Die Futtereinrichtungen, die automatisch wirkenden Selbstträncker, die weiten Abteile für die Kühe, bei denen freie Bewegung angebracht war, die Bullenverschläge, ebenfalls mit Höfen verbunden, worin die Tiere sich frei bewegen konnten, die Einrichtungen zum Melken — und so weiter.

Der Stall war leer, die Kühe blieben, der Landeskultur gemäß, im Sommer Tag und Nacht auf der Weide, nur ein junges Kälbchen (nicht über zwei Monate alt) blökte kläglich in einem Verschlag.

„Es ist hungrig," erläuterte Bartels, „soll noch heute geschlachtet werden. Da bekommen die Tiere kein Futter."

Der Alte wurde verdrießlich.

„Ist es noch nicht geschehen? Hab's doch Andreas (Andreas hieß der Kuhknecht) schon heute früh gesagt, er sollte es tun."

Harro fühlte sich unangenehm berührt. Alles Gewaltsame, zumal das Töten, Morden, Vernichten, ging ihm wider die Natur. Und war es auch nur ein Kalb, nicht das höchste Gebilde der Natur, es war doch ein lebendiger Organismus. Und nun gar dies hübsche Ding — in seinem rotbraunen Pelz, in seiner Art ein schönes Geschöpf, eines, bei dem der Natur nichts fehlgegangen war, als sie es schuf. Was sie hatte darstellen wollen, war Erscheinung geworden — ein Meisterwerk, wie es die Meisterin mühelos Tag für Tag aus den Händen gibt.

„Kann das Tierchen nicht leben, Vater?"

Der Alte lächelte.

Es war ja kindisch, aber es gefiel ihm.

„Recht von dir, Milde und Mitgefühl, selbst für ein Tier, gehört zu deinem Amt. Aber wo denkst du hin? Ob wir das Kalb schlachten oder der Fleischer, das kommt auf dasselbe hinaus. Es ist nun mal dazu da, geschlachtet zu werden. Ohne Fleisch geht's nicht, das ist nun mal so, und dazu hat Gott die Tiere gemacht."

Dazu hat Gott die Tiere gemacht. Wir Egoisten, dachte Harro. Als wenn nicht jedes Geschöpf Selbstzweck wäre, als ob die Natur . . . er dachte den Satz nicht zu Ende, ihm fiel das Goethesche Wort ein von den Leuten, nach deren Meinung der Korkenbaum wächst, damit wir unsere Flaschen pfropfen können.

„Und das Fleisch kommt billiger", setzte der Alte hinzu. „Wenn wir die Kälber selbst fett machen und schlachten. Es muß doch wohl so sein, mein Junge."

„Aber Vater, am Tag meiner Ankunft? Das ist ja just wie beim verlorenen Sohn!"

„Das hat was für sich", entgegnete der Alte. — Er lachte sein gütigstes Lachen. „Also mag sein. Auf deine Fürsprache wollen wir dem Kerlchen noch ein paar Tage schenken. — Bartel, nicht wahr, du sorgst, daß Andreas Bescheid kriegt. Und daß das Ding Futter bekommt."

Und war es auch nur für ein paar Tage, Harro trug aus dem Kuhstall das Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben, hinaus. Es ging nach der großen und nach der darunter gebauten kleinen Scheune.

Der Freund war kein ganz stummer, aber doch ein schweigsamer Begleiter gewesen. „Das hast du gut gemacht", sagte er zu Harro, als man wieder ins Freie trat.

Theater in Delphi



L. du Bois-Reymond

Von der Scheune ein Gang nach dem Garten und nach dem dahinter belegenen Teich. Man stieß auf Arbeiter und Gesinde, die meisten von ihnen mit dem jungen Harro noch persönlich bekannt, alle von ihm mit Wort und Handschlag begrüßt. Mit einigen hatte er noch zusammen gearbeitet, des Tages Last und Hitze getragen.

Auf dem Hofplatz rollte man große Leinenlaken auseinander. Der junge Rank erkundigte sich, was das sei, und erfuhr, das seien Rapsaatlaken. Sie würden beim Dreschen oder vielmehr beim Ausreiten der Rapsaat als Unterlage verwendet. Nun würden sie an die Sonne gebracht und nachher geklopft.

Bei dem Rundgang war in der Hauptsache Harro der Fragende, der Alte und Bartel die Auskunfterteilenden gewesen, bei Tisch wechselten die Rollen, da mußten die Studenten von der Universität und dem Universitätsleben erzählen. Und sie gaben ohne ängstliche Auswahl zum besten, was sie wußten, hauptsächlich sogenannte Studentenstreiche. Von Harros Studien war, wie auf Verabredung, nicht mehr die Rede, nachdem er einer andeutenden Frage seines Vaters aus dem Wege gegangen war.

Der Alte dachte: „Das kommt nachher, wenn wir allein sind. Wir gehen nach der Hinterstube. Harro telegraphierte von einem Aber, damit muß er nun heraus. Harro hat sein eigenes Geld, sollte er aber in augenblicklicher Verlegenheit sein, das soll nichts zu sagen haben, muß aber besprochen werden. „Ja, ja, Herr Kandidat! — So drückte Hans Horsten sich wörtlich in seinen Gedanken aus. Der Titel „Kandidat der Theologie“ klang seinem Ohr wie Musik. Der konnte und sollte manches, was es auch sein möchte, wettmachen.

Nach dem Essen nahm Bartel den Gast in Beschlag. Sie hatten sich als Geistesverwandte bei allerlei Liebhabereien erkannt. Bartel hatte Vogelhecken, die waren bereits flüchtig besucht worden, Rank hatte Äußerungen getan, die verrieten, daß er Kenner sei. Bartel lud ihn zur eingehenderen Besichtigung ein, und Rank gab dem um so lieber Folge, als er ohnehin die Notwendigkeit empfand, Vater und Sohn auf ein paar Stunden allein zu lassen.

VI.

So betrat Hans Horsten mit dem Kandidaten allein die Hinterstube. Sie lag still und ruhig. Zwei Fenster nach der Straße hin, vom grüngoldenen Schatten des Frühlings überwölbt, ein kleines Fensterchen westwärts nach dem Hühnerhof.

Es ist ein kleines Aber dabei. Dies kleine Aber lag Harro schwer auf der Seele, mußte er sich doch durch die Miene seines Vaters überzeugen, wie fest seine Laune, sein Stolz, ja sein Wesen und sein Glück darin wurzelten, daß Harro geprüfter Kandidat der Gottesgelahrtheit sei. Und das kleine Aber wuchs für ihn zu einem großen „Aber“ aus und stand mit Flammenschrift an den Wänden des kleinen Gemachs.

Die Schatten der Laubwolken der Buchen fielen durch die Fenster auf den weiß gescheuerten Fußboden. Von den Höfen her klang einförmiges Geräusch, weiche, sanfte Schläge: die Rapsaatleinen wurden geklopft. Zwei Hühner — eine grobe, eine feine Stimme, kakelten auf dem Hühnerhof unter dem Fenster. Und es klang müde und schläfrig, wie im Verdauungsfieber nach gutem Essen,

nach Früchten und Pudding und Käse und Brot und Kaffee. — „Gott, o Gott," klagte die feine Henne, „wat is dat warm!" — Einmal unterbrach sie der Hahn laut und sicher: „Ward ok weller kold".

An den Wänden stand das Aber, die Natur war still, sie hätte gern gewußt, was es mit dem Aber auf sich habe.

Beide, Vater und Sohn, rauchten, der Alte aus seiner langen Staats- und Prachtpfeife, der Junge Zigarren. Beide saßen in Lehnstühlen an den Schmalseiten eines Tisches. Hinter dem Tisch reckte sich ein breites Sofa. Die Schatulle an der Westwand nach dem Hühnerhof zu, die Federzeichnung vom lieben Gott hing darüber, und in dem Rahmen der Zeichnung steckte Harros Depesche: es ist ein kleines Aber dabei.

Ja, das Aber!

„So, mein Junge," fing Hans Horsten an, „nun komm mal mit deinen Examenspapieren heraus!"

„Jawohl, Vater!"

Es lag eine ziemliche Festigkeit in diesem Jawohl. — Harro hatte eine kleine Handtasche mit ins Zimmer gebracht, darin kramte er. — Nun mußt' es kommen, nun mußte der Alte sehen.

Nein, er hatte ein anderes Fach studiert als Theologie. Als er zur Universität gegangen, hatte er die Absicht gehabt, zu tun, wie sein Vater gebeten, hätte es damals auch wohl gekonnt, ohne gegen sich selbst unwahr zu werden. Denn die Hauptteile seines kindlichen Schulglaubens hatte er in das Jünglingsalter hinübergerettet. Das Herz hatte er freilich der Natur und ihren fromm geahnten Geheimnissen geschenkt. Und an die Wissenschaft zur Erforschung der Natur hatte er sich gehalten, als er die Hörsäle betrat. — Ein Semester, zwei Semester hatte er sich eingeredet, was kann es schaden? Es wird ein Schatz fürs Leben sein, für die Gottesgelahrtheit bleibt Zeit genug.

So verging ein Halbjahr, ein zweites, ja ein drittes, und noch immer war der Anfang nicht gemacht worden mit dem, was zu wollen er sich immer einredete. Und, als er schließlich doch noch einen Versuch machte, da mußte er einsehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei, Theologie zu studieren. Wie hoch stellte er sich jetzt über das, was er einst als göttliche Offenbarung verehrt hatte, woran die offizielle Kirche aber noch immer festhielt, so weit und weitherzig man auch neuerdings in den Auslegungen war. Er war ein Mann geworden, redete er mit dem Apostel, obgleich er gerade diesen seiner Würde entsetzte, und glaubte abgelegt zu haben, was kindisch war. Es war mithin eines jener Hindernisse eingetreten, wovon zwischen ihm und dem Vater die Rede gewesen war. So sah er es an. Er fühlte sich von der seinem Vater gegebenen bedingten Zusage entbunden.

Das war jetzt wohl der Grund seines Mutes, als er in seiner Handtasche kramte. Ganz hatte er ihn aber doch nicht beisammen. Denn belastet und ungerechtfertigt fühlte er sich bei der Frage, weshalb er den Vater nicht von seiner Sinnesänderung unterrichtet habe. Getan hatte er es nicht, weil es ihm peinlich gewesen war, weil er die rechten Worte und Wendungen dazu nicht hatte finden

können. So war es unterblieben und aufgeschoben worden, bis es zu spät gewesen war. Er hatte vor sich selbst auch jetzt noch keine rechte Antwort auf die Frage. So reichte er dem Alten das Prüfungszeugnis mit dem Gefühl von einer Art Schuld.

Hans Horsten entfaltete ein umfangreiches Papier. Man sah prächtige Arabesken und ein wundervolles Siegel.

Der alte Horsten war ein kräftiger Mann, im Anfang der Fünfziger, mehr breit als groß und hoch. In seiner Haltung ländliche Vornehmheit, womit er selbst dann Eindruck machte, wenn er es nicht darauf angelegt hatte. Volles, silbergraues Haar, ein breites, von ernstem Denken gefurchtes Gesicht, trotzige, immer ein wenig verwunderte, zuweilen auch von Zorn erfüllte Augen, mitunter sogar dann, wenn sein Herz von Erregung und Zorn und Trotz und Verwunderung nichts wußte. Und buschige, kühn gewölbte Brauen.

Wie er nun da saß und das Kinn vorschob, dabei rauchte, stark rauchte, da merkte man wohl, daß es Dinge gebe, bei denen er keinen Spaß verstehe.

Das Papier hatte er genommen und auf den Tisch gelegt, nun nestelte er die Brille aus der Seitentasche seines Rockes, setzte sie auf und — las.

Er las.

Und was seine Augen und Brauen in gleichmütigen Stunden angedeutet hatten, blähte auf, und die Gesichtsadern schwollen.

Was wird der Alte sagen?

Es war, als wenn das rings um die Kanzlei lagernde All der Natur lausche und genau horche, was kommen werde.

Die Klopflaute hörte man nicht mehr, vom Hühnerhof aber kam noch leises Gekakel.

Und Hans Horsten sprach. — Ein leises Beben in der Stimme, aber diese sonst ruhig.

„Mit meiner Brille", sagte er, „oder mit meinen Augen muß etwas nicht in Ordnung sein. Ich lese da was von Sachen, worin du geprüft bist, die ich nur halb oder gar nicht kenne und verstehe und, wo ich sie verstehe, mit deinem Studium, wie mir scheint, nichts zu tun haben. Nennt man so die Theologie, die Lehre von Gottes Wort? Von Theologie und Gottes Wort lese ich nichts."

„Da hast du ganz recht, Vater."

Der Sohn nahm seinen Mut zusammen. Nun kam es. Die Stunde war doch schwerer als er gedacht hatte. Die Stimme war nicht frei, er mußte immer wieder schlucken. Aber seine Seele rief den Hochmut des Gelehrtendünkels an. Das machte ihn fester. Es wird ein Wetter kommen, das muß ausgehalten werden. Und er vermochte es, seinem Vater ruhiger in die Augen zu sehen.

„Das ist das, Vater, worüber ich mit dir reden wollte. Ich konnte deinen Wunsch nicht erfüllen; glaub mir, es tut mir sehr leid, hat mir unendlich leid getan. — Aber ich ... ich ..."

Der Alte sah ihn drohend an, und das hemmte den freien Fluß der Rede. Harro fing an zu stottern.

„Ich konnte nicht ... es ging nicht ... ich wäre unwahr gegen mich geworden", setzte er etwas fließender hinzu.

Harro wartete auf Worte, die kamen nicht. Der Alte schleuderte dafür Blitze aus seinen Augen. Das Schweigen traf mehr als Poltern und Drohen getroffen hätten — Harro wartete auf Worte. Hans Horsten aber schwieg.

Es half nicht, Harro mußte weitersprechen.

„Glaub mir, lieber Vater, es ist das Leid meines Lebens in all den Jahren gewesen. Wenn man in die Welt kommt und den Fäden der Natur nachgeht, dann fällt, was . . .“ Er vollendete den Satz nicht. — „Deshalb“, fuhr er fort, „habe ich es mit der Theologie gut sein lassen, habe die Wissenschaften studiert, die da stehen. — Es ist die Lehre von der Natur.“

Der Alte stand auf und setzte die Pfeife in die Stubenecke. Es war der alte, berühmte Pfeifenkopf mit dem Zeichen der Landwirtschaft. Als sie hingefallen war, wollte Harro sie aufheben, aber der Alte stieß mit dem Fuß danach. Die bäurischen Instinkte erwachten, die innere Bewegung mußte eine äußere werden — er zerstampfte das Erbstück in viele Stücke. — Er wäre sonst in purpurnem Zorn erstickt.

Und dann sprach er gepreßt, röchelnd, pfeifend, die Stimme bahnte den Weg mit Mühe.

„Du hast mein Gebot mißachtet!“ — Und nach einer Weile: „Du hast es mit Füßen getreten.“

Und dabei stampfte er selbst mit den Füßen auf die Dielen.

Harro stand bleich am Tisch. Was auch komme, er wollte es aushalten.

Der Alte ging keuchend im Zimmer auf und ab. — „Du hast mir versprochen, Priester zu werden!“ rief er.

„Vater, ein Wort! Du irrst, wenn du glaubst, ich hätte es dir versprochen. Ich habe gesagt, wenn ich könne, dann wolle ich deinen Willen tun. Und du hast geantwortet, wenn Gott uns Hindernisse in den Weg lege, dann müßten wir uns beugen. So ungefähr. Und so ist es gekommen.“

Der Alte hatte zugehört, jede Faser seines Antlitzes gespannt. — „So, so.“ — Ein bitteres Lächeln um die Lippen. „Ich lüge also, oder ich fasele.“

„Das hast du gesagt, Vater, nicht ich“, entgegnete Harro.

„Und was ist dazwischen gekommen?“ — Des Alten Stimme wurde ruhiger. Nun mußte alles an den Tag kommen. Harro würgte an seinen Worten.

Er mußte es sagen. Er stand unter einer Nötigung, seine Worte konnten nur im Gehege seiner Gedanken und seiner Weltanschauung laufen.

„Vater, ich habe erfahren müssen, was so mancher an sich erfahren hat. Meine Ansichten entwickelten, veränderten sich. Ich mußte doch wahr und ehrlich gegen die Welt, vor allen Dingen auch gegen mich bleiben. Und ich wäre ein Unwahrer und Lügner geworden, wenn ich Jahre hindurch mich mit dem beschäftigt hätte, was ich doch nicht hätte predigen und verkünden können.“

Das Gesicht seines Vaters hatte Blitz und Donner getragen, nun legte sich eisige Ruhe darauf, wurde ein heller, frostiger Wintertag, dem Sohn unheimlicher noch, als jenes. Einen Augenblick kämpfte Harro um Atem, dann fuhr er gelassener fort; er sah, was kommen werde, er wollte es auf sich nehmen.

„Vater," sagte er, „ich glaube, es ist etwas Fürchterliches, sein Leben lang die Sielen eines verfehlten Berufs zu fühlen und sich dabei sagen zu müssen: du bist ein Unwahrer. Darum bin ich dem Drange meines Herzens, meiner Neigungen, bin meinem Talent gefolgt, bin das geworden, wozu ich geschickt, daher auch wohl bestimmt war."

Der Alte stand wie ein strafender Gott vor seinem Sohn und sah ihm in die Augen, die Mienen wie von Erz und Stein.

„So einer bist du also! —"

Und nach einem Gang durch das Zimmer:

„Willst ein berühmter Mann werden, von dem in Büchern der Welt die Rede ist, dessen Bild an Stubenwänden hängt, wo man den Herrgott nicht kennt. Und da muß dann der liebe Gott selbst herhalten, der es sich nun mal vorgesetzt hat, dich zu einem großen Mann zu machen."

Und wie er das sagte, ging das alte Traumbild mit dem eigenen kleinen Größenwahn, den er nur nicht als solchen erkannte, an seinen Augen vorüber. — Erst das von ihm gezeichnete Bild, wie es an der Wand hing, das er dabei flüchtig mit dem Auge streifte. Und dann das andere. — Sein Sohn im geistlichen Gewand auf der Kanzel, mit hallenden, von Gott selbst eingegebenem Wort in die Herzen der Hörer greifend. Und für einen Augenblick erschütterte ein verhaltenes Schluchzen die breite Gestalt des Bauern. Und sein Atem ging in schweren Zügen.

„Da ist wohl Gott selbst der Schuldige", wiederholte er.

„Ich schiebe nichts auf Gott ab", murmelte der Sohn, aber der Alte hörte nicht darauf.

Er ging in der Stube auf und ab, Harro stand noch immer am Tisch.

„Wie wird es werden?" dachte er; da sah er den Vater dicht vor seinem Angesicht.

„Harro", sagte er, und zum erstenmal nannte er ihn in dieser Stunde bei Namen. „Harro, du bringst mir schwere Post ins Haus. Noch sehe ich nicht, wie es zwischen uns wieder gut werden soll und kann. Aber eine Bitte. Gib mir wenigstens den Trost, daß du an den glaubst, der die Haare auf unserem Haupt gezählt hat, an Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der uns, der dich, der mich, der uns alle in Liebe trägt, daß du an den glaubst. So frage ich dich: Glaubst du an Gott?"

Dem Kandidaten wurde nichts erspart. Da war es, was sie scheiden mußte. Er zögerte mit der Antwort. Der Alte stand vor ihm.

„Einen Augenblick, Vater, ich möchte nicht gerne mißverstanden werden."

„Ja, wenn du dich darauf erst besinnen mußt."

Harro wiederholte: „Nur zwei Minuten, lieber Vater."

Zwei Minuten. Was werden sie bringen? Die Sonne stand hinter dem am Westende des Geweses belegenen Stall, schickte von dort die Strahlen nicht mehr in die Stube, lag aber noch vor den Fenstern im Weg auf der vom Baumschatten getigerten Erde. — Das Klopfen hatte wieder eingesetzt.

Was wird werden? Wird der Kandidat sich zu ihm, dem Einen, den man

eigentlich gar nicht nennen, nicht in die armselige Menschensprache herabziehen sollte, wird er sich zu ihm bekennen?

Harro wollte wahr bleiben. Und in den armseligen paar Minuten durchlief er, was er über Gott und Welt gedacht hatte. In Melodien, Sprüchen und Versen stieg es vor ihm auf: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, in meinem Herzen wohnst du, o Gott, allein!" — Das gläubige: „Befiehl du deine Wege und alles, was dich kränkt, der treuen Vaterpflege des, der die Himmel lenkt." —

Und dann das Erwachen der Kritik, das gehobene Schreiten durch die Weltanschauung der Großen: „Wer kann sich unterwinden, zu sagen: ich glaub' ihn — und wer, zu sagen: ich glaub ihn nicht?" — „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe?"

Anfangs der Gott des Katechismus, des Apostolikums. — Dann Gott gleich Welt, plus eins, „Natur in sich, sich in Natur zu hegen". Und dann die einfache Gleichung: Gott ist die Welt. Und selbst diese Anschauung vor einem Erkennen versinkend, das er für die letzte Läuterungsstufe seiner Einsicht hielt. Die Welt ist Stoff und nichts als Stoff — entstanden und weiter entwickelt nach Gesetzen, die keines Gesetzgebers benötigen.

Da war er an der Stelle angelangt, wo er den Propheten (waren es falsche, waren es wahre?), wo er den Propheten zujubelte, die von der Wohnungsnot Gottes redeten und vom gasförmigen Wirbeltier spotteten. Er hatte sich in dem, was man die mechanistische Weltanschauung genannt hat, verneſtelt. Eigentlich war er der Ansicht, zur Erklärung der Welt bedürfe es nicht der Annahme eines Gottes, schließe sie eigentlich aus, war er doch geneigt, alles jenseits der physischen Welt liegende Sein zu leugnen. Aber bevor er seinem Vater Antwort gab, hätte er gern geprüft, ob seine Weltanschauung die Annahme des Gottesglaubens unter allen Umständen verbiete.

„Vater," erwiderte er, „unsere Wissenschaft führt eigentlich, so ist meine Ansicht, nicht auf die Annahme eines Weltenschöpfers. Aber, es ist zuzugeben, daß nicht alles erforscht ist und daß Gott, das heißt, eine Intelligenz, die nach vorgefaßtem Plan die Welt erschaffen hat, nicht ausgeschlossen ist. Das gehört zu dem Unerforschten, vielleicht Unerforschlichen. Bis dahin mag es jeder mit seinem Gefühl abmachen, wie er sich dazu stellen will."

„Ich höre Worte und Ausflüchte", entgegnete der Alte. — „Wie stellst du dich zu meiner Frage?"

Harro war mit sich im reinen.

„Ich meine, Vater, ich sagte schon, daß ich keinen Grund habe, einen Weltenschöpfer anzunehmen."

Er hätte viel für ein paar versöhnliche Worte gegeben, er fand sie nicht.

Der Vater schaute frostig drein. „Jawohl, mein Sohn," sagte er, „es ist genug. Dank für die Offenheit, da sehe ich doch, daß ich es mit einem richtigen Gottesleugner zu tun habe, mit einem, der in Zeit und Ewigkeit verloren ist, wenn sich unseres Herrgotts unverdiente Gnade nicht doch noch seiner erbarmt."

„Vater!"

Hans Horsten hörte nicht auf diesen Ruf, dem Knecht hatte er das Haus gekündigt, der aber hatte ihn nicht um ein Tausendstel betrübt wie dieser. Johann Hell hatte ihm kein Versprechen abgelockt, hatte auch kaum Gott abgeleugnet, wie der da in seinem Dünkel und weltlichen Hochmut. Hans Horstens Blick fiel auf die Zeichnung. Sie war stockig und fleckig geworden, der Rahmen alt, aber noch immer sah er darin die Aufforderung, Achtung zu haben vor den Träumen seiner Jugend und vor dem, was Eltern und Kirche gelehrt. — Und dieser junge Mann! . . .

„Vater!" — wiederholte Harro. Aber Hans Horsten wußte, was er wollte.

„Hat sich was zum Vatern! — Eines Gottesleugners Vater kann ich nicht sein."

„Vater!" —

„Es hilft nicht. Du willst wahr sein, ich will es auch, vor allen Dingen Ihm gegenüber, der uns beide trägt und diese Stunde in unsere Schuldbücher einträgt. So lange du nicht zu Gott zurückkehrst, habe ich keine Ohren für den Ruf."

Einen Augenblick besann er sich. Dann fuhr er fort: „So lange kann ich auch Haus und Dach nicht mit dir teilen."

Bisher hatte Harro die Stellung eines Bittenden bewahrt. — Nun richtete er sich auf, nun lag Festigkeit in seinen Zügen, nun war er der trotzige Sohn des trotzigen Vaters.

„Es ist genug!" Er sprach fest, wie der Alte. „Ich verlasse dein Haus. — Es tut mir leid, daß es so kommen mußte. Ich bin dabei nicht ohne Schuld, und meinen Teil will ich tragen. Aber allein lasse ich sie mir nicht aufbürden."

Für einen Augenblick stockte er vor dem Auge seines Vaters. Das quoll vor Verwunderung schier aus den Höhlen.

„Ja, ich gehe", fuhr er fort. „Aber das laß mich noch sagen. Ich bin der Davongejagte; ein Davongejagter kann nur zurückkehren, wenn der ruft, der ihn aus dem Hause vertrieben hat."

Der Vater sah ihn an, in seinen Augen wuchs die Verwunderung.

„Ich gehe. Aber an meinem Teil will ich den Spalt nicht ärger machen als not tut. Hier meine Hand." Er reckte sie aus. — „Nur zum Abschied, Vater! Nimmst du sie, es soll zu nichts verpflichten, gehen tu' ich doch."

Hans Horsten sah und hörte es; es kam ihm aber nicht klar zum Bewußtsein, daß er es sah und hörte. Eigentlich war es auch seine Absicht, die Hand zu nehmen, er nahm sich aber nicht die Zeit, darüber klar zu werden. Und halb in Unsicherheit, halb in Trotz tat er, als ob er nicht gehört und gesehen habe, ging schweigend hinaus und zog die Tür hinter sich zu. — Er tat etwas, was er eigentlich nicht wollte.

Seine Schritte durchmaßen die Vorderstube und verhallten nach der Vordiele.

„Andreas, hast du das Kalb geschlachtet?" hörte Harro ihn dort fragen.

„Nein, uns Wirt," lautete die Antwort, „Bartel sagte mir, es solle noch bleiben."

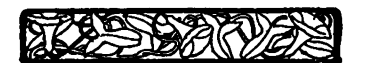
Und darauf die Stimme des Alten: „Das schon, aber ich habe mich bedacht. Nun tu es gleich!"

„Jawohl!"

Und des Knechtes schwere Stiefel gingen über die große Diele nach dem Kuhhaus zu.

Harro war noch immer in der Stube, wo die Schatulle stand und sein Vater ihm das Hausrecht aufgekündigt hatte. Nun kam die Stimme des Alten aus der Gegend der Kellerstube, wo Karl Rank wohnte. — Ein Gespräch. — Er unterschied neben des Alten Stimme die seines Freundes. Es deuchte ihm, als ob beide sich in ein Zimmer entfernten. Und dann hörte er, wie man die Tür zuzog. — Harro Horsten stand, er mußte sich's ganz klar machen, daß seines Bleibens an der Stätte, wo er geboren war, nicht mehr sei. Und er ging hinauf in seine Kammer.

(Fortsetzung folgt)

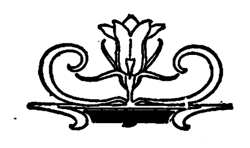


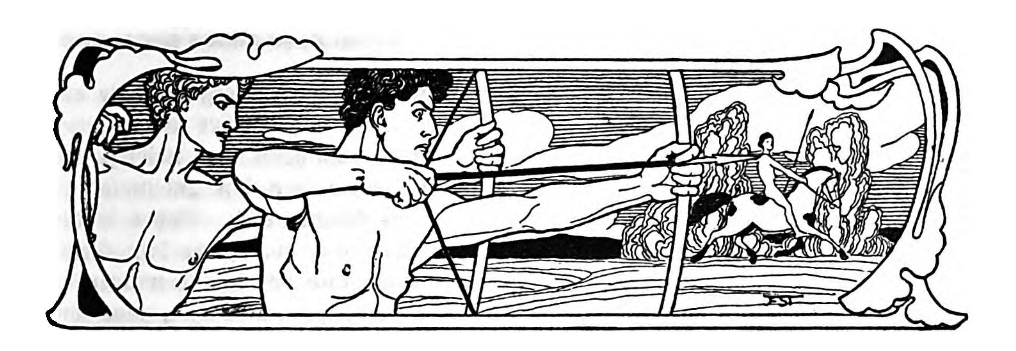
Ein Abend — ohne dich · Von J. Madeleine Schulze

Fast war's wie sonst; — beim Lampenschimmer
War man vereint — vom Tagwerk müd —;
Manch Wort flog hin und her durchs Zimmer,
Und draußen sang der Wind sein Lied.

Und plötzlich hatte jemand leise,
Ganz leis gelacht, — — doch schaurig klang
Dies Lachen auf im stillen Kreise,
Und allen wurde heimlich bang.

Und einem jeden war, als hörte
Er fernen Wehlaut; — jeder Blick
Ward ernst und still und kalt und kehrte
An deinen — leeren Platz zurück.





Großer Friedrich steig' hernieder!

Von Kurd von Strantz

So beteten Vaterlandsfreunde unter seinen beiden schwachen Nachfolgern. Der frühere Berliner Botschafter White, ein aufrichtiger Hohenzollernverehrer und höchst verständiger Amerikaner und Geschichtsschreiber, der sogar unter dem Banne seiner deutschen Amtsgenossen und anderer Byzantiner der nachbismarckischen Zeit unseren größten Diplomaten nicht voll gerecht wird, kennzeichnet Friedrich Wilhelm II., den dicken Wilhelm, kurz aber treffend dahin: „Der neue König von Preußen war im wesentlichen Ludwig XV. ähnlich; er hatte vielleicht ein besseres Herz, war aber als Monarch schlimmer als nutzlos." Das Urteil ist hart, aber gerecht. Von seinem ehrenwerten, aber allzu willensschwachen Sohne Friedrich Wilhelm III., einem vorbildlich guten Hausvater, sagt er: „Wie es bei ihm üblich war, bevor ihn das Unglück geschult hatte, konnte er sich zu nichts entschließen, bis es zu spät war. Er war schüchtern, linkisch, unentschieden und langsam. Allem Anschein nach war er der hilfloseste und bedauernswerteste Hohenzollern, der je gelebt; und doch war tief in seinem Herzen und seinem Geiste ein Funken des Genies, das den Hohenzollern die Kaiserkrone gebracht hat."

Das Schlimmste war aber seine Undankbarkeit gegen den größten deutschen Staatsmann seiner Zeit und seines Landes, den man mit Recht den „deutschen Kaiser" nannte. Denn Vaterlandsfreunde erwogen ernstlich den Gedanken, den Freiherrn vom Stein, „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, des Deutschen Edelstein", zum lebenslänglichen Verweser des wiederherzustellenden alten deutschen Reiches zu wählen. White schreibt mit Recht: „Selbst dann, als der König und sein größter Staatsmann wenigstens äußerlich wieder einig waren, vermied Seine Preußische Majestät geflissentlich, Stein zu Tisch zu laden, und als der alte Staatsmann in einem Dachzimmer eines Gasthofes in Breslau fieberkrank und fast dem Tode nahe darniederlag, hielt es der König nicht der Mühe wert, sich nach seinem Befinden zu erkundigen oder ihm einen Gruß zu senden." Friedrich Wilhelm III. trifft neben den Rheinbundfürsten von Napoleons Gnaden die Schuld, daß das deutsche Volk um die Früchte des Befreiungskrieges betrogen wurde, da er es ablehnte, den schmählich entlassenen Stein wieder an die Spitze

der preußischen Regierung zu stellen. Der Lebemann Hardenberg versagte auf dem Wiener Kongreß. Die Parallele zu Bismarck liegt nahe. Aber um so heller strahlt die höchste Herrschertugend des alten Kaisers Wilhelm, der neidlos und bescheiden einen Bismarck fand, anerkannte und ehrte, um ihn „niemals“ zu entlassen. Er wußte, wer der Schöpfer des neuen Reiches war. Daher ist des ersten deutschen Kaisers Bild in der Geschichte fleckenlos, obwohl er kein Genie war, aber ein Mann, der den Willen zur Tat besaß und vor der überragenden Größe eines Bismarck und Moltke in edler Bescheidenheit zurücktrat, was ihm sein Volk nicht vergessen hat. Und nie vergessen wird.

Diese Lehre der Geschichte ist bitter und heilsam. Wieder schreit die deutsche Welt nach einem Großen, sei es auf dem Throne, den Bismarck aufgerichtet hat, oder nach einem unbehinderten Nachfolger eines Stein und Bismarck. Die Jahrhundertwende von 1813 mahnt zur ernsten Ein- und Umkehr. Friedrich der Große schrieb mit Seherblick am 9. Mai 1782 in seinen Betrachtungen über den politischen Zustand Europas über seinen Nachfolger empört: „Wenn aber nach meinem Tode mein Herr Neffe in seiner Schlaffheit einschlummert, sorglos in den Tag hinein lebt, wenn er, verschwenderisch wie er ist, das Staatsvermögen verschleudert und nicht alle Fähigkeiten seiner Seele neu aufleben läßt, so wird Herr Josef (der deutsche Kaiser, Maria Theresias Sohn) — ich sehe es voraus — ihn über den Löffel barbieren, und binnen 30 Jahren wird weder von Preußen noch vom Hause Brandenburg mehr die Rede sein.“ Fast auf das Jahr traf diese Ahnung ein, nur noch schlimmer, da der Vernichter der französische Erbfeind und Napoleon der blutig grausame Vollstrecker seines noch heute auf die Besiegung und Ausraubung Deutschlands gerichteten Willens war, so daß diese Warnung auch gegenwärtig noch gilt, wo uns auch die Entschlossenheit fehlt. 1777 (Regierungsformen und Herrscherpflichten) äußert sich der große Herrscher, das Genie seines Hauses, folgendermaßen: „Noch ein bedeutsamer Punkt darf nicht außer acht gelassen werden; seine Vernachlässigung brächte den guten Sitten einen nicht wieder gutzumachenden Schaden. Das geschieht nämlich, wenn der Fürst Personen allzu sehr auszeichnet, die kein Verdienst haben, aber große Reichtümer besitzen. So übel angebrachte Ehrenbezeugungen bestärken die Allgemeinheit in dem volksirrtümlichen Vorurteil, reich sein genüge, um angesehen zu sein.“ Die Nutzanwendung auf unsere Zeit ist gegeben. Wo aber sind die Ratgeber der Krone, die des größten Ahnherrn Mahnung beherzigen?

Der Eroberer Schlesiens hat noch zehn Jahre vor seinem Heimgange, als er schon die schwere Erfahrung des Siebenjährigen Krieges und die opferreiche Parodie des Kartoffelkrieges zum Schutze des Hauses Wittelsbach erlebt hatte, also nicht als jugendlicher Kriegsfürst, in dem „Abriß der preußischen Regierung und den Grundsätzen, auf denen sie beruht, nebst einigen politischen Betrachtungen vom Jahre 1776“ als Ziel der preußischen Staatskunst weitere Gebietserwerbungen in Aussicht genommen, besonders Sachsen. Jetzt steht uns der Sinn nicht mehr nach dem kläglichen Länderschacher im eigenen Hause, sondern wir müssen den Blick auf die unserem Volkstum und dem alten Reiche verlorenen Gebiete richten, deren Raub oder Verschacherung weder 1815 noch 1871 ausgeglichen ist.

Nichts lag dem größten Hohenzollern ferner als der mystische Glaube an eine höhere Weihe, obwohl er sich der hohen Verantwortung des ihm von Gott verliehenen Amtes als „erster Diener des Staates“, wie er selbst sein Verhältnis zu seinem Land und Volk bezeichnete, stets bewußt war und sie durch seine Pflichttreue vor dem höchsten Richter bewiesen hat. In der Weisung für den Major Grafen Borcke als Gouverneur des Thronfolgers sagt er: „Er muß lernen, daß alle Menschen gleich sind und hohe Geburt nur Chimäre ist, wenn nicht das Verdienst hinzukommt.“ Auch jetzt mögen diese bescheiden stolzen Worte noch gelten, und ihre Befolgung von Nutzen sein. Wie zeitgemäß erscheint uns der Satz im Politischen Testament von 1752: „Ich empfehle meinen Nachfolgern, in den Unterhandlungen so verbindlich wie möglich zu sein, nie stolze oder beleidigende Worte zu gebrauchen, nie zu drohen!“ Leider hat sich unsere auswärtige Politik seit 1890 diese Lehre nicht zur Richtschnur genommen, und wir sind bitter für diese Unterlassungssünde durch die Schmälerung unseres Ansehens in der Welt bestraft.

Aber die Gegenwart ist fast eben so ernst wie jene Zeit, obwohl wir noch kein zweites Jena erlitten, aber manchen Basler Frieden und manches Olmützer Abkommen geschlossen haben. An gleicher Stelle redet er wieder in staatsmännischer Weisheit der Machterweiterung das Wort, niemals aber leerer Prunkentfaltung, die er verachtet: „Machiavelli (principe cap. 16 et 18) sagt, *eine selbstlose Macht, die zwischen ehrgeizigen Mächten steht, müßte schließlich zugrunde gehen.* Ich muß leider zugeben, daß Machiavelli recht hat. Die Fürsten müssen notwendigerweise Ehrgeiz besitzen, der aber muß weise, maßvoll und von der Vernunft erleuchtet sein. Wenn der Wunsch nach Vergrößerung dem fürstlichen Staatsmann auch keine Erwerbungen verschafft, so erhält er doch wenigstens seine Macht; denn dieselben Mittel, die er zum offensiven Handeln bestimmt, sind stets zur Verteidigung des Staats bereit, falls sie notwendig ist und er dazu gezwungen wird.“ Handeln wir nach der fritzischen Vorschrift, obwohl doch gerade ein so großer Kultus mit dem Ahnherrn getrieben wurde, dem solche folgenlose Verehrung kaum genehm gewesen wäre?

Bei unserem neuen Automobiladel, bei dem lediglich das Geld entscheidet und der auch manche diplomatischen Mißerfolge erklärt, werden wir zu einem Vergleich mit dem fritzischen Adel, dem alteingesessenen Grundbesitzerstand, obwohl der große König die Manufaktur, also die Industrie, schützte und förderte, geradezu herausgefordert und finden im Politischen Testament noch folgendes Urteil: „Dieser würdige Adel hat Gut und Blut im Dienste des Staats geopfert. Seine Treue und seine Verdienste müssen ihm den Schutz aller Herrscher sichern. Es ist ihre Pflicht, die verarmenden Familien zu unterstützen und sie im Besitz ihrer Güter zu erhalten.“ Schon der große König hat mit Hilfe seiner adligen Offiziere Schlesien erobert, während diese die Bewirtschaftung ihres Besitzes ungetreuen Händen überlassen mußten, wofür sie keinen Ersatz erhielten. Mein Geschlecht verlor seine Stammgüter in der Mark. Der Dank des Hauses Hohenzollern ähnelt dem der Habsburger. Trotzdem blieb ihm der Adel treu. Aber Treue um Treue!





Der Ruf

Von Fritz Müller-Cannero

Als er ein Kind war, vernahm er ihn zum erstenmal, den seltsamen Ruf. Es war damals, als er die Diphtheritis hatte. Im Fieber lag er da, der kleine Kerl, und stöhnte. Ein Riese drückte ihm den armen Hals zu. Wenn er genauer zusah, sah er, daß es der große Eisenmann war am Eingang des Nationalmuseums. Der mit den gußeisernen Fingern. Und mitten in die Schmerzen wehte ein Ruf herüber. Ein lockender Ruf in einer Sprache, die er nicht verstand. Der Ruf schwoll an mit seinem Fieber und nahm ab mit seinen Schmerzen. Ein Wogen und Ebben war es von einem einzigen silbernen Tone. Heiß und glühend lag er in den weißen Kissen und lauschte. Was wollte der Ruf? Was wollte der Ruf von ihm, dem kleinen Buben?

Dann stand der Doktor an seinem Bettlein und hantierte. Und dann sah er die angstvollen Köpfe seiner Eltern und seiner Schwestern rund um sein Schmerzenslager. Und war das nicht seltsam: Nur die Köpfe sah er, nicht die Körper. In Stubenmitte schwebten diese angsterfüllten Gesichter. Wie aus weiter Ferne hörte er dann des Doktors Stimme:

„Jetzt ist die Krisis. Nun wenn er selber einen festen Willen hätte, der kleine Dulder, einen Willen zum Leben, zum Leben um jeden Preis — das würde es entscheiden."

Und gerade jetzt wehte der silberne Ruf mit besonderer Verlockung von oben durch die Zimmerdecke. Gerade jetzt drückte ihn die gußeiserne Hand des Mannes vom Nationalmuseum besonders heftig nach aufwärts, dem Ruf entgegen. Aber dann sah er die bittenden Gesichter um sich herum und biß die kleinen Kinderzähne fest zusammen, ganz fest... Und die gußeisernen Finger gaben nach, der Silberruf verklang... Das Leben kam wieder angerauscht mit breiten Fittichen.

Und diese Fittiche waren hart und stachen ihn und taten ihm wehe. Seine beiden Eltern starben. Seine Jugend ging durch eine Schlucht. Keine Sonne stand darüber. Die Wände waren kalt und steil. Zähe Tränentropfen klebten dran.

Ein Ostersonntag fiel in diese lange Schluchtenwanderung, ein wunder-

voller Ostersonntag. Wie war's doch gleich? Richtig — eine Bergtour hatte er machen dürfen am Ende von Examenszeiten. Das letzte Stück war er allein gegangen mit einem stillen Führer. Über hängende Platten stiegen sie herab. Vorsichtig — Tritt für Tritt. Voran der Führer. Eigentlich war es nicht sehr gefährlich. Ein Drahtseil zitterte an der Felsenseite, an dem die Hände entlang zu greifen hatten. Da mochten immerhin die Nagelschuhe gleiten auf den eisbezogenen Platten.

Und da war es, daß er zum zweitenmal den Ruf vernahm. Leise lockend rief es hinter seinem Rücken. Er sah sich um und rutschte aus. Die Hand griff nach dem Drahtseil — zu kurz. Er fiel auf die geneigte Platte und krallte seine Fingernägel ins Gestein. Vergeblich — langsam fing er an zu gleiten auf der hartgefrorenen Platte. Und im Gleiten hörte er den Silberlockruf aus der Firnenhöhe schwellen, schwellen — zu einem weißen Brausen schwoll er an, zu einem Sturzbach, der von oben auf die Platte stäubte, der ihm half im Gleiten, der ihn sanft hinunterspülen wollte ...

Da sah er, wie der Führer vor ihm sich mit einer Hand am Seil hielt und den Körper weit, so weit er konnte, über die hängende Felsenplatte hinüberschob, den einen Fuß ausstreckte, so daß er, der Gleitende, den Fuß noch grade greifen konnte. Und dann war ein sekundenlanger Kampf zwischen dem Fuß und dem Ruf, zwischen dem herrischen Stiefel vor ihm und dem silbernen Rufe über ihm. Und mechanisch griffen seine Hände nach dem schwarzen Stiefel, indes ein Teil des Körpers schon am Rande jener Felsenplatte hing, und — mit einem Male brach der Ruf jäh ab. Wie ein Ton, der zerbricht in kalter Winternacht. Er war gerettet.

Gerettet für ein Weiterwandern auf Geröll. Das Geröll war sein Beruf. Ein ungeliebter Beruf, in den die Engpaßwanderung der Jugend ihn hineingezwängt. Hornhaut wuchs an seinen Füßen. Der vibrierende Erdstrom drang nicht mehr durch seinen Körper. Fühllos stolperte er durch die Halden von Geröll. Ein Wandersmann gesellte sich zu ihm. „Ich will dich stützen", sagte der zu ihm. Dabei aber stieß er, anstatt daß er stützte. Und er fiel zu Boden, und seine Hände waren blutig, als er mühsam weiterhinkte. Herr im Himmel — war d a s der Mühe wert zu leben und zu wandern?

Aber wieder, wie in der Kindheit damals, biß er seine Zähne fest zusammen und werkelte weiter. Über seine Kräfte. Stoßweis ging sein Atem. Rote Flecken traten auf die Wangen. Fiebrig glänzten seine Augen. Und da war es, daß er zum drittenmal den Ruf vernahm. Ganz leise erst, von weiter Ferne. Dann näher, und zuletzt schien der Silberruf, der lockende, aus seinem Blute selbst heraufzusteigen. Mühsam horchte er hinunter, aber er verstand ihn wieder nicht, den Ruf. Dagegen hörte er, wie eine andre Stimme sagte:

„Er muß nach dem Süden — es ist Pflicht der Selbsterhaltung."

Und die Stimme klang befehlend und deckte den Silberruf zu. So daß er nach dem Süden gehen mußte, gesunden mußte, gesunden für ein Weiterwandern über das Geröll auf unfruchtbaren Halden. Und es wurde immer leerer in ihm. Es war kein Leben mehr. Es war ein Schleppen ohne Zweck und Ziel.

Und dann war es auf einer Wanderung im Herbste, daß er neben einem endlos langen Schienendamme herschritt. Abend war es, und die ungewisse Helligkeit der schon versunknen Sonne schwang noch in den Lüften. Da überfiel es ihn mit einer wilden Traurigkeit. Er war alt geworden. Sein altes Auge überstrich die breite öde Fläche seines Lebens mit einem Blicke und kehrte trostlos in die Gegenwart zurück.

„Nicht der Mühe wert gewesen — nicht der Mühe wert...“

Und dann dachte er weiter:

„Das wenn ich vorher hätte wissen können...“

Da war es ihm, als ob jemand geantwortet hätte. Er hielt die Hand ans Ohr. Da war es ihm, als ob ihn jemand an der Brust vorn packte. Er sank in die Knie. Auf den Bahndamm fiel er, und sein Kopf lag auf der Schiene. Eine schwere Hand spürte er an seiner Kehle, eine schwere Hand mit gußeisernen Fingern. Und da wußte er, daß es der eiserne Mann war am Eingang vom Nationalmuseum. Und er wehrte der Hand nicht.

Da hörte er ein fernes Singen aus den Schienen kommen. Der Ruf, der Ruf, zum viertenmal der Ruf! Er zitterte. Eine große Bitte rang sich los in ihm: „Was will der Ruf? O, wenn ich doch den Ruf verstünde — den Ruf verstünde!“

Da wurde der Ruf stärker, immer stärker. Es war ein Dröhnen endlich, welches aus den Schienen ihm ans Ohr schlug. Und aus dem Dröhnen rang sich ein einziges Wort hervor:

„Komm!“

Da war es ihm, als rollte sich sein hartes, freudlos-ödes Leben an den Anfang vor. Da rief er voll Erlösung und voll Vorwurf:

„Warum erst jetzt? Warum hast du mich nicht schon früher — früher abgerufen?“

Und es klang zurück im Donnerrollen:

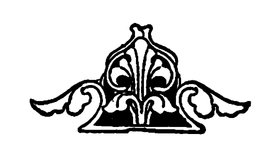
„Ich habe dich gerufen, dreimal hab' ich dich gerufen, aber du hast mich nicht verstanden.“

Und näher kam das Brausen. Er wendete den Kopf ein wenig. Da sah er ein leuchtendes Auge, ein Auge, das immer größer und größer wurde. Herrgott, hatte der eiserne Mann am Eingang vom Nationalmuseum ein riesiges Auge bekommen, konnte er noch denken. Und dann rief die Stimme ein letztes Mal mit Eisenklirren:

„Komm!“ Und er warf die Arme in die Höhe und rief:

„Ich komme schon — ich komme!“ und rollte die Böschung hinab und war tot.

Mit Donnerrollen zog das große, leuchtende Auge oben vorüber und strich grüßend über den Toten.





Die Flucht des Prinzen von Preußen
nachmaligen Kaisers Wilhelm I.

Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen

(Fortsetzung)

Ratlosigkeit und Verwirrung im Schlosse

Sonntag, den 19. März, 6 Uhr, waren wir wieder auf den Beinen, um uns von der Lage der Dinge zu überzeugen. Überall herrschte Totenstille, und mit Ausnahme der Wachen lag alles in tiefem Schlafe. Ich nahm, da Ruhe herrschte, auf eine Stunde Urlaub, um nach meiner Familie zu sehen und daselbst meinen Schwiegervater, der aus Potsdam herübergekommen war, um die Meinigen in Sicherheit zu bringen. Dies war für mich eine große Beruhigung und ich konnte daher sogleich zum Schloß zurückeilen, woselbst ich bald nach 10 Uhr ankam. Hier wimmelte es bereits wieder von allen möglichen den König bestürmenden Deputationen, die zu Beratungen der Minister Veranlassung gaben, wobei der Minister v. Bodelschwingh, ungeachtet er in der Nacht bereits seine Entlassung eingereicht hatte, noch fungierte, bis sein Nachfolger, der Minister Graf Arnim, ein neues Ministerium formiert haben würde.

Die Straßen hatten inzwischen eine neue Physiognomie angenommen. Eine Menge Volks, von dem man gar nicht wußte, woher es gekommen war, trieb sich zwischen den am Schloß stehenden Truppen umher. Es verhielt sich zwar ruhig; allein das Ganze trug einen unheimlichen Charakter, und offenbar hatten die Truppen nicht mehr die sichere, bestimmt ausgesprochene militärische Position des frühen Morgens. Man wußte nicht, wie man sich gegen die immer stärker und zahlreicher werdende Menschenmenge verhalten solle, man wußte nicht, ob man sie als Feinde oder Freunde ansehen sollte und ob die im Gange befindlichen Verhandlungen zum Frieden oder zu erneuerten Gefechten führen würden.

Selbstredend war ich bei den Verhandlungen nicht gegenwärtig und kann daher über den Gang derselben und was den späteren Abzug der Truppen herbeiführte, nichts Bestimmtes sagen. Dagegen will ich hier den Auszug eines Briefes, den der Prinz von Preußen, datiert London, den 28. März 1848, an seine Schwester,

die damalige Kaiserin von Rußland, schrieb, der darüber einige Aufklärungen gibt, hier mitteilen.

Nachdem er einiges als Einleitung in bezug auf die obwaltenden Verhältnisse und die Persönlichkeiten des Konseils gesagt hatte, schrieb er: Endlich blieb man bei dem Entschlusse stehen, daß die Proklamation des Königs von der Nacht in Ausführung kommen sollte, daß nämlich da, wo die Barrikaden von den Bürgern eingeebnet würden, man das als einen Beweis des Friedensantrages ansehen und vis-à-vis die Truppen zurückziehen würde. Mit dieser Antwort, die unter den vielen Deputationen Anklang zu finden schien, entfernten sich die Mitglieder derselben, die Proklamation in vielen Exemplaren mit sich nehmend, nach allen Teilen der Stadt sie verbreiten wollend.

Es herrschte Ruhe, kein Schuß mehr fiel um diese Zeit. Desto unruhiger sah es im Schlosse aus; unberufene Leute kamen und gingen, um Rat zu erteilen usw. Es mochte 11 Uhr sein. Der Minister v. Arnim kam, dem der König schon am 18. März das Präsidium des Konseils angetragen hatte. — Da kam eine Deputation unbekannter Leute (Bürgermeister N a u n y n war zugegen), um anzuzeigen, daß jenseits der Königstraße drei Barrikaden vom Volke eingeebnet würden (es ergab sich später, daß diese Anzeige vollständige Lüge war). Ich schlug vor, die Sache durch Offiziere konstatieren zu lassen. Es entstand sofort eine Art von Siegestaumel, daß die Befehle des Königs sogleich durch die Bürger respektiert würden, so daß man mich nicht hörte, obgleich ich noch sagte: daß wenn das Faktum sich bestätige, natürlich die Truppen an d e r Stelle nach dem Wortlaute der Proklamation des Königs zurückgehen müßten.

Plötzlich kam der Minister Bodelschwingh ins Zimmer (Speisezimmer), wo die Deputation wartete und wir alle versammelt waren, und rief mit lauter Stimme und rotem Kopfe: „Da die Barrikaden verschwinden, so befehlen Se. Majestät, daß die Truppen von allen Straßen und Plätzen zurückgezogen werden sollen!“ Ich nahm sofort das Wort und sagte: Das stehe ja im Widerspruch mit den Worten der königlichen Proklamation, wo es n u r heißt, daß da, wo die Barrikaden verschwinden, die vis-à-vis stehenden Truppen zurückgezogen werden sollten! Der Minister Bodelschwingh bemerkte mir entgegendonnernd: „An den Worten des Königs darf nichts geändert, gedeutelt werden!“ Ich frug, ob denn unter allen Plätzen auch die Schloßplätze zu verstehen seien, da es doch die einzigen wären, wo die zurückgehenden Truppen sich aufstellen könnten. Der Minister donnerte mir aber nochmals dieselben Worte entgegen und befahl dann: „Laufen oder reiten Sie, meine Herren, um die Befehle des Königs zu überbringen; die Truppen sollen mit klingendem Spiele abziehen!“ Seit dem Moment sah ich den Minister nicht wieder — es waren die letzten Worte, die er als Minister sprach. — Ich suchte den König im ehemaligen ersten Zimmer des Grafen Rheden, fand ihn aber nicht, fand aber den Minister Graf Arnim schreibend. Ich fragte ihn: „Wo ist der König und was machen Sie dort?“ „Ich formiere ein neues Ministerium,“ antwortete er. Und ich las die Namen Hauswald, Schwerin usw. Ich sagte: „A b e r d a s i s t w i e i n P a r i s, wie Guizot und Thiers, warten Sie doch damit!“ „Nein,“ war die Antwort, „es ist die höchste Zeit!“

Propyläen und Parthenon



L. du Bois-Reymond

Als ich ins Hallenkabinett des Königs trat, fand ich ihn auch dort nicht; zurückkehrend ins Speisezimmer trat er auch eben ein. Er sah die allgemeine Konsternation, und wir erzählten ihm den Bodelschwinghschen Auftritt. Er versicherte, ihm keinen anderen Auftrag gegeben zu haben als den, der in der Proklamation enthalten sei; und müßte das sofort noch geändert werden.

In demselben Augenblick kam aber schon das Füsilierbataillon vom 1. Garderegiment tambour battant über die Kurfürstenbrücke, darauf das Kaiser-Alexander-Regiment, und die Menschenmasse stürzte nach. Der König befahl, die Brücke sollte gesperrt und besetzt bleiben — es war zu spät und unmöglich. Die Truppen rückten auf die Schloßhöfe, auf den Domplatz. Als die Brücke unbesetzt blieb, sagte ich zu Arnim: „Nun sind wir verloren!“ Denn ich sah alles voraus, was nun folgen würde. Ich ging herunter und begleitete den Prinzen zu den Truppen, der sehr ergriffen war und den Leuten mit Tränen in den Augen dankte für die bewiesene Ausdauer und Treue.

Als ich zurückkehrte auf die Zimmer der Königin, beruhigte ich dort die verzweifelten Anwesenden und sagte ihnen, daß alle Truppen noch da seien und vom besten Geiste beseelt. Mit einemmal hörte ich trommeln; ich stürze an das Fenster und sehe das 1. Garderegiment aus dem Portal Nr. 1 übermarschieren über den Schloßgarten unter dem Zujauchzen des Volkes; zugleich kommt von allen Seiten der Ruf: Die Truppen verlassen die Schloßplätze! Ich frage den Kriegsminister v. Rohr, ob er es befohlen. „Im Gegenteil, ich habe befohlen, daß die Truppen um das Schloß biwakieren sollen.“

Da trat jemand ein und sagte: „Graf Arnim hat es befohlen, indem er erklärt hätte, halbe Maßregeln taugen nichts, die Truppen müßten in die Kasernen rücken. Der General v. Rohr nahm hierauf seinen Hut, warf ihn auf den Tisch und rief: „Das mag der Graf Arnim verantworten!“ Und ich rief: „Nun ist alles verloren!“

So war es auch. Bevor ich aber weitergehe, dürfte es nicht überflüssig sein, wenn ich noch einmal auf den früher so viel diskutierten Punkt über die Absendung der Truppen in ihre Kasernen zurückkomme. Der Graf Arnim hat nach der Rückkehr des Prinzen von London demselben feierlich erklärt, daß er jenen Befehl nicht gegeben habe; und bei der Ehrenhaftigkeit des Charakters des Grafen ist an der Richtigkeit seiner Worte nicht zu zweifeln. Gegeben ist der Befehl aber positiv; denn ich selbst war, wie der Prinz sich in das Schloß zurückbegab, auf dessen Befehl noch bei den Truppen zurückgeblieben und war anwesend, als ein Offizier zu dem Oberst v. Herwarth (jetzigen kommandierenden General des 8. Armeekorps) kam und ihm den Befehl brachte, sofort in die Quartiere abzurücken, was sogleich ausgeführt wurde. Wer war aber derjenige, von dem der Befehl ausgegangen ist? Meiner Überzeugung nach hängt die Sache folgendermaßen zusammen. Wie schon früher erwähnt, hatte der General v. Prittwitz, der den Oberbefehl über die Truppen in der Nacht vom 18. auf 19. März führte, eine Position eingenommen, in der er Herr des wichtigsten Teils von Berlin war. In derselben konnte er, was sehr wichtig war, seine Truppen verpflegen; er konnte von ihr aus gegen einzelne Teile der noch im Besitz der Aufrührer befindlichen

Stadt entweder offensiv vorgehen, oder wenn dies noch nicht ratsam schien, in derselben bis auf weiteres verharren. Lange konnten die Aufständischen in ihrer weit ausgedehnten Stellung in den äußeren Teilen der Stadt nicht aushalten, da sie eine schwierige Verbindung unter sich hatten und aller Zuzug und alle Zufuhr von außen durch die Berlin zernierende Kavallerie verhindert wurde. Alle diese wesentlichen Vorteile wurden durch den vom Minister v. Bodelschwingh so übereilt und direkt gegebenen Befehl zum Zurückziehen der Truppen annulliert. Das Schlimmste dabei war, daß er den Befehl direkt und ohne Vermittlung des Generals von Prittwitz, dem dadurch die Leitung und ordnungsmäßige Ausführung des königlichen Befehls aus der Hand genommen wurde, erteilte. Ein jeder, der nur einigermaßen mit militärischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß bei Kriegslagen, und die war doch hier entschieden vorhanden, es nicht bloß darauf ankommt, zu befehlen, die Truppen sollen zurückgehen, sondern daß der Befehl präzisiert werden soll, wenn man Konfusion vermeiden will, daß bestimmt werden muß, w o h i n und in welcher Weise die Truppen zurückgehen, und welche Punkte besetzt bleiben sollen. Von alledem war in Bodelschwinghs Befehl nicht die Rede gewesen, und der Befehl war so unbestimmt erteilt worden, wie es meistens der Fall ist, wenn Truppen in die Hände von Zivilbehörden oder anderen Unerfahrenen gegeben werden.

Der Erfolg war denn auch so, wie es nicht anders erwartet werden konnte: die einzelnen Truppenteile gingen naturgemäß den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren, nämlich in der Richtung auf das Schloß, und das Volk stürzte nach. Hier entstand nun eine g r e n z e n l o s e V e r w i r r u n g; die Truppen standen in Bataillonskolonnen einzeln und ruhig umher, allein eine Masse Pöbel drängte sich schreiend und jubelnd an sie heran und zwischen die Kolonnen hinein, und der General v. Prittwitz, ein sehr tüchtiger und befähigter Soldat, aber ein Mann heftigen Charakters, fand sich auf einmal statt in einer wohlgeordneten Stellung, wie er sie eingenommen gehabt hatte, in eine grenzenlose Verwirrung verwickelt. Abgesehen davon, daß ihn dies ungemein erbitterte, mußte er sich einräumen, daß er in dieser Lage nicht verbleiben könne. Er sah klar, daß der Kampf binnen kurzem von neuem beginnen werde, dieses Mal aber aus einer ungünstigen militärischen Lage und mit zweifelhaftem Erfolg, weil die Truppen bereits aufs äußerste fatiguiert waren und weil er oft in seiner militärischen Tätigkeit durch unberufenes Eingreifen dritter Personen gehemmt wurde. Denn schon damals wußte niemand mehr, wer Koch noch Kellermeister wäre, und ob der König, das alte oder das neue Ministerium zu befehlen hätte. Er mag es daher für das beste gehalten haben, nunmehr durch das definitive Abziehen der Truppen ein Vertrauen in den Sinn der besseren Berliner Bürger darzutun und wird wahrscheinlich aus diesem Gesichtspunkte den Abmarsch der Truppen befohlen haben. Möglich ist auch, daß ein eventuell ihm erteilter Befehl mißverstanden worden ist, denn jedermann weiß, wie oft bei militärischen Operationen Befehle verschiedentlich gedeutet werden.

Späterhin hat der Graf Arnim eine Broschüre drucken lassen, in der er es entschieden zurückweist, den Befehl zum Abzug der Truppen nach der Kaserne

erteilt zu haben. Er will vielmehr befohlen haben, daß die Truppen das Schloß und die Schloßplätze besetzt behalten sollten (eine Sache, die zu nichts führen konnte) und wirft die Schuld der bewegten Anordnung auf den General v. Prittwitz. Letzterer verteilte bald nach dem 19. März einen kurzen, auf ein Quartblatt gedruckten Aufsatz unter seine Umgebung und an die Generale der Armee, in welchem er die Lage, in die die Truppen am 19. früh gebracht waren, schilderte, seine Überzeugung aussprach, daß dieselbe eine unhaltbare gewesen wäre und notwendigerweise zu einem neuen Kampfe hätte führen müssen, dessen Ausgang wegen der übergroßen Ermüdung der Truppen zweifelhaft, jedenfalls aber sehr blutig gewesen wäre und daß, wenn man die Truppen nicht zurückziehen wollte, die Sache nur allenfalls durch einen politischen Gewaltstreich zu einem günstigen Ende hätte geführt werden können, indem der oberste Truppenbefehlshaber sich zum temporären Diktator aufgeworfen, der König und die königliche Familie und die Minister aus Berlin entfernt worden, und nun allein den Aufruhr selbständig niedergeworfen hätte. Dies wäre aber ein Akt von solcher politischen Bedeutung gewesen, ein Akt, der ein so vollständiges Emanzipieren von allem bisher Bestandenen verlangt haben würde, daß wohl kein preußischer General sich damals dazu entschlossen hätte. Wie dem aber auch sei, meine volle Überzeugung ist, daß der Minister Bodelschwingh durch seinen übereilt gegebenen Befehl zum Zurückziehen der Truppen aus der innegehabten Position der eigentliche Urheber alles Unglücks gewesen ist, daß ich als höchst wahrscheinlich den General v. Prittwitz als denjenigen bezeichnen muß, der den Befehl zum Abmarsch der Truppen nach den Kasernen gegeben hat, daß aber dem General nach meiner vollen Überzeugung auch nichts anderes mehr übrig blieb.

Im Schlosse hatte inzwischen der Abzug der Truppen die höchste Bestürzung erregt, und allerdings war auch genügender Grund dazu vorhanden, denn die Anzeichen wurden immer drohender. Bald nach demselben (7 Kompagnien des Kaiser-Franz-Grenadier-Regiments hatte man zum Glück im Schlosse zurückgehalten) rief das Volk auf dem Schloßplatz nach dem Könige. Dieser zeigte sich auf dem Balkon über dem Portal Nr. 1 und wurde teils mit Hurra, teils mit zweideutigem Rufe empfangen. Er sprach einige beruhigende Worte zu den Leuten, die guten Eindruck zu machen schienen. Man antwortete, aber mit dem Rufe: „Die Gefangenen frei!“ Der König versprach, den erforderlichen Befehl zu geben, was mit einer Art von Siegesjubel aufgenommen wurde, und war eben im Begriff, den Balkon zu verlassen, als er wieder umkehrte und nochmals scherzend rief: „Ich will euch noch etwas sagen: Wenn ihr die Gefangenen zurück habt, dann seht sie euch an, ob ihr sie behalten wollt.“ Einzelne lachten, andere drohten dem König mit der Faust; im ganzen war der Scherz nicht glücklich. Zurückgekehrt in sein Kabinett sah ich, wie der König sich tief bewegt auf einen Stuhl hinwarf und den Kopf in die Hand sinken ließ. Und allerdings mußte er auch tief erschüttert sein, wenn er die Folgen seiner Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit und alles, was noch daraus entstehen könnte, betrachtete. Es scheint aber doch, als habe er sich bald ermannt, denn gleich darauf wurden die Minister zum König gerufen. Wir alle und die Minister und Generaladjutanten usw. waren in der

Vorhalle des Kabinetts versammelt, und als die Minister nun zum König gerufen wurden, sah ich, wie der Major v. Vinke Olbendorf, der ewige Einmischer, versuchte, sich ohne weiteres mit in das Kabinett einzudrängen, von dem diensttuenden Flügeladjutanten aber zurückgehalten wurde mit den Worten: „Herr Major, Se. Majestät haben nur die Minister befohlen!"

Während man nun im Kabinett unfruchtbare Beratungen hielt, wurde die Aufregung draußen immer ärger, und bald erscholl die Nachricht, daß der Pöbel die Leichen der gefallenen Aufrührer auf Bahren mit bloßgelegten Wunden in den Straßen umhertrage, oder auf Möbelwagen verladen umherführe, und nun seinen Weg nach dem Schloß nehme. So geschah es wirklich. Der widerwärtige Zug zog unter Geschrei und Gebrüll durch den Schloßhof und forderte durch tobenden Ruf den König und die Königin heraus, demselben zuzusehen. Sie mußten dieser wahnsinnigen Forderung nachgeben und fühlten dabei nur zu sehr, daß sie für den Augenblick der Macht der Aufrührer preisgegeben wären.

Die Königin und deren Damen waren tief erschüttert, und deutlich hörte ich bei deren Erscheinen die Worte einer derselben (ich glaube, es war die Königin): „Nun fehlt bloß noch die Guillotine!"

Die Kinder des Prinzen von Preußen werden in Sicherheit gebracht

Zum Glück hatte man den größten Teil der anwesenden Truppen in das Innere des Schlosses zurückgezogen, so daß eine Reibung mit dem Pöbel nicht leicht eintreten konnte, und diese Vorsicht mag auch wohl die Veranlassung gewesen sein, daß während des Zuges keine Gewalttätigkeiten vorfielen. Als derselbe vorüber war, trat eine Art von momentaner Gewitterstille ein, und der General v. Thiele, Minister des Schatzes, der während der ganzen Zeit die meiste Ruhe bewahrt hatte, sagte deshalb zu mir: „Es ist ein gutes Zeichen, daß wir bis jetzt ohne direkten Angriff geblieben sind, und möglicherweise kommen wir jetzt durch!"

Die Ruhe dauerte aber nicht lange; eine Menge Menschen (unter andern Rellstab), meist solche, die in früheren Zeiten einem gefahrlosen Liberalismus à bon marché gehuldigt hatten, kamen nun voller Schrecken nach dem Schlosse gerannt und trugen mit ihrem Rate wesentlich dazu bei, die Ratlosigkeit zu vermehren. Jedermann sah ein, daß die Momente der Ruhe zu irgend einem definitiven Schritte benutzt werden müßten. Wir Militärs waren der Meinung, daß wir zu Pferde steigen und mit den noch vorhandenen sieben Kompagnien den König und die Königin in unsere Mitte nehmen und aus Berlin hinausbringen müßten, überhaupt, daß wir allen Widerstand überwinden und uns den Weg nach dem Brandenburger Tor mit Gewalt eröffnen würden. Der Prinz von Preußen war mit diesem Vorschlage ganz einverstanden, und da in diesem Augenblick der Flügeladjutant Oberst v. Schöter von draußen hereinkam und sagte, daß nach den Nachrichten, die er habe, kein Augenblick mehr zu verlieren sei, so nahmen wir unsere Mäntel, um jeden Augenblick zu Pferde steigen zu können.

Auch der König schien anfänglich mit dieser Maßregel einverstanden. Allein die Mattherzigen, die jeder entschiedenen Handlung mit Zittern und Zagen entgegensahen, wußten denselben doch wieder von diesem einzigen noch übriggebliebenen Schritt abzubringen, zum Teil durch ganz unhaltbare Gründe, wie: die Königin wäre zu leidend, um die Fahrt zu Wagen nach Charlottenburg machen zu können, und wer das Schloß mit seinen Kunstschätzen usw. schützen sollte; als ob die Erhaltung des Schlosses ein Gegenstand sei, der im Vergleich zum Staate in Betracht kommen könnte! — —

Mittlerweile hatte das Ministerium Entschluß zur Formierung einer Bürgerwehr gefaßt, darüber die nötige Bekanntmachung erlassen und dem Vorsteher des Zeughauses den Befehl zur Verabfolgung von Gewehren erteilt. Bald kam denn auch eine kleine Abteilung der Bürgerwehr, meist aus angesehenen Bürgern und alten Soldaten bestehend, nach dem Schlosse geeilt, um zum persönlichen Schutz des Königs beizutragen, und wenn auch die eventuelle Hilfe, die wir von diesen Leuten erwarten konnten, von keinem Belang war, so gewährte sie doch wenigstens für einige Stunden eine nicht unwesentliche moralische Unterstützung. Wir gewannen Zeit, um an kleinen Tischen etwas zu Mittag zu essen und uns so für das, was da noch kommen konnte, zu stärken.

Während wir noch zu Tafel saßen, kam bereits die Nachricht, daß die Aufregung, die bisher gegen den König geherrscht hatte, sich nunmehr gegen den Prinzen von Preußen gewendet habe, weil er derjenige gewesen sei, der das Feuer und die Angriffe auf das Volk befohlen habe, und daß Gewalttätigkeiten gegen den Prinzen zu befürchten wären. Nach aufgehobener Tafel drang daher die Prinzessin von Preußen in den Prinzen, daß er sich aus Berlin entfernen solle, und ich gestehe, daß ich die Prinzessin darin unterstützte, weil es mir nicht vernünftig schien, bei der sinnlosen Aufregung, die damals herrschte, der Volkswut zu trotzen und dadurch vielleicht Handlungen herbeizuführen, die nicht nur für den Prinzen, sondern auch für den König von den schwersten Folgen sein konnten. Allein der Prinz war nicht dazu zu bewegen, sondern sagte ganz bestimmt: „Ich gehe nicht fort, mein Platz ist beim König — hier sterbe ich!" Major v. Königsmarck trat der Ansicht des Prinzen bei und bestärkte ihn dadurch in seinem Entschluß, der vielleicht ritterlich, gewiß aber nicht weise war.

Nach einigen Augenblicken rief mich die Prinzessin zu sich heran und sagte zu mir, daß der Prinz in seinem Entschluß verharre, daß sie beide mich aber bäten, ihre Kinder, den jetzigen Kronprinzen und die kleine Prinzessin Luise, jetzige Großherzogin von Baden, aus Berlin hinaus und nach Potsdam zu bringen; sie fügte noch hinzu: „Wir bitten Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, für die Sicherheit der Kinder zu sorgen." Ich erwiderte der Prinzessin, daß ich bereit wäre, den Auftrag auszuführen, daß ich bereit wäre, mein Leben bei ihrer Verteidigung zu lassen, ich allerdings nicht unbedingt dafür stehen könne, daß wir unangefochten durchkommen würden. Darauf eilte ich, mit dem Oberst v. Unruh, Gouverneur des jungen Prinzen, die nötigen Vorbereitungen zu treffen; es mochte etwa 3 Uhr sein. Wir fanden zwischen dem Dom und dem Schloß eine alte Kutsche des Prinzen, ohne Wappen und sonstigen Schmuck, mit einem einfachen Gespann und einem

Kutscher ohne Livree, die dort für alle Fälle aufgestellt war, und brachten nun den jungen Prinzen, die kleine Prinzessin und deren Erzieherin, Fräulein v. May, durch den Verbindungsgang, der zur Hofapotheke führt, zu dem kleinen nach dem Lustgarten gelegenen Ausgang. Hier verließ uns der Oberst v. Unruh, der noch andere Aufträge des Prinzen auszuführen hatte, mit dem Versprechen, sich um 7 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof einstellen zu wollen.

Da die Wogen der Aufregung wieder anfingen, höher zu gehen, und eine Masse von allem möglichen Volk sich auf den Straßen umhertrieb, so kam es darauf an, das Brandenburger Tor möglichst unbemerkt zu erreichen. Ich befahl daher dem Kutscher, im ruhigen Trab durch die Menge zu fahren, kein Aufsehen zu erregen und nur in dem Falle, wenn man versuchen sollte, den Pferden in die Zügel zu fallen, auf dieselben loszuhauen und alles umzufahren, was sich entgegenstellen sollte. Zum Glück wurde es aber nicht notwendig, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten. Die Leute blieben wohl stehen und sahen unser Fuhrwerk erstaunt an, hielten uns aber nicht auf, wozu wohl hauptsächlich der Umstand beitrug, daß der Prinz und ich rückwärts saßen, also nicht gut gesehen werden konnten. Vom Brandenburger Tor ließ ich nun geradeaus, bis zu den sogenannten Puppen fahren, dann links durch den Tiergarten nach der Bellevuestraße und hier an Nr. 6, wo damals eine kleine Gärtnerwohnung stand, halten. Die Gärten derselben hingen zusammen mit dem zu meiner Wohnung (Potsdamer Straße 13) gehörenden Garten, und durch diese gelang es mir, die jungen Herrschaften von rückwärts in meine Wohnnng zu bringen. Ich empfahl dem jungen Prinzen, der in Uniform war, sich nicht am Fenster zu zeigen, was er aber nicht gehalten hat, und worüber ich später mit meinem Wirt, der Angst hatte, daß man ihm das Haus stürmen würde, sehr viele Unannehmlichkeiten gehabt habe, und ließ durch meinen Reitknecht ein Kupee auf der Potsdamer Bahn zum 7-Uhr-Zuge für mich bestellen.

Als es nun völlig dunkel geworden, fuhren wir viere, in eine Droschke geklemmt, zum Potsdamer Bahnhof und nahmen dort von unserem Kupee Besitz. Auf dem Bahnhof war ein furchtbarer Trubel, alles wollte aus Berlin flüchten, und nur mit Mühe gelang es mir, unser Kupee von Eindringlingen freizuhalten. Erst gegen 8 Uhr fuhren wir ab und kamen ziemlich spät in Potsdam an, wo ich die jungen Herrschaften im Schloß ablieferte und mit dem 10-Uhr-Zuge nach Berlin zurückkehrte. Hier zog ich mir Zivilkleider an und begab mich etwa um 11 Uhr nachts in die Stadt, um Nachrichten über den Prinzen und überhaupt über die Lage der Dinge einzuziehen.

Die Stadt war wie ausgestorben; zwar fiel hier und da in der Entfernung ein Schuß, sonst aber schien alles in tiefem Schlafe zu liegen und sich von den zweitägigen Strapazen und Aufregungen auszuruhen. Nur einzelne Reste von Barrikaden und einige zertrümmerte Gaslaternen deuteten auf die kürzlich vergangenen Ereignisse hin.

Als ich am Palais des Prinzen angekommen war, trat gerade ein Hausdiener aus demselben heraus. Ich frug ihn, ob der Prinz im Palais sei, erfuhr nun aber, daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen Berlin verlassen hätten (wohin wußte er nicht), daß der König und die Königin noch im Schloß seien, das von zwei

Bataillonen der Bürgerwehr besetzt wäre, wie auch das Palais des Prinzen eine Wache habe, die niemand hineinließe. — Da hiernach nichts mehr zu machen war, begab ich mich nach Hause und legte mich gegen 2 Uhr nachts zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt)



Heimkehr · Von Arthur Pusch

Froh aus Welschland kehr' ich wieder
Von den Alpen in das Tal,
Und beim Klang der deutschen Lieder
Jauchz' ich auf im Morgenstrahl.
„Grüß dich Gott", ruft mir entgegen
Von dem Fels die Sennerin,
Und wie einer Mutter Segen
Geht der Gruß durch meinen Sinn.

Und wie's flüstert in den Bäumen,
Wie zu Tale braust der Strom,
Baut sich vor der Seele Träumen
Ein gewalt'ger got'scher Dom.
Schlanker Bogen stolz Gewimmel
Rankt sich um den Wunderbau,
Seine Zinnen schroff zum Himmel
Leuchten bis ins Ätherblau.

Steinern' Märchen, fels'ge Lieder
Streben an dem First empor,
Und wie Hymnen fromm und bieder
Wogt die Gotik um den Chor.
Gleich den alten Heldensagen,
Nibelungen-Herrlichkeit,
Trotzig-ernst die Türme ragen
Aufwärts zur Unendlichkeit.

Durch des Tores spitzen Bogen
Fühlt mein Herz in süßem Graun
Mächtig sich hineingezogen,
Um das Heiligtum zu schaun.
Purpurlichte Fluten bahnen
Sich durch blauen Dämmerschein,
Und die Geister hoher Ahnen
Flüstern aus dem Säulenhain.

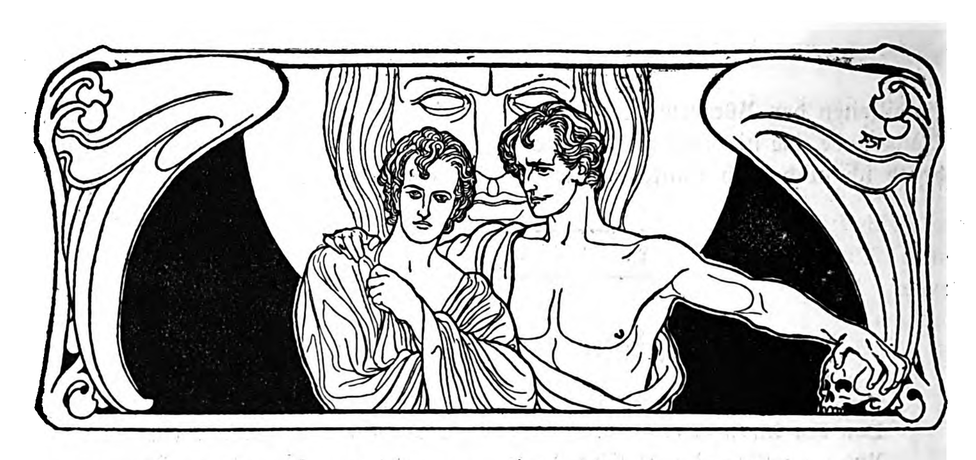
Wie des Weltmeers mächt'ge Wogen
Braust der Töne Wundermacht
Durch des Münsters hehre Bogen,
Flutend aus des Chores Nacht.
Und wie sich die Stürme legen,
Zieht der Frieden in das Haus,
Und in mildem Himmelssegen
Klingen weich die Töne aus.

Und da quillt es lieblichleise
Wie der Engel Lied so süß,
Eine alte liebe Weise
Vom verlornen Paradies.
Lied der Mutter klingt mir wieder,
Das sie sang dem Kind zur Nacht,
Als die Englein stiegen nieder,
Hielten um mein Bettlein Wacht.

Und in heil'gem Schauer sink' ich
Auf des Altars Marmorstein,
Und der Töne Silber trink' ich
In das dürre Herz hinein:
Großer Gott, dich will ich preisen,
Der des Wandrers Schritt gelenkt,
Und der Muttersprache Weisen
Wieder seinem Ohr geschenkt.

Dankbar knie' ich vor dir nieder,
Daß ich diesen Dom geschaut,
Den für deutsches Wort und Lieder
Du so machtvoll hast gebaut.
Was des Herzens Frieden gründet,
Was in tiefster Seele quillt,
Unaussprechliches, es findet
In dem deutschen Wort Gebild.





„Das junge Frankreich“

(Eine Erwiderung und eine Richtigstellung)

Von Dr. M. Ritzenthaler

Die „Friedenswarte“ bringt in ihrer Juliausgabe eine Kritik meiner im „Türmer“ erschienenen Arbeit: „Das junge Frankreich“; als Verfasser zeichnet Herr Edmond Duméril-Hallberger, Professor an der Ecole Supérieur zu Ancenis. Diese dem „Herrn Doktor“ erteilte professorale Kritik ist einfach „vernichtend“, wie man so sagt, und verdiente deshalb auch in extenso niedriger gehängt zu werden. Wenn dies hier nicht geschieht, so deshalb, weil die zur Hälfte persönliche Kritik den Leser des „Türmers“ wenig interessieren wird. Da aber der französische Herr Professor in seiner Arbeit auch Probleme berührt, die für jeden Deutschen von großem Interesse sein sollten, mag auf diese Probleme eingegangen sein. Dies gibt zunächst eine willkommene Gelegenheit, einige Einblicke in die Auslandspolitik der gegenwärtigen dritten Republik zu gewinnen; ferner belehrt uns die Kritik des Herrn Professors über die Illusionen, denen sich selbst der gebildete Franzose über seinen Staat und dessen Lenker hingibt; und drittens zwingt uns die Veröffentlichung einer derartigen Arbeit in der „Friedenswarte“ dazu, einige Worte über die Art und Weise zu sagen, wie man Deutschland nicht nur im Ausland, sondern auch anderswo als den „Friedensstörer“ und den Hauptschuldigen an dem Rüstungsfieber unserer Tage darzustellen sucht.

Herr Edm. Duméril-Hallberger glaubt, daß die Wahl des Herrn Poincaré nicht dem „Schrei nach Autorität“ zuzuschreiben sei, sondern vielmehr dem Vertrauen, das er durch seine Rolle als Friedensstifter und -erhalter während des Balkankonfliktes einzuflößen wußte; seine Wahl sei von fast allen Republikanern in diesem Sinne gedeutet worden. Daß ich aber nicht oder falsch unterrichtet sei, erklärt Herr Duméril-Hallberger mit meiner Unkenntnis der französischen Verhältnisse überhaupt und der französischen Zeitschriftenliteratur insbesondere. „Um ein richtiges Urteil zu fällen, hätte Herr Dr. R. Zeitschriften wie ‚La Grande Revue‘ usw. lesen müssen.“

Der Hauptmitarbeiter oder Redakteur der genannten Zeitschrift auf diesem Gebiet ist Francis Delaisi. Dieser Herr hat nun einen Artikel veröffentlicht, „L'Industrie de la guerre en France“, der in Massen bei uns abgesetzt werden sollte, weil er aus der anerkanntesten Feder stammt und uns bis ins einzelne über den Geschäftspatriotismus in Frankreich informiert. Von Herrn Poincaré und seinem Ministerium sagt Francis Delaisi, der Hauptmitarbeiter der „Grande Revue“, folgendes: „Mit diesem Zynismus arbeitet man bei uns mit der ‚deutschen Gefahr‘ und mit der Unruhe eines erschreckten Volkes.... Die Akteure sind die gleichen geblieben. In den Jahren 1905 und 1906 haben fünf Männer die Verantwortung auf sich genommen, 223 Millionen Franken im geheimen den Kriegslieferanten zuzuschustern. Sie hießen Etienne, Kriegsminister, Poincaré, Finanzminister, Cochery, Präsident der Budgetkommission, Pierre Baudin, Generalberichterstatter, und Klotz, Berichterstatter des Kriegsbudgets. Heute ist Herr Etienne wiederum Kriegsminister, Herr Pierre Baudin ist sein Kollege bei der Marine, Herr Klotz ist Minister des Innern, Herr Cochery wurde soeben zum Vorsitzenden der ‚Banque Nationale de Crédit‘ ernannt und Herr Poincaré — ist Präsident der Republik. Die gleichen Leute, die gleiche Lage, die gleiche Methode. Nur die Appetite sind gieriger geworden.... Bei diesen Verhältnissen ist die Frage erlaubt, ob wir heute nicht einer Wiederaufnahme der Tragikomödie (Kriegshetze 1905) beiwohnen. Balkanvorfälle, systematisch vergröberte deutsche Heeresverstärkungen, aufgeblasene Deklamationen der Presse über die ‚Provocations germaniques‘ und ‚L'heure décisive‘: die Inszenierung ist die gleiche.“ Derart die Charakteristik des Herrn Poincaré und seiner Helfershelfer durch eine Arbeit, die sich auf Senatsberichte stützt, die allseitig als treffend anerkannt wird und die von vorne bis hinten den klaren Nachweis führt, wie die Geschäftspatrioten in Frankreich in den ersten Stellen sitzen und unter der Leitung des obersten Geschäftspatrioten und Präsidenten der Republik zum Kriege hetzen, soviel es nur gehen will!

Über die spezielle Rolle Poincarés als „Friedensstifter im Balkan“ hat uns ja ein Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“, die anfänglich den Lothringer ebenfalls als einen Friedensmann feierte, unterrichtet: nur dem von Frankreich mit Einverständnis der Regierung des Herrn Poincaré den Balkanstaaten gelieferten Gold ist es zuzuschreiben, daß das schauerliche Gemetzel noch weiter dauerte und heute noch dauert....

Den Deutschen wird auch die Stellung des Präsidenten in der inneren Politik Frankreichs interessieren. Wie Herr Edm. Duméril-Hallberger glaubt, wurde die Wahl des Herrn Poincaré nicht aus der Sucht nach dem „starken Mann“ heraus vollzogen. Nun braucht man nur die wirklich republikanischen Blätter, etwa den „Homme Libre“ des alten Clemenceau oder die „Droits de l'Homme“, die „Humanité“, den trefflichen „Courrier Européen“ usw., zu lesen, um fast regelmäßig als Leitartikel einen heftigen, erbitterten Angriff auf den „Cäsarismus“ und „Imperialismus“ Poincarés zu finden. Und diese Blätter sind es, die der „Herr Professor“ dem „Herrn Doktor“ zwecks besserer Informierung

zur Lektüre empfiehlt! Herr Edmond Duméril-Hallberger scheint jetzt noch nicht zu wissen, daß Poincaré Präsident von der Konservativen und Roms Gnaden ist und vor der Wahl noch geschwind seine Ehe kirchlich einsegnen ließ — wie alles ausführlich und tagtäglich in den mir empfohlenen Blättern und Zeitungen zu lesen ist.

Herr Duméril-Hallberger schreibt weiter, daß nur die „antirepublikanische Presse, einige furchtsame Radikale und das Ministerium“ für die „Trois Ans“ eingetreten seien. Ähnliches berichten auch bei uns Zeitungen, deren Prophezeiungen betreffend die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit durch das chauvinistisch gewordene Frankreich zuschanden gemacht wurden. Auch hier sei zur besseren Unterrichtung gesagt, daß man gerade unter den Republikanern und unter deren Presse die Hauptschrittmacher für die Trois Ans findet — ich will nur Clemenceau mit seinem „Homme Libre“ nennen, der mindestens dreimal in der Woche wie ein irrsinnig Gewordener für die Trois Ans eintrat. Ist Herr Clemenceau vielleicht kein Republikaner? Sind alle die Radikalen, deren Mehrheit für die Trois Ans gestimmt hat, keine Republikaner?

Derart ist es um die Hauptpunkte der professoralen Kritik bestellt; man kann den Rest hiernach selber beurteilen.

Dieser in der „Friedenswarte“ erschienene Aufsatz hat aber symptomatische Bedeutung, da er ein Beleg für die gegen Deutschland von einer gewissen internationalen Seite aus betriebene Hetze ist. Wir finden ewig und immer wieder die gleichen Herren an der Arbeit; in Frankreich heißen sie Duméril-Hallberger, in England Ellis Barker-Eltzbacher usw. Regelmäßig ist das Leitmotiv, daß „Deutschland vernünftig bleiben soll, statt immer mit neuen Rüstungen zu drohen“. Und gestattet man sich, auf Grund jahrelangen Aufenthalts in Frankreich von dessen Chauvinismus zu reden, für dessen Vorhandensein ja wahrhaftig Belege genug existieren, so wird man immer von der gleichen Seite aus als Ignorant und als für eine Kriegsindustrie schreibend hingestellt. Woher ein Herr Duméril-Hallberger, französischer Professor und Staatsbürger, den Mut nimmt, Deutschland die Schuld an dem Rüstungsfieber zuzuschreiben, ist mir unerklärlich. Entweder hat dieser Herr auch nicht eine der Zeitungen und Zeitschriften gelesen, deren Lektüre er mir anempfiehlt, oder aber er hat sie gelesen; und dann weiß er, daß sein Staat von einer Clique gieriger Geschäftspatrioten ausgebeutet wird, die einigen Wuchermillionen zulieb Hunderttausende in den Tod jagen; und vor allem aber weiß er, daß diese Geschäftspatrioten mittelst Presse und Parlament absolut herrschen und ihre tüchtigsten Macher mit den höchsten Ehrenwürden der Republik bekleiden. Weiß dies Herr Duméril-Hallberger, so hat er seine Arbeit gegen besseres Wissen geschrieben.

Wer in die Wesensart der dritten Republik wirklich einen Einblick gewinnen will, dem sei das Buch von Francis Delaisi: „La Démocratie et les Financiers“ und dessen Arbeit: „L'Industrie de la guerre en France“, erschienen in der Zeitschrift „La Paix par le Droit“, empfohlen.





Das Feuer verglimmt

Von Wathier Sparr-Hoffstedt

Wie schön ist es, die Fenstergardinen vor den entschwindenden grauen Tagen, die sich da draußen in den Schlaf weinen, niederzuziehen. Wehmut ergreift uns an einem sterbenden Novembertage. Und mit einem Seufzer der Erleichterung sehe ich sein bleiches Antlitz verschwinden.

Im Zwielicht flammt das Feuer mit mildem und gedämpftem Licht und verbreitet eine Stimmung, welche die Trübseligkeit des Herbstabends mildert. Die Flammen prasseln und schwatzen wie eine Schar gedankenloser Weiber. Hier und da fällt etwas von der Glut herab und vergeht. Gleich einem Herzen, über das ein Weib mit grausamem Fuß gewandert ist. Und ich glaube ein gedämpftes Lachen zu hören. Doch über zerstückelte Glut und zertretene Herzen legt sich mit der Zeit Asche.

Die Flammen werden allmählich müde zu knistern und zu schwatzen. Sie verstummen eine nach der anderen. Und die glühenden Kohlen fallen herunter. Und während sie fallen, bilden sie phantastische Schlösser mit Zinnen und Türmen, Landschaften und Genrebildern. Es ist ein wechselndes Panorama, das an meinen Blicken vorübergleitet. Ein Gefilde, das ich so gut aus vergangenen Zeiten wiedererkenne. Dort geht ein Weg längs des Meeresstrandes, wo die Schiffe nach fernen Märchenländern steuern. Auf dem Weg wandern eine Frau und ein Mann. Sie ist klein und zart, und ihre Augen wechseln wie die treulosen Meereswogen. Über den zweien brennt tiefrot der Sonnenuntergang. Und ich ahne, daß der Narr an ihrer Seite Glücksträume träumt.

Da erlischt die Glut, und das Bild verschwindet. Ach, es war nur ein Schattenspiel mit kühlen Weiten. Ein einsamer Mann, der traumlos einem unbekannten Ziele entgegenwandert. Schweigende Ebenen unter dem erhabenen Himmel. Dann wird alles dunkel, und tiefe Abendstille umgibt mich ringsumher. Das Feuer ist erloschen.

Aus dem Schwedischen von L. D. Godemann.





Der Freideutsche Jugendtag

Vom 10. bis 12. Oktober hat zunächst auf der romantischen Burg Hanstein im Werratale, dann auf dem Hohen Meißner bei Cassel eine Tagung stattgefunden, die auch jenen, die bislang die vereinzelten ihnen zu Gesicht gekommenen Erscheinungen einer grundsätzlichen Änderung im Leben unserer Jugend mehr als vorübergehende Mode, Absonderlichkeit oder Spielerei abtun zu können glaubten, die Erkenntnis beigebracht haben dürfte, daß es sich hier um eine für das ganze deutsche Volk außerordentlich wichtige Lebensbewegung handelt. Und wenn auch die bedeutendste Jugendvereinigung, der „Wandervogel", seine ursprünglich unter den Aufruf gestellte Unterschrift zurückgezogen hat, so war doch auch er im Geiste dabei, und man kann von einer Gesamtvertretung der „organisierten" Jugend von Mittel- und Norddeutschland sprechen und wird das Fehlen der Süddeutschen nicht als grundsätzlich ansehen dürfen. Denn nicht auf Art und Zahl der an dieser Tagung Beteiligten, nicht auf das eigentliche Ergebnis der Tagung kommt es so sehr an, — das grundsätzlich Wichtige ist die Erscheinung an sich.

Die Tatsache ist nicht mehr zu übersehen, daß die Gesinnung und — es handelt sich ja um die Jugend — die Sehnsüchte unserer Jugendlichen, die zu der Gründung des Wandervogels, des Jung-Wandervogels, des Bundes deutscher Wanderer, der Akademischen Freischar, der Akademischen Vereinigung, der Reform-Burschenschaft Vandalia, des Deutschen Bundes abstinenter Studenten, des Abstinenten-Bundes der deutschen Schüler „Germania", andererseits zu den Landerziehungsheimen und freien Schulgemeinden geführt haben, aus der Tiefe des deutschen Volkstums hervorkommen. Man würde da noch manches andere hinzurechnen können, manches, was zunächst ein mehr sportliches Gewand trägt. Auch die Jugendwehren, so sehr dem manche der oben genannten Verbände widersprechen mögen, sind im Grunde aus der gleichen Stimmung herausgewachsen, die man letzterdings als ein Erwachen des deutschen Idealismus bezeichnen kann.

Die Bedeutung der ersten Freideutschen Tagung liegt nun darin, daß diesen verschiedenen Bünden die Erkenntnis aufgegangen ist, daß den Bestrebungen von ihnen allen ein Urgemeinsames zugrunde liegt. Man kann es vielleicht so ausdrücken: sie fühlen alle, daß sie dem gleichen Urgrund entsprossen sind und daß, so verschieden ihr Gehaben und ihr Tun auch sein mag, am allerletzten Ende doch das gleiche Ziel für alle steht. Aus dieser Erkenntnis wächst der für unsere Zeit charakteristische Gedanke, um dieses allerletzten Endziels willen sich zu einer Organisation zusammenzuschließen und so stark zu werden gegen die Gegner.

Welches ist das Ziel? Wo sind die Gegner?

Bei der Vorberatung auf Burg Hanstein, an der etwa sechshundert Jugendliche nebst wenigen Erwachsenen teilnahmen, schien es fast, als sei ein solch gemeinsames Ziel nicht zu finden — vor lauter Zielen. So viel Köpfe, so viel Sinne. Jeder wollte noch etwas, und jeder hielt das Seinige für das Wichtigste. Das war in dem romantisch zerfallenen Burghof. Am nächsten Tag auf der weiten grasbewachsenen Kuppe des Hohen Meißner, im klaren Licht einer herbstlich kühlen Sonne, kam man weiter, trotzdem eine mehr als doppelt so große Schar beisammen war. Zwar, was da als Antrag einstimmig angenommen wurde, sagt an sich wenig genug. Es kommt darauf an, was man darunter versteht, daß „sich die freideutsche Jugend aus eigener Bestimmung und Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit und Freiheit ihr Leben gestalten will".

Vor hundert Jahren hat die deutsche Jugend das Leben des deutschen Volkes, man kann sagen, die weitere Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes, neu gestaltet. Ströme jungen Blutes sind damals geflossen: für die Freiheit. Es war damals leicht, diesen Begriff der „Freiheit" klar zu fassen, weil der Gegner klar zu erkennen war. Vier Jahre später, beim Wartburgfest am 18. Oktober 1817, war dieser Begriff schon viel schwerer zu bestimmen. Auch was die fünfhundert Studenten damals wollten, war „aus eigener Bestimmung und Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit und Freiheit ihr Leben zu gestalten". Die Worte lauteten anders, der Sinn war der gleiche: eine Auflehnung gegen die Bevormundung, gegen die Unfreiheit des Lebens. Aber schon war der Gegner schwerer zu bestimmen. „Reaktion" ist ein dehnbarer Begriff, und die dort Versammelten hatten es alle miterlebt, daß aus dem Blut gestürzter Tyrannen und Machthaber auch neue Tyrannen herauswachsen können und nicht bloß die Freiheit. Jetzt steht die deutsche Jugend da, viel weiter hinuntergreifend im Lebensalter, damit also auch auf unendlich breiterer Basis, und heischt wieder — Freiheit. Denn das ist es, was sie eigentlich verlangt, und wie berechtigt dieses Verlangen ist, ergibt sich daraus, daß das Wort Freiheit ersetzt werden kann mit Natur. Da steigt vor uns auf der Schatten des Mannes, der zuerst diesen Schrei nach Natur für die Jugend hinausgerufen hat, dessen zweihundertsten Geburtstag wir im letzten Jahr feierten: Jean Jacques Rousseau.

In der Tat ist es nur Natur, ist es letzterdings für Geist und Seele dieselbe Naturnotwendigkeit, die sich der Körper erzwingt, wenn er seiner Anlage nach sich durchsetzt, zum Krüppel oder zum Apollo wird, wenn dieser Geist seiner eigenen Bestimmung nach sich auswachsen will. Rousseau ging von der Erkenntnis des reifen Menschen aus; die heutige Jugend von der Sehnsucht eines Geschlechtes, in dem wieder einmal die geheimnisvollen Quellen des Lebens stärker wogen. Hier wie dort liegt aber eine Feindschaft gegen die derzeitige Kultur zugrunde. Bei Rousseau, weil er die des damaligen Frankreich kannte; bei unserer Jugend, weil sie sich von der heutigen deutschen Schulpedanterie, von der nüchternen Nützlichkeitsstreberei, von der Zerklüftung in tausend Sonderinteressen in ihren Instinkten behemmt fühlt. Hier erkennen wir, daß auch diese Bewegung — und zwar als bedeutsamste und dauerhafteste — hineingehört in jene Auflehnung des gesunden Geistes gegen das müde Fin de siècle und alle seine Ursachen und Begleiterscheinungen, die von der einprägsamen Zeitwende eines Jahrhunderts auch eine charakteristische Lebenswendung erhoffte.

Wer diesen innersten Zusammenhang erkannt hat, kennt auch die Feinde, die Gegner dieses Strebens. Alles das, was in weitestem Sinne zu Dekadenz gehört, ist als solcher leicht zu erkennen. Hinzu kommt alles materialistische Strebertum, alle materielle Genußgier. Auch diese Gegnerschaft ist offenkundig. Ihre Überwindung mag heiße Kämpfe kosten, aber sie ist nicht so gefährlich, wie alle verkappte Gegnerschaft, die zum Teil so gut verkappt ist, daß sie als Freund erscheint, ja sogar sich sehr oft ganz ehrlich für den Freund hält. Diese Gegnerschaft war auch unter den Teilnehmern dieser Tagung zugegen.

Droben auf dem Hohen Meißner erklärte Dr. Luserke, der Direktor der Wickersdorfer Freien Schulgemeinde, daß man von der bisherigen Tagung habe meinen können, es sei kein

Jugendtag, sondern ein Kulturtag. Das zielte auf das, was tags zuvor auf Burg Hanstein von den Erwachsenen — sicher in bester Absicht — in die Erwägungen hineingesagt worden war.

In der Tat: hier ist die Kultur ein Feind der Natur.

Kultur ist ein Bewußtes, aus Erkenntnisgründen Erstrebtes. Der Kulturstreber hat sein klar erkanntes Ideal, dem er nacheifert, zu dem er die anderen führen will. Jeder Kulturstreber ist Erzieher in dem Sinne, daß er die anderen nach diesem Idealbilde, das ihm als das wertvolle erscheint, hinmodeln will. Es liegt an der inneren Feinheit des einzelnen Kulturstrebers, ob er dabei mehr Schulpedant oder Erzieher ist. In jedem Falle aber drängt er sich in der Form seines geistigen Ideals den anderen auf, führt diese zu einem Ziele hin, das fertig vor ihm steht, das sie nicht aus ihrer inneren Natur, nicht „aus eigener Bestimmung und Verantwortlichkeit“ mit Freiheit erst gestalten.

Der große Rousseau hat das deutlich erkannt. Zwar hat er, wie es bei einem reifen Menschen ja kaum anders möglich war, eine Erziehungslehre geschaffen, die nach dem idealen Erzieher strebte; aber als Kern dieses idealen Erziehers erscheint die Fähigkeit, nicht sich und seine Welt dem Schüler als das Ideal vorzustellen, sondern sich in die Natur dieses Schülers so hineinzuleben, daß er das der Natur des Schülers entsprechende Ideal erkennt. Dieser „natürlichen“ Entfaltung des Schülers Vorschub zu leisten, indem er die Hemmungen beseitigt, alles Fördernde begünstigt, ist die Aufgabe dieses Erziehers. Ich muß dabei immer an Michelangelo denken, als er sagte, in jedem Steine liege ein Kunstwerk beschlossen. Es sei die künstlerische Kraft des Plastikers, dieses Kunstwerk im Rohmaterial zu erblicken und ihm herauszuhelfen. So muß der ideale Erzieher im Jugendlichen den Menschen erblicken, der in ihm steckt, und diesem zu seiner Gestalt verhelfen.

Wer denkt da nicht an Sokrates, der auch seine erzieherische Tätigkeit als Hebammendienst auffaßte, den er dem zu ihm kommenden Jüngling erwies, indem er ihm zu dem „Erkenne dich selbst“ zu verhelfen suchte. Ein Aristophanes, der an das feststehende Ideal des Staatsbürgers glaubte, also einen Typus erstrebte, mußte Gegner dieses nur Persönlichkeiten erstrebenden Mannes sein. Das Christentum hielt dann, infolge der unvergleichlichen Vollkommenheit Christi, an diesem Typus des Erstrebenswerten fest und gelangte dahin, Christi Mahnung, „ihm nachzufolgen“, als eine Aufforderung zur Nachahmung zu verstehen. (Übrigens sehen wir das Gleiche bei der Jüngerschaft aller großen Persönlichkeiten.) Dabei hatte doch Christus ausdrücklich betont, daß in seines Vaters Hause viele Wohnungen seien, und hatte doch im eigenen Leben immer wieder gezeigt, daß es gegen das typisch Gute zu handeln gelte, wenn es die individuelle Bestimmung heischt. — —

Die Jugend fühlt offenbar ganz sicher, daß hier der Kernpunkt liegt. Nur die Erwachsenen sehen nicht überall klar. Sie sind z. B. mit der Jugend einig darin, wenn die Einmischung politischer Zwecke abgelehnt wird; sie sagen damit der Jugend, Politik sei Sache der Erwachsenen, wir wollen davon nichts wissen. Aber die Sache wird gleich anders, wenn die Frage etwa des Antialkoholismus, der Rassenhygiene hineingeworfen wird. Man mag diese Dinge noch so wichtig nehmen, es ist verkehrt, eines von ihnen zum Angelpunkt zu machen, wie das ganz natürlich ist für den Erwachsenen, der sich einer dieser Fragen mit seiner vollen Persönlichkeit widmet.

Ganz entschieden liegt das Problem dieser ganzen Jugendbildung weniger bei den Jungen, als bei den Alten. Jedenfalls tragen die Alten, oder sagen wir besser die Erwachsenen, das Problematische hinein.

Hier muß möglichst nachdrücklich bemerkt werden: der Begriff „alt“ geht durchaus nicht mit den Lebensjahren. Es gibt auch unter den Jungen Alte. Und gerade in der deutschen Jugendbewegung sind sie gar nicht selten. Wer die bisher erschienenen Hefte der ganz von Schuljungens geschriebenen Zeitschrift „Anfang“ durchliest, wird gerade da erschrecklich viel Alte finden, vor allem in drei Punkten: in einem revolutionären Haß gegen

die Erwachsenen; in einem unklaren Machtdünkel und in peinlich erfahrenen Ausführungen über jugendliche Erotik.

Die außerordentliche Bedeutung des Sexuallebens geben heute alle zu; ich glaube, es besteht sogar eher die Neigung, sie zu überschätzen. Aber gerade ein differenziertes Auseinanderlegen dieser Stimmungen und Triebe ist „alt" und einer alten Literatur nachgeahmt. Denn alt, oft geradezu senil, war die heute ja schon zum Teil wieder überwundene analytische Psychologie dieser wesentlich vom Ausland beeinflußten Belletristik. Es ist entschieden kein Zeichen echter Jugendlichkeit, über Erotik zu diskutieren. Je gesunder die Jugend ist, um so leichter kommt sie über diese Regungen hinweg, gerade durch ein natürliches Ausleben ihres ganzen Organismus.

Gänzlich unreif ist der Machtdünkel. Wahrscheinlich wäre heute die akademische Jugend „mächtiger" als zur Zeit des Wartburgfestes, und es würde heute dem Staat nicht mehr möglich sein, eine Vergewaltigungspolitik zu treiben, wie damals. Aber wie nun die Fünfzehnjährigen, die noch in keiner Hinsicht imstande sind, sich selbst gegen die einfachsten Lebensbedürfnisse durchzusetzen, es auf eine Machtprobe gegen die Erwachsenen ankommen lassen sollten, ist schlechterdings unerfindlich.

Und nun endlich die Feindschaft gegen die Erwachsenen. Man weiß, daß sich vom „Wandervogel" der „Jung-Wandervogel" abzweigte, als in jenem vielfach die Lehrer zu führendem Einfluß gelangten. Der „Jung-Wandervogel" zieht es vor, älteren Kameraden die Führung anzuvertrauen. Ich habe da meine eigenen Beobachtungen gemacht im Verhältnis dieser älteren Kameraden zu den Jungen, und zwar mehrere Jahre hindurch bei sehr wechselndem Material. Ich bin zum Schlusse gekommen, daß unter diesen älteren Kameraden sicher ein eben so starker Prozentsatz von in üblem Sinne schulmeisterlichen und die innerste Natur der Jüngeren vergewaltigenden Elementen steckt, wie unter jenen Erwachsenen, die in die Wandervogelbewegung miteingegriffen haben. Womit ich durchaus nicht sagen will, daß ich die Empfindung dieser Jung-Wandervögel nicht verstände. Ich begreife es durchaus, ja ich halte es für nötig, daß die Jugend einmal auch für sich allein sei. Es gibt nichts Selbstsüchtigeres, als jene zahlreichen Alten, die immer dabei sein wollen. Aber nicht jeder Erwachsene ist selbstsüchtig, vielmehr ist doch das natürlichste Gefühl im engsten Verhältnis von Erwachsenen zur Jugend, in dem der Eltern zum Kinde — die Liebe. Wahre Liebe sucht aber nicht sich selbst, sondern will geben. Und in der Tat beruhen ja die meisten Konflikte zwischen den Eltern und den Kindern nicht darin, daß die Eltern aus Mangel an Liebe ihre Kinder unterdrücken wollen, sondern daß sie ihnen aus überreicher Liebe das Beste geben wollen. Natürlich das, was sie, die Eltern, für das Beste halten. Kraft ihres Alters glauben sie besser wissen zu müssen als die Jugend, was dieser frommt. Man wird dieses Problem niemals aus der Welt schaffen können. Je stärker der Erwachsene die Verantwortung fühlt, die ihm durch seine Pflichten gegen die Jugend obliegt, um so näher liegt auch der Konflikt zwischen beiden. Nun werden doch aber auch die tollsten Anhänger dieser Jugendbewegung nicht den Eltern ein „Laisser aller" als ihre Pflicht hinstellen wollen. Nicht eine solche Freiheit dürfen sie der Jugend gewähren, durch die diese vogelfrei würde für alles Üble und Schlechte, das doch nun einmal in der Welt ist.

Wir erkennen hier, wie tief und weise Rousseau das wirkliche Problem erkannt hat. Jeder junge Mensch ist ein Studium für den Erwachsenen, der sich mit ihm zu beschäftigen hat. Die Erwachsenen dahin zu bringen, daß sie dieses Sichversenken in die Art eines anderen und die Erziehung dieses anderen nach seiner Art als ihre höchste Pflicht erkennen, das ist die Aufgabe. Eine Aufgabe von ungeheurer Schwierigkeit; eine Aufgabe, deren Erfüllung schier eine Umwandlung des ganzen Menschengeschlechtes zur Voraussetzung hat. Vielleicht, daß wir ihrer Lösung näher kommen, wenn erst einige Geschlechter das Glück einer „freien Jugend" gehabt haben.

Was aber ist die Frage der Jugend? Auf diesem ersten Freideutschen Jugendtag hat sie nach meinem Gefühl am tiefsten beantwortet der bereits erwähnte Dr. Luserke. Er trug ein Gleichnis vor:

„Bevor Christus sein Werk begann, ging er in die Wüste, um sich zu sammeln; bevor er unter die Menge, ins Leben hinaustrat, wollte er mit sich selbst im Reinen sein. Eine solche Zeit der inneren Sammlung ist für den Menschen die Jugend. Die Jugend hat gar nichts Wichtigeres zu tun, als ihre Zeit zu dem zu nutzen, wozu sie da ist. Darum sind alle besonderen Kulturfragen, wie die, die am Tage vorher aufgeworfen wurden, Fragen zweiten Ranges, die hinter der obersten Angelegenheit zurücktreten, daß es die Zeit der Reifung ist, wo man sich die großen, grundlegenden, richtunggebenden inneren Werte erwirbt, erwerben müßte, die ein Leben lang vorhalten sollen. Der eine nimmt's von da, der andere von dort. Wer aber solchen Ewigkeitswerten nahe gekommen ist, in dem ist ein inneres Leuchten, das aus den Augen strahlt. Wenn nun Jugend zusammenkommt, die sich an diesem Zeichen erkennt, so ist es eine gegenseitige Bestärkung und ein Fest. Was braucht es mehr?" (Nach der „Frankfurter Zeitung".)

Ich möchte noch hinzufügen, daß die Jugend, die so sich der Aufgabe ihrer Jugend bewußt wird, jenes aus den Augen strahlende innere Leuchten auch bei vielen Erwachsenen finden wird. Diese Erwachsenen sind ihre natürlichen Bundesgenossen, ihre wirklichen Erzieher; bei ihnen werden sie das finden, was sie für die Gestaltung ihres eigenen Lebens brauchen können. Da wächst sich aus alt und jung die natürlichste Bundesgenossenschaft heraus zum reinen Menschsein. Auf dieses Streben nach eigener Vervollkommnung kommt es an. Wo das vorhanden ist, da wird sich auch Hebbels Verheißung an die Jünglinge als wahr erweisen: „Ja, ‚es werde!' spricht auch Gott, und sein Segen senkt sich still; denn den macht er nicht zum Spott, der sich selbst vollenden will."

Karl Storck



Die französische Fremdenlegion

Als die Franzosen im Jahre 1830 die Eroberung Algiers unternahmen, errichteten sie aus Fahnenflüchtigen und Abenteurern ausländischer Herkunft die sogenannte Fremdenlegion, die noch heute besteht. Dieses sonderbare Korps ist etwa 12000 Mann stark, wird ausschließlich in den nordafrikanischen und ostasiatischen Kolonien Frankreichs verwendet und erregt in Deutschland steigenden Anstoß, seitdem von Paris aus nicht ohne Hohn festgestellt wurde, daß über die Hälfte der Fremdenlegion aus Deutschen besteht. Auch wenn man in Betracht zieht, daß sich darunter viele deutsche Österreicher und Schweizer befinden, so muß doch die Tatsache Entrüstung erregen, daß deutsche Reichsangehörige in erheblicher Zahl das Heer eines Staates verstärken, dessen Leiter offensichtlich nur auf den Augenblick warten, um gegen Deutschland einen Vergeltungskrieg führen und den verhaßten Sieger von 1870 niederwerfen zu können.

Die Fremdenlegion ist insofern keine rein innere französische Angelegenheit, als sie fremde Staatsangehörige aufnimmt, ohne sie zu naturalisieren. Die Soldaten der Fremdenlegion, soweit sie aus Deutschland oder Österreich oder der Schweiz stammen, bleiben demnach Reichsdeutsche, Österreicher oder Schweizer und können ihre Regierungen um Schutz gegen Vergewaltigungen anrufen. Ihrerseits haben die in Betracht kommenden Regierungen das Recht, ihre Staatsangehörigen in der Fremdenlegion zu schützen.

Bisher ist dieses Recht von der französischen Regierung nicht anerkannt worden. Um sich in bezug auf die Fremdenlegion jeder Verpflichtung gegenüber anderen Staaten zu ent-

ziehen, frägt die französische Regierung bei der Anwerbung von Fremdenlegionären nicht nach ihrer Staatsangehörigkeit und läßt sogar falsche Namensangaben zu.

Gegen diese unverantwortliche Praxis der französischen Regierung muß Einspruch erhoben werden, denn sie verstößt gegen die übereinstimmende Gesetzgebung der Kulturstaaten, die bei Feststellung von Personalien vor Behörden die Angabe falscher Namen, Herkünfte usw. bestraft. Die Praxis der französischen Behörden ist um so unverantwortlicher, als sie den erbärmlichen Kniffen der Agenten Vorschub leistet, die bei den Anwerbungen unter Vorspiegelung falscher Tatsachen den Leichtsinn oder die Notlage junger Leute ausbeuten, obwohl die Anwerbungen von eigenen Staatsangehörigen zum Heeresdienst für eine auswärtige Macht und vollends unter erschwerenden Umständen mit Hilfe falscher Vorspiegelungen in Frankreich wie anderwärts unter Strafe stehen.

Vielleicht gelingt es der Reichsregierung, andere Staaten zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Praxis der französischen Regierung heranzuziehen. Nach einer Statistik des Pariser „Figaro“ vom Jahre 1908 stellten damals zur Fremdenlegion: Deutschland 57 %, einschließlich 45 % Elsässer; die Schweiz 8 %, verhältnismäßig viel für das kleine Land; Spanien 5 %; Italien 5 %; Belgien 4 %; Österreich 4 %; Holland 4 %; England, Rußland, Griechenland zusammen 5 %. Demnach werden fast alle europäischen Staaten von einer Einrichtung betroffen, die durch ihre Anwerbungspraxis gegen jede Landesgesetzgebung, selbst gegen die französische, verstößt.

Grundsätzlich hat Frankreich das Schutzrecht anderer Staaten über ihre Angehörigen in der Fremdenlegion anerkannt, als es sich anheischig machte, junge Deutsche, die in die Fremdenlegion eingetreten sind, wieder freizugeben, falls sie das Alter von 18 Jahren noch nicht überschritten haben. Aus diesem grundsätzlich wichtigen Zugeständnis der französischen Regierung lassen sich weitere nicht minder berechtigte Forderungen entwickeln. Mindestens muß die französische Regierung sich herbeilassen, fremde Staatsangehörige aus der Fremdenlegion wieder zu entlassen, wenn sie minderjährig sind und wenn sie in der Heimat ihre Heerespflicht nicht erfüllt haben. Gegen diese Forderung wird sich die französische Regierung nicht ablehnend verhalten können, will sie sich nicht mit der öffentlichen Meinung ganz Europas in Widerspruch setzen.

Müßte diese Einrichtung nicht gerade dem sonst so hochgespannten Nationalgefühl der Franzosen verwerflich, ja verächtlich erscheinen?

Paul Dehn



Aus der Werkstatt unserer Naturforscher und Ärzte

In der alten Kaiserstadt Wien waren im September d. J. die deutschen Naturforscher und Ärzte zu ihrer 85. Tagung zusammengetreten. Nicht weniger als rund 800 Vorträge wurden gehalten. Schon diese Ziffer läßt ahnen, mit welchem schaffensfreudigen Eifer in der Werkstatt deutscher Natur- und Heilkunde gearbeitet wird. Einen Einblick in die Leistungen gewinnt man aber erst, wenn man die Fülle der Gesichte, die uns die Vorträge selbst offenbaren, sei es auch nur im engsten Rahmen, kaleidoskopartig an sich vorüberziehen läßt. Es ist eine so reiche und so fesselnde Schau, daß der Türmer daraus eine kleine Auslese, die des Interesses eines jeden Lesers sicher ist, wenistens „in der Nußschale“ festhalten will. „Denn was du schwarz auf weiß besitzt, kannst du getrost nach Hause tragen.“



Probleme der modernen Astronomie

(Prof. Dr. H. von Seeliger, München)

Die tiefere Bedeutung der bekannten Keplerschen Gesetze konnte in ihrer ganzen Großartigkeit erst vollkommen erfaßt werden, nachdem durch Galilei die Grundlagen zu einer Bewegungslehre geschaffen und durch Newton die planetaren Bewegungen als mechanische Vorgänge, als Folge der gegenseitigen Massenanziehung erkannt worden waren.

Den folgenden Jahrhunderten bis zur Gegenwart fiel die Aufgabe zu, den wundervollen Tempelbau, dessen Grundmauern von Kepler und Galilei gelegt worden sind, in allen Einzelheiten auszubauen. Die Erfindung des Fernrohrs am Anfang des 17. Jahrhunderts begründete eine neue Epoche in der Entwicklung der Astronomie. Die Planeten hören auf, leuchtende Punkte zu sein, sie enthüllen sich als von der Sonne beleuchtete, der Erde ähnliche Körper. Weit über das Sonnensystem hinaus dringt das Fernrohr: der merkwürdige Andromedanebel löst neue Fragen aus, und die Milchstraße wird als ein Gewimmel unzähliger Sterne erkannt. Hand in Hand damit geht eine gewaltige Steigerung der Genauigkeit der astronomischen Messungen. Aber die Fülle neuer Entdeckungen, auch die Errechnung des Planeten Neptun durch Leverrier wird weder durch wesentlich neue Ideen veranlaßt, noch durch neue Methoden gewonnen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erst beginnt für die Astronomie eine neue Epoche, die an Bedeutung nicht hinter der zurücksteht, welche die Erfindung des Fernrohrs beanspruchen darf.

Die moderne Astronomie ist Anwendung physikalischer Methoden, insbesondere der Spektralanalyse und Photometrie, Verwendung der Photographie. Wohl enthielten die Fraunhoferschen Forschungen schon die Keime der späteren Spektralanalyse, vor deren Entdeckung auch bereits das Dopplersche Prinzip, wenn auch nicht in ganz einwandfreier Form, zur Aussprache kam. Aber es war doch eine überraschende Wendung, als Kirchhoff und Bunsen zeigten, wie die Beschaffenheit des Spektrums eines glühenden Körpers fast untrüglichen Aufschluß über seine chemische Beschaffenheit geben könne. Es gelang bald, Methoden zur Messung der Stärke des Lichtes für die Astronomie nutzbar zu machen. In staunenerregender Weise ist die Photographie zu einem unersetzlichen Forschungsmittel fast in allen Wissenschaften geworden, aber vielleicht nirgends in so eingreifender Weise wie in der Astronomie.

Im Gebiete des Planetensystems hat die Anwendung der Photographie bisher noch nicht eine entschiedene Überlegenheit über die älteren Methoden gezeigt, so haben photographische Aufnahmen nicht die über Gebühr aufgebauschte Marsfrage wesentlich zu fördern vermocht. Die anscheinend gradlinig verlaufenden Striche auf dem Mars und noch mehr ihre zeitweise auftretende Verdoppelung schien eine ungewöhnliche Klärung zu fordern, und diese sollte in der Annahme gefunden sein, der Mars sei von Wesen bewohnt, deren Intelligenz die der Erdbewohner weit übertreffen und sie befähigen sollte, künstliche Bewässerungsanlagen und Kanalbauten in einem Umfange auszuführen, die bei uns ganz unmöglich wären. Ganz eindruckslos blieb die Versicherung, daß gerade die größten und besten Fernrohre die sogenannten Kanäle nur andeutungsweise und ihre Verdoppelung fast niemals zeigten. Man wollte auf den Glauben an die hyperintelligenten Marsbewohner nicht verzichten und auf die dadurch angeregten Phantasiegebilde. Und so wird vielleicht auch nicht einmal die jüngst gemachte Erfahrung, daß das größte Fernrohr der Welt auf dem Mount Wilson keine Kanäle zeigt, sondern nur einzelne Gruppen von Flecken, die den Verlauf von Strichen markieren, wirkungslos bleiben. Mit einer gewissen Beschämung nur kann man auf den Marsrummel zurückblicken, der wohl abzuklingen scheint, aber doch noch nicht ganz überwunden ist.

Die Arbeit in der Astrophysik gruppiert sich im wesentlichen um zwei Probleme: die Erforschung der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Sterne und die Ermittlung

von Bewegungen, insofern sie in einer Verschiebung der Spektrallinien hervortreten. Sehr bald drängte sich die Vermutung auf, *alle Weltkörper* seien im wesentlichen *aus denselben Stoffen aufgebaut*, die auf der Sonne und auf der Erde sich vorfinden, und diese Vermutung bestätigte sich mit zunehmender Erfahrung immer mehr. Die Verschiedenheit der leuchtenden Weltkörper spricht sich also hauptsächlich in der Verschiedenheit des *Zustandes* desselben Stoffes aus. Temperatur der glühenden Massen und die Art ihrer Umhüllung durch Atmosphären bestimmen das Aussehen ihrer Spektren und können in gewissem Sinne aus ihnen abgelesen werden.

Vielleicht die wichtigsten und sichersten Ergebnisse der Astrophysik sind mit Hilfe eines von Doppler ausgesprochenen Prinzips gewonnen worden. Er wurde darauf aufmerksam, daß die Tonhöhe einer Schallquelle sich ändern müsse für einen Beobachter, der sich ihr nähert oder von ihr entfernt. Wenn nun das Licht eine Wellenbewegung ist, muß auch hier etwas Ähnliches stattfinden. Einfarbiges Licht wird bei Annäherung schnellere Schwingungen zu haben scheinen, es wird also blauer werden. Dieses *Dopplersche Prinzip* wurde erst dann wissenschaftlich verwertbar, als man Licht von bestimmter Farbe, d. h. Wellenlänge, in einem Spektrum genau genug bestimmen konnte, und das geschieht durch die *Fraunhoferschen Linien*, die eine bestimmte Lage im Spektrum haben. Weiß man, daß im Spektrum der bewegten Lichtquelle eine Wellenlänge vertreten ist, die einer Fraunhoferschen Linie entspricht, und sind beide Linien gegeneinander verschoben, so kann man offenbar aus der Größe der Verschiebung die gegenseitige Geschwindigkeit von Lichtquelle und Beobachter ableiten. Diese *Ermittlung der Geschwindigkeit*, mit der die Entfernung des Sterns von der Erde sich ändert, ist eine höchst merkwürdige Errungenschaft, die noch vor 70 Jahren wohl jeder Naturforscher für einen *ganz unerfüllbaren Traum* angesehen hätte.

Das Licht, das *von der Sonne zu uns in etwa 8 Minuten* gelangt, braucht, um von den entferntesten Sternen der *Milchstraße* uns zu erreichen, etwa *25000 Jahre*, während senkrecht zur Milchstraße die entsprechende Entfernung 6000 Jahre ist. Die Milchstraße zeigt die Richtung nicht nur größter Ausdehnung des Systems, sondern auch die der größten Dichtigkeit an. Diese nimmt von uns, die wir nicht weit von der Mitte des großen Haufens stehen, nach allen Seiten ab, am langsamsten in der Richtung der Milchstraße. Leider sind wir gegenwärtig noch nicht in der Lage, über die scheinbare Verteilung der so überaus zahlreichen *Spiralnebel* nähere Auskunft zu geben. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß unser Sternsystem von den übrigen auch optisch fast vollkommen isoliert ist, und daß in der Tat alles, was wir am Himmel sehen, zum Verbande unseres Sternsystems, des Milchstraßensystems, gehört.

Betrachtungen über so weite Räume des Universums mögen vielleicht als unfruchtbar bezeichnet werden, verhindern lassen sie sich nicht, so lange der menschliche Geist sich nicht durch handwerksmäßige Detailarbeit fesseln läßt. Mit angemessener Kritik ist es sogar erlaubt, weiter zu gehen und Überlegungen anzustellen, *ob gewisse Naturgesetze für das Universum Geltung behalten*. Wie sich das Newtonsche Gesetz, das rein empirischen Charakters ist, stellaren Entfernungen gegenüber verhält, darüber sagt die Entfernung gar nichts, und bei der beliebigen Erweiterung des Gesetzes stellen sich die größten Schwierigkeiten ein. Nicht anders verhält es sich mit den die ganze moderne Betrachtung beherrschenden *Energie-* und *Entropiesätzen*. Clausius hat die Formulierung vorgenommen. Die Energie der Welt ist konstant; die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu. (Unter „Entropie" wird der *Extensitäts-* [Quantitäts-] Faktor der Energie verstanden, im Gegensatz zur „*Extropie*", dem *Intensitäts*faktor, der einem Minimum zustrebt.) Eine genauere Analyse ergibt aber, daß diese Ausdehnung physikalischer Erfahrung auf beliebig große Räume eine unerlaubte Verallgemeinerung darstellt. Für völlig abgeschlossene Systeme darf sicherlich die Erhaltung der Energie als eine feststehende Tatsache angesehen

werden. Das Universum ist aber kein abgeschlossenes System und kann niemals als solches angesehen werden. Für das Entropieprinzip liegen die Verhältnisse noch viel ungünstiger, weil seine Geltung schon in endlichen Räumen an einschränkende Bedingungen geknüpft ist. Energie und Entropie der Welt sind also Begriffe, denen ein faßbarer Sinn nicht unterlegt werden kann, und somit sind also auch alle Folgerungen aus ihnen hinfällig.

Der Gedanke, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch die ganze Gattung und alles, was auf der Erde lebt, unentrinnbar der Vernichtung verfallen ist, wirkt auch auf den, der dem eigenen Leben keinen ungebührlich hohen Wert beimißt, tief erschütternd. Solche Gedanken kann die Wissenschaft nicht verscheuchen, denn sie weist nach gleichen Zielen, indem sie nur verschiedene Möglichkeiten offen läßt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wärmestrahlung der Sonne, die alles Leben auf der Erde nährt, allmählich aufhören wird, und daß schließlich die Lebensbedingungen für höher organisierte Wesen verloren gehen werden. Das Ende des Menschengeschlechts wird also langsam, aber unaufhaltsam herannahen, vielleicht in einer Form, die der Dichter-Astronom Flammarion in so tief ergreifender Weise geschildert hat, vielleicht tritt aber auch an Stelle dieses langsamen Hinsiechens eine plötzliche Vernichtung. Wer möchte leugnen, daß das Verhängnis in einer Staubwolke verborgen liegen kann, die nach unwandelbaren Gesetzen der Mechanik sich uns nähert, um die Erde und das ganze Planetensystem und alles, was hier gelebt und gedacht hat, in verzehrender Flamme zu vernichten? Wer will behaupten, daß nicht etwa das Aufleuchten eines neuen Sternes die in wenigen Augenblicken sich vollziehende Vernichtung geistiger Werte ankündigt, die unvergleichlich höher sind als alles, was die kleine Erde jemals hervorbringen konnte?

Die Vorhersage von Stürmen

(Krebs, Schneeberg)

Es kommen hauptsächlich die Stürme in Ostamerika und vor allem die Stürme im Großen Ozean in Betracht. Vereinigen sich zwei solcher Sturmwirbel, dann entstehen Hochwasser. Innerhalb sechs Wochen vollenden die Wirbel ihre Weltenreise. Wenn wir von großen Sturmschäden auf den Philippinen oder in Japan lesen, dann können wir für vier Wochen später diese Stürme in Europa erwarten. Es zeigen sich Federwölkchen, und zwei Wochen nach den Sturmmeldungen aus Amerika kommen diese Stürme zu uns. Ihre Reise von Amerika bis Europa dauert etwa acht bis zehn Tage. Die beiden schlechten Sommer der Jahre 1912 und 1913 sollten eigentlich trockene Sommer sein. Einen Einfluß auf ihre häufigen Niederschläge aber hatte die eingetretene Trübung des Himmelslichtes auf der Nordsee. Vielfach wurde angenommen, daß diese Trübung durch große Stürme herbeigeführt worden sei. Es gibt aber andere Meinungen, daß nämlich Staubmasse aus dem Weltenraum in die Lufthülle der Erde gekommen sei und diese Erscheinung bewirkt hätte. Es ist anzunehmen, daß das Auftreten von Wirbelstürmen in Amerika und in den chinesischen Meeren unser Wetter beeinflußt, und daß die großen Regenmengen der letzten beiden Jahre sich aus dem Zusammentreffen von atmosphärischen Stürmen erklären.

Das Geheimnis der menschlichen Sprache

(Dr. von Mayendorf, Leipzig)

Sprache ist ein Ausdrucksmittel der Gedanken, und diese sind in letzter Linie, teleologisch gefaßt, Schutzvorrichtungen für das Individuum. Wir haben kein Recht, anzunehmen, daß dem Tiergehirn, sobald es ein Hemisphärenpaar entwickelt hat, die Fähigkeit, Schlüsse zu bilden, fehlt, und ebensowenig können wir behaupten, daß Geschöpfe, welche ihren Stimmapparat in den Dienst der Gedanken stellen, keine Sprache besitzen, auch wenn ihre lautlichen Äußerungen vom Artikulieren weit entfernt sind. Die Form des Denkens und des Sprechens ist bei Mensch und Tier eine verschiedene, seinem Wesen

nach ist es dasselbe. Lautliche Äußerungen der Tiere, welche der Form der menschlichen Sprache gleichen, aber für den Hervorbringer zwecklos sind, sind keine Sprache, wie zum Beispiel das Geplapper der Sprachvögel.

Sprache ist ein dem Menschen oder der Menschheit mit seiner Gehirnorganisation in die Wiege gelegtes Privileg. Sie ist ein Erwerb für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Das Gehirn eines Menschen, der nie gesprochen hat, eines Taubstummen, sieht nicht anders aus als das eines berühmten Redners, und nur willkürliche Konstruktionen wollen uns über die Existenz des unterstellten Zentralorgans für die artikulierte Sprache bei dem Affengehirn täuschen. Das Großhirn des Affen besitzt eine dritte Stirnwindung. Daß man nicht nötig hat, die Fähigkeit der artikulierten Sprache an ein Großhirnläppchen zu bannen, beweist das Gehirn des Papageis, dessen Pallium in Windungen überhaupt nicht gegliedert ist, obgleich ihm das Artikulieren so staunenswert gelingt.

Das menschliche Gehirn ist durch kein Sprachzentrum ausgezeichnet, weder durch ein solches, welches ausschließlich Worte aufnimmt, noch durch ein solches, das der Bildung und Verbindung der Sprachlaute vorsteht. Anatomie und Pathologie vereinen sich mit dem Experiment zu der Kenntnis, daß nur der Eintritt der sich fortsetzenden Gehörnerven in den grauen Gehirnbelag verfolgbar ist, ebenso wie wir nur die Ausgangspunkte der Kehlkopf-, Stimmband-, Zungen- und Lippennerven in der Großhirnrinde bestimmen können. Diese Rindenterritorien führen bei ihrer Zerstörung zu bezeichnenden Sprachstörungen. Der Reichtum und die Verschlungenheit unserer gesamten Gänge wird uns aber verständlich bei der vergleichenden Betrachtung des menschlichen Großhirns mit der Hemisphärenentwicklung eines tieferstehenden Lebewesens. Der gewaltige Assoziationsmechanismus des menschlichen Hemisphärenmarks, der in dem Windungsreichtum auch äußerlich kenntlich wird, da die Furchenzahl der Zahl der Assoziationssysteme parallel läuft, lüftet den Schleier von dem Geheimnis des menschlichen Geistes und daher auch von dem der menschlichen Sprache. (Sagen wir wissenschaftlich: von dem Mechanismus des menschlichen Geistes, den Vorrichtungen, deren er sich bedient, um in die Erscheinung zu treten. Mit dem Instrument haben wir noch nicht den Künstler, der es spielt! Und am Ende ist auch das Instrument nur eine Schöpfung des Künstlers. D. T.)

Die Zukunft der Impfung

(Dr. Swoboda, Wien)

Anzuerkennen ist, daß die Medizin in der Impfung wie bei keiner Infektionskrankheit ein ideales Schutzmittel gegen die Blattern besitzt. Das Ideal der Abwehr von Infektionskrankheiten ist aber nicht in der Einimpfung von Schutzstoffen, sondern in der Verbesserung der gesundheitlichen Einrichtungen zu suchen. Es wird einmal dahin kommen, daß man von der allgemeinen Impfung in blatternfreier Zeit wird abstehen können, ein Fortschritt, der mit dem Übergang von der Antisepsis zur Asepsis in der Chirurgie zu vergleichen ist. Von diesem Ziel sind wir aber leider noch weit entfernt. Jedoch sind in der Übergangszeit Reformvorschläge, die in Anbetracht der stark verringerten Blatterngefahr schon jetzt auf eine Einschränkung der allgemeinen Impfung in gewissen Fällen hinzielen, nicht als Ketzerei zu verwerfen, sondern als ein natürliches Symptom des Fortschrittes in der Blatternbekämpfung zu betrachten. Schon jetzt müßte eine strengere Auswahl der Impflinge, besonders im ersten Kindesalter, eintreten. Die Impfung müßte hinausgeschoben werden oder ganz unterbleiben bei Anlage zu Tuberkulose oder Skrofulose, bei latenter Tuberkulose, bei Genesenden nach Infektionskrankheiten und in vielen anderen Fällen. Auf diese Weise wird zwar der Prozentsatz der in blatternfreier Zeit gegen diese Krankheit nicht Geschützten erhöht, die Blatterngefahr wird aber dadurch für die Allgemeinheit durchaus nicht vergrößert, wenn dafür die Notimpfung besser organisiert wird als jetzt.

Medizin und Religion bei den Naturvölkern

(Prof. Dr. Karl Beth, Wien)

Eine zweifache Ansicht über die Ursache der Krankheiten finden wir bei den sogenannten Naturvölkern ziemlich allgemein verbreitet: die dämonistische und die zauberische. Es gibt Stämme, die eine natürliche Ursache für Krankheit oder Tod überhaupt nicht kennen, die vielmehr, wie z. B. die Kai von Deutsch-Neu-Guinea, sogar gewaltsame Verletzungen, gewaltsamen Tod und Selbstmord stets auf dämonischen oder magischen Einfluß zurückführen. Hier ist der auf übernatürliche Ursachen lautenden Diagnose zufolge auch nur eine magische Heilmethode am Platze. Allein es ist nicht zu übersehen, daß die „Medizinmänner" auch solcher Stämme in einigen Fällen mit dem magisch-zeremoniellen Akte eine empirisch-rationelle Methode verschmelzen, ja daß für sie die letztere der wichtigere Faktor ist, während das Volk selbst in der magischen Anschauung erhalten wird. Eine weitere bedeutsame Beleuchtung erfährt dies Problem durch die Beobachtung solcher Stämme, die von ihren Medizinmännern weniger abhängig sind und größeren Wert auf die freie, von Familienmitgliedern und Freunden ausgeübte Heiltätigkeit legen. Da erkennen wir in weitgehendem Maße eine von abergläubischem Beiwerk freie und daher gewiß rein empirisch-rational begründete Behandlungsmethode, und es ist ferner deutlich, daß hier der Zusammenhang zwischen therapeutischen Maßnahmen und zeremoniellen Riten, soweit ein solcher vorhanden, viel lockerer ist als in der medizinmännischen Praxis. Bei der Selbsthilfe der primitiven Menschen schlägt das rationale Moment durchaus vor, und das religiöse Moment tritt gegenüber den der Erfahrung abgelauschten Methoden (Anwendung von Wärme, Massage, sehr selten Medikamenten) stark in den Hintergrund. Ein Schlangenbiß, der bei den Dalebura Australiens durch Unterbindung der Ader, Einritzung und Aussaugung ohne Beihilfe des Medizinmannes behandelt wird, wird bei anderen Stämmen durch den Medizinmann zwar auch mittelst Aussaugens entgiftet, aber diese Prozedur wird von ihm, und zwar ganz ohne Not, mit einem antidämonischen Kult umrahmt. In der Regel dient jedoch diese magisch-religiöse Zeremonie, sei es ausdrücklich gewollt oder unbeabsichtigt und unbewußt, einem suggestiv-therapeutischen Zwecke, sofern der Medizinmann die primitive Glaubensweise des Volkes benutzt, um die Behandlungsweise den magischen Erwartungen anzupassen und einen psychischen Heilerfolg zu erreichen. In sehr zahlreichen Fällen kann der Erfolg der medizinmännischen Praxis ein suggestiver genannt werden, und fast immer erscheint lediglich zu diesem Zwecke das Schwergewicht der Therapie in die religiöse Zeremonie verlegt.

Der Mensch in der Eiszeit

(Universitätsdozent Dr. Bayer, Wien)

Vergleicht man die Geschichte unseres Planeten mit der der Menschheit, so erscheint diese als ein später Gast auf Erden. Die ältesten sicheren Spuren des Menschen finden sich in den Ablagerungen des Quartärs, des jüngsten erdgeschichtlichen Abschnittes. Immerhin sind es gewiß Jahrzehntausende, wenn nicht Jahrhunderttausende, welche für den Entwicklungsabschnitt des Menschen im Eiszeitalter in Anschlag gebracht werden müssen. Verschwindend klein sind dagegen die prähistorischen Perioden und die Weltgeschichte.

Das Dasein der Menschen im Daseinsalter ist unzertrennlich verbunden mit den großen Veränderungen der Erdoberfläche, der Tier- und Pflanzenwelt. Auf Grund des Schemas des Quartärs ergibt sich: die warmen Interglazialablagerungen in den Alpen müssen älter sein als die Riß-Eiszeit und sind nicht an das kühle, letzte Interglazial, sondern in das Riß-Interglazial einzureihen. Der enge zeitliche Zusammenschluß der beiden jüngeren Eiszeiten verkürzt ebenso wie der wahrscheinliche Wegfall der Achsenschwankung die Zeit des jüngeren Quartärs sehr beträchtlich. Nichtsdestoweniger ist die sichtbare Strecke der Kulturentwicklung

von sehr bedeutender Länge und die Daseinsbedingungen in ihrem Verlauf von größter Verschiedenheit. Während der ältesten Epochen war das Klima milder als heute, dann verdrängte die große Riß-Vereisung den Menschen aus dem nördlichen Europa und dem Bereich der Hochgebirge, worauf eine Periode gemäßigten, aber immer noch kühleren Klimas als heute folgte.

Es ist ein kunstfreudiges Zeitalter, in dem der Mensch aus Elfenbein und Stein Statuetten verfertigt und seine Höhlenwohnungen mit genialen Karikaturen seiner Jagdtiere schmückt. Die letzte Vereisung vermag die steinzeitliche Kulturentwicklung nicht aufzuhalten, die erst in der Nacheiszeit ziemlich jäh abbricht. Die Gletscher kriechen allmählich nach wiederholten Vorstößen in die Hochgebirgstäler zurück, ihnen nach folgt der Mensch, aber nicht mehr der Jäger des Diluviums, sondern der Ackerbauer und Viehzüchter, in dem die Liebe zur Heimat erwacht ist. Unaufhaltsam schreitet seither die Kultur vorwärts, und das Zeitmaß wird um so rastloser, je mehr wir uns der Gegenwart nähern.

Wahrscheinlich wird auch unsere gegenwärtige Wärmeperiode in ferner Zukunft von einer Eiszeit begrenzt, so daß wir gegenwärtig in einer Zwischeneiszeit leben würden. Jedenfalls liegt die nächste Eiszeit in so weiter Zeitferne, daß es fraglich ist, ob sie die Menschheit überhaupt noch erlebt, deren fortschreitende Entartung durch die ungeheure Kultursteigerung unserer Zeit zweifellos beschleunigt wird. Geht es bei Annäherung der Zukunftseiszeit übrigens so zu wie bei den früheren Eiszeiterscheinungen, dann wird sie nicht unvermittelt eintreten, sondern es wird ihr eine Steppenperiode vorangehen. Jedenfalls können wir und viele Geschlechter in dieser Hinsicht noch beruhigt in die Zukunft blicken. Noch gehen die meisten Gletscher zurück, vielleicht sind wir noch nicht im Höhepunkt der Wärmezeit.

Gefährliche Menschentypen

(Prof. Anton, Halle a. S.)

Es sind jene Menschentypen, die vielfach zersetzend und beirrend auf andere Menschen wirken, ohne daß sie zu den Verbrechern oder nach dem geltenden Recht zu den strafbaren Menschen gezählt werden können. Der Einfluß von Mensch auf Mensch entfaltet sich eben zum großen Teil unbewußt, auch der üble Einfluß kann unbewußt vor sich gehen. Die mimischen Ausdrucksbewegungen sind auch den anderen Menschen Eindrucksbewegungen, das heißt sie entfalten sich auffällig wirksam besonders auf Gleichgeartete. Sie sind Signale von Gefühlen und Affekten, auch bei unserem Gegenüber lösen sie oft unbewußt gleiche Gefühle und Affekte aus. Die nächste Wirkung ist Anregung zu gleichen Bewegungen, aber auch zur Wiederholung gleicher Gefühle und Affekte, also im ganzen ein Vorgang zur Nachahmung.

Die menschliche Gegenseitigkeit ist vorgebildet in den Grundlagen unserer Organisation. Gerade weil die Gefühle und Affekte gewissermaßen die Grundwelle des seelischen Lebens abgeben, werden von dort aus Gedanken- und Willensrichtungen veranlaßt. Wir sind aus der inneren Anlage heraus nicht nur Menschen, sondern auch Mitmenschen. Noch mehr gilt dies von der Wirkung dieser Menschen auf den einzelnen. In der Massenpsychologie gibt es andere Gesetzmäßigkeiten. Die Leistungen mehrerer Menschen sind keineswegs gleich der Summen der Leistungen der einzelnen. Die Wirkungen können sich gegenseitig hemmen und in falsche Richtung bringen. Andererseits kann richtig gestimmte menschliche Wechselwirkung zu ungeahnter Leistung aufrufen und den einzelnen über sich selbst hinauswachsen lassen.

Die Handlungen der Masse tragen mitunter den Charakter des unbewußten Reflexartigen. Es gibt einen guten Schlüssel für Menschenkenntnis: daß man die einzelnen Menschen beurteilt nach den Wirkungen, die sie auf andere Menschen entfalten, dies sowohl in gutem wie in zersetzendem Sinne. Es gibt Menschen, welche ohne bewußten bösen Willen psychisch zerstörend wirken, eine tägliche Wahrnehmung des richtig

empfindenden Seelenarztes. Für diese Wirkung kommt natürlich auch die vornehmste Leistung der Gedankenübermittelung, die Sprache, in Betracht. Mit der lebenden Sprache wird auch Stil und Rhythmus des Denkens übertragen. Durch Schrift und Druck wird derzeit ein großer Teil der Menschheit in stetige Beziehung gebracht. Die Wichtigkeit der Presse geht daraus klar hervor. Auch die Wirkungen des Kinematographen gehören hierher. Krankhafte Typen sind die moralisch Abgearteten, die Königsmörder, die Anarchisten und die psychopathischen Typen. Meist ist das Zusammenleben mit solchen Persönlichkeiten für jugendliche Gemüter von bleibendem Nachteil. Es ist ein großes Verdienst der Heilsarmee und anderer Vereinigungen, die Gefährlichkeit vieler Neuropathen abzuwehren und diese in ein gemeinnütziges Geleise zu bringen. Noch mehr gilt dies von der Religion. Auch anormal entwickelte, vorzeitig reife Kinder machen sich meist ungünstig geltend im Kreise ihrer Altersgenossen. Die Empfänglichkeit, die Suggestibilität, ist eine allgemein menschliche Eigenschaft, und es ist Tatsache, daß besonders bei Jugendlichen die Eindrücke anderer Menschen bewußt und unterbewußt für das weitere Leben haften und für das weitere Leben entscheiden.

Die innerliche Behandlung des grauen Stars

(Tischner, München)

Die Forschungen des Greifswalder Pharmakologen Hugo Schulz legten klar, daß ein und dasselbe Medikament entgegengesetzte Wirkungen hat, je nachdem es in großer oder kleiner Gabe gereicht wird. Das bekanntlich schreckliche Gift Sublimat z. B., das Kleinlebewesen bei starker Konzentration in kurzer Zeit abtötet, erhöht umgekehrt die Lebenstätigkeit der Zellen, wenn es sehr stark verdünnt ist. Diese sehr weit verbreitete Erscheinung der umgekehrten Wirkung großer und kleiner Gaben wurde in dem sogenannten biologischen Grundgesetz zusammengefaßt, das kurz so lautet: Kleine Reize regen die Lebenstätigkeit an, mittelstarke fördern, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf. Auf der Grundlage dieses Gesetzes suchte Tischner einen neuen Weg zur Behandlung des grauen Stars ohne Operation zu finden. Als Heilmittel bot sich da in erster Linie Mutterkorn dar, das bekanntlich in Vergiftungsfällen grauen Star erzeugt. Nach dem biologischen Grundgesetz müßte Mutterkorn also in kleinen Gaben den Star günstig beeinflussen. Bisher wurden 24 Patienten so behandelt, die drei Monate bis zu zwei Jahren beobachtet wurden. Bei elf besserte sich das Sehen merklich, bei mehreren sehr bedeutend, bei den übrigen blieb das Sehen unverändert, so daß also der Star wenigstens keine Fortschritte machte, was sonst in über 50 v. H. zu geschehen pflegt. Es scheint damit in der Tat ein neuer eigenartiger Weg gefunden, um die Entwicklung des grauen Stars aufzuhalten.

Das Eiweiß in der menschlichen Ernährung

(Hofrat Dr. med. Röse, Erfurt)

Seitdem C. von Voit im Jahre 1877 die Behauptung aufstellte, daß ein mittlerer Arbeiter seinem Körper täglich 188 Gramm Eiweiß und davon ½ Pfund Fleisch zuführen müsse, hat er im Fluge nicht nur die ganze ärztliche Wissenschaft, sondern auch die großen Massen der Bevölkerung in den Bann seiner Irrlehre gezwungen. Obgleich der amerikanische Physiologe Chittenden bei seinen ausgedehnten Ernährungsversuchen einer größeren Anzahl von Gelehrten, Sanitätssoldaten und Sportsleuten später mit der Hälfte der Voitschen Eiweißforderung ausgekommen ist, und obgleich einzelne deutsche und skandinavische Forscher bei kurzen Ernährungsversuchen vorübergehend noch mit geringeren Eiweißmengen Gleichgewicht erreicht haben, wagt es die große Mehrheit der ärztlichen Gelehrten auch heute noch nicht, gegen den Voitschen Stachel zu löcken. Man gibt allenfalls zu, daß

Voits Eiweißforderung zwar kein Minimum sei, wohl aber ein Optimum darstelle. Die staatlichen Behörden, voran die Militärverwaltungen, bleiben unentwegt bei Voits Mindestforderung stehen und begünstigen damit die ungesunde Zunahme des Eiweiß- und Fleischgenusses auf die beste nur denkbare Art.

Ein übertriebener, einseitiger Eiweiß- und Fleischgenuß bringt die schwersten gesundheitlichen Nachteile mit sich. Naturvölker, die hauptsächlich von Fleisch leben, wie die Eskimos, sammeln sorgfältig jeden Tropfen Blut ihrer Jagdtiere. Das Blut hat ebenso wie die Milch einen Überschuß von basischen Nährsalzen. Entblutetes Fleisch aber hat einen starken Überschuß an sauren Salzen, die auf die menschliche Gesundheit schädigend einwirken. Am schlimmsten ist die Fleischüberfütterung im Kindheitsalter. Frühreifer Geschlechtsgenuß, Neurasthenie u. a. sind die unausbleiblichen Folgen. Das große Heer der Stoffwechselkrankheiten, insbesondere Gicht, Arterienverkalkung, Fettsucht, Zuckerkrankheit u. a., sie sind die unmittelbare Folge einseitiger Eiweiß- und Fleischüberfütterung.

Dr. Röse hat ein volles Jahr lang ausgiebige Ernährungsversuche mit kleinsten Nahrungsmengen gemacht und ist bei Kartoffelnahrung mit 26 Gramm, bei Eiernahrung mit 23¾ Gramm, bei Milchnahrung gar mit 20½ Gramm Roheiweiß ausgekommen, also durchschnittlich etwa mit dem fünften Teile des Voitschen Eiweißsatzes. Ein volles Halbjahr hindurch haben die beiden Versuchspersonen fast ausschließlich von Kartoffeln und Rüböl, Mohnöl oder Leinöl gelebt und konnten dabei starke körperliche Arbeit leisten. Es mußte eine ganz unnatürliche, ungemein fettreiche Kost gewählt werden, um beim Vorhandensein von genügenden Verbrennungseinheiten überhaupt das Eiweißminimum erreichen zu können. Im praktischen Leben, beim Vorhandensein von Brot und Kartoffeln, ist es ganz undenkbar, daß überhaupt jemand das Eiweißminimum erreichen kann, wenn er nur in der Lage ist, sich satt zu essen. Je kräftiger und sorgfältiger man kaut, um so geringer ist das Nahrungsbedürfnis, um so besser wird die genossene Speise ausgenützt.

Die Versuchspersonen sind wochen- und monatelang absichtlich unter das Eiweißminimum herabgegangen, ohne daß ihnen das auch nur im geringsten geschadet hätte. Dagegen setzten sofort sehr unangenehme Herz- und Nervenerscheinungen ein, als bei einseitiger Fleischnahrung ein Mangel an basischen Nährsalzen eintrat.

Der heutige übertrieben hohe Fleischgenuß muß unbedingt eingeschränkt werden. Nicht an Eiweißmangel geht ein Volk zugrunde, sondern an Eiweißüberfütterung!

Des Proletariers Wille zur Schönheit

Was die dunkle Masse langsam emporhebt, das, erklärt Dr. Otto Ehinger im „Freien Wort“, ist materiell weder im Ursprunge noch im Ziel.

„Das Hirn dieses Körpers, die ‚Parteileitung‘, kennt seine Seele kaum. Es mißbilligt das unverhüllte, ungezügelte Verlangen nach Glanz. Die Tribunen des sozialistischen Proletariats treten stets als gelinde Asketen auf und verdammen die raffinierten Bedürfnisse der Reichen, weil der Luxus sich von den Entbehrungen des niederen Volkes nähre. Im ‚Zukunftsstaat‘ soll es niemand geben, der in behaglichem Müßiggang lebt von der Geburt bis zum Tod; sondern in hygienischen Wohnungen wird ein gesundes, starkes Volk erblühen. ... So einfach träumen sie die Menschen. — — —

Dieselben Proletarier, welche mit den Bildern ihres Elends und der stummen oder lauten Anklage gegen die Verschwendung das Behagen der Zufriedenen stören, umschwärmen durstig die Stätten des Luxus und bewundern ihn, weil sie, noch unter Formen, die sie verachten dürften, Schönheit hinter ihm wittern.

Eine oft irre, wirre Form der Schönheit ist es freilich, für die der Proletarier das meiste von dem wenigen hingibt, das ihm der Hunger übrig läßt. Aber schon der Neger und der kulturferne Bauer, welche den Kultus der Schönheit fast nur in der Form des Körperschmuckes kennen, dienen ihrer gefährlichen Macht, geben für eine Kette von Glasperlen ihr Erspartes hin und sündigen so gegen das konservative Schema der Sittlichkeit und das Ideal des sozialistischen und bürgerlichen Kathedervolkswirts. Beim Proletarier des Kulturvolks ist die Sehnsucht nach ‚Luxus' viel selbstverständlicher. Denn unerschwinglicher ‚Luxus' sind für ihn die natürlichen Lebensbedingungen, welche die Kindheit des Menschengeschlechts umgaben: Ruhe, Spiel, Sonne, Licht, Naturschönheit. Eingeschnürt in unsere Gesellschaftsordnung, ein dienendes Rad in dem Riesenmechanismus des modernen Wirtschaftslebens, verursacht ihm jeder Augenblick ‚unwirtschaftliche' Ausgaben, den er nicht bei der Arbeit oder in stumpfer Ruhe in den elenden vier Wänden verbringt, welche seine Wohnung bilden. ...

Für die Bauern und Handwerker in Dorf und Kleinstadt, welche hinaus wollen über ihr ärmliches Dasein, bildet das einzig mögliche Ziel das Honoratiorenstübchen im Wirtshaus, für ihre Töchter die Auslagen der Putzläden, für die sie den größten Teil ihrer Ersparnisse opfern.

In der Großstadt erkaufen sich Proletarier den Eintritt in luxuriöse Vergnügungslokale; sie suchen dort, freilich vergeblich, die Gesellschaft der den Höhen der Zivilisation Entstammten, welche ihre romantischen Träume mit einer das Herz stärker fassenden körperlichen und geistigen Schönheit umgaben, und sie tauschen den Arbeitsertrag der Woche ein gegen einige Stunden eines aus ästhetischem Vergnügen und Größenwahn gleichmäßig gemischten aufgeregten Genusses. — Die heißer Fühlenden unter diesen armen Narren betrügt die Gier nach dem Licht sogar um das kleine Heim, in dem sie ein freundliches Alter verleben könnten. Die ruinöse Erfüllung ihrer Wünsche bilden die raffiniert eingehüllte Haut und die weißen Hände der mehr oder weniger eleganten Demimondäne. ... Zu Hunderttausenden laufen die Dienstmädchen aus ihren satten Winkeln weg. ... Unter ihnen gibt es keine Arbeitslosen; und doch entstammen ihren Reihen die meisten Prostituierten: die nervöse Angst vor den Martern des Schicksals ist nicht lebendig in ihnen, und so wagen sie Leib und Seele für die Parodie des Lebens einer Dame.

Die große Mehrheit der Armen begnügt sich damit, die aufdringlichen Häßlichkeiten der Außenwelt mit Tand zu überdecken, der möglichste Pracht vortäuschen soll — die melancholische Ursache der Hoffnungslosigkeit aller volkserzieherischen Bestrebungen, welche einfaches und billiges Echtes an die Stelle des anspruchsvollen Talmi setzen wollen. Und auch die ‚klassenbewußten' Proletarier ertragen es nicht, schon äußerlich durch die Kleidung als gesellschaftlich minderwertig gekennzeichnet zu sein: sie gehen mit der Mode, so sinnlos dies in ästhetischer und wirtschaftlicher Beziehung für sie ist. Mit Glasbrillanten, hohlen Perlen und all den tausend schlechten Imitationen von Pelzen, Federn usw. suchen sie sich und die andern über ihre wirtschaftliche Ohnmacht hinwegzutäuschen, an der sie tragen wie an einer Schande. Die Fabrikanten, welche auf ihre armseligen Torheiten spekulieren, gießen dann ihre Pfennige in echtes Gold um; denn es ist eine Riesensteuer, die sie dafür bezahlen.

Kaum eine Proletarierin, die nicht in den engen Räumen ihrer Wohnung der Schönheit ein Tempelchen zu bauen wüßte! Bei den Ärmsten ist es ein Wandbrettchen in einer Ecke, auf dem sich billige Nippsachen und Bildchen türmen; bei den Wohlhabenderen die gute Stube. Für diese ist kein Opfer zu groß, auch nicht das des Behagens und der Gesundheit der Familie, welche ihren Feierabend in der überfüllten Küche verbringen muß, damit der teure Tand nicht abgenutzt werde.

Eine Religion lebt im Proletariat, trostreich und schwere Opfer fordernd: der Mensch, dem das Reich der Schönhit für immer verschlossen bleibt, hofft doch mit seinem andern Ich, das ihn überdauert, seinen Kindern, hinaufzuwachsen. Über die Entsagungen der Eltern — oft auch der Geschwister — gelangt hin und wieder ein Proletarierkind in die Reihen jener, welchen Gott schon die duftige Wiege mit Schönheit umgibt. Handwerker, kleine Beamte, Arbeiter

mit einem kleinen Erbteil klammern sich mit ihrem Herzen an den Gedanken, durch Entbehrungen mütterliches Erdreich für ein glücklicheres Geschlecht werden zu können, dessen Blühen die alternden Armen dann versöhnt mit einem Schicksal, unter dessen Last sie selbst sich nicht aus dem Staub zu erheben vermochten. Denn daß schon dem werdenden Proletarierkind um der Armut der Eltern willen der Aufstieg fast immer versagt bleibt, das ist die bitterste Seite unserer Gesellschaftsordnung."



Alte Werte und neue Forderungen

Es ist nichts mit dem bequemen Ausruhen auf unseren alten Werten und Begriffen, wir müssen immer wieder umlernen, — das ist die allgemeine Nutzanwendung einer grundlegenden Neueinordnung und Grenzbestimmung, der Richard Witting im „Tag" die Begriffe „Staat" und „Individuum" unterzieht.

„Eine einstweilen nicht breite, aber tiefe Strömung nimmt alte Wertbegriffe fort und stellt neue Forderungen auf. Individualismus und Nationalismus — das sind die Gegensätze, zwischen denen die Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben sich bei uns bewegt. . . . Hier ist jenseits von Gut und Böse; weder die individualistische, noch die nationalistische Staatsauffassung ist mit dem Zollstock der Moral abzuwerten. Wer in dem möglichst hohen geistigen und leiblichen Wohlsein der lebenden Generation das Ziel staatlicher Arbeit erblickt, ist in diesem Sinne Individualist; wem nicht das Glück und Wohlbefinden des einzelnen, sondern Macht, Größe, Herrschgewalt des die Kette der Generationen vertretenden Staates das Entscheidende ist, kann sich Nationalist nennen. Ihm sind die Individuen nur Durchgangsposten im Leben der Nation, die der Idee nach ewig ist. Während dem Anhänger des Individualprinzips der Einzelmensch Selbstzweck ist, wird vom Nationalisten dem Volksganzen, der organisierten Nation, dem Staat als dem sichtbaren Vertreter der unübersehbaren Reihe künftiger Generationen ein eigener selbständiger Zweck zuerkannt; immer müssen nach nationalistischer Auffassung die Interessen der jeweilig lebenden Generationen zurücktreten, wenn sie mit denen des selbständigen Ganzen in Widerstreit geraten. Es führen natürlich viele Stufen, eine Summe von Zwischengliedern von der einen zur anderen Auffassung; die reinen, absoluten Nationalisten werden ebensowenig zahlreich sein wie reine Individualisten. Viele, sehr viele Kämpfe der Gegenwart lassen sich bei tieferem Eindringen in die vom Wortschwall der Parteiphrase häufig verschütteten Zusammenhänge letzten Endes auf jene beiden Grundbegriffe zurückführen. Es wäre ungerecht, der einen Richtung mehr Vaterlandsliebe zuzugestehen als der anderen; mit beiden kann man Heimat, Volk und Staat in gleicher Hingabe lieben. Aber der Ausgangspunkt ist ein völlig anderer; die Anschauung insbesondere vom Gemeinwohl, von der so oft berufenen ‚Salus publica' klafft auseinander. Dunkel sind auch häufig die Ursachen, aus denen die eine oder andere Grundauffassung beim einzelnen sich bildet. Geburt, erste Eindrücke, Erziehung, Beispiel, vor allem aber Temperament und eigener Werdegang entscheiden oft völlig unbewußt. Generationen von Kriegern werden in der Regel Nationalisten hervorbringen; auch im Beamtentum wird es mehr Anhänger des Nationalprinzips geben, obgleich gerade der Verwaltungsbeamte, der seine Arbeit auf die Fürsorge für die lebende Generation einstellt, gewiß manchmal mehr zum Individualismus neigen wird. Rein individualistisch ist im Grunde die Lehre der Sozialdemokratie, die ja ihr ganzes Streben auf eine Erhöhung der irdischen Glückseligkeit der lebenden Generation und der einzelnen richtet; ihr kollektivistischer Staat soll das höchste Glück der Individuen begründen. Individualistisch ist das Manchestertum; zum Individualismus wird ein überwiegender Teil des kommerziellen und industriellen Bürgertums neigen. Das liegt neben anderen Ursachen



schon im Wesen der ‚Unternehmung', dieser in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten wirtschaftlichen Betriebsform. Das moderne Unternehmertum ist ruhelos, muß ruhelos sein; gewichen ist aus seinem Dasein die Behaglichkeit früherer ökonomischer Arbeit; der Zweck seines Strebens ist nicht die ‚Nahrung' für sich und die Seinen, sondern der Gelderwerb. Nirgends, sagt Lamprecht, findet der Unternehmer Ruhe, weder in der Heimat noch in der Fremde, weder in seinem Kontor noch in seinem Hause: ‚Post equitem sedet atra cura.' All sein Denken ist auf das Geschäft gerichtet, muß es sein, wenn er sich gegen die Konkurrenz, diese modernste Wirtschaftserscheinung, behaupten will; indem er vorwärts kommt, reicher wird, vermehrt er Wohlstand und Kultur der Nation. Was sein Arbeiten und Ringen stört, lehnt er ab, haßt er; wer ihm mit Machtideen des Staates kommen will, den hält er leicht für einen Narren oder Volksverderber. ‚Ruhe fürs Geschäft' soll schon Georg v. Siemens gefordert haben. Alles das ist menschlich und begreiflich, und niemals soll man vergessen, daß die Tüchtigkeit des deutschen Unternehmertums unser Land zu wirtschaftlicher Höhe gebracht, Wohlstand und Reichtum geschaffen und den Tausenden und Millionen erst ermöglicht hat, sich der Kulturgüter in stets steigendem Maße zu erfreuen. Andere Völker sind anders beanlagt; ihnen ist Staat, Volk, Nation das Primäre; der Grundton bei Angelsachsen, Romanen, Slawen ist nationalistisch. Männer wie der Brite Cecil Rhodes, der in nüchternen Aufsichtsratsitzungen und Aktionärversammlungen das Hohelied britischer Größe und Allmacht immer wieder anstimmte, oder wie der österreichische Großindustrielle Alexander v. Peez, der weltpolitischen Problemen nachsann, sind einstweilen im Deutschen Reiche, wie es scheint, nicht denkbar, zumal die ursprüngliche Anlage der Deutschen zu individualistischer, subjektivistischer Staatsauffassung ohnehin neigt. Nur Preußen, das alte herbe, zähe Preußen, der Norden und Osten, ist im innersten Innern nationalistisch; der Westen und vor allem der Süden sind individualistisch. Hier sitzen die Konflikte, nicht da, wo eine etwas oberflächliche Kritik von der ‚Verpreußung' Deutschlands redet. Westen und Süden mit ihrem alten Wohlstand, ihrer behaglichen Kultur, ihrem mehr auf Lebensgenuß gerichteten Temperament lehnen den borussischen Geist ab, dem der Staat alles, das Individuum wenig ist. Friedrich der Große, Bismarck waren Nationalisten, und alles, was sie zur Hebung des Landes taten, war nicht in dem Sinne ‚sozial', wie wir Neueren es verstehen; alles diente nur dem Staat, seiner Größe, seiner Macht. . . . Aus diesem Geiste heraus werden bei uns die Geschäfte geführt, in der inneren wie in der äußeren Politik. Goethe in all seiner Universalität war Individualist, Schiller, Freiherr vom Stein, Fichte waren Nationalisten. Karl Marx, Eugen Richter waren starre Individualisten, der erstere bei allem blutroten Kollektivismus; Lassalles Lehre trug trotz alledem stark nationalistische Akzente. Wer in der Kraft und Freiheit des Individuums das Höchste sieht, wird auch die Frau in ihrem Ringen um Selbständigkeit unterstützen; wer zunächst an die Zukunft des Volkes, der Rasse, des Staates denkt, wird sich bemühen, die Frauen immer weiblicher, die Männer immer männlicher zu machen. Der Pazifist hängt am Individualprinzip, der Nationalist wird auch dem Krieg seine Ehre geben. Es würde hier viel zu weit und in recht schwierige soziologische Untersuchungen führen, wollte man die Beispiele häufen; nur das sei betont, daß die Scheidung in Individualismus und Nationalismus sich ganz und gar nicht mit den herkömmlichen politischen Parteibezeichnungen deckt. Es gibt individualistische Konservative, wie es nationalistische Liberale und Demokraten gibt. Das Verhängnisvolle nur ist, daß beide Grundanschauungen sich, weil sie einander einfach nicht verstehen, mit wachsendem Haß verfolgen und in verschiedenen Zungen reden. Die kleine Gruppe der rein nationalistischen Alldeutschen, die — das hat neulich Karl Peters recht hübsch gesagt — nur lehren, was in England und in anderen Ländern jeder Kutscher und jedes Nähmädchen für selbstverständlich halten, werden bei uns von der großen Mehrzahl entweder als halbirrsinnige Chauvinisten oder als bezahlte Agenten der Waffenindustrie betrachtet. Umgekehrt gelten die Individualisten häufig

als Feiglinge, die nur für Geschäft und Portemonnaie Sinn haben. Vor der ungeheueren Arbeit, die der deutsche Kaufmann und Industrielle leistet, wird und muß jeder Respekt haben; aber möglicherweise würde dieser Respekt von dem sittlichen auf das politische Gebiet übertragen werden, wenn auch der Gewerbetreibende langsam dazu erzogen wird, seine Arbeit als im Dienste der Staatsidee geleistet anzusehen. Das gerade gab ja dem Kaufherrn einer früheren Zeit, bei der alten Hansa, in den mittelalterlichen Städterepubliken und Reichsstädten, seine unnachahmliche Würde, seinen hohen gesellschaftlichen Rang, daß er seine Tätigkeit gleichsam als eine öffentliche Funktion auffaßte. Dahin werden wir wieder streben müssen.

Vielleicht bringt der Staatsmann einer neuen Generation unserem Vaterlande das unionistische Programm, das einst im Jahre 1886 in England den konservativen Nationalisten Salisbury zu dem demokratischen Nationalisten Chamberlain geführt und das britische Weltreich so viel mächtiger und größer gemacht hat. Das jetzt häufig gebrauchte Wort ‚Imperialismus' deckt sich mit Nationalismus nicht vollständig; es wird bei uns auch oft von politischen Führern gebraucht, die im Grunde reine Individualisten sind, und eher an eine merkantile Ausdehnung großen Stils denken, also an einen verstärkten Exportkapitalismus. Deutschland wird, wenn es nicht in die Rolle Belgiens oder Hollands hineinsinken will, sich die Weltstellung, die es jetzt noch nicht hat, erkämpfen müssen. . . ."



Bismarck und die Sozialdemokratie

Bismarcks Auffassung von der Sozialdemokratie zeichnet in kurzen, aber anschaulichen Zügen Konrad Winterer im Hamburger „Allgemeinen Beobachter". Recht klar geworden über diese Bewegung und die Mittel, mit denen er sie bekämpfen zu können glaubte, ist sich Bismarck nach seinem eigenen Geständnis erst durch die Rede Bebels vom 25. Mai 1871 im Deutschen Reichstage.

„Lange ehe jemand daran dachte, alle unzufriedenen Elemente in einer Partei zusammenzufassen, kannte man in Deutschland Bestrebungen zur Besserung der Lage der arbeitenden Klasse. Bismarck erinnerte selbst einmal daran, daß schon vor Jahrhunderten Gesellen und Arbeiter Streiks veranstalteten, denen die Meister ihr ‚lock out' entgegensetzten. ‚Aber immer waren es positive Bestrebungen und Zwecke, die man zu fördern suchte, ganz bestimmte Forderungen, und die Sache ging ihren Weg der rein materiellen Interessen ... Wie steht aber heute die Sache? Hier steht die reine Negation gegenüber dem Einreißen, ohne daß jemand auch nur eine Andeutung gibt, was anstatt des Daches, das uns jetzt deckt, gebaut werden soll, wenn es niedergerissen ist. Wir befinden uns lediglich im Stadium der Untergrabung und des Umsturzes, im Stadium der Negation.' (R. 9. Oktober 1879. VII. 100.)

Aber nicht alle, die sozialdemokratisch wählen, dürfen innerlich dieser Partei zugezählt werden. Die Sozialdemokratie ist für Bismarck nicht die Partei derer, die den Sozialismus verwirklichen wollen (Männer wie Rodbertus und Lassalle nimmt er direkt in Schutz. R. 31. März 1886. XI. 117), denn, so fragte er mit Recht und könnte heute dasselbe mit noch größerem Rechte fragen, wie kommt es denn sonst, daß viele Personen, zum Teil sehr königstreue Leute, die nichts weniger als Sozialisten sind, trotzdem anerkannte Sozialisten unterstützen? Jeder, der seine Stimme für diese Partei abgibt, will damit nur sagen: ‚ich bin unzufrieden, und er hofft, indem er sich mit der Umsturzpartei eins erklärt, sein Los verbessern zu können.' (Poschinger, Tischgespräche. II. S. 187.)

Die Sozialdemokratie kann im einzelnen wohl das Los der Arbeiter verbessern, den Zukunftsstaat aber kann sie nie verwirklichen, ‚denn es ist der Grundirrtum sozialdemokratischer Theorien, daß jede Arbeit an und für sich objektiv überall gleichwertig sei und

daß kein Unterschied sei in der Qualität und im Werte der Arbeit, und daß der eine so viel Recht hat wie der andere, der Ungeschickte so viel wie der Geschickte, der Unwissende so viel wie der Wissende, der Träge so viel wie der Arbeitsame, der Unredliche so viel wie der Redliche — das ist, glaube ich, die Theorie.' So sprach Bismarck am 15. Dezember 1884 im Reichstage, und am 31. März 1886 sagte er: ‚Eine Existenz wie im Zuchthaus — das ist das Staatsideal der Sozialdemokratie. Aber solange wir menschlich und unter Menschen leben, werden wir doch nach dem Grundsatze handeln müssen, daß verschiedene Leistungen verschiedene Werte haben und daß die eine Arbeit objektiv einen höheren Wert hat als die andere. Zu diesem Exzesse von Freiheit und Gleichheit werden Sie einen ehrlichen und vernünftigen Staat niemals bringen; das kann wohl einmal auf acht Tage irgendwo gelten, bis sie sich untereinander die Hälse abschneiden.'

Positives zu schaffen — dazu werde die Partei niemals zu haben sein, meint Bismarck, ja, darin liege ihre Stärke, aber auch die Hoffnung, ihren Bann zu brechen. Bei der Sozialdemokratie wisse kein Mensch, was sie wolle. So gebrauchte er im Reichstage einmal ein Bild: ‚Ich weiß nicht, kennen Sie das schöne Gedicht von Thomas Moore: The veiled prophet. Der verschleierte Prophet war so häßlich, daß er immer einen Schleier trug, er getraute sich nicht, sein wahres Gesicht dem Volke zu zeigen, sonst hätte man ihn des häßlichen Gesichts wegen verlassen. So ist es auch mit der Sozialdemokratie — sie erscheint nie ohne Schleier. Könnte man ihr diesen Schleier herunterreißen, könnte man ihre Unfähigkeit, positiv zu helfen, erweisen, dann wäre es um ihre Herrschaft getan. Ich wollte, wir könnten ihnen eine Provinz einräumen und ihnen in Entreprise geben; ich möchte sehen, wie sie wirtschaften: dann würde die Zahl ihrer Anhänger sich lichten.' (R. 26. Nov. 1884. X. 15.)

Der Schöpfer des Sozialistengesetzes hat aber berechtigte Beschwerden anerkannt und ihnen abzuhelfen gesucht. Am 20. März 1884 (IX. 172—76) sagte er über seine Pläne: ‚Wir haben uns bemüht, die Lage der Arbeiter nach drei Richtungen hin zu verbessern; einmal, indem wir zu einer Zeit, wo die Arbeitsgelegenheit gering und die Löhne niedrig geworden waren, zum Schutze der vaterländischen Arbeit Maßregeln getroffen haben gegen Konkurrenten, mit anderen Worten, Schutzzölle eingeführt haben zum Schutze der inländischen Arbeit. Infolge dieser Maßregeln hat sich eine wesentliche Besserung der Löhne vollzogen und eine Minderung der Arbeitslosigkeit. Ein zweiter Plan, der im Sinne der Regierung liegt, ist die Verbesserung der Steuerverhältnisse, indem eine geschicktere Verteilung derselben versucht wird, wodurch namentlich die drückenden Steuerexekutionen wegen kleiner Beträge, wenn nicht abgeschafft, so doch wesentlich vermindert und vielleicht einer weiteren Verminderung entgegengeführt werden. — Der dritte Zweig der Reformen, die wir erstreben, liegt in der direkten Fürsorge für die Arbeiter.'

So will er der starren, unfruchtbaren Negation der Sozialdemokratie, diesem Evangelium der Umsturzpartei, ein praktisches Christentum in gesetzlicher Betätigung entgegenstellen.

Den sozialdemokratischen Abgeordneten ruft er im Reichstage am 26. November 1884 (X. 14) zu: ‚Stellen Sie Anträge, legen Sie Ihr Eldorado doch auf den Tisch des Hauses hin, damit jeder andere ein Urteil darüber bekommt. Ich bin überzeugt, es wird vieles darunter sein, von dem ich sagen kann, es steckt Richtiges darin, und worüber ich mit Ihnen verhandeln kann!'

Unumwunden gibt Bismarck zu, daß manche Klage nur zu berechtigt ist: ‚Die Sozialdemokratie ist so, wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen dafür, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Besseren angelegt werden kann, und insofern ist die Opposition ganz nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn sich nicht eine Menge Leute vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existieren.'

Diese, sagen wir einmal, sozialistische Richtung der Staatsfürsorge war aber an sich nichts Neues. Bismarck selbst betonte schon 1882 (12. Juni 1882, IX. 41) im Reichstage diesen alten Zug: ‚Sozialistisch war die Herstellung der Freiheit des Bauernstandes; sozialistisch ist jede Expropriation zugunsten der Eisenbahnen; sozialistisch im höchsten Grade ist die Zusammenlegung der Grundstücke, die dem einen genommen werden und dem anderen gegeben, bloß weil der andere sie bequemer bewirtschaften kann, — sozialistisch ist die ganze Armenpflege. Das ist alles sozialistisch‘ ...

Das wahre Übel unserer Zeit aber liegt in der allgemeinen Unsicherheit so vieler Existenzen. ‚Der eigentliche Beschwerdepunkt des Arbeiters ist die Unsicherheit seiner Existenz; er ist nicht sicher, daß er immer Arbeit haben wird; er ist nicht sicher, daß er immer gesund ist, und er sieht voraus, daß er einmal alt und arbeitsunfähig sein wird.‘ (R. 20. März 1884, IX. 174.) Deshalb fordert Bismarck (R. 9. Mai 1884, IX. 197): ‚Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist.‘ Und weiter erklärte er am selben Tage: ‚Ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an und stehe dafür ein, solange ich auf diesem Platze sein werde. Ich befinde mich damit aber nicht auf dem Boden des Sozialismus, sondern auf dem Boden des Preußischen Landrechts.‘ — § 2 des 19. Titels des zweiten Teils lautet nämlich: ‚Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden.‘

Aber nicht nur Arbeit will er den Willigen verschaffen; auch ein behagliches Heim, Grund und Boden. Seit 1848 fürchtet Bismarck den schlecht besoldeten, unzufriedenen Assessor, wie den durch die Unsicherheit seiner Existenz dem Staate gefährlichen Arbeiter. (Im Landtag, 5. Februar 1850, I. 153); der arme Thronprätendent, der nichts zu verlieren hat, erscheint ihm bedrohlicher als der reiche — kurz, immer und überall ist ihm der Besitzende ein staatserhaltendes, der Besitzlose ein staatsgefährliches Element ...“

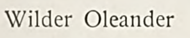


Griechen oder Römer?

Mit dem Verlangen vieler, „wenigstens die Griechen aus der Schule zu verbannen“, schlägt sich — dies legt unser Mitarbeiter Prof. Ed. Heyck im „Tag“ überzeugend dar — der Wille zum Germanentum am meisten ins Gesicht. Denn Entgegengesetzteres zur Art der Germanen gibt es nicht als die Römer, die man lieber als die Griechen dulden will. Nachdem mit Römerwesen das deutsche Dasein seit anderthalb Jahrtausenden durch Staat, Kirche, Schule, Juristerei, Geschäftsleben gründlichst durchsetzt und legiert worden ist, wäre es viel eher an der Zeit, sich damit zu begnügen. Dagegen sind die Griechen, die schon weit über alles Neuere, Unsere hinausgelebt haben — wenn man nicht gerade Technik und exakte Forschung einwendet —, noch gar nicht richtig unserer Bildung und unseren Einsichten zum Nutzen geworden. Die einzelnen, wenigen haben wohl immer gewußt, was sie an ihnen hatten, als Privatlektüre; aber über solche hinaus gewinnen die Griechen nun gerade heute für uns ein ganz anderes, intimeres Gesicht. Stetig bringt uns die rapide moderne Entwicklung näher an sie heran, bei denen unsere Fragen, Probleme, Sehnsüchte, Ängste, Ausblicke schon hundertgestaltig zu fertiger Erfahrung durchgebildet sind und Klärungen, um die wir kämpfend ringen, als Gemeinplätze daliegen. Dinge, die unseren griechenfrohesten Großvätern noch als Kuriosität erschienen, wie z. B. die spartanische Gesetzgebung mit ihrer Rückkehr zur frohgemuten Frugalität, mit ihrem extremen Kasino- und Gemeindesinn, ihrer radikalen Absage an den Geschäftsgeist, und daß ein ganzer Gemeindestaat sie sich gefallen ließ

und tausend Jahre dabeiblieb, und Leute wie Platon das Ganze auf das höchste bewunderten, diese unerhört tiefgreifende Reform des Lykurgos, gegen den Rousseau flach und zaghaft bleibt, wird uns aus eigenen Lebensverhältnissen jetzt in ihren Vorbedingungen und Absichten klar, wo schon freiwillige Gemeinden zu vergleichbaren Einzelentschlüssen kommen; wir kapieren dann auch die Beziehung zwischen Homer und Lykurgos, die die griechische Überlieferung nicht vergessen hatte; und wiederum können wir Aristophanes, Euripides, um aus hundert Namen zwei bekannteste zu greifen, natürlicher, unmittelbarer in ihrer „Modernität" als Goethe und seine Zeitgenossen verstehen: geben beide doch geradezu die großen realistischen Dramen und aktuellen Komödien — Politiker, Sophisten, Snobs, Frauenrechtlerinnen —, wonach unsere Bühne schreit. Was aber diese Zeilen besonders zum Bewußtsein bringen möchten, ist die Wesensähnlichkeit von Germanen und Hellenen. Nicht so, daß sie auf eine Zwillingsverwandtschaft zurückgeleitet werden dürfte; Kelten und Slawen haben mit den Germanen offenbar eine länger dauernde Berührung gehabt als die nach Südosten abgewanderten Griechenstämme; auch in der Sprache stehen sich Germanen und Griechen nicht am nächsten. Beide vertreten vielmehr die Uranlagen aller Arier in günstig erhaltener und günstig entwickelter Echtheit; das verbindet sie. Sie beide vorzüglich haben das schöne, tüchtige, ebensowohl schöpferische wie bildungsfähige Wesen der rechten Arier sich gewahrt, während die Kelten erschlaffen, stehenbleiben, namentlich im Organisierenden nicht vorankommen, zum Teil nie über den Clan hinausgelangen, ferner die Slawen überhaupt entwicklungsarm bleiben, die italischen Römer zwar das Hauptvolk des Organisierenden, der Disziplin, des Drills, des Energischen und Verstandesmäßigen werden, aber merkwürdig die Naturursprünglichkeit des Phantasievollen, Poetischen, Musikalischen, des vielen Künstlerischen, was alles Kelten, Germanen, Griechen, auch Slawen auszeichnet, einbüßen, offenbar infolge ihrer einseitigen Verstädterung von Anfang an, ihrer vorwiegenden Politisiererei und Geschäftsrichtung. Nur wieder durch ihre Tatkraft, durch die des Ablernens, der Bildungsfähigkeit, schaffen sie sich einen künstlichen Ersatz aus dem Hellenischen, nachdem sie die volksursprünglichen Begabungen der sonstigen Italiker durch ihre Maßgeblichkeit als das großstädtische Herrenvolk erdrückt oder doch unterbunden haben. Wer neben den Griechen und Germanen noch als Dritter im Bunde des hochbegabten, stolzen, kraftvollen, dichtungs- und epenfreudigen Ariertums zu nennen ist, das sind für den Anfang die Inder; aber bei ihnen geht diese echtere Art, die alte heldische, lebensbejahende Volkszeit, die das Land erobert hatte, unter in der Machtausdehnung des im Pandschab entstehenden Brahmanismus, der Sein und Denken in sich zwingt.

Der Unterschied von Griechen und Germanen liegt im Tempo der Entfaltung. Anders gesagt darin, daß eine so viel frühere Völkerwanderung der Griechenstämme sie in Sitze führte, wo sie die Schwertherren und Aneigner, doch selbst bestimmenden Weiterbildner einer vorgefundenen mittelländischen Verkehrskultur wurden, in den Jahrhunderten, für welche Homer dann spät ist. Blond sind die griechischen Helden und Götter, bräunlichblond oder rötlichblond noch die Damen der sozialen Oberschicht, die von den Tanagrafigürchen nachgebildet werden. Wie Deutsches heimelt uns so vieles bei Homer an, gleichviel, wieweit er auch darin idealistisch altertümelt und sich mehr an Äolisches, Dorisches hält als an das eigene Milieu, das ihn auch sonst nicht bindet; so die Erzählungen von Andromache, Penelope, Arete, Nausikaa, was ja auch stets gesehen worden ist, das Verhältnis von Mann und Frau, die freie Haustöchterart und der reine Sinn der jungen Mädchen. Bei beiden Völkern finden die gesunden Bewegungsspiele beider Geschlechter, Laufen, Ringen und Schwingen, Ballspiel, Steinwurf, Springen, dazu die Tanzreigen eine vergleichenswerte Liebe, wenn auch das naive Spiel, so wie es in der Täglichkeit und in den Epen der Germanen weiterdauert, bei den Griechen zwar nicht ganz untergeht, aber doch, vorhomerisch schon, zurücktritt vor der Stilisierung zur bezweckten und öffentlich geforderten Sportgymnastik. Auch wieder bei den Germanen, doch erst so viel später, setzt der Sport ein, selbständig aus den gleichen Gründen: Erkenntnis der ungünstigen, natur-


Wilder Oleander



L. du Bois-Reymond



entfremdenden Einflüsse vorwiegend merkantiler Kultur. Vielsagend auf gleiche Art bilden Germanen und Hellenen ihre männlichen und weiblichen Eigennamen jeweils aus zwei Wurzeln, die immer etwas Schönes, Mutiges, Heldisches, Ruhmvolles, andererseits aber auch Begriffe des Ordnens, des Waltenden, des Klugen, Erfahrenen, der Selbsterziehung ausdrücken; mit Leichtigkeit kann man griechische Eigennamen genau in germanische umsetzen. Hätte man weder Mythen noch Sagen und Volksdichtung, so läse man allein aus diesen Namen die gleiche, schwungvolle Wesensart der beiden Ariertypen. Nun kann zwar kein Verständiger meinen, daß jeweils irgendwelche Völker nur schöne Eigenschaften hätten; und wieder beobachten wir die Analoga, wie Griechen und Germanen sehr wohl von Schäbigkeit, Happigkeit, Ungastlichkeit, Abgunst, Engherzigkeit, Feigheit und anderen Untugenden wissen, wie dann bei den Germanen besonders das Sprichwort sie volkserzieherisch bekämpft, bei den Griechen die vollkommenere Literatur, dazu der große hellenische Wille, der die Forderungen des schönen Menschen formuliert und so oftmals ausspricht, daß körperlicher Adel zugleich den seelischen erziehe.

Nur rohe Andeutungen, aus vielem, konnten hier gegeben werden. — In Toskana und Oberitalien, wo die volkliche Neubelebung den Germanen seit deren Völkerwanderung verdankt ward, ist die griechische Schönheit wiedererstanden, als sogenannte Renaissance, nicht als Abschrift, wie sie einst die Römer vorgenommen hatten, sondern wohl im Suchen nach der Antike, doch als gesinnungsverwandte Eigenschöpfung nach den eigenen Volks- und Zeitbedingungen. Und keine größere Zeit hat der deutsche Geist gesehen, als wie er mit dem hellenischen in vollkommener Zweieinheit sich verband, in jener Spanne, die um Lessing, Winckelmann, Schiller, Goethe liegt, während die Wiederzerlegung schon bei Hölderlin beginnt. Das alles möge ernstlich beachten, wer uns heute, damit wir vermeintlich bessere Germanen werden, von unseren stärksten und verwandtesten Bundesgenossen abschneiden möchte oder uns gar pädagogisch den Römern allein ausliefern. Für unsere Verrömerung ist durch die Verhältnisse gesorgt, worin wir leben, und es gilt, die Mittel festzuhalten, die uns von der Verspätrömerung, die auch sogar schon eine üble Macht gewinnt, noch wieder heilen können.



Die Napoleon-Legende

Das intellektuelle Frankreich hat den Götzen Napoleon den Großen heimlich schon längst zerschlagen. In Anatole Frances „Ile des Pingouins" kommt ein siamesischer Prinz nach Paris und sieht da auf einer hohen Ruhmessäule einen kleinen Mann stehen. Wer der Mann gewesen sei? „Ein großer General." „Da hat er wohl viele Länder zu Frankreich hinzugewonnen?" „Das zwar nicht, Frankreich war nach ihm kleiner als vor ihm, aber immerhin, er war ein großer General."

Der Historiker, so wird dazu in der Bremer Zeitschrift „Die Güldenkammer" bemerkt, steht vor einem merkwürdigen Problem. Da ist ein Mensch mit riesigen Soldatenleistungen, mit blendenden Schlachten in Ägypten und Italien, in Österreich und Deutschland, mit den größten Eroberungen überall; dann mit bleibenden Verdiensten in der Organisation und der Verwaltung; dann, als Politiker, mit bodenlosem Leichtsinn (Spanien, Rußland), mit fürchterlichem Hochmut, der aus lauter Leichtsinn und Hochmut in einem Augenblick, wo er (1813 in Dresden) von Metternich den Frieden haben kann, sehenden Auges in seinen Untergang rennt. Cyrano: „Je me bats." Ein antiker Mensch, unkompliziert, der Dämon der Tat, hochgekommen in einem kritischen Moment, zugleich der Vertreter der Revolution und der Reaktionär gegen die Revolution, immer eine Doppelrolle spielend; kometenhaft aufsteigend, dann abgrundtief stürzend. So war der Mann. Und den haben sie zum „Genie", zum Retter Frankreichs gemacht, ja zum Halbgott. Er galt in Europa als der letzte Held. Die Legende

hat sich seiner bemächtigt, die Geschichtsschreibung selbst wird von dieser Legende verwirrt, selbst bei den größten Historikern wird sein Aufstieg immer als Folge seiner Leistungen, sein Sturz dagegen als das Eingreifen übernatürlicher Mächte geschildert. Frankreich war geblendet von ihm und gab sich ihm auch nach seinem Tode noch so bedingungslos hin, daß es, als es abermals eine Revolution hinter sich hat, sich dem Erben seines Namens auf nichts als diesen Namen hin abermals blind anvertraute. Ob auch dieser zw ite Napoleon dazu verdammt ist, automatisch nachzumachen, was sein Ahn getan hat, ob er auch dazu verpflichtet ist, Frankreich auf alle Fälle militärischen Ruhm, die „gloire" zu verscha fen, koste es was es wolle, Frankreich kann nicht anders, es rennt abermals in den sicheren Untergang. Wohl war es Leichtsinn, alle Völker der Reihe nach anzugreifen und sie zu demütigen, sich überall in der Welt despotisch einzumischen, selbst jenseits des Ozeans. Wohl war der „Chauvin", der „Ratapoil", dieses Abbild der heruntergekommenen napoleonischen Idee, schon zu seinen Lebzeiten eine lächerliche Figur, deren Ende die Einsichtigen klar vorausgesagt haben — aber trotz und alledem, Frankreich muß mit Napoleon gehen, c'est plus fort, ça. Das kommt: in der napoleonischen Idee lagen Dinge, die den tiefsten Instinkten der Nation schmeichelten: die „gloire", der Siegesrausch, die große Schauspielerei, das Heldentum in der Schlacht, und endlich: „das" Genie. Weil sich die Franzosen in ihrem innersten Fühlen von diesem Krieger, dem ersten Napoleon, verstanden fühlten, haben sie ihn zum Gott gemacht und eine Legende über ihm aufgetürmt.

Historisch betrachtet sind die Napoleonen, einer wie der andere, politische Anachronismen. Die Lehren der politischen Geschichte zeigten seit dem Ende Ludwigs XIV., daß im modernen Europa jedes Volk nur ein bestimmtes Maß von Bewegungsfreiheit hat, daß es innerhalb der ihm von Natur gesetzten Grenzen verharren muß, wenn anders es sich gedeihlich entwickeln will. Daß im modernen Europa kein Platz mehr ist für die Vorherrschaft irgendeiner „grande nation" und daß die europäische Weltpolitik beherrscht wird vom Prinzip des „Gleichgewichts der Kräfte". Diese Lehren haben die Napoleonen, unmodern wie sie immer waren, ignoriert, und ihr Streben ging nach unbrauchbar gewordenen Idealen, nach dem römischen Imperium, nach den Träumen Alexanders und nach dem Weltreich Karls des Großen. So haben sie den Lauf der Geschichte unheilvoll aufgehalten und Frankreich viel mehr geschadet als genützt.

Auch die Deutschen hat die Legende angesteckt. Auf den Schreibtischen junger Leute steht „das Genie der Tat" in Bronze. Daß wir ihm dankbar dafür sein müssen, daß der Widerstand gegen ihn es war, der schließlich Preußen groß machte und am Ende Deutschland ermöglichte, gehört nicht in die Idee Napoleons, das war die Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Trotz Goethes „Rüttelt ihr nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß" war er nicht so groß, als daß das Rütteln ihn nicht doch umgebracht hätte. Man braucht nicht um Nationalität zu rechten, die wahrhaft großen Menschen gehören der ganzen Welt, und vor ihnen gehen die nationalen Schlagbäume in die Höhe. Aber es ist nicht erwiesen, daß Napoleon eine wahrhaft große Persönlichkeit war. „Größe erkennen wir, wo ein starker Lebenstrieb (Egoismus) sich instinktiv einer bedeutenden Sache vermählt, die er, von zielsicherer Klugheit bedient, wirklich zu Ende zu führen vermag: Cäsar, Friedrich der Große, Bismarck." Wenn diese von O. A. H. Schmitz gegebene Definition der historischen Größe richtig ist — und ich sehe keinen Einwand —, so wird niemand dem ersten Napoleon das Prädikat „groß" beilegen mögen. Die Sache, der er seinen Lebenstrieb vermählte, war keine bedeutende, sondern eine phantastische Sache, und das, was er seinen „Stern" nannte, eben seine Sache, hat er nicht zu Ende geführt, weil er selber kein Ziel sah und sehen konnte.



Die Wahrheit über das Salvarsan

In dem Septemberheft, XV. Jahrg., hat der Türmer die Aufmerksamkeit auf seltsame Gerüchte gelenkt, die von zwangsweise angewandten Salvarsankuren bei Prostituierten im Städtischen Krankenhause zu Frankfurt a. M. zu berichten wußten. Diese Notiz, die ihren Weg in die Presse nahm und so weiteste Verbreitung fand, hat den Dementierapparat der maßgebenden Stellen in Bewegung gesetzt, obwohl die durch den Türmer veröffentlichten Vorhaltungen von anderer Seite bereits früher, und zwar viel schärfer und ausführlicher (dazu in Frankfurt a. M. selbst!) zur Sprache gebracht worden sind, ohne daß die Behörden es für notwendig erachtet hatten, dem berechtigten Wunsch nach Aufklärung Rechnung zu tragen.

Der Türmer hat also mit seiner Notiz „Aufklärung nötig!“ erreicht, daß das rätselhafte Schweigen der Behörden gebrochen wurde. Wir müssen indessen zu unserem Leidwesen bekennen, daß die verschiedenen Dementis, die in dieser Angelegenheit erlassen worden sind, keineswegs in dem Maße Licht über die Sache verbreitet haben, wie es im Interesse der Öffentlichkeit dringend zu wünschen gewesen wäre. Lediglich in einem Punkt ist eine Unrichtigkeit in den Angaben festgestellt worden: Der Staatsanwalt hat nämlich gegen den „Freigeist“ in Frankfurt a. M., der die heftigsten und kompromittierendsten Anschuldigungen gegen die städtische Verwaltung und gegen den Professor Ehrlich, den Erfinder des Salvarsans, erhoben hat, — kein Verfahren eingeleitet, und seit ensder Behörden ist keine Anzeige erstattet worden. — Warum nicht? Wenn sich die maßgebenden Stellen so frei von jeglicher Schuld fühlen, dann hätte ihnen wie auch Herrn Professor Ehrlich eine gerichtliche Klarstellung des Tatbestandes doch dringend am Herzen liegen müssen.

Statt dessen sendet uns der Magistrat von Frankfurt a. M. eine Erklärung, in der es diktatorisch heißt: „Die von der Frankfurter Wochenschrift ‚Der Freigeist‘ gegen die Verwaltung des städtischen Hospitals in Frankfurt a. M. und Herrn Professor Ehrlich erhobenen Beschuldigungen sind durchweg unzutreffend. Die in das städtische Krankenhaus eingelieferten Prostituierten wurden nicht ‚mit Gewalt als Versuchskaninchen‘ zu Salvarsankuren benutzt, sondern sie werden von Seiten der Polizeibehörde zur Behandlung gegen ihre Syphilis dem Krankenhaus überwiesen, das die Verpflichtung hat, sie nach dem jeweilig besten Standpunkt der Wissenschaft zu behandeln. Das ist nach übereinstimmendem Urteil der Sachverständigen zurzeit die kombinierte Salvarsan-Quecksilberkur.“

Nach übereinstimmendem Urteil der Sachverständigen?? — Wir gestatten uns, dem Magistrat von Frankfurt a. M. zur gefl. Orientierung folgendes Material zur Verfügung zu stellen:

„Von Nebenwirkungen, mangelhaften Erfolgen und Rückfällen bei Salvarsanbehandlung berichten u. a. Hoffmann (Med. Klin. Nr. 33). Er sah Thrombose und embolische Pneumonie. Desgleichen beobachteten Neisser (D. M. W. Nr. 26) und Trempel (M. M. W. Nr. 26) mehrfach Mißerfolge und Rezidive. Beide betonen bei der allzu kurzen Anwendungszeit die Unmöglichkeit, festzustellen, ob Heilung oder Latenz vorliegt. Ähnlich Geronne und Touton (Wiesbaden), B. Kl. W. Nr. 28, Vereinsbericht. Bruck (Med. Klin. Nr. 37) weist darauf hin, daß viele Ärzte der von dem Entdecker und seinen Mitarbeitern dem Mittel nachgerühmten Dauerheilung nach einmaliger Injektion („Ther. sterilis. magna“) von vornherein äußerst skeptisch gegenübergestanden haben.

Fränkel und Grouven (M. M. W. Nr. 34) sahen eine tödlich verlaufende As-Vergiftung nach intravenöser Injektion des Mittels. Wenn dieselbe auch auf Idiosynkrasie zurückzuführen sei, so mahne das Ereignis doch zur Vorsicht bei der Verwendung eines so differenten Mittels. Trotz mancher guten Erfah-

rungen können die Verfasser nicht „in jene von einem verstiegenen Entzücken triefenden Schilderungen“ einstimmen, wie sie einige von ihren Fachgenossen veröffentlicht haben. Spiethoff (M. M. W. Nr. 35) erlebte bei einer Unterernährten nach 0,5 Exitus. Ebenso die Kopenhagener Klinik bei einer luetischen Lähmung (C.-Z. Nr. 408). Von besonders hohem Interesse ist eine Arbeit von Buschke, die von den Bedenken gegen die voreilige Anwendung des noch im Stadium des wissenschaftlichen Versuches befindlichen Mittels die berichteten Rezidive und Todesfälle, speziell die Eigenschaft des As als Nervengift, und die Bedenklichkeit der „Depottherapie“ hervorhebt. Er will das Mittel vorderhand nur bei Versagen der bisherigen Therapie und bei Quecksilber-Idiosynkrasie angewandt wissen, weil er sich nicht entschließen kann, das Jahrhunderte hindurch erprobte Quecksilber aufzugeben, bevor nicht der sichere Beweis geliefert ist, daß diese neue und chemisch gewiß geistreiche, biologisch aber wohl auf nicht ganz richtigen Prämissen beruhende Umgestaltung der alten As-Therapie nicht nur dem Quecksilber überlegen, sondern vor allem auch weniger schädlich ist. In der Berliner medizinischen Gesellschaft (Sitzung vom 15. Juni, vgl. Allgem. Med. Zentral-Ztg. Nr. 29) berichtete Wossidlo u. a., daß sieben serologische Institute bei 14 Syphilitischen nur dreimal übereinstimmende, elfmal dagegen widersprechende Resultate fanden. Dabei waren unter den elf Fällen fünf mit manifesten Erscheinungen. Umgekehrt war bei Nichtsyphilitischen die Reaktion mehrfach positiv. Brändle und Clingestein (Med. Klin. Nr. 39) betonen, daß eine endgültige Kritik über das Medikament erst nach Jahren möglich sein wird, weil ja auch der negative Wassermann kein sicheres Zeichen für den Ablauf einer Lues ist. Die Arbeit schließt mit folgender Warnung: „Mit Rücksicht auf das Verbleiben von As-Resten entwickelt sich für eine fortgesetzte Anwendung des Mittels die Perspektive auf die Möglichkeit so trauriger Resultate, wie sie mutatis mutandis bei der grauen Öltherapie vorgekommen sind.“ Über Nebenwirkungen und Rezidive schlimmster Art haben ferner Bohac und Sobotka in einem viel beachteten Aufsatz der „Wiener Klinischen Wochenschrift“ berichtet. H. E. Schmidt (Berlin) schreibt in der Ztschr. f. phys. u. diät. Therapie (Heft 9, 1913): „Die Zahl der bekannt gewordenen Salvarsan-Todesfälle erreicht heute schon etwa 200. Und wieviel mögen nicht publiziert oder auch gar nicht mit der lange zurückliegenden Salvarsanapplikation in Beziehung gebracht worden sein?“

In der „Österr. Ärzte-Ztg.“ (X. Jahrg. Nr. 16) beschäftigt sich der Dozent Dr. F. Kannegießer ausführlich mit Ehrlich-Hata. „So wie die Lehre von der Meta- und Para-Lues neuerdings erschüttert ist, so wird man auch bald aufhören, die glänzende Heilwirkung des Salvarsan zu rühmen, sobald man das Schicksal der mit Salvarsan Behandelten auf eine größere Zeitetappe und auch an deren Kindern zu verfolgen imstande war. Soviel ist übrigens für jeden Toxikologen klar, daß er trotz eifrigstem Bemühen von den medikamentösen Vergiftungen nur den geringsten Bruchteil erfährt, denn erstens bleibt nicht jeder, der mit Salvarsan behandelt worden ist, dauernd unter der Beobachtung des Arztes, der die Injektion gemacht hat, zweitens wird nur ein sehr geringer Teil der Ärzte, die mit Salvarsan unangenehme Erfahrungen gemacht haben, dies publizieren, drittens wird nicht jeder mit Salvarsan Gespritzte bei einer etwaigen Intoxikationserkrankung, vorausgesetzt, daß er überhaupt dieselbe als solche vermutet, den behandelnden Arzt auf die stattgehabte Injektion aufmerksam machen. Und viertens, wenn einer an Encephalitis haemorrhagica ex Salvarsan bewußtlos auf der Straße zusammenstürzt und stirbt, wer denkt denn da gleich daran, daß er einen Salvarsan-Kandidaten vor sich hat?“ Der Verfasser des Aufsatzes hat sich Prof. Ehrlich persönlich zu Experimenten im Speyerhaus zu Frankfurt a. M. zur Verfügung gestellt. Es ist auffallend, daß Herr Prof. Ehrlich, der doch von der Heilwirkung seines

Mittels überzeugt sein muß, dieses Anerbieten abgelehnt und auf spätere Zuschriften des Gelehrten überhaupt nicht mehr reagiert hat.

Wir verweisen ferner den Magistrat von Frankfurt a. M. auf das soeben erschienene „Lehrbuch der Hautkrankheiten" von Prof. Finger, Direktor der Wiener Universitätsklinik für Syphilis. Darin heißt es:

„Die prompte Wirkung des Salvarsans ist nur eine symptomatische. Eine volle Ausheilung ist mit dem Abheilen der Erscheinungen nicht erfolgt, einige Wochen oder Monate nach Abschluß der Behandlung kommt es zum Auftreten von Rezidiven als Beweis, daß die vielversprochene ‚sterilisatio magna' nicht erfolgte. Leider kommen dem Salvarsan neben seiner vorzüglichen Wirkung auch zuweilen, und nicht gerade so selten, unangenehme, ja gefahrdrohende Nebenwirkungen zu, die auf einer nicht zu seltenen und nicht vorauszusehenden Idiosynkrasie gegenüber dem Arsen bestehen. Als solche Nebenwirkungen werden angeführt: Übelkeit, Erbrechen, Durchfälle, Gelbsucht, Appetitlosigkeit, Atemnot, Angstgefühl, Lähmungen, Blasenstörungen, Eiweißharn und Ausschläge. Wo diese Erscheinungen zum Tode führten, ergab die Sektion den Befund akuter Arsenikvergiftung. In anderen Fällen ergab die Sektion keine Aufklärung über die Todesursache. In einigen weiteren Fällen kam es im Anschluß an die Injektion zu epileptiformen Anfällen, Bewußtlosigkeit, zerebralen Lähmungserscheinungen, Tod nach mehreren Tagen, und die Sektion ergab den Befund einer Encephalitis haemorrhagica, deren toxische Natur Marschalko feststellte, indem er nachwies, daß den Hämorrhagien im Gehirn keine syphilitischen und toxisch degenerativen Veränderungen der Blutgefäße zugrunde liegen, und er auch experimentell bei Kaninchen durch Injektion von Salvarsan klinisch und anatomisch dieselben Veränderungen erzeugen konnte. Es muß betont werden, daß besonders in der Privatpraxis allerorten eine größere Anzahl von Todesfällen zur Beobachtung kam, in denen aus begreiflichen Gründen eine genauere Untersuchung des Falles nicht möglich war. Allen diesen Tatsachen gegenüber bemühen sich Ehrlich und Wechselmann, das Salvarsan zu diskulpieren und alle die zahlreichen üblen Zustände auf andere Momente zurückzuführen, z. B. auf die absolut unhaltbare Hypothese des ‚Wasserfehlers', indem sie annehmen, daß in dem benutzten destillierten Wasser pathogene Bakterien enthalten seien. Für die Salvartherapie sind nur diejenigen Patienten zulässig, deren Auge, Ohr, Herz, Gefäße, Lunge, Niere, Leber als völlig gesund durch vorhergängige Untersuchung festgestellt wurde, und dann wird sie auch nur in Kombination mit Quecksilber anzuwenden sein." Die Zuschrift fährt fort: „Es ist in der Tat nicht zu verstehen, weshalb man überhaupt die Salvarsanbehandlung noch anwendet, bei der man nie sicher vor den übelsten Zufällen ist, um so weniger zu verstehen, als man ja die seit Jahrhunderten erprobte Quecksilberbehandlung, die im Vergleich zur Arsenikbehandlung ganz harmlos ist, nach dem Urteil aller Sachverständigen doch nicht entbehren kann."

Ebenso bitten wir den Magistrat von Frankfurt a. M., Kenntnis zu nehmen von der Broschüre des Dr. Obermiller, Assistenzarztes an der Universitätsklinik zu Straßburg i. E.: „Zur Kritik der Nebenwirkungen des Salvarsans (bzw. Neosalvarsans)". (1913, Straßburg, Verlag von Ludolf Beust.) Der Verfasser unterzieht die bisher publizierten und die selbst beobachteten Fälle, in welchen Nebenwirkungen des Salvarsans aufgetreten sind, einer sachlichen Kritik und kommt zu dem Schluß: „Das Salvarsan hat schon mehr Todesfälle verschuldet, als die Syphilis, sich selbst überlassen, hätte verschulden können; denn man stirbt nicht an rezenter Lues."

Wir könnten die Zahl der oben angeführten „Sachverständigenurteile" beliebig erweitern, hoffen aber, die kleine Probe wird genügen, um dem Frankfurter Magistrat auf den Weg zu verhelfen, der ihn zu einer weniger einseitigen Beurteilung des mit geradezu überschwenglichem Trara gefeierten Ehrlichschen Heilmittels führt. O blinder

Glaube an das Heilmittel des großen Mitbürgers! „Es wäre“, heißt es in der Magistratserklärung, „eine grobe Pflichtverletzung, den Kranken das Salvarsan vorzuenthalten. Unter mindestens 5000 in der Hautklinik des städtischen Krankenhauses mit Salvarsan behandelten Fällen ist nur eine Patientin gestorben, die an akuter gelber Leberatrophie erkrankt war.“

Es wäre, meinen wir, interessant und die eigentliche Aufgabe des Magistrats gewesen, darüber Auskunft zu geben, ob die fünftausend Gespritzten auf das Risiko der Salvarsankur gebührend aufmerksam gemacht worden sind, und ob insonderheit die zahlreichen Prostituierten mit ihrem Einverständnis der Salvarsaninjektion sich unterzogen haben, oder ob die Krankenhausverwaltung ohne Wissen der Patienten, zu Versuchszwecken, Einspritzungen vorgenommen hat. In der Stadtverordnetenversammlung in Frankfurt a. M. ist der Magistrat in der Angelegenheit der Salvarsanbehandlung interpelliert worden, und an dieser Stelle hat der Stadtrat Meckbach, der die Interpellation für den Magistrat beantwortete, halb und halb zugegeben, daß Prostituierte zwangsweise mit Salvarsan behandelt worden sind. In einer öffentlichen Protestversammlung in Frankfurt a. M. ist eine Prostituierte aufgetreten und hat, wie die „Frankfurter Volksstimme“ unwidersprochen berichtet, sich erboten, eidlich zu bestätigen, daß eine Gewaltbehandlung stattgefunden hat. Es ist ferner in der erwähnten Stadtverordnetenversammlung zugegeben worden, daß die Gewaltbehandlung teilweise Lähmungserscheinungen und „andere Folgeerscheinungen“ gezeitigt habe.

Der Türmer hat nur seiner publizistischen und menschlichen Pflicht genügt, indem er dafür sorgte, daß der Frankfurter Fall zur öffentlichen Diskussion gestellt wurde. Uns, wie allen menschlich Denkenden, erscheint es geradezu als eine Gewissenlosigkeit, wenn nicht noch Schlimmeres, Menschen mit diesem neuen Mittel zu behandeln:

1. ohne den Patienten, und seien sie Angehörige noch so niedriger Schichten, den genauen wissenschaftlichen Stand über dieses Mittel mitzuteilen, aus einfacher ärztlicher Autorität,

2. wenn der Patient gar noch zur Behandlung mit diesen Mitteln gezwungen wird.

Grundsätzlich halten wir eine allgemeine Einschränkung der Salvarsankuren deswegen für dringend geboten, weil das Ehrlichsche Mittel namentlich wegen seiner bedenklichen Nebenwirkungen bei weitem nicht genügend ausgeprobt ist, und die Behandlung mit einem nicht einwandfrei erprobten Heilmittel keinen Nutzen, sondern eine schwere Schädigung für die Menschheit bedeutet. Die Anhänger des Salvarsans kann man nach einer treffenden Charakteristik des Franzosen Gaucher (Paris) in drei Gruppen teilen: erstens die, welche mit diesen Ehrlichschen Mitteln behandeln, weil es heute einmal Mode ist, ohne groß darüber nachzudenken; zweitens die Gruppe von Ärzten, die dem Kartell angehören (Ehrlich-Syndikat), und drittens die Spezialisten, die mit dieser Behandlung natürlich riesige Summen verdienen.

Das muß einmal klipp und klar ausgesprochen und schonungslos beleuchtet werden! Die von einem großen Teil der Presse fast systematisch betriebene und beispiellose Verherrlichung des Ehrlichschen „Heil“mittels verpflichtet einfach dazu, der ahnungslosen Öffentlichkeit einmal die dunkle Kehrseite der Medaille zu enthüllen, zumal wenn die leitende Behörde einer Großstadt wie Frankfurt a. M. der Suggestion einer riesenhaften Propaganda, wie oben erwiesen, glattweg erliegt. Die Geschichte der Arzneikunde kennt ja leider noch andere Fälle, in denen unermeßliches Unheil angerichtet wurde durch die zu frühe Anwendung von neuen Erfindungen auf medizinischem Gebiete.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Submission, Streik und Polizei“

Unter dieser Überschrift brachte der Türmer in Heft 12, XV. Jahrg., eine Notiz, die sich mit den Streikunruhen in Mülhausen i. E. befaßte. Die Firma Julius Berger, Tiefbau-Aktiengesellschaft, Berlin-Wilmersdorf, stellt uns nun eine Darstellung des Sachverhalts zur Verfügung, nach der die Vorgänge in wesentlich anderem Lichte erscheinen. Wir geben den Ausführungen schon um der Gerechtigkeit willen Raum. Die Firma schreibt:

„Im Submissionswege wurden uns von der Generaldirektion der Reichseisenbahnen in Straßburg die Arbeiten für den Umbau des Bahnhofs Mülhausen übertragen. Es ist dies die erste Arbeit, die wir in Elsaß-Lothringen zur Ausführung übernommen haben. — Bei der Arbeitsausführung beschäftigten wir zunächst Mülhausener Arbeiter und auswärtige Arbeiter, die wir auf einer anderen unserer süddeutschen Baustellen freibekommen hatten und weiterhin in unseren Diensten beschäftigen wollten. Diese erhielten einen Stundenlohn von 40 ₰, der für den gewöhnlichen Erdarbeiter als reichlich zu bezeichnen ist, da regulär in allen Landesteilen Deutschlands die gewöhnlichen Erdarbeiter mit einem Stundenlohn von 33—42 ₰ bezahlt zu werden pflegen.

Nachdem diese anfänglich von uns beschäftigten Arbeiter einige Zeit gearbeitet hatten, erklärten einige dem Mülhausener Bauarbeiterverbande angehörende Arbeiter, für den Stundenlohn von 40 ₰ nicht weiter arbeiten zu können; sie würden zwar persönlich gern für diesen Lohn arbeiten, dürften es aber mit Rücksicht auf den Mülhausener Arbeiterverband und auf den für Mülhausen zwischen den Verbänden der Arbeitgeber und der Arbeiter geschlossenen Tarifvertrag nicht tun. — Hierdurch erstmalig wurde unsere Aufmerksamkeit auf diesen uns bis dahin völlig unbekannt gewesenen Tarifvertrag hingelenkt, dessen für den vorliegenden Fall wichtigste Bestimmungen dahin gehen, daß der Stundenlohn für den gewöhnlichen Erdarbeiter zurzeit 56 ₰ beträgt und sich im Laufe der Geltungsdauer des Tarifvertrages allmählich bis auf 61 ₰ steigert, und daß die Vertragsparteien abweichende Bestimmungen mit anderen Organisationen oder den einzelnen Arbeitgebern nicht treffen dürfen. Daß das Bestehen des Tarifvertrages uns unbekannt war, hat der Vorsitzende der Handwerkskammer zu Mülhausen amtlich bestätigt.

Da wir dem Arbeitgeberverbande nicht angehörten und von den Bestimmungen des Tarifvertrages, wie schon erwähnt, bei Übernahme der Arbeiten keine Kenntnis und zu seiner Anerkennung selbstverständlich auch keine Verpflichtung hatten, da wir ferner genügend Arbeiter zu unserer Verfügung hatten bzw. von anderen Baustellen heranzuziehen in der Lage waren, die zu einem Stundenlohn von 40 ₰ gern arbeiten wollten, so haben wir von dieser

uns zu Gebote stehenden Möglichkeit Gebrauch gemacht und die von uns übernommenen Arbeiten fortgesetzt mit denjenigen Arbeiterkolonnen, die zu den von uns gestellten, übrigens durchaus angemessenen Bedingungen bei uns weiter zu arbeiten bereit waren und sich dabei sehr wohl fühlten. Als nun der Mülhausener Arbeiterverband bemerkte, daß auf unserer Baustelle ruhig weiter gearbeitet wurde und unsere Arbeiterkolonnen sich nicht abspenstig machen ließen, kam es zu schweren Bedrohungen und sogar zur Anwendung von Gewalt gegen die Arbeitswilligen, die uns dazu zwangen, den Schutz der Polizeibehörde in Anspruch gegen diejenigen zu nehmen, welche unter Bruch der bestehenden Rechtsordnung die Arbeitswilligen an der Fortsetzung ihrer Tätigkeit zu hindern versuchten. Hierbei kam es zu Angriffen der Friedensstörer auf die Polizei und die Arbeitswilligen, welche außerordentlichen Umfang und einen sehr erbitterten Charakter annahmen und schließlich höchst bedauerlicherweise zu Blutvergießen führten. Da die Polizei allein nicht mehr in der Lage war, unsere arbeitswilligen und dauernd friedlich arbeitenden Leute vor den Bedrohungen und Demonstrationen der zu uns in keinerlei Verhältnis stehenden Volksmassen in Mülhausen zu schützen, so mußte auch Militär aufgeboten werden, durch welches wenigstens vorläufig die Ruhe wieder hergestellt wurde.

Inzwischen wurde durch den Bürgermeister in Mülhausen versucht, eine Einigung zwischen den beiden Verbänden der Arbeitgeber und der Arbeiter einerseits und uns andrerseits herbeizuführen. Hierbei erklärten wir uns bereit, uns einem Schiedsgericht für die Bemessung der Stundenlöhne zu unterwerfen, was anfänglich von den beiden gegnerischen Verbänden verlangt, aber, nachdem es von uns zugestanden war, von dem Bauarbeiterverbande plötzlich überraschenderweise abgelehnt wurde. Schließlich wurden die Streitigkeiten auf Grund einer Intervention der Landesregierung von Elsaß-Lothringen beigelegt in der Weise, daß wir uns, um nicht die unfreiwilligen Urheber weiteren Blutvergießens zu sein, um vielmehr der in ihrer öffentlichen Sicherheit schwer bedrohten Stadt Ruhe und Frieden wiederzugeben, unter dem prinzipiellen Bestreiten irgendwelcher Verpflichtung hierzu bereit erklärten, für die Arbeiten am Nordbahnhofe in Mülhausen die Lohnsätze des zwischen dem dortigen Arbeitgeber- und Arbeiterverbande geschlossenen Tarifvertrages, nicht aber diesen selbst, anzuerkennen.

Die beiden Fundamentalsätze des Artikels in Ihrer September-Nummer, des Inhalts:

1. daß wir mit den in Mülhausen angeworbenen Arbeitskräften einen Stundenlohn von 56 ₰ vereinbart hätten,
2. daß wir bei der Lohnauszahlung jedoch Abzüge von 28—36 % gemacht hätten,

sind demnach unrichtig.

Ebenso ist es nach dem von uns geschilderten Sachverhalt unrichtig, daß uns in erster Linie die Schuld an den beklagenswerten Mülhausener Vorgängen treffe. Denn bei der Beurteilung unseres Verhaltens darf nicht vergessen werden, daß wir dem Mülhausener Arbeitgeberverbande nicht angehörten, daß wir das Bestehen des Tarifvertrages bei Abschluß unseres Bauvertrages nicht kannten, daß wir bei Beginn unserer Arbeiten bereits recht hohe und jedenfalls angemessene Stundenlöhne zahlten, und daß andrerseits der laut Tarifvertrag den Erdarbeitern zu entrichtende Stundenlohn von 56 ₰ ein ganz unangemessen hoher ist und in gar keinem Verhältnis zu dem Wert der Arbeitsleistung des gewöhnlichen ungeschulten Erdarbeiters steht.

Wir haben demnach nur unser gutes Recht vertreten, indem wir die Arbeiten durchzuführen suchten mit Arbeitern, welche bereit waren, zu dem von uns bewilligten angemessenen Stundenlohn in unseren Diensten zu verharren. Die Schuld an den Mülhausener Vorgängen aber trifft diejenigen, die unter Verletzung des Gesetzes versucht haben, durch Gewalttätigkeiten schlimmster Art unsere Arbeitswilligen zur Niederlegung der Arbeit und dadurch uns zum Beitritt zum Tarifvertrage zu zwingen. Von einem Streik auf unserer Baustelle kann gar nicht die Rede sein; es handelte sich vielmehr um eine ganz frivole Einmischung dritter Per-

sonen in das Verhältnis zwischen unseren Arbeitern und uns, die um so schwerer zu verurteilen ist, als unsere Arbeiter mit den von uns gebotenen Arbeitsbedingungen zufrieden waren und die Annahme des Tarifvertrages selbst nicht wünschten. Wenn in Mülhausen weiteres Blutvergießen vermieden und die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt wurde, so ist dies in erster Linie uns zu verdanken, indem wir uns freiwillig ganz ungewöhnlichen Bedingungen unter Darbringung großer pekuniärer Opfer gefügt haben, ohne hierzu irgendwie rechtlich oder moralisch verpflichtet zu sein."



„Wenn Gerhart Hauptmann Jude wär' ..."

... „nun, was dann?" Mehr gegen sein Festspiel schreiben und sprechen, als es bisher geschehen ist, hätte man doch wohl auch nicht können — höchstens, daß man bei ihm das Festspiel gar nicht bestellt hätte.

Damit wäre die Sache erledigt, „aber Reinhardt ist einer, Gott sei's gedankt..."

Hat, so frage ich, jemals ein wirklich ernst zu nehmendes Literatur- oder Kunstblatt an Reinhardt üble Kritik geübt, lediglich, weil er Jude ist? Ich glaube nicht. Reinhardt hat — und das wird allgemein anerkannt — dem modernen Theaterbetrieb das Großartige, Massenhafte, vielleicht auch das Gewaltige gegeben, mit allen Vorteilen und Schäden, die diesen anhaften. Masse ist nun einmal sein Element. Gewiß hat er die Bühnenkunst auf neue Bahnen gebracht und ganz eigenartige, vorher ungeahnte Wirkungen überhaupt erst möglich gemacht. Ebenso gewiß jedoch, sehr zum Schaden einer stillen, tieferen Kunst, jedem Werke, das ihm in die Hände geriet, oft maßlos Gewalt angetan, so daß es ... innerlich zusammenbrach. Allein, was macht das bei ihm aus? Wenn nur er seine Kunst zeigen kann... alles andere ist nichts, Dichter und Kunst sein Handwerkszeug...

Das ist es, weshalb echte, unvoreingenommene Künstler und Kunstfreunde immer Stellung gegen Reinhardt nehmen müssen, das und die beispiellose Rücksichtslosigkeit, mit der er alles — selbst die bitternotwendigsten Interessen der Kunst —, was nicht in seinen (Geschäfts-) Kram paßt, dem materiellen Erfolge hintanstellt. Sicher hält man einen gesunden Geschäftssinn für eine unentbehrliche Forderung an einen Regisseur, sicher aber gibt es auch idealere Mittel, mit denen sich arbeiten ließe.

Trotzdem wurde ihm (auch im Türmer) dort, wo er sich an das Dichtergenie nicht „mit bessernder Hand" heranwagte — ich nenne bloß seine Shakespeare-Aufführungen —, die denkbar größte Anerkennung zuteil. Trotzdem hat man es als selbstverständlich gelten lassen, daß für ihn der Zweck des „Eucharistischen Kongresses" nicht maßgebend sein konnte, als er die Regie des „Mirakels" übernahm. Er stand ja im Dienste der Kunst, und wenn ihn nachher das überschwengliche Lob der Festveranstalter traf, war es sein gutes Verdienst. „Ja, damals war es auch anders!!" Wenngleich man gegen das Schauspiel und die Humperdincksche Musik gar manches hätte einwenden können, eines war gewiß: Das Stück lag in der Tendenz des Festes und war in seinem Sinne vollauf gelungen. Was man jedoch in Breslau gesehen hat, war alles eher als ein „Festspiel zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege". Hier war aus der Tendenz des Festes ein Gelingen von vornherein ausgeschlossen. Nun hat Reinhardt an diesem Mißlingen direkt keine Schuld, jedenfalls aber ziemt es sich nicht, jetzt, da der Erfolg ausgeblieben ist, das Judentum hervorzukehren!

Warum ich das geschrieben habe? Weil auch ich ein Jude bin, einer, dem es nie einfallen würde, sein Judentum zu verleugnen; der aber immer dagegen aufstehen wird, wenn Schwächlinge für den Mißerfolg offensichtlicher Minderwertigkeiten das Judentum als billige Ausflucht verwenden werden. Und um es nur geradeheraus zu sagen: Nichts ist für mich peinlicher, als zu sehen, wie immer und immer wieder dieser trivialste Maßstab angelegt wird. Ich will natürlich nicht den Einschlag des Antisemitismus im Geistesleben unterschätzen. Wer aber ist zum großen Teile mit schuld an ihm? Alle jene, die denken, nichts Besseres tun zu können, als selbst himmelweit davon entfernte Ereignisse und Tatsachen aufs Judentum zu beziehen, und hinter jedem offenen Worte Judenhaß wittern. Die dadurch das Judentum ebenso verhaßt und unerträglich gemacht haben, wie sich einer selbst machen würde, wenn er in einer Gesellschaft jede Bemerkung auf sich beziehen wollte.

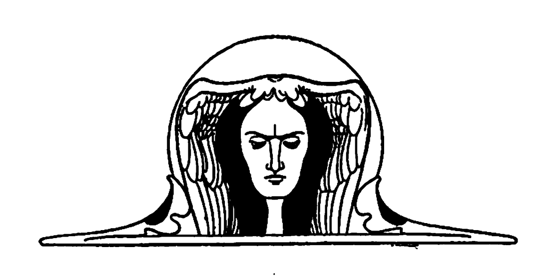
Rudolf Lebenhart

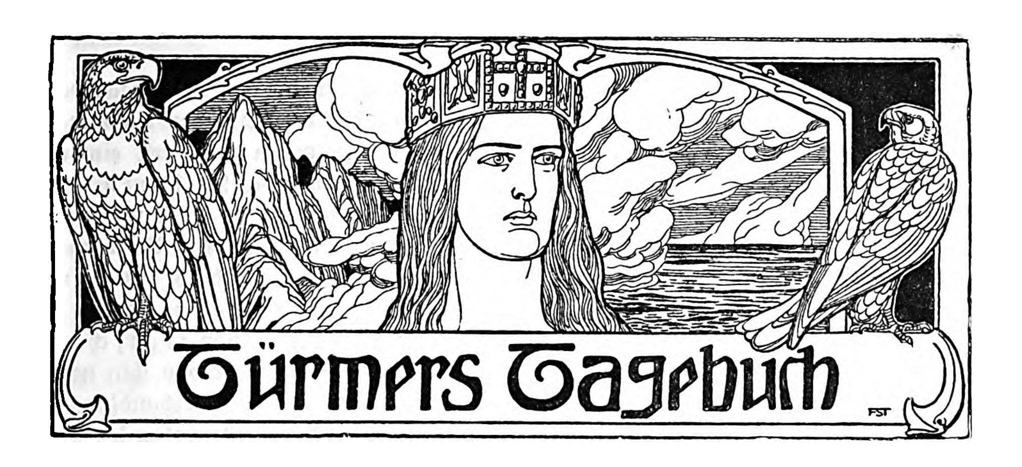


„Spökenkieker"

Im Anschluß an die in Heft 12, XV. Jahrg., veröffentlichte Erzählung „Spökenkieker" schreibt ein Arzt dem Türmer:

Noch ganz im Banne dieser Erzählung, drängt es mich, einer Bemerkung Raum zu geben, die schon immer bei den vielfachen Erzählungen gleicher und ähnlicher Art in mir geweckt wurde. So gewiß es Menschen gibt mit der Gabe des sogenannten „zweiten Gesichts", so sonderbar ist es doch, daß diese Unglücklichen wohl stets Unglück voraussehen, und zwar immer solches mit Sterben verbundenes. Sollte das nicht auch eine bestimmte Ursache haben? Warum sehen sie immer nur Trauriges, immer nur Tod und Schrecken voraus, warum nicht Freudiges, Glückverheißend? Hat man darüber noch niemals sich gewundert, noch nie darüber nachgedacht? Oder sind „Spökenkieker" bekannt, die so glücklich waren, immer nur Gutes für sich und andere vorauszusehen, und die deshalb nicht als „Nachteulen" und „Unglücksraben" gemieden und gefürchtet wurden? Ich habe noch niemals von glücklichen mit dem „zweiten Gesicht" Begabten gehört.





Fürstlicher und proletarischer Familienrat

In Deutschland, der großen Kinderstube, liegen sich wieder einmal die artigen mit den unartigen Kindern in den Haaren. Die artigen Kinder sind, die ohne zu fragen alles tun und glauben, was der Papa ihnen sagt, und sich dafür Bonbons und „Schocklade“ versprechen. Die unartigen, das sind die rechthaberischen, die sich darauf verbocken, daß der Papa doch gestern verboten hat, was er ihnen heute befiehlt, und daß nur das eine oder das andere richtig sein könne. Die Racker wollen nicht einsehen, daß der Papa, was eine hohe Regierung ist, immer recht hat. In Deutschland, der großen Kinderstube.

Wer nicht wüßte, welche Berge vulkanischer Umwälzungen, politischer Haupt- und Staatsaktionen hinter der Welfenfrage, um die das kindliche Geraufe geht, ihre ragenden Häupter recken, müßte in der Tat glauben, daß es sich um eine reine Familienangelegenheit mit reichlich viel Familien- und höherem Hausbedientenklatsch handelt. So sei z. B. vor der Verlobung des Prinzen Ernst August mit der Tochter des Kaisers ein ausdrücklicher Verzicht des Prinzen Ernst August auf Hannover verlangt worden. „Etwa eine Woche oder zwei vor der Bekanntgabe der Verlobung“, wußten die „Frankf. Nachr.“ zu erzählen, „fand in Karlsruhe eine Besprechung statt, an der unter anderen Prinz Ernst August und vom Hause Hohenzollern Prinz August Wilhelm teilnahmen. In dieser Konferenz wurde dem Prinzen Ernst August ein Verzicht auf Hannover nahegelegt. Sofort erhob sich der junge Welfenfürst und erklärte klar und bestimmt: ‚Für mich und mein Haus kommt in erster Linie die Ehre und erst in zweiter Linie die Liebe.‘ Dann verließ er das Zimmer, in dem die Konferenz stattfand. Prinz August Wilhelm holte den Prinzen Ernst August wieder zurück. [Gegen diese Prinzengeschichte wurde die größte Dementierspritze aus dem offiziösen Spritzenhaus vorgefahren, worauf die „Frankfurter Nachrichten“ lächelnden Mundes zugaben, daß sie sich in der Tat geirrt hätten. Aber — nur in den Namen. Sonst behielte alles seine Richtigkeit. D. T.]

Die Verlobung wurde gefeiert und veröffentlicht, ohne daß die Frage des Verzichts geklärt war. Offenbar war man auf preußischer Seite der Meinung, man würde den Herzog von Cumberland umstimmen, wenn man erst einmal persönlich mit ihm habe Fühlung nehmen können. So kam die Zusammenkunft in Homburg vor der Höhe, zu der auch der Reichskanzler zugezogen wurde. Der Herzog beharrte auf seinem Standpunkt. Die Verlobung und die Heirat seines Sohnes hätten mit der Politik nichts zu tun. Sein Sohn könne die Prinzessin Viktoria Luise heiraten, auch wenn er nicht auf den braunschweigischen Thron gelange, aber ein Verzicht auf Hannover war weder von ihm noch von seinem Sohne je ausgesprochen worden. Die ganze Art der Verhandlungsführung war von preußischer Seite durchaus unklar, auch der Reichskanzler hat in Homburg v. d. Höhe durchaus keine Klarheit geschaffen. Doch nahm man auf welfischer Seite an, daß alle staatsrechtlichen Schwierigkeiten behoben seien, und der Thronbesteigung des Prinzen Ernst August auch ohne Verzicht auf Hannover nichts mehr im Wege stände. Dann kam die Veröffentlichung des Briefes des Prinzen Ernst August an den Reichskanzler. Der Brief war auf Veranlassung des Reichskanzlers geschrieben worden, der hoffte, mit diesem Brief die öffentliche Meinung beruhigen zu können."

Von der Notwendigkeit, daß vor der Thronbesteigung in Braunschweig vollständig klare Verhältnisse geschaffen und der Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907 durchgeführt werden müßten, soll auch Herr von Bethmann überzeugt — gewesen sein. Wie das „Leipziger Tageblatt" versichern zu dürfen glaubt, hat er sich „tatsächlich in diesem Sinne aufs äußerste bemüht, ja, aufs alleräußerste, bis — je nun, bis er einsah, daß nichts gegen einen höheren Willen auszurichten sei. Und dann versagte wieder seine Tatkraft, und er fügte sich. Er wird im Bundesrat für ein Fallenlassen des Beschlusses vom Jahre 1907 eintreten. [Umfallen und umfallen lassen. D. T.] Preußen wird als führende Macht, die zugleich an der Sache in erster Linie beteiligt ist, den Bundesrat bestimmen, sich selbst zu korrigieren, das, was er für die Zukunft des Reiches seinerzeit für notwendig hielt und feierlich festlegte, ‚veränderter [Familien- D. T.] Verhältnisse halber' preiszugeben. Immer von neuem wird versichert, es sei doch gar kein Grund, dem künftigen Herzog von Braunschweig, dem Gemahl der Kaisertochter und preußischen Offizier, trotz seines Fahneneides zu mißtrauen. Als wenn es sich nur um die Person des Prinzen Ernst August handelte! Um die Rechtslage für die Zukunft müßte es dem Reichskanzler als obersten Beamten zu tun sein. Der Prinz verzichtet nicht auf Hannover, er kann das, heißt es, seinem Vater und seinem Hause nicht antun, also — das ist heute die maßgebende Schlußfolgerung — müssen sich die verbündeten Regierungen des Deutschen Reiches und der Bundesrat in ihrem Namen und Auftrag in das ‚Unmögliche' des Welfenhauses fügen. Hie Deutsches Reich — hie Cumberland! Und da kommt man mit dem Vorwurf, das sei öder Formelkram? Selbst den dienstergebensten Blättern wird jetzt dieser Vorwurf zu

dumm. Aber was nutzen noch ellenlange Auseinandersetzungen? Man weiß ja doch: es ist niemand da, der an dem Laufe der Dinge etwas ändern kann und will. Die Verantwortung jedoch fällt auf den Reichskanzler. Statt in philosophischer Ruhe zu sagen: ‚Es geht auch so‘, sollte er sagen: ‚Ich gehe!‘ Diese trübe Verzichtstimmung, die nicht nur von der bis zum Überdruß abgehandelten ‚Welfenfrage‘ ausgeht, ist es, die den Kanzler umgibt, in alle Amtsstuben eindringt und allmählich zu unserer politischen Lebensatmosphäre zu werden droht ...“

Nach dem — vor noch nicht sieben Jahren — feierlich gefaßten und verkündeten Bundesratsbeschluß ist, — „solange Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland oder ein Mitglied seines Hauses sich in einem dem reichsverfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältnisse zu dem Bundesstaat Preußen befindet und Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates erhebt, — auch die Regierung eines andern Mitgliedes des herzoglichen Hauses Braunschweig-Lüneburg in Braunschweig mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar, selbst wenn dieses Mitglied gleichzeitig mit dem Verzicht der übrigen Mitglieder des Hauses auf Braunschweig seinerseits für sich und seine Deszendenz allen Ansprüchen auf das frühere Königreich Hannover entsagt“.

Noch am 1. Mai 1907 erklärte mit scharfer Unterstreichung Fürst Bülow als Deutscher Reichskanzler im Deutschen Reichstage: „Es ist keine ausreichende Bürgschaft, wenn Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland erklärt, daß er sich auf den Boden der Reichsverfassung stelle und daß er eine gewaltsame Änderung derselben nicht begünstigen würde. Ein solches passives Verhalten reicht nicht aus. Der Herzog müßte positiv auftreten, er müßte für sich und sein ganzes Haus rückhaltlos und für alle Zeiten auf Hannover verzichten ...“

Dabei war es, nachdem Wilhelm I. mit Bismarck den Bundesratsbeschluß von 1885 herbeigeführt hatte, Wilhelm II. selbst, der 1907 den Bundesrat durch Bülow bestimmen ließ, den Welfen abermals den Zugang zu Braunschweig zu verriegeln. „Wenn diese feierlichen Beschlüsse“, bemerkt die „Rhein. Westf. Ztg.“, „heute für nichts erachtet werden, so darf man wohl fragen, ob die Bundesräte etwa chinesische Wackelköpfe sind, die 1907 noch auf Befehl des Kaisers ‚Nein!‘ wackelten und 1913 auf Befehl desselben Kaisers ‚Ja!‘ wackeln werden, obwohl die Voraussetzungen ihres Beschlusses von 1907 ebensowenig erfüllt sind wie jene von 1885.“

In der Tat —: was hat sich denn in den inneren politischen Verhältnissen des Deutschen Reiches seit dem Jahre 1907 „verändert“, das eine solche Kopfstellung der ganzen Frage begründen könnte? Warum hat die Auffassung, die vier Reichskanzler, Bismarck, Caprivi, Hohenlohe, Bülow, ja der Kaiser selbst, teilten, heute keine Geltung mehr? — Warum? — „Nun, weil aus dem Deutschen Kaiser ein ‚kaiserlicher Schwiegervater‘ und aus dem jungen Welfen ein ‚kaiserlicher Schwiegersohn‘ geworden ist“, schallt die Antwort zurück und nicht nur aus der „Berl. Morgenpost“: „Es besteht also in deutschen

Landen immer noch die Tatsache, unter der Land und Volk im Mittelalter so schwer gelitten haben: die Tatsache nämlich, daß Dörfer, Städte, ganze Landstriche unter die Fürsten nach Maßgabe der geschehenen Mariagen und ihrer sonstigen verwandtschaftlichen Beziehungen verteilt werden."

Nach der neuesten, allerneuesten Erleuchtung muß sich also Preußen, müssen sich die vier Reichskanzler, Bismarck, Caprivi, Hohenlohe, Bülow, und die beiden Kaiser, Wilhelm I. und Wilhelm II., während der ganzen Jahre 1884 bis 1912, jeder zu seiner Zeit, in schwerem Unrecht befunden haben. Es gibt", — damit trifft die „B. Z." den Nagel auf den Kopf — „nur zwei Möglichkeiten: Entweder besteht auch für die Zukunft keine Gefahr für Preußen, dann war Preußens bisherige Haltung kleinlich und rechthaberisch. Oder es besteht eine solche Gefahr, dann muß man auch vom Schwiegersohn des Kaisers einen staatsrechtlich alle Agnaten bindenden Verzicht fordern."

Wir haben ja schon mit uns handeln lassen. Von einer Verzichterklärung des alten Herzogs von Cumberland ist keine Rede mehr, und dies kann man anständigerweise nur billigen. Denn der alte Herzog hatte seinem Vater auf dem Sterbebette das feierliche Versprechen abgeben müssen, sich niemals zu einer solchen Erklärung herbeizulassen, die Forderung des Gegenteils war also eine unmögliche. Es handelt sich ja auch, wie heute die Dinge liegen, nur noch um die Entschließung des Prinzen Ernst August. Wie man nun aber aus einer Verzichterklärung dieses Prinzen „eine Demütigung seines Geschlechts und namentlich seines Vaters" herausdestillieren kann, das wäre allenfalls aus den besonderen Windungen eines offiziösen Gehirns zu erforschen. Wie lächerlich diese unwahre Weinerlichkeit ist, beleuchtet grell die Tatsache, daß im Jahre 1906 derselbe Herzog von Cumberland, dem man heute eine ‚solche Demütigung nicht zumuten' darf, sie selbst angeboten hat, und daß derselbe Prinz Ernst August, der sie heute schroff ablehnt und lieber auf seine Ehe mit der Hohenzollernprinzessin verzichtet hätte, damals öffentlich und amtlich diesen Verzicht auf sich zu nehmen bereit war. Worin heute das selbe demütigend sein soll, was damals freiwillig angeboten wurde, bleibt das Geheimnis der offiziösen Gehirnwindungsnummer. Wenn man nicht mit der „Post" folgende heikle Betrachtung gelten läßt: „Damals wollte Prinz Ernst August die ‚Demütigung' auf sich nehmen, weil die Ansprüche seines Hauses damit in keiner Weise berührt wurden. Prinz Ernst August verzichtete auf Braunschweig, während sein älterer Bruder die Ansprüche auf Hannover aufrecht erhielt. Wenn dann in Braunschweig der ‚archimedische Punkt', wie Bismarck sich einmal ausgedrückt hat, gefunden war, dann konnte von dort aus der Hebel zur Verkleinerung Preußens angesetzt werden. Wenn diese Betrachtung nicht richtig ist, dann sehen wir nicht ein, warum der Prinz Ernst August nicht heute das erklären will, was er 1906 freiwillig zu erklären bereit war. Nach allerhand Sentimentalitäten, die sonst als wenig realpolitisch nicht geduldet werden, heißt es offiziös: ‚Und meint man im Ernst, die Kinder der deutschen

Kaisertochter, die Enkel Wilhelms II., könnten anders denken als ihr Vater?'. O Sancta Simplicitas, wir meinen es. Nicht nur die Enkel, sondern die Söhne eines regierenden Fürsten können anders denken als ihr Vater, ja meistens tun sie es sogar, nicht nur im griechischen Altertum oder im ancien régime Frankreichs, nein, sogar im Deutschen Reich, und zwar im Anfang des 20. Jahrhunderts. Solche Meinungsänderungen gehen sogar nicht nur nach Verlauf von Generationen vor sich, sondern sie folgen unter Umständen in wenigen Jahren aufeinander."

Es sind derbe Zumutungen, die an unseren guten Glauben gestellt werden. Kann man das Spiel, das mit dem „Fahneneid" des Prinzen getrieben wird, auf die Dauer noch für ehrlich halten?. Wenn der Fahneneid die deutschen Bundesfürsten unter die Souveränität des Königs von Preußen, des Vorsitzenden des Deutschen Bundesrates mit dem Titel „Deutscher Kaiser", brächte, wäre die ganze deutsche Bundesverfassung eine Komödie, nicht wert des Aufwandes für ihre Inszenesetzung. Kein deutscher Bundesfürst, kein Thronerbe eines deutschen Bundesstaats dürfte dann militärische Dienste nehmen, weil er ja mit der Leistung des Fahneneides zugleich seiner Souveränitätsrechte verlustig ginge, Vasall des Königs von Preußen, als des obersten Kriegsherrn, würde. Ehrlich spielten die Welfen, als sie sofort und ohne Rückhalt erklärten, der Fahneneid habe mit der ganzen Frage der Braunschweigischen Thronbesteigung auch nicht das mindeste zu tun. Und das hat man in Preußen nicht gewußt? — Und weiß es auch heute noch nicht? Daß ein rein militärischer Eid nie und nimmer einen deutschen Bundesfürsten in der Ausübung irgendwelcher Regierungsrechte behindern oder auch nur beschränken kann? — Ein feines Mittel, die öffentliche Meinung zu — „beruhigen"! — Staatsmänner!

Wir wollen dem Prinzen Ernst August aufs Wort glauben, daß er keine Hintergedanken hegt, daß er auch für die Zukunft nichts Arges im Schilde führt. Aber warum scheut man sich dann, fragt mit jedem logisch denkenden Menschen die parteiamtliche „Nationalliberale Correspondenz", dies auch in einem staatsrechtlichen Dokument niederzulegen? „Warum scheut man sich, das einzig Klare und Selbstverständliche auszusprechen, nämlich die Anerkennung des bestehenden Rechts- und Verfassungszustandes im Deutschen Reich? Hierauf fehlt die Antwort nach wie vor.

Sie fehlt aber auch noch für die weitere Frage: Wie steht es mit der Nachkommenschaft? Der Prinz erklärt, daß er sich für immer an sein Versprechen gebunden fühlt. Kein Nachkomme aber ist daran gebunden. Niemand wird auch mehr berechtigt sein, von den Nachkommen irgendein Versprechen zu verlangen ... Worauf es ankommt, ist, daß der Prinz in bindender Form verzichtet, und zwar, was wohl zu beachten ist, nicht nur für sich, sondern auch für seine Deszendenten. Denn wer kann es verbürgen, daß unter den Nachfolgern des neuen Bundesfürsten sich nicht einer findet, der, juristisch und moralisch durch keinen Eid verpflichtet, mit aller Schärfe die Ansprüche auf Hannover wieder aufnimmt, die sein Vorgänger stillschweigend hat ruhen lassen?"

Aber das ist alles für die Katz. Ein welfisch-hohenzollernscher Familienrat hat beschlossen, daß der Schwiegersohn des Kaisers, ohne sich durch vorbehaltlose Anerkennung der bestehenden Reichsverfassung zu beschweren oder was zu vergeben, den Braunschweigischen Thron zu besteigen habe. Und dabei bleibt's. Die Forderung eines Verzichts auf Hannover ist eine Beleidigung des Prinzen; man habe ihm auch nie einen solchen abverlangt, und man legt mit Stolz Wert darauf, ausdrücklich festzustellen, daß nie eine derart entwürdigende Zumutung sich an den hohen Herrn herangewagt habe. „Man ist", schreibt die „Tägl. Rundschau", „himmelweit entfernt von der Gefühlsverirrung des Herzogs von Cumberland, der am 15. Dezember 1906 diesen Verzicht dem braunschweigischen Staatsministerium sogar angeboten hat. Damals, vor sieben Jahren, wurde das Angebot des Herzogs, daß sein Sohn Ernst August ‚für sich und seine Deszendenz auf die Ansprüche meines Hauses auf Hannover zu verzichten bereit sei', als ungenügend abgelehnt, obwohl der Prinz doch auch damals schon als Bundesfürst die sämtlichen Verpflichtungen übernommen hätte, die heute als allein ausreichend für seine Thronbesteigung angesehen werden. Vor sieben Jahren wurden diese Verpflichtungen als Bundesfürst, auf die heute alle offiziösen Beweisführungen aufgebaut werden, von der preußischen Regierung und dem Bundesrate so wenig bedeutsam angesehen, daß selbst die Zugabe eines ausdrücklichen Verzichtes auf Hannover noch nicht als genügend gewertet wurde. Heute ist das alles nicht mehr gültig und nötig, weil der Welfe eine preußische Prinzessin geheiratet hat."

Sogar den Termin des Einzugs der Prinzessin Viktoria Luise und des Prinzen Ernst August in Braunschweig hat man angeblich schon anberaumt. Er soll schon im November stattfinden. Da muß sich aber der ehrliche Bundesrat schon feste dranhalten, um sein vorgeschriebenes Pensum rechtzeitig zur Zufriedenheit zu absolvieren. Offenbar will man aber dem braven Greis alle Aufregungen fern halten und ihn nicht mit schlaf- und verdauungsstörenden langen Beratungen und Verhandlungen bemühen. „Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben" —: so was geht eins-zwei-drei zu machen. Zuständig in der Sache ist ja eigentlich nur der Familienrat, und an seinen Beschlüssen gibt's nichts zu rütteln. Aber gönnen wir dem guten Alten sein bißchen „Regierungssorgen", lange wird er's vielleicht, wenn's so weiter geht, ja doch nicht mehr machen. Er ist ja heute schon — z. D. —

Es ist längst nicht mehr die „Welfenfrage" als solche, die hier als erste auf der Tagesordnung steht; auch nicht einmal ihre Lösung in dem einen oder anderen Sinne. Darf man deren Tragweite nicht unterschätzen, so braucht man sie deshalb auch nicht zu überschätzen. Es ist ja möglich, sogar wahrscheinlich, daß für Preußen und das Deutsche Reich keine Nachteile aus der im welfischen Sinne so gut wie bedingungslosen Thronbesteigung ihres Prinzen erwachsen.

Aber was sind in der Politik — „Wahrscheinlichkeiten"?!' Das Unwahrscheinlichste ist da meist das Wahrscheinliche. Wir haben ja noch ein ganz frisches Exempel davon, ein Exempel, das noch von warmem Menschenblute raucht, —

die Balkanbrände in fast allen ihren Stadien. Kriege sind Brände, und wenn's bei uns wieder mal auflodert, dann kann keiner wissen, von welchen Seiten der Wind stößt und wohin er die Flammen wirbelt. Dann können auch die unverjährten, nie preisgegebenen Ansprüche auf das „Königreich" Hannover wieder aus der Versenkung auftauchen und auf ein lüsternes Ausland eine magische Anziehungskraft, schon als Trumpf in dem politischen Kartenspiel, ausüben. Man hat so seine Erinnerungen ...

Was einem aber bei dem ganzen Handel das Blut in die Schläfen treiben kann, das ist die erstaunliche Einstellung der Frage, das ist die Einstellung deutscher Bundesstaaten als Familiengüter und deutscher Völker als deren lebendes Inventar. Entscheidend sind bei der „Aufteilung" dieses „Inventars" nicht die sachlichen Bedürfnisse der einzelnen Staaten und des Reiches, Bedürfnisse, die man selbst als solche jahrzehntelang durch zielbewußte Schaffung und Anwendung schärfster Maßnahmen anerkannt hat, sondern die persönlichen Interessen des Hauses, der Familie, die wiederum von den jeweils beliebten Familienverbindungen, Mariagen, von heute auf morgen umgeworfen werden können und damit ihrerseits über die Geschicke deutscher Staaten und Menschen entscheiden.

Es ist ferner die nicht minder erstaunliche Vorstellung und Bewertung des staatsrechtlichen Verhältnisses, in dem sich die deutschen Fürsten zu den verfassungsmäßigen Einrichtungen des Deutschen Reiches befinden. Diese höchst sonderbare Vorstellung, der ein historisches Interesse ja nicht abzusprechen ist, kann sich selber gar nicht beredter kennzeichnen, als durch die klassisch naive Auffassung: in der Forderung formeller Anerkennung eines bestehenden staatsrechtlichen Zustandes liege eine persönliche „Demütigung"! Das ist ja im gegebenen Falle genau so, als handle es sich um eine mittelalterliche Geschlechterfehde zwischen Welfen und Hohenzollern, die diese beiden Geschlechter ganz allein unter sich auszutragen haben und in die sonst niemand hineinzureden hat. Wenn die beiden also unter sich einig geworden sind —: „Ja, zum T.....! — was haben denn da andere noch ihre Finger hineinzustecken?! Frechheit!" — Auf solchem Umwege über die Geschichte des mittelalterlichen Fürsten- und Fehderechts hinweg gelangt man schließlich zu einigem psychologischen Ahnungsvermögen für die Empfindsamkeit so schreckhaft zurückscheuender Ausrufe, wie: „Nein, das kann ich meiner Familie, meinem Vater (meinem Onkel, meiner Tante) nicht antun!"

Das verlangen wir ja aber auch gar nicht. Wir sind grundsätzlich sogar durchaus abgeneigt, den Herrschaften irgend etwas als Gliedern ihrer resp. Familien, überhaupt als Personen, „zuzumuten". Wir halten im Gegenteil darauf — und wir glauben, diese Gepflogenheit würde auch keinem Fürstensproß eine Perle aus seiner Krone rauben — eine Sache sachlich zu behandeln. Geschäft ist Geschäft. Wir muten also den Herrschaften als Personen gar nichts zu, erwarten aber von ihnen als Inhabern der höchsten Staatsgewalt, indem oder bevor wir ihnen Macht über uns einräumen, daß sie sich für die unverbrüchliche Erfüllung der von ihren Rechten unabtrennbaren Pflichten in aller Form

und ohne jeden Vorbehalt auf Gedeih und Verderb verbürgen. Es handelt sich hier wirklich nicht nur um private Familienangelegenheiten mit Rücksichten auf Urahne, Großmutter, Mutter und Kind!

Und weiter — um den Herrschaften auch noch diesen Stachel zu nehmen: es ist ein grundsätzlicher Irrtum, daß derartige Gelöbnisse irgendwelchen Personen gegenüber abgelegt werden. Die Staats- und Reichsidee ist's, der sie gelten, die der staatlich organisierten deutschen Volksgesamtheit. Eine Körper gewordene Idee, kunstreich gegliederte, auch noch angliederungsfähige Idee, aber doch eine I d e e. Gehörte unaufbringliche Selbstverleugnung dazu, dieser Idee zu huldigen? Der Idee, für die — nächst Gott — wir doch alle leben und sterben wollen? —

Nun die Kehrseite. Entrüste sich, wer's schon nicht lassen kann, über die „Welfen", aber — mit Maßen, mit Maßen! Sie sind die Schlechtesten nicht unter den Deutschen. Das kann und sollte man ruhig zugeben, auch wenn man weit davon entfernt ist, für ihre politischen Ziele zu schwärmen. Es kommt ja für die moralische Wertung wohl nicht darauf an, w a s einer glaubt, sondern d a ß er glaubt, und daß er seinem Glauben, seiner religiösen oder politischen Überzeugung, die T r e u e hält, durch alle Mißgunst und Fährnis widriger Zeitverhältnisse hindurch, ohne Sicht auf das verheißungsvolle Lächeln der vielleicht für immer entflohenen Glücksgöttin mit den goldenen Äpfeln. Preußen hatte Ehren, Ämter und Würden die Fülle zu vergeben, und es hätte damit gegen die Welfen nicht gekargt, hätte sie mit offenen Armen aufgenommen, wenn sie nur von ihrem alten Fürstenhause ließen und der siegreichen neuen Sonne zujubelten. Aber sie blieben, wo ihr politischer Glaube sie hingestellt hatte, und — wußten sich zu „beherrschen". Wer ihnen auch noch so feindselig gesinnt sein mag, — eines sollte er ihnen lassen: daß in deutschen Landen deutsche Treue noch kein leerer Wahn ist, des sind die Welfen nicht die schlechtesten Zeugen!

Es ist deshalb — und hier gilt es eine brutal ungerechte, weil an der Oberfläche kleben gebliebene „öffentliche Meinung" zu berichtigen — nur z u s e h r verständlich, daß sowohl der alte Herzog wie auch sein Sohn sich nicht dazu hergeben wollten, diese treuen Männer auf Verlangen einfach von sich „abzuschütteln". Das in dem Augenblicke, wo der Welfensache zum ersten Male wieder ein glücklicherer Stern zu leuchten schien, und zu dem nackten Zwecke, sich durch Preisgabe der treuen Gefährten in dunkleren Tagen den Weg zum Braunschweigischen Throne zu ebnen. Wem das Wort Treue um Treue noch etwas bedeutet, der kann sich hiernach nicht im Zweifel sein, welches Verhalten dem Herzoge wie seinem Sohne Ehre und Pflicht geboten.

Man mag die politischen Bestrebungen der Welfen mit dem Endziele der Wiederherstellung eines welfischen Königreichs Hannover aus guten Gründen, deren Aufzählung ich mir hier wohl ersparen kann, auf das schärfste bekämpfen, — „sittliche Entrüstung" ist fehl am Ort. Ich kann's den Welfen von i h r e m Standpunkte aus — und man muß sich immer auf den Standpunkt des anderen stellen, wenn man seine Beweggründe und sein Verhalten s i t t l i c h werten will — nicht einmal verdenken, wenn sie die Gunst der Stunde nützen und sich mit dem Geschenk, das sie ihnen in den Schoß warf, nicht zufrieden geben wollen. Tun denn

das nicht alle anderen Parteien auch? Das wird immer so sein, und immer wird es sich darum handeln, — nicht den politischen Gegner zu schmähen oder zu verdächtigen, — sondern ihm mit aller Macht der gegebenen, gesetzlich und verfassungsmäßig zulässigen und verfügbaren Mittel, soweit sie sich anständigerweise verantworten lassen, auf den Leib zu rücken. Wenn jetzt die preußische Regierung und der Bundesrat versagen, wenn die Volksvertretungen nicht den Willen zur Macht haben, ihren Willen dieser Regierung und diesem Bundesrat mit voller Wucht entgegenzusetzen, wenn die fürchterlich prasselnde „öffentliche Meinung“ sich wieder einmal als Strohfeuer erweist, das niemand brennt, aber gut ist zum spöttischen Händewärmen der „maßgebenden Herren“, — dann erscheint es doch mehr als wohlfeil, sich immer wieder über die tückischen „Welfen“ zu entrüsten, die — immer von ihrem Standpunkte aus — ja nur tun, was ihr gutes Recht ist und was jede andere Partei an ihrer Stelle und in ihrer Lage auch täte.

Und — dies wäre dann der Humor von der Geschichte — war's nicht vielleicht am Ende gar der alte Herzog von Cumberland, der in der ganzen Affäre — das vernünftigste Wort gesprochen hat? Nämlich, wenn er in der Tat, wie angeführt wurde, gesagt hat: „Die Verlobung und die Heirat meines Sohnes hat mit der Politik nichts zu tun. Mein Sohn kann die Prinzessin Viktoria Luise heiraten, auch wenn er nicht auf den Thron von Braunschweig gelangt.“

Ja, ist denn das nicht die einzig richtige Einstellung? Wenn also auf der Thronbesteigung trotz aller politischen Zugeknöpftheit des Cumberländers bestanden wurde, so muß das nicht unbedingt von welfischer Seite geschehen sein. Denn, wie sein Vater sehr richtig sagte: heiraten konnte der Prinz die Prinzessin auch ohne Thronbesteigung. — Muß denn immer ein Thron dabei stehn? „Raum ist in der kleinsten Hütte“ — d. h. wenn Herr Gerhart Hauptmann Schillern diese Verse nicht auch schon gestrichen hat. —

Es geht wieder einmal um ein Stück Abbruch aus grauen Zeiten in unsere grelle Gegenwart hinüberdämmernder stolzer und schöner Gedankenschlösser: des monarchischen und des Autoritätsglaubens. Es bröckelt . . . leise, aber dem Lauschenden nicht unhörbar rieselt unablässig verwittertes Gestein aus rissigen Fugen brüchige Mauern entlang. Zu oft bringen sie dem Beschauer, wenn das Licht Entschließung heischender Forderungen auf sie fällt, ihre Herkunft aus einer längst versunkenen Welt zum Bewußtsein; zu oft heben sie sich von einer Umgebung, die unbekümmert um die Überlieferungen in Jahrhunderte zurück tauchender Vergangenheit um sie herum erwachsen ist, fremdartig und frostig ab. Ja, es fröstelt uns, wenn wir wahrnehmen müssen, daß in den Kreisen der über uns gesetzten Herren noch Anschauungen sich geltend machen können, die letzten Endes auf nichts anderes hinauslaufen, als daß wir Objekte ihrer Haus- und Familienpolitik, ihrer persönlichen und dynastischen Güter- und Interessenverteilung sind. Daß es in diesen Kreisen als „Demütigung“ empfunden werden kann, das, was Rechtens ist, auch der Nation gegenüber mit klaren Worten offen auszusprechen und anzuerkennen, dem Volke zu geben, was des Volkes ist. Wir Heutigen haben für diese Welt des Sehens und Empfindens

so gar kein Verständnis mehr; wir stehen ihr so fremd, so kühl gegenüber, daß wir uns kopfschüttelnd fragen: verstehen wir uns denn überhaupt noch? Wir haben so gar kein Organ dafür, uns als stumme Hunde, unbefragte Objekte irgendwelcher Willensentschließungen anderer Leute zu begreifen, daß wir schon eher zum Gegenteil neigen. . . .

Alle Entwicklung ist langsam, oft für ein ganzes Menschenalter kaum wahrnehmbar. Aber auch sie folgt einem Gesetze, das analog dem Gesetz der Schwere ist. Im Anfang schneckenhaft, dann mit fortschreitend sich vervielfältigender Schnelligkeit, gegen Ende lawinen-, katastrophenartig. Man darf wohl annehmen, daß viele unserer überkommenen Vorstellungen und Einrichtungen sich nicht mehr im Anfange ihrer Entwicklung befinden. Vielleicht zählt zu diesen auch der monarchische Autoritätsgedanke in seiner altüberkommenen persönlichen Selbstherrlichkeit und politischen Selbstabschließung? Vielleicht — wer kann es wissen? — ist der Tag nicht mehr Äonen fern, an dem mancher Sproß aus heute noch grünendem Fürstenstamme am Sarkophage seines Vorfahren erschüttert aufstöhnt: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“

Wenn's vielleicht auch nichts nützt, so kann es doch nie schaden, sich auch solche Gedanken mal durch den Kopf gehen zu lassen. Und vielleicht nützt es doch? Vielleicht entschließt man sich, die Pforten der alten Schlösser sperrangelweit aufzureißen, Licht und Luft der hellfrischen Gegenwart in vollen Strömen hineinziehen zu lassen, die alte Form mit neuem Geiste zu füllen. Nicht aber, um Himmelswillen nicht, die alten ehrwürdigen Mauern mit modernem Firnis zu überpinseln. Eher laßt schon alles beim alten, denn damit verschlimmert ihr nur das Übel. Betretet frohen, freien Mutes das neue Land, aber verleugnet eure Herkunft nicht! Paradiert nicht mit Gewändern aus den Schränken des Urahns, aber noch weniger erniedrigt euch zu Dienern der Mode. Seid, was ihr seid! Ihr tut dem Volke keinen Gefallen, wenn ihr von den Höhen eurer Hut herabsteigt und euch in die Affenjacke der Tagesnarrheit steckt, um „populär“ oder „modern“ zu erscheinen! Macht euch nicht gemein. Und hütet euch vor den vergoldeten Götzen des Tages! Stellt Posten vor eure Schlösser, daß sie ihnen den Eintritt verwehren. Denn an dem Tage, an dem das Volk erfühlen sollte, daß auch ihr den Vergoldeten huldigt um ihrer Vergoldung, ihrer äußeren Prunk- und Machtentfaltung willen, daß ihr sie als euresgleichen behandelt, daß ihr also auch nicht mehr seid, als diese Emporgeschwemmten eines feilen Erfolges, — an dem Tage hätte das Volk auch über euch das Urteil gesprochen. Von dem Tage ab hätte es euch in eine Reihe mit jenen, in Wettbewerb mit ihnen, gestellt, und ihr wäret dann nicht mehr — als andere Mitbewerber auch — um die Gunst einer kreischenden und feilschenden Menge.

Modern überfirnißte Fassaden täuschen niemand. Auch nicht das Automobil neuesten Modells, das auf der Rampe wartet. Eher lassen sie vermuten, daß drinnen im alten Schloß die „Ahnfrau“ nur um so ungenierter herumspukt. Wir aber wollen weder Urahnensportspolitik treiben noch mittelalterliches Fürsten- und Fehderecht repetieren.

* * *

Es ist doch alles Mummenschanz. Ach, und sträubt sich unser Eigenstolz noch so sehr gegen das entblößende Zugeständnis —: Kleider machen doch Leute. Das Kleid, in das wir hineingeboren oder hineingesteckt werden, das sind wir. Oder wollen es sein. Werft dem Volkstribunen den Fürstenmantel um die Schultern, gebt ihm ein Zepter in die Hand, und er wird es, trotz Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, zu gebrauchen wissen. Laßt den Fürsten in den groben Lumpenwindeln des Proletarierkindes geboren werden —: verlaßt euch drauf, daß er für alles andere eher zu haben sein wird als für Selbstherrschergelüste und Gottesgnadentum. Es sind uns allen eben Rollen zugeteilt, die wir spielen müssen, Masken, die wir in Augenblicken Urtiefennacht durchleuchtender Selbstbesinnung abwerfen möchten, und die wir doch gar nicht entbehren können, weil ohne sie der Urstand der Natur wieder eintreten würde. So sind wir alle Komödianten des Lebens. Vielleicht weil auch dieses Leben nur eine Maske, — Larve ist? Wir auf dieser Erde nur Gäste sind? Und erst wieder wir selbst werden können, wenn wir unsere Rolle hier ausgespielt haben, nach Hause gehen und mit der Leibeshülle auch Maske und Kothurn abwerfen ... Der Schmetterling seine Larve ...

Man braucht noch keinen Fürstenmantel um die Schultern, kein Zepter in Händen zu haben, um zwischen sich und anderen das Verhältnis eines Regierenden zu Regierten herzustellen. Die Würde des „Volksführers“ tut's auch, sobald nur eine ausreichende Anhängerschaft hinter ihm steht. Und dies Verhältnis prägt sich um so schärfer aus, wird dem von Staats wegen um so ähnlicher, je mehr eine Bewegung anschwillt und in die Breite geht. Das ist auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag in Jena mit einer Klarheit in die Erscheinung getreten, der sich die „Genossen“ selbst nicht mehr verschließen. Denn was war das anderes als ein Familienrat der von der Partei über sich gesetzten, zur Regierung berufenen Beamten? So ist es denn auch nicht mehr der alte Gegensatz von Revisionisten und Radikalen, von Reformisten oder Revolutionaristen, der heute die Lage bestimmt. Diese alten Frontstellungen haben sich vielmehr, wie Max Maurenbrecher im „Freien Wort“ nachweist, längst verschoben. „Nicht nur die Namen der Wortführer der einzelnen Gruppen haben sich geändert: auch die Probleme selbst sind anders geworden. Die entscheidende Frage, von allem Drum und Dran entkleidet und mit derjenigen Rücksichtslosigkeit formuliert, die die Parteigenossen selbst aus begreiflichen Gründen nicht aufbieten mögen, liegt in den Worten: Masse oder Bureaukratie? Wer soll die Aktion bestimmen? Bei wem liegt das Wesen der Partei und die eigentliche Betätigung ihres Lebens?...

Der Parteitag selbst besteht immer mehr aus Organisationsbeamten und immer weniger aus Arbeitern oder Gastwirten oder Gewerbetreibenden, die noch im Geschäft und im Erwerbsleben drinstehen. In den großen Städten hat sie Massenversammlungen, wo sie auch hinkommt, und jubelnde Zustimmung. Aber auch das ist kein Beweis für ihre wirkliche Stärke. Denn was besagt ein brechend gefüllter Saal in Berlin oder Hamburg? Da mögen 2000 beieinander sein. Aber von der wirklichen Masse, auch nur von der Masse der Organisierten, ist das ein verschwindender Bruchteil. Und diese wirkliche Masse ist schon heute stumm. Sie hat kein Organ mehr zu reden ...

Das ungeheure Anwachsen der proletarischen Organisationen bedeutet, daß alle eigentliche politische Tätigkeit und Initiative an die Beamten übergeht, die diese Organisationen verwalten ... Im Parlament entscheiden die 110 Abgeordneten über die Politik der Partei, und die Masse tritt nur alle fünf Jahre im Wahlkampf und am Wahltag selbst in Aktion ... Die wirklichen Massen sind stumm, und es sprechen nur indirekte Zeugen für sie: die Mitgliederziffer der Partei ist nur um 1,3 % gegenüber dem Vorjahr gestiegen; die Abonnenten der Parteipresse sind gar um 12 800 zurückgegangen; sie machen im Durchschnitt nur 35 % der Wähler aus, in Wahrheit noch weniger; denn Wähler sind nur die Männer über 25 Jahre, Abonnenten aber sind eine Masse alleinstehender Frauen und Mädchen und junger Leute unter 25 Jahren. Heißt das, daß die notwendig einmal kommende Indifferenz der Masse sich schon so deutlich bemerkbar macht? Ist nur die Krisis daran schuld? Ist's Unzufriedenheit mit der Partei und ein erstes Vorzeichen dafür, daß aus dem allgemeinen Überdruß an der ‚Versumpfung' eine neue Partei sich bilden werde?"

Wenn man nun weiter mit Theodor Heuß im „März" die „Arithmetik der Abstimmungen" vergleicht, — 1903 und 1913 — dann offenbart sich noch nach einer anderen Richtung eine Verschiebung in der Schwergewichtslage der Partei, „die damals, unter dem Dresdener Eindruck, auch der verwegenste Utopist in dem politischen Horoskop nicht hätte lesen können. Der Dresdener Parteitag folgte dem großen Wahlsieg von 1903, der die Früchte der Kardorff-Politik geerntet hatte. Die Fraktionsstärke war fast um die Hälfte an Mandaten emporgeschnellt, Vollmar brachte die Aussprache in den Gang, ob man sich bei solchen Verhältnissen um die Stellung eines Vizepräsidenten im Reichstag bemühen sollte. Eine an sich harmlose Sache. Aber sie erschien einem Teil der Führer damals noch dermaßen abwegig, noch dermaßen als der erste Schritt zur sozialistisch-parlamentarischen Reformpartei, daß die Frage der parlamentarischen Repräsentation und Geschäftsführung von einem ungeheuren revolutionären Stimmungsaufgebot völlig verschüttet wurde. Die Sozialdemokratie zog in den Reichstag mit dem erzwungenen Willen einer parlamentarischen Ohnmacht, die sie sich wenige Zeit danach von Jaurès in Amsterdam vorrechnen lassen mußte.

Zehn Jahre später. In dem Präsidium verschiedener bundesstaatlicher Parlamente sitzen, ohne Gefährdung für den Staat und für die Partei, brave sozialdemokratische Abgeordnete, an anderen Stellen haben sie sich, wenn auch erfolglos, mit liberaler Unterstützung darum bemüht, der Reichstag wurde eine Zeitlang vom Glockenzeichen des Abgeordneten Scheidemann regiert. Eine Sache, die 1903 die ganze große Partei in lähmende Verwirrung warf, ist zur nicht weiter besprochenen Selbstverständlichkeit geworden. Mehr noch: damals wollte man sich, durch Resolutionsbindungen vor dem Gebrauch der eigenen Macht schützen, heute steht man am Abschluß einer praktischen politischen Leistung, die sich mit dem Tonfall der ‚Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft' nicht ohne einige umständliche Dialektik zusammenreimen läßt: man hat in sachlicher Parlamentsarbeit geholfen, ein ungeheures Gesetzgebungswerk festzustellen, und hat schließ-

lich der größten Steuerforderung, die je an den Reichstag kam und die nun einmal doch der Bezahlung von Geschützen, Gewehren, Festungswerken und Offiziersgehältern dient, seine Zustimmung gegeben."

Ein Mitarbeiter der „Köln. Volksztg." sieht denn auch schon den Himmel voller Geigen. Wenn es wahr ist, meint er, daß das deutsche Volk „das monarchischste der Welt" ist, dann liege es klar auf der Hand, daß auch die Sozialdemokratie sich dieser deutschen Charakterveranlagung nicht ganz entziehen könne. „Mit dem Munde sind sie Republikaner, und doch bewegen ihre Füße sich unwillkürlich im Takt, wenn die Trommel schlägt. Und deshalb lassen sie sich auch trotz ihres revolutionären Gebarens so leicht regieren. Sie sind weit gehorsamer und folgsamer als zum Beispiel die englischen Konservativen und die französischen Monarchisten. Man darf ruhig sagen: Sollte Deutschland innerhalb hundert Jahren in keinen Krieg verwickelt werden, dann wird auch in dieser Zeit keine revolutionäre Erhebung der Sozialdemokratie stattfinden. Eine solche wäre aber denkbar, ja so gut wie sicher (? D. T.), wenn Deutschland in einem auswärtigen Kriege eine Niederlage erleiden sollte. Man muß dabei bedenken, daß keine Regierung so schwach ist als eine solche, deren Truppen im Felde geschlagen sind. Ich habe selbst schon Sozialdemokraten sagen hören, in einem solchen Falle würde es nicht vierundzwanzig Stunden dauern, bis auf dem Schloß die rote Fahne aufgezogen wäre. Tritt dieser Fall nicht ein, dann wird meines Erachtens der Kampf zwischen der Regierung und der Sozialdemokratie dadurch sein Ende finden, daß es den Regierungschemikern gelingt, bei der Sozialdemokratie eine gründliche Knochenerweichung herbeizuführen. Nach fünfundzwanzig Jahren plädiert vielleicht ein sozialdemokratischer Reichskanzler, am Ende sogar unter Hinweis auf einen ‚dringenden Wunsch Seiner Majestät', für eine erhebliche Verstärkung der Armee und Marine. Wer das für ‚undenkbar' erklärt, beweist damit nur die Lückenhaftigkeit seiner historischen Studien, denn die Weltgeschichte hat weit größere Wandlungen zu verzeichnen, besonders aber bei ‚Volkstribunen'."

Auch wer über dieses Zukunftsbild als über eine Fata Morgana lächelt — möglich ist freilich alles, und für die Wandlungsfähigkeit von Volkstribunen liefert die Geschichte in der Tat kuriose Beispiele —, wird mit dem Zentrumsblatt die Stimmung in der Sozialdemokratie als „flau" bezeichnen müssen. Von Anfang an sei die Partei mehr Sekte als Partei gewesen. „Ihr Programm ist heute noch das einer die Grundlagen unseres Gesellschaftslebens verneinenden Sekte. Darauf ist die Agitation landauf, landab in Wort und Schrift zugeschnitten. Nun aber zeigt sich, daß auch eine sozialdemokratische Partei auf die Dauer gegen den Willen des Klassenstaates und ohne ihn nicht leben kann, zumal dann nicht, wenn sich ihre Parteiangehörigen in diesem Klassenstaat, dank der vorhandenen Freiheiten und geordneten Zustände, ganz gut einleben und mehr zu verlieren haben als ihre ‚Ketten'. Dadurch wird die Sozialdemokratie unrettbar in immer stärkerem Maße in einen Widerspruch mit sich selbst verwickelt, aus dem es nur einen Ausweg gibt: vernünftiger werden. Das aber kann

sie nicht, sonst ist sie keine sozialdemokratische Massenbewegung mehr. Das eine oder das andere. Hier liegt der Tiefpunkt der Krisis in der Sozialdemokratie. Die Lösung ist heute um so schwieriger, als es an einer klaren und weitausschauenden Führung fehlt. Die Partei hat keinen Bebel mehr. Es fehlt der überragende Mann mit klaren Zielen und mit Autorität. Darum regiert eine Parteibureaukratie, plan- und ziellos. In der Sozialdemokratie Deutschlands wird nach dem Jenaer Parteitag ganz einfach fortgewurstelt."

Liest man ein wenig zwischen den Zeilen, so ist dies letzten Endes auch die Meinung des sozialdemokratischen Gewerkschaftsorgans, nämlich des „Korrespondenzblattes der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften": „Ein starker Ruck nach rechts, eine deutliche Absage an den Gegenpol des Revisionismus, an den Hyperradikalismus oder Putschismus, wie er verschiedentlich bezeichnet wurde, ist ja nicht zu verkennen. Diese Kreise, die mancherorts das Versammlungsleben der Partei in allzu aufdringlicher Weise beeinflussen, sind heute ziemlich isoliert worden. Gesiegt hat in Jena der noch allezeit gesunde Stamm der Partei, der der ewigen Krakeelerei und Prinzipienequilibristik müde ist und den großen Einfluß der Arbeiterbewegung in reale Verbesserung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Volksmassen umzusetzen bestrebt ist."

In Berliner Genossendeutsch übersetzt: „Hört doch endlich einmal mit eurem widerlichen Geschmuse auf und stört uns nicht beim Geschäft. Glaubt ihr Blechköppe, wir haben nichts Reelleres zu tun als euren blödsinnigen Quatsch anzuhören?" Solch nüchterne „Abgeklärtheit" ist dann freilich nicht die rechte „Stimmung" für die verstiegene Romantik eines „großen Massenstreiks", wie er dem Parteitag auf verführerisch garnierter Platte serviert, aber von ihm mit mehr oder weniger verbindlichem „Danke schön" abgeschoben wurde. Eine selbstgewollte Niederlage nach einstudiertem Scheingefecht und mit der üblichen Rückzugskanonade, Trara und Bumbum. Nein, Deutschland ist keine Mördergrube, — der fette Bourgeois kann seiner politischen Lieblingsbeschäftigung nachgehen und treu und brav weiter schlafen. Ein hoher Familienrat hat den Hintersassen allen ruhestörenden Lärm verboten und seine Hausbeamten mit Spieß, Laterne und dem Titel Geheimer Oberfamiliennachtrat als Wächter aufgestellt. Tout comme chez nous.

Wer einem Massenstreik das Wort redet, so wird die Lage in den „Sozialistischen Monatsheften" beleuchtet, sollte sich doch möglichst kühlen Kopfes die Frage vorlegen, ob denn für solch einen Massenstreik gegenwärtig jene Voraussetzungen gegeben sind, ohne die er nun einmal schlechterdings zur Farce würde. „Die Frage nämlich, ob auch Massen, und zwar nicht Hunderttausende wie in Belgien, sondern etliche Millionen, in einer Zeit zur Niederlegung der Arbeit bereit sein werden, wo dies infolge des schleppenden Geschäftsgangs der Großindustrie gar nicht unsympathisch wäre und die Unternehmer den kommenden Ereignissen, einschließlich des von reaktionärer Seite sehnsüchtig herbeigewünschten Blutvergießens, im großen ganzen mit beträchtlicher Seelenruhe entgegensehen würden. Gewiß sind wiederum, wenn es hart auf hart geht, alle Kalkulationen hinfällig; gewiß kann die Not mit einem großen Schlag vollbringen, was nur Jahrzehnten

gelingt. Aber dieser ‚Not' stellen sich gerade von sozialdemokratischer Seite Hemmungen eigentümlicher Art entgegen. Man setzt nicht alles auf eine Karte, wenn man stattliche Millionen im Gegenwartsstaat verankert hat. Man ist als Arbeiterorganisator gezwungen, sich kühl zu fragen, ob der Einsatz lohnend ist, angesichts der nahen Möglichkeit, daß beim Mißlingen ein mühsam aufgerichtetes und für die Arbeiterschaft wahrlich nicht nutzloses Werk, zwar nicht für immer, aber doch für manche Jahre zerstört werden kann. In Erwägung der nicht von der Hand zu weisenden Möglichkeit, daß die Organisation der Partei, der Gewerkschaften und der Genossenschaften auch bei einem friedlich verlaufenden Massenstreik bis zum Weißbluten geschwächt werden, muß man wohl oder übel die Frage stellen, ob nicht die bisher von der Geschichte bestätigte Erfahrung, daß politische Macht nur im Besitz materieller Macht erobert werden kann, auch für die Sozialdemokratie gilt, mag diese Frage auch dereinst verneint worden sein, weil vor zwei oder drei Jahrzehnten kaum jemand ahnen konnte, daß die Arbeiterorganisationen auch im Bourgeoisstaat einmal eine reelle Macht darstellen würden. Es ist ein schweres und undankbares Geschäft, den Massen nüchtern auseinanderzusetzen, daß auch die Geduld eine lohnende Tugend ist. Man holt sich mit solcher Arbeit nicht den rauschenden Beifall, den ausländische Redner und Rednerinnen gelassen einstecken, wenn sie die grauenhaften Niederlagen der russischen Arbeiterschaft für glänzende Erfolge ausgeben und mit mehr Eloquenz als Gewissenhaftigkeit der deutschen Arbeiterschaft vorgaukeln, daß von Rußland die politische Erleuchtung komme. Aber die Arbeit nüchterner Aufklärung muß verrichtet werden, und in dieser Hinsicht ist es zurzeit gar nicht hoch genug anzuschlagen, daß alle deutschen Gewerkschaftsleiter gerade während des stärksten Massenstreiklärms in eisigem Schweigen verharrten ..."

Die Rechnung hätte aber noch ein ganz anderes Loch. Ein Loch, das allein groß genug ist, das ganze Unternehmen von Anfang an glatt durchfallen zu lassen. Es wird immer mit den sozialdemokratischen Stimmen, den Wählern, geprahlt. Und doch ist, wie Robert Schmidt in denselben „Soz. Monatsh." feststellt, nur ein „sehr bescheidener" Teil dieser Renommierwähler in der Partei oganisiert: „Bei der letzten Reichstagswahl wurden von 12 207 529 gültigen Stimmen 4 250 410, d. h. 34,88 % der gesamten Stimmenzahl, für die Sozialdemokratie abgegeben. Nach dem Bericht des Parteivorstandes haben wir aber nur 841 735 männliche Parteimitglieder. Zieht man davon die Nichtwähler ab, so dürften nahezu fünf Sechstel aller sozialdemokratischen Wähler unorganisiert sein. Die unorganisierte Masse spielt also bei den Wahlen eine bedeutende Rolle. Nur ein kleiner Teil dieser Nichtorganisierten dürfte durch ihre Stellung als Beamte oder Geschäftsleute von dem Beitritt zur Parteiorganisation zurückgehalten werden. Die übrigen sind Mitläufer. Die Partei hat sich wohl bisher auf diesen Anhang verlassen können; aber töricht wäre es, zu glauben, daß diese Mitläufer zu jedem Opfer bereit sind, daß auf ihre Teilnahme Massenaktionen begründet werden können, daß sie eine Politik des rücksichtslosen Draufgängertums mitmachen würden."

Das zu glauben, wäre nicht nur töricht, sondern schon komplette Narrheit. Wir stehen hier vor einer Tatsache, von der nicht viele gewußt haben werden, daß sie in solchem Umfange Tatsache ist, und die, wie mir scheinen will, weder von der einen noch von der anderen Seite richtig bewertet und in Rechnung gestellt worden ist.

Aber ist es nicht wiederum — um das Ding auch unter diesem gemiedenen Gesichtswinkel zu betrachten — ein großer moralischer Triumph, so gewaltige Massen in seinen Bannkreis gezwungen zu haben, daß es schwer fällt, sie zu regieren, sie auch nur zu übersehen? Ja, ist das nicht, ganz objektiv als Ding an sich betrachtet, eine bewunderungswürdige, eine fast beispiellose Leistung? Wo haben wir ihr ähnliche an die Seite zu stellen? Man denkt vielleicht an unsere Heeresorganisation, aber deren Entwicklung reicht in die Jahrhunderte zurück, die der deutschen Sozialdemokratie zählt nach Jahrzehnten. Und darin liegt vielleicht ihre Schwäche: daß sie zu schnell groß geworden, ihren Führern über den Kopf gewachsen ist? Daß diese nun nicht mehr wissen, was sie der aus großen, erwartungsvollen Augen zu ihnen aufblickenden Masse sagen sollen.

Reichtum macht Sorgen, schafft ungekannte Verantwortungen und — zwingt zu Entschließungen. So ist es auch „der Zwang der großen Zahl", der Zwang der tatsächlich erlangten Macht, der die Sozialdemokratie nötigt, von Worten zu positivem Tun zu schreiten. „Es war sehr interessant," schreibt die „Frankf. Ztg.", „in Jena zu beobachten, wie unter diesem Zwang auch die Worte selbst allmählich andere werden, wie statt der marxistischen Phraseologie nach und nach das normale Deutsch wieder zur Herrschaft kommt. Bei den Jüngeren hört man von Klassenkampf und Mehrwert und allem, was dazu gehört, schon herzlich wenig; in die Resolution zur Arbeitslosenfrage mußte die orthodoxe Diktion erst nachträglich eingefügt werden, und daß mit den normalen Worten auch das normale Denken wiederkehrt, das zeigte ein Redner, der mit ganz bürgerlicher Ideologie zur Linderung der Arbeitslosen-Not an das Kulturgewissen der Gesamtheit appellieren wollte, sowie ein anderer, der ganz offen zugab, daß nicht die Begeisterung für irgendein Endziel die Massen der Partei zuführe, sondern einfach der Glaube, daß die Sozialdemokratie sich der Nöte der Massen am eifrigsten annehme. Die Sozialdemokratie ist auf dem Wege zu praktischer, positiver Reformarbeit, und sie wird sich durch die Gruppe von Ultraradikalen auch nicht mehr davon abbringen lassen; sie ist damit, in ganz anderem Sinne als früher, ein arbeitsfähiges und arbeitswilliges Glied der Mehrheit der Linken im Reichstage, die ja erst hierdurch überhaupt Aktionsfähigkeit erlangt.

Aber — und auch das hat der Jenaer Parteitag sehr deutlich gezeigt — die Führerin zu einem neuen großen Aufschwung im politischen Leben Deutschlands wird die Sozialdemokratie in absehbarer Zeit trotzdem nicht werden. Es ist nicht mehr so, wie Freiligrath sang: ‚Wir sind die Kraft, wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat, die wir von Gottes Zorne sind bis heut' das Proletariat.' Denn jetzt rächt es sich, daß man in Deutschland die Massenbewegung der Sozialdemokratie

nicht auf Idealismus, sondern auf Materialismus aufgebaut hat. Mit Recht hat man gegen große Teile des deutschen Bürgertums seit langem den Vorwurf erhoben, daß es satt geworden ist, daß es über seinen wirtschaftlichen Erfolgen und über materiellen Genüssen die Fähigkeit verlernt habe, sich für Ideale zu begeistern, die keinen Ertrag in Mark und Pfennigen bringen. Aber — auch große Teile der Arbeiterschaft und jedenfalls ihre Führerschaft sind satt geworden. Und wo sie es noch nicht sind, da streben sie eifrig danach, es zu werden. Über dem sicherlich absolut gerechtfertigten Streben nach Verbesserung ihrer materiellen Lage vergessen sie allmählich, daß diese materielle Besserung doch nur Mittel zum Zwecke der geistigen und politischen Hebung hatte sein sollen. So lange hat man ihnen den Materialismus gepredigt, so lange hat man sie auf rein materielle Ziele hingewiesen, daß sie nachgerade für andere Ziele nur noch mehr oder weniger platonisches Interesse haben. Die letzten Monate mit ihrem Kampf um die Wehrvorlage haben dafür einen überaus drastischen Beweis geliefert. Der Kampf gegen die Rüstungsvermehrung war in den ersten Wochen unter der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sehr kräftig, dann plötzlich flaute er ab, die einberufenen Versammlungen wiesen oft kaum ein paar Dutzend Besucher auf, die Erregung war zu Ende und nicht wieder anzufachen. Wie kam das? Ganz einfach so, daß feststand, die Lasten der Rüstungsvermehrung würden diesmal durch Besitzsteuern aufgebracht werden, die breiten Massen würden direkt nichts davon zu zahlen haben. Das genügte, um allem Kampf gegen den Militarismus die Stimmung zu entziehen! Und wie die Massen, so die Führer. Die Gewerkschafter haben es jetzt in Jena ganz unzweideutig gesagt: ein gutes Wahlrecht zum preußischen Landtag wäre uns lieb und wert, aber so wichtig, um dafür alles aufs Spiel zu setzen, ist es uns nicht. Man ist nicht innerlich vorbereitet, Opfer zu bringen; man hat nicht die starke politische Leidenschaft, ein rein politisches Ziel gegen alle Widerstände durchsetzen zu wollen. Deswegen brauchte man noch lange nicht den Massenstreik zu beschließen; man kann ein Ziel wollen, ohne jedes Mittel dafür gutzuheißen — nur wollen muß man es eben und Opfer bringen muß man können ...

Was jetzt diese Bewegung (für eine Reform des preußischen Landtagswahlrechts) zum Stillstand gebracht hat, das ist nur die müde Hoffnungslosigkeit, die resigniert die Hände sinken läßt, weil ja doch alles vergeblich sei. Es fehlt uns in dieser Hoffnungslosigkeit der starke geistige Schwung, der die Müdigkeit überwindet (dieser Schwung fehlt uns hier, wie er ja überhaupt unserer ganzen Zeit abhanden gekommen ist); es fehlt auch, heute noch, der unmittelbare, elementare Anstoß, sei es wirtschaftlicher oder politischer Natur, der die Hoffnungslosigkeit in Verzweiflung, in Wut und damit in Taten verwandeln würde. Und so ist die Folge nur eine Rückkehr zu der früheren Lethargie. Die Bevölkerung wendet sich von den staatlichen Angelegenheiten ab und konzentriert sich auf die individuellen Ziele und Wünsche des einzelnen. Man kümmert sich möglichst wenig um den ganzen Kram, man wählt nicht zum Landtag, man denkt die staatlichen Dinge

nicht mit, man arbeitet nicht mit am Staate, man bestellt seinen Acker (der ja auch eine Fabrik, ein Bankgeschäft, ein Laboratorium oder eine Aktenstube sein kann) und tröstet sich mit den persönlichen Erfolgen, die man da erreicht, über das unverdiente und scheinbar doch unabwendbare Unglück hinweg, daß man von den Junkern beherrscht und von den Bureaukraten regiert wird.

Hätten wir irgendwo im Bereiche unserer Verwaltung einen wirklichen Staatsmann mit Genie und Temperament, dann würde ihm wohl gerade jetzt, in diesen Zeiten der Jahrhundertfeiern, die Erinnerung kommen, daß es in Preußen schon einmal so gewesen ist, vor der Schlacht bei Jena und dem Frieden von Tilsit! Er würde erkennen, daß, bei dieser müden Verdrossenheit aller wirklich schaffenden Potenzen gegenüber dem Staate, dieser Staat geistig und sittlich verarmen muß, weil alle Arbeit seiner Bürger sich nur auf wirtschaftliche, persönliche Erfolge richtet, daß das öffentliche Leben versumpft in Gleichgültigkeit, Verbitterung und Zersplitterung. Aber einen solchen zweiten Freiherrn vom Stein haben wir nicht, und wir wollen nur froh sein, daß es auch in der Welt keinen zweiten Napoleon Bonaparte gibt, der uns den Mangel mit brutaler Deutlichkeit so wie vor hundert Jahren verspüren ließe!“

Es ist so. Daß wir's noch nicht an unserem Leibe verspürt haben — unsere Seele spürt so leicht nicht —, danken wir nur einem gnädigen Geschick, das uns bisher noch immer die äußerste Kraftprobe erspart hat. Tritt aber diese Probe an uns heran — und sie muß ja einmal an uns herantreten —, dann gilt es zu beweisen, daß wir noch anderes können als Geld verdienen, Titel und Orden erschranzen, patriotische Reden halten, fleißig arbeiten und fleißig genießen. Dann wird sich's ja zeigen, ob wir bei unserer rastlosen Jagd nach allem, was glänzt und gleißt, was satt macht und doch nur Hunger aufpeitscht, nicht Schaden genommen haben an unserer Seele; ob wir wirklich noch Opfer zu bringen vermögen, — nicht von Staats wegen oder um des öffentlichen Ansehens willen — nein, rechte Opfer, Opfer aus freudigem, begeistertem, hingebendem Herzen, Opfer, zu denen wir uns selbst drängen, nicht gedrängt werden.

Das ist die Gewissensfrage, die nicht ich hier beantworten mag oder kann, die jeder an sich selbst stellen möge.

Wie diese Frage für unser Volk im ganzen zu beantworten sein wird, das wird in dem Spiele, bei dem Sein oder Nichtsein als Einsatz steht, der letzte entscheidende Trumpf sein, das Zünglein an der Wage der Weltgeschichte als Weltgericht.

Wir vertrauen auf unser Heer. Mit Recht. Käme es allein auf die Leistungsfähigkeit, Schlagfertigkeit, Tüchtigkeit unserer Waffen als solcher an, dann dürften wir ziemlich unbesorgt sein. Aber man macht sich da etwas zu allgemeine Vorstellungen. Die Waffe ist sicher das Instrument, durch das die Entscheidung herbeigeführt wird, aber doch eben — ein Instrument. Wer es in Händen hat, wie es gebraucht wird, das sind Fragen, die schon über Sieg und Niederlage entscheiden. Nun aber ist noch eine Frage, auf die das Heer überhaupt keinen Einfluß hat, und von der doch nicht nur seine, sondern auch der Nation Existenz ab-

hängt. Das ist die Frage, unter welcher politischen Konstellation, unter welcher Gruppierung der Mächte das Heer ins Feld geführt wird. Hier liegt die Entscheidung aber nicht beim Heere, sondern bei der Diplomatie, nicht bei der Waffe, sondern bei der Feder.

Haben wir nun Grund, in unsere Diplomatie so großes Vertrauen zu setzen, daß wir des frommen Glaubens leben dürfen, sie werde schon alle Dinge zum besten wenden? Und glaubt man andererseits, der Feind werde es auf einen Entscheidungskampf ausgerechnet mit der deutschen Kriegsmacht ankommen lassen, wenn er sich nicht durch eine denkbar günstige Gruppierung der Mächte und Kräfte, militärischen wie wirtschaftlichen, so gesichert hat, wie es nach menschlicher Rechnung nur möglich ist? Dann aber kann es leicht dahin kommen, daß wir den lieben Gott wo anders suchen müßten als auf der Seite der „stärkeren Bataillone“, denn die stärkeren Bataillone wären dann eben nicht auf unserer Seite. Und dann? Ja, dann ist jene Lage eingetreten, in der alles darauf ankommt, was wir aus uns selbst herausholen können — nicht nur an Menschenmaterial und Geldvorräten — nein, auch an persönlichem Opfermut, an restloser Hingabe, an fortreißender Begeisterung, kühnem Schwung und stählerner Tatkraft. Daß wir in Taten mit dem Geschlechte wetteifern, das wir heute mit Worten feiern. Mit Worten, die nicht einmal Goldklang haben, die stumpf und blechern aufschlagen, wenn sie auf die patriotische, nach Rangklassen numerierte Festtafel fallen.

Ich fürchte, unsere politische Zuversicht ist größer, als unsere Mittel uns erlauben. Wir haben so viel mit unserem Geschäft zu tun, daß wir an eine wachsame und hellhörige Beobachtung der Vorgänge um uns herum nur wenig von unserer kostbaren Zeit, die ja „Geld“ ist, wenden können. Während bei uns hauspolitische Erbteilungsfragen auf familienrätlichem Wege ihre Erledigung finden und die öffentliche Meinung aus unterschiedlichen Verschlägen knurrend die Köpfe heraussteckt, haben die Fischer vom Dreiverband eine neue Macht in ihren Kreis einbezogen und damit ihr Netz eine Etappe näher an unseren Hausfrieden herangeschleppt. In jenem kaltschnäuzigen Renommierburschenton, der bei uns die Rolle des Chauvinismus spielt und Überlegenheit markieren soll, wird damit aufgetrumpft, daß es sich nur um französische Großrederei handle, ein formeller Anschluß Spaniens an den Dreiverband nicht erfolgt sei, die Sache uns also sehr kalt lassen könne. Diese Art, politische Dinge, die uns die Gemütlichkeit oder das Grünkramgeschäft stören, nebenbei nicht eben als Ruhmesblätter für unsere eigene Wachsamkeit und Erleuchtung auszudeuten sind, als Bagatellsachen mit dem süffisanten Dünkel des Parvenüs abzuschütteln, ist typisch für unsere Zustände. Schwingt dann noch von oben her ein diskreter, aber schriller Diskant persönlicher Empfindlichkeit und Gereiztheit mit, dann kommen einem so seine Gedanken über die Sachlichkeit und Genialität, mit der Politik bei uns gemacht wird.

Lassen wir aber einmal die Frage nach dem Wert oder Unwert der französisch-spanischen Annäherung ganz auf sich beruhen, so hat sie doch eine sehr nachdenksame symptomatische Bedeutung, sollte sie wenigstens als Warnungsruf nicht überhört werden. Bringt sie uns doch wieder zum Bewußtsein, daß unsere Gegner nicht schlafen, daß dauernd und zielbewußt gegen uns gewühlt

und gearbeitet wird. Und wissen wir denn überhaupt, wo noch überall in der Welt? Wir könnten's wohl wissen, denn es fehlt nicht an scharf und weit schauenden Männern, die ihre Beobachtungen und Erfahrungen nicht am grünen Tische der Ämter, sondern an Ort und Stelle selbst, als Pioniere deutscher Arbeit und Kultur im Auslande gesammelt haben, und von dort ihre Warnerufe in Blättern und Flugschriften zu uns herüberschallen lassen. Aber dergleichen lesen? — das ist ja langweilig! Und außerdem könnte es die Gemütlichkeit und den Grünkram stören oder gar peinlich an Versäumtes, Verträumtes erinnern. Hätten wir nicht immerhin eine Anzahl Blätter, die das „Wagnis", durch Erörterung nationaler Lebensfragen zu langweilen, auf sich nehmen, — wir wüßten in unserem Reichsschneckenhäuschen wohl überhaupt nichts von einem Ringen deutscher Kultur um Weltgeltung, das vielleicht doch noch größere Bedeutung für Gegenwart und Zukunft beanspruchen darf, als die Familienfrage der braunschweigischen Thronbesteigung — „mit" oder „ohne".

Hat auch unsere auswärtige Politik nicht selbst Großes geschaffen, so hat sie doch ein großes Erbe — angetreten und davon sogar noch ein Stück, den Dreibund, gerettet. Es ist schon etwas lange her seit Bismarck diesen Bund geschaffen, und er selbst hat nie daran gedacht, ihn als sein politisches Testament auszugeben, hat nicht einmal das Bündnis mit Österreich für alle Ewigkeit vorgesehen, vielmehr die Möglichkeit einer Änderung schon nach dem Ableben des Kaisers Franz Joseph ins Auge gefaßt. Er hat aber noch ein anderes getan. Da seit Mitte der achtziger Jahre an einer russisch-französischen Verständigung gearbeitet wurde, so glaubte Bismarck die daraus für das Reich drohende Gefahr nicht besser beschwören und noch nach anderen Seiten hin sich den Rücken decken zu können, als durch den bekannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland, der Rußland wiederum gegen England deckte. Es war einer seiner großen Meisterzüge: mit einem Zug setzte er das ganze Spiel der Gegner matt. Solange Bismarck im Amte blieb, kamen die französisch-russischen Beziehungen über den Nullgrad platonischer Gefühle nie hinaus. Geschriebenes gab es da überhaupt nicht.

Man muß sich erinnern, gegen welche Widerstände Bismarck seinen Willen 1887 durchsetzen mußte. General Skobeleff, eine Art russischer Boulanger, hatte sein großes Wort gesprochen: „Der Weg nach Wien führt über Berlin!" Der Führer des allgemeinen Pressefeldzugs gegen Deutschland war Katkoff. Er verfügte nicht nur über einen Einfluß und eine Macht, wie sie bei einem deutschen Publizisten undenkbar sind, — er hatte auch das Ohr des Kaisers. Und nun war noch dieser selbst, Alexander III., infolge einer ihm zugesteckten groben Fälschung aufs höchste gegen Bismarck erbittert. Man hatte den Zaren glauben gemacht, Bismarck habe in der bulgarischen Politik ein doppeltes und dazu Rußland feindliches Spiel gespielt! Der Zar war damals gerade von Kopenhagen nach Berlin gekommen, nach Kopenhagen wiesen auch die Spuren der Fälschung. Es gelang Bismarck, in offener Aussprache mit dem Zaren das ganze Rattennest von Lügen und Intrigen zu zertreten, und die Folge war nicht nur der Abschluß des Rückversicherungsvertrages, sondern auch ein für alle Zukunft gefestigtes persönliches Vertrauen des Zaren zu Bismarck, das bei der autokratischen Starrheit

dieses Charakters nie wieder Umtrieben oder Ränken gegen Bismarck nachgegeben hätte. Solange Bismarck das Steuer hielt, war an ein russisch-französisches Bündnis einfach nicht zu denken.

Aber Bismarck mußte ja gehen. Er war ja „der Alte“ geworden, wollte nicht noch einmal in die Lehre gehen, um den Ansprüchen zu genügen, die ein neues Regiment an den Befähigungsnachweis eines Deutschen Reichskanzlers stellte. Und er ging. Oder wurde abgeschoben.

Der Jubel war groß!

Beim ganzen feindlichen Auslande.

Wenn Bismarck seine Amtswohnung schon für seine Gönner in Berlin nicht schnell genug räumen konnte, — darf man sich da wundern, wenn das Ausland in Erwartung dieses erhabenen Augenblicks förmlich im Fieber zitterte? Kaum ist das Unerhörte geschehn, da jauchzt auch schon der dänisch-französische Diplomat und Publizist Jules Hansen, der Mann, in dem Bismarck den Urheber jener bulgarischen Fälschungen sah: „In Europa schuf das Ereignis eine wahrhafte Erleichterung. In Frankreich hatte man die Empfindung, daß eine neue Ära anbreche, und daß man endlich aus der durch Bismarcks gewalttätige Politik erzeugten Beklemmung und Beängstigung befreit sein werde. Nun endlich hatte Frankreich nicht mehr den energischen Einspruch zu fürchten, den Bismarck jedenfalls gegen die Verwirklichung eines französisch-russischen Bündnisses erhoben hätte, und damit war die Aufgabe des französischen Ministers des Auswärtigen sehr erleichtert.“

Ach ja, die „Aufgaben“ noch so manches anderen ausländischen Ministers wurden „sehr erleichtert“! Die „Aufgabe“ des Deutschen Reiches aber war, Rußland zu zwingen, das Liebesgirren Frankreichs doch endlich zu erhören und mit diesem Frankreich, unserm „Erbfeinde“, ein förmliches Bündnis gegen das Deutsche Reich zu schließen. Das klingt ungeheuerlich? — Ich gebe es zu. Leider ist es geschichtliche Tatsache.

Rußland hatte an dem Rückversicherungsvertrag mit Deutschland ein bestimmendes Interesse, weil durch ihn die britische Politik Rußland gegenüber gebunden wurde. Graf Schuwaloff, der russische Botschafter in Berlin, trat denn auch an die deutsche Reichsregierung mit dem förmlichen Anerbieten heran, den Vertrag auf weitere drei Jahre zu erneuern. Das Anerbieten wurde durch den Reichskanzler von Caprivi, den kaum auf dem Amtssessel eines Bismarck warmgewordenen Troupier, glatt zurückgewiesen. Damit hatte die Politik des Deutschen Reiches die Brücke, die ihr Bewegungsfreiheit sicherte, hinter sich verbrannt, um sich auf Gedeih und Verderb der englischen Politik zu verschreiben.

Was nun, notwendig und unabänderlich, eintreten mußte, darüber durfte sich der jüngste Attaché nicht im Zweifel sein. Rußland war nunmehr, um nicht mutterseelenallein auf weiter Flur zu bleiben, einfach gezwungen, Mariannens keuschem Buhlen willig zu sein. Es ist dem Zaren nicht leicht geworden. Der bis auf die Knochen absolutistisch gesinnte „Selbstherrscher aller Reußen“ hegte gegen alles, was nach „Republik“ oder „Republikaner“ roch, den äußersten Widerwillen. Welche Selbstüberwindung muß er aufgebracht haben, die Mar-

seillaise stehenden Fußes und unbedeckten Hauptes anzuhören und mit den „Jakobinern“ Verbrüderungsfeste zu feiern! Aber was blieb ihm übrig, nachdem ihn die Regierung des Deutschen Reiches in dieses Joch förmlich hineingezwungen hatte? Es war keine leichte Aufgabe, das Rußland des Zaren Alexander III. mit Frankreich zu verkuppeln, aber der Steuerkunst eines frisch-fröhlichen neuen Kurses ist sie gelungen. Im Jahre 1891 hält das Geschwader der Republik unter Admiral Gervais und der Trikolore in Kronstadt —: „Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé ...“

Nicht einmal: „Heil dir im Siegerkranz“!

Nach diesem Geniestreich durften wir uns wenigstens der Zuversicht getrösten, daß Schlimmeres nicht mehr passieren könne. Wir waren sozusagen durch Schutzimpfung gegen politische Empfindlichkeiten immun gemacht worden. — Wenn nur die Kosten nicht wären! Ja, die Kosten? An die hatten wir freilich nicht gedacht. Wurde uns doch versichert, wir kriegten noch „Geld raus“, was ja für solch arme Versuchskarnickel nicht mehr wie billig gewesen wäre. Aber es kam anders — wie es kommen mußte. Die Rechnung konnte überhaupt nicht abgeschlossen werden, der Film wurde im Gegenteil, je fleißiger wir zahlten, um so länger. In diesem Jahr mußten wir schon auf unsere Besitzreserven zurückgreifen, nur um uns gegen eine Koalition zu schützen, die wir selbst mit Aufopferung zustande gebracht haben! Fensterscheiben, die von Regierungen und Diplomaten eingeschlagen werden, sind nicht billig.

„Doch kaum ist ihm das Wort entfahren ...!“ Was? Scheiben einwerfen? Unsere Regierung, unsere Diplomatie ist viel zu vornehm, sich solcher Roheitsdelikte schuldig zu machen. Sie tut so leicht niemand was zuleide. Wenn aber andere uns was zuleide tun wollen, so läßt sich das auch noch ertragen. Wir können ja weitere Hunderttausende Rekruten ausheben, weitere Milliarden für neue Armeekorps, Kriegs- und Luftschiffe aufbringen. Selbst ist der Mann! Tapferer Deutscher unwürdig, — feige ist's, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen oder sich gar nach neuen Freunden umzusehen, wo doch die alten unterweilen schon bockbeinig werden und nicht einmal ganz stubenrein sind.

Ein Sprichwort sagt, die dümmsten Bauern hätten die größten Kartoffeln. Es gibt Leute, die sich gar nicht schämen zu behaupten, damit seien wir gemeint. Es hätten sich uns trotz unserer vorbildlichen Anspruchslosigkeit immer wieder glänzende Gelegenheiten aufgedrängt, uns den Platz an der Sonne zu erobern, der uns gebührt. So z. B. beim Burenkriege oder beim russisch-japanischen, nachdem wir es doch einmal mit Rußland gründlich vergossen hatten. Das Glück hätte uns seine Gaben in den Schoß werfen wollen, wir aber hätten sie nobel, wie wir nun einmal sind, mit einladendem Schweifwedeln anderen apportiert, die uns dann zum Lohn dafür ins Gesicht gelacht und mit Fußtritten gedankt hätten. Diese großen Gelegenheiten seien eben die großen Kartoffeln gewesen und wir die dummen Bauern. So sagen diese Leute. Aber das kann nicht stimmen. Schon deshalb nicht, weil auch der allerdümmste Bauer nicht so dumm ist, daß er seine Kartoffeln verfaulen läßt oder an andere gegen Prügel verkauft. Also ist das eine Verleumdung, die von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ „auf das schärfste

Castel del Monte 1904

L. du Bois-Reymond

Castel del Monte



L. du Bois-Reymond

zurückgewiesen“ werden sollte. Die Sache liegt ganz einfach so, daß wir durch politische Askese uns den Himmel verdienen wollen ...

Ein Heldengeschlecht war über die Regenbogenbrücke in Walhall eingezogen. Der graue Alltag mit seinem Pfuhl wimmelnder „Interessen“ mußte wieder in seine Rechte treten. Die wenigen Gestirne, die noch aus großer Zeit in das Grau müde hinunterblinzelten, — auch sie verblichen nach und nach. Die großen Gedanken und die großen Ziele, mit ihnen die großen Forderungen, die allein ein Volk aufrütteln können, schwanden aus unserem Leben. Nichts störte mehr das regelmäßige Geklapper der Geschäftsmühle und den emsigen Bürgerfleiß für den persönlichen Verdienst, oder — wie man heute für jede persönliche Befriedigung so schön ein moralisches oder „sozialpolitisches“ Mäntelchen bereit hält, — für „die Vermehrung der volkswirtschaftlichen Güter“. Leben und leben lassen. Ruhe fürs Geschäft, Platz fürs Amüsement! Sonst —? Na ja, es wird eben fortgewurstelt. Oben wie unten, unten wie oben, ohne Unterschied der Klasse und Konfession, da kann keiner dem andern was vormachen. Seid doch nur still!

Und so wird sich voraussichtlich auch der Abstand zwischen oben und unten im Laufe der Entwicklung immer mehr verringern, und sie werden sich eines Tages in der Mitte des Weges treffen. Wir glauben, daß wir in unserem Kämpfen und Ringen selbstgesetzte Ziele verfolgen, und ist doch alles nur ein aus Gegensätzen zusammengesetztes Wirken zu einem Ziele hin.

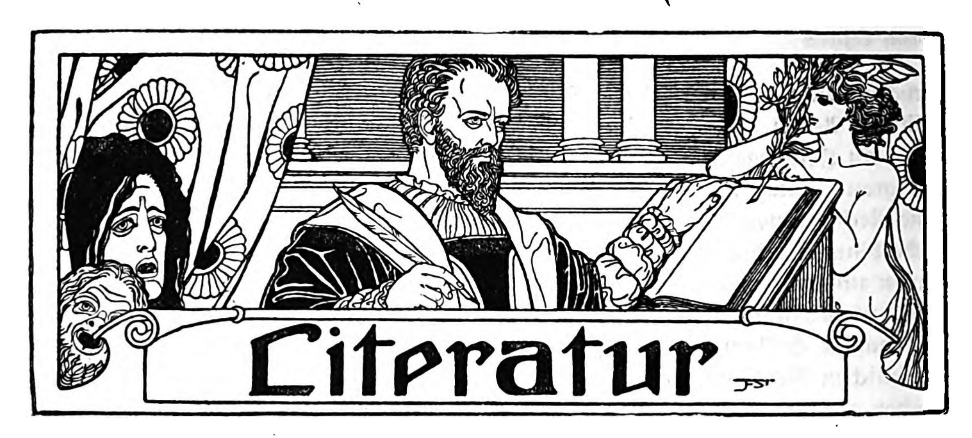
Da wird ein Tunnel durch einen Berg gebrochen. Auf der einen Seite des Berges bahnt die eine Schar Arbeiter den Durchbruch, auf der entgegengesetzten Seite die andere. Eines Tages aber fällt die Scheidewand, und sie reichen einander die Hände.

Die Hauptsache aber —: der Tunnel ist da! ...

... Einer, den's ja auch was angeht, soll sich in der Welfenfrage nicht ganz im Sinne des Familienrats geäußert haben, — unser Kronprinz. Was man von ihm hört und liest, läßt glauben, daß er ein offenes Herz und ein warmes Empfinden für das Weh der verwaisten deutschen Volksseele hat. Wenn sie sich heute auch nur noch im Aschenbrödelkleide zeigen darf, — ihre fürstliche Geburt und Hoheit kann sie nie verleugnen. Das „Volk“ läßt sich aber von seiner „Seele“, der in Gottes Schoße ruhenden, so wenig trennen, wie die „Seele“ von ihrem „Volke“, dem von ihr erwählten. Hier ist in dämmernden Tiefen das Geheimnis einer Erneuerung beschlossen.

Nur wer glaubt und vertraut, dem wird der Berg sich auftun. Sein Glaube und Vertrauen muß größer und stärker sein, als was zwischen ihm und dem Schlüssel liegt. In dem Augenblick aber, wo er das Herz des Volkes in seinem eigenen Herzen schlagen hört, — hat er den Schlüssel. Er verliert ihn, wenn er anderen Schatz mit ihm aufschließen will. Glühweiß brennt der Schlüssel in seiner Hand, wenn er solchen Schatz für den echten ausgeben will ...





Boccaccio

Zur 600. Wiederkehr seines Geburtstages

Von Dr. Karl Storck

Sechshundert Jahre wäre jetzt der Mann alt — und wie lebendig, wie gefährlich lebendig ist sein Buch! Gefährlich durch den Mißbrauch, der noch immer mit ihm getrieben wird, indem es durch üble Spekulanten grob verstümmelt in die Hände Unreifer gespielt wird; gefährlich auch für seinen Schöpfer, der dem heutigen Geschlecht durchaus mit diesem Buche verknüpft ist, der dem Durchschnitt darum nicht mehr ist, als der Verfasser pikanter Geschichten, die vielfach nur auf der Hintertreppe ins Haus kommen und im verschwiegensten Winkel des Bücherschrankes verwahrt werden.

Gerade dieses Schicksal hat Boccaccios „Decamerone“ nicht verdient; darum ist es auch von seinem klugen Verfasser nicht vorausgesehen worden. In dem weltklugen Schlußwort, das er seiner Novellensammlung nachschickt, betont er ausdrücklich: „Es ist nichts so unanständig, was, wenn es mit anständigen Worten gesagt wird, für irgendeinen unanständig zu sagen wäre; und das, deucht mir, habe ich auf eine ganz schickliche Weise getan.“ Sieht so Boccaccio sein Hauptverdienst in der Art, *wie* er erzählt, so bekommen natürlich alle jene Leute eine falsche Vorstellung von seinem Buche, denen es in den üblichen schlechten Verdeutschungen in die Hände kommt, obendrein in einer Zurechtmachung, die nur auf das Pikante und derb Erotische ausgeht. Und wenn Boccaccio sagte, daß seine Geschichten „nie anders als nützlich oder anständig erzählt und vorgetragen werden, wenn sie zu solcher Zeit oder von solchen Personen werden gelesen werden, als zu welchen oder für welche sie erzählt worden sind“, so muß man ihm auch da zugestehen, daß er nicht voraussehen konnte, wie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Buch, das handschriftlich immer einen seltenen Schatz bedeuten mußte, in Pfennigausgaben den Unmündigen ausgeliefert werden würde, und wie auch diese Unmündigen durch die Art des Angebots seines Buches von vornherein unmoralisch eingestellt sein würden.

Wie seltsam aber mag der gutgewillte Leser, dem dieses Buch in solcher Form gegenübertritt, berührt sein, wenn er aus der Literaturgeschichte erfährt,

daß Boccaccio mit Dante und Petrarca das leuchtende Dreigestirn der älteren italienischen Literatur bildet.

Freilich, auch seine größten Bewunderer müssen zugestehen, daß die Stellung dieses dritten großen Florentiners eine mehr geschichtlich bedingte ist, als die seiner beiden Landsleute. Sein unvergängliches Verdienst beruht darin, durch seinen Decamerone der italienischen Literatur die klassische Prosasprache gegeben zu haben. Vielleicht wäre das einem ernsten Werke nicht so leicht geglückt, wie diesen heiteren Erzählungen, die dazu geschaffen waren, nicht bewundert, sondern eben gelesen und genossen zu werden. Denn dem italienischen Süden hätte auch eine Bibel den Dienst nicht leisten können, den unserer Sprache Luthers Werk erfüllt hat; alle große Epik aber, alles stark Nationale oder aus dem tiefsten Wesen emportauchende Poetische verlangt das poetische Sprachgewand. Das hatten Dante und Petrarca gewoben. In brokatseidner Schwere, im Seidenglanz des kunstvollen Zeilengefüges des Sonetts, der leuchtenden Klangfülle eines üppigen Reimwohllautes, stand diese Verssprache nun künftigen Geschlechtern zur Benutzung da. Boccaccio schuf mit geschickter Hand das Alltagskleid, schmiegsam und leicht, brauchbar für jeglichen Zweck, nicht auffällig kostbar, aber sauber und jedem Anspruch genügend. So modelte er an seinem toskanischen Dialekt herum, bis er allen getrennten Volksstämmen Italiens als die Landessprache erschien.

So groß dieses Verdienst ist, es bleibt ein historisches. Der spätere Leser kann es nicht fühlen, während ihn die ungeheure Phantasiekraft eines Dante, die innige lyrische Glut eines Petrarca noch heute übermannt. Ein jeder fühlt, daß Boccaccio nicht der Erfinder der Geschichtchen ist, die er erzählt. Vielleicht liegt darin sogar die stärkste Wirkung dieser Geschichten und auch eine läuternde Kraft begründet, daß wir sie als Volksgut und damit als etwas so recht natürlich Gewachsenes empfinden. Für die Zeitgenossen ist das anders gewesen, zumal sie Boccaccio als einen mit vielen Werken um die Palme der Dichtung und Gelehrsamkeit ringenden Mann kannten.

Es ist das Gute an der vielfach mit Recht getadelten Sitte der Feier der Gedenktage, daß sie zum Anlaß für uns werden, uns die Gesamterscheinung von Menschen wieder lebendig zu machen, die wir für gewöhnlich bloß in einer ganz bestimmten Beleuchtung sehen, und uns aus dem Bilde des einzelnen gleichzeitig ein Bild vergangener Zeiten, einen Widerschein längst verblühten Lebens vors geistige Auge bringen.

Mir steigt die Erinnerung an einen Maientag empor, so klar und warm, so von Blumenduft durchweht, von tausendfältigem Leben durchschauert, wie ihn wohl nur das beglückte Toskana kennt, auf dem bei der Schöpfung Gottes Auge mit besonderem Wohlgefallen geruht haben muß. Ich war mit Freund Carlo auf der Streife durch all die kleinen Nester dieses Gebietes zwischen Florenz und Siena, in dem das italienische Mittelalter schier unberührt, halb vergessen und ganz verträumt, oft unvermittelt neben dem modernsten Leben steht. In Certaldo langten wir noch ganz früh am Morgen an. So eilten wir raschen Schrittes durch das prosaische Landstädtchen, das unten beim Bahnhof liegt, kümmerten uns nicht um die Trattoria Boccaccio, das Café Boccaccio, den Cinematographo Boccaccio,

hatten kaum einen Blick für das Denkmal Boccaccios, das auf dem geräumigen Marktplatz steht und als eine schier ebenso geschäftsmäßige Ausmünzung der Tatsache wirkt, daß hier die Heimat des weltbekannten Erzählers ist, wie die genannten Wirtshäuser.

Das kann Boccaccios Heimat nicht sein! — Sie ist es auch nicht. In weitem Bogen schleicht sich eine heiße Straße auf den Felsenkegel hinauf, auf dessen Kamm das alte Certaldo klebt. Eng ist die Gasse, dicht sind die Häuser ineinandergeschoben. Aber der Wind fegt über die Höhe, und wo auch nur ein Winkel frei ist zwischen Mauerwerk, schweift der Blick hinaus über gesegnetes Land und hinüber zu anderen Höhen, auf denen trotzige Burgen und kühn ummauerte Städtchen ins Land hinunterstarren. Das stattlichste Haus im Dorfe ist das Vaterhaus des Dichters Boccaccio. Fast schwarz scheint der verwitterte Backstein; die wuchtig gegliederte Front mit dem kühn gebogenen Toreingang zeigt nur wenige Fensteröffnungen. Hart und kantig überragt der massige Turm den Bau, der wie alle Häuser der vornehmen Bürger in diesen mittelalterlichen Städtchen für den heutigen Besucher mehr als Festung, wenn nicht gar als Gefängnis wirkt. Freilich steht man oft überrascht, wie gemütlich, ja heiter der bewohnte Raum oder auch schon der Hof im Gegensatz zur Außenseite ist! Die gewölbten Innenräume in Boccaccios Haus sind allerdings düster. Der alte Hausrat, der noch jetzt im Arbeitszimmer steht, ist gediegen. Auch die Fahnen und Lorbeerkränze mag man ertragen; bös ist dagegen ein Gemälde, das den Dichter bei der Arbeit zeigt. Lustig aber und frei ist der Blick droben vom Turm. Es ist kein reiches Haus, ist es sicher auch nie gewesen, aber ein Herrenhaus ist es gegen die anderen drumherum.

Im Hof gegenüber sitzen Weiber und umflechten Flaschen mit Binsenstroh. Ich schicke einen mit feurigem Chianti gefüllten großen Fiasco zu ihnen herab. Lachen und fröhlicher Zuruf begrüßt das so billige und doch für die Armen hier unerschwingliche Getränk. Eine junge Mutter entblößt die weiße Brust und reicht dem Kinde zu trinken. Scherzworte fliegen: dem Bambino, dessen nackte Schönheit sie lachend uns weist, werde der Chianti einen guten Schlaf verschaffen. Dann singen sie das Schlaflied in einer merkwürdig breit geschwungenen Melodie, die voll eines heimlichen inneren Rhythmus ist, aus dem sich ebensogut ein wilder Tanz entwickeln könnte, wie diese Schlummerweise. Halb blöde schaut aus der Hütte ein älterer Mann auf diese lebendige Frauengruppe. Aber geschmeidig wie ein Panther kommt ein Jüngling die Straße herauf, auf dem Rücken eine schier unbegreifliche Masse von Flaschen, die er den fleißigen Flechterinnen überbringt. Scharf stechen die Witzworte hin und her. Der kecke Bursche steht wie ein Herrscher. Eine jede der Frauen streckt ihm ihr volles Glas entgegen, und willig beugen sich der jungen Kraft die Weiber, die dem Alten drinnen kaum einen Schluck des gespendeten Weines gönnten.

So steht vor mir Boccaccios Haus. Und ein ganzes Stück der von ihm geschilderten Welt taucht da mit auf. Doch nur ein Stück. Wir brauchen nur zweihundert Meter weiter zu gehen, so kommt ein anderes dazu. Beim alten Palazzo Pretorio, der Zwingburg des Ortes, ist's umgekehrt wie mit dem Patrizierhaus. Das wirkt nach draußen festlich und froh, schon durch die vielen eingemauerten



Wappen aus farbiger Terrakotta. Auch der Hof, in den jetzt die pralle Mittagssonne herunterscheint, hat etwas Festliches dank der keck hineingesetzten, von Säulen gestützten Doppeltreppe und der Loggienrundgänge im oberen Stockwerk. Aber ganz furchtbar sind drunten die schauerlichen Gefängnisse. Verwitterte Fresken in den Gerichtssälen künden von der furchtbaren Justiz, und aus alten Strafbüchern redet in lakonischen Worten eine kalte Grausamkeit. Droben aber die Gemächer müssen einst prächtig gewesen sein. Und von der Terrasse des furchtbaren Gefängnisturmes aus genießt man einen Rundblick von bezaubernder Wonne. In hundert Falten ist dieses Land hingelegt, damit es nur Platz hat für all den Reichtum an Früchten und Wein, für die Schönheit, die in Pinien- und Zypressengruppen, in leichten Landhäusern und wuchtigen Festen eingelegt ist in das Teppichmuster von Wiesen und Äckern. Wer sich nicht diese Gegensätze von düsterer Grausamkeit und ausgelassener Lebenslust, von diesem steten Du auf Du mit dem Tode und unbändiger Lebensenergie im immer gleich üppigreichen Naturrahmen vorzustellen vermag, dem bleibt die Welt der italienischen Renaissance verschlossen.

Und noch ein drittes Bild gehört dazu. Am Monte Senario, in dessen Tannenhain tausend goldige Hummeln summen, und auf dem die Mönche aus den Tannenknospen ihren goldigen Gemma d'abeto brauen, sind vergitterte Höhlen in der Bergwand. Da künden Inschriften von Florentiner Edelleuten, die in diesen Höhlen ihr Lebensende abgewartet, nachdem sie „mundo crucifixi“ waren. „Vom Weltleben gekreuzigt“ suchten sie die himmlischen Freuden. Auch diese Einstellung zum Himmel gehört zum Verständnis der italienischen Renaissance. Uns Deutschen kommt ein solches Verhältnis zur Ewigkeit vermessen, wenn nicht gar verbrecherisch vor. Den Kindern sonniger Länder scheint es das Natürliche zu sein, denn auch in der indischen Dichtung finde ich überall eine ähnliche Einstellung. Man genießt in vollen Zügen das Leben, und wenn die Stunde kommt, wo der Trank aus dem einst überschäumenden Becher nur spärlich fließt, wo der süße schal schmeckt, da erkennt man die Eitelkeiten der Welt und wendet sich zürnend von ihnen ab. Es wird ein Büßer, der zuvor ein Genießer gewesen. —

Von den drei großen Florentinern ist Boccaccio das typische Kind seiner Zeit und seines Volkes. Dante ist monumental in allem, was er tut und wie er es tut. Petrarcas sehnsüchtige Melancholie hat einen fremdartigen Charakter für dieses Volk, dem etwas von jener unmittelbaren Lebenskunst geblieben ist, die der römische Goethe den Göttern nachrühmte: „Es folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.“ Boccaccio ist das richtige Weltkind. Nirgendwo groß, aber doch auch nirgendwo so schwächlich, daß man ihm nicht gewogen bliebe. Er hatte von der Mutter her wohl noch einen guten Schuß Leichtsinn ins feurige Toskaner Blut bekommen. Sie war eine Pariserin, und Giovanni ist 1313 als unehelicher Sohn eines Kaufmanns aus Certaldo in Paris geboren. Die Mutter starb früh, und der Vater kehrte mit seinem Knaben nach Florenz zurück. Zum Kaufmann bestimmt, verbrachte Giovanni seine Lehrzeit in Paris, wo er sich auch eine genaue Kenntnis der damaligen französischen Literatur erwarb, in der neben dem zum Roman gewordenen ritterlichen Epos das Fabliau, der heiter erzählte Schwank, den größten Raum einnahm. Schon 1327 scheint Boccaccio nach Neapel gekom-

men zu sein, wo damals Robert aus dem französischen Hause der Anjou herrschte und seinen der leichtfertigen Liebe gewidmeten Hof durch die Pflege der Poesie verschönte. Das böse Wort, mit dem Dante seine Habgier gegeißelt hatte (Paradies, 8. Gesang), war durch Petrarcas übertriebene Huldigung wettgemacht. Der junge Boccaccio, im Besitze der französischen Bildung, fühlte sich jedenfalls hier sehr wohl, erst recht, seitdem er sich in Maria d'Aquino, eine natürliche Tochter des Königs Robert, verliebt hatte. Sie ist als Fiammetta die Muse seiner Poesie.

Denn längst hatte er den Kaufmannsstand aufgegeben und sich dem Studium der Jurisprudenz zugewendet, hauptsächlich aber sich auf dem Felde der Dichtung Lorbeeren gepflückt. Des üppigen Treibens überdrüssig, hatte ihn der Vater 1340 aus Neapel abgerufen. Boccaccio fand aber wenig Gefallen am Florentiner Leben und kam schon zwei Jahre später wieder an den Neapeler Hof zurück, wo seitdem König Roberts Witwe Johanna die Herrschaft führte und die genußgierige Zügellosigkeit unter dem Deckmantel höfischer Galanterie ihr üppiges Lager aufgeschlagen hatte. Boccaccio war einer der Beliebtesten in diesem Kreise, so daß er volle sechs Jahre hier verweilte und erst nach Florenz zurückkehrte, als die furchtbare Pest (1348) dort seinen Vater dahingerafft hatte.

Er war nun fünfunddreißig Jahre alt, die Zeit der Arbeit war gekommen. So ließ er sich in die Zunft der Richter und Notare aufnehmen und beteiligte sich mit Erfolg am politischen Leben seiner Vaterstadt. Das Leben am Hofe erwies sich nun als gute Schule für den Diplomaten, der, rede- und formgewandt, seiner Vaterstadt manchen guten Dienst leistete. In Padua, in der Romagna, auch in Avignon beim Papst (Innozenz IV.) ist er Gesandter gewesen. Im Jubeljahre 1350 erfahren wir zum erstenmal von seiner innigen Freundschaft mit Petrarca, die bis ans Lebensende anhielt und die beiden großen Dichter dauernd im schönsten menschlichen und geistigen Verkehr zeigte. Boccaccios Leidenschaft für das Studium der Alten war nicht kleiner, als die Petrarcas. Wie dieser sammelte er Handschriften, wo er nur konnte, und, jünger als Petrarca, nutzte er eine sich bietende Gelegenheit, um Griechisch zu lernen. So war er wohl der erste dieser humanistischen Dichter, der den Homer im Urtext zu lesen verstand und die klassische Heldenwelt ohne die Brille späterer Umschreiber und Bearbeiter schaute.

Auch das Weltkind Boccaccio wurde älter. So fanden Petrarcas Mahnungen zu einem ernsteren und gesitteteren Lebenswandel 1359 bei einem längeren Zusammensein der beiden Dichter bereits williges Gehör, und als drei Jahre später ein eifriger Bußprediger mit dem schweren Geschütz von Visionen auf ihn losstürmte, beugte sich der nun fast Fünfzigjährige willig ins Joch. Hätte damals nicht Petrarca hemmend eingegriffen, Boccaccio hätte seine italienischen Schriften vernichtet. Jetzt begnügte er sich, seinen Dekameron als ein „gefährliches Buch“ zu bezeichnen, das man „vorab Frauen nicht in die Hand geben dürfe“. Um so emsiger warf er sich auf die gelehrten Studien.

Auch die Enttäuschungen des alternden Weltmannes blieben Boccaccio nicht erspart. War er, der so oft den Trug als Waffe im Kampf der Geschlechter geschildert hatte, bald nach der Vollendung seines Dekameron selber von einer Frau genasführt worden, so mußte er jetzt auch die Unbeständigkeit der Hofgunst er-

fahren. Unter vielerlei Versprechungen hatte man ihn 1362 nach Neapel gezogen, wo er eine sorgenfreie literarische Existenz finden sollte. Schon im Jahre darauf kam er schwer enttäuscht zurück. Damals kehrte er zum erstenmal auf seinem vom Vater ererbten Gütlein Certaldo zum ständigen Aufenthalt ein. Er hatte hier sein dürftiges Auskommen, wie er es von so manchem geschildert hat in seinen Erzählungen, aber er war ein unabhängiger Mann. Noch nutzte seine Vaterstadt wiederholt seine diplomatischen Dienste, vor allem im Verkehr mit dem Papst Urban V. in Avignon. Dann versuchte er es 1370 nochmals in Neapel, weil er jetzt nur noch seinen Studien leben wollte. Jetzt war er so weit, daß es ihm sogar unangenehm war, wenn Freunde sich um eine reichere Versorgung für ihn bemühten. Das bescheidene Certaldo war ihm nun der liebste Aufenthalt. Erst als die Florentiner Signoria einen Lehrstuhl für die Erklärung Dantes errichtete, zog es ihn wieder vor die Öffentlichkeit. Im Winter 1373 begann er in San Stefano seine Vorlesungen, die er wegen Krankheit oftmals unterbrechen mußte. Zuletzt weilte er dauernd in Certaldo.

Tief erschütterte ihn der Tod seines Freundes Petrarca. Es wirft ein eigenes Licht auf das Verhältnis der beiden Männer, allerdings auch auf Boccaccios bedrängte Lage, daß ihm Petrarca letztwillig fünfzig Goldgulden vermachte, „damit er sich ein warmes Winterkleid machen lassen könne“. Am 21. Dezember 1375 ist er in Certaldo gestorben. Seine Bibliothek hatte er, der in seiner lustigen Lebenszeit so gern die Mönche verspottet hatte, einem Augustinermönch vermacht; die Reliquien, die er auf seinen letzten Lebensreisen so sorgsam gesammelt hatte, wie früher Handschriften, schenkte er als kostbares Gut einem Kloster. —

Boccaccios Gesamtwerk, das eine lange Reihe von Bänden füllt, ist ein treuer Spiegel seines Lebens. Das Schaffen des gelehrten Humanisten, der weit über Petrarca hinaus um das Studium der griechischen Sprache und Literatur sich verdient gemacht hat, gehört dem letzten Vierteljahrhundert seines Lebens an. Auch seine Arbeiten über die Göttergenealogie, über berühmte Männer und Frauen des Altertums und die geographischen Namen in der antiken Literatur hatten für diese Zeit Bedeutung und stehen am Eingang der Altertumswissenschaft. Als Lateiner konnte er sich mit seinem Freunde Petrarca allerdings nicht messen; sein Kommentar zu Dante ist die Arbeit eines müden Greises.

Der Jüngling und in voller Lebensblüte stehende Kavalier Boccaccio widmete seine Tätigkeit der Dichtung, und zwar ausschließlich der Dichtung in seiner Landessprache. Die leidenschaftliche, sinnliche Liebe zu Fiammetta hatte in ihm den Lyriker aufgerufen, der in zahlreichen Sonetten, Canzonen und Balladen die Schönheit des Weibes und die Lust der Liebe feierte. Den Leser des vollständigen Dekameron werden die eingestreuten Lieder oft durch die Anmut ihrer rhythmischen Bewegung und den leichten Fluß der geistvollen Gedanken entzückt haben. Boccaccio hat die besten seiner Gedichte in sein berühmtes Erzählungswerk hinübergerettet. Es drängte den gewandten Hofmann, den vorzüglichen Gesellschafter überhaupt bald zur Erzählung, und zwar zu einer Epik, die sich an das Frauenpublikum hielt. Er wollte unterhalten. Man spürt bei ihm überall den bewußten Erzähler, der die Worte mit Bedacht so setzt, daß man immer das Wie der

geistvollen Unterhaltung gewahr wird und eine schier spielende Überlegenheit über das rein Stoffliche bekommt. Das geht bei Boccaccio so weit, daß er im Dekameron vor jede einzelne Erzählung eine so scharf kennzeichnende Inhaltsangabe gesetzt hat, daß eigentlich die rein stoffliche Spannung damit erfüllt ist, wie er ja selbst am Schluß des Buches sagt, er habe „bei jeder Geschichte an der Stirn angedeutet, was sie in ihrem Schoß verborgen halte". Gerade für die Beurteilung seines bedeutendsten Werkes, des Dekameron, ist dieser überlegene Erzählerstandpunkt außerordentlich wichtig.

Vorerst begann Boccaccio seine Erzählerlaufbahn als Fünfundzwanzigjähriger mit dem „Filocolo", einer Prosabearbeitung des auch in unserer mittelalterlichen Epik heimischen Romans des edlen Liebespaares Fleur und Blanchefleur. Die bewußte sprachliche Kunst ist hier so in den Vordergrund gestellt, daß wir uns nicht wundern, den Dichter schon in seinem nächsten Werke, dem „Filostrato", das Versgewand anziehen zu sehen, und zwar hat er dazu zum erstenmal jene achtzeilige Stanze gewählt, die die charakteristische Strophe der italienischen Versepik geworden ist und später auch von Wieland durch seinen „Oberon" in die deutsche Literatur übernommen wurde. Mehr noch als in dieser Bearbeitung der Sage von Troilus und Chryseis drängen sich die erotischen Schilderungen vor in seiner mehr heroischen „Theseide" (1341). Gerade in diesen romantischen Ritterepen gemahnt Boccaccio vielfach an unseren Wieland, sowohl durch die Liebenswürdigkeit seiner Naturschilderungen, wie durch die epikureische Lebensweisheit und überlegen lächelnde Klugheit, mit der das große Wollen, das glanzvolle Sprechen und das oft so schwache Handeln verständnisinnig geschildert wird. Diese Weltanschauung tritt auch in seiner „Amorosa visione" zutage, die freilich wie manche Romane Wielands schwer unter dem Gewicht antiquarischen Wissens und der Episodenfülle leidet. Aber es ist bezeichnend, den späteren Erklärer Dantes für seine Wanderungen durch die Reiche des Ruhmes, des Glückes der Liebe, bis hinauf zum Himmel einen halb ironischen Ausgang wählen zu sehen. Sehr liebenswürdig sind einige mehr idyllische Stücke, unter denen die „Ninfale Fiesolano" nicht bloß ihrer literaturgeschichtlichen Stellung an der Spitze der mythologischen Dichtung wegen, sondern auch für ihre wirklich poetische Schilderung eine Übertragung ins Deutsche verdiente. Unserer Literatur gewonnen, und zwar durch Sophie Mereau, die Gattin des Dichters Clemens Brentano, wurde Boccaccios „Befreiungs"-Roman „Fiammetta", in dem er 1343 das Schicksal seiner erst so glücklichen und dann enttäuschten Liebe zu der schönen Neapolitanerin mit höchster dichterischer Freiheit in der Behandlung der Geschehnisse, bei denen er sogar die Rollen vertauscht, aber mit überzeugender Wahrheit des Empfindens und eindringlicher Psychologie darstellte.

Das Werk jedoch, durch das Boccaccio seinen ungeheuren Einfluß auf die Zeitgenossen und darüber hinaus seine Dauerstellung in der Weltliteratur gewonnen hat, ist der Dekameron, der etwa in den Jahren 1348 bis 1353 geschaffen worden ist. Ich will noch rasch vorwegnehmen, daß Boccaccio auch noch nach diesem Werke eine Dichtung verfaßt hat, die den Untertitel „Labyrinth der Liebe" und den Haupttitel „Corbaccio", also Rabengekrächz führt. In der

Tat, der süße Sänger der Liebe, der überlegene Weltmann, der köstliche Plauderer ist hier ein Lästerer geworden, dessen von gekränkter Eigenliebe und ohnmächtiger Wut eingegebenes Pamphlet ebensogut dem Schandmaul eines Aretino entsprungen sein könnte. Und das hatte der überlegene Betrug einer Frau fertiggebracht, die den Spötter erfahren ließ, daß seine oft vorgetragene Lehre von der tückischen Schlauheit der Weiber auch für ihn selber Geltung hatte. Ich denke mir, daß diese für einen genußfrohen Weltmann schmerzliche Erfahrung wirksamer die Bekehrung Boccaccios vorbereitet hat, als die Mahnreden seines Freundes Petrarca. Jedenfalls hat sie ihm auch die Poesie entleidet. Wenige Jahre später hätte er am liebsten seinen Dekameron vernichtet.

Die Moralisten würden ihm diese Tat wohl schon seit Jahrhunderten als hohes Verdienst angerechnet haben. Sicherlich zu Unrecht. Die hundert Geschichtchen, die in dieser kostbaren Sammlung stehen, sind ja nicht von Boccaccio. Daß wir nicht überall die Quellen nachweisen können, beweist nichts gegen diese Tatsache. Man fühlt es: das sind jene Schwänke, jene aus tausend Geschehnissen sich kristallisierenden Lebenslagen, die sich jedem einzelnen, aber auch dem Volksgehirn unauslöschbar einprägen, die im Grunde das einzige gemeinsame Stoffgut der gesamten Weltliteratur sind. Diese Geschichten, vorab gerade die derb erotischen Schwänke, auf die es die Moralisten abgesehen haben, wären dadurch, daß Boccaccio sein Buch vernichtet hätte, nicht aus der Welt geschafft worden.

Ich muß ehrlich gestehen: ich liebe auch den Boccaccio dieser Schwänke. Ich verkenne nicht und habe das ja am Eingang dieser Ausführungen betont, daß sein Buch viel Schaden angerichtet hat und sicher auf manches junge Gemüt verwirrend und beunruhigend wirkt. Aber das ist ein Mißbrauch des Buches, für den man schließlich den Verfasser nicht verantwortlich machen sollte. Gewiß ist das Nachwort, das er seiner Sammlung nachschickt, etwas frivol im Ton. Aber in der Sache hat er durchaus recht, wenn er sagt, daß sein Werk jenen reifen vernünftigen Menschen, für die es bestimmt ist, nicht schaden könne und daß auf Unreife auch ein heiliges Buch wie die Bibel verheerende Wirkungen auszuüben vermöge.

Ob man es nötig hat, die Zeit des Entstehens zur Entschuldigung aufzurufen?! Ich denke, es wäre auch heute sehr gut — für die Moral und für die Literatur —, wenn eine überlegene Freiheit in der Sprache vom Geschlechtlichen „gesellschaftsfähig" würde. Ich finde es viel gemeiner, wenn so wie jetzt aus tausend Worten ein Doppelsinn herausgehört wird, den eine heimliche Lüsternheit für sich auskostet. Es liegt eine tiefe psychologische Weisheit und gute Menschenkenntnis darin, wenn Boccaccio den „König" des letzten Erzählertages feststellen läßt, daß in dem gemischten Erzählerkreise „trotz der zur Begehrlichkeit aufreizenden Novellen ... keine Handlung, kein Wort, kurz auch nicht das mindeste Tadelnswerte getan worden sei". Ich glaube in der Tat, daß eine überlegene Freiheit der Rede ein gutes Ventil ist, wenn diese Rede voll Geschmack und künstlerischer Freiheit oder auch wirklich gesunder Derbheit ist.

Boccaccio war ein echter Künstler. Was er als selbständiger Erzähler konnte, zeigt die in ihrer einfachen Sachlichkeit packende Schilderung der Pest am Eingang

des Dekameron, die würdig neben den Darstellungen des Thukydides und Manzoni steht. Wie frisch und gesund aber seine Erotik ist, lehrt ein Vergleich mit den denselben Stoff behandelnden Erzählungen Lafontaines, der vielen kleineren Nachahmer ganz zu geschweigen.



Ein Angriff auf die Volksbühnen

Siegfried Jacobsohn hat (bei Österheld in Berlin) den Jahrgang 1912/13 seines theaterkritischen Kalenders „Das Jahr der Bühne" erscheinen lassen. Jede Kunstfreude, jedes Kunsturteil ist Standpunktssache, ist persönliche (wenn auch nicht private) Angelegenheit. Der rechte Kunstkritiker fordert nicht, wie der Mathematiker, die Anerkennung seiner Beweise, will nur Schwingungen erregen. Mitschwingungen oder Gegenschwingungen. Keiner, der sein Selbst in den Kampf wirft, darf über Wunden klagen. Bei Siegfried Jacobsohn freilich, einem sehr subjektiven, leidenschaftlichen Kritiker, ist es ein wenig anders. Er hat denen, die zwischen persönlicher und privater Angelegenheit nicht unterscheiden können oder wollen, Gelegenheit gegeben, ihn „moralisch" abzufertigen, wenn ihnen seine Kunstmeinung unbequem ist. Der fragwürdige Rechtstitel dieses polemischen Verfahrens stützt sich auf die bekannte Jugendeselei des Kritikers, begangen vor zehn Jahren. Man hat ihm damals nachgewiesen — nicht, daß er sein Urteil aus irgendwelchen unsauberen Beweggründen gefälscht, aber daß er sich wiederholt für die eigene Meinung fremder Worte bedient und Satzzusammenhänge, ohne Leihgebühr des Zitats, von anderen Schriftstellern entliehen hatte. Das war gewiß nicht korrekt und noch weniger klug von einem, der ums eigene Wort nie verlegen gewesen. Das mußte geahndet werden. Aber auch der Kriminalist kennt den Ausgleich von Schuld und Sühne. Es wäre z. B. absurd, einen Fünfzigjährigen als unsicheren Gerichtszeugen abzustempeln, weil er als Knabe einmal eines Äpfeldiebstahls wegen verurteilt wurde! In den zehn Jahren (seit dem bösen Skandal) hat Jacobsohn wahrhaftig erwiesen, daß er seine Meinung und seine Worte hat. Schlagt ihn tot, wenn Ihr wollt — offen und ehrlich —, aber sucht ihn nicht von hinten zu erdrosseln!

Die Berliner Schauspielkritiken Jacobsohns sind mir interessant, auch wenn sie mich ärgern. Seine Liebe ist nicht immer meine Liebe, sein Haß nicht immer mein Haß. Genug, daß wir ehrlich lieben und hassen — in Fragen, die uns, den Don Quijotten der geschminkten Dulcinea, überaus ernst dünken. Doch beruht es auf einer Verwechslung von Subjekt und Objekt, daß Jacobsohn selbstbewußt versichert, man werde seiner Sammlung einmal geschichtlichen Wert beimessen: „Aus einer Anzahl meiner Bände wird in Jahrzehnten eine Wellenlinie der Entwicklung und Rückentwicklung des Berliner Theaters abzulesen sein." — Ich glaube: nur die Wellenlinie der Entwicklung des Herrn Siegfried Jacobsohn ist seinen Büchern abzunehmen.

Von einer Debatte über die einzelnen anregenden Analysen und Urteile im zweiten Band des Jahrbuchs sehe ich ab. Ich würde natürlich in jedem Falle Recht behalten — für mich selbst. Doch alle Logik hüben und alle Logik drüben könnte einen unfehlbaren Schiedsspruch schwerlich erzwingen. In den Prozessen, die die Kunstgefühle gegeneinander führen, gibt es keine letzte Instanz, und auf die Frage des Pontius Pilatus: „Was ist Wahrheit?" darf jeder antworten: „Meine Empfindung."

Der rechte Künstler ist von selbst sittlich, der rechte Kritiker ist in sich selbst wahrhaft. Für ihn kann eben das reine Wahrheit sein, was für einen anderen unwahr ist. Hier ist von

den subjektiven Wahrheiten der Ansichten, der Gefühle, der Überzeugungen die Rede. Daneben bleiben freilich gewisse objektive Wahrheiten für alle, und auch für den Kritiker, verbindlich. Die korrekte Feststellung des Tatsächlichen ist eine objektive Wahrheitspflicht des Kritikers und muß dem Streit der Meinungen entzogen sein. Der Kritiker soll z. B. nicht sagen: „Dieser Sänger hat eine herrliche Tenorstimme", wenn der Sänger ein Bassist ist. Er soll auch nicht, um einen geistreichen Einfall einen hübschen Witz anzubringen oder um seine Meinung wirksamer zu vertreten, den Sinn und Zusammenhang einer Dichtung, die er beurteilt, entstellen. Im Eifer und Feuer ist schon manchem ehrlichen Kritiker eine Sünde wider die Richtigkeit unterlaufen. Sobald's mit Einsicht und Willen geschieht, hört die Ehrlichkeit auf.

Siegfried Jacobsohn ist ein ausgesprochener Willensmensch. Seine Vorstellungen sind abhängig von seinen Vorsätzen und Ideen. Ich nehme ohne weiteres an, daß er sich seines Rechtes bewußt ist, auch wenn er Unrecht tut. In seinem Buche „Das Jahr der Bühne — zweiter Band" hat Jacobsohn den Berliner Volksbühnen glatt und platt unrecht getan. Nicht etwa mit dem Urteil über die einzige Vorstellung, die er im Neuen Volkstheater angesehen hat; vielmehr mit seinem apodiktischen Urteil über das, was er nicht gesehen, nicht kennen, nicht verstehen gelernt hat. Mit einem Urteil, das sich als bedauerliches Vorurteil bloßstellte. Denn kein Mensch darf behaupten, daß er nach einer einzigen Theatervorstellung das Wesen, die historischen Verdienste, den künstlerischen Ernst eines seit 23 Jahren wirkenden Instituts richtig einzuschätzen in der Lage sei.

Im Geleitwort seines Buches sucht Jacobsohn es zu rechtfertigen, daß er, der „die Wellenlinie der Entwicklung des Berliner Theaters" verfolgt, den volksbildenden Leistungen des Schillertheaters und der (beiden) Freien Volksbühnen keine Beachtung schenkte. Er baut sich folgende Konstruktion: Die Volksbühnen Berlins arbeiten mit wohlfeilen Mitteln. Sie kultivieren das hohle Pathos der Backfischbretterhelden und die Stücke der Schwänkeschmierer und bieten in häßlichen, wenn auch spottbilligen Aufführungen hauptsächlich Komödien, die anderswo schon bewährt, also auch schon beurteilt sind. Nach diesen Voraussetzungen sagt der Verfasser: „Es ist eine alte Frage, ob schlechte Kunst besser sei als gar keine; und es ist eine Frage, die der Sozialpolitiker anders beantworten wird als der Ästhetiker."

Gegen diese Problemfrage ist nichts einzuwenden, gar nichts, — als daß sie hier als Schlußfolgerung von Prämissen aufgeworfen wird, die willkürlich und falsch sind. Man kann darüber mit Herrn Jacobsohn nicht gut streiten. Denn — wie gesagt — er weiß nichts von den Vorstellungen, die er schmäht, er hat sie nicht angesehen! Die einzige Ausnahme, auf die er sich beruft, die Aufführung von Hebbels „Julia" im Neuen Volkstheater, gibt seinem Urteil keinen Rechtstitel. Solch eine Stichprobe ist durchaus unzulänglich — für den Kritiker. Daß ich der Meinung bin, diese „Julia"-Aufführung sei als wertvolles Experiment überraschend geglückt, wissen die Leser des Türmers aus meinen Ausführungen im Juniheft 1913. Hier handelt es sich jedoch nicht um subjektive Meinungen, sondern um die Berichtigung tatsächlicher Unwahrheiten.

Von den drei Instituten, die Jacobsohn in den Topf seiner Ungnade wirft, hebe ich die Neue Freie Volksbühne hervor, ohne damit die sozialen und künstlerischen Verdienste der Schillertheater und der älteren Volksbühne zu unterschätzen. Es ist richtig, daß die Schillertheater ihre Hauptaufgabe nicht in der Entdeckung neuer Dichter und Dichtungen erblicken. Und die ältere Freie Volksbühne besitzt kein eigenes Haus. Die Neue Freie Volksbühne jedoch, die 50 000 Mitglieder an den Freuden der Kunst teilhaftig macht, pflegt in ihrem Neuen Volkstheater mit einem abgestimmten Ensemble das alte und das neue Drama. (Daß ich zurzeit Mitglied des künstlerischen Ausschusses dieser Volksbühne bin, erwähne ich, um etwaigen „Entdeckern" zu bemerken, daß man dort keine Dividende bezieht und keinen Einfluß auf Rollenbesetzung und Darstellung hat.)

Herr Jacobsohn sagt mit verletzendem Hochmut, es lüste ihn nicht, fast ausschließlich Stücke, die er in schöner Aufführung schon anderswo gesehen habe, in schlechter Aufführung wiederzusehen. Im letzten Spieljahr allein gab es im Neuen Volkstheater fünf Uraufführungen literarisch beachtenswerter Dramen. Das ist mehr, als irgend ein anderes Theater Berlins in gleicher Frist für die Dramatiker vor den Toren geleistet hat. Daß Jacobsohn diese Uraufführungen Experimente nennt, die „fast nie der Rede wert“ gewesen seien, ist ohne Belang; hat er doch keines der fünf Stücke kennen gelernt! Die Urteile seiner Zunftgenossen verachtet er. Sonst hätte er vielleicht erfahren, daß auf der Bühne des Neuen Volkstheaters das falsche Pathos und das Kulissenreißen nicht gepflegt und nicht geduldet wird, daß sich vielmehr gerade hier, unter Edgar Lichos Leitung, ein reinlicher Stil und eine diskrete Stimmungskunst entwickelt haben. Und darf man historische Tatsachen leugnen? In den 23 Jahren ihres Bestandes haben die beiden Freien Volksbühnen, die Tätigkeit der ehemaligen „Freien Bühne“ ergänzend und fortsetzend, dem Theater viel literarisches Neuland erobert. Herr Jacobsohn scheint nicht zu wissen, daß die ersten Aufführungen von Hauptmanns „Webern“ und von gar mancher Dichtung Björnsons, Hartlebens, Halbes, Karl Hauptmanns, Klara Viebigs, Stavenhagens den Volksbühnen zu danken waren...

Noch dicker als die erste ist die zweite Ungenauigkeit: auf den Volksbühnen gedeihe das platte Wohlbehagen der Schwänkeschmierer... Wiederum werde das Repertoire des Neuen Volkstheaters aufgerufen. Es sei hiermit unter Beweis gestellt, daß kein Theater Berlins bei der Auswahl der Stücke von strengeren literarischen Grundsätzen geleitet wird als die Neue Freie Volksbühne. Dem banalen Unterhaltungsstück ist außer der alljährlichen Sommerposse kaum je ein Zugeständnis gemacht worden. Nicht zu den ungeklärten Instinkten der Masse hinabzusteigen, vielmehr die schlummernden schönen Empfänglichkeiten des Volks zu wecken und hinaufzubilden, ist die Bestimmung der Volksbühnen. Sie arbeiten an der Vervollkommnung der Gattung, indem sie — ohne doktrinäre Absichten — Kunst zu bieten trachten. Es gibt keine beschränkte Volkskunst oder volkstümliche Kunst. Alle Kunst gehört dem Volke. Ist es nicht der unbestreitbare Lohn jahrzehntelanger rein-künstlerischer Mühen, daß breite Volkskreise sich zu einem feinfühligen Publikum entwickelten? Äußeren Ausdruck findet dieser Erfolg in dem imposanten Wachstum der Neuen Freien Volksbühne, die am 14. September d. J. den Grundstein zu dem Volkskunsthaus, das Deutschlands größtes Schauspielhaus werden wird, legen konnte.

Was weiß davon Herr Jacobsohn? Er schreibt: „... und werde es in den nächsten Jahren wahrscheinlich dabei belassen, über die Leistungen derjenigen Berliner Bühnen ‚Bericht zu erstatten‘, die nicht durch ‚volksbildende Bestrebungen‘ wie durch ein Aushängeschild weithin verkünden, daß sie nichts können.“ — Ja, wenn ein schlechter Witz die Welt erlösen könnte, wäre Siegfried Jacobsohn ein Messias. Möge er's übrigens „dabei belassen“! Aber möge er sich dann auch bequemen, über das zu schweigen, was ihm eine terra incognita ist.

Wäre Siegfried Jacobsohn der einzige, der aus Unkenntnis die Volksbühnen herabsetzt, man könnte über die Leichtfertigkeit, mit der er eine große kunst-soziale Sache schädigt, stillschweigend hinweggehen. Doch er hat reichlich Gesellschaft. Ein Teil der Berliner Presse sendet nicht seine Kritiker, nur seine Reporter zu den Vorstellungen des Neuen Volkstheaters. Die Arroganz des high-life entblödete sich nicht, ihren Geist an dem Namen der Köpenickerstraße zu weiden („Das Theater in der Köpenickerstraße gehört mehr zu Köpenick als zu Berlin“). Man muß bei Artisten nicht unbedingt einen sozialen Verstand voraussetzen, auch dann nicht einmal, wenn sie unter dem Strich demokratischer Zeitungen schreiben. Siegfried Jacobsohn spottet aus Herzenslust über das „Vorstadtpublikum“, das sich „für eine halbe oder für anderthalb Mark beseligt und bereichert“. Das ist allerdings schlimmer als sozialer Unverstand, ist das Bekenntnis des traurigen Vorurteils, daß Kleider Leute machen und daß das kunstfühlende Herz nur im Leibe eines Geldmenschen schlage... All der törichte Hochmut wäre einem

Kritiker zu verzeihen, der sich aus eigener Erfahrung davon überzeugt hätte, daß auf den Volksbühnen durchaus nur halbe oder schlechte Kunst geboten werde; daß man dort durch Tendenzmache den Wert reiner künstlerischer Freuden zu ersetzen trachte; und daß das Publikum der minder bemittelten Schichten unreif und amusisch sei. Denn in der Tat hat der Kunstkritiker nur das Kunstwerk und keinen anderen noch so edlen Zweck im Auge zu halten. Wer aber nicht die gelbe Brille der Voreingenommenheit auf die Nase setzt und wer sich die Mühe gibt, Bühne und Publikum zu studieren, die er beurteilen will, der kommt zu einem ganz anderen Resultat.

Recht schade, daß Siegfried Jacobsohn zu seinem Buche, an dem eine Fülle subjektiver Wahrheiten zu schätzen ist, ein Geleitwort schrieb, das objektive Unwahrheiten enthält. Indessen, weder eine Jacobsohnsche, noch eine Berliner Angelegenheit erforderte diese Abwehr. Um eine größere Sache geht's. Um ein Recht. Um ein Prinzip. Um das Prinzip der Kunst, das Henrik Ibsen verstand, als er von den Schauspielhäusern schrieb, die das Volk sich selbst erbauen müsse.

Hermann Kienzl



Neue und Erneuerer

(Berliner Theater-Rundschau)

Mann mit dem neuen Schlips! fällt dir, der du dunkle Gegenwartsahnungen oder auch nur den Ehrgeiz hast, als Zeitgenosse geschätzt zu werden, ein klarer Begriff nicht ein, so gebrauchst du getrost das Wort „modern". In der kritischen Literatur ist dieses Wort eine Olla podrida — die spanische Suppe, aus hundert einander fremden Bestandteilen gemischt. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als gerade der Naturalismus mit dem Fegebesen seine Hausknechtsarbeit verrichtete, ließ sich unter dem Schlagwort schon eher etwas Bestimmtes denken. Die Dichtung des Tages hatte damals einen einzigen Schienenstrang. Aber heute! Du lieber Gott: weiß und schwarz, sauer und süß, mystisch und realistisch und futuristisch, symbolistisch und neuklassizistisch — alles ist echt-modern. Die Vielheit macht nur den Einseitigen mißvergnügt. Die Welt, die viele Gottheiten hat, ist reich. Die Vielgötterei aber soll sich nicht mit einem einzigen Tempel behelfen, mit dem der „Moderne". Die mit diesem Wort Fetischkult treiben, unterliegen dem Verdachte, daß sie eigentlich in dem Modernen nur die Mode verstehen. Die ist nicht göttlich. Ist der Massenzwang. Ist nicht jene Freude, deren Zauber (nach Schiller) wieder binden, was gerade „die Mode streng geteilt".

Gewiß hat jedes Zeitalter seine besonderen Freudengefühle in der Kunst. Wahr ist auch, daß künstlerische und literarische Moden daraus entstehen, daß die Geister von neuartigen Freuden verbunden wurden. Diesen Modernen trottet sodann die Herde der Modischen nach. Doch wenn man so, wie eben hier geschehen ist, das Gummielastikum-Wort gebraucht, sollte man sich bewußt sein, mit ihm allein nicht viel mehr auszusprechen, als etwa mit einer Jahreszahl. Anno 1785 und einige Jahrzehnte später waren Ifflands brave „Jäger" gerade so „modern", wie heute etwa Wedekinds sexualpathologischer „Erdgeist". „Das Spezifisch-Moderne" — sagt Dr. Karl Heine — „ist immer das Vergängliche."

Ist das eine Herabsetzung des Modernen? Nein. Wir Vergänglichen finden — auch in der Kunst — nur mit Hilfe des Zeitlichen ein Verhältnis zum Ewigen. Was die Großen vor Jahrhunderten, vor Jahrtausenden geschaffen, bleibt uns unverloren. Wir ahnen wenigstens, daß diese Quellen unter dem Schutte der vielen Jahre unversiegt sind. Wir hören sie, das Ohr lauschend an die Erde gelegt, rieseln. Doch uns an ihrer ewigen Frische recht zu letzen,

müssen wir sie freigraben, sie darbieten unseren neuen Augen, unserer veränderten Art, der ewigen Schönheiten zu genießen. Wir müssen dem Dauernden statt der alten Vergänglichkeit eine neue Vergänglichkeit geben.

* * *

In Anwendung auf Schiller wurde — vor Jahren — zuerst das Wort geprägt: „Ein neues Pathos suchen". Man war in Dichtung und Schauspielerei dessen überdrüssig geworden, was man Schiller-Pathos nannte; man erkannte, daß das Wesenhafte seiner Schöpfungen allmählich von der aus früherem Jahrhundert überlieferten Darstellungsweise verdeckt wurde. Einst störte die singende und dröhnende Deklamation nicht die Empfänglichen. Man liebte diesen Überschwang des Tons und der Gebärde, man fand sich in dem Gewohnten zurecht, diese Form vermittelte damals das Immergültige der Schillerschen Dichtung.

Mit Maß und gebührender Rücksicht auf den inneren Stil Schillers hat die Bühnenkunst unserer Tage seine Dramen uns allmählich wiedergewonnen. Schlichtheit und psychologische Wahrheit im ungelähmten Schwung des Rhythmus: das ist das Ziel der jüngeren Spieler. Den glücklichen Erneuerungen reihte Gerhart Hauptmann jetzt als Regisseur von Schillers „Wilhelm Tell" eine minder gelungene an. Gerhart Hauptmann ist (im eben eröffneten Künstlertheater) als Feldherr an die Spitze der illustren Truppe getreten, die so oft in ihrem alten Heim (in Otto Brahms Lessingtheater) seinen eigenen Dramen den Sieg errang. Der Trieb des Regisseurs lebt in jedem echten Dramatiker, ja, er ist ein Teil seiner schaffenden Kraft. Mancher Dichter war ein bester Bühnenmeister. Auch Hauptmann ist ein geborener Regisseur. Die Eingeweihten wußten es seit Jahrzehnten — von den Proben der Hauptmannschen Stücke. Die Zweifler wurden überzeugt, als Hauptmann, eine Woche nach dem „Tell", Kleists „Zerbrochenen Krug" inszenierte und in der nirgends gesprengten festen Form des alten Kleinods köstliche neue Reize und Lebenswerte entdeckte. Der Dichter des späteren Jahrhunderts hatte sich Kleists Persönlichkeit zu eigen gemacht, dichtete mit ihm, aus ihm. Ganz anders war Hauptmanns (vielleicht unbewußter) Wille auf Schiller gerichtet. Er übersetzte den „Wilhelm Tell" aus dem Schillerischen ins Hauptmannische, er stand nicht hinter, sondern vor der Dichtung. Auch äußerlich zeigte es sich: als die Sensationstiger der Premiere dem zur Schau gestellten Regisseur überlaute Huldigungen bereiteten. Es muß anerkannt werden, daß in mancher Szene durch ein realistisches Kleinspiel das Menschliche der Zustände und Gestalten uns näher gerückt wurde. Diese Detailmalerei zerdehnte und zerstörte aber den dramatischen Zusammenhang, sie ernüchterte die Stimmung, sie lenkte auf das Nebensächliche ab. Das Hauptsächliche, die flammende „Tell"-Begeisterung, war überhaupt nicht vorhanden. Dem Flügelroß waren die Flügel versengt.

* * *

Als Reinhardt seiner szenischen Sammlung klassischer Dramen nun Goethes „Torquato Tasso" anreihte, wurde man an eine wahrhaft geniale schauspielerische Ausdichtung wehmutsvoll erinnert: an den Tasso des Joseph Kainz. Der hatte nicht einen fertigen „Zeitstil" an Goethes Dichtung angelegt, baute sie vielmehr persönlich von der Tiefe aus. Goethe hatte, von Frau von Stein, vom Hofe zu Weimar nach Italien fliehend, die fletschenden Hunde seiner Leidenschaften gebändigt, hatte aus dem wallenden Elemente die reine Glockenform des „Tasso" gegossen. Kainz trennte diese Form wieder auf, lebte Goethes Kampf und Sturm von Anbeginn und bildete aus diesem Erleben die individuelle Gestalt. Mit ihrer Kühnheit, Wildheit und Selbständigkeit kam der Tasso des Kainz dem Tasso des Goethe unendlich näher als alle Darsteller, die da in akademischer Sittsamkeit auf den wohlgepflegten Wegen des Gedichtes gewandelt waren.

Kainz ist gewesen. Alexander Moissi, der Liebling der Damen, der süße Geigentöne in der Kehle hat (und es weiß!), war nun auch kein akademischer Tasso; aber noch weniger ein Goethescher, von dessen Stirn das Licht des reifenden Genius durch das Labyrinth der

Schmerzen leuchtet. Höchstens dem jugendlich-sentimentalen Werther schien dieser Dichterknabe verwandt, und vertauscht war die Farbe der Leidenschaft mit Hamletscher Gedankenblässe.

* * *

Ist denn auch die Traumdichtung „Schwanenweiß“ modern? Dieses Kindermärchen von Prinz und Prinzessin Apfelblüte? Natürlich! Hochmodern! Denn August Strindberg, einer der stärksten Geister, Ankläger und Richter des Zeitgeistes, hat das traumhaft holde Spiel gedichtet. Auf diese Weise, — weil er einmal (in den Tagen seines letzten Liebesfrühlings!) zum spielenden Kinde wurde, sind ein modernes Stück und der grimme Strindberg in unser Königliches Schauspielhaus eingelassen worden...

Die Motive vieler Sagen und Märchen klingen in neuen Modulationen an. Da ist Aschenbrödel und seine böse Stiefmutter. Der geliebte Prinz ist Held Tristan, der für seinen König wirbt und dabei selbst der Minne verfällt; aber ein Tristan mit Knabenlocken, eine reine, von der Liebe wachgeküßte Menschenknospe wie seine Prinzessin Schwanenweiß. Er ist auch Lohengrin, denn seinen Namen zu kennen bringt dem Mädchen das große Herzeleid. Und es tönt das Wunderhorn von Ronceval. Das heilige Schwert des Nibelungenliedes liegt zwischen den unschuldsvollen Kindern, die sich nebeneinander betteten. Über den alten Sagen und Märchen herrscht Strindbergs persönlicher Geist. Der mystische Zug im Wesen des grausamen Realisten überrascht den Kenner nicht. Aber „Schwanenweiß“ ist eine Insel, zu der die Welt, ihre Klagen und ihr Hohn nicht dringen. „Schwanenweiß“ verklingt ohne die grelle Dissonanz zwischen Traum und Wirklichkeit, die in den anderen Dramen Strindbergs zum Weltschmerz wird. „Schwanenweiß“ ist ein Traum ohne Ende, ohne Erwachen. Immerhin, auch aus seinem Märchen von der geprüften Liebe lugt hier und dort das Wissen hervor. Auch in diesem Spiel, das Strindbergs erträumtes Frauenideal verklärt, hat das böse Prinzip, die Hexe, einen weiblichen Körper. Auch hier lauert im Bunde der Geschlechter ihr Kampf. Ob ein Kerl, den der Jüngling und das Mädchen sahen, blau oder grün gewesen, das ist die müßige Streitfrage, die den Liebeslenz fast zerstört. Der Kerl war auf der einen Seite blau, auf der andern Seite grün....

Wer nicht auch diese seltsame poetische Dichtung kennt, hat von Strindberg nur ein halbes Wissen. Das Hoftheater gab den Stimmen des Traumes zu viel Schallkraft und den dämmerigen Gestalten eine zu schwere Materie.

* * *

Die zweite Novität des Kgl. Schauspielhauses hat geringen literarischen Belang. Auch eine Art Märchen ist Alexander Zinns morgenländische Komödie: „Die drei Brüder von Damaskus“. Doch statt des naiven Märchengeistes macht sich in den drei Akten ein matter Nationalismus in geschwätzigen Wortspielen breit, und die höhere Bedeutung lebt sich in der Dichtung nicht aus, wird ihr vielmehr hinten an den Rücken geklebt. Julius Bab hat in seiner Tragikomödie „Der Andere“ der unheimlichen Wahrheit ins Auge geblickt, daß in jedem Menschen verschiedene Persönlichkeiten schlummern, die nacheinander hervorgerufen werden, wenn das Schicksal unvermittelt unsere Verhältnisse, unsere Macht und Geltung verändert. Das Leben sei eine große Verkleidungskomödie. Alexander Zinn, der die Babsche These am Schlusse seines Stückes mit neuen Versen wiederholt, brachte bloß eine der vielen Verkleidungspossen zustande. Denn freiwillig und ohne triftigen Grund vertauscht der nach Damaskus heimgekehrte Aslan seine Kleider mit denen seiner Brüder, deren Rollen er abwechselnd spielt. Was dieses Spiel von einer alten Comedia dell'arte hauptsächlich unterscheidet, ist des Verfassers Manko an Witz und Humor. Noch älter als die Verkleidungsposse ist der bequeme Maschinengott, der zum guten Ende alle Verlegenheiten schlichtet. In Damaskus besorgt dies der wohlbekannte Kalif Harun al Raschid.

* * *

Ein Zeitereignis mit dem Einsatz einer ewigen Schöpfung war die Aufführung von Ibsens „Peer Gynt“ im Lessingtheater. Die „Peer-Gynt“-Dichtung, die den Erdkreis ausschreitet, ist gültig für die Zeiten, die vor ihrem Entstehen gewesen waren, und wird gültig in allen Menschenaltern sein; bis einst die Masse der Vielzuvielen dahin wäre und die Welt dem Höhenmenschen gehörte ... Entstehen mußte die Dichtung in unserer Gegenwart, die aus dem Ideal der Persönlichkeit ein nichtsnutziges Schlagwort gemacht hat. Die Rücksichtslosen, die Egoistischen, die Kleinen haben den Begriff des Nietzsche und Ibsen: „Lebe dich selbst!“ allezeit verkehrt in ein „Lebe dir selbst!“ — wie Peer Gynt, wie dieser Peer Gynt, der die Treue bricht, der sich blindem Genusse ergibt, der nicht Recht und Unrecht wägt, der seine Sache mit dem Vorteil der Mächtigeren verknüpft und der im Besitze äußerer Macht (er will Kaiser werden) den Ausdruck und die Gewähr größter innerer Bedeutung anstrebt, indes er auf jedem Throne doch nur ein Armseliger und Mittelmäßiger zu sein imstande wäre. Statt der Hölle des Mephisto droht diesem faustischen Wanderer der Löffel und Topf des Knopfgießers; und wie Fausts Unsterbliches von der heiligen Barmherzigkeit des hingeopferten Gretchens, wird Peer Gynts verlorenes Ich von der treuen Solvejg gerettet.

Der „Peer-Gynt“-Koloß schien lange der Bühne zu spotten — mit seiner raschen Flucht der Bilder, mit der Fülle grotesker Gestalten und am meisten vielleicht mit den übermäßigen Ansprüchen, die an den Darsteller des Peer Gynt, des jungen Burschen, Mannes und Greises, gestellt sind. Die neuen technischen Künste der Bühnenkunst ließen in jüngeren Jahren manchen Versuch wagen. Leopold Jeßner in Hamburg war der erste, der „Peer Gynt“ mit respektablem Erfolg aufführte. Jedoch das bis auf zwei Szenen vollständige Riesendrama brachte nun Victor Barnowsky in seiner Eröffnungsvorstellung des Lessingtheaters auf die Bretter. Dem Mutigen gehörte, wenn auch nicht die ganze Welt, so doch ein mächtig Teil des „Peer Gynt“. Die große Begabtheit des Regisseurs fand zwei starke Helfer: Edward Grieg, dessen wundervolle „Peer-Gynt“-Musik weit mehr ist als ein Stimmungserreger, denn sie führt das dunkle Gefühl zum lichten Verstehen, und den Maler Swend Gade, der nordische Gebirgslandschaften von merkwürdiger Charakteristik und Perspektive entwarf. Hinter der letzten Hauptforderung blieb freilich die Aufführung zurück. Friedrich Kayßler war nicht der Peer Gynt, zum mindesten nicht der Jüngling Peer. Das Wohlbedachte trat vor die frischen, wilden Instinkte. Ein Kommentar und eine Wirklichkeit: das ist zweierlei! Dagegen blieben tiefste Eindrücke von Mutter Aases Tod (unerhört, wie in Ilka Grünings sterbensbleichem Gesicht das zärtliche Mutterauge brach!) und von der treuen Solvejg (Lina Lossen), die in ihrer Hütte ein Menschenleben lang auf den Geliebten wartete, wartete ...

* * *

Auch eine Art von Faustproblem, aber eigentlich nur eine Faustparodie, ist Frank Wedekinds modernes Mysterium „Franziska“. Wir haben es in den Kammerspielen mit einigem Schaudern erlebt. Das intellektuell gewitzte Publikum verstand von dem teils erregend wirren, teils langweiligen Stück in Stücken nur Bruchstücke, es verhielt sich aber bescheiden und überließ ohne Widerspruch der Gemeinde einen dünnen Applaus. Daß ich nicht zu den Gemeinde-Armen gehöre, nahm ich bei dieser Aufführung wahr; doch Wedekinds Ingrimm, seraphisch und luziferisch, bringe ich trotz der „Franziska“ eine starke Neigung entgegen. Auch in dieser Schöpfung, in der ein großes Wollen ohnmächtig zersplittert, leuchten genialische Blitze. Auch hier verblüfft die Frechheit der Einfälle und die Dialektik eines abnormen Witzes (überdies auch die eines abnormalen Geschlechtssinnes).

Die junge Franziska hat den Drang, die Sensationen der Erotik bis über die Grenzen ihres Geschlechtes hinaus zu erleben. Mit Veit Kunz, dem diabolischen Manager, schließt sie den Teufelspakt: Zwei Jahre wird er all ihren lustbegehrenden Wünschen gehorsam sein, nach Ablauf dieser Frist soll sie ihm leibeigen werden. Franziska zigeunert durch die Erd-, Himmels- und Höllenreiche der Liebe. Sie verwandelt sogar ihr Geschlecht. Verliebte Mädchen

Leichenwacht bei Heinrich IV.



L. du Bois-Reymond

gehen ihretwegen in den Tod. Als Quasi-Mann schließt sie mit einem Mädchen eine Ehe. Zynisch, wie er ihn herstellte, zerstört der Dichter den Spuk. Indem er den weiblichen Mann in den weiblichsten aller Zustände, in den des gesegneten Leibes, versetzt. Dann erhebt sich Franziskas geschlechtliche Macht aus dem Körperlichen ins Pythische. Sie wird Wahrheitskünderin. Aber auch das ist nur Fopperei. Als Franziska ihrem Dämon und Meister ganz verfallen scheint und die Zeit um ist, geht sie ihm durch. Stürzt sich in die Arme eines anderen, muskelstarken Mannes. Der Meister wird an seinem Werk zuschanden. Er glaubte zu herrschen und war mit seinem männlichen Sexus der Herrscherin Weib untertan. Mephisto wird zum weinenden armen Teufel.

Es war nicht ganz leicht und es bedurfte eines wohlwollenden Willens, in dem verworrenen Labyrinth diesen Ariadnefaden der Wedekindschen Absichten zu finden. Der Veit Kunz ist eine Art von Selbstporträt des Dichters. Und es erging Frank Wedekind wie dem Veit Kunz: das Werk gehorchte seinem Willen nicht, es ging verloren.

* * *

Fritz Stavenhagen steht aus seinem jungen Grabe auf. Geboren in der Stallwohnung eines Hamburger Lohnkutschers, aufgewachsen mit einem fiebernden Drang nach Wissen und Schönheit im harten Frohn eines Handelsgeschäftes, starb er, ehe seiner Sehnsucht Blüten reiften. Aber sein Schauspiel „Mudder Mews“ läßt ihn nicht umsonst gewesen sein. Man könnte es ein Volksstück nennen, denn es gibt nicht viele Dramen, die so unverfälschte Gestalten aus dem Volke bringen. Doch Stavenhagens Ziel war nicht die Schilderung einer einzelnen Menschenschichte. Die plattdeutschen Fischer in „Mudder Mews“ sind, wie wir alle, abhängig in Gehaben und Handeln von ihrer Väter und Genossen Anschauungen und Gewohnheiten. Sie sind aber nicht bloße Typen, jeder von ihnen ist ein eigener Mikrokosmus. Typisch an diesen Menschen von natürlicher Tüchtigkeit ist, daß bei ihren Handlungen die Hemmungen höherer Bildung wegfallen; daher entwickeln sich aus unscheinbaren Ursachen unvermittelt heftige Wirkungen.

Die Schwiegermutter, der Popanz so vieler hohler Possen, ist hier der Dämon einer Tragödie. Und keine Karikatur, vielmehr eine höchst interessante Charakterstudie. Das unheilvolle alte Weib hat seine weiblichen und persönlichen Werte, die neben den bösen Instinkten und dem Laster ihrer boshaften Zunge bestehen. Mudder Mews zerstört die Idylle einer glücklichen Ehe, treibt die junge Frau in den Selbstmord und die eigenen Söhne, wie einst den Gatten, in die Verkommenheit des Trunkes. Der Todessturz der jungen Frau, als Folge schnöder Klatschreden, dünkt uns Bürgern einer abgebrühten Welt sehr übertrieben. Doch ist diese Ungereimtheit, die die Logik ärgert, lebenswahr; das Alltagsleben hat wenig Logik. Weil die Dörfler so rauh und echt sind, deshalb empfinden wir besonders innig den zarten Hauch über der keimhaft ungestandenen Liebe zwischen der braven jungen Frau und ihres Mannes Bruder. Man hat seine Freude an diesen Menschen und Schmerz über ihr Schicksal. Was mehr konnte des Dichters Sache sein? Die Darstellung von „Mudder Mews“ im Neuen Volkstheater (mit Frau Werner-Wagner in der Titelrolle) war mustergültig. Der Wahrheit des Schauspiels hatte die Regie Lichos Wahrhaftigkeit gegeben.

* * *

Der jüngste der Sterne ist Herbert Eulenberg. Es sind, seit der Düsseldorfer zum ersten Male die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, viele auf den Plan getreten. Daß Eulenberg mehr als die anderen die Geister beschäftigte und erhitzte, liegt an den Vorzügen seiner Mängel. Er hat sein reifes Manneswerk noch immer nicht geschrieben. Er ist immer noch ein Werdender. Immer noch die große Hoffnung. Und seine Bahn geht aufwärts! Nun hat er „Belinde“ geschaffen, das Drama einer Liebe.

„Belinde“ ist, trotz großer Mängel, ein ziemlich geschlossenes Drama. Kühner denn je setzt des Dichters Jugend über die Gewissenhaftigkeit hinweg, wenn er die unwahrscheinlichste

aller Vorgeschichten erzählt: daß nämlich ein jungverheirateter und verliebter Mann, der seine materielle Abhängigkeit von der Familie der Frau unerträglich fand, auswanderte und trotz seiner heißen Liebe zehn Jahre lang kein Sterbenswörtchen an die Geliebte schrieb oder von ihr zu erhalten suchte. Im Zeitalter des Telegraphen und der Eisenbahnen! (Ennoch Arden hatte es bequemer, glaubwürdig verschollen zu sein.) Und dieser Mann bleibt seiner Frau in Liebe treu, trennt sich nicht vom Symbol seiner Sehnsucht, dem Kammerschlüsselchen ... Aber gut oder übel denn! Solchen Sprung ins Unreale wagt Eulenberg. Es kommt ihm nicht darauf an. Er will, so oder so, nur eine äußere Fügung der Umstände, eine bestimmte Situation haben. Besser wär's gewiß, er hätte die Möglichkeiten der Vergangenheit bedacht. Hätte von Ibsen gelernt (wenn sich das lernen ließe!), aus der Retrospektive einer Gegenwart eine Vergangenheit so aufzuschließen, daß das Gestern und das Heute zusammenrinnen. Doch wär' er besonnen, hieß er nicht der Eulenberg! Wär' er nicht der Eulenberg und hätt' er nicht das sieghaft junge Temperament, er hätte nicht gewagt, was vor ihm nur ungefähr Shakespeare wagte, und es wäre ihm nicht gelungen, die Unwahrscheinlichkeit der Voraussetzungen zu überwinden.

Das, was Shakespeare wagte: im ersten Akt von „König Richard III.“, in der weltberühmten Szene, in der der Mörder von König Heinrich an König Heinrichs Bahre um die Liebe der jungen Witwe wirbt und Seele und Sinne der Königin Anna erschüttert. Das verwegene Problem lautet auch bei Eulenberg: Wie erklärt es unser Gefühl, daß ein edelsinniger Mensch, ein Weib, vom noch nicht gedeckten Grabe des Geliebten weg mit ungeteiltem Herzen in die Arme eines anderen Mannes sinkt? D e s Mannes, der den Geliebten zu den Schatten stieß? Und in seinem besonderen Falle hat Eulenberg diese furchtbare Tatsache in unserem Gefühl wahrhaftig bewiesen. Er hat dabei nicht etwa, wie Strindberg oder Wedekind getan haben würden, wie selbst Hamlet mit seiner Anklage („Schwachheit, dein Name ist Weib“) tut, das Weib vor das Tribunal gezerrt, ihm die Treulosigkeit als Erbteil des Geschlechtes angedichtet. Nein, Belinde ist treu, Belinde ist rein und gut. Aber: wir glauben uns zu lenken und sind gelenkt. In Stunden, in denen wir unserer Natur erliegen, zerbricht der Wahn des Willens.

Belinde, die sich seit vielen Jahren Witwe glaubt, liebt den jugendlichen Roger, wird sich morgen mit ihm vermählen. Liebt ihn mit der heißen Leidenschaft letzter Weibesliebe, mütterlich und bräutlich. Plötzlich ist der Mann zurückgekehrt, der einst ihr Gatte war. Nichts als Haß bringt sie dem Entfremdeten, dem Rücksichtslosen entgegen. Doch dieser Gatte läßt sich nicht verscheuchen. Er wirbt um die verlorene Liebe seiner Frau, zäh, wild, blutig. (Freilich unglaubwürdig, daß er zehn Jahre lang solche Leidenschaft auf Eis kühlen konnte ...) Wirbt mit Taten. Liegt nicht bloß gleich einem Hunde auf ihrer Schwelle. Treibt auch den begünstigten Nebenbuhler in den Tod (im amerikanischen Duell). Erdreistet sich, unmittelbar nach der düsteren Todesfeier in das Gemach der Verzweifelten zu schleichen. Weicht nicht vor ihrem Abscheu. Reißt die Verlassene aus der Verlorenheit ihrer Seele auf, stützt sie, die arm und betrogen in einer feindlichen Welt irrt, mit seiner festen Tatkraft. Gibt ihr, so sehr sie widerstrebt, den neuen Halt, das neue Leben, die — neue Liebe. Und ein Grab ist noch nicht zugeschaufelt ... Anders als Shakespeares Anna handelt Belinde. Als ihr zum Bewußtsein kommt, daß sie den Mann, der ihren Geliebten in den Tod getrieben hat, jetzt allein liebt, tötet sich Belinde. Sie kann nicht der traurige „Harlekin ihres Herzens“ sein. Ob körperlich erobert oder bewahrt, gleichviel: sie war verfallen. Verfallen dereinst und zuerst dem Gatten; dann dem Jüngling, um dessenwillen sie den Gatten haßte; dann wieder dem Gatten, dem Mörder ihres Jünglings ... Und sie war ein Mensch von stolzer, treuer Seele.

Dieses Mysterium der Liebe müßte Unglauben oder Unwillen wecken, wäre es kühl ergrübelt. Es hinterläßt Furcht und Schrecken, weil es von großer Leidenschaft erfüllt ist.

Von solcher Leidenschaft, als neben Herbert Eulenberg vielleicht kein zweiter Dichter unseres zerebralen Zeitalters besitzt. Was da aus der Tiefe emporgeschleudert wurde, das packte die Zuschauer, so daß sie über die romantischen und grotesken Schrullen im Episodenwerk des Dramas sich zu ärgern vergaßen. Der Erfolg im Kleinen Theater war lebhaft. Er war es, obwohl er schauspielerisch nur von den Trägern der Hauptrollen (Käte Hannemann, Ludwig Hartau, Paul Bildt und Lupu Pick) gerechtfertigt wurde. Hermann Kienzl



Romane und Novellen

(Hans Ludwig Rosegger: „Der Golfstrom", Roman. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin)

Hans Ludwig Rosegger, der Sohn Peters des Großen, hat schon in einer Reihe von Romanen und Novellen ein eigenartiges, fast ein wenig eigensinniges Talent bewiesen. Es mag ihm nicht leicht sein, sich unter der Last des berühmten väterlichen Namens zu behaupten, sich als Erbe der Firma persönlichen Kredit zu verschaffen. Man könnte sagen: er handelte diplomatisch klug, indem er in seinen Dichtungen durchaus Stoffgebiete aufsuchte, die dem Dichter des „Waldschulmeisters" weltfern liegen. Ins mondäne Leben und dessen Probleme, in das französische Rokoko und in andere Fernen liebt der junge Rosegger zu schweifen. Aber das geschieht wohl nicht nach dem ökonomischen Prinzip von der Teilung der Arbeit, sondern nach angeborenen Fähigkeiten und Neigungen. Und dennoch: So weit voneinander entfernt Vater und Sohn ihrer Wege ziehen, bei Ausgang und Eingang finden sie sich. Es sind die gleichen Ziele des Herzens, die dem Sohne wie dem Vater leuchten.

Wer dem neuen Roman des Hans Ludwig Rosegger: „Der Golfstrom" auf den Grund dringt, der wird das erkennen. „Der Golfstrom" ist einer jener prophetischen Zukunftsromane, wie sie seit Bellamys „Rückblick aus dem Jahr 2000" üppig, allzu üppig aus dem Boden schossen. Man mag sich wie immer zu solchem müßigen Spiel der Phantasie verhalten: der Dichtung des Rosegger junior ist ein weiter, kühner Wurf nicht abzusprechen, und noch weniger eine treibende sittliche Idee, eine vom Vater auf den Sohn vererbte ethische Idee.

Der Roman setzt in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ein und endigt ungefähr um das Jahr 1980. Die Vereinigten Staaten haben die Herrschaft der Erde errungen. Mit Hilfe der unbegrenzten Möglichkeiten der Technik und der Einbildungskraft des Hans Ludwig Rosegger haben sie statt mit dem ungenügenden staffelförmigen Schleusenkanal mit einem breiten Niveaukanal die Landenge von Panama durchquert. Die Vulkane bildeten keine nennenswerten Hindernisse, man leitete einfach das Meer in ihre Krater und löschte sie aus. Dann aber führt das mächtige Amerika noch etwas ganz anderes aus: Es lenkt den Golfstrom, die Wärme- und Wohlstandsquelle, von Europa ab und führt ihn dem amerikanischen Gestade zu. Europa, das sich kriegerisch wehrt, wird niedergeworfen. Über das entthronte Europa bricht die Eiszeit und eine ungeheure Völker- und Länderkatastrophe herein. Die Millionen des alten Erdteils schwinden hin, die Reste der Nationen verbinden sich zu den „Vereinigten Staaten von Europa", mit dem Deutschen Kaiser als Bundespräsidenten. Aber die Vernichtung der europäischen Wohllebenheit hat eine ungeahnte treffliche Wirkung: Nur die Tüchtigsten von allen Nationen erweisen sich widerstandsfähig, und dieses wie durch Zuchtwahl auserlesene Menschengeschlecht bringt es in harter Arbeit zu einem einträchtigen, glücklichen Dasein. In Amerika dagegen richtet der schrankenlose Überfluß die größte sittliche und

wirtschaftliche Verwüstung an. Auch steigert sich, eine Wirkung des Golfstroms, die Hitze bis zu 140 Grad Fahrenheit, so daß die Menschen seelisch und körperlich an ihrem unmäßigen Gewinn und an der Hitze zugrunde gehen. Im Jahre 1980 gelangt der chinesische Führer der amerikanischen Proletarier auf den Präsidentenstuhl. Er sucht Land und Volk vor dem Gold- und dem Golfstrom zu retten, indem er die Dämme bei Florida niederreißen und den Golfstrom in seine alte Richtung zurückleiten will. Das Titanenwerk, das wie keine andere menschliche Schöpfung den Gang der Weltgeschichte beeinflußt hat, soll zerstört werden. Da geschieht das Merkwürdigste: Zu Berlin beschließt das Bundesparlament von Europa, die Amerikaner mit Waffengewalt zu zwingen, daß sie ihren Raub, den Golfstrom, behalten. Dieses phantastische Parlament beugt sich der Erkenntnis, daß der Friede des Herzens (den schon im neunzehnten Jahrhundert der Steirer Peter Rosegger als schönstes Menschenziel gepredigt hat) unendlich mehr wert sei als die weichen und verweichlichenden Glücksgüter, um deren Besitz sich Menschen und Völker totschlagen....

Man kann den „Golfstrom" des Dichtersohnes kaum einen sozialen Traum nennen — selbst für ein träumendes Gehirn ist das Buch zu unwirklich. Ein Märchen ist der Roman, erzählt von einem phantasiebegabten Menschenfreund, der im Gleichnis verkünden will, wo die Ströme des Heils und die Ströme des Unheils fließen. Und ein Erzähler, der zu fesseln weiß, ist Hans Ludwig Rosegger.

* * *

Georg Engel: „Die vier Könige", Roman. Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Mystisch-realistisch kommt uns diesmal einer der „beliebten Erzähler". Immerhin ist dem Roman „Die vier Könige" ein angestrengtes Wollen nicht abzusprechen. Die meisten Fragen der Zeit zog der Verfasser heran und suchte sie ins Verhältnis zu bringen zu einer Glaubens- und Lebensanschauung. Was Georg Engel eigentlich glaubt, wird nicht recht klar. Auch nicht aus der Symbolik des Buchtitels, nicht aus dem Auftreten der mystischen Meerfrau mit ihren Raben, und nicht aus der höheren Weisheit der Naturgeschöpfe (die Tiere sprechen wie in Fritz Reuters „Hanne Nüte").

Der eigentliche Roman: der Daseinskampf eines „Narren in Christo", wird dankbare Leser finden. Denn viele Erregungen und Spannungen gehen von ihm aus. Der arme Lotse Peter Vaul ist ein sozialistischer Träumer und ein Gottsucher; das Schicksal macht ihn zum Mörder. Seine Gegenspielerin ist ein Mädchen, dessen Urbild wir aus russischen Romanen kennen: von Temperament, Eitelkeit, Leichtsinn in vieler Männer Arme geführt, läutert sich des reizvollen und anmutigen Weibes Seele in der Liebe zu dem ernsten Jüngling (dem Lotsen), der sie mit Verachtung zurückstößt, aber, ohne daß er es weiß, liebt. Diese große Liebe peitscht die Wellen bis zum Hasse empor, sie bringt Leid und Qual und Glut und Freude. Das Mädchen nimmt für den angeklagten Geliebten einen Meineid auf sich. Der selbstlose Mann des Volkes, mit dem ganzen Himmel im Gemüt, stirbt.

Die Geschichte einer chaotisch ringenden Leidenschaft ist, wenn auch nicht gerade aus dunkelsten Seelentiefen geschöpft, so doch sehr packend erzählt. Georg Engel greift mit beiden Händen ins erotische Arsenal. Er kommt auch gerne den seelischen Eindrücken mit pikanten Entkleidungen und mit der Plastik nackter Weiblichkeit zu Hilfe. Viele Personen im Romane spielen nur die Rollen von Standes- und Kastenvertretern. Im Leben beobachtet scheinen dagegen der genußsüchtige Agrarier, den die Liebe zu seiner schönen Frau nicht abhält, nachts in den Katen hübsche Mädchen aufzusuchen, und seine alles wissende, gütig verstummende Gattin. Trotz dem aufgeladenen Behang sozialethischer Ansprüche ist Engels Roman ein gangbares Buch.

* * *

Mite Kremnitz: „Das Geheimnis der Weiche B. M. und andere Geschichten“, Novellen. Verlag von Morawe & Scheffelt, Berlin.

Mite Kremnitz, nicht gerade dem breiten Modegeschmack, doch dem ernsten Schätzer bekannt als eine ganz auf sich selbst gestellte, mit anderen Dichtern nicht verwandte Individualität, überrascht die Freunde mit einem Bande kleiner Novellen und Skizzen. Sie, die im kulturhistorischen Roman („Ausgewanderte“) ihren Ruf begründet, in manchem gewichtigen Werke die Forderungen des strengen Realismus mit dem Drang persönlicher Ethik merkwürdig verschwistert hat, bietet eine Sammlung kleiner, reizvoller Geschichten. Manches Tanagrafigürchen wiegt an Kunstwert ein Kolossalmonument auf. Die Nippes Maupassants, des wehmütigen Spötters, erfüllen größere Zwecke, als dem Eisenbahnleser die Zeit zu kürzen. Im gallischen Geiste, in der Knappheit der Gestaltung, in der ungesuchten Pointe, im dramatischen Temperament und in der Grazie der Darstellung steht Mite Kremnitz mit dem Franzosen im Wettbewerb. Es war immer ihre Stärke, ohne alle weibische Geschwätzigkeit den wahren Kern der Dinge, das Charakteristische und Entscheidende kühn herauszuheben. Diese Knappheit, die nicht Kargheit ist, kommt nun ihrem Skizzenstift sehr zu statten. Da huschen nicht Schatten vorüber; es bleiben uns von der Flucht der Erscheinungen volle Eindrücke des Erlebten. Einaktige Lustspiele und Tragödien sind diese Novellen. Keck und zart sind sie hingeworfen. Wir genießen, wie ein schauendes Auge das Innere der Menschen sah; wie eine gütige Seele lächelt und weint. K.



Lese

„Verwesungsreiz“

Der verdienstvolle Eduard Engel nennt in einer Buchanzeige den Dichter E. Lissauer einen „begabten, aber nun gleich nach deutscher Unsitte maßlos überschätzten Lyriker“. Hiergegen ist Widerspruch zu erheben. Nicht gegen die maßlosen Überschätzungen, sondern gegen die deutsche Unsitte.

Das Überschätzen lag nie im Wesen der Deutschen, wie man sich aus den Biographien so ziemlich aller ihrer bedeutenden und großen Dichter überzeugen kann; immer nur wenige, wie Jean Paul, haben es verstanden, sich verehrende Gemeinden zu schaffen, und haben selber die Suggestionen wissen müssen, womit dies je nach den besseren Gefühlsrichtungen der Zeit zu erreichen sei. Normal deutsch ist die posthume Anerkennung, indem das Überleben erst versöhnt, das Nicolaitum der selbstgefälligen Besserwisserei gegenüber dem Bedeutenden, das Gefühl der gestörten Selbstzufriedenheit, wenn ein anderer unzweifelhaft geistvoller und gleichzeitig dabei ethisch vornehmer ist, so daß er in doppelter Beziehung die gewöhnlichen Instinkte zur Ablehnung reizt. Vollends neuerdings, da sich die in der Kulturbewegung stehenden Deutschen, die noch als solche zu rechnen sind, von einem wirklich bestimmenden Urteil und Einfluß zurückgedrängt sehen, fallen sie bis auf wenige Ausnahmen in alle Eigenschaften der Unfreien zurück, ihr Herzschlag wird stetig träger und matter, das deutsche Neidingswesen untereinander immer unverhüllter, und beinahe noch schadenfroh lassen sie die Verhöhnung und Heruntereißerei gewähren, womit bei sotaner deutscher Disposition bewußte Dreistigkeit die glänzendsten Geschäfte macht, auch ohne eine Spur von wirklichem Witz aufzuwenden.

Die Sprache der Überschätzung ist bei uns nicht einheimisch, denn die einen halten sich zu gut dazu, den andern, allermeisten reicht es freiwillig nicht dazu. Sie kam, mit der geistreich sein sollenden Bewitzelung zusammen, erst auf durch das Junge Deutschland oder mit dem Eindringen des politischen Parteiwesens in die Literatur. Es liegt mir fern, sie schlechthin für

jüdisch zu erklären, denn ohne Zweifel bewährt zurzeit ein Teil der jüdischen Schriftsteller und Redakteure eine Objektivität und kluge, sorgfältige Ehrlichkeit, die der Menge ihrer deutschen Berufsgenossen dringend nur zu wünschen wäre. Diesen Besten, Respektabelsten unter ihnen mag es denn unangenehm genug sein, wenn allerdings ein anderer Teil einen stetig verwegeneren, oft schamlosen Mißbrauch aus der Federführung macht und dadurch zu einer Hauptursache wird, daß ein noch vorhandener deutscher Gefühlswiderstand auch jene sachlich Bemühten immer wieder generalisierend mit dem Unerträglichen zusammenwirft.

Da lese man z. B. Herrn Artur Silbergleit, was dieser wohl noch jugendliche Kritiker für Töne zu finden pflegt, wenn er des Amtes waltet, literarische Erscheinungen einzuschätzen. Ich zitiere als Beleg seine Besprechung des Novellenbandes „Die Ermordung einer Butterblume", der seine Gunst gewonnen hat. „Die beizende Luft höfischer Seelen- und Sittenfäulnis gibt der ‚Verwandlung' einen baudelaireschen Verwesungsreiz. Mit wollüstigem Behagen erzählt hier Döblin" — so heißt der Verfasser des Zyklus der ermordeten Butterblume —, „wie der leidenschaftlich heiße Atem eines königlichen Ehebrecherpaares auch das Gefolge zu sündiger Hingabe entfacht." „Voll grausiger Schönheit ... ist die gespenstische Fabel der geflissentlichen Todesbeschleunigungen: ‚Die Helferin'." „In der ‚Segelfahrt' berichtet Döblin die Geschichte eines abenteuerlichen Brasilianers, dessen prickelnder, heimlich-heißer Daseinsduft sich so in die Sinne einer gierigen Frau einsaugt, daß sie ihm, von diesem Odem überwältigt," usw.

Und nach diesen Charakterisierungen schreibt Artur Silbergleit: „Kein stolzes Müßiggängertum eines pfauenhaft-eitlen Federhelden, sondern die drängenden Gestaltungsnotwendigkeiten eines von seiner Sendung (!) überzeugten, siegreichen Könners geben dem vorliegenden Bande seine Sonderart ..." „Die Häuser dieser Dichtungen stehen daher auf sicherem Boden und erfreuen überdies durch ihre edlen Maße, durch ihre weise Raumverteilung sowie durch ihre Luft- und Lichtfülle." Sendung, sicherer Boden, edle Maße, Lichtfülle, wird genannt, was noch vor wenigen Zeilen Reiz der Verwesung, Gierigkeit und wollüstiges Behagen war.

Nein, dies ist das Lager, wo man zum unverdienten Erfolg bringt, was durch gezeigte Seelen- und Sittenfäulnis, animalische Daseinsdüfte, die dem Reinlichen übel machen, oder durch sonstige Wahlverwandtschaften Beifall findet. Wenn die Überschätzung, ja wenn nur die Ermutigung eine deutsche Sitte wäre, so würde die Lage derjenigen Dichter, die noch an die Hoheit des Poetischen glauben, nicht so verwirrungsvoll und trostlos sein. —h—

* * *

Ibsens Modelle

Im „Mercure de France" versucht Georg Brandes die Elemente zu schildern, die Ibsens Phantasie in Bewegung brachten. Unter den zahlreichen Modellen zum Peer Gynt — wir folgen hier einem Auszug des „Vorwärts" — befand sich ein junger Däne, ein phantastischer Jüngling, mit dem der Dichter in Italien zusammentraf. „Den jungen Italienerinnen erzählte er, daß sein Vater, der in Wirklichkeit ein bescheidener Schuldirektor war, zu den intimen Freunden des Königs von Dänemark gehöre, und daß er selbst ein besonderer Herr sei; um das zu beweisen, trug er oft einen weißseidenen Anzug. Er hielt sich für einen Dichter, aber er bedurfte zur Inspiration gewisser grandioser Landschaften, und erklärte er könne nur im Hochgebirge tragisch fühlen. So reiste er einmal nach dem Gebirge von Kreta, um eine Tragödie zu schrieben, kehrte aber unverrichteter Sache zurück."

Die Figur der Nora wurde in Ibsen durch die Briefe einer jungen Frau angeregt, mit der er korrespondierte. Sie deutete ihm allerlei Schwierigkeiten und Nöte nur obenhin an und reizte so den Hang des Dichters zur Analyse, der aus den wenigen Anspielungen ein

ganzes Frauenschicksal, eben das der Nora, kombinierte. Später erfuhr er übrigens, daß er richtig geraten hatte.

Aus diesem Drang, sich in fremde Personen zu versetzen und über die Motive ihrer Handlungen nachzudenken, ist auch die Gestalt des Eilert Lövborg geboren worden. Ein junger Gelehrter, der eine tiefe Verehrung für Ibsen besaß, schickte ihm eines Tages nach München ein Paket, das alle Briefe des Dichters an ihn und die Photographie Ibsens enthielt. Die rätselhafte Sendung konnte sich der scharfe Seelenkenner nicht anders erklären, als daß der junge Mann in einem Anfall von Geistesverwirrung ihn mit einer anderen geliebten Persönlichkeit verwechselt habe, und wer konnte das anders sein als eine Frau, von der er so Abschied nahm? Diese Deutung mußte ihm der Gelehrte dann selbst als richtig bestätigen.

Die Persönlichkeit der Rebekka West und der Konflikt in Rosmersholm sind die dichterische Wiederspiegelung eines Abenteuers, das ein skandinavischer Aristokrat durchlebte, der sich in seiner unglücklichen Ehe mit einer Verwandten seiner Frau tröstete. Selbst in dem so persönlichen Bekenntnis des Solneß sind einzelne Züge dem Leben entnommen. So blieb Ibsen die Äußerung einer jungen Deutschen unvergeßlich, die zu ihm sagte: „Ich habe niemals begreifen können, wie man sich in einen unverheirateten Mann verlieben kann. Denn wenn er nicht verheiratet ist, hat man ja nicht das Vergnügen, ihn einer anderen zu rauben.“ Dieser einzige Ausruf habe Ibsen „einen tiefen Einblick in die Frauenseele“ eröffnet.

* * *

Deutsche Schrift oder Lateinschrift?

Welche von beiden Schriftarten uns Deutschen näher liegt, diese „Frage“ rückt der „Scherer“ den noch nicht ganz Formblinden durch ein schlichtes Beispiel so unmittelbar und scharf vors Auge, daß die Antwort nicht zweifelhaft sein kann. Man lese Eichendorffs Gedicht einmal

erst in deutscher Schrift:

Ich stehe im Waldesschatten
Wie an des Lebens Rand,
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
Über die Wälder herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Traum von der Felsenwand.
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

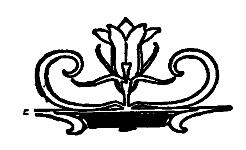
und dann in Lateinschrift:

Ich stehe im Waldesschatten
Wie an des Lebens Rand,
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
Über die Wälder herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Traum von der Felsenwand.
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

Ist es da nicht, als ob die Innigkeit, die heimliche Schönheit, die der deutsche Schriftsatz ahnen ließ, in der Lateinschrift verloren gegangen wäre?





Die Kunst der Urmenschen und der Allermodernsten · Von Professor Dr. Dennert

In den Kunsthandlungen und Kunstausstellungen finden wir heute Werke, bei denen eigentlich nur zweierlei am Platz ist: Kopfschütteln und Schweigen; aber die Sache selbst ist so bezeichnend für unsere Kultur, daß man nicht schweigen kann und darf. Es handelt sich um die als Futurismus, Kubismus, blauer Reiter usw. bezeichneten Richtungen.

Ich hatte kürzlich Gelegenheit, in einer norddeutschen Großstadt eine Ausstellung der Kunstvereinigung „Der blaue Reiter" zu besuchen. Der erste Eindruck ist der von Malereien der Kinder von vier bis fünf Jahren, welche gesetzlos ihre kleine Auffassung der Dinge zum Ausdruck bringen; aber dieser freundliche Eindruck schwindet sehr bald und weicht dem furchtbar traurigen: dies ist der Bankrott der Kunst.

Oder ist es etwa nicht so? — Einige Belege! Streifen und Flecken von hellerer und dunklerer Farbe, in denen man mit einigem guten Willen den mißglückten Ansatz zu einer Landschaft finden könnte. Fehlgeschossen! Darunter steht: „Kopf" (von D. Burljuk). Nach dieser verdutzenden Belehrung forscht man weiter, und richtig: da sind einige dicke, dunkle Umrisse, die zur Not eine Kopfform ergeben mit schmal zulaufendem Scheitel, und dann findet sich auch ein Dreieck als Nase und dunkle Flecken als Schlitzaugen und Mund. Mein Junge machte derartiges mit vier Jahren geistvoller. — Etwas wie eine zylindrisch zusammengelegte Serviette mit ihren Falten, oben etwas schmaleres und unten etwas breiteres Dunkles. Wir sind ratlos. Die Etikette belehrt uns, daß es eine „Porträtstudie" von W. Burljuk ist. — Ein wirres Durcheinander von knalligen Farbenflächen, zum Teil wie ein bauschiger Stoff, dann wieder — ja was denn? Es fehlen Vergleichsmomente. Sehen wir also nach: Aha, „Sturm!" (von A. Macke). — Auf einem sehr bunten Untergrund mit knallblauen Bergen drei dunkle Baumstämme und allerhand, was dem Beschauer Anlaß zu den wüstesten Vermutungen gestattet, eine springende Kuh, goldgelb mit grellblauen Flecken (F. Marc). — Ein unendlich unglücklicher Junge an einem Sofa, unglücklich in Stellung, Form und

Farbe. Die Anwendung von Komplementärfarben am Kopf (rote Backen, grüne Nase und Haare) scheint die absolut fehlende Harmonie ersetzen zu sollen. — Den Höhepunkt bildet eine „Malerei“ von Kandinsky, eine vollendete Anarchie, ein Durcheinander von Farben, darüber dunkle Streifen und Hieroglyphen. Ein Gedanke kann einem dabei nicht kommen. Darunter steht: „Komposition Nr. 5“ und als Preis: — „3000 M“!!!

Und was soll dies nun alles? In einem Münchener Katalog der „Neuen Künstler-Vereinigung“ finden sich folgende Sätze des zuletzt genannten „Malers“:

„Zu unbestimmter Stunde, aus einer heute uns verschlossenen Quelle, aber unvermeidlich kommt zur Welt das Werk.

Kalte Berechnung, planlos springende Flecken, mathematisch genaue Konstruktion (klar daliegend oder versteckt), schweigende, schreiende Zeichnung, skrupulöse Durcharbeitung, Fanfaren der Farbe.

Ist das nicht die Form? — Ist das nicht das Mittel?

Leidende, suchende, gequälte Seelen mit tiefem Riß, durch Zusammenstoß des Geistigen mit dem Materiellen verursacht. Das Gefundene. Das Lebendige der lebenden und ‚toten‘ Natur. Der Trost in den Erscheinungen der Welt — äußeren, inneren. Ahnen der Freude. Das Rufen. Das Sprechen vom Geheimen durch Geheimes.

Ist das nicht der Inhalt? — Ist das nicht der bewußte oder unbewußte Zweck des Schaffensdranges?

Schade um den, welcher die Macht hat, in den Mund der Kunst die nötigen Worte zu legen, und es nicht tut.

Schade um den, welcher sein Seelenohr vom Munde der Kunst abwendet.

Mensch spricht zum Menschen vom Übermenschlichen — die Sprache der Kunst.“

Wenn man diese Worte mit den Bildern zusammenhält, hat man die Lösung: „Leidende, suchende, gequälte Seelen mit tiefem Riß“! Wo etwas Derartiges herauskommt, da muß der „tiefe Riß“ durch das ganze Seelen- und Geistesleben hindurchgehen, und das ist dann eben der Bankrott. — Von „jugendlich brausendem Most“ kann man da nicht mehr reden. Hier ist eine Entwicklung zur Größe ausgeschlossen; denn die Gesetze der Entwicklung stehen nun einmal fest, und wo der Verfall, der Rückschritt begonnen hat, da geht es unaufhaltsam hinab. Das ist in der Natur so, das ist auch im Geistigen so. Und diese Allermodernsten sind bereits auf dem Tiefpunkt angelangt. Jener Kandinsky (München) kennzeichnet ihn. Große Worte helfen darüber nicht hinweg, ebensowenig das Gezeter dieser Leute in ihrem Organ „Der Sturm“, wo sie nicht müde werden, über die „Impotenz“ der Kunstkritiker, „Idiotien über Malerei“, „Frechheiten einem Genie gegenüber“, „blödsinnige Schrift“, „schmieriges Gewäsch“ usw. zu schimpfen.

Übrigens rede ich hier nicht als „Kunstkritiker“, dies überlasse ich anderen, sondern als Mensch mit, wie ich hoffen kann, normalem Geistesvermögen. Und wenn ich in dem Salon hörte, daß ein in jener Großstadt bekannter Kunstkritiker jene Werke als „großartig“ und „genial“ bezeichnet hatte, so tröstete mich die Be-

obachtung, daß unter den Besuchern der Ausstellung nur **eine** Stimme war: Entrüstung über diese „Künstler“ und tiefe Trauer über den Verfall unserer Kunst. Als ich den Salon verließ, drängte sich mir noch eine andere Lösung des Rätsels auf: sollten sich hier nicht etwa einige schalkhafte Männer zusammengetan haben, um die Welt zu narren und um zu beweisen, daß die Menschen auch den Wahnwitz für schön erklären, wenn man ihn als „Kunst“ darbietet? Ja, um der Welt zu beweisen, wie tief sie heute gesunken ist?

Ich blickte noch einmal im Kreise herum und mußte mit einem Seufzer auch diese milde Auffassung fallen lassen. Es war bitterer Ernst, bittere und traurige Wahrheit!

Was bezwecken diese „Künstler“ nun also? Daß sie mit allem Bisherigen brechen wollen, ist klar. In einer ihrer Veröffentlichungen heißt es: „Wir wollen die Museen, die Bibliotheken zerstören, den Moralismus bekämpfen, den Feminismus und alle opportunistischen Feigheiten ... Alle in den Schulen oder Ateliers gelernten Wahrheiten existieren nicht für uns. Nach einem Modell arbeiten ist Absurdität und geistige Feigheit ... Irgend etwas Nacktem einen allergrößten Wert geben, ist für uns eine traditionelle akademische Lügenhaftigkeit. Diese Methode, die der Griechen, der Raffaels, Tizians, Veroneses ziemlich gleicht, erregt unser Mißfallen ... Steckt doch die Bibliotheken in Brand, leitet die Kanäle ab, um die Museen zu überschwemmen. Ha — laßt sie dahintreiben, die glorreichen Bilder. Nehmt Spitzhacken oder Hammer. Untergrabt die Grundmauern der hochehrwürdigen Stätten.“ — Das ist ja wohl deutlich genug. Was diese Modernen wollen, ist völlige Emanzipation von der Form, sie wollen die Malerei von dem Objekt loslösen, wollen keinen Sinneseindruck wiedergeben, sondern ihr eignes Empfinden, und es kommt ihnen auch gar nicht auf plastische und perspektivische Darstellung an, bei ihnen liegt alles in der Fläche, und die Farbe ist die Hauptsache; bei alledem spielt dann der Pinsel natürlich auch keine Rolle mehr, ebensowenig die Richtigkeit der Zeichnung. Die Malerei wird hier zum Teppichmuster und zur Dekoration. Das ist es im tiefsten Grunde.

Es fragt sich nun, ob man diese Richtungen nur als Kunstkritiker betrachten darf. Nun, sehr richtig heißt es in einer ernsten Kritik: „Es handelt sich nicht darum, ob hier der Laie oder der Kunstfachmann das Wort hat: hier handelt es sich um eine Kulturfrage, in der jeder das Wort hat, der sich mitverantwortlich fühlt für Geist und Kultur seiner Zeit.“ So ist es, und daher das Nachfolgende.

Mich interessiert die Sache besonders von einer anderen Seite her, als Naturwissenschaftler. Es liegt mir selbstverständlich fern, vom Künstler zu verlangen, daß er die Natur als Naturwissenschaftler betrachtet. Aber wenn er die Natur mit den Augen des Künstlers darstellt, dann darf er dabei doch nicht von der Wahrheit abweichen und die Natur quälen. Bleibt er bei der Wahrheit, ist sein Gefühl wahr, blickt er wirklich in die Tiefen des Seins mit der hellseherischen Kraft der Intuition, — dann muß auch aus seinem Werk die Harmonie zwischen Natur und Kunst herausschauen, welche der frohe und wohltuende und sieghafte Ausdruck der Wahrheit ist.

Wo dies aber fehlt, da ist das Krankhafte herrschend geworden. Und es

kann schließlich eintreten, daß Lombrosos Wort von „Genie und Wahnsinn" zur traurigsten Wahrheit wird, nur daß dann die Grenze des Genies weit überschritten wird.

Diese Allermodernsten stellen auch die Natur dar; aber weil ihnen die Form ja gar nichts mehr ist, werden ihre Darstellungen zu Karikaturen der allerschlimmsten Art. Man denke an jenen Knaben mit grüner Nase und grünen Haaren. Grünes Fleisch könnte sein Naturvorbild höchstens etwa aus dem Verwesungsprozeß des Grabes geholt haben. Oder man nehme jene gelb und blaue Kuh, von der sich der Biologe mit starrem Entsetzen abwenden muß. Was einem in den „Stilleben" dieser „Künstler" an Naturobjekten vorgesetzt wird und was ihre „Landschaften" an Natur bieten, spottet aller Beschreibung. Wollen sie sich von der Natur loslösen, dann ist es gut, dann mögen sie aber zu der äußersten Konsequenz Kandinskys fortschreiten, dessen Bilder eben gar nichts Reales mehr darstellen, sondern lediglich aus Linien und Flecken bestehen. Sobald sie aber ihre Empfindung an Dinge der Natur anknüpfen, haben sie nicht mehr das Recht, diese zu fälschen, und dann fordern sie eben die Kritik auch von dieser Seite her heraus und den Vergleich mit anderen.

* * *

Meine Gedanken wandern viele, viele Jahrtausende zurück, an die uralte Wiege der Kunst. Es wird noch immer nicht genug beachtet, bzw. man weiß es zumeist auch noch gar nicht, daß die Wiege der Kunst in den Höhlen des Urmenschen stand. Die Kunst ist so alt wie der Mensch.

Was stellten jene ersten Künstler dar? Wie faßten sie es auf und wie brachten sie es zum Ausdruck?

Die ersten Menschen lebten selbstverständlich in engster Gemeinschaft mit der Natur. Die Kultur sollten sie erst heraufführen, sie selbst waren noch durchaus Naturobjekt in der sie umgebenden Natur; aber — und dies zeigen uns alle Funde, auch der ältesten Zeit — Naturobjekte, welche herrschend und sieghaft doch schon aus der Natur herausragten, die Natur mit dem Geist erfassend und unter den Geist zwingend. Das große Drama der Welt: der Aufstieg des Geistes über die Niederungen und Höhen der Natur — begann bereits, als der erste Mensch, trotz „Augenüberwülste" und Prognathie, den Blick zum Firmament emporwandte und als er seine ersten Werkzeuge aus dem formlosen Kieselstein zauberte und schon in sie hineinlegte seinen — Geist.

Diese erste Geistestat war unzweifelhaft auch die allergrößte: ein erstes Steinmesser schaffen, und zwar mit den Steinen selbst und — dem Geist, ist eine unendlich schwerere und höhere Tat gewesen, als dem Messer mit den sausenden Maschinen des zwanzigsten Jahrhunderts eine ein wenig praktischere Form zu geben.

Die ersten Menschen, die „Urmenschen", lebten in engster Gemeinschaft mit der Natur, und sehr bald zeigten sie auch darin ihre Herrscherwürde, daß sie die Formen der Natur geistig erfaßten und sie wiedergaben, zunächst an ihren Werkzeugen (Blattform der Lanzenspitzen). Dann aber kam die große Geburt der Kunst: die Wiedergabe der Natur um ihrer selbst willen, nicht um der Waffe willen, sondern in der Freude an der Wiedergabe selbst; ferner auch die Ausschmückung

der Geräte mit ornamentalen Linien, die höchst bezeichnenderweise bereits mathematische Formen zeigt.

Was also stellten die ersten Künstler dar? Die Natur und die Objekte der Natur, welche ihr Leben besonders erfüllten: die Tiere, welche sie erlegten, und die sie bald schon als Freunde und Gesellen des heimischen Herdes heranholten.

Und wie faßten die ersten Künstler die Natur auf? So, wie sie sich dem offenen Auge darbietet und vom gesunden Geiste ergriffen wird. Diese ersten Kunstwerke sind Zeugen einer wunderbar treuen und feinen und dabei doch geistigen Auffassung der Natur.

Und wie stellten die ersten Künstler das so Aufgefaßte dar? In merkwürdiger Naturtreue und doch künstlerischer Fassung. Wenn man diese Zeichnungen auf Knochen, diese Umrisse und Malereien auf den Wänden unterirdischer Höhlen betrachtet (man studiere einmal die zahlreichen Bilder in dem sehr empfehlenswerten Büchlein: A. Stiegelmann, „Altamira, ein Kunsttempel des Urmenschen“, Godesberg, Naturwiss. Verlag 1910; 1 M), dann wird man staunen und wieder staunen und sich dabei doch auch der Rührung nicht erwehren können. Denn diese prächtigen Zeichnungen schuf der Urmensch auf Knochen mit einer Feuersteinspitze, diese farbenfröhlichen Gemälde zauberte er auf der natürlichen Wand seiner Höhlen hervor nur mit wenigen spärlichen Farben, die sein Geist entdeckte und erfand, und im Dämmerlicht eines qualmenden Kienspans, fern vom rosigen Licht des Tages.

Es ist notwendig, daß man diese Umstände mit in Betracht zieht. Und nun mit diesen unglaublich spärlichen und spröden Hilfsmitteln diese Wirkung! — Diese flotte Linienführung, diese vollendete Wiedergabe von Bison und Pferd in wenigen Umrißlinien! und doch, was ist nicht alles in sie hineingelegt! — Diese wunderbare Farbenwirkung ohne Verletzung der Naturwahrheit!

Da kann nur ein Gedanke herrschen: diese Urmenschen waren echte und große Künstler; groß in ihrem Wollen; groß in ihrem Erfassen des Erlebten; ja, groß auch in ihrem Können mit den einfachsten Hilfsmitteln.

* * *

Dies alles geht mir durch den Sinn, und neben die Schöpfungen jener ältesten Künstler der Urzeit reihen sich die Bilder dieser jüngsten Allermodernsten unserer Zeit, neben die Pferd- und Bisondarstellung jener Urmenschen das „springende Pferd“ von H. Campendonck auf einem undenkbaren Hintergrund und mit einem Kopf, der ebensogut einer Schlange angehören oder das mit einem schwarzen Punkt versehene Vorderende eines Regenwurms sein könnte. Welch ein Kontrast! Welch ein trauriger, tieftrauriger, klaffender Abgrund zwischen einst und jetzt! Ihr Künstler von Altamira, verhüllt euer Haupt!

An der Welt sind ungezählte Jahrtausende seit jenen Tagen der Urzeit hingezogen. Auf den Schultern jener ersten Künstler in den Höhlen der Steinzeit sind die Künstler der Griechen und der großen Zeiten Italiens, Hollands und Deutschlands emporgestiegen, und heute? — — — Die Wellenlinie der Kunst-

entwicklung hat sich tief, tief hinabgewendet, so tief, wie sie vielleicht noch nie stand, tief unter das Wollen, Erfassen und Können des — Urmenschen.

Gerade am Urmenschen und seiner Kunst wird es uns völlig klar: „Leidende, suchende, gequälte Seelen mit tiefem Riß!" Jawohl, und der Riß durch Geist und Seele dieser Kunst ist trostlos klaffend, — unheilbar! Denn diese Kunst weiß nichts von der großen, herrlichen Menschheits-Kunst-Entwicklung seit jenen Urtagen, und sie steigt skrupellos hinab, bis tief unter die ersten Anfänge der Kunst. — Das ist unheilbar!

Und hier wird uns auch das andere völlig klar: die Größe jener Urmenschen. Mögen sie selbst auch keine Schönheiten in unserem Sinn gewesen sein, wie manche wähnen, immerhin mehr von Tierheit im Antlitz getragen haben als wir, — — hinter der fliehenden Stirn wohnte trotzdem der Geist, der berufen war, die Welt zu erobern, wohnte die schöpferische Kraft, welche eine große Kunst gebar, groß bereits in ihren ersten schüchternen Anfängen.

Wenn heute der Künstler von Altamira durch diese allermodernsten Kunstsalons wanderte, er würde es genau so machen wie wir: den Kopf schütteln und — schweigen, schweigen über diesen tiefen Absturz der Kunst.



Feuerbachs Gesamtwerk

In der bekannten Sammlung „Klassiker der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist nun auch Feuerbach erschienen. In 200 Abbildungen zieht sein Schaffen vor unseren beglückten Augen vorüber. Ein Hort edelster Schönheit ist damit in den Bereich jeder bescheidenen Stube gebracht. Hermann Uhde-Bernays, der Herausgeber von Feuerbachs „Briefen", hat die Ausgabe besorgt und das Vorwort geschrieben. „Wer sich eine längere Zeit hindurch ausschließlich mit Feuerbach beschäftigt..., wird nicht allein aus Gründen einer natürlichen Reaktion von einer anfänglichen Überschätzung zur plötzlichen Ablehnung getrieben werden, der endgültig die Klarheit einer von Zurückhaltung nicht ganz befreiten Klarheit folgt." So leitet der Herausgeber den Hauptabschnitt seiner Einleitung ein. Abgesehen davon, daß ich nicht das Gefühl bekommen habe, daß sein Verhältnis auf der zuletzt genannten Stufe bereits angelangt ist, glaube ich, das sei nicht die richtige Gemütsverfassung, eine solche Arbeit zu unternehmen. Die Reaktion, von der er spricht, finde ich durchaus begreiflich; aber man muß dann bis zur völligen Überwindung dieses Zustandes, der viel mehr in der Abspannung des Beurteilers als in einer Schwäche des Künstlers seine Ursache hat, warten.

In dieser Einleitung klingen viele verdrießliche Untertöne mit, die dabei doch zu schwächlich zu einer wirklich zugreifenden Kritik sind, mit der sich eher rechten ließe, als mit solchen Verklausulierungen. So läßt einen das Ganze kalt, und gerade das sollte einem bei Feuerbach erspart bleiben.

Es fällt uns heute sehr schwer, uns in die Gründe hineinzufinden, aus denen Feuerbachs Kunst von seinen Zeitgenossen abgelehnt worden ist. Freilich muß man sich gegenwärtig halten, daß das „Volk" nicht zur Entscheidung aufgerufen worden ist, sondern eigentlich nur die Fachgenossen. Es ist für den bildenden Künstler auch heute außerordentlich schwer, an die Liebhaber heranzukommen, wenn ihm die Fachgenossen den Weg versperren. Denn

dieser Weg führt durch die Kunstausstellungen, und über die Zulassung zu diesen entscheiden eben die Fachgenossen. Heute sind der Ausstellungsgelegenheiten freilich sehr viele; so grundverschiedene Richtungen stehen einander gegenüber, außerdem hat der private Unternehmungsgeist zu so vielen Ausstellungsräumen geführt, daß auch die fremdartigsten Kunsterscheinungen leicht an die Öffentlichkeit gelangen. Das war im kleineren Deutschland der fünfziger, sechziger und auch siebziger Jahre wesentlich anders. Dann bemächtigte sich auch die Vervielfältigungskunst und der Kunstverlag erst verhältnismäßig spät und dann nur mit mancherlei Einschränkungen der Kunst Feuerbachs. So ist von dieser zu des Künstlers Lebzeiten recht wenig bekannt geworden, ja auch nach seinem Tode haben die streng gewahrten Eigentumsrechte an der Vervielfältigung seiner Bilder die Verbreitung derselben stark gehemmt, und erst, seitdem seit 1911 die Werke Feuerbachs „frei“ geworden sind, ist die Möglichkeit dazu geboten, daß sie „populär“ werden können. Die wissenschaftliche Kunstkritik, die Museumsverwaltungen und der Kunsthandel haben allerdings schon bald nach dem Tode Feuerbachs das am Lebenden begangene Unrecht durch eine stets wachsende Schätzung wettgemacht.

Lassen wir die Einwände seiner Zeitgenossen beiseite. Sie sind verklungen und gegenstandslos geworden. Fragen wir uns, was wir von der Kunst Feuerbachs bekommen. Entspricht der jetzt allgemein üblichen Hochschätzung die wirkliche Liebe zu des Künstlers Werken? Ich glaube, man darf da nicht ohne weiteres bejahen. Die Liebe zu Feuerbachs Kunst kann sich nicht auf den ersten Blick erschließen. Sie erwächst erst aus einer innigen Versenkung in diese Werke; dann freilich gräbt sie sich immer tiefer ein. Und auch diese Versenkung wird uns nicht erleichtert. Feuerbachs Bilder kommen nie zum Beschauer, er muß zu ihnen gehen. Seit der Kunst der Antike hat es kaum eine gegeben, für die so ganz Schopenhauers Mahnung gilt, daß man vor ein Kunstwerk hinzutreten habe wie vor einen König, und abwarten müsse, ob es zu einem spreche. Schon als Sechzehnjähriger verteidigt er vor den Eltern eine eigene Komposition, die ein glückliches Faunenleben darstellen sollte, gegen Einwände seines Lehrers Schadow, der den Gegenstand als nichtige Spielerei bezeichnet hatte, mit den Worten: „Überhaupt gebe ich auf all dieses Haschen nach Großartigkeit nichts, nein, recht einfach, aber wahr. Ich denke mich in mein Bild immer mehr hinein, bis ich selbst der kleine Schläfer werde“ usw.

Dieses Sichhineindenken in die von ihm geschaffenen Gestalten verleiht diesen ein Eigenleben. Jedes Bild Feuerbachs ist eine Welt für sich; die in ihm stehenden Menschen leben ihr eigenes Sein, sie suchen nach keinem Zusammenhang mit dem Beschauer. Darin sind sie von antiker Größe und Naivität. Hier liegt der Grund, weshalb er die zeitgenössische Historienmalerei so sehr haßte. Das war für ihn Theater. Diese Bilder schauspielerten vor dem Beschauer; jede Geste war für diesen berechnet. Immer wieder finden sich in Feuerbachs Aufzeichnungen die heftigsten Verurteilungen dieser Art. Wie oft hat man ihn aber damals mit diesen Historienmalern zusammengehalten und ihn gegen diese unbelebt gescholten!

Noch ein anderes schied ihn schroff von dieser ganzen Künstlergruppe. Feuerbach drückt es etwa folgendermaßen aus: „Der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und mit leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt als alles äußerlich Gegebene, auszudrücken. Dafür rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Die Griechen, die Italiener haben es umgekehrt gemacht; sie wußten, daß nur in der vollkommensten Wahrheit die größte Poesie ist. Sie nehmen die Natur, fassen sie scharf ins Auge, und indem sie an ihr schaffen und bilden, vollzieht sich das Wunder, das wir Kunstwerk nennen. Das Ideal wird zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur idealen Poesie.“

Feuerbach hat damit seine eigene Kunst charakterisiert. Es erklärt sich an dieser Stelle die ungeheure Bedeutung, die das Modell für Feuerbach bekam: der schöne Mensch. Zwei Modelle, Nanna und Lucia, spielen denn auch die größte Rolle in Feuerbachs künstlerischer Entwicklung. Am 20. Juni 1862 jubelt er in einem Briefe an die Mutter: „Ich habe das

schönste Weib von Rom zu meiner alleinigen unbedingten Verfügung, die mir alles für Kunst bietet, eine Kombination, die alle hundert Jahre vorkommt. Ich armer Teufel mußte doch endlich auch einmal zu etwas kommen!"

Dieses Verhältnis zu den Modellen hat gar nichts zu tun mit gewöhnlichen Liebesverhältnissen. Es ist hier tatsächlich so, daß die Schönheit zum Künstler kommt und das tiefe Erleben dieser Schönheit ihm die Möglichkeit schafft, einem ganz anderswo geistig Empfangenen eine künstlerische Erscheinungsform zu geben. Wenn man Feuerbachs Modellstudien mit den Gestalten seiner Gemälde vergleicht, sieht man, wie ungeheuer weit noch der Weg war, den er zurückzulegen hatte. Der Wege zur echten Kunst sind viele. Ein geheimnisvolles Dunkel bleibt über jedem von ihnen. Bei Feuerbach ist es nicht so, daß in ihm innerlich ein Bild fertig wird und er sich nun aus den Tausenden von körperlichen Erscheinungen, die die Welt bietet, jene sucht, die ihm gewissermaßen als Verkörperung dieses Bildes erscheint, sondern umgekehrt: eine Erscheinung erweckt in ihm die dichterische Vorstellung. Sehr bezeichnend ist, was Feuerbachs treuer Freundesbiograph Allgeyer über die Entstehung der „Pieta" berichtet. Feuerbach sei, von einem Ausgang zurückkehrend, ins Zimmer gestürzt, um sofort in einer Zeichnung einen Eindruck festzuhalten, den ihm eine auf einer Kirchentreppe schlafende Campagnolin gemacht hatte. Und während er noch, auf der Erde liegend, mit raschen Kohlenrissen das Bild der Erinnerung auf den Papierbogen bannte, unterbrach er sich plötzlich in der Arbeit durch den Ausruf: „Die ist ja herrlich zu verwerten!" Alsbald unterlegte er der weiblichen Figur den Leichnam Christi.

Wie so blitzgleich die Idee des Bildes geboren wird, so vollzieht sich auch der endgültige malerische Wurf auf die Leinwand in erstaunlich kurzer Zeit. Aber zwischen diesen beiden Punkten liegt oft ein Abstand von Jahren, und der endgültigen höchsten Gestaltung der Bildidee gehen oft mehrere andere Fassungen voraus. In dieser inneren Arbeit vollzieht sich jene großartige psychologische Vertiefung, die den unvergänglichsten Vorzug der Werke Feuerbachs bildet. Ein einzigartiges Leben liegt in jeder dieser Gestalten. Ganz beschlossen in der menschlichen Gestalt. Es war mir wie ein erlösendes Wort, als ich Feuerbachs begeisterte Sätze über Raffaels „Heilige Cäcilie" in der Galerie zu Bologna las. Denn dieses Bild ist verlebendigte Musik durch ganz verschiedene menschliche Individualitäten. So ein ganzes Leben, ein ganzes Sein in sich beschließend, sind Feuerbachs hehre Gestalten.

Neben den Bekenntnissen zur Größe, wie sie in den Briefen immer wiederkehren, etwa besonders charakteristisch in dem vom 8. Mai 1861: „Mein Sinn steht nach dem Höchsten: Gewalt der Form und leidenschaftlicher Ausdruck der Seele", kehrt über die Bilder kein anderes Wort häufiger in den Briefen wieder als: vornehm, edel, adlig, nobel.

Feuerbach ist eine solche Edelmannsnatur, bei der man die geradezu körperliche Empfindung der Vornehmheit hat. Wie man ihm in den Briefen den Schmerz jeder Berührung mit dem Gewöhnlichen, Unreinen nachfühlt, so hat seine Kunst alles Unvornehme, Nichtadlige jeder Erscheinung abgestreift. Nicht nur das Verhältnis zwischen Bild und Beschauer, auch jede Gestalt in sich ist so von dieser höchsten, vornehmen Sachlichkeit.

Feuerbachs Bilder kann man in drei große Gruppen teilen: die großen Ideenbilder, die Idyllen und die Landschafter. Hält man sich an die Zeugnisse der Briefe, so erfährt man vom Landschafter fast gar nichts und die Idyllen scheinen ihm nur von der Lebensnot abgerungen. In Wirklichkeit ist der Landschafter am ehesten überzeugend und die Idyllen sind ihm genau so notwendiger Ausdruck wie jene großen Werke. Diese Ideenbilder sind gewissermaßen der festliche, der pathetische Feuerbach. Er mochte Richard Wagner nicht leiden. Aber wie seine Briefe hundertfach an die Richard Wagners erinnern, so entspricht auch dieser Feuerbach des Pathos der Festspielkunst Richard Wagners. Den Idylliker Feuerbach hat leider das Leben nicht zur vollen Blüte kommen lassen. Es lebt in dieser Feuerseele eine Sehnsucht nach Behagen, nach stiller, kampfloser Schönheit, eine

hohe Kunst des Auskostens solcher schönen Stimmungen und Stunden. Der der qualvollen Karlsruher Enge Entronnene schreibt aus Venedig (1856): „Von Tag zu Tag kommt mehr stille Heiterkeit, Ruhe und Klarheit über mich. Das Leben ist so einfach: Mehr als zwanzig Bilder sind hier, wo dunkle Madonnen sitzen in schöner Architektur, umstanden von ernsten Männern und Weibern in heiliger Konversation, und immer sitzen drei Engelchen unten mit Geigen und lieblichen Flöten. Das sind Bilder, in denen alles gesagt ist, was man braucht, um schön zu leben."

Wer recht in Feuerbachs Kunst hineinzulauschen vermag, wird daraus dieselbe Sprache vernehmen und von ihr zur Kunst des schönen Lebens geführt werden.



Lucy du Bois-Reymond

„Die du thronst unsterblich auf schmuckem Stuhle,
Kind des Zeus, Trugflechterin, Aphrodite,
Bitte, laß in Kummer und Gram mein Herz nicht,
Herrliche, brechen!"

Das einzige vollständige Gedicht, das uns von der schönen Sappho überkommen ist, ist der Untergrund, aus dem das Bild erwachsen ist, das an der Spitze unseres Heftes steht. Wie sie schon einmal, als sie von fern den Ruf der Dichterin vernahm, das goldene Haus ihres Vaters verließ, in Eile den goldenen Wagen schirrte, den die schmucken Sperlinge durch das Blau der Luft zur Erde hinuntertrugen, so ist auch jetzt Aphrodite herniedergestiegen und lächelnd neigt sie ihr unsterbliches Antlitz der von Leidenschaft geschüttelten Beterin zu: „Was fehlt dir denn wieder, mein törichtes Sapphokind?" Und sicher wird die gütig Überlegene auch jetzt der heißblütigen Dichterin Gebet erfüllen.

„— — — löse vom schweren Herzen
Mir den Gram; das Sehnen der armen Seele
Stille du! Sei, Mächtige, du mir wieder
Bundesgenossin!"

* * *

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend." Kein zweiter Landschafter unserer Tage hat aus der klassischen Welt des Helenentums so reich geschöpft, wie Lucy du Bois-Reymond. Vor allem ihre Darstellungen der klassischen Stätten griechischen Lebens sind ausgezeichnet durch die Verbindung einer geradezu wissenschaftlichen Treue mit starkem persönlichen Naturerleben. Man fühlt es diesen Bildern an, daß sie „Erlebnisse" darstellen. In den Trümmern sah die schöpferische Phantasie die alte Herrlichkeit aufleben, während das Malerauge vielleicht gerade dadurch die reichste Nahrung fand, daß es Trümmer waren, die, verwittert in Form und Farbe, mit ihrer Umgebung verwuchsen, bis sie selbst zum Teil der Natur geworden zu sein scheinen.

Das Theater von Delphi liegt in dem 1892 von den Franzosen aufgedeckten „heiligen Bezirk", hoch am Abhang eines Vorberges des Parnaß. Die Landschaft eint die großartige Gewalt der Alpen mit südlicher Farbigkeit und der in ihr beruhenden Klarheit der Linienführung. Der durch die gewaltigen Felsmassen der Phädriaden erschütterte Blick ruht aus, wenn er sich abwärts lenkt auf die Ölwälder des Pleistostales. Links in einer engen Schlucht des Gebirges liegt der kastalische Quell. Die Straße, die sich am Fuß des Gebirgsstockes hinzieht, auf unserem Bilde eben noch sichtbar, ist jene, auf der einst Ödipus wandelte; sie führte

ihn zum „Dreiweg", auf dem er seinen Vater Laios erschlug. So sah einst das schweifende Auge des Theaterbesuchers all die Stätten der Vorgeschichte der furchtbaren Tragödie, deren letzten Akt Sophokles' „König Ödipus" in gewaltigen Bildern enthüllte. Wie jämmerlich kärglich ist doch alles, was bei uns heute bislang an sogenannten Naturtheatern versucht worden ist; wie geradezu frevelhaft mutet es an, bei solchen im günstigsten Falle gut gemeinten Versuchen an das zu erinnern, was dem Griechen sein Theater war! — „Während ich malte," erzählt die Künstlerin, „trat plötzlich ein Fuchs auf die Bühne und durchwandelte sie gemächlich, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Statt antiker Chöre klang aus der Felswand ein seltsames Rufen und Dröhnen, wie der gespenstige Lärm einer Geisterschlacht, was ich mir lange nicht zu erklären wußte: es war der Widerhall der Zurufe, mit denen die Bauern von Rustri drunten auf den Tennen beim Dreschen ihre Ochsen antrieben."

Zu den noch immer überwältigenden Ruinen des hehrsten Wunderbaues griechischer Kunst führt uns das Bild „Propyläen und Parthenon". Eine Stelle gibt es, von wo man noch heute den Anblick des Parthenons so genießen kann, wie es bis zum Jahre 1687 erschien, als eine venezianische Bombe das Mittelstück des Tempels einriß und danach Morosinis Habgier nach einer Siegestrophäe auch den Westgiebel zerstörte. Von der Plattform der Propyläen aus durch die zweite ihrer fünf Marmortüren verdeckt eine Säule der inneren Halle diese furchtbare Wunde. Von dieser Stelle aus hat die Künstlerin ihr Bild geschaffen, bei einem aufsteigenden Gewitter, noch eben bevor das drohend geballte Gewölk die glühende Sonne Attikas völlig verhängt hatte. — Am Südabhang der Akropolis, über dem Dionysostheater, ragen die schlanken Dreifußsäulen. Gleich darunter ist der Eingang zur Grotte der Panagia Chrysospiliotissa. Noch heute wird dieses uralte Heiligtum „unserer lieben Frau von der Goldgrotte" mit einer Lampe erhellt, und die frommen Athenerinnen opfern noch daselbst wie vor zweitausend Jahren. Die Menschen und ihre Hilfsbedürftigkeit sind sich gleichgeblieben, nur die Namen der verehrten Mächte haben gewechselt. Gleichgeblieben ist sich auch die Natur, wie sie von des Hymettos breitem Rücken in Sonne und Licht herüberschaut.

Ein Stück glänzender Südlandsnatur zeigt uns das farbige Bild „Wilder Oleander". Der Oleander, den wir bei uns nur im Kübel kennen, wuchert in Griechenland üppig in allen Wasserläufen, und gerade wenn in der Glut des Hochsommers die meisten Pflanzen verschmachten, leuchten seine rosigen Blütendolden in saftiger Fülle aus dem weißgedörrten Flußbett. Mit ihnen schmücken die Wasserverkäufer Athens ihre Karren; die Frische der rasch verwelkenden Blumen soll die Frische des Wassers erweisen und in Staub und Schwüle der Stadt mit der Vorstellung von kühlen Bächen die Sehnsucht nach erquickendem Trank wecken. Mit dem Oleander hält auch der Thymian der Hitze stand, aus dem der seit alters besungene attische Honig gewonnen wird. In zahllosen Abstufungen durchwirkt sein Violett das charakteristische Silbergrau der griechischen Heide, die im Rahmen edler Berglinien in dem reichen Spiel von Licht und Gewölk dem Maler einen unerschöpflichen Reichtum lockender Aufgaben bietet.

In eine ganz andere Welt versetzt uns unser letztes farbiges Bild: das Castel del Monte, das auf dem letzten Ausläufer der langgestreckten Hügelkette der Murgie liegt und von allen Stellen der Küste Apuliens zu sehen ist. Es ist der ragende Lustsitz des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. und vereinigt, gleich diesem selbst, seltsame Gegensätze zu harmonischer Wirkung. Schon die strenge Durchführung seiner achteckigen Symmetrie wirkt eigenartig. Seltsamer noch berührt die Mischung der Stilarten. Zeigen die Fenster der kaiserlichen Wohngemächer, deren erhöhte Sitze einen herrlichen Ausblick über Land und Meer und einen reichen Kranz ruhmvoller Städte gewähren, gotisches Maßwerk, so tragen die Pfeilerbündel in den Ecken Akanthuskapitäle, die der Renaissance vorzugreifen scheinen. Der Giebel des Tores lehnt sich streng an römische Vorbilder an, wenn auch die staufischen Baumeister den antiken Winkel nicht genau getroffen haben. Die Säulen des Portals wiederum sind nach der Art des Mittelalters auf ruhende Löwen gestellt. So scheinen hier die verschiedenen Zeitalter

ineinander überzugehen und weit entlegenes Empfinden und Fühlen ineinander zu verschmelzen, ganz wie es ja auch im Charakter des einstigen Besitzers dieses Schlosses der Fall war. An ihn erinnern auch aufs lebhafteste die zahllosen braunen Falken, die im verwitterten Gemäuer der Türme hausen und vielleicht Nachkommen der Jagdfalken Friedrichs sind, über deren Abrichtung er selbst ein liebevolles, kenntnisreiches Buch geschrieben hat.

Weiter hinauf ins eigentliche Mittelalter führt uns das Bild „Leichenwacht bei Heinrich IV." Soviel dieser hochstrebende, aber auch von starken Leidenschaften durchwühlte Kaiser in jungen Jahren gekämpft und gelitten hatte, das Schwerste stand doch erst dem Greis bevor. Vom eigenen Sohn verraten und entthront, starb er 1106 zu Lüttich, mit dem Banne beladen. So wurde selbst seiner Leiche die Ruhe in geweihter Erde versagt. Auf Befehl des päpstlichen Legaten mußte sein in der Lambertikirche bereits beigesetzter Leichnam wieder ausgegraben und aus der Kirche entfernt werden, in der aller Gottesdienst untersagt war. Die Liebe des Volkes aber hielt dem toten Kaiser Treue. „Unter überschwenglicher Huldigung und Geleitschaft der zusammenströmenden Menge", erzählt Sigebert in seiner Chronik, „ward er trotz dem Widerstand der Geistlichkeit von neuem in die Kirche des heiligen Lambertus hineingetragen; da sind ihm, während die Domherren sich vor dem Angesicht des wütenden Volkes versteckt hielten, von etlichen armen Geistlichen eine Nacht hindurch Vigilien gefeiert worden, wobei das Volk mit gezogenen Schwertern um den Leichnam Wache hielt ... Denn so maßlos waren sie für ihn entbrannt, daß sie sich von ihm geheiligt glaubten, wenn sie nur seine Bahre berührt hatten. Andere legten vorjähriges Korn darauf, um es dann, mit dem neuen vermischt, zur Aussaat zu brauchen" (der Bauer links vorn im Bilde); „sie glaubten nämlich auf die Weise eine fruchtbare Ernte zu erlangen."

„Zwiesprache" heißt unser letztes Bild. Zwiesprache mit der großen Vergangenheit seines Hauses hält der junge Sproß der Medici in der Loggia des Klosterhofes von San Lorenzo. Es ist ein Wintertag. Der Schnee hat über alles ein hier ja nur leichtes Gewand gebreitet, das jetzt unter den Strahlen der siegreich durchbrechenden Sonne schillert und glitzert, als sei es aus Edelsteinen gewoben. Da leuchten Brunelleschis gewaltige Domkuppel und Giottos ragender Kampanile im Flockengestöber doppelt groß und hehr und reden weit beredtere Sprache von alter Kraft und Herrlichkeit, als es das Wort der Chroniken vermag.

* * *

Die Schöpferin dieser Bilder, Lucy du Bois-Reymond, ist 1858 in Berlin als Tochter des berühmten Physiologen Emil du Bois-Reymond geboren. In der Familie war künstlerischer Sinn vererbt; in doppelter Linie stammt unsere Malerin von Daniel Chodowiecki ab. Und auffälligerweise sind es gerade Frauen des Hauses, die sich hohen künstlerischen Ruf gewannen. Die Urgroßmutter der Malerin, Suzette Henry, sowie die Schwester ihres Großvaters, Louise Claude, waren Mitglieder der Akademie der Künste. Die Jahrhundertausstellung hat vor einigen Jahren von beiden Werke gezeigt und ihnen erneute Anerkennung gewonnen. Auch der Vater der Künstlerin neigte, bevor er sich der Wissenschaft zuwandte, dem Malerberuf zu und hat später dafür gesorgt, daß seine Kinder frühzeitig im Zeichnen nach der Natur unterrichtet wurden. Nachher besuchte unsere Malerin die Zeichenschule des Vereins der Künstlerinnen und Skarbinas Atelier. Wertvoller wurden ihr die eingehende Beschäftigung mit den griechisch-ägyptischen Mumienbildern und vor allem ein dreimonatlicher Aufenthalt in Paris bei Bouguereau, Ferrier und Eleanor Greatorex. Hier hat Lucy du Bois-Reymond ihre hervorragende Aquarelltechnik ausgebildet, in der sie unter den heutigen Malern kaum mehr einen Nebenbuhler hat. Alle ihre zum Teil sehr umfangreichen Bilder sind reine Aquarelle. Den Stoff für die Mehrzahl ihrer Bilder hat sie im heißgeliebten Süden gefunden, obwohl auch manches ihrer Werke von einer innigen Erfassung der deutschen Heimat zeugt. Die Künstlerin hat selber eine bedeutende Lehrtätigkeit ausgeübt. In der Reihe ihrer Schülerinnen stehen auch unsere Kronprinzessin und die jüngst vermählte Kaisertochter.







Die Freiheitskriege im Spiegel der Musik · Von Prof. Arthur Egidi

(Zweiter Artikel)

Unter den umfangreicheren Werken mit Orchester zur Feier von Helden und Ereignissen erscheint zuerst eine Trauerkantate von G. A. W. Schneider, die durch die Berliner Singakademie zur Trauerfeier für die Königin Luise am 18. August 1810 im Opernhause aufgeführt wurde. Anselm Webers „Trauergesang auf den Tod des General Moreau", für eine Stimme mit Chor und Orchester, ist im Stil einer Opernszene mit formaler Meisterschaft sehr wirkungsvoll gestaltet. 1813 erklingt in Wien ein „Siegesmarsch" von Abt Vogler, der im gleichen Jahre ein Münchener Publikum, zum besten verwundeter Krieger, noch mit seinen auf der Orgel ausgeführten Gewittern, Rheinfahrten, Hottentottenliedern letztmalig unterhalten hatte. Peter Winter schuf eine Kantate „Der Einzug in Paris", ferner eine „Schlachtenmusik" und einen patriotischen Chor mit Nationalmelodien der kriegbeteiligten Völker, als Beigabe zu seiner Kantate „Timoteo", die mehrfach mit großem Beifall und finanziellem Erfolg in München aufgeführt wurden. Das „Tedeum" von Gottfried Weber, „gewidmet den siegreichen Heerführern", wurde am 17. April 1814 in Mannheim aufgeführt, während J. F. Reichardts „Tedeum für den Sieg bei Leipzig" im Kgl. Opernhause am 4. Mai und 5. April 1814 aufgeführt wurde. Wer mit den Liedern Reichardts vertraut ist, seine größeren Werke aber nur vom Hörensagen kennt, wird bei erstmaliger Berührung mit diesem großen Werke zunächst das feine Stilgefühl bewundern, mit dem der Meister als Beherrscher großzügiger Harmonik, polyphonen Chorsatzes, blühender Orchesterfarben, den Urheber der kleinen Lieder beiseite läßt, und auch den Eifer billigen, mit dem Mendelssohn für ihn eintrat. Das „pleni sunt coeli" ist ein kraftvoller, dramatisch gesteigerter Fugensatz, der auch heute noch überall Interesse erwecken dürfte. Eigenartig ist die Orchester-

behandlung. Beim „aeterna fac“ dienen Violoncell und Baß mit dem vorhaydnschen Cembalo dem vierstimmigen Gruppenchor zur Begleitung. Beim „salvum fac populum“ werden drei Bassethörner neben zwei Klarinetten, also fünf Instrumente der gleichen Familie verwendet.

Unterdessen war Beethoven in den Zenit seines Ruhmes gelangt. Er widmete den Ereignissen die von einer fünftausendköpfigen Menge bejubelte Komposition „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria“. Ursprünglich für die Panharmonika — ein von Mälzel erfundenes mechanisches Musikinstrument nach Art des Orchestrions — bestimmt, wurde das Werk schließlich für Orchester gesetzt und im günstigsten Augenblick unter des Meisters eigener Leitung herausgebracht. Es besteht aus einer Schlacht- und einer Friedenssymphonie. Im ersten Stück werden die Engländer durch ihr Rule Britannia, die Franzosen durch das Marlboroughlied charakterisiert. Bei der Armut an Rhythmen und melodischen Motiven könnte man dieses Stück als dürftig bezeichnen, wenn dabei nicht übersehen würde, daß die häufig wiederholten Motive durch weitspannende Bögen harmonischer Grundpfeiler zu höheren Einheiten verschmolzen werden, die endgültig den Eindruck der Größe bestimmen müssen. Deshalb wird man weniger aus künstlerischen Gründen wie aus Abneigung gegen das Stoffgebiet eine Wiederbelebung der Schlachtsymphonie ablehnen, indessen einer Aufführung der Friedenssymphonie bei geeignetem Anlaß zustimmen können. Im Mittelpunkt derselben steht das „God save the king“, umrahmt von einem symphonisch entwickelten Marsch, der in eine Schlußfuge über die ersten Takte des God save einmündet. Wie in den Ekossaisen, Kontretänzen, Märschen zeigt sich Beethoven hier als Mann des Volkes, das er einmal hätscheln durfte, da er es als sein Prophet mit divinatorischer Liebe umspannte. Ohne die genannten Werke empfängt man kein vollständiges Bild der gewaltigen Erscheinung Beethovens! Eigens für den Festesglanz des Wiener Kongresses bestimmt war die Kantate „Der glorreiche Augenblick“. Aber die traurigen politischen Ergebnisse der glanzvollen Aufmachung ließen es in späterer Zeit nicht zu einer Wiederbelebung dieses Werkes kommen. Zur Feier der Einnahme von Paris hatte Friedrich Treitschke die Wiener mit dem Singspiel „Gute Nachricht“ überrascht, das am 11. April 1814 erstmalig gegeben wurde und fünf Wiederholungen erlebte. Beethoven hatte den Chor „Germania, Germania, wie stehst du jetzt im Glanze da“ beigesteuert; mit weiteren Beiträgen waren die Wiener Meister Hummel, Gyrowetz, Weigl, Kanne vertreten. Zu einem anderen patriotischen Stück, welches Beethovens Freund Karl Bernhard zum Verfasser hatte, schrieb der Meister September 1814 einen Chor mit Orchester: „Ihr weisen Gründer glücklicher Staaten“; auch verherrlichte er die Namensfeier des Kaisers Franz im gleichen Jahre mit einer Ouvertüre in C.

Während der Kongreßzeit war Beethoven mit Duncker, dem Kabinettssekretär des preußischen Königs, bekannt geworden. Als Bewunderer unseres Meisters bewegte er ihn zur Komposition seines Dramas „Eleonore Prohaska“. Für diese Heldin mußte Beethoven eine doppelte Vorliebe haben, da sie durch ihr öffentliches Auftreten in Berlin sich einen Namen als Flötistin gemacht und als solche, gleichzeitig mit Theodor Körner, einen Nachruf in der „Allgemeinen

Musikzeitung" erhalten hatte. Zu ihrem Gedächtnis wurde auf Dunckers Wunsch der Trauermarsch aus der ersten As-Dur-Sonate bestimmt, welchen Beethoven nach H-Moll übertragen, instrumentierte. Da Eleonore in Wien schon durch ein lebendes Bild mit einem Gedicht von Pichler öffentlich gefeiert war, kam es nicht mehr zu einer Aufführung von Dunckers Drama.

Von dem Geist der Tage wurde die Neubearbeitung des „Fidelio" erfaßt. Friedrich Treitschkes Neugestaltung der Florestan-Arie entfachte Beethovens Begeisterung. Stundenlang improvisierte er im Hause Treitschkes beim Anblick der Verse:

„Und spür' ich nicht linde, sanft säuselnde Luft,
Und ist nicht mein Grab mir erhellet?
Ich seh', wie ein Engel im rosigen Duft
Sich tröstend zur Seite mir stellet.
Ein Engel, Leonoren, der Gattin so gleich!
Der führt mich zur Freiheit, ins himmlische Reich!"

Schon tags darauf lag die Arie in endgültiger Fassung vor.

Deutschlands Genius hatte dem Volke lange die Augen verbunden gehalten über den Wert zu erhoffenden Friedens, über die Unfruchtbarkeit des herannahenden Kongresses. Jedermann hatte sich erquickt an den Friedensaussichten und gelabt an der Hoffnung auf eine befriedigende Gestaltung der politischen Verhältnisse im großen deutschen Vaterlande. Diesem herrlichen Gemütszustande gibt Beethovens A-Dur-Symphonie den verklärten Ausdruck. Noch bringt der Allegretto-Satz A-moll ein Erinnerungsbild aus dem Kriege, jedoch abgelöst durch den Hymnus des Friedens in C-Dur. Bei den häufigen Wiederholungen der Symphonie unter Beethovens Leitung wurde dieser Satz da capo verlangt. Sie erklang stets in Gemeinschaft mit der „Schlacht bei Vittoria", und zwar erstmalig am 8. Dezember 1813. Am 27. Februar 1814 erschien neben den genannten beiden Werken noch die achte Symphonie auf dem Programm, welche bereits die Rückkehr zur alten Wiener Behaglichkeit anzeigt. Den Höhepunkt des Glanzes erreichte der Wiener Kongreß mit Beethovens Akademie vom 29. November 1814, als die Herrscher von Österreich, Preußen, Rußland, Bayern, Württemberg, Weimar mit ihrem Gefolge und den zahlreich herbeigeströmten Fremden aus allen Teilen Europas der „Schlacht bei Vittoria", der A-Dur-Symphonie und dem „Glorreichen Augenblick" lauschten.

Die anderen Wiener Meister Weigl, Gyrowetz, Hummel, Salieri behaupteten nach Vermögen ihren Platz ehrenvoll mit umfangreicheren Zeitstücken. Händels Muse entsprach der gehobenen Stimmung in Wien mit dem „Samson", in Berlin mit dem „Dettinger Tedeum" und „Judas Makkabäus", in Petersburg mit dem „Messias" in Mozarts Bearbeitung. Hierin nahm die Musikpflege jener Tage einen kaum je beobachteten Höhenflug. Haydns Oratorien hatten sich zwar durchgesetzt, aber Mozart erschien noch spärlich auf dem Plan. Rühmlich erschien Leipzig nach der großen Schlacht schon am 12. November 1813 mit Mozarts Jupiter-Symphonie, C-Dur-Klavierkonzert und Sextett aus „Don Juan". Nach lang entbehrtem Kunstgenuß war die Beteiligung groß, ebenso auch der Erlös für die Lazarette.

Den endgültigen Frieden 1815 feierte C. M. von Weber mit seiner Kantate „Kampf und Sieg“. Hierin findet sich die wertvollste Schlachtenmusik, welche bis dahin erklungen war; sie zeichnet sich durch den größten Reichtum rhythmischer und melodischer Bilder aus, so daß sie ein wirkliches Tongemälde bietet und nicht nur die Wiederholung einiger Typen, welche sich zum Ganzen verhalten wie der einzelne Soldat zum Schlachtengewühl. Das „Ah, ça ira“ ist mit einem österreichischen Grenadiermarsch und den letzten Takten von „Lützows wilde Jagd“ in die dramatische Entwicklung des Ganzen gestellt, das mit dem „Heil dir im Siegerkranz“ festlich und glänzend schließt. Vor den Aufführungen dieser Kantate zu Prag am 22. Dezember 1815 und zu Berlin am 18. und 23. Juni 1816 wurde der Wohlbrückſche Text zu besserem Verständnis der Musik gesprochen. Noch folgte als feierlicher Abschluß der ganzen Periode in Berlin am 4. Juli 1816 eine Gedächtnisfeier für die gefallenen Krieger mit Mozarts „Requiem“ und Hasses „Tedeum“.

Den ernsten Kunstereignissen fehlte nicht das Satyrspiel. Den großen Akademien Beethovens stellten sich an die Seite: Alexanders Favorit-Tänze, aufgeführt bei den kaiserlichen Hofbällen sowohl als bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Metternich während der Anwesenheit der hohen und höchsten Monarchen in Wien, „verfaßt“ von Josef Wilde, desgleichen Alexanders Favorit-Tänze, aufgeführt auf dem großen Bal parée ... während der höchsten und hohen Monarchen in Wien — von J. Eibler.

Vielleicht hatte Beethoven selbst etwas zu dem glänzenden „Caroussel“ beigetragen, welches am 23. November 1814 in der „wunderbar geschmückten“ Reitbahn stattfand. Wenigstens hatte Erzherzog Rudolf den Wunsch geäußert und Beethoven erwidert: Die verlangte Pferdemusik wird mit dem schnellsten Galopp bei Eurer Königl. Hoheit anlangen. Jener „Yorkmarsch“ von 1809 ist auch mit einem anderen Marsch in F-Dur von 1810 unter dem Titel gedruckt worden: Zwei Märsche, verfaßt zum Caroussel an dem glorreichen Namenstage Ihrer k. k. Majestät Maria Ludowika in dem k. k. Schloßgarten zu Laxenburg.

Auch die Napoleon-Tragödie ermangelte nicht der heiteren Szenen. Aus dem Schlesinger-Verlag liegen ohne Autornamen vor: Sechs neue Favoritwalzer der Kaiserin von Frankreich, Marie Louise, aufgeführt von der kaiserlichen Garde. Desgleichen: Napoleon Bonapartes Lieblingswalzer, Jagdstück und Quadrille auf der Insel Helena....

Neben den allgemein zugänglichen Quellen, welche außer den bereits angeführten Werken die Allgemeine Musikzeitung von 1813—15 bot, desgleichen die Beethoven-Biographien, der Weber-Katalog von Jaehns, die Doktordissertation über die Entwicklung der Affekte in der Lyrik der Freiheitskriege von Sophus Stahl, die Sammlung des Herrn Göritz auf dem Märkischen Museum, die Königliche Schloßbibliothek, der Erk-Nachlaß der Königlichen Bibliothek, die Singakademie-Bibliothek, sämtlich zu Berlin, war für vorliegende Arbeit die Hilfe der Herren Geheimrat Prof. Dr. Friedländer und Robert Lienau in Berlin, der k. k. Schulbücherverlagsdirektion, des Österreichischen musikpädagogischen Verbandes mit seinem Vorsitzenden, Prof. Hans Wagner in Wien, von Wert. Allen Helfern sei hiermit gebührender Dank ausgesprochen.



Die Konzertagenturen

Der Kampf gegen die sogenannten Konzertdirektionen ist auf der ganzen Linie entbrannt. Die Musiker scharen sich zu Zweckverbänden, auf ihren Delegiertentagen wird dieser früher geflissentlich gemiedenen Frage die ausführlichste Behandlung zu teil, und jetzt tritt endlich auch die Tagespresse, die bislang für die Klagen der Künstler taub gewesen, auf den Plan. Die Änderung ist dadurch bedingt, daß alle Aussicht besteht, die Konzertagenturen unter das seit dem 1. Oktober 1910 bestehende Reichsgesetz für Stellenvermittlung zu bringen. Entschieden bedeutet jede gesetzliche Regelung des bisher aller geschäftlichen Willkür geöffneten Konzertbetriebes einen großen Fortschritt. Andererseits sind aber diese Verhältnisse so eigenartig und verwickelt, daß sich die auf anderen Gebieten gewonnenen Erfahrungen nicht einfach übertragen lassen. Vor allem liegt die Gefahr vor, daß die von dem Gesetz betroffenen Gruppen zu klein an Zahl sind, so daß die Allgemeinheit sich nicht um sie kümmert. Es stehen aber hier ideale Werte mit auf dem Spiele, die zum besten Besitztum dieser Allgemeinheit gehören. Aus diesem Grunde soll die ganze Frage hier gründlich erörtert werden.

In der Tat, wenn ich seit Jahren die sogenannten Konzertdirektionen bekämpft und die gegen sie gerichteten Bestrebungen auch dann unterstützt habe, wenn ich mir praktische Erfolge nicht zu versprechen wagte, so geschah es offen gestanden weniger aus Mitgefühl mit den „leidenden" Künstlern, als aus der Überzeugung, daß diese Einrichtung eine *Gefahr für die Kunst* bedeutet. Die Herrschaftsstellung, die sich das Konzertagententum in unserem Musikleben verschafft hat, bedeutet eine *Herrschaft des Kapitals*. Davon untrennbar ist der kapitalistische Betrieb unseres Musiklebens.

Ich weiß, daß irgendwelche größere künstlerische Leistungen der Welt nicht vermittelt werden können ohne Aufwendung von Kapital. Solange dieses in der Rolle des Dienens bleibt, ist dagegen nichts zu sagen, vielmehr zu wünschen, daß die zur Verfügung stehenden Summen möglichst groß seien. Keinem fällt es ein, in den vom Staat bewilligten Summen für Kunst eine kapitalistische Gefahr zu erblicken. Im Gegenteil verlangen wir sie ja gerade, um altruistisch, sozial zu wirken. Und eine gleiche Stellung kann auch das Privatkapital einnehmen. Dagegen erhebt sich sofort die Gefahr, wenn sich das Kapital zwischen Kunsterzeuger und Kunstempfänger als selbständiger Vermittler drängt. Je ausgesprochener dieser Vermittler als Kapitalist auftritt, um so gefährlicher wird seine Tätigkeit für die Kunst. Die Verleger haben zu allen Zeiten an der Literatur, die sie verlegten, verdienen wollen. Aber die Stellung, die der Verleger alten Schlages — selbst ein so großes Geschäft wie der alte Cotta — der Literatur gegenüber einnahm, war eine ganz andere, als jene der heutigen Verlagsaktiengesellschaften oder großen industriellen Zeitungsunternehmungen, die sich ja immer mehr auch des Buchverlages bemächtigen. Im letzteren Fall scheidet das persönliche künstlerische Verhältnis beim Vermittler völlig aus; die Literatur wird für die Mittelstelle lediglich Ware, und das diese Ware vertreibende Kapital sucht sich nur nach den ihm eigenen Gesetzen zu betätigen. Es verlangt nach einer möglichst hohen Verzinsung. Auf den Wert der Ware kommt es dabei nicht an, sondern lediglich auf ihre Gangbarkeit. Daß auch eine gute Ware einmal gangbar sein kann, ändert nichts an der grundsätzlichen Schädlichkeit dieses Verhältnisses.

Auch bei der Konzertagentur hat sich die kapitalistische Entwicklung nur allmählich vollzogen. Wir alle wissen aus der Geschichte unserer größten deutschen Konzertagentur, daß sie aus einer dienenden Mittelstelle zwischen Künstler und Publikum hervorgegangen ist. Diese Mittelstellen sind unentbehrlich für den Künstler wie fürs Publikum. Jenem kann alles das abgenommen oder doch wesentlich erleichtert werden, was mit seiner Kunst nichts zu tun hat, wovon er also auch nichts zu verstehen braucht. Auf der anderen Seite wird alles mögliche getan, um das Publikum zu dem künstlerischen Ereignis hinzubringen. Daß eine solche Mittel-

stelle für ihre Tätigkeit bezahlt wird, ist nur recht und billig. Und da der Künstler derjenige ist, der von diesem Auftreten materiellen Gewinn hat bzw. haben will, so ist es auch selbstverständlich, daß der Künstler der bezahlende Teil sein muß. Jeder wird es auch nur billig finden, daß der Verdienst dieser Mittelstelle mit den Diensten wächst, die sie dem Unternehmer, also dem Künstler, leistet. So habe ich z. B. gegen das Impresarioverhältnis alten Stils an sich nichts einzuwenden. Was so manches dieser Verhältnisse herabwürdigte, war die persönliche moralische Minderwertigkeit dieser Unternehmer; denn dahin fällt z. B. auch die Art ihrer Reklame. Aber auch bei diesem persönlichen Verhältnis zwischen Künstler und Impresario zeigte sich oft der Fluch der Gewinnsucht. Meistens schädigte sie auch schon da aufs schwerste die Kunst. Aber auch das behielt doch den Charakter eines persönlichen Erlebnisses und wuchs sich nicht zu einem sozialen Schaden der Gesamtheit aus.

Die Konzertagentur, wie wir sie heute haben, stellt die Entwicklung vom Einzelfall zum System dar. Aus der Mittelstelle ist die Persönlichkeit ausgeschaltet, an ihre Stelle tritt das Kapital. Für dieses Kapital ist der Künstler, genau genommen das von ihm produzierte Konzert, Ware; Abnehmer ist das Publikum. Es liegt im Interesse des Kapitals, möglichst viel Ware an das Publikum zu bringen. Da diese Ware Kunst ist, liegt hier die erste Gefahr. Für die Mittelstelle kommt es nicht auf die Qualität, sondern auf die Quantität an. Je größer der Absatz, um so höher der Gewinn. Man wirft mir ein, daß gerade in der Kunst, wenigstens in der reproduzierenden, die Qualität den Absatz steigere, daß es also im Interesse des Konzertagenten liege, möglichst gute Kunst zu vermitteln. Man kann diesen Einwand auch durch Zahlen festigen und sagen: Da der Konzertagent Provisionen von den Einnahmen der Künstler hat, so liegt es in seinem Interesse, nur für solche Künstler zu arbeiten, die diese hohen Einnahmen versprechen. Da das — ich spreche ja immer von der reproduzierenden Kunst — in der Regel die besten Künstler sind, so gewinnt der Agent am meisten durch Vermittlung guter Kunst, und wird also auch im wesentlichen dieser dienen.

Ich gäbe die Berechtigung dieses Einwandes zu, wenn nicht zwei bedenkliche Aber wären. Das eine Aber deckt sich mit dem Vorwurf, der gegen manchen Impresario alten Stils mit Recht erhoben wird. Die Gewinngier führt zu einer Ausschlachtung der Einnahmemöglichkeiten für den guten Künstler durch die prozentmäßig beteiligte Konzertagentur. Ich brauche keinem Kenner der Verhältnisse noch zu sagen, welch schwere Schädigungen für wertvolle Künstler und damit für die Kunst und das kunstempfangende Publikum die kapitalistische Ausschlachtung ihrer Fähigkeiten nach sich gezogen hat. Die Konzerttournees, wie sie heute für Berühmtheiten üblich und wie sie nur durch den Agenturbetrieb möglich sind, müssen das Künstlertum zugrunde richten. Die Künstler werden das natürlich nicht zugeben, denn sie erliegen auch nur allzu leicht dieser Erwerbsgier. Seltsam ist, daß, während alle beim schöpferischen Künstler es aufs schroffste verurteilen, wenn er durch Überproduktion und eine unkünstlerische Massenherstellung von Gleichartigem seine Kraft schändet, für den reproduzierenden Musiker ein gleiches Verhalten noch immer als Reklame ausgenutzt werden kann. Kann solch herumziehender Virtuose ankündigen, daß er in einem Monat nur noch drei Tage frei hat, so entsteht unter den Konzertunternehmungen ein Gebalge um diese Tage, wo doch einem jeden einleuchten muß, daß die künstlerische Leistung bei diesem Massenbetrieb unbedingt Schaden erleiden muß, ganz abgesehen davon, daß die erbärmliche Gleichförmigkeit der Programme aufs engste mit diesem Massenbetrieb zusammenhängt. Die Reproduzierenden vermögen mit dem musikalischen Schaffen nicht mehr in enger Fühlung zu bleiben, und es ist ja auch altbekannt, daß gerade unsere größten Virtuosen für das neue künstlerische Schaffen in der Regel nichts tun. Das Konzertagententum trägt für diese Entwicklung die Hauptverantwortung. Es macht sich die menschlich begreifliche Gewinngier zunutze und hat den Künstler dahin verführt, die sich ihm bietenden günstigen Kombinationen lediglich vom Börsenstandpunkt ohne Rücksicht auf sein sittliches Verhältnis zur Kunst auszunutzen.

Was so vom einzelnen Künstler gilt, trifft auch für zahlreiche Unternehmungen zu, die an sich durchaus nicht ohne Werte zu sein brauchen. Sie werden aus unkünstlerischem Geiste unternommen und bleiben darum künstlerisch unfruchtbar für die Gesamtheit, ja schädigen diese, indem sie wirklich künstlerischen Unternehmungen ihr Dasein erschweren. Kann sich z. B. jemand vorstellen, daß es die grauenhafte Einrichtung der sogenannten „Elitekonzerte" gäbe ohne Konzertagenturen? Ich weiß, daß das Publikum so etwas gern hat. Aber wir haben doch das Recht, jene Einrichtungen, die solche schädlichen geliebten Dinge vermitteln, zu verurteilen, so gut wie Nahrungsmittelverfälscher, Opiumhändler und dergleichen.

Indes, dieses Aber ist das schwächere. Diese Folgen, die das Konzertagententum für unser Musikleben gehabt hat, wären noch eher zu ertragen, und vor allem wird man sie für das praktische kunstsoziale Leben nicht so schwer veranschlagen können. Hätte das Konzertagententum wirklich nur Interesse an der Verbreitung des Guten, so würde sich eine in Einzelfällen schädigende Ausschlachtung dieses Guten zu gewinnsüchtigen Zwecken wohl verwinden lassen. Aber das Kapital hat es hier verstanden, Wege zu finden, daß es auch am Schlechten verdient, also keinen Grund hat, diesem Schlechten entgegenzuarbeiten, im Gegenteil auch dieses nach Möglichkeit verbreitet. Die Konzertagentur hat einen im Verhältnis zu ihrer Leistung ganz bedeutenden Verdienst an jedem Konzert, das sie vermittelt. Das ist das Unglück. Man ist sich im anständigen Verlagsbuchhandel, in der ganzen Schriftstellerwelt und auch beim urteilsfähigen Publikum in der Verurteilung der sogenannten „Selbstkostenverleger" einig. Die Art dieser Verträge ist ja bekannt. Diese sogenannten Verleger tragen dem Schriftsteller die Veröffentlichung seines Werkes unter der Bedingung an, daß der Verfasser für die sämtlichen Herstellungskosten aufkommt, wogegen der Verleger den sogenannten Vertrieb übernimmt. Der spätere Reingewinn kommt dann in einem festgesetzten Prozentverhältnis zur Verteilung; das heißt, diese Verteilung eines Reingewinns steht nur auf dem Papier, denn dieser Reingewinn wird nie erzielt. Der Verleger setzt die Rechnung seiner Kosten so hoch an, daß er eben schon durch die Herstellung verdient. Kommt dann später noch etwas heraus, um so besser. Aber in jedem Fall hat er schon von vornherein ein Geschäft gemacht.

Nun, die Konzertagenten haben den Konzertgebern gegenüber ein noch viel günstigeres Verhältnis als diese Selbstkostenverleger. Auch sie berechnen dem Konzertgeber zunächst die sogenannten Selbstkosten (Saalmiete, Anzeigen, Porti für Briefe u. dgl.), und sie berechnen nachgewiesenermaßen diese Selbstkosten viel höher als sie wirklich sind, zum mindesten so hoch, wie sie sich für den einzelnen stellen würden, wenn er selbst alles das unternähme. Sie nutzen also hier bereits die Vorteile ihrer kapitalistischen Stellung, durch die sie zu großen Massenverträgen mit den Vermietern von Sälen, den Annoncengeschäften usw. imstande sind. Darüber hinaus aber haben sie alle noch den wunderschönen Posten „für ihre Bemühung" eingeführt. Der Konzertagent verdient also an jedem Konzert, das er vermittelt, in jedem Fall, auch wenn seine Vermittlertätigkeit ohne jeden Erfolg bleibt, d. h. wenn die Leute, an die er vermitteln soll, sich nicht einstellen. Daraus ergibt sich für den Konzertagenten das Bestreben, möglichst viele Konzerte zu veranstalten, ganz unbekümmert um ihre Qualität.

Ich kenne auch hier die Geschichte, die da anfängt: „Es war einmal ein Konzertagent, der einem unfähigen Musikanten vom Konzerte abriet." Ich will sogar diese Geschichte glauben. Aber diese Fälle spielen wirklich keine Rolle. Tatsache ist, daß die wahnwitzige Überfüllung unseres öffentlichen Musiklebens mit Solistenkonzerten ohne die Agenturen einfach undenkbar wäre. Und daß diese Überfüllung in jeder Hinsicht eine schwere Schädigung bedeutet, wagt niemand zu bestreiten.

Nur ganz kurz will ich auf die Tatsache hinweisen, daß diese Einstellung des Konzertagenturengeschäftes natürlich auch zu den übelsten Praktiken des kapitalistischen Erwerbslebens geführt hat. Es wird eine förmliche Tyrannei ausgeübt durch das Belegen von Sälen, die einfach unzugänglich werden, wenn man sich nicht der Vermittlung der Agenturen bedient.

Diese nutzen ihre Macht vor allem zu jener Art von Verträgen, durch die der Künstler in seiner freien Bewegung gehemmt wird, insofern er nur durch die eine Agentur Verträge abschließen darf. Ja diese Bevormundung — ich will mich sehr vorsichtig ausdrücken — der Künstler geht so weit, daß diese vielfach überhaupt nicht erfahren, wie und von wem um sie „gehandelt“ wird, sondern daß sie immer nur vor vollendeten Tatsachen stehen. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß selbst erfolgreiche Künstler auf diese Weise in eine vollständige finanzielle Abhängigkeit von den Konzertagenturen geraten sind, daß diese längst nicht mehr ihre Diener, sondern ihre Herren sind

Ich habe absichtlich die Verhältnisse so allgemein und so „laienhaft“ wie möglich dargestellt, weil sich daraus die Verschiedenartigkeit in der Haltung der Künstler und auch der Reformbeflissenen gegenüber den Konzertdirektionen erklärt. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß die Künstler, obenan die Musiker, hinsichtlich des sozialen Denkens entschieden die rückständigsten Leute sind und an merkwürdiger Unklarheit leiden.

Daß die Konzertagenturen zu einer so ungeheuren Macht werden konnten, beruht entschieden darauf, daß sie nicht nur zwischen Künstlern und konzertgebenden Gesellschaften, Konzertvereinen u. dgl. vermitteln, sondern auch selbständig zwischen Künstler und Publikum durch eigene Konzertunternehmen. Aus dieser Erkenntnis heraus bekämpfen auch die Juristen unter den Reformern, z. B. Dr. Osterrieth, vor allem diese Verkoppelung zweier Tätigkeiten, gegen die sich bis jetzt auch alle jene Gesetze gerichtet haben, die das Verhältnis zwischen Arbeitsuchenden und Arbeitsvermittlern regeln. Wie es den Stellenvermittlern für Dienstboten und andere Arbeitsuchende untersagt ist, irgendeinen gewerblichen Betrieb zu unterhalten, durch den sie in die Lage kommen, die ihre Vermittlung zur Arbeit Ansuchenden noch zu besonderen Ausgaben zu veranlassen; wie es den Theateragenten verboten ist, selber an Bühnen kapitalistisch beteiligt zu sein oder gar solche zu besitzen, genau so soll auch dem Konzertagenten die Möglichkeit genommen werden, seine Vermittlerstellung dem Künstler gegenüber noch in anderer Hinsicht gewinnbringend auszunutzen. Dieser Grundgedanke des Stellenvermittlergesetzes, dafür zu sorgen, daß Arbeitnehmer und Arbeitgeber (also in unserem Falle die Künstler und die für ihre Veranstaltungen die Künstler brauchenden Konzertvereine) durch ihren Verkehr mit dem Stellenvermittler in keiner Weise in ihrer sonstigen wirtschaftlichen Handlungsfreiheit beeinträchtigt werden, muß folgerichtigerweise auch auf die Konzertagenten angewendet werden. „Daß ein Konzert-Engagementsvermittler, der gleichzeitig eigene Konzerte veranstaltet, die Möglichkeit hat, die Vermittlung von Engagements davon abhängig zu machen, daß der engagementsuchende Künstler in seinen Konzerten umsonst oder gegen minimale Vergütung mitwirke, kann doch wohl nicht bestritten werden. Ebensowenig kann geleugnet werden, daß ein Engagementsvermittler, der gleichzeitig Konzerte für Künstler arrangiert, die Möglichkeit hat, die Vermittlung von Engagements davon abhängig zu machen, daß der Engagementsuchende sich zuvor von ihm Konzerte arrangieren läßt.“ (Osterrieth.)

In weiten Künstlerkreisen wird heute behauptet, daß diese „Möglichkeit“ die Regel ist, und es wird den Konzertdirektionen der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Vermittlung ansuchende Künstler lediglich ausnutzen, um sie zu einem oder mehr Konzerten, die sie selbst dann arrangieren, zu veranlassen und sich später für anderweitige Engagements gar keine Mühe geben. Zugegeben, daß viel Übertreibung in dieser Beschuldigung liegen mag, die Praxis stellt sich jedenfalls, wie ich aus zahlreichen Fällen selbst weiß, so dar, daß eine große Zahl von Künstlern, nachdem sie das schwere Opfer der Berliner Konzerte gebracht haben, von den diese Konzerte veranstaltenden Konzertdirektionen nie wieder etwas zu hören bekommen. Nun werden die Konzertdirektionen einwenden, daß der Erfolg der betreffenden Künstler bei der Kritik — das Publikum kommt ja bei dieser Art von Konzerten gar nicht in Frage — nicht so gewesen sei, daß sich daraufhin eine wirksame Vermittlertätigkeit für die Betreffenden hätte anstellen lassen. Hier müßte nun die Untersuchung der einzelnen Fälle das Nähere ergeben. Jedenfalls

gestehen die Konzertdirektionen damit auch selber ein, daß sie selbst also keineswegs die Künstler machen, daß ihre Tätigkeit für den Künstler unfruchtbar ist, wenn nicht die entscheidenden übrigen Faktoren eingreifen. Und so ist es ja auch in der Tat wenigstens für die wirklich bedeutenden Talente. Die setzen sich durch kraft ihres eigenen Könnens, das dann von der Kritik auf dem Wege durch die Presse zur öffentlichen Kenntnis gelangt. Im weiteren Verlauf ist der Konzertagent auch für diese Leute nichts anderes als der Gelegenheitsvermittler. Zugegeben sei, daß die Konzertagenturen für jene Leute, die sich ihr öffentliches Auftreten gehörig kosten lassen können, eine vorübergehende Berühmtheit durch geschickte Reklame erreichen können, indem sie dann vor allen Dingen den Konzertverbänden in der Provinz solche Künstler als Mitwirkende aufdrängen. Aber eine derartige Berühmtheit hat natürlich nur kurze Beine.

So einfach dieser Fall nun in der Theorie liegt, so verschieden ist er in der Praxis. Die „berühmten" Künstler — und darin liegt die Stärke der Konzertdirektionen — haben von den heutigen Verhältnissen eigentlich nur Vorteile. Es ist für die Konzertdirektionen natürlich sehr leicht, diesen berühmten Künstlern Engagements zu vermitteln. Sodann haben diese Berühmtheiten ja auch Aussicht, bei einem von der Konzertdirektion für sie arrangierten Konzert zu verdienen oder doch jedenfalls nicht zuzusetzen, und wenn sie bei besonders glänzenden Unternehmungen der Konzertdirektionen unentgeltlich mitwirken, so können sie das mit Recht zum Reklameetat schlagen, der sich auf der anderen Seite gut bezahlt macht. Diese berühmten Künstler verlangen deshalb auch höchstens zwei Änderungen: erstens die Herabsetzung der prozentualen Beteiligung der Konzertdirektionen bei der Vermittlung von Engagements und zweitens die Befreiung von der Bedingung, nur mit einer einzigen Konzertdirektion zu arbeiten, nur durch diese Engagements abzuschließen. Also die berühmten Künstler möchten nun gern noch mehr verdienen.

Die große Zahl der mittleren Kräfte, die für neun Zehntel der Durchschnittsveranstaltungen unseres Konzertlebens als Mitwirkende in Betracht kommen, können die Konzertdirektion als Engagementvermittlung keinesfalls entbehren. Sie sind nicht in der Lage, wie die Berühmtheiten, sich gegebenenfalls einen eigenen Sekretär zu halten, der ihre Geschäfte besorgt; ihr Name ist auch nicht klangvoll genug, daß konzertgebende Gesellschaften nun durchaus auf ihrer Mitwirkung beharren und von selbst an sie herantreten. Sie sind überhaupt meistens gezwungen, neben ihrer Konzerttätigkeit durch Unterricht sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, können also gar nicht ihr Konzertgeschäft mit der nötigen Energie betreiben. Aus dieser Zwangslage heraus empfinden sie das Opfer, das für sie jedes von der Konzertdirektion selbst veranstaltete Konzert bedeutet, als ein notwendiges Übel, dem sie sich aber willig fügen, weil ja natürlich auch kein Künstler den Traum aufgibt, durch dieses erneute Auftreten an einem Musikzentrum in die Reihe der „Berühmten" aufzurücken. Und das kann ja nur durch ein Auftreten an den von den Konzertdirektionen beherrschten Musikzentren erreicht werden. Bleibt nun die riesige Zahl der Anfänger, der noch gar nicht Durchgedrungenen. Sie sind diejenigen, die unter der Macht der Konzertdirektionen am schwersten leiden. Aber sie sehen gar keinen anderen Weg, keine andere Möglichkeit, an die Öffentlichkeit heranzukommen.

Es ist eine auffällige Erscheinung, daß beim Kampfe gegen die Konzertdirektionen fast immer nur von den Agenturen und von den Künstlern die Rede ist, also von den Arbeitsuchenden und den Arbeitvermittelnden, nicht aber von den A r b e i t g e b e r n. Man vergißt zu leicht, daß das Verhältnis der Arbeitgeber zu den Konzertagenturen doch ebenso entscheidend ist wie das der Arbeitsuchenden. Und da bedeutet es denn eine ungeheure Stärkung des Konzertagententums, daß die Arbeitgeber (Konzertvereine, Dirigenten usw.) vom Konzertagententum fast nur Vorteile haben. Es gehört ein ganz zielbewußter Idealismus und ein sehr starkes soziales Empfinden dazu, wenn heute ein Konzertverein es durchsetzt, nur mit den Künstlern direkt zu verhandeln, ohne Hilfe der Konzertagenten. Es bedeutet das nicht nur eine

außerordentliche Arbeit, eine starke Vermehrung der Verantwortlichkeit, vor allem der Dirigenten gegenüber ihren Vereinen und auch dem Publikum, es ist außerdem eine starke Gefährdung der Konzertveranstaltung selbst, auch dann noch, wenn alle Künstler einmal durchaus gewissenhafte, pflichteifrige Menschen sein werden. Denn gegen die Tücken einer Erkältung ist z. B. ein Sänger machtlos. Und wenn der Dirigent einer abgelegenen Stadt sich für ein Oratorium mühselig die Solistenkräfte zusammengesucht hat, ist er einfach verloren, wenn ihn am Morgen des Aufführungstages ein Telegramm erreicht, daß sein Solist wegen Heiserkeit nicht singen kann. Ein Konzertagent hat da in jedem Fall den Ersatz bereit. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß durch die geschichtliche Entwicklung es dahin gekommen ist, daß die Arbeitgeber nun schon seit Jahren in steigendem Maße gar keine Künstler mehr finden, die von Agenten frei sind. Ich besitze in meinem Material eine ganze Reihe von Zeugnissen auswärtiger Dirigenten, die darüber Klage führen, daß es ihnen gar nicht möglich sei, an die Künstler direkt heranzukommen, weil diese eben durch die Agenten verpflichtet sind. Entscheidend kommt hinzu, daß die Arbeitgeber mit den Konzertagenturen auf keinen Fall teurer arbeiten als mit den Künstlern selbst. Der Konzertagent hat eben Ware zu jedem Preis auf Lager, und die gegenseitige Konkurrenz der Konzertagenturen hat es mit sich gebracht, daß auch gute Ware den Konzertvereinen immer billiger angeboten wird. Die Kosten trägt lediglich der Künstler, der dann eben für einen billigeren Satz auftreten muß. Daran wird auch die gutgemeinte Verordnung des Gesetzes, daß die Konzertvereine die Hälfte der Vermittlergebühr zu tragen haben, nichts ändern; es wird eben einfach das Künstlerhonorar um diesen Vermittlerbetrag gekürzt werden.

An dieser Tatsache, daß die Arbeitgeber sich bislang noch niemals einer Organisation der Künstler mitwirkend angeschlossen haben, sind die bisherigen Versuche gescheitert und werden auch die künftigen scheitern. Denn ich halte es für eine Utopie zu glauben, daß es jemals gelingen wird, Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einem gemeinsamen sozialen Bunde zusammenzubringen. Dieses unnatürliche Bündnis wäre nur dann möglich, wenn ein ge meinsamer Feind da wäre. Die Konzertagenturen können aber, wie ich eben nachgewiesen habe, den Arbeitgebern nicht als Feinde erscheinen, und wenn sie es früher manchmal waren, so werden sie es in Zukunft sicher nicht sein, sondern sich dieser Waffe im Kampfe gegen die Künstlerorganisationen zu bedienen wissen.

Rechnet man nun hinzu, daß diese Künstlerorganisationen des ferneren auf die berühmten Künstler nicht rechnen können, weil diese auch im wesentlichen nur Vorteile von den Konzertagenturen haben, daß selbst die Künstler mittleren Ranges durch den Anschluß an solche Organisationen jedenfalls eine kritische Periode für ihre Existenz heraufrufen, daß demnach solche Künstlerorganisationen im wesentlichen auf die Anfänger und die noch nicht Durchgedrungenen, die Namenlosen, angewiesen sind, so muß man einsehen, daß alle diese Organisationen nur wenig Aussicht auf Erfolg haben.

Die vom Gesetz vorgesehene Trennung der Stellenvermittlung und der eigenen Konzertarrangements bei den Konzertagenturen, so gut sie theoretisch gedacht ist, wird praktisch ohne jede Folge bleiben. Die bisherige Konzertdirektion H. Löwe braucht sich ja dann einfach in zwei Abteilungen zu spalten: G. Fuchs übernimmt die Engagementvermittlung, J. Hecht macht die eigenen Konzertarrangements. Ja, manche Anordnungen des Gesetzes werden sogar schädlich sein; so wenn die Einrichtung neuer Agenturen vom „Bedürfnisfalle“ abhängig gemacht wird. Das bedeutet doch auch eine Kräftigung der jetzt bestehenden Geschäfte. Daran ändert nichts die Verordnung, daß ein „Bedürfnis insbesondere da nicht anzuerkennen ist, soweit für den Ort und den wirtschaftlichen Bezirk eine gemeinnützige Engagementvermittlungsstelle in ausreichendem Umfange“ besteht. Denn selbst wenn die geplanten Organisationen als „gemeinnützig“ anerkannt werden, so sollen sie doch erst gegründet werden, und ihre Gründung kann nicht zur Folge haben, daß bestehende Betriebe eingestellt werden müssen.

* * *

Sollen wir nun angesichts dieser trüben Aussichten ergeben die Hände falten und uns untätig den heutigen Verhältnissen als unabänderlichem Schicksale beugen?

Nein und abermals nein!

Nur müssen wir die Wurzeln des Übels aufdecken und dort die Axt ansetzen. Da ich zu diesen Übeln das mangelhafte soziale Denken und die im Grunde unkünstlerische Lebenseinstellung der Mehrzahl unserer ausübenden Musiker rechne, halte ich mich für verpflichtet, alle Künstlerorganisationen nach Kräften zu unterstützen, trotzdem ich, wie oben dargelegt, nicht an große Erfolge glaube. Aber sie tragen dazu bei, unsere Künstler aufzurütteln und ihnen klarzumachen, daß es außer ihrer eigenen werten Person noch andere Dinge in der Welt gibt. Dann aber erhebt sich die Frage nach dem Grundübel unseres öffentlichen Konzertlebens. Als solches müssen wir die Überfüllung desselben mit unberufenen Elementen erkennen. Mit dem Augenblick, wo diese Masse der Unberufenen verschwindet, muß eine Gesundung der gesamten Verhältnisse eintreten. Und auch das Konzertagententum wird mit dem gleichen Augenblick von seinen schlimmsten Auswüchsen befreit, einfach weil diese Auswüchse den Nährboden verlieren.

Woher kommt die große Zahl der Unberufenen in unser öffentliches Musikleben? Aus den Musikschulen, den großen Konservatorien und dem Privatunterricht. Die Reform des Musikunterrichtswesens ist die Vorbedingung der Gesundung. Man wird das öffentliche Auftreten eines Musikers gesetzlich abhängig machen können von der Erlangung eines Reifezeugnisses, dessen Bestimmungen von staatswegen festgestellt werden können. Was für jeden akademischen Beruf billig ist, ist auch für den ausübenden Künstler nur recht. Ich betone ausdrücklich: für den reproduzierenden Künstler. Es wird niemandem einfallen, die Fähigkeit zur Produktion jemals prüfungsmäßig feststellen zu wollen. Aber die Reproduktion der Musik ist an eine Reihe von Fähigkeiten gebunden, die sich durchaus prüfungsmäßig feststellen lassen. (Daß dazu die zündende dionysische Kraft nicht gehört, sei ohne weiteres zugegeben. Aber diese Kraft wird wirkungslos bleiben, wenn sie nicht von den entsprechenden technischen Fähigkeiten unterstützt wird; diese aber lassen sich prüfen.)

Gewiß kann man es ja keinem Menschen verwehren, sich irgend einen Saal zu mieten und darin zu singen oder Klavier zu spielen und zu seinem Spiel die weiteste Öffentlichkeit einzuladen. Aber wenn das Gesetz den Konzertagenten verbietet, für andere als mit dem Reifezeugnis versehene Künstler ihre Vermittlertätigkeit auszuüben, so wird jenes Treiben größenwahnsinnstoller Dilettanten mit einem Schlage für die Öffentlichkeit unschädlich. Das ist natürlich keine Maßregel, die von heute auf morgen wirksam werden kann; aber die Gesundung eines kranken Organismus darf ja auch Zeit in Anspruch nehmen.

Eine weitere Entlastung des Konzertlebens, die übrigens mit der oben gekennzeichneten Hand in Hand geht, ist die Regelung der musikpädagogischen Tätigkeit. Das öffentliche Konzert ist heute noch zu sehr Werbemittel um Schüler. Wenn man für den Musikpädagogen Wege schafft, die ihm vor der Öffentlichkeit als vollgültiger Ausweis dienen, so wird vor allem eine große Zahl jener für die Gesamtkultur so wichtigen Kunstkräfte des Mittellandes aus dem öffentlichen Konzertbetriebe verschwinden. Es ist bekannt, daß diese Seite der Reform von staatswegen jetzt emsig betrieben wird. Damit werden jene Skeptiker Lügen gestraft, die noch vor kurzem das für unmöglich erklärten. So wird auch die gesunde Reform des Musikschulwesens möglich sein. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Karl Storck

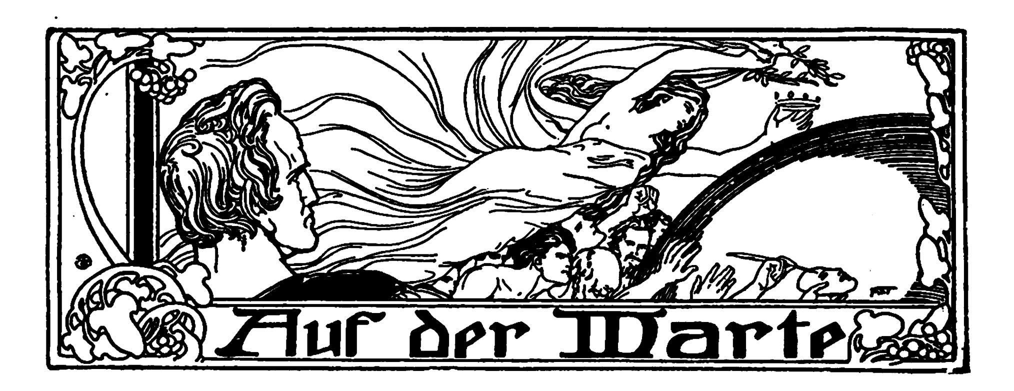


Richard Wagners Abstammung

Als Wagner seine heftigen Angriffe gegen das Judentum in der Musik richtete, wurde von seinen vielen Gegnern auf jüdischer wie auf deutscher Seite vielfach geltend gemacht, er selbst sei nicht rein germanischer Abstammung. Zahlreiche Karikaturen arbeiteten Wagners Gesichtszüge zu einem ausgeprägt jüdischen Typus aus. Nun bezweifelte niemand die durchaus deutsche Abstammung des Leipziger Stadtgerichtsaktuarius Friedrich Wilhelm Wagner und seiner Ehefrau Johanna Rosina geb. Bertz. Jenes Gerede heftete sich vielmehr an das Gerücht, daß Richards wirklicher Vater jener auch als Maler und Dichter bewährte Schauspieler Ludwig Heinrich Christian Geyer sei, den Fr. Wilh. Wagners Witwe ein Jahr nach ihres Gatten Tode heiratete. Wagner selbst neigte geraume Zeit dazu, seinen späteren Stiefvater für seinen leiblichen Vater zu halten. Die Selbstbiographie sagt nichts darüber. Obwohl nun die Wahrscheinlichkeit gegen diese Annahme spricht, ist doch ein bündiger Beweis bislang nicht erbracht worden. Man muß also mit der Möglichkeit der Vaterschaft Geyers rechnen.

Nun hat schon der alte Wilh. Tappert vor Jahren in einem seiner inhaltreichen, aber im „Kleinen Journal" denkbar falsch untergebrachten Feuilletons den Nachweis geführt, daß Geyer deutscher Abstammung gewesen sei. Trotzdem behauptete sich immer wieder das gegenteilige Gerücht. Jetzt hat Dr. Otto Bournot in einer Biographie Geyers die Ergebnisse eingehender genealogischer Studien veröffentlicht (Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung), die unter den obwaltenden Umständen in der Tat einen wichtigen „Beitrag zur Wagner-Biographie" darstellen.

Bournot konnte die Vorfahren der Familie Geyer bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen. Als ältesten Ahnen konnte er einen Benjamin Geyer, der um 1700 in Eisleben das Amt eines Stadtmusikus (Stadtpfeifer, Stadtmusikdirektor) bekleidete, nachweisen. Seine Anstellung an der Andreaskirche, an der er wahrscheinlich als Posaunist an hohen Festtagen tätig war, ist beglaubigt, 1686—1693 hatte er freie Wohnung in einem der der Gemeinde gehörenden Kirchenhäuser; seine Zugehörigkeit zur evangelischen Gemeinde kann damit als erwiesen gelten; gestorben ist er 1720. Von seinen Söhnen folgte ihm der ältere, August, im Stadtmusikus-Amte; der jüngere, Benjamin, wurde im Alter von 15 Jahren (1696) zunächst Organistengehilfe und 1703 Organist der Andreasgemeinde; seine Frau war die Tochter eines Diakonen bei St. Andreas; sein Todesjahr ist 1742. Benjamin hinterließ zwei Söhne, die beide in Leipzig die Universität bezogen; der ältere, Gottlieb Benjamin, der am 23. März 1730 zu St. Andreas die Taufe erhielt, wurde 1737 Substitut des Kantors zu St. Annen in Eisleben, mit dessen Tochter er sich verheiratete; 1756 ging er als Organist und Kantor zu St. Nikolai über und war später auch noch Gesanglehrer und wissenschaftlicher Hilfslehrer am Eislebener Gymnasium. Gottlob Benjamins am 12. März 1744 getaufter einziger Sohn Christian Gottlob Benjamin besuchte das Eislebener Gymnasium und danach die Universitäten zu Halle und Leipzig; er praktizierte dann als Advokat und Notar in Eisleben; später wurde er Justizamtmann in Artern. Aus seiner Ehe mit Ernestine Henriette Christiane geb. Fredy, der Tochter eines herrschaftlichen Kochs, gingen eine Tochter und zwei Söhne hervor, deren ältester der am 21. Januar 1779 geborene und zwei Tage später zu St. Andreas in Eisleben getaufte Ludwig Heinrich Christian, der spätere Stiefvater Wagners, war. Nirgends zeigt sich in der ganzen hier skizzierten genealogischen Folge der Thüringer Musikerfamilie ein Anhalt dafür, daß ihrem eigenen deutschen Blute eine rassenfremde Beimischung zuteil geworden wäre, während andererseits bei den Ahnen Ludwig Geyers schon deren kirchliche Stellungen allein eigentlich genügend für das in der Familie festgehaltene evangelische Glaubensbekenntnis zeugen.



Auch 1813!

Aus dem Nachlaß und in der künstlerischen Bearbeitung Victor Hugos veröffentlicht die „Tägl. Rundschau“ Aufzeichnungen, die von dem Bruder Napoleons, König Jérôme von Westfalen, herstammen. Mehr als Bände — für jeden, der die Größen dieser Erde nicht nach dem Tageskurse schätzt — spricht diese Erinnerung:

In Dresden hatte der Kaiser einen wahren Hof von Königen um sich. Nicht jeder durfte vor ihm erscheinen. Napoleon wählte aus. Wie einst die Grandseigneurs von Frankreich unter Ludwig XIV. sich nach Marly drängten, um dem König ihre Aufwartung machen zu dürfen, so wetteiferten nun die Fürsten Europas darum, in Dresden empfangen zu werden.

Allabendlich hielt der Kaiser Cercle. Die großen und kleinen Souveräne stellten sich ein, und alle neigten sich in gleicher Ehrerbietung vor dem kleinen Mann, und je mächtiger sie waren, desto demütiger wurden sie vor ihm. Die Großen hatten doch mehr als die Kleinen zu verlieren, deshalb war ihre Furcht größer, und diese Furcht äußerte sich in höherem Respekt.

In diesen Ergebenheitsbezeugungen war man damals so weit gekommen, daß die Monarchen sich in Napoleons Gegenwart nicht mehr zu setzen wagten. Mit dem Hut in der Hand standen sie um ihn herum, warteten darauf, daß der Kaiser sie ansprach, und gaben sich Mühe, ihr schönstes und liebenswürdigstes Lächeln aufzusetzen. Wie ein Schwiegervater aus einer Posse sah der Kaiser von Österreich in weißem Frack weißen Kniehosen und weißseidenen Strümpfen aus.

Eines Abends gab sich diese Stimmung so deutlich kund, als der Kaiser von Österreich und andere Fürsten wieder neben Napoleon, der auf einem Kanapee lag, standen, daß die vor Unwillen rot gewordene Kaiserin von Österreich sich nicht enthalten konnte, ihrem Manne einen Wink zu geben, sich zu setzen. Doch ihr Stirnrunzeln und ihr Achselzucken übten keinerlei Wirkung auf den Kaiser aus, der stehen blieb.

Wahrlich! Stehen bleiben ist in solchem Fall beinahe so viel, wie sich auf die Erde legen ...!

*

Fürstennivellierung

Der Norddeutsche Automobilklub in Hamburg hat den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und den kommandierenden General des dortigen Armeekorps, von Quast, zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die beiden Herren haben die Ehrenmitgliedschaft angenommen.

Der Vorgang ist unwichtig, aber er liefert ein mit vielen anderen übereinstimmendes Symptom für Richtungen und Auffassungen im modernen Fürstenstand. Bisher wahrte man doch das Postament der Hoheit auch in der Form, daß der Fürst höchstens „Protektor“ von Vereinen usw. wurde. Es ist mir auch nicht bekannt, daß dieser Grundsatz etwa zugunsten von wissenschaftlichen oder vaterländischen Vereinen durchbrochen worden wäre, wo also der Fürst sich zu einer mitgliedhaften Zugehörigkeit hätte herbeilassen wollen;

hier bleibt er der Beschützende anstatt des Mitstrebenden. Unter den Auto-Leuten gibt er diesen Vorbehalt auf und läßt sich willig mit einem hohen Offizier des Dienstes, dem dieselbe Ehrung widerfährt, auf das gleiche Brettl als dekoratives Mitglied stellen.

Der Wert des Fürstenstandes liegt für die Allgemeinheit nicht in seinen Selbstverzichten, sondern in seiner unantastbaren Hoheit; diese hindert die reichen Vergnügungsleute vorläufig noch, die Spitzen des Volkes und, was das Schlimmste wäre, die in den Lebensideen Maßgeblichen zu sein. Wir bekämpfen die die Republik anpreisende Sozialdemokratie hauptsächlich mit aus diesem Grunde und betonen ihr gegenüber den sozial ausgleichenden Charakter der Monarchie, die der sicherste Riegel gegen den schrankenlosen Kapitalismus und gesellschaftlichen Amerikanismus sei, der geschichtlich bewährte Bannerträger für eine idealistische Hingebung an die gemeinsame Staatsidee. Diesen Standpunkt zu verteidigen wird uns aber nicht erleichtert, wenn man sehen muß, wie die Fürsten — sei es auch noch so wohlgemeint — von den Luxuskreisen, mit oder ohne patriotisches Mäntelchen, als die zu ihnen Gehörigen mit Beschlag belegt werden und sie dagegen keinen Widerspruch erheben. Wir können ihnen nicht die Gesellschaft vorschreiben, in der sie sich richtig plaziert fühlen, aber wir dürfen auf die Logiken aufmerksam machen, die daraus naheliegend abzuleiten sind. Wenn Aufsichtsratsstellen die Ideale der Großadeligen geworden sind und die sich von Gottes Gnaden Nennenden in den kostspieligen Klubs mit den Geldleuten und Börsianern Egalité und Fraternité schließen, da ist es schwer, mit ungebrochenem Mut eine sozialpolitische Auffassung zu verfechten, die an der Spitze des schicksalsverbundenen, durch Herzensgüter geeinigten Volkes dessen geschichtlichen höchsten Adel zu erhalten wünscht und diesen für den erstberufenen Vertreter der Hochgedanken des gemeinsamen Volkstums nimmt. Die Stelle, die der Fürst im vaterländischen Kriegerverein nicht glaubt einnehmen zu dürfen, auf die sollte er auch nicht zu den Leuten heruntersteigen, deren Bildung und Gesinnung wesentlich von ihrem Portemonnaie umschlossen wird. H.

*

Bekenntnis

„Wer die Aufnahme des gesetzgewordenen Wehrbeitrags überblickt, stellt fest: nicht so sehr der Zweck als der Ertrag der Abgabe hat interessiert; und nicht so sehr der Ertrag als seine Voraussetzungen. Die Steuer wird zur experimentellen Studie über den deutschen Reichtum."

So leitet ein in Summen sich berauschender Rechenakrobat namens Hermann Friedemann seine Auseinandersetzungen über „die große Schätzung" ein. Seine Darlegung wird zum hohen Liede, daß man nun auch bei uns Vermögen und Einkommen „mit fast amerikanischer Präzision" beurteilen lernen wird. — Er wird wohl recht haben; denn wenn auch noch immer neun Zehntel der wirklichen Nation der kahlen Anbetung des Mammonismus widerstreben — wohl fühlend, daß die allermeisten, selbst materiell, lediglich ausgeraubter und ärmer durch ihn werden —, so hat sich doch diese Charybde wie ein Verhängnis aufgetan, und von oben her strudelt sie mehr und mehr die Stände unseres Volks in sich hinein, und mit ihnen seine alten Imponderabilien, seine schönen echten Volksgüter und ganz vor allem: sein wirkliches Glücksgefühl. —h—

*

Gewissenhafte Bildungskonfusion

Wenn jemand Stolypin oder Tschangsuen heißt, so macht sich der Franzose und der Engländer klar, wie er in seiner eigenen Sprache diesen Namen zu schreiben hat, damit er richtig bleibt. Dem durch quantitative Schulbildung und akademische Schulung hervorragenden Deutschen reicht es zu dieser einfachen Fragestellung heute nicht, — weil eben überhaupt, dank der unermeßlichen pädagogischen Trichterei mit ihrem Beiwerk von Ängstlichkeit und Subalternität, die selbsttätigen Fragen des natürlichen Verstandes mehr und mehr bei uns verloren gehen.

Mit sorgfältiger Korrektheit bemüht sich diese gedankenlose deutsche Bildung, die fremden Namen jeweils genau so nachzuschreiben, wie sie sie in der zufälligen Quelle vorfindet, und so wimmelt es denn in den Zeitungen von den Formen Stolypine, Changsuen, Kilimanjaro usw. usw., sobald sie aus französischen oder englischen Zeitungen genommen sind. Der unschuldige Leser bemüht sich dann wieder, die Namen gewissenhaft so nachzusprechen, wie er sie in seinem Leibblatt findet, er glaubt das Richtige zu treffen, wenn er Stolypine spricht, und so ist denn das Endergebnis von all unserem Sprachenunterricht der häufige blinde Nonsens, dank einer Ausschaltung des elementarsten Nachdenkens, die stetig sich über neue Gebiete dehnt.

Nicht immer bleibt's bei dem bloßen Kauderwelsch, es bilden sich durch dieses mechanische Nachbuchstabieren auch die verworrensten inhaltlichen Vorstellungen. Ein schon altes Beispiel dafür sind die schönen Circassierinnen, — deren ganze Existenz darauf beruht, daß einst die Venezianer, die mit Tscherkessenmädchen ihren schwunghaften Handel trieben, das anlautende Tsch des Namens in ihrem Italienisch natürlicherweise durch c wiedergaben. Und so übernommen wurden sie nun der deutschen Lesebildung zum geheimnisvollen Phantasiebegriff. Ed. H.

*

„Deutschländer"

Bekanntlich schicken wir seit einiger Zeit uns an, „Weltpolitik großen Stils" zu treiben. Von ihr hallen die Zeitungen wider, die als vorzugsweise national gelten wollen, und wer als akademischer Nationalökonom Karriere zu machen wünscht, liest über Weltwirtschaft. Diese neue Ära leiten wir sehr sinngemäß ein, indem wir unsere Stammesgenossen außerhalb der Reichsgrenzen als Deutsche minderer Ordnung, wenn überhaupt noch als Deutsche, behandeln. Ich habe über diese Unart schon des öfteren — hier und an anderen Stellen — das Nötige gesagt. Wer selber als Auslandsdeutscher geboren wurde, dem treibt sie immer wieder das Blut zu Kopf; den weniger Glücklichen aber, die sich draußen ein hartes Leben lang mühen, im Kampf gegen fremdes Volkstum ihr eigenes zu bewahren, brennt sie wie bittere Kränkung, wie ganz persönlicher Schimpf auf der Seele. Den Gipfel aber bedeutet, was kürzlich aus Chile berichtet ward. Dort haben einige Reichsdeutsche eine Polemik über das Recht, sich Deutscher zu nennen, entfesselt. Die in Chile geborenen Nachkommen der deutschen Einwanderer möchten sich gefälligst Teutonen, Teutochilenen, Germanen oder „Deutschländer" nennen, beileibe nicht — „Deutsche". Denn Deutsche wären sie, die Sieger von Sedan — allein. Ich muß schon bekennen: das geht doch noch über jenes fingerflinke Bürschchen hinaus, das den Balten ihr Deutschtum absprach, weil es selber zu — Moskau als Kind preußischer Staatsangehöriger das Licht der Welt erblickt hatte. Und mit derlei engbrüstigen, armseligen Hansnarren will Großpreußen-Kleindeutschland Weltpolitik treiben! R. B.

*

Die fünften Garnituren zur Bekleidung Jugendlicher

Die Sorge für die Jugendlichen bewegt die Gemüter weiter Kreise. Vielerorts sucht man der Sache — namentlich auf Anregung des Freiherrn v. d. Goltz — sogar einen militärischen Einschlag zu geben.

Die Militärbehörde unterstützt diese Bestrebungen u. a. durch Herleihen von Zeltbahnen, Schanzzeugen, Kochgeschirren u. dgl. zu Biwaks. Auch werden unter gewissen Bedingungen Jugendliche bei mehrtägigen Touren kostenlos in Kasernen untergebracht und zum Selbstkostenpreise in den Truppenküchen beköstigt. Ebenso werden aus den Beständen die kleineren Nummern Stiefel zu billigen Preisen abgegeben.

Neuerdings nun zeigt sich die Militärverwaltung ganz besonders großmütig. Sie will nämlich die fünften Garnituren, die acht bis zehn Jahre getragen sind und mehr als einem Dutzend Menschen als Körperhülle gedient haben, deren bloßes Ansehen schon manchem harmlosen Rekruten einen blassen

Schrecken einjagte, nicht mehr als „alten Plunder“ betrachten. Sie hat sich vielmehr entschlossen, diese wertvollen Kleidungsstücke im Zentralgefängnisse zu Werl in Westfalen fein säuberlich auseinander nehmen, wenn nötig färben und zu Jünglingsuniformen umarbeiten zu lassen. Darnach sollen sie zu „konkurrenzlos billigen Preisen“ an die in der Jugendpflege stehenden Vereine abgegeben werden.

Durch dieses edelmütige, großzügige Entgegenkommen wird nun wohl die Jugendpflege-Bewegung ungeahnten Aufschwung nehmen und Deutschlands Jugend endgültig vor den Gefahren der Welt bewahrt bleiben. Für die Jünglinge selbst aber muß es ein erhebendes Gefühl sein, in so einer Prachtuniform sich tummeln zu dürfen, und mit Stolz können ihre Angehörigen zu ihnen hinschauen, wenn sie erhobenen Hauptes in einer solchen einherschreiten. W. L.

*

DIEDERICH HAHN

Das offiziöse „Wolffsche Telegraphenbureau“ beeilte sich, der aufhorchenden Welt die Kunde zu übermitteln:

„Der Direktor des Bundes der Landwirte, Abg. Dr. Diederich Hahn, bittet uns mitzuteilen, daß er zum 1. Oktober 1913 seinen Berliner Wohnsitz nach Berlin W., Bendlerstraße 16, und seinen hannoverschen Wohnsitz nach Stade, Unterelbe, verlegt.“

Wir müssen unsere Leser vielmals um Entschuldigung bitten, daß wir ihnen diese Nachricht nicht früher unterbreitet haben. Raummangel wäre bei einem so hochpolitischen vaterländischen Ereignis ganz gewiß keine zureichende Entschuldigung. Leider aber war die Nachricht erst nach Schluß der Redaktion unseres vorigen Heftes eingegangen, und so sahen wir uns zu unserem aufrichtigsten und tiefsten Bedauern genötigt, sie für dieses Novemberheft zurückzustellen. Nie haben wir mehr unser nur monatliches Erscheinen bedauert! Wir holen hiermit das Versäumte um so lieber nach, als alles, was die Person des Herrn Dr. Diederich Hahn angeht, ein Interesse hat, das weit den Tag überdauert. Der erste Oktober neunzehnhundertdreizehn aber, der Tag, an dem Herr Dr. Diederich Hahn seinen Berliner Wohnsitz nach Berlin W., Bendlerstraße 16, und seinen hannoverschen Wohnsitz nach Stade, Unterelbe, verlegt hat, wird noch von unseren Enkeln und Enkelkindern als Markstein und nationaler Gedenktag gefeiert werden. Unsere besten Wünsche begleiten Herrn Diederich Hahn auf allen seinen Umzügen! Gr.

*

Aktualität und Blödsinn

Wer überhaupt Journalistenblut in den Adern hat, wird auch wünschen, daß seine Zeitung mit der Zeit in der lebendigsten Wechselwirkung stehe. Eine Zeitung ist nun einmal keine alte Scharteke, in der tote Dinge in einer toten Sprache abgehandelt werden. Das Rauschen der Zeit muß vernehmbar sein; das Leben des Tages muß in ihr branden. Das versteht sich für einen blutvollen Journalisten überhaupt von selbst. —

Der moderne Begriff der „Aktualität“ aber, der in der Presse immer schroffer regiert, versteht sich ganz und gar nicht von selbst. Die Zeitung lebt zwar von der Zeit, nicht aber ausschließlich vom Tag. Daß dem Tag sein Recht werden muß, sagten wir bereits. Der blinde, servile, unterwürfige Kultus des Tags aber, der einen großen Teil der Presse verwüstet, ist so dumm wie würdelos.

Wer einem derartigen Blatt etwa einen Artikel über „Hebbel und Elise Lensing“ in einer „normalen“ Zeit einreichen würde, würde vom Redakteur angesehen werden, wie etwa die Kuh das neue Scheunentor ansieht. Steht aber ein Hebbelgedenktag im Kalender, kann er auch über den Schneider Hebbels schreiben, wenn ihm danach der Gaumen steht. Das ist selbstverständlich absurd.

Die großen Dinge der deutschen Kultur sind einfach immer aktuell. Die Aktualität der Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Hebbel usw. höret nimmer auf. Wer sich nur an

Gedenktagen ihrer erinnert, gleicht jenen aufrichtigen Christen, die nur an Kaisers Geburtstag die Kirche besuchen.

In ähnlicher Weise muß der Begriff „Aktualität“ aber auch eingeschränkt werden, wenn man ihn auf Zeiterscheinungen anwendet: Eine Zeiterscheinung hört keineswegs auf aktuell zu sein, weil sie einige Wochen oder auch einige Monate zurückliegt. Erst wenn sie für unsere Zeit keine Bedeutung mehr hat, ist sie wirklich gestorben.

Der Raum einer jeden Zeitung ist begrenzt. In jeder Zeitung muß man gelegentlich größere Artikel und kleinere Glossen zurückstellen können. Kann man das nicht mehr, weil man sich in sklavischer Weise der Aktualität unterworfen hat, hat der Verfall der Zeitung bereits begonnen.

Der journalistische Kritiker wird dann immer mehr vom bloßen Berichterstatter abgelöst werden, der den neuesten Tratsch zu Markte bringt. Lessing würde in der Presse nicht mehr schreiben können, weil Alfred Holzbock ihm den Rang abläuft. Der Artikel wird vom Telegramm verdrängt; die politische Überzeugung, die kulturelle Einsicht werden an die letzte „Sensation“ verraten.

Wer von der geistigen Macht der Presse noch etwas hält, wird diese Entwicklung nicht mitmachen wollen. Um so weniger, als die Zeitungen immer um so charakterloser sind, je mehr sie sich diesem grauenhaften Stumpfsinn ergeben haben. E. Schl.

*

Jagow, hilf!

„Vor mir“, greift W. Ostermayer im „März“ aus der unerschöpflichen Schatzkammer gleicher „Perlen“ heraus, „liegt der Vergnügungsanzeiger einer Berliner Mittagszeitung. Zuerst springt mir da ein riesiges Inserat in die Augen, mit der bildlichen Darstellung eines Stutzers im Ulster, an dessen beiden Seiten zwei Poiretweibchen im Stöckelschritt eine Treppe hinauftänzeln. Neben dem Bilde stehen dann in einer Art Altschrift folgende Worte: ‚Grand Gala Promenade-drinks Palace, Special Grill Room, American Drinks, Turkish Coffee Hall, Reading-Room, Novelty in Musik.‘ ‚Wo?‘ höhnte unlängst eine bekannte Zeitschrift. ‚In Börlin, Potsdamerstreet.‘ An anderer Stelle empfiehlt sich ein Restaurant den verehrten Herren und Damen des Westens unter dem Namen: ‚The Queen‘ und braucht außer der Straßenbezeichnung Kurfürstendamm kaum ein deutsches Wort.

Unter dem Namen : Riche, Moulin rouge, Folies caprices, Clou, Palais de Danse, Chat noir, Trocadero, Sanssouci Picadilly, Tabarin usf. verbergen sich Vergnügungsstätten aller Art. Neuerdings gibt es sogar einen Chapeau rouge, ein Boncourt, und in diesem Moment öffnet ein Weinlokal seine Pforten, das sich ‚Savarin‘ nennt. Ein großes, sehr vornehm ausgestattetes Weinrestaurant veranstaltet täglich Tänze im ‚Genre Abbaye Montmartre Paris‘, ein Hotel im Verkehrsmittelpunkt vermietet ‚Salles de fête‘, und so geht es fort, und keine Woche vergeht, die nicht mit leuchtenden Lettern die Eröffnung eines neuen Lokales mit einem neuen Phantasienamen ankündigte. Die Schneiderinnen haben jetzt nur noch ein ‚Maison‘, z. B. ‚Maison Klèhm, Maison Grohé‘. — Möglich, daß die Accents hier ihre natürliche Berechtigung haben, sie erinnern aber immerhin ein wenig an das Grave des Herrn Mullère. Eine Friseurstube in einer stillen, etwas abgelegenen Gegend des Westens prunkt mit der Aufschrift: ‚Ladies and Gentlemen hairdresser‘; selbstverständlich auch mit ‚Shampooing und english spoken‘. Was brauchen wir einen ‚Hairdresser‘; bis jetzt konnte man sich bei uns so gut wie anderswo den Kopf waschen und den Bart stutzen lassen. Ein Korsettladen hängt ein über die ganze Fensterlänge laufendes Firmenschild mit der Aufschrift: ‚Au corset gracieux‘.“

Was ist dagegen zu tun? — fragt der Verfasser.

„Es wird nichts helfen, immer wieder zu versichern, daß ein Vergnügungslokal oder eine Werkstatt in Paris, die es sich einfallen lassen würde, ohne einwandfreie Gründe deutsches Gebaren zur Schau zu tragen, von

der Öffentlichkeit einfach totgemieden werden würde.

Doch halt, wir rufen Herrn von Jagow (den Polizeipräsidenten). Er ist ja der Allmächtige von Berlin. Und wenn der Berliner sich bedrängt fühlt, so denkt er zunächst nicht an persönliche Gegenwehr, ... er geht zur Polizei. Sie ist's, die er zur Anstandsdame und Gouvernante in hundert Dingen gemacht hat, die sich eigentlich von selbst verstehen, und so kommt es, daß diese eine ihr freiwillig angetragene Rolle ausgiebig und von Rechts wegen spielt. Der Polizeipräsident wird also ‚nach Prüfung der bestehenden Mißstände' verfügen, daß die Beilegung von Firmennamen in fremder Sprache usw., usw. künftig nicht mehr gestattet ist, es sei denn, daß hierzu eine stichhaltige Begründung gegeben werden kann. Er wird eine Zensur ausüben. — Und wenn die dann ihre Wirkung tut, kann jedes Preußenherz wieder im Triumphe aufjubeln, was wir doch für rückgratstarke Menschen sind."

Wenn dieser „Ruf nach der Polizei" etwas abgedämpft und auf einen ironischen Ton gestimmt ist, so muß man ihm zugute halten, daß er in einem liberal-demokratischen Blatte erschallt, also eigentlich schon an sich eine arge Ketzerei ist. Um so dankbarer zu begrüßen ist's, daß auch hier sich die gesunde Vernunft am Ende über alle graue Parteidoktrin und hohlen Schlagworte hinwegsetzt. Dann aber — warum so zimperlich? Es ist doch nun einmal so jämmerlich um unsern nationalen Reinlichkeitssinn bestellt, daß wir davon aus Eigenem nicht einmal das schäbige Minimum aufbringen, das nur nötig wäre, diese erbärmliche, grotesk lächerliche Affenschande abzuwaschen.

Es wäre zu wünschen, daß möglichst viele deutschgesinnte Bewohner und Besucher Berlins an diesem (polizeitechnisch gesprochen) „groben Unfug" „Ärgernis nähmen"; es wäre auch kein Beinbruch, wenn aus solchem „Ärgernis" gelegentlich mal (oder sagen wir lieber: von Zeit zu Zeit?) kleine lehrsame „Verkehrs-" oder „Ruhestörungen" etwa in der Umgebung dieser Stätten einer sich selbst prostituierenden Affenkultur hervorgingen. Vielleicht daß Herr von Jagow dann sich „veranlaßt sieht", auf Grund der Beschwerden aus dem Publikum und der „diesbezüglichen" Berichte seiner Unterbeamten im Interesse des Verkehrs, der öffentlichen Ruhe und Sicherheit einen sanften, aber wohltätigen Druck auszuüben. Es wird wohl kaum ein anderes übrigbleiben, die nationale Sauerei aus dem Weichbild einer Stadt, die sich „deutsche Reichshauptstadt" schimpfen läßt, hinauszupeitschen. Wie lange wollen wir den öffentlichen Skandal, der uns vor jedem zugereisten Ausländer bis auf die Knochen blamiert, noch dulden? „In Börlin, Potsdamerstreet"! Gr.

*

Ans Blindsein „gewöhnt"

Eine sonderbare, höchst sonderbare Entscheidung fällte das Reichsversicherungsamt in einem Rechtsstreit über die Invaliditätsrente. Ein Monteur büßte infolge eines Augenleidens eines Tages die Sehkraft völlig ein und bezog von diesem Tage an die ihm zustehende Invaliditätsrente. Nach Verlauf mehrerer Jahre erhielt der Erblindete die Mitteilung, daß er fortan nur vier Fünftel der bisherigen Rente erhalte. Die Rente werde um ein Fünftel gekürzt, weil angenommen werden müsse, daß er sich im Laufe der Jahre an die Erblindung gewöhnt habe. Der Blinde ließ gegen diesen Entscheid Berufung beim Reichsversicherungsamt einlegen. Er betonte dabei, daß er angesichts des gänzlichen Verlustes des Augenlichts auf seine Umgebung völlig angewiesen sei. Er müsse zu allen Verrichtungen des täglichen Lebens, wie An- und Ausziehen, Essen, Trinken usw., ständige Hilfe haben. Das Reichsversicherungsamt stellte sich trotz dieser Auffassung auf den Standpunkt der Vorinstanz und bestätigte die Kürzung der Rente um ein Fünftel des vollen Betrages. Im Laufe der Jahre müsse (!) eine Gewöhnung des Antragstellers an seine Lage eingetreten sein. Wenn er das Gegenteil behaupte, so sei ihm das einfach nicht zu glauben.

Der Begriff der „Ganzinvalidität" wäre somit aus der Welt geschafft. Der Mensch muß sich eben an alles gewöhnen. Und wenn er nicht vorher stirbt, auch an Entscheidungen wie diese. L. H.

*

„Exemplarisch bestraft"

Typisch für die jämmerliche Knochenerweichung und durchlässige Sentimentalität unserer Zeit ist die Abstempelung oft auffallend milder Bestrafungen gemeinster und gemeingefährlichster Verbrechen und Verbrecher als „exemplarischer". Die Klischierung solcher Fälle mit der Marke „Exemplarisch bestraft" ist bei uns schon eine öffentliche Einrichtung geworden. Ich greife daher aufs Geratewohl nur einen Fall aus letzter Zeit heraus. Ein sich „Arbeiter" nennender Bursche, dessen fast täglichen Zeitvertreib nach der Heimkehr aus der Kaschemme die brutalste Mißhandlung seiner Frau bildet, kommt eines Abends wieder in dieser gehobenen Stimmung nach Hause, ergreift einen Wasserkessel und schlägt mit solcher Wut auf seine Frau ein, daß sie schwer verletzt zu Boden sinkt. Die wehrlos Daliegende bearbeitet er dann noch kräftig mit den Füßen und will sie mit einer Schere und einer Feile erstechen. Es gelingt, den Patron von seinem Opfer loszureißen, aber am anderen Tage schon erklärt er frisch und munter, er werde seine Frau doch umbringen, und wenn es ihm den Kopf koste! — Aus den Akten wird festgestellt, daß der angenehme Zeitgenosse bereits zweimal wegen Mißhandlung seiner Frau vorbestraft ist: einmal mit sieben, das andere Mal mit neun Monaten Gefängnis. „Mit Rücksicht darauf", heißt es nun in dem Preßbericht, „und in Anbetracht dessen, daß der Angeklagte eine ganz unglaublich rohe Gesinnung an den Tag gelegt habe, kam das Gericht zu der Ansicht, daß eine exemplarische Bestrafung am Platze sei, und verurteilte ihn zu einem Jahre Gefängnis."

Drei ganze Monate über das Strafmaß der letzten Vorstrafe hinaus, der bereits eine vorausgegangen war; beide Vorstrafen für die gleiche Straftat; „ganz unglaublich rohe Gesinnung" — aber dennoch: „exemplarisch bestraft"!

Daraufhin kann er's das nächste Mal schon wieder wagen! Und wird's wohl auch!

Und sein Gesinnungsgenosse, der diese „exemplarische Bestrafung" aus der Zeitung ad notam nimmt, grinst und — denkt sich sein Teil. Gr—ß.

*

Das letzte Gesicht des Rekords

Bewundernde Zeitungsnotizen preisen aus, daß die diesjährige Gewinnsumme des Rennstalls des Barons S. v. Oppenheim das achte Hunderttausend überschritten habe. Die erfolgreichsten Rennstallbesitzer Europas seien damit überflügelt: Baron E. Rothschild in Frankreich, Mister J. B. Joel in England und Herr v. Mautner in Österreich.

Sonst lasen wir von den hohen Werten des edlen Rennsports für die Pferdezucht und unterdrückten gutgläubig die privaten Betrachtungen über diese vornehmere Art von Schinderei der Kreatur. Dann kam die widerliche Jobberei des Publikums hinzu, und damit harmonisch endet für den modernen Augenpunkt nun auch der aktive Renn-Großbetrieb im internationalen Rekord der Verzinsung. Ed. H.

*

Das Einzig-Wahre

Woher die vielen Verbrechen und die Gottlosigkeit, mit welchen Mitteln man sie bekämpfen soll, darüber platzen bei uns die Geister aufeinander und nehmen die Erörterungen kein Ende. Und doch liegt die Antwort so nah, wie alles Gute, und ist ebenso verblüffend einfach. Der Kongreß der russischen Religionslehrer in Odessa hat sie in einer Entschließung gefunden, und diese Entschließung wird nach dem „Petersb. Herold" auf erzbischöfliche Verfügung gedruckt und in den Schulen verbreitet. Sie ist in den Lapidarsatz gemeißelt:

„Lesen und Schreiben lernen vergrößert das Verbrechertum und vermehrt die Anzahl der Rückfälligen."

Wirkt dieses Wort nicht wie eine Offenbarung? Fort mit den Fibeln und Abc-Büchern! Verbrennt sie, diese Brutstätten des Verbrechens und der Gottlosigkeit! — Ach, wie manchem — auch außerhalb der russischen Grenzpfähle — wird der erlösende Ruf aus dem Grunde der Seele erschollen sein, und nur der „Bildungsschwindel" eines verblendeten „Zeitgeistes" hindert seine ehrliche Begeisterung, aus voller Kehle in den Preis göttlicher Dummheit einzustimmen. Schade, daß Walter diese Offenbarung nicht gekannt hat, — er hätte uns in den „Meistersingern" ein ganz anderes Preislied gesungen! — Nur das Wissen, „was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie". Gr—ß.

*

Die schöne Sünderin

Das gerichtliche Nachspiel einer Revolverschießerei, wie sie ja nur wohlgepflegter Brauch ist, hat tagelang ganz Berlin in Atem gehalten. Die Sensationspresse hat den nach keiner Richtung hin besonders bemerkenswerten Verhandlungen ganze Spalten gewidmet. Und das im Grunde doch nur, weil die Angeklagte ein hübsches Gesicht hatte. Weitere tiefgründige psychologische Probleme hat das dreieckige Verhältnis des Kontorfräuleins Hedwig Müller nicht geboten.

Nun hat die Kientoppsentimentalität der Großstadt aus der kleinen süßen Missetäterin noch eine Volksheldin gemacht. Wie ungalant von dem Gerichtshof, die „schöne Sünderin" zu 2½ Jahren Gefängnis zu verurteilen! Im ritterlichen Frankreich wäre so etwas unmöglich. Hedwig Müller, die „schöne Sünderin", das süße Mädel, ist eine Märtyrerin, und ihre Photographie liegt in zahlreichen Berliner Geschäften aus. Auch in Postkartenformat ist sie für 10 Pfennige zu haben, so daß jeder Interessent in den Stand gesetzt ist, Angehörige und Verwandte mit diesem Bilde zu beglücken. L. H.

*

Das Schächten — keine religiöse Handlung

Trotz aller Sachverständigen-Gutachten, die das Schächten als eine grausame Tierquälerei verurteilen, wird dieses jüdische Schlachtverfahren behördlich gestattet, weil das Schächten zu den rituellen Handlungen der jüdischen Religion gehöre. Nun weist aber ein Rabbiner mit schlagenden Gründen nach, daß das Schächten überhaupt nicht zu den religiösen Handlungen der Juden gehört. In einem zur Klärung der Frage abgegebenen Gutachten erklärt der Rabbiner Dr. L. Stein in Frankfurt a. M.:

„Die Satzung, ein Tier, dessen Fleisch gegessen werden soll, zu schächten, hat durchaus keine Begründung in der Bibel. Es ist im mosaischen Gesetze keine Spur zu finden, daß das Töten eines zum Genusse erlaubten Tieres vermittelst eines nach zahlreichen strengen Regeln auszuführenden Schnittes in den Hals (Schächten, Schechita) zu geschehen habe oder gar, daß ein Tier, bei dem diese Handlung überhaupt oder nur eine der dabei üblichen Observanzen unterlassen wurde, zum Genusse verboten sei. Die Opfertiere wurden allerdings, um das Blut zum Sprengen an den Altar zu empfangen, durch Schechita getötet, welche Bezeichnung deshalb auch ausdrücklich in den bezeichneten Schriftstellen gebraucht wird. Dieser Grund fällt für das profane Leben hinweg; hier stellt uns daher das mosaische Gesetz die Art der Tötung völlig frei und wird deshalb — ein Umstand, der hier von besonderer Bedeutung ist — dort, wo des profanen Schlachtens Erwähnung geschieht, nicht der Ausdruck Schachat gebraucht, wie bei den Opfern, sondern Sabach, was die Handlung des Schlachtens überhaupt bedeutet, ohne nähere Bezeichnung der Tötungsweise. Dem Talmud fällt es daher auch schwer, die Vorschrift des Schächtens auch nur im allgemeinen durch irgendeinen Schriftvers, wenn auch bloß andeutungsweise, zu beweisen … Mag daher das Schächten auf ein Jahrhunderte altes Herkommen sich stützen, mosaisch ist es nicht geboten; und noch weniger ist es

religiös motiviert, daß das Fleisch eines Tieres, das auf eine andere Weise getötet worden, dem Israeliten zum Genusse verboten und dem Aase gleich zu achten sei. Das Schächten ist eine von den Satzungen, die das jüdische Leben so drückend erschweren, die den Israeliten von einem innigeren, geselligen Umgange mit Nichtjuden ausschließen, und darauf war es in früheren Zeiten abgesehen, besonders mit den Speisegesetzen, was im Talmud deutlich ausgesprochen ist (Tract. Sabb. 17, b)."

*

Vom goldenen Leichtsinn

Der Zugzusammenstoß auf dem Berliner Stadtbahnhof Jannowitzbrücke hat einen Prozeß zur Folge gehabt, in dem festgestellt wurde, daß

1. die Signalapparate unzuverlässig funktionieren;
2. die Signalknebel durch bloßes Streifen im Vorübergehen die Signalstellung verändern können;
3. der Beamte, auch wenn er die Signale selbst kontrolliert, sie bei „schmustrigem", das heißt regnerischem oder nebligem Wetter gar nicht sehen kann, und daß
4. bei der Stadtbahn häufig ein Auge zugedrückt werden muß, weil sonst der Betrieb überhaupt nicht aufrecht erhalten werden kann.

Nach diesen erhebenden Feststellungen müßte den Passagier der Berliner Stadtbahn nach absolvierter Fahrt ein ähnliches Gefühl überschleichen, wie weiland den Reiter auf dem Bodensee.

*

Die abgedankten Dichter

Es ist natürlich wieder vom Tanz um das goldene Kino die Rede. Auf dieses Techtelmechtel unserer modernen Dichter mit der Muse des Films am kastalischen Quell der Flimmerkiste läßt der Tübinger Ästhetiker Konrad Lange in der „Deutschen Revue" einiges Licht aus seiner altmodischen, aber gut bürgerlichen Lampe scheinen. Nachdem der Verfall der Sprechtechnik, die Herrschaft der Oper und die Überfütterung mit Programmusik, die Übertreibung in der Ausstattung und die Dienstbarkeit der Schauspieler gegenüber dem Kinotheater bereits das „Sterben der Wortkunst" vorbereitet hatten, fehlte nur noch eins: nämlich das Zugeständnis der Dichter, daß das Wort gleichgültig sei. Der Verein deutscher Bühnenschriftsteller, der zuerst dem Lichtspieltheater den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, gestattete seinen Mitgliedern die Arbeit für den Kino. „Dieselben Männer, die noch ein halbes Jahr vorher die kulturelle Minderwertigkeit des Kinos mit dem Brustton der Überzeugung in die Welt hinausposaunt hatten, klappten jetzt plötzlich wie Taschenmesser zusammen und verschrieben sich und ihre Kunst mit Haut und Haaren dem Lichtspieltheater." Die größte deutsche Lichtspielgesellschaft, die Union, hatte durch ihre Agenten die bedeutendsten deutschen Dramatiker zum Abschluß von Kontrakten zu bewegen gewußt. „Dem Einfluß dieser Dichter, die zum Teil an der Spitze des Verbandes stehen, ist es zu danken, daß der ganze Verband umgefallen ist und im Hinblick auf den in der Zukunft winkenden Mammon die Kunst an das Kinokapital verkauft hat. Denn nachdem diese hervorragenden Mitglieder, die man nicht ausschließen konnte, den Verband desavouiert hatten, war eine Tatsache geschaffen, der man sich, wie es heißt, nicht entziehen konnte." Die Filmgesellschaften hatten einen vollständigen Triumph errungen. „Wir aber", bemerkt Lange, „haben ein Interesse daran, wer im Verband der deutschen Bühnenschriftsteller für und wer gegen den Vertrag gestimmt hat. Es wird das klärend für unsere moderne Literaturgeschichte sein. Man wird sich zu entscheiden haben, ob man diejenigen noch als Dichter gelten lassen darf, die bei der Wiedergabe ihrer Dichtungen auf das Wort verzichten zu können glauben."

Auf das Wort glauben sie schon verzichten zu können, aber nicht — auf den Sekt. Denn heute geht die Kunst nicht mehr nach Brot, sondern nach „Palais de danse". Gß.

*

Kinopest und Kinosegen

Es versteht sich ganz von selbst, daß wir die häßlichen Schauerdramen des Kinos an dieser Stelle auf das entschiedenste mißbilligen und bekämpfen.

Wir freuen uns, daß die polizeiliche Zensur hier rücksichtslos vorgegangen ist und dem Kino bereits manchen gefährlichen Giftzahn ausgebrochen hat. Wir räumen gerne ein, daß es (besonders in den Anfängen der Entwicklung) eine sehr gefährliche Kinopest gab, aber wir wollen darüber nicht vergessen, daß bereits heute auch ein Kinosegen zu verzeichnen ist.

Der Verfasser dieser Zeilen besucht häufig ein einfaches, aber technisch gutes Kino, dessen Publikum sich fast ausschließlich aus Arbeitern zusammensetzt, und bei dieser Gelegenheit hat er oft sehr erfreuliche Beobachtungen gemacht.

Als einmal eine landschaftliche Aufnahme vorgeführt wurde, saß neben mir ein altes Mütterchen, das mit halbfeuchten Augen immer wieder in die Worte ausbrach: „Mein Gott, mein Gott, ich hätte nie gedacht, daß die Welt so schön sein könnte.“ Ich sage nicht eine Silbe zu viel, wenn ich von einer aufrichtigen Andacht ihrer Stimmung spreche.

Auch fiel es mir immer auf, wie vollgepackt das Kino am Sonnabend abend war, am Tage der Lohnauszahlung also. Dann wurde die berühmte Redensart von der Stecknadel, die nicht zu Boden fallen kann, beinahe zur buchstäblichen Wahrheit. Und was mich besonders freute: immer sah man die Frau in der Gesellschaft des Mannes. Kindern ist wenigstens an meinem Wohnort der Zutritt am Abend verboten.

An solchen Abenden stieg immer wieder der Gedanke in mir auf: „Wenn die jetzt nicht hier säßen, dann säße der Mann in der Destille, und die Frau müßte (oft genug mit Bangen) auf seine Heimkehr warten.“

Und daß ich mit dieser Betrachtung keinen weltfremden Illusionen verfiel, wird jetzt durch eine Tatsache bewiesen.

Auf dem Verbandstag der Gastwirte in Bremen verschwor man sich, die dramatische Kunst zu schützen.

Warum?

Damit die Theater, wenn irgend möglich, dem Kino den Garaus machen könnten.

Und warum sollten die Kinos zur Strecke gebracht werden?

Weil das Publikum, das sonst in unseren Wirtschaften saß, nun im Kino sitzt.

In England hat man meines Wissens die sonst sehr strengen Vorschriften über die Sonntagsruhe zugunsten des Kinos durchbrochen, um dem Laster des Trinkens in der Arbeiterbevölkerung entgegenzuwirken.

Das deutet in dieselbe Richtung.

Also: So sehr die Kinopest bekämpft werden muß, so liegen im Kino doch auch die Möglichkeiten eines Segens, die wir nicht übersehen wollen. Schl.

*

Ersatz

„Was? Butter? Ich brauche keine Butter mehr — ich nehme von jetzt ab Buttersatz.“ — „Was Kaffee? Ich brauche keinen Kaffee mehr — ich nehme jetzt Kaffeeersatz.“ — „Vanille? Fort damit, ich nehme Vanillin.“ — „Geht nur weiter, Eier — ich nehme jetzt ein Eiweißpräparat.“ — Bald wird es in der Küche nichts mehr geben, was nicht ersetzt wird. Ich bin sicher, wir werden eines Tages Kunstsemmeln zum Frühstück vorgesetzt bekommen. Und wie lange wird es dauern, dann regiert die Kunstmilch. Kunstzucker, glaube ich, ist auch schon unterwegs. Kunstrindfleisch schwimmt ja schon seit langem als Extrakt in unsern Suppen. Aus Tuben, wie sie früher nur die Maler brauchten, preßt man heute schon die sonderbarsten Würste, will sagen Präparate, auf die Butterbrote: Kunstmayonnaise, Kunstanchovispasta, Kunstsardellenbutter — auch eine Art „Ausdruckskultur“ unserer Zeit. — Ja, ja, die Hausfrau, sagt ihr. Mit Verlaub, die Hausfrau hat nicht angefangen mit Ersetzen. Die Männer haben es ihr vorgemacht. Oder waren es nicht Männer, welche erstmals Alabaster durch den Gips ersetzten, und weil Gips doch immer noch natürlich ist, nach Gips den Kunstgips brachten? Und waren es nicht wieder Männer,

welche Kunststein fabrizierten, Kunstmarmor auf den Baumarkt warfen und unsern Waschtisch, der aus gutem, echtem Holz war, mit gestrichenen Marmoradern fürchterlich verhu— ich bitte um Entschuldigung: veredelten, natürlich? — Umwertung aller Werte hat einmal ein Großer als die Forderung der Zukunft hingestellt. Und das Echo, welches seine Stimme in den Massen wachrief, hieß: Ersatz. Neulich bin ich ordentlich erschrocken, als ich in der Zeitung lesen mußte: „Ersatz Barbarossa". Um Gottes willen, dachte ich, jetzt greift der Herr Ersatz auch schon in die Vergangenheit, und nun krempeln sie am Ende auch den alten Barbarossa um. Aber nein, es handelte sich nur um ein Panzerschiff. Dann hörte ich von einem, welcher eine Jacht besaß. Die hieß er „Freundschaft". Das war schön von ihm. Aber als die Freundschaft nicht mehr recht modern war, kaufte er sich eine neue Jacht, die nannte er „Ersatz Freundschaft". Spaß, sagt ihr, es ist ja nur ein Schiff. Ich wollte schon, ihr hättet recht. Aber ich fürchte, daß die „Ersatz Freundschaft" mehr als ein Schiff ist, und daß die „Ersatz Begeisterung" und die „Ersatz Liebe" ihr auf dem Fuße folgen wird.

Erst folgen? Dem Manne, der sich in der „Köln. Ztg." darum bangt, kann — geholfen werden.

*

Nur nicht deutsch!

Bisher sagten die Deutschen „Mailand", „Gotenburg", „Gent", weil sie es — nicht besser wußten. So war es wohl nur, wie man uns nun heute einzusehen zwingt; Optimisten des deutschen Gefühls dachten zwar, man halte damit die geschichtlichen Bezeichnungen in Ehren, die unsere Vorfahren einst in unpedantischen und selbstfrohen deutschen Jahrhunderten gebildet hatten. Seitdem reisen aber unsere verehrten Landsleute sehr viel mehr, und wenn sie dann — man sagt ja: Reisen bildet — heimkommen, so waren sie in „Milano", „Göteborg" und „Gand". (Und dabei heißt noch Gent bei den Vlaamen selber Gent!)

In erster Linie ist es das Bildungspendelchen der deutschen Damen, das so haltlos von dem Nichtdeutschen angezogen wird. Und bei Kellnern und ähnlichen Petern in der Fremde, wenn sie nach Hause schreiben, nimmt man die Sache auch nicht tragisch. Schmerzlich aber ist es, wenn man in dieser Gesellschaft unverhofft einen Mann trifft, wie den Freiherrn G. v. Ompteda. In einem Novellchen erzählt er ein Erlebnis zu „Mantova". Gleichsam mit Genugtuung wiederholt er häufend den bei den Italienern „richtigen" Namen. Und spricht von Mantova, wo Andreas Hofer sein Leben ließ.

Der treue Andreas hätte auch da wohl gesagt: „Das tu ich nit!" Und etwas bitter summt uns durch den Kopf das schöne deutsche Lied. Ed. H.

*

Ein Kulturdokument

In einer Schriftstellerzeitung findet sich folgende Mitteilung: „Für Else Lasker-Schüler hatte ein Komitee von klangvollen Namen einen Aufruf erlassen. Das Ergebnis waren 11,05 Mark. Man wird diese Ziffer als ein Kulturdokument nicht vergessen dürfen."

Das ist in der Tat ein Kulturdokument, aber in einem etwas andern Sinne, als die Veröffentlicher meinen. Es zeugt: 1. Wie vollkommen gleichgültig die Gesamtheit des Volkes diesen Kaffeehausberühmtheiten gegenübersteht, die einem als Kulturbildner aufgeschwatzt werden sollen. 2. Daß diese die „maßgebende Kritik" darstellenden Herrschaften zwar sehr freigebig mit Lorbeer, aber um so knauseriger mit ihrem Geldbeutel sind. Denn wenn die kritischen Lobhudler der Lasker-Schüler sich auch nur mit bescheidenen Gaben an der Spende beteiligt hätten, wäre ein anderes Ergebnis zustande gekommen. 3. In noch höherem Maße, als für die kritischen Lobredner, gilt das eben Gesagte für die Unterzeichner des Aufrufs. Es ist ja wunderbar bequem, andern Geldopfer als Kulturpflicht hinzustellen, sich selber aber mit einer Namensunterschrift zu begnügen, durch die man noch der eigenen Eitelkeit fröhnt. — Endlich aber offenbart sich hier aufs schrofffste,

welch roher und grober Unfug es ist, die Öffentlichkeit mit Dingen zu belästigen, die sie nichts angehen. Die Schriftstellerorganisationen sollten es sich zur Aufgabe machen, alle derartigen unwürdigen Betteleien unmöglich zu machen, statt sie noch zu unterstützen; denn nichts kann den Stand so schwer schädigen, wie diese Almosengesuche an die Allgemeinheit, die dadurch nicht besser werden, daß sie in hochmütigem Tone vorgetragen werden. St.

*

Ein Schröpfsystem

Man mag zu Zeiten, als jeder Gassenjunge einem das „Puppchen" in die Ohren pfiff, einen gelinden Haß auf den Komponisten dieses Operettenschlagers geworfen haben — angesichts der prekären Lage, in der sich Herr Jean Gilbert neulich vor Gericht zeigte, muß sich das Mitleid regen. Wie sich aus den Verhandlungen ergab, hatte der Komponist, als er noch schlechtweg Max Winterfeld hieß und unberühmt war, die Hilfsbereitschaft eines Herrn Mandel in Anspruch genommen, der ihm einige tausend Mark verschaffte und sich dafür die geschäftliche Vertretung des Komponisten in Gestalt von Prozenten versprechen ließ, so daß mit steigender Berühmtheit das runde Sümmchen von 250 000 Mark heranwuchs. Vergebens versuchte Herr Gilbert sich aus den Schlingen des Vertrags zu befreien. Der zur Zeit der Not geschlossene Vertrag besteht zu Recht, und keine Macht der Welt — vor allem nicht die deutsche Rechtsprechung — kann Herrn Mandel hindern, weiterzuschröpfen bis zum finanziellen Ruin seines „Proteges".

Herr Gilbert wird es ja schließlich aushalten können. Aber wie mancher, der ein weniger rentables Genre pflegt als der „Puppchen"-Komponist, mag hilflos einem solchen Daumenschrauben-Pakt preisgegeben sein.

*

Die Schützer der Schiebetänze

Bei der Tagung der Saalbesitzer in Leipzig (Ende September) gab es längere Auseinandersetzungen über die Schiebe- und Wackeltänze. Die Wirte befinden sich in übler Klemme: erlauben sie die Tänze, so droht ihnen eine empfindliche Strafe, unter Umständen Konzessionsentziehung; verwehren sie ihren Gästen diesen erhebenden Genuß, so schädigen sie ihre Einnahme. Die Wirte rufen deshalb nach der Polizei. Sie möchten am liebsten einen Überwachungsbeamten oder dergleichen bei allen Veranstaltungen in ihren Sälen sehen. Der Kölner Wirteverein hat deshalb bereits wiederholte Eingaben an das Polizeipräsidium gerichtet. Dieses aber hat bislang dem moralischen Flehen Erhörung versagt.

Festgehalten zu werden verdient, daß der Berichterstatter betonte, es seien gerade die besseren Gesellschaftskreise, die mit Vorliebe diese Art von Tänzen bei ihren Veranstaltungen pflegen. Das größere Publikum habe die Sache erst allmählich nachgemacht. Man will eben dann auch „vornehm" sein. Es eröffnet sich mit all dem ein lehrreicher Blick in das, was wir heute „bessere Gesellschaft" nennen, oder wenigstens, was sich als solche aufspielen darf. Diese „bessere Gesellschaft" ist es ja auch, die im Theater und bei sonstigen öffentlichen Gelegenheiten, wie z. B. der Ausstellung „Mode" in Berlin, ferner in allerlei feuilletonistischen Ausführungen der Presse diese Tänze systematisch verherrlicht. Das geschieht natürlich auf derselben Seite, wo der Kampf gegen Schund und Schmutz gepredigt wird.

Wir rufen wirklich nicht gern nach der Polizei; aber in einer Zeit, die aller inneren Würde und jeglichen Verantwortungsgefühls entbehrt, kann offenbar nur durch die Polizei geholfen werden. Und so möchte man den Antrag der Saalbesitzervereine von Köln, Hirschberg und Halle unterstützen, daß jede Einzelperson, die in solcher Weise tanzt, bestraft werden solle statt des Wirtes. In Leipzig scheint das gemeinsame Vorgehen der Saalbesitzer und der Polizei geholfen zu haben. Wenn dann nur die Polizei vor allem gegen die „besseren Gesellschaften" vorgeht und nicht in ihnen duldet, was sie beim nachahmenden Pöbel bestraft. St.

*

Die Bibel im Kientopp mit Csardasbegleitung

Wenn's der Leser, der dem „Reichsboten“ aus Frankfurt a. M. darüber berichtet, nicht selbst erlebt hätte — man würde es für einen schlechten Scherz halten:

„Was das Kino sich heute erlaubt, dafür ein Erlebnis von mir im ‚Drexel-Lichtspiel‘ zu Frankfurt. Dieses Kino ist eines der größten am Platze und sehr gut besucht. Gegeben wurde die übliche Wochenschau mit Brand, Kriegsschiffparade, Fürstenempfang usw., dann ein Sensationsschlager ‚Die Sumpfblume‘, und als Einlage, unglaublich aber wahr: biblische Geschichte, und zwar ‚Kain und Abel‘, und das Tollste: als Begleitmusik u. a. ungarischer Csardas! Ich nahm Veranlassung, dem Geschäftsführer meine Entrüstung darüber auszusprechen, der nur mit blödem Lächeln darauf reagierte. Ich habe dann den Polizeikommissar meines Reviers aufgesucht, um ihm den Fall mitzuteilen und um Abhilfe zu bitten. Der Haupttrumpf seiner Ablehnung war, es würden nur Films zugelassen, die die Berliner Zensur passiert hätten, also sei er genehmigt, und man müsse sich eben damit abfinden.“

Daß der Geschäftsführer nur „mit einem blöden Lächeln reagierte“, darüber darf sich der Herr Einsender nicht aufregen. Geschäftsführer lächeln bei dergleichen moralischen Vorstellungen immer blöd, denn erstens geht das über ihren Horizont, und zweitens haben sie auch nichts zu sagen. Sonst wären sie nicht Geschäftsführer. Aber von dem Herrn Polizeikommissar hätte man wohl mehr erwarten dürfen. Denn so ist die Berliner Zensur wohl doch nicht gemeint, daß nun alles, was sie passiert hat, im ganzen Reiche unbesehen hingenommen werden muß — auch Homer schläft ja zuweilen. Und dann wird sich auch die Berliner Polizei schwerlich biblische Geschichte — mit Csardasbegleitung haben vorführen lassen!

Mit derart herausfordernden Ausschreitungen — um nicht zu sagen: Unverschämtheiten — sollte man wirklich nicht so viel Federlesens machen! Die Hochwohllöbliche ist doch sonst nicht „so“? — Aber die Interessen! die Interessen! Wo das Kapital solche hat, da haben alle anderen Rücksichten zu schweigen. Verhehlen wir doch nicht, daß dies der herrschende und legitime Zustand, — alles andere nur Phrase ist.

*

Gr.

Die wissenschaftliche Spinne

Im Jahre 1865 erlangten etliche toskanische Dante-Forscher und sonstige Wißbegierige die Erlaubnis, unter der Firma als gelehrte Kommission die Gebeine Dantes aus ihrer Ruhe zu Ravenna aufzustören. In der Nasenhöhle des großen Dichters entdeckten die pietätvollen Herren mit Gefühlen des Abscheus eine ganz gewöhnliche Spinne. Die Spinne wurde in ein Kästchen gesetzt und darin dem Vertrocknen preisgegeben, eine Urkunde des Dr. Giuliani vom 13. Juli 1865 wurde zur wissenschaftlichen Beglaubigung der Autentizität der Spinne beigefügt. Nachdem die Kenntnis von diesem Fund nun inzwischen auch etwas eingetrocknet war, werden gegenwärtig die gebildeten Besucher von Florenz wieder durch eine Mitteilung an die Presse, welche sie in allen Ländern verständnisvoll wichtig aufnimmt, auf die „höchst merkwürdige Dante-Reliquie“, die in Florenz zu sehende Spinne, hingewiesen.

Ed. H.

*

Pegasus auf Reisen

In einem Preisausschreiben verhieß ein Berliner Lokalblatt für die zehn besten Vier- oder Achtzeiler über die Reisezeit je 100 Mark. Es sollen 12 000 Gedichte eingegangen sein. Preisgekrönt wurde u. a. das folgende:

Strohwitwer und Strohwitwen.

„Er fuhr nach Paris, sie blieb in Berlin,
Und als er wieder zu Hause erschien,
Hatten beide sich viel zu erzählen
Und — — — — zu verhehlen.“

Was mögen die Abnehmer des Berliner Lokalblatts wohl eingesandt haben, wenn dies mit einem Preise gekrönt werden konnte? Aber das Blatt muß ja sein Publikum kennen.

P. D.

Die „Abrechnung" des Herrn Avenarius

Wie richtig mein Vorgefühl war, „daß eine Polemik mit dem Herausgeber des Kunstwarts für sachliche Leute keine erwünschte Aussicht ist", wird jeder nachfühlen, der die fürchterlichen „Abrechnungen" liest, die Herr Avenarius im 2. Septemberheft des „Kunstwarts" seinen Lesern auftischt. Er hat es nun glücklich soweit gebracht, daß von der Sache, die von Anfang an allein zur Diskussion stand, gar nicht mehr die Rede ist. Statt dessen führt er als neuer Don Quijote einen mörderischen Kampf gegen ein zurechtphantasiertes „Heer von Verbündeten" und schlägt in grotesker Grandezza Dinge tot, die nur in seiner Einbildung leben. Das Urteil über die Kampfesweise des Herrn Avenarius mag jeder selber fällen, der diesen Streit aus den Schriftstücken der Beteiligten — ja nicht bloß in der Art, wie Herr Avenarius sie zitiert — kennen gelernt hat.

Ich sehe nun gar keinen Gewinn darin, mich mehr mit den Darlegungen des Herrn Avenarius zu befassen, als unbedingt notwendig ist. Daß Herr Avenarius von einem Irrtum zu überzeugen sein sollte, halte ich nach dem bisherigen Verlauf des „Mittelstellen"-Streites für ausgeschlossen. Den Lesern des Türmers haben wir ja die sehr ausführliche Entgegnung des Herrn Avenarius auf meinen Angriff gegen die Dürerbund-Mittelstelle für Volksschriften — alle andern Unternehmungen des Herrn Avenarius waren ausdrücklich ausgeschaltet — wörtlich unterbreitet (vgl. Augustheft). Es sei nochmals ausdrücklich festgestellt, daß wir zu jener Veröffentlichung der Erklärung des Herrn Avenarius preßgesetzlich nicht verpflichtet waren. Wir wollten aber damit die Möglichkeit schaffen, daß die Leser sich selbst eine eigene Meinung über die „Mittelstelle" bilden können, und hielten es für — sagen wir einmal — fair, ihnen die Gründe der Gegenseite unverkürzt und nicht (nach Art des Herrn Avenarius) bloß in willkürlich herausgerissenen Satzbruchstücken vorzusetzen.

Über die „Mittelstelle" selbst ist Neues nicht zu sagen. Ob sie bei dem anscheinend allgemeinen Widerstande des Verlagsbuchhandels wirklich ins Leben treten kann, wird sich ja bald zeigen. Aber einige andere Posten der „Abrechnung" des Herrn Avenarius zwingen zu einer Prüfung, die alsbald erweisen wird, wie es mit der Sachrichtigkeit dieses Rechenkünstlers bestellt ist.

Herr Avenarius hat sich mit der Mittelstelle gründlich in die Nesseln gesetzt. Von allen Seiten hagelten die Schläge gegen diesen Plan. Daß eine solche Lage nicht eben gemütlich ist, ist zu begreifen. Aber gar so jämmerlich brauchte er sich doch nicht als geschundener Märtyrer für „das unabhängige Wort" und gehetztes Edelwild zu gebärden. Allerdings kam er rasch wieder in die Höhe. Hochaufgerichtet steht er da, hüllt sich in den Mantel der gekränkten Tugend und —: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie die andern Leute." „Die andern Leute" sind alle jene, die sich erlaubt haben, gegen die Mittelstelle aufzutreten, das heißt „gegen das unabhängige Wort". Denn, so erklärt Herr Avenarius mit einem logischen Kopfsprung, um den ihn jeder Clown beneiden muß: „Letzten Endes ist all der Kampf nichts weiter als Kampf gegen das unabhängige Wort." Also die Bekämpfung einer geschäftlichen Unternehmung des Herrn Avenarius ist ein Kampf gegen das unabhängige Wort. Köstlich! Und ist es nicht prachtvoll, wie so seine eigene Angelegenheit als Sache der Allgemeinheit hingestellt wird! — Aber es kommt noch schöner.

Herr Avenarius spricht immer von den gegen Kunstwart und Dürerbund „Verbündeten". Er bringt es wirklich fertig, der Öffentlichkeit aufzureden, die verschiedenen Zeitschriften, die gegen die Mittelstelle Einspruch erhoben, der Börsenverein der deutschen Buchhändler usw., hätten untereinander ein Bündnis gegen ihn geschlossen. Da wir nicht annehmen wollen, daß Herr Avenarius wider besseres Wissen diese Unwahrheit verbreitet, da man also

den hanebüchenen Glauben aufbringen muß, daß er selber an dieses „Bündnis" glaubt, muß man nach einer psychologischen Erklärung dafür suchen. Es bleibt da eben wieder nur, daß Herr Avenarius eine so ungeheuerliche Einschätzung seiner Person und seiner Arbeit hegt, daß er an einen ehrlichen Widerspruch gar nicht mehr glauben kann. Soll man da lachen oder — bemitleiden?!

Als Beweggrund für ihren „Feldzug" schiebt Herr Avenarius dem „Heer der Verbündeten" geschäftliche Absichten unter. Besonders ausfallend wird er hier gegen den Türmer. Der Türmer „wagt es, uns gegenüber vom ‚metallischen Beiklang' sogar der ‚Mittelstelle' zu sprechen. Hat es ‚metallischen Beiklang' oder nicht, wenn er den nach unserem Prozesse schweigend geschlossenen Frieden gerade jetzt bricht, wo Sortimenter den Kunstwart-Boykott planen und also Ersatz brauchen? Alles, was er sachlich gegen uns auf dem Herzen hatte, galt doch alle diese Jahre her auch, und doch schwieg er!"

Da sind denn doch die Tatsachen in einer Weise auf den Kopf gestellt, für die es schwer ist, einen parlamentarischen Ausdruck zu finden. Ich habe von einem „metallischen Beiklang" gesprochen nicht „sogar" der Mittelstelle, sondern nur der Mittelstelle. Ich habe in jenem ersten Aufsatz im Juliheft des Türmers überhaupt (und zwar unter ausdrücklicher Betonung) nur von der Mittelstelle gesprochen. Wie ich diesen „metallischen Beiklang" verstehe, habe ich dann noch eingehend im Augustheft S. 677 ausgeführt. Wer überhaupt richtig verstehen will, kann da gar nicht falsch verstehen. Herr Avenarius hat sehr gewichtige Gründe, wenn er im Kunstwart auf meinen Aufsatz nicht eingeht; es würde ihm selbst bei seinen Getreuen sehr schwer fallen, sie davon zu überzeugen, daß er da „richtig gelesen" hat.

Auch die Unterstellung unlauterer Gründe dafür, „daß der Friede gerade jetzt gebrochen wird", würde sich bei Mitteilung meiner Ausführungen als das entpuppen, was sie ist: als eine grobe Unwahrheit. Ich bin gegen die „Mittelstelle" aufgetreten, sobald ich davon Kenntnis erhielt. Wie konnte ich „alle diese Jahre her" etwas gegen dieses Unternehmen haben, wo es gar nicht da war?!

Herr Avenarius spricht dann von einem „geflissentlichen Werben um die Sortimentergunst" und schiebt dem Türmer unter, diesen Streit aufgenommen zu haben, um die gereizte Stimmung des Buchhandels gegen den Kunstwart zu seinem geschäftlichen Vorteil auszunutzen. Gerade umgekehrt wird ein Schuh daraus.

Mein erster Artikel erschien im Juliheft, also Mitte Juni; meine durch die „Berichtigung" des Herrn Avenarius hervorgerufene Erwiderung im Augustheft, also Mitte Juli. Seither hat der Türmer in dieser Angelegenheit kein Wort mehr gebracht. Wagt Herr Avenarius wirklich die Unterstellung aufrecht zu halten, daß man ausgerechnet in den „geschäftlich stillen" Hochsommermonaten einen Streit vom Zaune breche, um damit geschäftliche Vorteile zu ergattern?! Für so dumm wird doch wohl Herr Avenarius auch seine Gegner nicht halten? „Wie so etwas gemacht wird", zeigt dagegen glänzend Herr Avenarius. Er verteilt seine „Abrechnung" sorgfältig auf drei Hefte und bringt jenen Teil, der eine Antwort der Gegenseite gebietet, im letzten Heft des Jahrgangs, so spät, daß unsere Monatsschrift schon aus technischen Gründen ihm im Oktoberheft nicht mehr antworten kann. Seine durch die alle Tatsachen umkehrende Darstellung aufgepeitschten Leser schickt er mit dieser „Abrechnung" in den Werbekampf für ihre angeblich „gefährdete Sache", und auf seinen 400000 Prospekten kündet er an, daß die „Abrechnung mit den Gegnern des Kunstwarts" auf eine Postkarte hin unentgeltlich verschickt wird. Ist das eine geschäftliche Ausbeutung oder nicht?! Ist es eine geschäftliche Ausbeutung oder noch etwas Schlimmeres, wenn der Kunstwart in seiner Abonnementseinladung an die Lehrerschaft schreibt: „Nicht zum wenigsten wegen der Verbrüderung mit den Lehrern wird gegen den Kunstwart, gegen den Dürerbund und gegen die Unternehmungen der beiden in gewissen einflußreichen Buchhändlerkreisen sogar ein heimlicher Boykott betrieben, in Wahrheit ein Boykott gegen das unabhängige Wort."

(Schon wieder das unabhängige Wort; an dieser Phrase hat sich Herr Avenarius ganz berauscht.)

Eine nicht minder grobe Entstellung der Tatsachen leistet sich Herr Avenarius in folgenden Sätzen seiner „Abrechnung", in denen er mir eine „Unterstellung" vorwirft: „Sie hatten behauptet: ich leiste mit dem ideellen Ansehen, das sich der Kunstwart erworben habe, ‚den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste', ich hatte darauf hingewiesen, daß die Kunstwart-Unternehmungen von der Redaktion veranstaltet würden, daß also das ideelle Ansehn des Kunstwarts ihnen durchaus mit Recht zugut käme, denn ‚Auswahl, Redaktion und technische Herstellung' habe nach dem Vertrage ich, der Kunstwart-Redakteur, zu bestimmen. Und nun reden Sie Ihren Lesern vor: das gäbe ‚die schärfste Bestätigung' dessen, was Sie gesagt hatten: ich sei auch der geschäftliche Verleger (das geschäftlich unterstreichen Sie). Weder auf noch zwischen einer Zeile steht das, es ist rein von Ihnen erfunden. Eben der geschäftliche Verleger bin ich nicht, das ist, wie angegeben (?? wo?), Callwey, von dem ich für meine Arbeit genau auf dieselbe Weise entschädigt werde, wie jeder andere Autor von seinem Verleger."

Ich drucke auch hier die Ausführungen des Herrn Avenarius, so schade es um den Raum ist, wörtlich ab, damit sich jeder selber ein Urteil bilden kann. Herr Avenarius tue doch vor seinen Lesern ein Gleiches mit meinen. Wie liegt nun der Fall? Ich hatte in meinem ersten Aufsatz gesagt: „Mit den durchaus ‚ideellen' Schutzmarken des Kunstwarts und des Dürerbundes sind eine große Zahl von Verlagsunternehmungen versehen. Dagegen ist so lange nichts zu sagen, als hier ein klares Geschäft angestrebt wird. Aber die Art, wie das ideelle Ansehen, das sich der Kunstwart erworben hat, den geschäftlichen Unternehmungen des Verlags Vorspanndienste leisten muß, erregt schon lange den Unwillen jener, die nachzurechnen in der Lage sind, daß diese Unternehmungen verlegerisch so geschickt berechnet sind, daß sie ihren Gewinn abwerfen, ohne daß eine geheimnisvolle Stiftung von 100 000 Mark dafür bemüht werden muß." Ich hatte also angenommen, daß es sich bei diesen Unternehmungen um geschäftliche Unternehmungen des Verlages (Callwey) handle, für deren Herausgabe Herr Avenarius vom Verlag bezahlt sei, und sah ein Unrichtiges in der Art, wie „das ideelle Ansehen usw."

Dafür wurde ich nun in der Erwiderung des Herrn Avenarius im Augustheft des Türmers des längeren abgekanzelt — man mag dort nachlesen —; zum Schluß heißt es: „Die Verlags-Unternehmungen der Firma Callwey erscheinen ohne die Vermerke ‚herausgegeben vom Kunstwart' und ‚Kunstwart-Verlag' und ohne das Kunstwart-Signet."

Ich folgerte nun nach meiner Logik: Wenn die Unternehmungen der Firma Callwey ohne die genannten Vermerke erscheinen, so müssen die mit diesen Vermerken ausgestatteten Veröffentlichungen eben Unternehmungen eines andern, also doch wohl ihres Herausgebers Avenarius sein. Jetzt behauptet Herr Avenarius, „der geschäftliche Verleger sei, wie angegeben, Callwey". Wo hat Herr Avenarius das „wie angegeben" behauptet? Ich habe genau das Gegenteil aus seinen Darlegungen entnommen. Aber selbst wenn ich diese offenbar sehr verwickelte Angelegenheit falsch verstanden und ausgelegt haben sollte — jeder Leser hatte ja die Darlegung des Herrn Avenarius vor Augen und konnte mich also berichtigen. Herr Avenarius aber gibt seinen Lesern ein durchaus entstelltes, weil zurechtgeschnittenes Bild der Vorgänge und wagt daraus mir den Vorwurf einer „Erfindung" zu machen! Angesichts und im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß der Türmer seinen Lesern Herrn Avenarius' eigene Darlegung zur Annahme oder Ablehnung unverkürzt unterbreitet hat! Dieses Verhalten kennzeichnet sich selbst.

* * *

So peinlich es mir nun auch ist, muß ich doch bei der „geschäftlichen" Seite noch etwas verweilen.

Bei allen diesen Gelegenheiten, wo Herr Avenarius von seiner Dürerbund-Arbeit spricht, betont er seine unentgeltliche Arbeitsleistung und die „Gemeinnützigkeit seiner Unternehmungen". Darauf erteilt ihm das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (4. Sept.) die zutreffende Antwort:

„Einen Haupttrumpf glaubt Herr Dr. Avenarius im letzten Kunstwartheft (1. Sept.) ausspielen zu können. Er könne ‚unbezahlte Mitarbeit' leisten, der Buchhändler müsse ‚rein geschäftlich arbeiten'. ‚Das ist der Hauptpunkt.' Daß Herrn Dr. Avenarius aber in der Hauptsache doch wohl erst seine Einnahmen als Herausgeber des Kunstwarts usw. diese Möglichkeit bieten — ob er von ihr überhaupt je Gebrauch gemacht hat, ist eine zweite Frage — und daß die Arbeit für den Dürerbund seiner Stellung als Kunstwartherausgeber zugute kommt, weil eins ins andere greift, verschweigt er ebenso, wie die ihm sicher nicht fremde Tatsache, daß zahlreiche Verleger (und darunter solche mit weit bescheidenerem Einkommen) — übrigens auch eine Unzahl von Schriftstellern und Künstlern, die davon kein Aufheben machen. D. T. — literarisch wertvolle, aber ertraglose oder gar notleidende Unternehmen nur aus ideellen Gründen fortführen. ‚Unbezahlte' Arbeit macht sich immer bezahlt, wenn sie parallel mit der bezahlten geht und eine die andere stützt und trägt. Man muß schon zu einem geschäftlich unerfahrenen Publikum sprechen, dem die Zusammenhänge nicht vertraut sind, um Glauben für eine Uneigennützigkeit zu finden, die bei näherem Zusehen alle Merkmale einer wohldurchdachten und -berechneten Geschäftspolitik trägt. Er braucht den Dürerbund, wie der Dürerbund ihn braucht. Wenn wir die Bemerkung, daß derselbe Ungenannte, dem die Kunstwart-Stiftung ihr Dasein verdankt, Dr. Avenarius auch ein Kapital von 80 000 Mark ‚allerdings zu seiner persönlichen Verfügung' für die Zwecke des Dürerbundes überwiesen habe, richtig verstehen, so muß schon aus diesem Grunde der Dürerbund ein erhebliches Interesse an seiner Wiederwahl zum Vorsitzenden haben. Es ist daher nicht recht ersichtlich, warum Herr Dr. Avenarius ein solches Wesen davon macht, daß ihn der Gesamtvorstand einstimmig wieder in den Arbeitsausschuß gewählt habe, schon deswegen nicht, weil diese Angelegenheit — den Dürerbund ausgenommen — keinen Menschen etwas angeht. Wir möchten uns nur dagegen zu schützen suchen, daß Herr Dr. Avenarius immer so tut, als ob seine Sache auch zugleich die Sache der Allgemeinheit wäre, so daß jeder einen Verrat am deutschen Volke begehe, der nicht so will, wie er will."

Was uns übrigens als „gemeinnützige Arbeit" des Dürerbundes noch alles blühen wird, zeigt die neugegründete „Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit G. m. b. H., Dresden-Hellerau", in der so ziemlich alles vertrieben wird, was zum Hausgerät gerechnet werden kann. Wie Herr Avenarius im letzten Kunstwart verkündet, ist es ihm gelungen, große Organisationen für diese „gemeinnützige Vertriebsstelle" zu gewinnen, die dafür auch im Gegensatz zu den beschränkten und böswilligen Verlegern, die von der ihnen zugedachten Mittelstelle nichts wissen wollen, mit reichem Lob bedacht werden.

Man muß es dem Dürerbund lassen: es liegt System in seiner geschäftlichen Entwicklung. Erst versucht er sich in den Buchhandel einzudrängen (da zunächst nur für die Waren bis zu 1 Mark), nun kommen schon alle die Gebrauchsartikel dazu, die sich unter das „gemeinnützige" Schlagwort „Qualitätsarbeit" bringen lassen.

Der Dürerbund scheint sich zu einem „Warenhaus für Ausdruckskultur" auswachsen zu wollen. Wie wäre es mit einer Abteilung für Konfektion? Rauch- und Wurstwaren? Kleider sind doch — Ausdruckskultur, und auch das Essen ist ja — schon Brillat-St. Savarin hat es

nachgewiesen — eine kulturelle Angelegenheit. Alles zur Förderung des Gemeinwohls! Alles mit dem Dürerschen Christuskopf als Schutzmarke. Beneidenswerter Dürer!

Für die Kultur des deutschen Volkes aber wird erst dann recht gesorgt sein, wenn der Michel von der Wiege bis zum Grabe gegängelt wird. Er braucht von dieser Wiege bis zum Sarg nur immer mit dem Dürerbund-Siegel abgestempelte Dinge zu benutzen, — und der vollendete Kulturmensch ist da. — —

Über den Abschnitt der „Abrechnung“, den Herr Avenarius mit den Worten „ich werde ‚persönlich‘?“ einleitet, können wir kurz sein. Es verpflichtet zu Dank, daß er erheiternd wirkt. Herr Avenarius versichert, „daß er den Türmer seinen Weg in Frieden gehen ließ“.

Es wäre ihm auch schwer gefallen, ihn darin zu stören.

Dann läßt er den Türmer gütigst als „einen Vorerzieher für Kunstwart- und Dürerbund-Arbeit“ gelten.

Verbindlichsten Dank!

Nunmehr beschwört Herr Avenarius — Alfred Kerr auf den Plan und nennt ihn „einen gemeinsamen Gegner von uns beiden“.

Mit Verlaub, Herr Avenarius, das geht zu weit. Wir haben Herrn Kerr noch niemals als einen „Gegner“ angesehen; dazu nehmen wir ihn nicht ernst genug.

Daß Sie das tun, Herr Avenarius, wundert uns eigentlich.

Offenbar fehlt Ihnen der Sinn für Humor, wenigstens für den unfreiwilligen. Sonst würden Sie auch nicht „von Nachahmereien des Türmers hinter Ihnen her“ sprechen gelegentlich dieses Streites um die „Mittelstelle“ des Dürerbundes. Denn (wie Sie wissen) haben die entscheidenden Gedanken für eine solche Arbeit gegen die Schundkunst bereits im Türmer-Juniheft des Jahres 1911 gestanden. *Wer* ahmte da nach? Und wo liegt die Nachahmerei bei der Erweiterung zu einer allgemeinen Revue, die Sie bis heute noch nicht einmal im Titel Ihrer Zeitschrift verwunden haben: „Der Kunstwart und Kulturwart“ — welche Blüte sprachlicher Ausdruckskultur!

Zum Schlusse sagen Sie: „Nun wieder zur *positiven* Arbeit.“ Da stimmen wir gern überein und sind am Ende noch freudig überrascht, daß Sie selbst in Ihrer „Abrechnung“ keine solche erblicken.

Karl Storck

Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers**, beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8**, zu richten. Für *unverlangte* Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den „**Briefen**“ des „**Türmers**“ beantwortet; etwa beigefügtes *Porto* verpflichtet die Redaktion *weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung* solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XVI. Jahrg. Dezember 1913 Heft 3

Christus und die Theosophie

Von Georg Korf

Die Grundlehren aller Religionen lauten übereinstimmend, daß es einen allgegenwärtigen Geist im Weltall gibt, daß der Mensch ein Teil dieses allem immanenten Wesens ist und unsterblich sei. Diese Gesichtspunkte könnten die meisten Religionen ihrem Wesen nach einigen, während die äußeren Formen und die starren Dogmen alle Religionen voneinander trennen, was bisher zu Mißverständnissen, Unduldsamkeit, Haß, Verfolgung, Mißhandlung, Grausamkeiten und Mord geführt hat.

Die eifrige Befolgung eines Religionssystems um des Systems willen ist das Gegenteil von Religion. Das zeigt uns nicht allein die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart; wir brauchen aber nicht nach den krassesten Fällen, die sich in jüngster Zeit auf dem Balkan abspielten, zu schauen — überall auf dem Erdenrund, im kleinen wie im großen, begegnen wir der Anti-Religion, dem Pseudo-Christentum.

Die Lehre des Heilands, der über unsere Erde ging, war, wie die seiner Vorgänger, ohne Dogmenzwang. Die Dogmen haben die Menschen aufgestellt — nicht der Lehrer der Menschheit. Christus versuchte, der Menschheit in Gleichnissen und Bildern klar zu machen, daß es einen ewigen und allgegenwärtigen Geist gibt, der alle Menschen, die er als seine Kinder betrachtet, wie ein Vater liebt. Er lehrte, daß wir nach geistigen Gesetzen, die den Willen des Gottvaters



XVI. Jahrg. Dezember 1913 Heft 3

Christus und die Theosophie

Von Georg Korf

Die Grundlehren aller Religionen lauten übereinstimmend, daß es einen allgegenwärtigen Geist im Weltall gibt, daß der Mensch ein Teil dieses allem immanenten Wesens ist und unsterblich sei. Diese Gesichtspunkte könnten die meisten Religionen ihrem Wesen nach einigen, während die äußeren Formen und die starren Dogmen alle Religionen voneinander trennen, was bisher zu Mißverständnissen, Unduldsamkeit, Haß, Verfolgung, Mißhandlung, Grausamkeiten und Mord geführt hat.

Die eifrige Befolgung eines Religionssystems um des Systems willen ist das Gegenteil von Religion. Das zeigt uns nicht allein die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart; wir brauchen aber nicht nach den krassesten Fällen, die sich in jüngster Zeit auf dem Balkan abspielten, zu schauen — überall auf dem Erdenrund, im kleinen wie im großen, begegnen wir der Anti-Religion, dem Pseudo-Christentum.

Die Lehre des Heilands, der über unsere Erde ging, war, wie die seiner Vorgänger, ohne Dogmenzwang. Die Dogmen haben die Menschen aufgestellt — nicht der Lehrer der Menschheit. Christus versuchte, der Menschheit in Gleichnissen und Bildern klar zu machen, daß es einen ewigen und allgegenwärtigen Geist gibt, der alle Menschen, die er als seine Kinder betrachtet, wie ein Vater liebt. Er lehrte, daß wir nach geistigen Gesetzen, die den Willen des Gottvaters

ausmachen, streben und leben sollen. Und das vornehmste göttliche Gesetz ist das Gebot der Nächstenliebe. Die Kernpunkte Christi Lehre lauten denn auch in solchem Sinne: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst." „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan."

Diese Worte hat Christus nicht allein zur Menschheit gesprochen, sondern ihnen durch Betätigung in seinem irdischen Wirken Kraft und Leben verliehen. Damit hat er die Grundform der einen wahren Religion aufgerichtet, wie sie vor ihm durch Buddha und andere Große der Menschheit gegeben, aber im Laufe der Zeit in Verflachung geraten war, genau so, wie es in unseren Tagen mit der letzten Religions-Offenbarung des Christus geschehen ist.

Es ist ein großer Irrtum, zu sagen, Christus habe unser Christentum — die Religionsform, die wir heute mit Christentum bezeichnen, begründet. Christus, der Sohn des Himmels, — ein kosmischer Geist — eins mit dem Gottesbewußtsein, das alle menschliche Vernunft so hoch überragen mag, wie das Menschenbewußtsein das primitive „Bewußtsein" eines Kristalls, lehrte und verkörperte die absolute Wahrheit und die göttliche Liebe. Er lebte die höchste Ethik, die möglich und denkbar ist; und er bezeichnete sich selbst als den Weg, die Wahrheit und das Leben, dem wir nachfolgen sollten.

Hieraus geht mit unzweideutiger Gewißheit hervor, daß die Ausübung der Wahrheit, die Betätigung der Liebe und ein christusähnlicher Lebenswandel nur das Anrecht haben, „christlicher Lebenswandel"; und daß die Lehre über die Betätigung der von ihm in größter Vollkommenheit dargestellten Tugenden „christliche Religion" oder „Christentum" genannt zu werden verdienen.

Dieses wahre Christentum — das ist eben die eine Religion der Wahrheit und Liebe — läßt sich nicht mit Schwert und List, ja nicht einmal durch Überredung ausbreiten. Zum christlichen Wandel gehört auch die absolute Duldsamkeit gegenüber dem Andersgläubigen, der vielleicht als „Heide" bezeichnet wird, von Natur seines Wesens aber ein echter Christ, wie umgekehrt ein Namenchrist seinem Wesen nach ein Heide sein kann. Wenn alle, die sich Christen nennen, die Religion der „Nichtchristen" mit Toleranz achten würden, wären wir dem Weltfrieden um ein großes Stück näher gerückt. Jeder „Bekehrungs"versuch aber hindert an der Einigung der Menschheit. Die vielen Religionen (es soll ja über 1000 Sekten geben) sind in ihrer Getrenntheit ein Ausdruck der Nichtreligion! Sofort beginnt bei den verschiedenen Lesern ein Gedanke aufzutauchen: „Aber meine Religion ist doch gut"; der Beschränkte wie der Intolerante denkt sogar: „Meine Religion ist die beste". — Da haben wir schon den Keim des Bekehrungsversuches, die Absonderung, die Intoleranz, den religiösen Hochmut.

Gott wird in allen Sprachen der Erde gepriesen und angerufen; aber deswegen fällt es wohl niemandem ein zu sagen, es gäbe einen englischen, spanischen, chinesischen oder deutschen Gott. Ebenso töricht wäre aber die Auffassung, es gäbe einen katholischen, protestantischen, buddhistischen, mosaischen oder christlichen Gott; oder als sähe der Eine, der der ganzen Welt in ihrer unbegreiflichen Größe mit den unfaßbar vielen Geschöpfen immanent ist, mit etwas mehr Neigung oder Gnade auf dieses oder jenes Religionssystem und dessen Anhänger. Unsere Erd-

kugel ist eines der allerkleinsten Kinder des Weltalls, und unser Sonnensystem eines der kleinsten Weltsysteme. Obwohl wir Erdbewohner dies wissen, können wir uns aber kaum von der Suggestion befreien, daß Erde und Sonne das witigste im Weltall seien, um das sich alles drehe; wie fast jeder seine Religion, in der er einmal erzogen ist oder zu der er sich durch seine Überzeugung hat hinziehen lassen, für die einzig richtige hält.

Was aber war der Grundton der letzten großen Religionsverkündigung, den auch alle anderen im Laufe der Zeiten aufgetretenen großen Lehrer predigten: Liebe zu allen Wesen! Und, obwohl bereits vor fünfundzwanzighundert Jahren von Buddha gepredigt wurde, „daß der Haß niemals durch Haß endet, daß er allein durch Liebe bezwungen werden kann"; und obwohl der Christus in seiner herrlichen Bergpredigt diese selbe ewige Lehre in die Worte faßte, die wohl allen Zivilisierten der Erde geläufig sind: wo finden wir ein Volk, daß diese Grundsätze zu Taten werden läßt, wo ein einziges Gemeinwesen, das sich auf diesem ethischen Gesetz aufbaut? Da liegt der große Mangel unserer Zeit. Wir kennen zwar die Lehren, aber wir wissen sie nicht anzuwenden. Wir sind überzeugt, daß die Liebe den Untergrund für das soziale Leben bilden sollte, und wissen, daß sie es nicht ist; daß Wettstreit, Konkurrenz und Kampf die Grundsätze sind, auf denen unsere Gesellschaft sich aufbaut.

Das Gegenteil von Nächstenliebe — die Selbstsucht, die uns überall in tausend Gestaltungen und Abstufungen entgegentritt — regiert gegenwärtig die Welt. Das Zusammenwirken von Menschen zeugt fast überall von unchristlichen Motiven.

Denken Sie sich einmal den Fall, daß Christus, der vor 2000 Jahren zur Menschheit sagte: „Daran erkenne ich euch, daß ihr Liebe untereinander habt", in unserer Zeit persönlich auf der Erde erschiene. Könnte er die Ausbreitung seines Namens mit Gewalt und die heutige Lippenreligion, die in seinem Namen vielerorts gelehrt, aber nirgends wahrhaft gelebt wird, als seine, als die Religion der Liebe anerkennen? Was müßte er wohl alles reformieren! Er würde fraglos wieder lehren, daß nur die Nächstenliebe der Ausgangspunkt alles Geschehens sein müsse, daß nur die Tatreligion Wert habe und segensreich für Völker und Einzelindividuen sein könne. Aus der Tatreligion nach dem Willen eines in unserer Zeit wirkenden Weltlehrers würden Bedingungen auf der Erde hervorgehen, die den meisten Menschen erreichbare Gelegenheiten böten, höhere intellektuelle und moralische Kräfte zu erwerben; dies würde einen sehr großen Fortschritt in der Entwicklung auf unserem Planeten bedeuten.

Aber der größte Aufschwung der Menschheit wäre fraglos der, die gefestigte Erkenntnis vom Dasein einer kosmischen Wesenheit zu erlangen, deren mächtiges Wirken nach einem ewigen Plan das ist, was wir Entwicklung nennen; und daß es unsere Aufgabe ist, an diesem Plane mitzuarbeiten, ein jeder nach seinen Fähigkeiten. Der Grundton dieses göttlichen Planes aber ist wiederum die Liebe, die auch Motiv bei allen Mitarbeitern an diesem Plane sein muß. Mitarbeit am großen Weltenplan ist: beständig aufzubauen, zu veredeln, zu harmonisieren —

biblisch gesprochen „den Willen Gottes zu erfüllen". Daß solches nur durch Ausübung von Tugenden erreicht werden kann, braucht eigentlich nicht gesagt zu werden; jedoch man vergißt so vieles und oft das einfachste, daß daran erinnert werden muß. Mit Haß, Neid, Bosheit, Härte, Lüge, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Bedrückung, Ausbeutung, Aberglauben, Unwissenheit und Intoleranz können wir sicher nicht aufbauend und harmonisierend mitwirken an der Entwicklung. Dagegen wissen wir, daß Wohlwollen, Güte, Wahrheit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Befreiung, Geistesmacht, Streben nach Wohlfahrt des ganzen, Glauben und Wissen einigend, aufbauend und harmonisierend wirksam sind.

Es bieten sich für jeden täglich Gelegenheiten, anstatt nutzlosen und meistens auch für ihn schädlichen Gewohnheiten zu folgen, etwas zu tun, durch das niemand geschädigt, wohl aber irgendeinem Wesen genützt werden kann. Schon das Unterlassen von Übelreden über einen Mitmenschen kann als Mitarbeit im Sinne des Weltenplanes aufgefaßt werden, sofern es bisher Gewohnheit eines Menschen war, bei andern die Schattenseiten zu sucheu und sich mit dritten darüber zu unterhalten. Solche Unterlassung ist eine Kraftanstrengung zum Guten. Dies ist aber immerhin nur eine negative Leistung; denn die Unterlassung von etwas Nichtgutem ist ja keine Tat. Von einer wirklichen Mitarbeit an dem großen Werk der Weltentwicklung kann erst die Rede sein, wenn wir anfangen, positiv gut zu wirken.

Der Mensch ist in seiner Rangordnung der Entwicklungsstufen der Geschöpfe vornehmlich ein Denker. Soll ein Haus gebaut oder ein Kunstwerk geschaffen werden, muß erst ein Baumeister oder ein Künstler den Gedanken dazu fassen; durch Gedankentätigkeit sich eine klare Vorstellung von dem zu Schaffenden machen. Dazu braucht er, wenn etwas Hervorragendes zustande kommen soll, Konzentration der Gedanken, d. h. er muß sich durch den Willen zwingen, nur das auszudenken, was er will; alle abläufigen Gedanken aber, die ihn an seinem vorgefaßten Werke stören können, muß er ausschalten — nur dann kann das Gewollte klar zum Bewußtsein kommen. Das ist die Arbeit eines Denkers — des Menschen —, ganz gleich, ob es sich um den Bau von materiellen Dingen oder um Erringen von intellektuellen Kenntnissen oder um philosophische Ergründungen handelt.

Mehr wie bei allen Dingen in der Welt muß auch bei der Religion der Mensch sein Denkvermögen betätigen. Harmonisches Denken und rechtes Wollen gebären Taten der Nächstenliebe und bringen den wahren Glauben. Ein Fürwahrhalten und Wähnen, weil dieser oder jener etwas gesagt oder geschrieben hat, oder weil es zu glauben verlangt wird, ist in den meisten Fällen Aberglaube; denn was meinem Verstand entgegen und meinem Herzen fremd oder unsympathisch ist, kann für mich nie wahrer Glaube sein; durch solchen Zwangsglauben kommt man notgedrungen zur Heuchelei.

Die Gesamtsumme unseres Wissens, Könnens und Glaubens bedingt unser Wollen und Handeln, folglich kann der Glaube allein auch nicht unsere Religiösität ausmachen; und ein aus Tradition oder Zwang abgelegtes Glaubensbekenntnis kann für den Menschen nicht den geringsten Wert haben oder als Qualifikation seiner Religion angesehen werden.

Es ist gesagt worden: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Nur Gott ist allwissend und allmächtig, daran zweifelt kein Gottgläubiger. Könnten wir dann unwissend und ohnmächtig, allein durch Wähnen und Fürwahrhalten (Glauben) zur Vollkommenheit gelangen? Der Glaube eines Schwächlings ist sicher wertloser als der Zweifel eines Gelehrten; der gesunde Menschenverstand prüft und findet oft; der blindgläubige Schwächling aber prüft nicht und verwirft oft das Beste.

Die Vereinigung von Wissenschaft, Kunst und Religion bietet zweifellos Erziehungsmöglichkeiten, die schneller zum Ziele der möglichen Vollkommenheit des Menschen führen, bzw. zum göttlichen Ursprung zurückführen, als einer dieser Faktoren allein. Das Streben nach wahrem Wissen, die reine Freude an allem Schönen und die Stärkung in der Kraft zum Guten finden wir als Synthese in der „Theosophie“, wie sie gegenwärtig von wenig Erleuchteten gelehrt und gelebt wird.

Theosophie heißt Gottesweisheit, die Christus in größter Vollkommenheit besaß, von der er aber vor 2000 Jahren nur in Bildern und Gleichnissen lehren durfte, um überhaupt zu einem geringen Teil verstanden zu werden. „Ich könnte euch noch vieles sagen, aber ihr könnt es nicht ertragen“, sagte er. Was der Gottesmensch den Erdenmenschen noch hätte sagen können, ging vollständig über ihr Begriffsvermögen hinaus.



Aus der Tiefe · Von Paul Zech

Du, auf den wir alle bauen,
Alle, die auf Erden sind,
Sieh, wir flehen wie ein Kind:
Schenk uns wieder dein Vertrauen.

Werktagslärm und Räderrollen
Und das gleißnerische Gut
Kühlten unsre fromme Glut
Und dein Bild ist wie verschollen . . .

Wer vermag uns nun zu führen,
Um die Gluten neu zu schüren?
Du, den wir noch nie erschaun,

Nur erahnen durften, neige
Tiefer deines Friedens Zweige,
Schenk uns wieder dein Vertraun.





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

(Fortsetzung)

VII.

Er packte. — Und als er gepackt hatte, gab er dem Mädchen Anweisung, was mit seinen Sachen geschehen solle, und schickte an den Alten einen versiegelten Zettel:

„Vater, ich gehe ... davongejagt. Ein Davongejagter kann nur wiederkommen, wenn er gerufen wird. Vater ... zehn Minuten noch, und ich bin nicht mehr in der Kanzlei ... Herzlichst Dein Harro."

Nach fünf Minuten brachte das Dienstmädchen die Antwort:

„Mein lieber Sohn! — Die Arme und das Haus Deines Vaters stehen immerdar dem Sohne offen, der Gott bekennt. Dein Vater."

Das war kein Friedensschluß, der ihm das Bleiben erlaubte. — Er ging — wollte aber nicht an dem Stubenfenster vorüber, schritt daher nach hinten hinaus über den breiten Hofplatz dem Garten zu.

Ein Eckchen war durch einen Bretterzaun verkleidet, Harro wußte, wozu, und von dort kam Klagen und Blöken eines gequälten Tiers; im Rinnstein sickerte ein Strom frisch vergossenen Bluts. Andreas waltete seines Amts.

Harro ging durch den Garten nach der Hinterpforte, fand sie aber verschlossen. Aber das machte nichts, er kletterte hinüber, war er doch ein guter Turner. Auf der Wegseite wartete der junge Pastor reisefertig mit Stock und Handtasche.

„Du gehst nach der Stadt," sagte der, „wenn es dir recht ist, tun wir's zusammen. Und einstweilen ist meines Vaters Haus dein Heim."

„Ich sage zu, wenn ich nicht unbequem komme."

„Vater und Mutter werden sich freuen."

„Weißt du, was geschehen ist?"

„Nicht alles, das Fehlende kannst du mir, wenn du willst, erzählen."

„Es ging wohl laut her im Hinterstübchen — was?"

„Nein, das gerade nicht, aber viel hat mir die Miene deines Vaters verraten, als ich ihn im Hausflur traf. Und das andere hat er mir selbst gesagt, als er mich stellte und mich ein bißchen examinierte."

„Nicht wahr, er examinierte dich im Gang?“

„Ja, aber nach den ersten Sätzen gingen wir in mein Zimmer.“

„Und da fragte er dich nach Gott und Glauben?“

„Ja, er sagte: ‚Mein Sohn ist der Meinung, es gibt keinen Gott. Was sagen Sie dazu, junger Priester?‘

‚Herr Horsten,‘ erwiderte ich, ‚es mag ungewöhnlich sein, daß ich Ihnen auf solche Frage Rede stehe, aber die Umstände ... sei es drum. Sie fragen mich nach meinem Glauben an Gott und nennen mich zugleich Priester. Wie könnte ich ein Priester des Herrn sein, wenn ich ihn nicht glaubte?‘

Darauf er: ‚Sie glauben also an Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Harro aber glaubt ihn nicht.‘ — ‚Ich weiß‘, erwiderte ich. ‚Es ist die Kinderkrankheit der Naturforscher und nicht so schlimm zu nehmen.‘“

„Danke für das Kompliment!“ warf Harro in die Erzählung hinein. Pastor Rank ließ sich aber nicht beirren und fuhr in seinem Bericht fort.

„‚Sie hoffen also,‘ fing dein Alter wieder an, ‚er wird es überwinden?‘ — ‚Das ist meine Ansicht.‘ — ‚Sie meinen, er wird zum rechten Glauben an den dreieinigen Gott kommen?‘

Darauf antwortete ich nicht, und dein Alter deutete mein Schweigen richtig. Er sah mich mit seinen großen Augen an. ‚Zum rechten Glauben, darunter verstehe ich‘, sagte er, ‚natürlich auch den Glauben an den Erlöser, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, in dessen Namen allein Heil ist, wie es im zweiten Artikel des zweiten Hauptstücks des Katechismus Luthers heißt: ... geboren von der Jungfrau Maria‘ — er wiederholte ziemlich wörtlich den Text — ‚gestorben, niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. — Glauben Sie, daß er das jemals bekennen wird?‘

‚Das kann ich natürlich nicht wissen,‘ war meine Antwort, ‚muß es aber bezweifeln. Auf diese Sätze wird es aber wohl nicht ankommen. Die evangelische Lehre beruht auf der persönlichen Stellung jedes einzelnen Bekenners zu den Heilswahrheiten und hat Raum für mancherlei Auffassungen des Christentums. So wollen die Neueren die Bekenntnisschriften wörtlich nicht mehr genommen wissen.‘ — ‚So, so,‘ erwiderte er. ‚Ich habe so was gehört. Man nimmt's nicht mehr so genau. Sie vielleicht auch nicht?‘ — Und immer buschiger wölbten sich seine Brauen.

‚Herr Horsten,‘ erwiderte ich, ‚Sie examinieren gründlich, und vielleicht sollte ich jetzt abbrechen. Aber ich will auch darauf Antwort geben. Es kann ja Gutes nach sich ziehen. Harro ist Ihr Sohn und mein Freund. Jetzt gähnt zwischen Sohn und Vater eine weite Kluft, es muß eine Brücke gefunden werden, die hinüber führt; kann es nicht gleich geschehen, dann später. Und vielleicht schlägt mein armes Wort dazu den ersten Pfeiler ein. Deshalb sage ich: Ich gehöre zu den Priestern, die keine dunklen und trüben Sätze zwischen sich und ihrem Herrgott dulden wollen. Die von Ihnen zuletzt genannten Sätze erscheinen mir aber dunkel und trübe.‘

Dein Vater sah mich kalt und ruhig an. — ‚Also dunkel und trübe ist Ihnen, dem Verkünder von Gottes Wort, das, was mein Heiligstes umfaßt. Wie sollte ich armes, sündiges Menschenkind dereinst Gnade finden, wenn nicht durch Christi Leiden und Sterben und Blut? So denke ich, Sie aber steigen darüber hinweg, halten sich für einen Priester des Herrn und glauben nach Ihrer Ansicht an Gott.‘ — ‚Ich glaube an Gott‘, erwiderte ich. ‚Und das von der erlösenden Kraft des göttlichen Dulders kann einen anderen Sinn haben, als der alte Kirchenglaube annimmt.‘

Ich weiß nicht, ob er das letzte gehört und verstanden hat. Er fragte weiter: ‚Und mit der göttlichen Offenbarung in der Bibel, wie steht es damit?‘

Ich erwiderte, vor allen Dingen müßten wir feststellen, daß der Weltenschöpfer für unseren Verstand und für unsere Sinne unbegreifbar, unfaßbar, auch nicht vorstellbar sei, und daß Gottgläubige doch die Sehnsucht fühlen, ganz in ihm aufzugehen bei ihm Erlösung zu suchen von den Leiden und Enttäuschungen unsers Erdenwallens, vor allen Dingen auch von dem uns alle belastenden Schuldgefühl. Dadurch entstehe eine Leere, ein Mißverhältnis, eine Kluft, auf deren Ausfüllung das Erlösungsbedürfnis mit Gewalt hindränge. Da erscheine die als Glaubensphantasie auftretende Dichtkunst und stopfe die Leere, so gut sie könne — wohlgemerkt nur die zwischen unserm Verstand und Gott, dessen Dasein für uns eine persönliche Gewißheit ist, gähnende Leere. Und wenn eine solche Phantasie allgemeine Anerkennung erlangt habe, nenne man sie Religion und Dogma und lege ihr die Kraft eines Glaubensgesetzes bei. — In neuerer Zeit aber wolle die menschliche Freiheit, selbst der an Gott Gläubigen, sich die Vorstellung im einzelnen nicht mehr vorschreiben lassen. Es habe sich eine Schule gebildet, die den einzelnen auf sein Inneres verweise, zu sehen und zu horchen, welche Gestalt Gott dort angenommen habe, und ihm empfehle, diesem Gott nachzugehen. In der Bibel heiße es: Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan! — Vor allen Dingen sei dies Gebot, der Andacht an Gott nachzugehen, auf den in der eigenen Brust wohnenden Gott zu beziehen. Und habe man ihn dort gefunden, so daß darin man sein Genüge habe, dann komme es auf die Glaubensgesetze der Kirche im einzelnen nicht mehr an. Habe man aber noch den alten, strengen Glauben, sei man noch dem alten Dogma untertan, so lasse man sich diesen dogmatisch gebundenen Gott nicht nehmen. Für den, der ihn habe, sei er der ihm zu eigen gewordene, also der für ihn wahre Gott.

Dein Vater sah grimmig drein. — ‚Offenbarungen gibt es also wohl nach Ihrer Ansicht nicht?‘ fragte er. — ‚Es ist schwer,‘ antwortete ich, ‚die Frage richtig zu beantworten, bevor wir festgelegt haben, was wir unter Offenbarung verstehen. Darf ich es dahin fassen: Offenbarung ist der Ausspruch eines gottbegeisterten Mannes, von dem wir in erschauernder Weise fühlen, daß er eine über unser Begreifen hinausgehende Wahrheit enthält, zu der uns die logische Sprossenleiter fehlt — dann sind viele Stellen der Bibel, namentlich viele Worte Jesu Christi, Offenbarungen.‘ — ‚Demnach könnte es auch in unserer Zeit noch Offenbarungen geben?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Zum Beispiel?‘ — ‚Bei Goethe, in Goethes Faust zumal.‘ — ‚Im allgemeinen ist also die Bibel wie jedes andere Buch und hat Ihnen nichts

vorzuschreiben — nicht wahr?' — ‚Wenn Sie darunter einen durchaus verbindlichen Zwang, gegen dessen Stachel nicht zu löcken ist, verstehen, dann antworte ich: So ist es.'

Er wendete sich von mir ab. — ‚Arme Jugend!' seufzte er. — Er wendete sich ab, kehrte aber noch einmal zurück und sagte: ‚Mein Sohn wird mich noch heute verlassen. Er ist vom Glauben abgefallen, noch tiefer als Sie, da kann er nicht in der Kanzlei bleiben. Schon der Spruch über der Tür läßt es nicht zu. Ein von Gott Abgefallener sind aber auch Sie — Sie, Priester des Herrn!'

Den bitteren Vorwurf überhörte ich und bemerkte nur: ‚Ich werde Harro begleiten und bitte um die Erlaubnis, mich verabschieden und Ihnen für die Gastfreundschaft danken zu dürfen, die ich in Ihrem Hause genossen habe.'

Auf diese Weise", schloß Karl Rank seinen Bericht, „habe ich erfahren, was ich weiß. Ich machte mich fertig und wartete. Ich hatte eine Ahnung, daß du durch den Garten kommen würdest. Und du kamst."

„Ja," erwiderte Harro, „da bin ich. Aber was für einer — ein Davongejagter."

Und er erzählte, was sich in der Hinterstube der Kanzlei ereignet hatte, dem Freunde nicht viel Neues.

Ein Weilchen stand er und schaute nach seines Vaters Haus zurück. Die Dächer und Mauern waren durch das Wäldchen, worin der Garten auslief, verdeckt, nur der Giebel der hohen Scheune und das weiß umrandete Einauge darin sichtbar, die schauten in einer Art erhabener Ruhe auf die jungen Leute herab.

„Das ist recht, Harro", sagte Rank. „Sieh dir den alten Giebel an, du scheidest für lange Zeit."

„Ich fürchte, für immer."

„Das glaube ich nicht, lieber Freund", war die Antwort. „So sehr alt sind wir ja beide noch nicht, und deines Vaters Gesundheit verspricht noch viele Jahre. Die Zeit wird freilich rollen, aber ich hoffe, du wirst den Giebel und auch den Vater in Frieden wiedersehen."

„Wie kann ich, wenn er mich nicht ruft?"

„Vielleicht tut er's, oder es findet sich ein Ausgleich."

„Wo sollte der herkommen?"

„Bin nicht allwissend und auch noch jung. Aber, was ich bisher von der Welt gesehen und erfahren habe, hat meinen unschuldigen Kinderglauben an irgendeine Beständigkeit der menschlichen Dinge und Ansichten ausgereutet. Und mein Vater, der noch einen ganzen Packen Erfahrung mehr auf dem Nacken trägt und viel klüger ist, als wir beide, behauptet, je älter der Mensch, um so geringer werde seine Wertschätzung aller mit tausend Eiden bekräftigten Gesinnungen. Das ist auch der Grund, weshalb ich Gott in unser Inneres verlege."

„Wenn man dich und deine Weisheit hört," entgegnete Harro, „dann könnte ich nichts Klügeres tun, als meinem Vater zu Füßen fallen mit dem Bekenntnis, ich glaube an den Dreieinigen des Apostolikums. Wenn alles nichts ist, dann gilt auch die Wahrheit nichts."

„Rede nicht so, es ist ja nicht dein Ernst, lassen wir die Wahrheit. Zu den Dingen um uns her kann sich unser Verhältnis ändern, feststehend allein ist das

zu uns selbst. Das heißt, es soll feststehen; mit anderen Worten: ehrlich und wahr gegen uns selbst sollen wir bleiben, wie immer wir uns sonst auch wandeln. — Wahrheit vor dem eigenen Angesicht, das ist es. Mithin: wenn dir das Gottesbekenntnis, das dir die Tür der Kanzlei und die Arme des Vaters öffnet, nicht aus dem Herzen quillt, dann ist es besser, es bleibt bei dem Riß."

„Da ich mit dir einverstanden bin in dem, was man von sich selbst fordern muß, fürchte ich, wird die Kluft sich nicht schließen."

„Abwarten! — Vorderhand winken neue Bahnen!"

„Du hast gut reden", war die bitter klingende Antwort.

„Ja, ja, unsere Partien sind ungleich. Ich rede und rate und habe ein Heim und einen Vater, der freilich mit den alten Überlieferungen noch ein bißchen freier umgeht als ich, mich aber doch versteht, wie einer. Dafür aber winkt dir der Weg zum Ruhm. Vor einem Jahr schon, als deine Abhandlung erschien, glänzende Angebote, sogar von jenseits des großen Teichs. Und da sollte es fehlen können, mit solchem Zeugnis in der Tasche?"

Der andere antwortete nicht, sie verfolgten rüstig die Chaussee. — Und wieder sprach Rank.

„Wir Jungen blähen uns als Wahrheitsucher. Da hätte ich gerne für einen Augenblick ein wenig Allwissenheit, wie der große unbekannte Gott sie hat, um zu sehen, wer eigentlich am weitesten in die Irre geht, wir Jungen oder die Alten. Ich bin ja freilich Theologe und gebe dem einzelnen Christen den weitesten Raum, sich mit dem Unfaßbaren auseinanderzusetzen, lasse sogar den alten Glauben gelten, aber vielleicht grabe ich grade deshalb dem alten Kirchenglauben noch mehr das Wasser ab als ein Laie, der ein glatter Gottesleugner ist. Und bei alledem habe ich Augenblicke, wo mich Ehrfurcht durchschauert vor einer Weltanschauung, die so geschlossene Menschen schafft, wie dein Vater ist, vor einem Glauben, worin unsere Väter und Urväter ein Jahrtausend glücklich gelebt haben und selig gestorben sind. Darin muß, so denke ich manchmal, nicht allein ein starker Wesenskern stecken, sondern auch etwas, worüber die vor uns allen verschleierte Wahrheit hinüber geleuchtet hat. Ich denke und denke — — ich weiß nicht, was ich denke. Ich denke an deinen Vater, an seine in Bronze gegossene Frömmigkeit, und Mitleid überkommt mich mit unserem entzweigerissenen Frieden."

Harro antwortete nicht.

„Wahrheit!" fuhr Rank fort. — „Die alte Pilatusfrage. Was ist der letzte Sinn der Welt? Wir werden es aus den von Menschen geschriebenen Büchern niemals lernen."

Harro lächelte. „Ja, wenn auch du zweifelst, dann ist es doch wohl am besten, den verlorenen Sohn zu spielen. Das Kalb ist ja geschlachtet."

„Aber ich bin nicht deiner Ansicht", setzte er hinzu. — „Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, daß es der Wissenschaft gelingen wird, die letzten Bollwerke des Welträtsels zu sprengen."

„Und den Sinn und Ursprung der Welt klarzulegen?"

„Den Ursprung, ja — den Sinn, nein! Ich glaube an keinen über unsere Erscheinungswelt hinausgehenden Sinn der Welt."

„So sagst du, und das ist, was uns trennt."

„Leider!"

„Ja leider", entgegnete der Pastor. „Und warum glaubst du nicht an einen Sinn der Welt?"

„Weil wir Naturforscher nirgendwo auf die Andeutung eines Zweckes stoßen."

Rank stand still und sah seinem Freund ins Auge.

„Weißt du, was du bist?" fragte er.

„Was denn?"

„Ein Pfaffe, ein Zelot bist du!"

„Du beliebst zu spaßen."

„Nein und ja. Ihr nennt unsere orthodoxen Theologen so. Warum? Weil sie uns zwingen wollen, ihre metaphysische Phantastik, oder vielmehr den der strengen Kirche, über den Sinn der Welt, das heißt über das, was hinter unserer Erfahrung liegt, als unsere Überzeugung anzunehmen, unter Androhung ewiger Höllenstrafen. Die Naturforscher deiner Sorte wollen uns auch zwingen, wenn auch nicht gerade mit Höllenstrafen, sondern, indem sie uns ein bißchen Hohn und Spott, die Merkmale und Kainszeichen der Dummheit und Rückständigkeit androhen, und wenn auch die Nötigung nur dahin geht, alles über das Sinnfällige, Greif- und Meß- und Wägbare Hinausgehende zu leugnen."

„Ganz recht", erwiderte Harro. „Nur ist nicht zu vergessen, daß wir die Kräfte der Natur scheiden, wägen, messen und mit ihnen rechnen, während die Kirche, wie du ganz richtig sagst, nichts tut, als phantasieren."

„Kann zugegeben werden", war die Antwort. „Aber euer Messen, Wägen, euer Trennen und Verbinden geht nicht über die Welt der Erscheinung, der Erfahrung hinaus, kann naturgemäß nicht darüber hinausgehen, während es sich doch um Gebiete handelt, die unserer Erfahrung verschlossen sind."

„Diesen Ladenhüter unter den Beweismitteln der Idealisten bewahrt ihr sorgfältig wie ein rohes Ei ... hauptsächlich seit Kant", spottete Harro.

„Kein rohes Ei, Harro, eine Nuß, eine harte Nuß, auf die ihr euch vergebens die Zähne zerbeißt."

Harro Horsten brach das Gespräch ab, er wendete sich der Umgebung zu:

„Da ist Harbecks Kate, und hier sind die Liether Berge", sagte er. „Unsere Straße windet sich hindurch. Der letzte Blick nach der Kanzlei. Man sieht von ihr nichts als Bäume, von den Gebäuden allein den Giebel der großen Scheune. Das Einauge aber verschwindet und verflimmert in bläulicher Luft ..."

* * *

„Na, Harro! Wat is dat, all weller weg?" — Eine Stimme rief über den Zaun aus Lena Harbecks Garten; da stand sie auch selbst, einen Spaten in der Hand. — „Dat weer je'n korten Besök!"

Als das Haus noch ihrem Vater gehörte, diente sie ein paar Jahre auf der Kanzlei und verhätschelte den kleinen Harro, wo sie konnte. Als er so weit laufen konnte, nahm sie ihn mit nach der Lieth, wenn sie ihre Eltern besuchte. Daran erinnerte sich Harro gern, denn auf der Lieth war er Hahn im Korbe, und was er dort zu essen bekam, hatte alles den würzigen Rauchgeschmack, den er so sehr liebte.

„Wult wull blot mol to Stadt?“ berichtigte sie ihre Frage. Die beiden Wanderer standen still, Harro sprach eine Weile mit Lena Harbeck. Sie war eine im Beginn der Fünfziger stehende Frau, ihr Haar fing an, die Farbe zu verlieren, aber ihr Gesicht blieb gesund und fröhlich.

Zum Abschied gab Harro ihr die Hand. Mit dem Wiederkommen, sagte er, könne es doch wohl noch ein bißchen dauern. — Das verstand Lena Harbeck nicht, fragte aber nicht weiter nach.

* * *

Zweites Buch

I.

Die Kunst des Deichbaues ist von Holland hergekommen, auch hat die Bevölkerung in der Ecke des deutschen Vaterlandes, wo unsere Geschichte spielt, nach Behauptung der Geschichtschreiber eine starke niederländische Beimischung. Wie in den Niederlanden, so geht auch hier Frau Natur hochgeschürzt mit einem Füllhorn reicher Gaben durch das Land, und auf Schritt und Tritt begegnen dem Wanderer Gestalten, so hoch und blond und gesund, als kämen sie aus dem Rahmen von Meister Rubens' Bildern herausspaziert.

Eine fruchtbare grüne Ebene, nach Ansicht mancher ein wenig eintönig und langweilig — fast immer in gesammeltem Ernst, mögen nun der Nordsee Stürme über sie hinfegen oder auf weiten Flächen Kornähren und Halme Wellen schlagen. Feld an Feld, strotzender Reichtum goldener Ähren, Smaragdgrün der Weiden, dazwischen dunkle Streifen von Bohnen und Raps. Ringsum, wenn Hans Horsten von seinem Hofe Umschau hielt, Kraftproben der Natur. Er sah es nicht ohne Stolz! Weizen und Hafer und Raps und Bohnen. Früher hatte er viel auf Ölfrucht gehalten; in der letzten Zeit wendete er sich mehr der Bohnenfrucht zu. Die Preise hielten sich, der Anbau lohnte. Die Bohnen reifen später, das Getreide ist zumeist schon eingescheuert oder gar gedroschen, wenn die Wagen zur Bohnenernte auf die Tenne rasseln.

Hans Horsten war ein alter Mann geworden, denn es war manches Jahr vergangen, seitdem der Sohn der Kanzlei gekommen und wieder gegangen war. Er hatte schwer daran getragen, Kummer und Jahre hatten sein Haupt zu Schnee gebleicht, aber fest und aufrecht war noch immer seine Gestalt im Dienste des Herrn und des ihm anvertrauten Hofes.

Und wieder war die Zeit der Bohnenernte, reich und voll wuchs sie ihm in die Hand.

Ein wundervoller Tag. Altweibersommer mit tiefen blauen Augen, die Frage nicht schlafen lassend: „Wohin? Warum? Wozu?“ — Saat und Ernte, Leben und Werden und Sterben. Überall lud man dunkle Garben, überall strebten schwere Bohnenwagen an tiefen Gräben vorbei von den Feldern auf die harte Klinkerstraße, überall abgefallene Blätter und welkes Gerank in den Geleisen.

Und bunte Rinder auf den Weiden.

Am Heckor, das die von breiten Gräben eingefaßten Fennen verschließt, scheckige Kühe, die die Milch drückt und nach den Melkern rufen. Ein klagender ergebener Ton, an die Güte und Gerechtigkeit der Herren sich wendend, wenn man auch ganz gut wisse, ein rechtlos Volk zu sein, den Menschen zu eigen mit dem Leib und auch mit dem Leben. — Schön ist die fromme Sklavenklage eigentlich nicht, trompetenartig, im Unterton ein wenig Trotz und Drohung, so klingt sie zu uns her. Es ist aber ein der reinen Herbstluft vertrauter, von ihren Flügeln weithin getragener Laut — Trompetenstöße dumpfer Kuhgemüter und Achsenstöße schwerer Bohnenwagen.

Von der Hofstelle der Kanzlei rasselten die Wagen, der Bauer hatte sich selbst in den Dienst gestellt und führte ein Gespann. Bartel stakte auf, das Fuder war zur Not gefüllt, als der Bauer mit dem leeren Wagen herangekommen war.

„So, Bartel, es ist genug, wollen den Baum auflegen."

Das geschah, und Hans Horsten fuhr mit der vollen Fuhre davon. Und im Fahren dachte er an die Bibel, die auf der Schatulle seines Arbeitszimmers, und an das Lesezeichen, das an einer Stelle lag, wo geschrieben stand, daß die, die nicht das Wort des Herrn ehrten, Schandflecken seien und nicht Kinder. „Und wer zu seinem Sohne spricht, ich weiß nichts von ihm, der hält meine Rede und bewahret meinen Bund."

So ungefähr ... Daran dachte er und an sein Gelöbnis, seinem Gott den Bund zu halten. Er tat es, freilich mit Weh im Herzen, denn er hatte nur einen Sohn.

Den Spruch hatte er, wo er auch ging und stand, im Gedächtnis, denn ihm verdankte er, daß er noch ein aufrechter Mann war, obwohl er den Einzigen verloren hatte, den er besaß. Er hatte gleichsam mit den Händen um sich getastet, um sich gegriffen, einen Halt zu suchen, und glaubte ihn an dem dürren, haßerfüllten Spruch gefunden zu haben.

In der Erinnerung hatte es ihn eine Zeitlang angemutet, was der junge Priester mit dem weichen, elastischen Glauben ihm vorgeredet, dann aber hatte er erkannt, was der gewesen — ein Versucher. Nun wies er es von sich, nun hielt er sich an den Spruch seiner Jugend von den Halligen: „Wer zu seinem Sohne spricht, ich weiß nichts von ihm, der hält seine Rede und bewahret meinen Bund." Der war ihm zu eigen geworden, und wie er in der Bibel mit dem Lesezeichen auf der Schatulle, immer aufgeschlagen oder doch aufschlagbar, so lag er auch in seinem Innern, als ein zum Vorzeigen stets bereiter Gnadenbrief, dafür, daß er vor seinem Sohn die Tür des Vaterhauses zugeschlagen hatte.

Auf dem Leitpferd reitend führte er die volle Fuhre in der Richtung nach der Kanzlei. „Ich weiß nichts von ihm," dachte Hans Horsten, „bis er in Person zu mir kommt und Gott bekennt." — Nach dem Himmel über sich sah er nicht, wußte daher nicht, daß ein anderer Gott als der des Zornes auf ihn herniederblickte, einer der über Jehova und Zebaoth die Hand recken durfte, weil ihn nichts gereute, der die Aufwallungen des jugendlichen Judengotts nicht kannte, kein eifriger Gott war, daher auch keine Zornesschalen in seinen Händen trug, vielmehr seinen Bogen über Gerechte und Ungerechte wölbte und über alles, was

Menschenantlitz trug, seine Zelte baute. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

So war der Kanzleibauer in seiner Weltanschauung und in seinem Bekenntnis auf dem alten Fleck geblieben (seiner Meinung nach wenigstens) oder gar einen Schritt tiefer hinabgegangen in die Enge der Rechtgläubigkeit, während die Welt um ihn eine andere Richtung genommen hatte, eine, die die alte religiöse Rechtgläubigkeit für rückständig einschätzte, ansah als etwas, worüber man mit mitleidiger Miene zur Tagesordnung übergehen könne. Ein junges, aufstrebendes, durch keine legale Offenbarung sich gebunden fühlendes Geschlecht von Geistlichen füllte die Kanzeln und verkündete eine von Glaubensgesetzen mehr und mehr entlastete Religion. Und das nicht allein. In einem Teil der Presse machte man sogar, anknüpfend an die Lehren eines genialen Umstürzlers, den Versuch, an den ewigen Wahrheiten der sittlichen Werte zu zerren und sie in ihr Gegenteil zu verkehren.

Hans Horsten hatte das wenig berührt, hatte seine eigenen Gedanken gedacht — kein Liebloser und auch kein Bösewicht, nichts, als ein Einsamer. Was sein Herz an bitteren Gefühlen barg, war das Ergebnis innerer Nötigung. Aber ganz losgelöst von der Umwelt war auch er nicht, auch jetzt nicht, wo er die Bohnenfuhre nach Hause leitete. Die reine, zur Klarheit und Andacht führende Luft um ihn, der blaue Himmel über ihm, ein Tag wie dieser — alles weckte auch in ihm mehr als sonst Sehnsucht nach Liebe und Frieden, machte die Kruste seines Inneren poröser und lockerer.

Über Harros Aufenthalt war er unterrichtet. Der lebte in Amerika, war dort im Sinne dieser Welt ein großer Mann geworden, ein berühmter Lehrer an einer berühmten Universität. In den Tageszeitungen las man von ihm, erhebliche Fortschritte seiner Wissenschaft waren mit Harro Horstens Namen verknüpft, das Verzeichnis seiner Werke brachten die Kataloge der Buchhandlungen in erheblicher Länge. Insoweit er durch den Gegenstand dazu Verlanlassung hatte, äußerte er sich auch wohl über seine Welt- und Lebensanschauung. Auf der Kanzlei liefen von ihm verfaßte Drucksachen ein, wodurch sein Vater unterrichtet werden sollte, wie er jetzt zu der Frage stehe, die sie geschieden hatte. Es ging daraus hervor: Harro war in der Rückentwicklung zum Gottesglauben. — Er hatte sich zu der Annahme eines außerweltlichen Schöpfers zurückgewendet und fühlte sich in dessen Güte geborgen. Der Alte hatte davon Kenntnis genommen, aber mehr mit Schadenfreude und innerem Hohn über den Knaben, als mit Freude. Sein für und für fortglühender Groll ließ bei ihm nicht das aufkommen, was er hätte empfinden müssen. — „Ich bin der Davongejagte," so hatte Harro gesagt und geschrieben, „ein Davongejagter kann natürlich nur zurückkehren, wenn er gerufen wird."

Die Bohnenfahrt ging über den Sommerdeich, dann kam man auf die harte Klinkerstraße. Da lief auch der Fußsteig, der von der Kanzlei und weiter herkommend nach der Kirche und dem Pastorat führte und die seinen Lauf kreuzenden Gräben durch Stege überbrückte.

Hans Horsten mußte seine Pferde scharf ausgreifen lassen, die Auffahrt auf den Deich zu gewinnen, um so vorsichtiger war der Abstieg zu nehmen.

„Guten Tag!“ sagte jemand zu Hans Horsten, als es geschehen war.

„Sieh da, Johann, guten Tag.“

Ein Mann stand auf dem Steg, Hans Horsten kannte ihn, es war Johann Hell, derselbe, den er aus seinem Dienst entlassen hatte, weil dessen Glaube für einen auf der Kanzlei dienenden Knecht, wo ein so frommer Spruch über dem Türbogen stand, nicht genügt hatte.

Er war mit Johann gut Freund geworden oder geblieben, insoweit er es mit einem Mann solcher Weltanschauung sein konnte. Johann war auch nicht mehr der Art wie beim Kartoffellegen, wo er sagte: „Es gibt keinen Gott“, er war sogar für gläubig und kirchlich genug befunden worden, Mitglied des Kirchenvorstandes zu sein. Als solcher schob er den Klingbeutel durch die Sitzreihen der Besucher, wenn der Gemeindegesang zur Holzdecke der kleinen Kirche aufstieg und zum Gottesacker herausquoll, geführt, gemildert und auf ergebene Gemütswallungen gestimmt von den weichen Wogen der sanften Orgel.

Mit dem Klingbeutel kamen Johann Hell und seine Kollegen vom Kirchenvorstande, „die Juraten“, kurz vor dem Ende des Gesangs. Und wenn das letzte kleine Läuten des immer zum Empfangen bereiten Säckels hinter dem Altar verschwunden war, dann erschien der Geistliche auf der Kanzel und neigte sein Haupt zum Gebet. Die Orgel wob dazu ihren Segen und mit dem Verrauschen des letzten Klangs nahm der Mann im Talar und im Priesterbäffchen das Wort.

Der Kanzelmann war aber nicht mehr Pastor Rau, noch weniger dessen jugendliches Abbild, das Hans Horsten einstmals in dem eigenen Sohn auf die Dorfkanzel gestellt hatte. Rau hatte sich bald nach Harros Kommen und Gehen vom Amt zurückgezogen, hatte noch ein paar Jährchen im benachbarten Städtchen gelebt und war dann gestorben. Als Nachfolger war ein junger Pastor aus Thüringen, übrigens ein Landeskind, des altbekannten Doktor Ranks Sohn — es war mit einem Wort Karl Rank gekommen, den Hans Horsten am Tag der Katastrophe nach eingehender Prüfung einen Gottesleugner genannt hatte.

Das war das, was den Alten von der Kanzlei äußerlich der Ortskirche zu entfremden drohte. In dem Gefühl der Entfremdung konnte ihn auch das Lob nicht beirren, das man allgemein dem neuen Pastor zollte — seinem Wort, seiner Rednergabe und seiner christlichen tatkräftigen Liebe.

Zuweilen aber saß er doch selbst zu Füßen des Pastors. Ja, das mußte auch er sagen, die Beredsamkeit und die Wirkung der Person waren nicht gewöhnlich. Sie wären imstande gewesen, den Herrn der Kanzlei in die Sphären der Andacht hinauf zu tragen, wenn er hätte vergessen können, daß er denselben Mann einmal einen Gottesleugner hatte schelten müssen. Nun aber mußte er immer denken, daß der quellende Brunnen doch kein lauterer sei.

Indessen, das mußte der Kanzleiwirt zugeben: Karl Rank war nicht schlimmer als die anderen Neuen auch und gab kein Ärgernis. Es war mit ihm und seiner Art auch Gutes aufgekommen, was man früher nicht gekannt hatte, ein neuer Brauch, wenn man will, eine neue Mode christlicher Anschauung — Wohltätigkeit als eine Art sittlichen Sports. An allen Ecken und Enden hieß es: tätiges Christentum, weniger Lehre, mehr Tat! — Werktätiges Bekennertum, werk-

tätige Liebe! — Der Neue ging ganz in dieser Forderung auf, stellte sich voll in ihren Dienst und opferte vom Eigenen für Arme und Elende mehr, als er vielleicht mit den Pflichten gegen sich selbst und seine Familie verantworten konnte.

Nun konnte man freilich nicht sagen, daß solche Gesinnung dem Eigner der Kanzlei fremd war, daß man seine Hand überall geschlossen fand. Aber fremdartig mutete die neue Auffassung den alten Bauer doch an. Als er im Werden gewesen, war der Glaube die Hauptsache, die guten Werke dessen Frucht. Nun schien es beinahe, als sei das bekannte Korintherkapitel das Hauptstück der Bibel: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ — Wer aus anderen Gründen, so ungefähr hatte auch die Erklärung des geistlichen Herrn gelautet, als aus Liebe gut handelt, wer sich selbst von seiner Guttat irgend etwas verspricht, wer dabei das Seine sucht, der hat seinen Lohn dahin. Die Tat mag gute Wirkungen auslösen, einen sittlichen Wert hat sie für den Täter nicht. So hatte er gesprochen mit Feuer und Wärme und mit eigener Liebe.

Und Hans Horsten auf harter Kirchenbank hatte sich einige Male sogar sittlich durchschauert gefühlt, gewissermaßen geläutert, gereinigt und gebessert, ja erlöst ... erlöst auch von dem harten in seinem Innern aufgeschlagenen Spruch. — Nachher aber wehrte er sich wieder gegen den Einfluß des Mannes, den er noch immer als Versucher ansehen wollte. Zu Hause angekommen redete er sich ein, daß es doch eine unreine Quelle sei, schüttelte es wieder ab, glaubte wenigstens, es wieder abgeschüttelt zu haben.

Und neben und unter solchem Pastor war Johann Hell Mitglied des Kirchenvorstandes.

„Guten Tag“, hatte der gesagt, als Hans Horsten mit dem Bohnenwagen über den Deich gekommen war.

„Sieh, Johann, guten Tag“, war die Antwort gewesen.

Johann stand auf der Stegbrücke des Grabens, beide Hände auf das Geländer gestützt und das Brückenbrett mit dem Fuß in schwingende Bewegung setzend. „Sehen's mal“, fing er an, ein frischer, rotbäckiger, hagerer, in den besten Jahren stehender Mann. „Das Ding“, sagte er, „hat ein Loch, ist morsch, da kann leicht ein Malör passieren. Bei Tage geht's wohl, aber bei Nacht.“

Die Unterhaltung der Brücken lag den Anliegern ob. Hans Horsten dankte und versprach, das Erforderliche zu veranlassen.

Nun stand Johann auf dem Wegboden. „Leute beim Bohnenfahren“, sagte er, „darf man nicht aufhalten, das weiß ich wohl, und doch hätte ich gern ein Wort mit Ihnen geredet. Darf ich nebenher gehen?“

„Es handelt sich um Peter Jansens Pacht“, fügte er hinzu.

Johann ging nebenher, sie sprachen über Peter Jansens Pacht. Der frühere Dienstknecht hatte es durch Sparsamkeit und durch eine passende Heirat zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht und besaß jetzt nicht weit von der Stadt einen kleinen Eigenbesitz. Zur Kanzlei gehörte ein vom Hoffeld abgelegenes Stück Land,

dicht bei Johann Hells Grund. Bisher hatte es ein Peter Jansen in Pacht gehabt, der war gestorben, die Witwe wollte nicht mehr, nun meldete sich Johann. Er kannte den Vertrag, die gezahlte Pachtsumme, die Größe, die Art der Benutzung, die Befugnisse des Pächters und ihre Begrenzung — alles wurde zwischen Johann und Hans Horsten nach Art geschäftsverständiger Männer erörtert.

Sie waren bald einig. Johann sollte die Pacht zu den alten Bedingungen fortsetzen. Anlaß zu einem Hin und Her gaben nur ein paar Nebenpunkte, aber auch die kamen bald ins reine. Über das Ganze sollte eine kleine Handschrift aufgesetzt werden, wie es dem Ordnungssinne der Parteien entsprach.

Zu Hause angekommen sorgte Hans Horsten für seine Vertretung und bat Johann in die Stube.

II.

Und dann saßen sie in demselben Zimmer, wo derzeit das Gottesgericht stattgefunden hatte, vor derselben Schatulle und der alten Zeichnung vom Odem Gottes. Und auf derselben Ausziehplatte, die als Unterlage für die Lohnberechnung gedient hatte, schrieb Hans Horsten die Handschrift über die Nachfolge von Peter Jansens Pacht. Und oben auf der Schatulle stand die Bibel, und ein Lesezeichen sah aus den Blättern hervor etwa in der Gegend, wo das fünfte Buch Mosis zu finden ist.

Die Handschriften waren fertig unterschrieben und ausgewechselt. — Die Vertragschließenden gaben sich zur Treuhaltung Wort und Hand. Dann wollte Johann gehen, aber Hans Horsten hielt ihn zurück. — Die Schatten der alten in der Stube geschehenen Vorgänge stiegen vor ihm herauf.

Johann hatte damals die Menschen und ihr Wesen mit Spielschiffen verglichen, deren Stahlkiel sie tüchtig mache, den Winden zu widerstehen. Von Ballast hatte er geredet, vielleicht auch von Stehaufmännchen, Hans Horsten wußte es nicht mehr genau. — „Man muß es in sich haben, dann kommt man nicht zu Fall", so ungefähr hatte Johann es zusammengefaßt.

Wie es wohl jetzt um dessen Gottesglauben stand? Sein Angesicht schien „ewig klar und spiegelrein und eben", von Kämpfen und Siegen und Unterliegen stand nichts darin. Der Herr der Kanzlei vergrub sein Auge in die Glücksmiene seines Gegenüber. Er dachte an Harro, und das Herz tat ihm weh.

„Weißt du noch, Johann," sagte er, „wie wir uns in dieser Stube trennten trennen mußten?"

Johann lächelte. — Einen Augenblick fühlte er sich seinem alten Wirt gegenüber befangen, er hatte ein Gefühl wie etwa der Rekrut vor dem Feldwebel, wenn er seine Knochen zusammennehmen muß. Und wie ein Zollstock, zweimal annähernd rechtwinklig eingeknickt, saß er auf seinem Stuhl.

Aber es dauerte nicht lange, dann war er wieder der, der sich selbst zugehörte. Er lächelte nicht nur, er lachte beinahe: „Das weiß ich noch recht gut," antwortete er, „ich hatte nicht den rechten Glauben."

„So war es. Du glaubtest nicht an Gott, sagtest wenigstens, kein Mensch könne wissen, ob ein Gott sei."

„Das war wohl so."

„Aber jetzt, Johann. — Nicht wahr, jetzt glaubst du an ihn?"

Johann behielt seine freundliche Miene und nickte, sein Gesicht sprach für und für von Frieden. Hans Horsten aber konnte nicht von dem Gedanken los: es sagt nicht die Wahrheit, nicht alles; er muß den Unfrieden gekannt haben, in seiner Seele müssen Stürme gebraust haben. Und, indem er dabei ohne stichhaltigen Grund annahm, daß der „Jurat" des freisinnigen Pastors ein Gläubiger nach seinem, nach Hans Horstens Sinn geworden sei, kam bei ihm die Hoffnung auf, es möge seinem Harro ergehen wie diesem Bekehrten; das, was der in seiner Seele erfahren habe, möge auch sein Sohn erfahren, was sich in ihm gewandelt habe, möge sich auch bei seinem Sohne zum Besseren wenden. Und stärker wurde das Verlangen, die Geheimnisse zu ergründen, in die Schluchten und Abgründe hinabzuleuchten, die die Seele dieses Gottesleugners einstmals geborgen haben mußte.

Es galt, das Gemüt seines Besuchs auseinanderzufalten, und das war nicht allzu schwer. Johann Hell hatte aus seinem Herzen niemals eine Mördergrube gemacht, im Gegenteil: es bereitete ihm immer Freude, von sich reden zu dürfen. Es war Vesperbrot aufgetragen worden — Milch und Schinken und Wurst und Käse taten das übrige. Und nach dem ersten Bissen, noch mit kauendem Munde, begann er: „Sie wollen wissen, ob ich den rechten Glauben an Gott habe. Ja, jetzt glaube ich an Gott."

Das freute Hans Horsten, und er sprach es aus. — Besonders aber lag ihm daran, zu erfahren, mit welchen Gefühlen der Gerettete auf seinen Unglauben, auf die Öde seiner Seele zurücksehe, auf die Zeit, wo die roten Flammen der Hölle nach ihm gelechzt hatten. „Er erkennt doch sicherlich jetzt als Verblendung, was damals als blähender Stolz empfunden worden ist. Jetzt wird ihm klar sein: es war ein Wanken und Fallen und Irren, vorbei an Abgründen voll brodelnder Dämpfe und zischender Schlangen."

So dachte der Bauer. Das alles hoffte er von seinem Besuch zu erfahren, von Johann, der fortfuhr, Schinken und Käse und Wurst und Butter zu essen, die Bissen öfters mit dem Messer zum Munde führte, das Messer nicht aus der Hand ließ, außer wenn er Milch trank und einen kleinen Kornbranntwein stürzte.

Hans Horsten wartete. — Das was aus dem Munde dieses Unmündigen kommen wird, soll ihm das Rätsel lösen, wie es möglich gewesen, aus solchen Kämpfen heimzukehren mit einer Miene, mit einem Gesicht, klar und eben und rein wie der Spiegel eines Waldteiches, den je und je kein Sturm bewegt hat. So dachte Hans Horsten, und innerlich rang er die Hände in Verzweiflung, aber ein wenig auch in Hoffnung über seinen einstmals ungläubigen auch jetzt erst halbgläubigen Sohn.

„Ich glaube, ich kann ‚ja' sagen", hatte Johann erwidert. — Eine Minute Schweigen. Dann fragte Hans: „Also ganz wie in der Bibel und im Katechismus steht?"

Der Befragte lächelte wieder, diesmal lag aber ein leichtes Bedauern, ein „Es tut mir leid" darin.

„Ob es ganz das ist, weiß ich nicht", antwortete er.

Nach diesen Worten des früheren Knechts wuchs der Verdacht, sich einer kaum begreiflichen Voreiligkeit schuldig gemacht zu haben, riesengroß in des Bauern Seele auf.

„Ja, Johann, sag mir, wie steht's denn jetzt mit deinem Glauben?" fragte er.

Und wieder das Lächeln. Mit der Linken kratzte Johann sich hinter dem Ohr, mit der das Messer haltenden Rechten trommelte er sachte nach Worten suchend an den Teller, und der Teller vibrierte leise in seine Antwort hinein: „Anders ist es mit mir geworden, das hängt ja schon mit den Jahren zusammen. Ist man jung, will man wegreißen, was einem eng macht, will frei sein, da ‚tiert' man sich wie ein Jungpferd, das angelernt und zum ersten Male angespannt wird."

Johann fuchtelte mit den Armen und zuckte mit den Schultern. — „Nachher wird man vernünftig und zahm, die Pferde werden's ja auch." Das Messer legte er weg.

Hans Horsten sah ihn an, er konnte sich kaum noch darüber wundern, daß Johann Hells Antwort ausfiel, wie sie tat. „Hast du denn", fragte er, „das, was du jetzt deinen Glauben nennst, nicht gern angenommen? Du erkennest doch, daß es zu deinem Besten war?"

„Das schon, das ist bei den Pferden auch ja so."

Hans Horsten wurde ungeduldig. „Johann, nicht wahr, wir wollen die Pferde lassen. — Ich meine: hast du nicht, als du zum Glauben zurückkehrtest, gefühlt, fühlst es nicht noch jetzt, in welcher Wüste, in welcher Öde du gewesen bist, in welcher Gefahr? Und daß du alles, was du bist, der Gnade Gottes zu danken hast?"

Der Besuch hatte abgegessen. Er nahm gleich nach der Gnade Gottes ohne viel Förmlichkeit aus dem auf dem Tische stehenden Kistchen eine Zigarre. Das angebotene Messerchen wies er als überflüssig zurück, biß die Spitze ab, ließ diese auf den Teppich fallen, zündete an und setzte das Gespräch fort: „Ja, das mit dem Glauben, das ist so 'ne Sache. Sie fragen nach Bibel und Katechismus. Aber da ist heutzutage eine andere Mode. Da nimmt man's nicht mehr so genau mit. Und die Priester tun's auch nicht. Und — — —"

Hans Horsten erinnerte sich des Bekenntnisses, das Pastor Rank ihm bei Harros Weggang abgelegt hatte und noch immer nicht verleugnete, wenn er auf der selben Kanzel stand, wo eigentlich sein Harro hätte stehen sollen. — Wie hatte er sich nur in der Hoffnung einwiegen können, daß der Jurat fester im Glauben sei als sein Kirchenherr! Er fiel dem Kirchenältesten scharf in die Rede:

„Was unser Pastor auf der Kanzel sagt, weiß ich ja so ziemlich; aber was sagt er sonst so über den Glauben, ich meine in euren Sitzungen?"

„Ja," erwiderte Johann, „da ist er nicht anders. Vom Glauben ist da wenig die Rede, da haben wir mit Geschäften zu tun. Am ehesten kommt noch so was vor, wenn es sich um Einführung eines neuen Gesangbuches und um so was handelt. Sonst sagt er immer nur: Die Liebe, die macht alles aus, und vor allem muß man wahr gegen sich sein."

Hans Horstens Züge waren gespannt gewesen, nun wurden sie gelassener. „Und wie steht es denn jetzt mit deinem Glauben an Gott und Christentum, Jo-

hann, wenn du es sagen willst?“ fragte er nur noch ganz beiläufig; es war ihm hauptsächlich darum zu tun, des Pastors Glauben, der auf Johann abfärbte, festzulegen. Johann gab dann auch gleich zu, daß er, wie früher auf die Worte des alten Rank, jetzt noch mehr auf den jungen Rank schwöre. In seiner Unschuld, in seiner Friedseligkeit und in seiner Wichtigtuerei merkte er nicht, daß seine Person an Wert verloren habe. Er räusperte sich, um etwas zu sagen, was schön und klug sei und Eindruck mache. Er stöberte daher seine Gedanken oder vielmehr die seines Priesters, soweit er ihrer habhaft werden konnte, auf, aber sie flogen wild und ohne Ordnung um ihn her. Da machte er es wie die Schäfer, wenn ihre Herde in Aufruhr gekommen ist. Er pfiff nach seinem Hund, das heißt, nahm alles, was er an Willen und Einsicht besaß, zusammen; der Phylax brachte die Schafe dann auch wieder auf einen Haufen zusammen und die Ausreißer zurück. Und da blieben die Gedanken etwas mehr in Ordnung und Zucht.

Und er räusperte sich wieder und fing an: „Herr Horsten, ich meine, damals, als ich sagte und dachte, die Welt, und was wir sehen, habe sich alles so von selbst zurechtgemacht, will mal sagen, zusammengemeischt, das war eine Dummheit. Und das sagt der alte Doktor jetzt auch. Und das kann auch eine alte blinde Frau mit'n Stock fühlen, daß alles um uns her gemacht ist, nach einem klugen Plan, so klar, daß es über unseren Verstand und über alles geht, daher für uns immer dunkel sein wird. Das sehe ich ein. Da ist unser Tüfteln für die Katze. Und auch das meine ich, daß, wenn auch noch so viel Leid und Unglück in der Welt ist, die Welt doch wohl eine gute Welt sein muß, wenn wir's auch nicht immer fassen. Ich kann es ja nicht so sagen wie der Pastor. Aber er sagt, schließlich seien wir doch in der Güte und Liebe des Weltenschöpfers gehegt, darin geborgen und von ihr getragen. Und dann sagt er, daß uns die Augen über die letzten Ziele, die Gott mit dieser Welt im Sinne hat, wohl erst aufgehen werden, wenn wir sie hier geschlossen haben. Denn es müsse, sagt er, ein uns unbekanntes Ziel dahinter stehen, da die Welt sonst keinen Sinn hätte. Denn was hier in der Endlichkeit herauskomme, sei nichts Rechtes. Da sei nicht zu verstehen, was die große Weisheit, die doch überall hervorleuchte, solle, da sie doch alle irdischen Ziele mit Weisheit verfolge und verwirkliche. Um so mehr, meint Pastor Rank, sei es von der Welt im ganzen anzunehmen. Anders könnten wir's uns gar nicht denken. — Einmal machte der Pastor einen Spaß. Da sagte er, ein Gott, der so viel verkoste um nichts und wieder nichts, der sei ein Verschwender. Und wenn man ihn vors Amtsgericht brächte, käme er unter Vormundschaft.“

Dem Sprecher war die Zigarre ausgegangen, er zündete sie wieder mit behaglichem Schmatzen an, gar nicht bemerkend, wie sehr den Kanzleiwirt der letzte nach seiner Ansicht unziemliche Vergleich verdroß.

„Also Gott und Unsterblichkeit“, faßte Hans das Bekenntnis zusammen. — „Wie aber steht es mit dem Christentum, mit Christi Leiden und Sterben zu unserer Erlösung?“

Johann lächelte verlegen. Die Zigarre nahm er auf einen Augenblick in die Linke und kratzte mit der Rechten in seinem noch immer vollen Haar.

„Das ist ein Punkt — — das ist ein Punkt —“ murmelte er und jagte hinter

seinen Gedanken her, ohne sie zum Stehen zu bringen. Hans Horsten wartete. Und schließlich gab Johann doch ein bißchen her:

„Das ist ein Punkt, da kann ich mir nicht viel dabei denken. Der alte Doktor, scheint mir, auch nicht. — ‚Ich bin in die Welt gesetzt,‘ sagt er, ‚bin nicht danach gefragt worden, habe mich nicht selbst gemacht, so gut und so schlecht wie ich bin; ich will das Gute, soweit ein guter Wille in mich gepflanzt ist, ich tue es freilich nicht immer, aber doch so viel wie ich kann. Das Böse will ich nicht, tu' es aber, wie auch Paulus sagt, doch nicht selten. Mehr steht nicht in meiner Kraft, dafür bin ich ein Mensch. Mehr kann man von mir nicht verlangen. Was brauch' ich da einen Erlöser? Was brauch' ich da einen Mittler zwischen mir und Gott?‘ sagt Doktor Rank. — Ja, Christus, das war einer. Über seine Lehre, sagt der Doktor, über seine Sittlichkeit gehe nichts. Aber Sohn Gottes? Und Gott, der Allmächtige, muß seinen Sohn den Kreuzestod sterben lassen, um uns vergeben zu können? Da kann ich mir nichts bei denken, sagt Doktor Rank.“

„Weißt du denn auch jetzt um des alten Doktors Glauben Bescheid?“

„Ja,“ entgegnete Johann, „er fährt ja nicht mehr viel auf Praxis, aber wenn er es tut, stelle ich Wagen und Pferde, bin also wieder sein Kutscher. Unser Kirchspiel reicht ja beinahe bis zur Stadt; von mir bis Doktor Rank sind's kaum zehn Minuten, da läßt sich leicht schicken.“

Als Johann von dem Leiden und Sterben unsers Erlösers gesprochen, hatte Hans Horsten an sich halten und an den Spruch über seiner Tür denken müssen: „Und möge nie in diesen Wänden ein ruchlos Wort den Herrgott schänden.“ — War das, was Johann sagte, nicht Gotteslästerung? War denn auch über die Rückkehr eines Verirrten dieser Sorte Freude bei den Engeln im Himmel?

„Das, was Doktor Rank sagt, ist denn wohl auch deine Meinung?“ fragte er. Sein Ton blieb ruhig.

„Ja, Hans, soweit ich darüber reden kann. Der Pastor meint aber, es sei doch wohl etwas dran mit der Erlösung, es sei aber ‚vertusselt‘ und verwirrt zu uns gekommen.“

Die Erregung, welche in Hans Horsten aufgestiegen war, wich, nun war er ganz ruhig.

„So,“ erwiderte er, „verwirrt und vertusselt. Und wie müßte es denn nach Pastor Ranks Ansicht sein und werden, nachdem er den Tussel wieder zurechtgemacht?“

„Das ist, ja, wie er das sagte, das ist mir zu hoch“, war die Antwort. „Davon hab' ich nur das im Sinn: Wenn man das Leben von der einen Seite betrachte, habe man sein Tun in der Hand, wenn man es aber anders betrachte, habe man es nicht in der Hand, und wenn man es zum dritten betrachte — — dann — —“

Johann stöberte seine Schafherde auf und pfiff auf seinen Hund, aber die Schafsgedanken hatten Flügel und wurden zu Vögeln und kreisten in der Luft. Und er mußte sie kreisen lassen, er hatte keine Gewalt über sie.

„Das nützt nichts, Hans,“ schloß er nach einigem Zögern, „das krieg' ich nicht zurecht.“

Die Hauptsache ihrer Unterhaltung war noch immer nicht erledigt: das

Hinableuchten in die Schluchten und Höhlen eines Gottesleugners, in die brodelnden Abgründe. Aber Hans Horsten lächelte jetzt bei sich darüber, was für Offenbarungen er sich von Johann versprochen hatte, von Johann, der, kräftig qualmend, viel freier und hingeflegelter, wenn man will — gehobener auf seinem Stuhl saß, als bei Beginn der Unterredung. Was konnte da groß zutage kommen! — Aber er fragte immerhin:

„Jetzt glaubst du an Gott, was du früher nicht tatest. Wie ist dir denn, wenn du daran denkst? Kommt es dir nicht schrecklich vor, ohne Gott gelebt zu haben?"

„Das kann ich nicht sagen", erwiderte der andere. „Ich meine vielmehr, das ist der natürliche Weg, und so und nicht anders müsse man zum Glauben kommen. Das sagt der Doktor auch, und das sei auch die Geschichte der meisten großen Religionsmänner. Der Apostel Paulus habe anfangs Saulus geheißen, Augustin sei es auch so ergangen, und selbst Doktor Martin Luther sei nicht ohne Anfechtungen gewesen."

Hans Horsten wollte einfallen, mit Paulus sei es doch wohl eine besondere Sache gewesen, aber er ließ es, um so mehr, als Johann ihn fragte: „Herr Horsten, haben Sie denn niemals an Gott gezweifelt?" Hans Horsten gedachte der Tage, wo er als ein im Glauben Wankender in das Vaterhaus zurückgekehrt war, und antwortete: „Ja, eine ganz kurze Zeit." (Fortsetzung folgt)

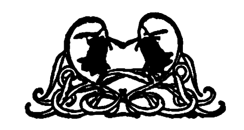


Zukunft · Von Karl Freye

War in der Lampe engem Schimmer
Ein Unruhvolles aufgewacht?
Ich sah mich um im trauten Zimmer
Und sah durchs Fenster in die Nacht.

Der Mutter stille Augen glitten
Schon lange sorgend zu mir her.
Die Straße klang von späten Schritten —
Ich sann und sah mein Buch nicht mehr.

Und noch im Traum, im bildervollen,
Verfolgte mich ein neuer Drang:
Die fernen Züge hört' ich rollen,
Signalruf, der wie Mahnen klang.





Die Poesie der Spielsachen
Von Käthe Damm

Auch die Spielsachen müssen sich, wie alle Gegenstände des Lebens, stets das Kritisieren und das daraus entstehende Kultivieren gefallen lassen. Man will uns einreden, daß erst die neue Zeit das „sinngemäße" Spielzeug für die Kinder gefunden und geschaffen hat. Künstler oder Künstlerinnen, unter diesen viele, die erst durch Ersinnen von neuen „Arten" Spielzeug für ihre Kinder zu Künstlerinnen werden, sind an der Arbeit, den modernen Kindern auch modern kultiviertes Spielzeug zu schaffen. Obgleich die Kinder von jeher gern mit Tieren gespielt haben, obgleich schon die Jugend von vor hundert Jahren sich an Räder- oder Steckenpferdchen, an Schäfchen, Kaninchen, Schwänen und Enten freute, erscheint es, als sei mit dem berühmten „Teddybären" erst das einzig wahre Spielzeug aufgekommen. Nun ist ja an sich gegen den Bären nichts einzuwenden, besonders da er den kleinen Knaben die geliebte Puppe der Mädchen ersetzt, aber daß alle andern Tiere dagegen in den Hintergrund gedrängt sind, daß namentlich Schaf und Kaninchen als nicht zeitgemäß gelten, scheint doch zu weit gegangen.

An Stelle der einfachen lächelnden Puppe mit dem frischen Allerweltsgesichtchen, in das die Phantasie und Poesie des Kindes den Ausdruck hineinsah, hineinspielte, haben uns Künstlerinnen und junge Mütter, die für ihre Sprößlinge keine „unnatürlichen" Puppen wünschten, die „Persönlichkeitspuppen" gebracht, und zwar besonders die, die nicht auf mechanischem Wege fabrikmäßig hergestellt, sondern die „genäht" werden. Sie sind auch charakteristisch gekleidet, stellen ländliche Buben oder Mädel dar — das einfache, hübsch angezogene Püppchen, an dem unsere Generation sich freute, gilt als „überlebt".

Nun sind diese Persönlichkeitspuppen aber schließlich genau so unpersönlich wie die altmodische Puppe mit dem Allerweltsgesicht — ja noch unpersönlicher, denn der einmal auf das Antlitz gebannte Zug der Freude oder des Schmerzes oder des Staunens bleibt der Puppe für alle Zeit, und gerade darum wird sie dem wirklich poetischen und mit Phantasie begabten Kinde eher „über" als die gewöhnliche Puppe.

Und die Zipfelmütze und die bunte Hose machen auch noch nicht den vorgetäuschten „Bauernjungen", abgesehen davon, daß ein Kind einer ewig als Bauernjunge erscheinenden Puppe mit der Zeit auch überdrüssig wird.

Als besonders modern gelten auch die Persönlichkeitspuppen, die Erwachsene darstellen. Nun ist ja, als Ausstellungsgegenstand in einem Schaufenster vor Weihnachten, ein Kasernenhof mit waschenden, putzenden, turnenden Soldaten, die alle einen verschiedenen Gesichtsausdruck haben, gewiß zeitgemäß und lustig anzusehen, aber als „Spielzeug“, um wirklich damit zu spielen, können sie kaum in Betracht kommen. Erstens nicht des hohen Preises wegen, und zweitens nicht, weil sich die Szene ewig gleich bleibt. Es sind moderne Kinderfreunde so weit gegangen, von solchen „Szenen“ eine „Reform“ des Kinderspiels zu erwarten. Was sollen Kinder mit dem wütend dreinblickenden Feldwebel z. B. anfangen?

Ebenso ergeht es der Schule, mit den kleinen Persönlichkeitsschülerinnen und dem Lehrer. Wenn kleine Mädchen mit ihren Puppen Schule spielen, so nehmen sämtliche Puppen von der Riesendame an bis zum fingerlangen Gelenkpüppchen daran teil, die Poesie des Kindes sieht trotzdem eine einheitliche Klasse in ihnen. Und nun der charakteristische Lehrer! Das ist nämlich meist eine an die Zeit von vor hundert Jahren erinnernde Figur des alten „Schulmeisters“, der heute wohl zu den vergangenen Zeiten gehört. Meist ein langer schlanker Mann mit langen weißen Haaren, schwarzem rundem Käppchen und engem schwarzem Anzug mit fast unmöglichem Taillenrock. Nicht an der fernsten Grenze des Reichs dürfte es heutzutage solche Lehrer geben.

Wenn das Kind „Wirklichkeit“ lernen und sehen soll, so müßte zunächst mit derartig karikaturistisch wirkenden Figuren aufgeräumt werden.

S p i e l t nun ein Kind, das im Besitz eines Kasernenhofs oder einer Schule ist, mit diesen zusammengehörenden Gestalten, so ist ja immerhin noch Sinn darin, anders aber, wenn ein kleines Mädchen, das, wie Mutter und Großmutter in „altmodischer“ Zeit taten, gern eine Puppe mitnimmt auf den Spaziergang, mit einem alten, grauhaarigen Lehrer oder einem mit grimmigem Ausdruck fauchenden Feldwebel auf dem Arm erscheint.

Das ist die blödeste Unnatur, die es gibt, und diese Unnatur wird von vielen einfachen Leuten sicherer empfunden als von den jungen modernen Müttern. Ging da eine kleine vierjährige Dame auf dem Kurfürstendamm in Berlin mit dem weißhaarigen Schulmeister im Arm spazieren, und die bei der Arbeit am Straßenpflaster beschäftigten Leute riefen einander zu: „Seht mal, die Kleene trägt sich 'nen Pastor spazieren!“ Ein anderer rief: „Mädel, wohin schleppst du denn den ollen Papst?“

Im Tiergarten fuhr ein kleines Mädchen im Kinderwagen zwei fußlange Soldaten spazieren, von denen der eine eigentlich zum Stiefelputzen bestimmt war, aber Bürste und Stiefel waren ihm abhanden gekommen, er hielt nur noch die Arme so. Das nennen viele Menschen: „Spielzeug kultivieren“ und sehen die häßliche Unnatur nicht, die darin liegt.

Wie schön „persönlich“ kann dagegen ein Spiel mit Papierpuppen werden, bei dem es gewiß Schulvorsteherin, Lehrerin oder Lehrer gibt; wie persönlich kann ein Knabe sein Soldatenspiel mit oder ohne Festung gestalten, wenn ihm nur die einfachsten unpersönlichen Bleisoldaten zur Verfügung stehen, wie frei kann die Phantasie beim Spiel mit den Eisenbahnen, Luftschiffen, Schiffen wal-

ten, ohne daß die dabei zu verwendenden Puppen irgendwelche charakteristischen Züge haben.

Gleiches gilt von den Theatern, den Puppenstuben und Küchen. Wenn diese sich nach dem Muster der Häuser und Wohnungen heute reicher ausgestattet präsentieren als früher, so liegt das natürlich im Zuge der Zeit, die ja auch darauf sieht, klingende Vorteile aus der gewerblichen Herstellung solcher Feinarbeiten, wie sie dazu gehören, zu schöpfen, und das ist natürlich kein Fehler.

Dennoch wird auch da die Poesie und Phantasie des Kindes immer das Beste tun. Es gibt Kinder, die ein herrliches Puppenhaus haben und dennoch nicht mit der darin wohnenden Familie spielen können, und es gibt poetische Kinder, die in den einfachsten Zimmern mit ganz primitiven Gelenkpüppchen alle möglichen Ereignisse: Feste, Ausfahrt, Reisen, Schule, Krankheit, Genesung usw. spielen und dadurch „erleben".

Nichts Äußerliches, weder der Teddybär noch die Persönlichkeitspuppe, kann die Phantasie eines phantasiearmen Kindes beflügeln, während das poetische Kind sich selbst mit vorhandenen kargen Mitteln sein Reich schafft.

Dahin gehört auch das Bedenken, welches eine bewährte Pädagogin äußerte: Kindern nicht schönere oder elegantere Puppen, Puppenstuben oder Puppenkleider zu geben, als ungefähr die Lebensführung der Familie in Kleidung, Wohnungseinrichtung usw. darstellt. Theoretisch war diese Ansicht durchaus lobenswert, aber praktisch wird sie von den poesiebegabten Kindern oft durchbrochen.

Im alten Berlin von vor vierzig Jahren gab es Nachbarskinder, der eine der Väter war Arzt, der andere Apotheker. Die Lebensführung der beiden wohlhabenden Familien war die gleiche, die heutige Zeit sehr einfach dünkende.

Und doch — wie verschieden „spielten" diese Kinder, so verschieden, daß sie bei ihrem Beisammensein das Familienspiel ausschalten mußten und nur mit den Papierpuppen Pension und Schule spielten. Die Puppen der einen kleinen Freundin waren nämlich, trotz einfachster Kattunkleider, sehr vornehm, mindestens Gräfinnen und Baronessen. Die Mutter hatte einen alten Grafenkalender in ihrem Bücherschrank, aus dem suchte sie sich die Namen aus, möglichst Doppelnamen, und in der Küche wurden „im Geist" aus Semmel, Zucker und Milch die wunderbarsten „Diners" gekocht zu Gesellschaften, die gallonierte Diener (aus weißem Papier ausgeschnittene, mit Buntstift ausgetuschte Figuren) servierten.

Die kleine Arzttochter aber zog ihre zu Weihnachten erhaltenen zierlich gekleideten Puppen aus, hüllte sie in Lumpen und ließ sie auf den Höfen singen. (Damals kam solch Bettelsingen von Kindern auf den Höfen sehr oft vor.) Sie selbst aber war eine arme kranke Waschfrau, die nichts verdienen konnte, und die Kinder brachten ihr Geld und Lebensmittel. Davon kochte sie dann in der reizenden Puppenküche schnell etwas für die hungrigen Kleinen! Oder die Puppen waren arme Waisen, die sie aufgenommen hatte und, selbst arm, nun ihre geringen Habseligkeiten mit ihnen teilte. Wie ich heute übersehen kann, ist die soziale Liebestätigkeit der armen Frau von Bavière, die in Berlin zwölf verlassene kleine Mädchen zu sich genommen hatte, erzog, unterrichtete, mit ihnen spazieren ging,

und die wir täglich Unter den Linden mit ihrer kleinen Schar trafen, das „Vorbild“ für dieses Spiel gewesen.

Die beflügelte Phantasie hat das kleine Mädchen, als es erwachsen war, nicht verlassen; sie dichtete und veröffentlichte Novellen in damals viel gelesenen Zeitschriften; in der Jugend Blüte, im 27. Lebensjahr, ist sie einem Lungenleiden erlegen.

So freudig es an sich zu begrüßen ist, wenn die vorwärtsschreitende Kunst und Kultur auch die Spielsachen nicht vergißt; die Poesie des Spielzeugs zu schaffen, ist noch immer den Kindern selbst vorbehalten.



Die Andern · Von Ernst A. Bertram

So viele Bettler gehen an deine Türen,
So viele Winde rütteln an deinem Haus,
So viele kommen und wollen sich an dich verlieren,
Du aber darfst zu keinem von ihnen hinaus.

Denn Einem nur ist beschieden die offene Schwelle,
Und Einem nur vom Fenster winkt ein Gesicht,
Für Einen nur ist lodernde Herdeshelle
Und Hand in Hand und nach dem Schweigen das Licht —

Sie müssen alle darbend sich weiter schleppen,
Sie müssen all auf vielen Wegen verwehen,
Sie müssen all in irgend ein Elend gehen,
Damit dir Einer kann in die Seele sehen,
Müssen sie alle betteln auf fremden Treppen . . .





Die Heimkehr Jesu

Eine Legende von Karl Röttger

Zuletzt war die Zeit, daß Jesus wieder kommen sollte in den Himmel.

Da hatte alle Welt sich verwandelt.

Da war alles am Ziel.

Da war die vieltausendjährige Wanderung Jesu vorbei. Er war schon auf dem Heimweg. Alles andere ruhte schon im Tiefsten: in der Erfüllung seiner Sehnsucht. Da ging Jesus als letzter nach Hause, in den Himmel, wo seine Mutter und alle heiligen Engel schon auf ihn warteten. Da war noch eine einsame Nacht zu durchgehn, die sollte goldenrot, morgenschön in das weite, aufgetane Tor des Himmels münden, wo die Mutter stand und wartete. Von Mitternacht an.

Wie eine Königin stand sie feierlich gekleidet in blaßroter Seide und mit blühenden Ketten um Hals und Hände. Das Haar blond und unverhüllt.

So wartete sie.

Sie hörte seine Schritte schon in der Nacht. Da schlug ihr das Herz vor süßem Erwarten.

Und alle Engel hinter ihr standen mit ihr wartend; auch ihnen klopfte das Herz. Es war, als wenn ein leiser Wind über schön gestimmte, von keiner Hand noch berührte Saiten glitte.

Da kam die Morgenröte, da sahen sie ihn weit in dem ersten Licht: dunkel. Er kam näher, immer größer auf sie zu — ganz nah — — Und da erfror das Lächeln auf ihren Lippen; da erfror all ihr Freuen in ihrem Herzen. Da verhüllte Maria ihr Haupt, ihre Augen. Und die Engel verhüllten ihr Haupt, daß sie ihn nicht sähen, denn sie schämten sich ihrer Festlichkeit vor diesem dunklen Wanderer.

Die Mutter stand am hohen, offnen Tor, das stand weit auf, und die Engel standen in zwei Reihen zu beiden Seiten. Sie neigten sich tief, tief; und die Mutter neigte im Schmerz ihr Haupt.

Da war er bei ihr. Ihr Weinen war wie ein eintöniger Tropfenfall am Dach in einer Regennacht. So war der Empfang stumm und ohne Glanz ...

Er ging stumm, groß, hager, in seinem dunklen Wanderkleid zwischen ihnen hindurch, ohne Wort, ohne Gruß, schweren Schrittes, bis an seine Kammer. Da standen die Engel, die ihn hätten hineingeleiten sollen. Als die ihn sahen, vergaßen sie all ihre Pflicht und verhüllten auch ihre Gesichter vor Scham, wie die am Tor.

Jesus aber machte die Tür auf, ging hinein und schloß hinter sich zu.

* * *

Da war Stille in den Himmeln. Die Mutter hörte mit Weinen auf und die Engel mit ihr. Sie gingen alle auf den Zehen, — denn sie wußten: Jesus schläft von seiner großen Reise.

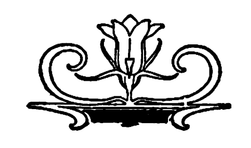
Da war Stille in den Himmeln einen Sommertag lang. Und das Wispern der Sträucher und Baumzweige vor den Fenstern der Kammer Jesu hörte auf.

Es war eine wachsende Stille. Und am Abend lag sie schwer und stickend überm Himmel ... Und der Abend glitt in die Nacht hinüber; aber niemand wagte zu schlafen. Und vor Mitternacht kam's — als die Stille schwer und schwanger geworden war, — ein Schrei, dick, groß, lang, wie viele Schreie, daß die Angst, eine ganz namenlose, unheimliche, starr machende Angst alle erfüllte. Auf allen Gesichtern lag sie, aus allen Augen und fragenden Mienen glimmte sie. Die Mutter stand an der Tür. Sie wollte leis aufmachen, daß sie ihn vielleicht sanft in die Arme nähme. Aber Jesus hatte ja zugeschlossen. Da stand sie ganz ratlos, die Angst im Blick und in den Gliedern, und wartete. — Jesus aber schrie im Traum. Er träumte noch einmal all seiner vieltausendjährigen Wanderung Weh, Bitternis, Frost, Wunden, Schmerzen — und weniges Glück — — und das schrie aus ihm, dick geballt zu einem langen, erschütternden Schrei.

Dann ward es still — — Maria lauschte durch die Spalten der Tür und hörte ihn atmen. Er schlief nun sanfter.

Da atmeten sie alle auf, die in den Gängen standen hinter der lauschenden Maria. Standen noch, wandelten leise auf Zehenspitzen — bis zum Morgen und legten sich dann schlafen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, sie schien alle Fenster, alle Höfe, alle Gärten voll Licht. Da kam Jesus aus seiner Kammer, blaß wie ein Genesender. Aber er lächelte. In einem weißen Gewand ging er hinaus. Lächelnd grüßte er die Mutter, die Engel. Mit leisen Schritten ging er hin ... in den schönsten Garten und sagte: „Sitz' bei mir, Mutter, im Grünen und laß Kinder bei uns sein. Ringsum. Und laß uns in das liebe Licht, in die Sonne und in das Grüne sehn.“





Die Flucht des Prinzen von Preußen nachmaligen Kaisers Wilhelm I.

Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen

(Fortsetzung)

Die militärischen Maßnahmen

Am andern Morgen, den 20. März, war die Frage: Was nun tun? Die Bureaus des Generalkommandos des Gardekorps waren für mich naturgemäß derjenige Punkt, wo ich weiteres erfahren konnte, und dorthin begab ich mich also, etwa nach 9 Uhr. Ich hatte Uniform an und war bis innerhalb des Brandenburger Tors gekommen, als ich von einem Bürger gewarnt wurde, mich nicht so offen in Uniform zu zeigen, das wäre in diesem Augenblicke gefährlich, und allerdings sah ich auch Unter den Linden in einiger Entfernung ein Feuer, wo der Pöbel eben im Begriff war, das Mobiliar des Handschuhmachers Wernike, eines als loyal bekannten Mannes, zu verbrennen. Ich bestieg daher eine Droschke und kam glücklich auf dem Bureau des Generalkommandos an, wo sich die übrigen Offiziere des Generalkommandos auch bald einfanden.

Der Chef des Generalstabes, Oberst v. Dankbahr, machte uns in kurzem mit der Lage der Dinge bekannt und teilte uns mit, daß das Kaiser-Alexander-Regiment nach Pankow in Kantonnierung gerückt sei, weil nach Angabe des Regimentskommandeurs Grafen Waldersee die Erbitterung der Leute gegen den Berliner Pöbel derart sei, daß er sie kaum noch zu halten vermöge und jeden Augenblick befürchten müßte, daß der Kampf von neuem beginne; ferner, daß der General v. Prittwitz, der sich in der Gardekürassierkaserne aufhielt, den übrigen Regimentskommandeuren anheimgegeben habe, Berlin mit ihren Regimentern nach eigenem Ermessen, wenn sie es für notwendig erachten, zu verlassen, und ihren Marsch in diesem Falle auf Potsdam zu richten; auch daß zur Verbindung der einzelnen Regimenter unter sich eine Kommunikation durch in Zivil gekleidete Unteroffiziere eingerichtet wäre. Der Oberst schloß damit, daß wir für jetzt nicht länger auf dem

Bureau verbleiben dürften, uns aber gegen 2 Uhr in Zivilkleidern daselbst wieder einfinden sollten.

Als wir nun dieser Order pünktlich folgten, wurde ich dem General v. Thümen, dem der König das Kommando über alle nach Berlin herangezogenen auswärtigen Truppen anvertraut hatte, als Generalstabsoffizier zugeteilt, um eine Dislokation derselben zwischen Spandau, Potsdam und Nauen auszuarbeiten. Zugleich erhielten wir den Befehl, nach eingetretener Dunkelheit und sowie es der Dienst erlauben würde, einzeln nach Potsdam zu marschieren.

Die mir zugeteilte Arbeit, sowie die Ausfertigung der nötigen Befehle an die Truppen, hielt mich ziemlich lange bei dem General v. Thümen, der im Hotel Prussie wohnte, fest, so daß ich erst gegen 10 Uhr aus meiner Wohnung abmarschieren konnte. An der Potsdamer Brücke angekommen, wurde ich von einer Feldwache reitender Bürgerwehr angehalten. Dieselbe war abgesessen und hatte eine Doppelvedette an der Brücke aufgestellt, während die Mannschaften in der unmittelbar an der Brücke liegenden Tabagie zechten.

Man machte Schwierigkeiten, mich durchzulassen; ich aber erwiderte, daß ich den Befehl hätte, nach Potsdam zu marschieren und durch müßte. Zugleich gab ich meinem Pferde die Sporen und jagte gegen Schöneberg zu, überzeugt, daß ich mit den beiden Bürgerkavalleristen, wenn sie mich auch einholen sollten, leicht fertig werden würde. So geschah es auch; ich wurde etwa zweihundert Schritte weit verfolgt, dann verließen sie mich und ich konnte ruhig weiter reiten. Nicht ohne Sorge war ich in betreff meines Reitknechts, der mit einem Handpferde mir folgte. Allein der war so klug gewesen, beim Beginn des Pourparlers umzukehren und sich einen anderen Übergang über den Schafgraben zu suchen, so daß er später in Zehlendorf ungehindert bei mir eintraf.

Der ganze Nachtmarsch, der bei prachtvollem Mondschein zurückgelegt wurde, war merkwürdig genug. Alle Regimenter hatten von 4 Uhr nachmittags ab nach und nach Berlin verlassen und so gut es ging vorläufig Kantonnierungen zwischen Berlin und Potsdam bezogen. Jeder Regimentskommandeur hielt sein Regiment an sich zusammen, wie im Dreißigjährigen Kriege, und hatte für die Sicherheit seines Regiments nach allen Seiten Posten ausgestellt, von denen ich denn auch mehrfach angerufen wurde. In Zehlendorf traf ich zufällig auf die andern Offiziere des Generalkommandos des Gardekorps, und setzten wir unsern Marsch gemeinsam fort. Um ¼4 Uhr trafen wir in Potsdam ein, wo wir bereits das 2. Ulanenregiment, das auf dem Kasernenhofe der Gardehusaren biwakierte, antrafen.

Der 21. März wurde benützt, um eine regelmäßige Dislokation für die nach und nach ankommenden Truppenteile zu bewirken und Ordnung in dem überfüllten Potsdam zu schaffen. Der General v. Prittwitz ging dabei von dem gewiß sehr richtigen Grundsatz aus, daß die Insel Potsdam, die Verbindung mit Spandau, derjenige Punkt sei, der eventuell dem Könige und der Regierung den größten Schutz gewähren, und von dem aus man allein imstande sein könne, der weiterschreitenden Revolution einen Halt zu gebieten. Es wurden auch sogleich Maßregeln ergriffen, um die von Berlin nach Potsdam gerückten einzelnen militärischen Institute, Ingenieur- und Artillerieschule, Handwerkskompagnie, gehörig zu be-

waffnen. Von unserem eigentlichen kommandierenden General, dem Prinzen von Preußen, wußten wir nichts, erfuhren aber gegen Abend unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, daß er sich auf der Pfaueninsel befände.

Überführung des Prinzen nach der Pfaueninsel

Wie er dahingekommen war, wußte man nicht, und erst bei einer späteren Gelegenheit erfuhr ich aus dem Munde des Prinzen selbst darüber nachstehendes: Am 19. März, gegen Abend, kamen von der Polizei Anzeigen ins Schloß, daß die Aufregung gegen den König sich zu legen beginne; daß sie aber um so stärker gegen den Prinzen von Preußen werde, den man beschuldige, der Anstifter der gegen die Aufrührer ergriffenen militärischen Maßregeln gewesen zu sein, und daß deshalb in demokratischen Kreisen Deputationen gewählt würden, welche dem König den Wunsch des Volkes vortragen sollten, den Prinzen von Preußen der Thronfolge für verlustig zu erklären. Dies, obgleich ohne alle rechtliche Folgen, hätte den König in große Verlegenheit gebracht, und daher beschloß er, den Prinzen für einige Zeit aus Preußen zu entfernen, wodurch zugleich allen Gewalttätigkeiten gegen die Person desselben, wozu das Volk damals sehr geneigt war, vorgebeugt wurde.

Der König erklärte daher dem Prinzen, daß er Preußen auf einige Zeit verlassen müsse, und daß er ihn mit einer Mission an die Königin von England beauftrage. Der Prinz erklärte sich sogleich bereit, jetzt, da der König zum allgemeinen Besten es für notwendig hielte, dem Befehle desselben nachzukommen. Nachdem noch bestimmt war, daß die Reise des Prinzen geheim und so schnell wie möglich bewirkt werde, sowie daß er seinen Aufenthalt bis dahin auf der Pfaueninsel nehmen solle, wurde sogleich zur Ausführung geschritten. Es war etwa 8 Uhr abends, doch noch hell, und es kam vor allem darauf an, sicher aus dem Berliner Schloß herauszukommen.

Der Prinz ließ sich daher den Mantel und die Mütze eines Schloßdieners, die Prinzessin den Hut und den Mantel einer Kammerfrau geben, und nun gingen beide geführt mitten durch die wogenden Volkshaufen unerkannt nach dem Palais, das sie von der Behrenstraße aus betraten. Hier wurde schleunigst ein unscheinbarer Wagen angespannt, und es fuhren der Prinz mit der Prinzessin und der Gräfin A. Haake zum Brandenburger Tor, um zu mir zu fahren und sich dort zur weiteren Fahrt vorzubereiten. Unglücklicherweise wußten weder der Prinz noch die Gräfin sich meiner Hausnummer in der Potsdamer Straße zu erinnern, und so schlug die Gräfin vor, nach dem Karlsbade zum Geheimen Rat v. Schleinitz zu fahren. Dies geschah. Vor der Wohnung des Geheimen Rats Schleinitz öffnete der Major v. Vincke-Olbendorf höchst unerwartet den Wagenschlag, und nun ergab sich, daß Vincke, der sich stets in alles mischte, die Abfahrt des Prinzen bemerkt hatte und sogleich hinten auf den Bediententritt gesprungen war, um das weitere zu beobachten. Im Karlsbade wurde nun schleunigst aus Toilettegegenständen des v. Schleinitz und aus einer Weste von Vincke eine Art Zivilkostüm für den Prinzen hergestellt, das toll genug ausgesehen

haben muß, da der Prinz doch groß war und Schleinitz höchstens Militärgröße hatte.

Der Prinz fuhr allein nach Spandau, wo er spät ankam und vorläufig im „Schwarzen Bären" abtrat und gleich zum Oberst v. Döring, Kommandeur des Garde-Reservebataillons, schickte, um durch diesen in die Zitadelle zu kommen, die für alle Zivilisten unzugänglich war, weil der Staatsschatz, unter Aufsicht des Ministers v. Thiele, bewacht durch zwei Bataillone des Alexander-Grenadierregiments, auf dem Hof der Zitadelle unter freiem Himmel aufgestapelt lag.

Der Prinz blieb den zwanzigsten in der Zitadelle, während die Vorbereitungen zu seiner Weiterbeförderung nach der Pfaueninsel gemacht wurden. An diesem Tage traf auch der Major v. Königsmark, persönlicher Adjutant des Prinzen, der von Potsdam nach Spandau hinübergeritten war, ein, um die Befehle des Prinzen einzuholen und denselben für alle Fälle mit Geld zu versehen. Während Königsmark noch beim Prinzen war, kam aber auch schon wieder der persönliche Feind, der ewige Vincke, an und überbrachte eine Kabinettsorder, durch welche Königsmark aus dem Dienste entlassen und von der Person des Prinzen entfernt wurde, — kein Zweifel, daß Vincke selbst diese Kabinettsorder erwirkt hatte.

Am einundzwanzigsten folgte nun die Überführung des Prinzen nach der Pfaueninsel: Ein als Bauernjunge verkleideter Offizier (Leutnant v. Tiedgen) kam mit einem gewöhnlichen mit Strohgesäß versehenen Bauernwagen nach der Zitadelle und fuhr den Prinzen an die Havel bei Pichelsdorf, von wo aus ihn zwei als Fischer verkleidete Offiziere (Leutnant Rhode) in einem Nachen zur Pfaueninsel ruderten.

Vorbereitungen zur Flucht und Abreise

Den 22. März, gegen 1 Uhr, kehrte ich eben von der Potsdamer Gewehrfabrik zurück, wohin ich von General v. Prittwitz geschickt worden war, um Rücksprache wegen Bewaffnung der Zöglinge der Artillerieschule zu nehmen, als ich von dem Erzieher des Kronprinzen, Dr. Curtius, angehalten wurde, der mir einen mit Bleistift geschriebenen Zettel des Prinzen vorzeigte, welcher nachstehendes enthielt: „Der König hat mich mit einer Mission an die Königin von England beauftragt. Sie sollen mich begleiten; besorgen Sie Pässe auf den Namen der Gebrüder O., sowie Waffen. — Schicken Sie meine und Ihre Dienerschaft mit der Hauptbagage nach Hamburg per Eisenbahn und finden Sie sich heute abend 8 Uhr in Zivil zur Abreise an der Glienicker Brücke ein!"

Es war eine schwierige Sache, in so kurzer Zeit so viel zu besorgen, um so mehr, als ich weder Paradesachen, wie ich sie am englischen Hof brauchte, noch Zivilkleider bei mir hatte. Indessen mußte man doch durch, und so fing ich damit an, daß ich Dr. Curtius ersuchte, die Dienerschaft des Prinzen in Streits Hotel nach Hamburg zu senden, wo ich dieselbe treffen würde. Darauf eilte ich nach Hause (ich wohnte mit meiner Familie bei meinen Schwiegereltern) und bat meine Frau, sogleich nach Berlin zu fahren und aus unserer dortigen Wohnung meine Paradesachen zu holen. Meine Frau, die, wenn Not am Mann ist, viel Energie besitzt und

den Kopf auf dem rechten Fleck hat, war, obgleich tief erschüttert, doch gleich bereit, meinem Verlangen zu willfahren und führte ihren Auftrag auch glücklich durch, ungeachtet sie mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, indem an diesem Tage die sogenannten Märzhelden bestattet wurden und Berlin in großer Aufregung war.

Inzwischen eilte ich zum General v. Prittwitz, behufs der erforderlichen Meldung, und zum Oberpräsidenten, um den auf Gebrüder Wilhelm und August O. lautenden Paß zu besorgen. Waffen konnte ich nicht mehr beschaffen, hielt sie auch nicht für nötig, da sie unter Umständen Verdacht erregen konnten.

Jetzt, bei der Popularität, deren der König sich erfreut, kann man sich kaum denken, daß alle diese Maßregeln notwendig waren; allein man muß sich in die damalige Zeit versetzen, sich die furchtbare, an Wut grenzende Aufregung, die in den Massen gegen den Prinzen von Preußen herrschte, vergegenwärtigen, und darf dabei nicht vergessen, daß bei der Schwäche der Regierung das ganze Staatsleben wie ein ruderloses, den Wogen eines stürmischen Meeres preisgegebenes Schiff war, daß niemand eigentlich wußte, was er sollte und durfte, und daß es nur selten Charaktere gibt, die Energie genug besitzen, um in solchen Zeiten ein selbständiges Handeln zu verfolgen.

Man denke sich nur, daß man damals die königlichen Kinder (Kronprinz und Prinzessin Luise) im Königlichen Schloß, mitten in einer starken und gewiß treuen Garnison, nicht für unbedingt sicher hielt, sondern sie mehrere Nächte des Abends heimlich bei zuverlässigen Privatpersonen unterbrachte.

Meine Frau kam bald nach 6 Uhr aus Berlin mit den nötigen Sachen. Ich legte Zivilkleider an, rasierte mir den Bart ab, steckte einige hundert Taler Geld ein, borgte mir von meinem Schwiegervater einen alten Mantel und eine Mütze und wies meinen Bedienten an, mit den Sachen am andern Tag nach Hamburg zu fahren und in Streits Hotel mich zu erwarten. Etwa um ½8 Uhr holte mich der Hofmarschall, Graf Pückler, ab, ich nahm einen kleinen Reisesack mit etwas Wäsche, und beide schritten wir der Glienicker Brücke zu, in der Nähe des Bootsplatzes, zum Rendezvous. Hier fanden wir einen kleinen halbverdeckten Wagen, so wie ihn damals die Commis voyageur hatten, vor welchen zwei Ackerpferde des Hofgärtners von Babelsberg gespannt waren, und bald fand sich auch der Prinz ein. Gewöhnliches Zivil, abrasierter Bart, in Begleitung des Kammerdieners Krug. Der Prinz war tief ergriffen — es war sein Geburtstag —, nahm unter Tränen von Graf Pückler Abschied, ausrufend: „Was habe ich getan, daß ich so mein Vaterland verlassen muß; wie ist es möglich, daß ein so treues Volk auf solche Irrwege geleitet wird!"

Es war etwa ½9 Uhr abends, als wir abreisten. Wir fuhren um Potsdam herum, erreichten die Nauener Chaussee bei der russischen Kolonie und gelangten glücklich nach Nauen, wo ich zu meiner Freude zwei Extrapostpferde erhielt.

Die Zeit vor der Abfahrt von Nauen benutzte ich, um den Prinzen, der in dem Paß als Wilhelm O. (der Name meines ältesten Bruders) aufgeführt war, einigermaßen mit seinen neuen Familienverhältnissen bekanntzumachen, um nötigenfalls Rede und Antwort geben zu können. Wir kamen ferner überein, uns nur Wilhelm und August anzureden.

Ohne Hindernisse ging die Reise weiter bis Perleberg, wo wir gegen ½7 Uhr ankamen, um dort in dem an der Chaussee gelegenen Gasthof zum Fürsten Blücher Kaffee zu trinken, während die neuen Pferde herbeigeholt wurden. Der Prinz hatte gegen mich ganz bestimmt ausgesprochen, daß er nicht an der Post vorfahren wolle, wo er von früherher zu sehr bekannt war.

Während wir unser Frühstück mit gutem Appetit verzehrten, kam ein Postbeamter in Begleitung eines anderen jungen Mannes in unser Zimmer und frug mich, ob ich der Herr sei, der die Extrapost nach Grabow bestellt hätte. Ich erwiderte: „Jawohl. Sind denn Schwierigkeiten in Verabfolgung der Pferde vorhanden?" Der Postbeamte sagte: „Nein! Allein bei der Eisenbahnbeförderung kommen Extraposten selten vor, und daher ist deren Gestellung nicht mehr so prompt wie früher; ich werde aber die Hersendung der Pferde sogleich veranlassen." Kaum war der Beamte fort, so sagte der Prinz: „Der Mensch hat mich erkannt, kommen Sie, wir wollen vorausgehen, der Wagen kann nachkommen." Ich instruierte hiernach den Kammerdiener Krug, und nun gingen wir bei wunderschönem Frühjahrswetter langsam auf der Chaussee nach Grabow voraus. Wir mochten etwa eine Viertelstunde weit gegangen sein, als der Prinz anfing, unruhig zu werden und die Vermutung aussprach, daß in Perleberg etwas vorgefallen sein müsse, und er wolle dahin zurück. Wir kehrten um und sahen bald den Kammerdiener Krug atemlos uns entgegenlaufen und ausrufen: „Königliche Hoheit, in Perleberg ist alles in Aufruhr, das Volk will den Wagen nicht fortlassen und behauptet, derselbe gehöre dem Prinzen von Preußen, der das Land verlassen wolle, und das dürfte nicht sein. Man hat mich schon examiniert, wer ich sei. Ich bemerkte: Ein Lohndiener aus Berlin, der mit den Gebrüder O. nach Hamburg reise. Letztere wären bei dem schönen Wetter zu Fuß vorausgegangen, ich wolle aber gleich einen der Herren behufs der Legitimation zurückholen! — Das waren böse Nachrichten. Der Prinz durfte selbstredend nicht nach Perleberg zurück, und daher beschloß ich, allein zurückzugehen und zu versuchen, den Wagen aus den Händen der Perleberger zu befreien. Ich konnte dies am allerbesten, da ich derjenige war, der bei dem möglicherweise bevorstehenden Verhör die natürlichste Rolle zu spielen hatte, während der Prinz bei seiner Eigentümlichkeit gleich demaskiert worden wäre. Bevor wir uns trennten, kamen wir noch dahin überein, daß der Prinz mit Krug etwa 400 Schritte seitwärts der Chaussee nach Grabow fortgehen solle, wo ich ihn dann mit dem Wagen aufnehmen könne.

Ich kehrte also um und überlegte mir chemin faisant, was ich über den Zweck unserer Reise sagen wollte; beschloß aber dreist, als Beschwerdeführer wegen der verweigerten Postpferde aufzutreten und in keiner Weise klein beizugeben. Ich untersuchte meine Tasche und mein Portefeuille, ob sich irgendwie ein Blatt Papier, das uns bei etwaiger Arretierung kompromittieren konnte, versteckt hätte, und mußte leider bei dieser Gelegenheit einen Brief der Prinzessin, der mir am Morgen von Krug übergeben worden war und in welchem dieselbe mir schrieb, in welcher Weise ich auf den Prinzen wirken solle und daß ich unter allen Umständen eine Reise nach Petersburg hindern möchte, vernichten. Als ich mich der Stadt näherte, steckte ich mir eine Zigarre an, um völlig gleichgültig zu scheinen; noch näher gekommen,

sah ich allerlei Volk um den vor dem Wirtshaus stehenden Wagen, und sogleich kam mir ein kleiner Mann entgegen mit der Frage, ob ich der Herr sei, der Extrapost nach Grabow bestellt hätte. Ich erwiderte: „Jawohl! und ich muß mich sehr wundern, daß mir jetzt die Verabfolgung der Pferde verweigert wird, wie mir der Lohndiener sagt, um so mehr, als mir selbst der Postbeamte im Gasthof gesagt hat, daß ich Pferde bekommen würde. Mein Bruder und ich haben Geschäfte in Hamburg und wollten in Grabow die Eisenbahn nehmen. Durch den Aufenthalt, der uns jetzt ganz ungerechtfertigt verursacht worden ist, werden wir den Zug in Grabow verfehlen, und bei dem Schaden, der uns daraus erwächst, werde ich mich genötigt sehen, eine Klage gegen den betreffenden Postbeamten anzustrengen." Der kleine Mann sagte darauf, daß der Postbeamte sehr unrecht gehandelt habe, denn es existiere seitens des Ministeriums in Berlin das strengste Verbot, daß niemand Pferde in das Ausland ohne vorangegangene Legitimation bekommen solle. Grabow aber liege schon in Mecklenburg, und daher müsse er in seiner Eigenschaft als Polizeisekretär um meinen Paß bitten. Ich erwiderte: „Wenn Sie weiter nichts wollen, hier ist mein vollständig gültiger Paß!" Der Kleine nahm den Paß, las ihn, sah mich an, las wieder und rief auf einmal aus: „Ach, Sie sind gewiß ein Bruder des Oberregierungsrats O. aus Potsdam; die Ähnlichkeit mit diesem ist unverkennbar. Wer ist der andere Herr, der vorausgegangen ist?" Ich sagte ihm, daß es ein anderer Bruder von mir sei, der in Bremen wohne, und daß, wenn er den gesehen hätte, er ihn sicher an der Ähnlichkeit mit mir erkannt hätte. Ich hatte nämlich damals sehr große Ähnlichkeit mit dem Prinzen, was schon in Petersburg und Wien zu allerlei Mißverständnissen Anlaß gab.

Der Kleine fand alles richtig, und sich zu den Umstehenden wendend, sagte er: „Nein, nein, das sind ganz ordentliche Leute, ich werde die Pferde sogleich holen lassen." Die Umstehenden entfernten sich nun; während die Postpferde geholt wurden, frug ich den kleinen Mann: „Aber sagen Sie mir, wie kommen die Menschen auf den komischen Gedanken, daß ich der Prinz von Preußen sei und in einem solchen Wagen reisen würde?" „Ja", erwiderte er, „sehen Sie nur selbst", und einen Nachtsack umkehrend zeigte er mir auf der Lederseite in großen Buchstaben: Prinz von Preußen!

Dies hätte mich bald außer Fassung gebracht; ich faßte mich und sagte lachend: „Der Nachtsack gehört mir, ich habe ihn von meinem Bruder (wir sind viele Brüder), der längere Zeit Generalstabsoffizier des Prinzen war, geborgt. Wahrscheinlich ist die Adresse des Prinzen einmal bei einer Reise zur allgemeinen Bezeichnung der Bagage daraufgesetzt worden; ich habe es bisher selbst nicht gewußt!"

Hiermit endete die fatale Geschichte, das Publikum verlief sich, und ich trieb den Postillon zur Eile an, so schnell wie möglich zu fahren, um meinen Bruder einzuholen.

Die Grabower schöpfen Verdacht

Wir fuhren und fuhren und trafen den Prinzen nicht; ich ließ alle tausend Schritte anhalten und rief mit aller Kraft der Lungen: „Wilhelm — hier!" —

allein keine Antwort. Der Postillon fing an, den Kopf zu schütteln und meinte, es wäre doch unmöglich, auf der Chaussee sich zu verirren, worauf ich erwiderte, mein Bruder möchte vielleicht müde geworden und irgendwo an der Chaussee eingekehrt sein. Dies schien dem Postillon einleuchtend, allein den Prinzen trafen wir nicht. Je mehr wir uns Grabow näherten, desto größer wurde meine Angst um ihn, und ich fing an zu überlegen, was zu tun sei, wenn ich ihn auf der Chaussee nicht treffen sollte. Da wir zuvor beschlossen hatten, in Grabow die Eisenbahn zu nehmen, so war der natürliche Rendezvouspunkt der Bahnhof in Grabow.

Dorthin fuhr ich und erkundigte mich, ob ein Herr, so und so aussehend, auf dem Bahnhof angekommen wäre. Allein überall erhielt ich eine verneinende Antwort. Ich bat nun die Leute, den Herrn, der mein Bruder sei, zu benachrichtigen, daß ich bald nach dem Bahnhof zurückkehren würde, einstweilen aber in die Stadt gegangen wäre, um ihn dort zu suchen. Ich begab mich nun nach den zwei Toren der Stadt, zog dieselben Erkundigungen ein wie auf dem Bahnhof, erhielt dieselbe Antwort und bat nun auch die dortigen Torbeamten, meinen Bruder, wenn er käme, zu benachrichtigen, daß ich auf dem Bahnhof sei. Weiter ließ sich nun nichts tun, da Grabow der einzige Punkt war, wo ich den Prinzen erwarten konnte. Eine nochmalige ruhige Überlegung und eine Vergleichung der Zeit machte mir klar, daß der Prinz vor zwei Stunden nicht gut eintreffen könnte.

Unterdessen war es 1 Uhr und ich sehr hungrig geworden. Da an dem Marktplatz von Grabow gerade ein Wirtshaus lag, ich glaube „Stadt Hamburg", von dem aus ich alle Hauptwege übersehen konnte, so begab ich mich in dasselbe, um mich zu restaurieren. Es wurde gerade die Table d'hote angerichtet und ich vom Wirt aufgefordert, daran teilzunehmen, was ich annahm. Die Gesellschaft bestand aus etwa neun Personen, darunter der Wirt und zwei Gutsinspektoren. Während des Essens drehte sich das Gespräch in sehr aufgeregter Weise um die Berliner Verhältnisse, und namentlich zeigte sich der Wirt als ein Demokrat des reinsten Wassers. „Wie kann der Prinz von Preußen auf das Volk schießen lassen!" rief er aus. „Dafür muß ihn, wenn er gekriegt wird, der Teufel holen" usw. Andere Gäste frugen nun, wo der Prinz jetzt sei, worauf einer antwortete, man wisse es nicht, er sei auf der Flucht, man vermute auch, daß er durch diese Gegend kommen würde.

Ich nahm natürlich an dem Gespräch keinen Teil, so sehr ich auch von demselben betroffen wurde. Ich bemerkte ferner, daß ich anfing, der Gegenstand der Aufmerksamkeit der anderen Tischgäste zu werden, daß einzelne kamen, mich ansahen und wieder fortgingen. Alles das war verdächtig, allein ich durfte keine Besorgnis blicken lassen und gab mir daher Mühe, gleichgültig auszusehen, indem ich mein Mittagessen ruhig weiter verzehrte.

Auf einmal stand einer der Gäste auf, kam an mich heran und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, es hat sich hier das Gerücht verbreitet, daß der Prinz von Preußen in Grabow sei, und daß Sie der Prinz wären; es versammeln sich jetzt einige angesehene Bürger der Stadt, um Sie zu bitten, hierzubleiben!"

Obgleich sich nicht absehen ließ, was die Leute mit „hierbleiben" meinten, so fing die Geschichte doch an, mir sehr unangenehm zu werden; hauptsächlich, weil

ich in der Angst war, daß der Prinz jetzt angegangen oder angefahren kommen könne. Indessen war dabei nichts zu machen, und daher erwiderte ich ruhig lächelnd: „Ach nein, Sie erweisen mir zu viel Ehre, ich habe nicht den Vorteil, der Prinz von Preußen zu sein."

Darauf schrie der Wirt: „Der Vorteil ist nicht groß, und ich freue mich sehr, jetzt nicht in seiner Haut zu stecken!"

Ich erwiderte ihm, daß ich gerne glaube, daß seine Haut ihm besser passe als die des Prinzen; ich hätte aber nicht die Ehre, der Prinz von Preußen zu sein.

„Wer sind Sie denn?" rief der Wirt, worauf ich ihm ziemlich heftig antwortete: „Darüber habe ich nicht nötig, Ihnen Auskunft zu geben. Haben Sie Zweifel in betreff meiner Person, so lassen Sie die zuständige Behörde rufen, gegen die werde ich mich legitimieren, bei Ihnen esse ich bloß zu Mittag und werde mein Essen bezahlen." Inzwischen stand einer der Tischgäste auf, ein Inspektor dem Ansehen nach, kam an mich heran und sagte: „Ich kann bezeugen, daß Sie der Prinz nicht sind; ich bin ein Preuße, habe beim Alexander-Regiment gedient und hatte oft Gelegenheit, den Prinzen zu sehen. Sie haben allerdings große Ähnlichkeit mit ihm, und im Anfang bin ich im Zweifel gewesen, allein es ist doch ein Unterschied, und namentlich ist der Prinz größer wie Sie!"

Dies beruhigte die Gesellschaft; indessen mußte ich doch die Table d'hote, um keinen Verdacht zu erregen, aushalten, so schwer es mir auch wurde und so sehr mich auch die Besorgnis quälte, daß der Prinz plötzlich erscheinen könnte.

Endlich war das Essen beendigt, ich bezahlte und begab mich wieder nach dem Bahnhof hinaus.

Hier war es unterdessen lebendig geworden; es schien, als ob die Vögel die Kunde durch die Luft getragen hätten, daß der Prinz von Preußen erwartet würde. Eine gewisse Aufregung zeigte sich; Menschen kamen auf den Bahnhof, sahen mich von der Seite an und gingen wieder fort ohne Motiv — Anzeichen, die mir sehr fatal waren. Plötzlich sah ich den Prinzen mit Krug auf einem Bauernwagen angefahren kommen; ich ging ihm rasch entgegen und rief ihm in Gegenwart der Leute zu: „Herrgott, Wilhelm, wo hast du gesteckt? Ich habe an der Chaussee gesucht und gesucht und lebe seit zwei Stunden in einer fürchterlichen Angst um dich!"

„Ja," erwiderte er, „ich habe ungefähr zwei Meilen von hier einen Richtweg einschlagen wollen und mich dabei verirrt. Zum Glück habe ich in einem naheliegenden Dorfe diesen Wagen, der mich hierhergebracht, bekommen."

Ich sagte nun laut: „Der Zeitverlust ist sehr übel, der Zug nach Hamburg längst fort, und wir müssen nun hier bis zum Abendzug, d. h. bis 6 Uhr, bleiben." Als der Prinz abgestiegen war, sagte ich ihm heimlich, daß seine Ankunft vermutet würde, und wir hier unmöglich bleiben könnten, worauf er den Wunsch äußerte, nach Ludwigslust zum Herzog Gustav von Mecklenburg zu fahren.

Ich ging nun zu dem Bauernjungen, der den Prinzen gefahren hatte, schenkte ihm zwei Kreuzer Trinkgeld und frug ihn, ob er nicht vor meinem Wagen vorspannen und mich noch eine Meile bis Ludwigslust fahren wolle, ich würde ihm dann noch zwei Kreuzer schenken. Der Junge ging sehr gern auf diesen Vorschlag ein, spannte um, und wir beeilten uns, abzufahren, herzlich froh, dem Neste Grabow

glücklich entkommen zu sein. Auf der Fahrt nach Ludwigslust erfuhr ich nun die Umstände, die den Prinzen veranlaßt hatten, sich von der Chaussee zu entfernen. Wie begreiflich, war ihm die Zeit, die ich zu den Verhandlungen in Perleberg gebraucht, lang geworden, und da er zugleich in der Entfernung einige Reiter auf der Perleberger Chaussee bemerkte, die in Eile heransprengten, so erwachte in ihm die Besorgnis, daß man mich arretiert habe und ihn verfolge. Er verließ daher die Chaussee, sah sich um und bemerkte seitwärts derselben in der Entfernung von einer Viertelmeile einen Kirchturm. Er sagte darauf zu seinem Kammerdiener: „Jetzt gehst du noch tausend Schritte längs der Chaussee fort und dann gerade auf den Kirchturm los, dort werden wir uns wieder treffen." Der Prinz war gerade auf den Kirchturm querfeldein zugegangen, hatte über Gräben springen, durch nasse Wiesen waten und über Hecken klettern müssen, war aber doch glücklich und ungefähr zur selben Zeit mit Krug an dem Rendezvousplatz angekommen. Hier erkundigten sie sich nach dem Namen des Dorfes, und da entsann sich der Prinz, daß er früher einmal in der Umgegend der Ortschaft auf einer Jagd gewesen wäre und bei dieser Gelegenheit den Prediger des Orts als einen sehr braven Mann hatte erwähnen hören. Er begab sich zu demselben und sagte ihm geradeswegs: „Ich bin der Prinz von Preußen, befinde mich in der Verlegenheit und bitte Sie, mich möglichst heimlich nach Grabow ins Mecklenburgische zu schaffen."

Man kann sich das Erstaunen des würdigen Geistlichen bei dieser Mitteilung denken; indessen war er doch gleich zur Hilfe bereit. Er äußerte gegen den Prinzen, daß es ihm nicht ratsam scheine, einen Wagen nach Grabow in dem Dorfe zu nehmen, weil dasselbe der Chaussee zu nahe liege und man, wenn wirklich eine Verfolgung eingetreten wäre, die Spur zu leicht auffinden könne. Er hätte einen Bruder, der Förster wäre und der etwa eine halbe Meile vom Dorfe in seinem Forsthause wohne; zu dem wolle er ihn persönlich auf einem Fußpfad bringen. Sein Bruder habe ein Gespann und würde natürlich gerne bereit sein, den Prinzen auf Schleichwegen durch den Wald nach Grabow fahren zu lassen. Dieser Vorschlag wurde vom Prinzen akzeptiert, infolgedessen er dann glücklich, wie schon gesagt, in Grabow anlangte.

Rechtzeitig gewarnt

Es war 4 Uhr nachmittags, als wir in der außerhalb gelegenen Villa des Herzogs Gustav in Ludwigslust anlangten. Derselbe war natürlich sehr überrascht, den Prinzen in einem solchen Aufzuge bei sich ankommen zu sehen; allein wenige Worte genügten, um ihn au fait der Verhältnisse zu setzen, und sogleich wurden die nötigen Maßregeln für unsere Weiterreise getroffen. Es wurde beschlossen, die Bahn nicht in Ludwigslust zu nehmen, sondern in Hagenow, weil der Bahnhof in ersterem Ort zu frequentiert wäre. Dagegen sollte der Geschäftsführer des Herzogs mit unserem Wagen und dem Kammerdiener Krug per Eisenbahn nach Hagenow fahren, dort ein Kupee für uns nehmen und alles so herrichten, daß wir bei unserer Ankunft daselbst sogleich unser Kupee besteigen könnten. Der Herzog wollte uns dazu mit einem leichten Wagen per Landweg nach Hagenow fahren lassen. Diese Einrichtung war für uns sehr bequem, und die einzige Schwie-

rigkeit war nur die, uns so einzurichten, daß wir den Bahnzug nicht abermals versäumten und doch auch nicht zu früh kamen, um nicht nötig zu haben, lange auf dem Bahnhof zu verweilen. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wäre dies nicht schwer, allein in der damaligen aufgeregten Zeit kamen die Züge höchst unregelmäßig, außerdem beträgt die Entfernung von Ludwigslust bis Hagenow drei Meilen, von denen nur etwa dreiviertel Chaussee.

Nachdem wir uns beim Herzog noch durch ein vortreffliches Mittagessen gestärkt hatten, fuhren wir um 6 Uhr abends ab. Der Kutscher ließ seine Pferde tüchtig auslaufen, so daß wir kurz vor 8 Uhr abends, und als eben der Zug in Hagenow angekommen war, denselben besteigen konnten. Auf dem Bahnhof herrschte viel Unruhe, und viele rannten hin und her, allein da unser Kupee nicht erleuchtet war und der Prinz ganz im Hintergrund im Dunklen saß, so erregte es ferner keine Besorgnis bei mir.

Wir fuhren ab und erreichten die erste Station. — Während des ziemlich langen Aufenthalts auf derselben kam ein Herr an unser Kupee heran, fixierte mich (ich saß auf der Perronseite und also im Lichte) und sagte zu mir: „Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der Prinz von Preußen auf dem Zuge sei! Entschuldigen Sie, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, ob der Prinz von Preußen wirklich auf dem Zuge ist?" Ich erwiderte, daß ich es nicht wüßte. Er sagte weiter: „Es ist nicht leere Neugier, die mich zu dieser Frage drängt, sondern der Wunsch, den Prinzen vor großem Unglück zu bewahren. Ich bin der Baumeister Fritze der Hamburger Eisenbahn und ein loyaler Untertan des Königs, und möchte gerne alles tun, um die Sicherheit des Prinzen zu fördern. In Hamburg versammeln sich bei jedem aus Berlin kommenden Zuge Tausende von Menschen, meist den unteren Ständen angehörig, auf dem Bahnhof, die alle auf den Prinzen, der, wie verlautet, durch Hamburg kommen soll, warten. Es herrscht unter diesen Leuten eine große Erbitterung gegen den Prinzen, und es werden die fürchterlichsten Drohungen gegen denselben ausgesprochen. Wenn nun der Prinz dort erscheinen und erkannt werden sollte, so ist gar nicht abzusehen, zu welchen Exzessen gegen die Person des Prinzen die wütende Masse sich verleiten lassen könnte. In meiner Eigenschaft als Beamter der Bahn kann ich aber den Prinzen durch ein Seitenpförtchen, wo ihn niemand erwartet, hinausführen, so daß er unangefochten irgend ein kleines Wirtshaus erreichen kann!"

Ich erwiderte dem Herrn von neuem, daß ich wirklich nicht wüßte, ob der Prinz auf dem Zuge sei, daß ich aber denselben sehr gut kennen würde und daher auf der nächsten Station die Kupees durchspähen wolle, wo ich dann gewiß entdecken würde, ob der Prinz auf dem Zuge wäre. Sollte es der Fall sein, so wolle ich sogleich den Baumeister davon benachrichtigen, er möge mir nur sagen, in welchem Kupee ich ihn finden könne. Er empfahl sich und wir fuhren ab.

Es trat nun eine Beratung zwischen dem Prinzen und mir ein über das, was zu tun und ob dem Herrn zu trauen sei. Beide waren wir der Meinung, daß das Wesen desselben den Stempel der Aufrichtigkeit trüge. Dazu kam noch der Umstand, daß ich als Mitglied des Verwaltungsrates der Hamburger Eisenbahn mich entsann, Baumeister Fritze als einen sehr braven Mann nennen gehört zu

haben. Dies alles veranlaßte den Prinzen, demselben zu vertrauen. Es wurde nun weiter die Frage aufgeworfen, ob es nicht ratsam sei, nur bis Bergedorf mit der Eisenbahn zu fahren. Nach Hamburg zu fahren hatte manches Bedenkliche, denn wenn wir auch den Bahnhof heimlich verlassen konnten, so war dies doch mit unserem Wagen nicht gut möglich, und durch letzteren konnte unsere Spur leicht verfolgt werden. Blieben wir in Bergedorf, so konnten wir den nächsten Morgen in aller Frühe mit gemieteten Pferden entweder nach Hamburg oder um die Stadt herum nach Altona, oder über den Zollenspieker nach Harburg fahren, um so von unserer Spur abzuleiten. In Bergedorf hatten wir auch den Vorteil, etwas über den Abgang des Dampfboots nach London zu erfahren. Wir blieben also in Bergedorf.

Demgemäß suchte ich auf der nächsten Station den Baumeister auf, teilte ihm mit, daß ich den Prinzen wirklich entdeckt hätte und lud ihn ein, behufs weiterer Besprechungen sich mit mir in mein Kupee zu setzen. Er tat dies, ich stellte ihn dem Prinzen, der im Dunklen saß, vor, und es wurde nun verabredet, daß der Baumeister in Bergedorf unsern Wagen abhängen lassen und uns daselbst nach einer Wirtschaft führen sollte, wo wir einige Stunden ruhen konnten, um dann das weitere zu beschließen.

Wir kamen erst nach 10 Uhr in Bergedorf an, wo alles laut Verabredung erfolgte. Wir kamen erst nach 12 Uhr in Bergedorf zum Teetrinken und danach zur Nachtruhe. Erst bei dem Gange von dem Bahnhofe nach dem Wirtshause konnte ich den Baumeister überzeugen, daß ich nicht der Prinz sei, sondern der andere Herr; bisher hatte er geglaubt, daß wir absichtlich die Rollen vertauscht hätten.

(Fortsetzung folgt)



Lebensbaum · Von Fritz Köpp

Immer liegt der Schoß der schwarzen Erde
In Erwartung, daß es Frühling werde.

Jede Blume sucht sich zu entfalten,
Um der Sonne reinstes Licht zu halten.

Sommer schenkt das Gold mit vollen Händen,
Freude lächelt selig im Verschwenden.

Doch die Blüte will zur Frucht sich reifen,
Und die Frucht die Schale streifen, — —

Und es wird ein Segen sein.





Die goldenen Ohrringe

Novelle von Marius Möller

„Amalie Skov! — Fräulein Skov! Kommen Sie her! Ich muß Sie unbedingt sehen."

„Hat es denn solche Eile, Herr Kandidat? Können Sie mich denn keinen Augenblick länger entbehren?"

„Nein, unmöglich! Unaufschiebbare Geschäfte zwingen mich zu diesem Wunsch."

„Ha, ha!"

Der Hochschullehrer und Kandidat der Theologie Herr Sören Vidstrup saß im Wohnzimmer der Hochschule und führte mit tiefem Baß die oben angeführte Unterhaltung mit der Haushaltungsschülerin Amalie Gudmundsen Skov, die unten in der Küche stand und mit ihrer klaren Altstimme antwortete.

Die Tür zwischen Küche und Wohnzimmer war nur angelehnt; einen Augenblick später ging sie ganz auf, und Fräulein Skov trat ins Wohnzimmer. Sie war schlank und dunkel, eine etwas herausfordernde, selbstbewußte Schönheit. Ihr Anzug war stilvoll, zierlich und sauber und trug keine Spuren vom Umgang mit Kochtöpfen und Küchengeräten. Sie hatte die Ärmel bis zum Ellbogen aufgestreift; Arme und Hände waren fein und weiß. An den Fingern trug sie verschiedene Ringe, und in den Ohren baumelten zwei schwere, altmodische Goldgehänge.

„Was sind das denn für iuteressante und unaufschiebbare Geschäfte, die meine Anwesenheit erfordern, Herr Sören Vidstrup?" lachte sie.

„Wer hat von ‚interessanten' Geschäften gesprochen?"

„Das hört man doch an Ihrer Stimme."

„Ihr Verlobter hat mir erzählt, daß Sie ein ganzes kleines Vermögen in den Ohren herumtragen."

„Ja, fünfzig Kronen in jedem." Sie warf den Kopf zurück, daß die Ohrgehänge klirrten.

„Ah, darf ich sie mir einmal ansehen? Kommen Sie doch etwas näher!"

Sören Vidstrup saß am Fenster. Amalie Skov trat lächelnd dicht an ihn heran.

„Es ist ein alter Familienschmuck. Mutter trug ihn in ihrer Jugend."

„Kann man sie abnehmen?" fragte Vidstrup mit verschmitztem Lächeln.

„Natürlich, sie sind ja nicht an den Ohren festgeschmiedet.“ Sie nahm den einen Ring heraus und legte ihn in seine Hand.

„Ach, lassen Sie doch sehen, ob beide ganz gleich sind!“ bat er.

Sie nahm den andern auch heraus und ließ ihn auf den ersten fallen. „So gleich wie zwei Wassertropfen“, sagte sie, indem sie ihn fallen ließ.

„Nun bekommen Sie sie aber nicht wieder!“ — Er steckte die Hand hinter den Rücken und sah sie triumphierend an. — „Ihr Verlobter kann das Gebimmel nicht leiden; Sie tragen es nur, um ihn zu ärgern, sagt er.“

„Das sagt er, der dumme Kerl“, lachte sie ein wenig gereizt. „Und nun haben Sie ein Komplott mit ihm geschmiedet, um mich armes, unschuldiges Mädchen zu hintergehen! — Es ist nebenbei gar nicht wahr — ich trage sie nur, weil sie — etwas so Aristokratisches haben. Aber behalten Sie sie nur, ich hoffe nicht, daß ich sie jemals nötig haben werde. Und wenn er sich daran ärgert, daß ich sie trage, wäre es ja auch unrecht.“

Sören Vidstrup steckte die Ohrringe in die Tasche, stand hastig auf, schwenkte Fräulein Skov lustig im Kreise herum und sagte:

„Weiberlist ist behende, aber Männerlist ist ohne Ende.“

„Ja, ich werde ein ernstes Wort mit Henrik reden, darauf kann er sich verlassen“, sagte sie, sich beleidigt stellend. „Er soll mir den Schmuck doppelt ersetzen, — einmal den tatsächlichen Wert, und einmal, weil er so hinterlistig vorgegangen ist.“

„Und wenn Henrik nun nicht will?“

„Henrik will alles, was ich will; er ist der beste aller Menschen.“

„Wenn das dazu nötig ist, werde ich mich, glaube ich, nicht verloben.“

„Sie bekommen auch sicher niemand, so garstig wie Sie sind“ — und lachend lief sie zur Tür hinaus.

Sören Vidstrup sah ihr nach, bis die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, dann ließ er ein kurzes, munteres Lachen hören und ging herüber in sein Zimmer, nahm ein altes rotes Etui heraus, legte die Ohrringe hinein und versenkte sie dann tief in einer Schublade seines Schreibtisches.

„Da sind sie vorläufig gut aufgehoben“, sprach er bei sich, indem er den Schlüssel in die Tasche gleiten ließ. „Möchte sie sie nie wirklich nötig haben, so frisch und fröhlich sie jetzt ist! Es wird mir Spaß machen, Tang zu erzählen, wie ich seine Verlobte bei den Ohren gehabt habe.“

Dann steckte Sören Vidstrup seine Pfeife an und versank in Nachdenken über seinen Freund Henrik Tang. — — —

Henrik Tang war vor einigen Jahren Förster in der benachbarten Grafschaft geworden. Er war frisch wie der Wald, in dem er seine tägliche Arbeit hatte, lebhaft und von sympathischem Wesen, aber etwas willensschwach, besonders wo es sich um Amalie handelte.

Der Verkehr mit der Hochschule sagte ihm zu, und er wurde dort bald ein häufiger Gast. Er hatte viel gesellige Talente, und keiner war zur Unterhaltung der Schülerinnen besser zu gebrauchen als er. Er hatte die Gabe, sich den Menschen leicht anzuschließen; und auf der Hochschule schloß er sich vorzugsweise Kandidat Vidstrup an.

Ein Jahr nachdem Henrik Tang sich in der Nachbarschaft niedergelassen hatte, verlobte er sich mit Amalie Skov. Sie war die einzige Tochter eines kleinen Beamten in einem nahgelegenen Städtchen; und die Eltern hatten alles, was sie an Liebe und Mitteln besaßen, für sie geopfert. So war sie eine üppige, durch Pflege und Verzärtelung anspruchsvolle Treibhausblume geworden.

Tang war ganz hingerissen von seiner Prachtblume, wünschte aber doch, daß sie nicht nur zum Ansehen, sondern auch zum Nutzen da wäre. Zugleich hatte er auch den Wunsch, Amalie möchte sich in den Kreisen der Hochschule einleben, wie er es selbst getan hatte. Darum brachte er sie als Haushaltungsschülerin auf der Hochschule unter und bat in aller Stille den Vorsteher sowie Kandidat Vidstrup, ihr die „städtischen Unarten“ ganz leise und allmählich abzugewöhnen. — — —

Wenige Stunden nachdem die goldenen Ohrringe in Sören Vidstrups tiefsten Geheimfächern verschwunden waren, fand der Förster sich zu seinem gewohnten Abendbesuch ein. Er ging, wie gewöhnlich, zuerst zu Vidstrup, der ihm gleich vom Raube erzählte, den er begangen hatte, womit Tang sehr einverstanden war.

„Behalte die Ohrringe nur“, lachte er. „Bei dir sind sie sicher; hätte ich sie in Gewahrsam, würden sie — fürchte ich — in spätestens acht Tagen wieder in ihren Ohren bimmeln!“

„Du scheinst wirklich deiner Zukünftigen gegenüber recht schwach zu sein“, neckte Vidstrup. „Hast du denn nie gehört, daß das Weib dem Manne untertan sein soll?“

„Untertan!“ rief Tang — „nein, mit dem Schnack läßt sich bei uns nichts ausrichten! Ich kann mir die Torheit nicht denken, die ich ihretwegen nicht begehen würde — solch ein süßes, unwiderstehliches Närrchen, wie sie ist.“

„Na, na, na!“ ermahnte Sören Vidstrup. „Vergiß nicht, daß du ein erwachsener Mann bist.“

„Du weißt nicht, was es heißt, verliebt zu sein, mein Freund“, gab Henrik Tang zurück. „Und außerdem bist du Theologe.“ — —

Etwas später fand Amalie sich ein. Der Verlobte wurde erst gescholten, dann geküßt, und schließlich wurde ihm die verheißene Buße auferlegt. Sie bestand in einer vierzehntägigen Tour nach Skagen während der Badesaison.

Er würde gerne eine Eisenbahn nach dem Mond angelegt haben und mit seiner flotten, verführerischen Donna im Salonwagen hinaufgefahren sein, wenn es möglich gewesen wäre. — —

Kandidat Sören Vidstrup und Fräulein Amalie Skov verließen, als die Ferien anfingen, an demselben Tage die Hochschule, — sie um zusammen mit ihrem Verlobten und für sein Geld die versprochenen und erträumten vierzehn Tage am Strande von Skagen zu verleben, er um drei Wochen seiner Ferien bei einem Pfarrer in der Nähe von Kopenhagen zuzubringen.

Sie kehrte wieder heim; aber er kam nicht wieder auf die Hochschule zurück.

Ebenso plötzlich wie überraschend wurde Sören Vidstrup als ordinierter Hilfsarbeiter bei einem Pfarrer in einem der ärmsten Quartiere der Hauptstadt angestellt. Sein bisheriges Amt an der Hochschule war nur interimistisch gewesen, konnte also jederzeit aufgegeben werden. Um Geld zu sparen, ließ er sich seine

Sachen schicken; so kam es, daß er weder vom Förster noch von seiner schönen Braut Abschied nahm.

Viele Schwierigkeiten mit ungewohnten Verhältnissen und eine Überlast an amtlichen Geschäften brachten es mit sich, daß Pastor Vidstrup während des ersten Jahres seiner neuen Tätigkeit an nichts weiter dachte als an sein Amt, und die aristokratischen Ohrringe von Fräulein Amalie Skov ganz und gar vergaß.

Eines Tages hielt er sie plötzlich in der Hand, und es fiel ihm mit Schrecken ein, daß er ihr schon längst ihr Eigentum hätte zurückschicken sollen. Nun sollte es aber morgen geschehen. Aber „morgen" hatte er fünf Begräbnisse und zehn Taufen, und übermorgen ebensoviel Arbeit von einer anderen Sorte — — und am nächsten Tage war es nicht besser. Und so ging ein ganzes Jahr darüber hin. Dann endlich wurden die Ohrringe nach der Hochschule geschickt.

Er packte sie in ein hübsches kleines Etui, und ins Etui legte er einen Zettel mit vielen Entschuldigungen und freundlichen Erinnerungen an alte Zeiten. — Zwei Tage später kam das Päckchen zurück mit dem Bemerken: „Adressatin verreist." Der Vorsteher der Hochschule teilte auf einer Karte mit, daß Förster Tang sich einen besseren Platz gesucht habe, um heiraten zu können, im Augenblick wisse man aber seinen Aufenthaltsort nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Diese kurze Mitteilung machte einen niederschlagenden Eindruck auf Sören Vidstrup. So schnell reißt der Mahlstrom des Lebens gute Freunde von unsrer Seite!

Mit dem Päckchen in der Hand saß er ein paar Minuten gedankenvoll da und versank in Erinnerungen an den herzensguten, willensschwachen Henrik Tang und seine schöne, verwöhnte Braut. Dann stand er auf, seufzte und versenkte die Ohrringe wieder tief in seine Schreibtischschublade.

„Dänemark ist ein kleines Land," dachte er. „Ich werde wohl einmal wieder mit ihnen zusammentreffen."

Und so vertiefte er sich in seine Arbeit unter den tausend Armen in der großen Stadt.

* * *

In Westjütland fand eine große kirchliche Versammlung statt. Pastor Vidstrup sollte reden und war zu dem Zwecke unterwegs. Er saß im Bahnhofsrestaurant in Fridericia und wollte eben eine kleine Erfrischung zu sich nehmen, als der Anblick eines Mannes, der in der Ecke des Saales saß, seine Aufmerksamkeit fesselte.

Der Mann beugte sich tief über seine Kaffeetasse, aber mitunter richtete er sich hastig auf und ließ seine Blicke flüchtig und scheu über die vielen Menschen hingleiten, um dann wieder in seine Tasse zu starren. Das ganze Betragen des Mannes hatte etwas Nervöses. Ein paar Herren in Uniform kamen in seiner Nähe vorbei; er richtete sich aus seiner geduckten Stellung auf und starrte ihnen mit erschrockenen Blicken nach.

Vidstrup konnte seine Augen nicht von ihm lassen, seine Mahlzeit hatte er ganz vergessen. — — Wo hatte er dies Gesicht denn schon gesehen?

Plötzlich sprang er von seinem Sitze auf und erschreckte die Umstehenden durch den lauten Ausruf: „Aber du großer Gott, das ist ja Henrik Tang!" Er

fuhr sich mit der Serviette über den Mund, warf sie über den Stuhlrücken und eilte auf den fremden Mann zu.

„Irre ich mich oder ist es Henrik Tang?“ rief er mit frohem Ton.

Der Mann sah auf, stutzte, als er Vidstrups Stimme erkannte, zog sich gleichsam erschrocken zurück und kniff die Augen zusammen. Dann reichte er Vidstrup die Hand und sagte mit schwermütigem Lächeln:

„Nein, du irrst dich nicht; ich bin dein alter Freund Henrik Tang.“

„Das ist schön, daß wir uns einmal wieder treffen. Wie geht es dir denn?“ Pastor Vidstrup drückte Tangs Hand und sah ihm fest in die Augen.

Der andre zögerte mit der Antwort, ließ die Blicke über seinen abgetragenen Anzug gleiten, und seine Hand brannte in der des Freundes.

„Ach danke, ich darf wohl nicht klagen“, kam es düster und etwas bitter von seinen Lippen, während er die Hand zurückzog.

Blitzschnell durchzuckte es Sören Vidstrup: — es mußte seinem Freunde etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Er war ein ganz andrer Mensch geworden. Seine hellen, offenen Augen waren scheu und trübe geworden; sein froher Ausdruck hatte sich verdüstert. Aber Vidstrup zwang sich, so zu tun, als sei es noch derselbe muntre, verliebte Forstmann, den er aus alten Tagen kannte.

„Du wohnst ja in Westjütland, wie ich höre. Ich reise eben zu einer Versammlung dorthin. Ich schlage vor, daß wir uns in dasselbe Abteil setzen, dann erzählst du mir, was du erlebt hast, seit wir uns trennten. Und von deiner Frau muß ich auch hören; du bist ja jetzt verheiratet.“

Tangs Züge verzerrten sich wie im Schmerz; aber dann sagte er plötzlich wie erleichtert: „Ich reise nicht nach Westjütland, ich wohne in Kopenhagen.“

„Ein Forstmann in Kopenhagen — — was hat das zu bedeuten?“

„Ich bin kein Förster mehr“, sagte Tang leise, und es trat ein feuchter Glanz in seine Augen.

„Was sagst du da, Tang?“ rief Vidstrup erschrocken. „Was hat dich denn bewogen, deinen geliebten Beruf aufzugeben?“

„Familienangelegenheiten“, erwiderte Tang kurz und lachte bitter.

Pastor Vidstrup wurde ganz unheimlich zumute. Er wollte nach Amalie fragen — ob sie lebte — ob — — aber in demselben Augenblick erscholl die Glocke des Portiers, und er rief: „Richtung: Odense, Seeland, Kopenhagen!“ — —

Henrik Tang sprang hastig auf und sagte Lebewohl, griff nach seinen Sachen und eilte dem Ausgang zu. Es schmerzte Vidstrup, zu merken, wie froh sein ehemaliger Freund war, ihm zu entwischen.

Als Tang fast schon die Tür erreicht hatte, fielen Vidstrup plötzlich die Ohrringe ein. Er lief hinter ihm her und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Henrik, mir fällt eben ein, daß ich noch ein Paar Ohrringe, die deiner Braut — verzeih — deiner Frau gehören, bei mir liegen habe. Das geht doch nicht. Gib mir deine Adresse, damit ich sie schicken kann.“

Ein wehmütiger Ausdruck breitete sich über Tangs Gesicht; er stand einen Augenblick ratlos da, dann sagte er: „Behalte sie nur vorläufig noch. Ich schicke dir einmal die Adresse.“ Dann schlüpfte er durch die Tür auf den Bahnsteig.

Sören Vidstrup sah ihm sinnend nach und bedauerte, daß sein Aussehen so schlaff, seine Haltung so gebückt geworden war.

* * *

Sobald Pastor Vidstrup nach Kopenhagen zurückgekehrt war, schrieb er an seinen früheren Prinzipal, den Vorsteher der Hochschule. Er mußte wissen, welches Unglück seinen alten, lebenslustigen Freund betroffen und ganz und gar verändert hatte.

Wenige Tage später kam die Antwort. Sie lautete:

„Ja, du hast wohl Ursache zu fragen. Es ist eine durchgreifende Veränderung, die mit unserem lieben, gemeinschaftlichen Freund Henrik Tang vorgegangen ist. Ich traf ihn auch einmal zufällig und war erschrocken über die Veränderung. Aber ist es im Grunde wunderbar nach einer solchen Katastrophe? Ein derartiges Erlebnis zeichnet einen Menschen doch für Lebenszeit, wenn er aus Fleisch und Blut gemacht ist und nicht aus totem Stein. Und für einen herzensguten Menschen habe ich Tang immer gehalten. Wäre er nur nicht so schwach gewesen!

Die Geschichte ist kurz und traurig.

Er liebte Amalie bis zur Vergötterung. Es gab auf der ganzen Welt nichts, das er ihr nicht zuliebe getan hätte. Ja, ich glaube sogar, es machte ihm Spaß, ihr die lächerlichsten, törichtesten Opfer zu bringen, bloß um ihr und der Welt zu beweisen, wieviel er für sie opfern könne.

Und sie nahm seine abgöttische Anbetung ruhig und ungerührt entgegen — und forderte immer mehr. Sie war ja von Kindesbeinen an an diese Anbetung gewöhnt, — in ihrem Verhältnis zu Henrik erwartete sie darum nichts anderes. — Ich sagte ihr oft, die Liebe zwischen zwei Menschen verlange Gleichberechtigung, und die wahre Liebe gebe mehr, als sie nehme. Aber sie begriff das nicht.

Sie liebte ihn in gewisser Weise auch, aber wie eine Fürstin den Sklaven liebt, der jederzeit bereit ist, sein Leben für sie zu opfern. — So heirateten sie denn. Und Amalie sollte Fürstin bleiben. Aber Henrik Tangs Fürstentum war nicht groß. Die Schulden wuchsen und mit ihnen seine Verzweiflung. Schließlich schrieb er falsche Wechsel und kam ins Zuchthaus.

Weiter weiß ich nichts mehr von der traurigen Geschichte unsres Freundes. Ich hoffe, es wird noch ein weniger trauriges Ende folgen. Ob es schon für ihn und Amalie gekommen ist, weiß ich nicht — —“

* * *

Wieder war mehr als ein Jahr hingegangen, und es war nun der 24. Dezember gegen Nachmittag.

Es war bitter kalt. Ein schneidender Nordostwind fegte durch die Straßen; der Himmel, die Häuser und die Menschen sahen alle jämmerlich blaugefroren aus. Aber in den Straßen herrschte trotzdem reges Leben, es war ja Weihnachtsabend.

Pastor Sören Vidstrup eilte im Gehpelz durch ein kleines Gäßchen seines Distrikts. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß es einer Familie in einem der Hinterhöfe am Notwendigsten fehlte und daß sie am Weihnachtsabend bitteren Hunger leiden müsse. Er wußte die Hausnummer, aber das war auch alles. Nun wollte er sehen, ob er diese Familie auffinden könne.

Er fragte sich überall mühsam durch, klopfte im Mittelbau und Hinterhaus an manche verkehrte Tür, begegnete mürrischen, neugierigen und geschäftigen Menschen und schien endlich am Ziel angelangt zu sein. Er klopfte an die Tür, da er weder Glocke noch Schild zu entdecken vermochte, und etwas später machte eine junge Frau ihm auf. Es war sehr dunkel in dem engen Gang, aber bei dem Licht, das aus der Kammer fiel, sah Pastor Vidstrup, daß die Frau dunkelhaarig und mittelgroß war und ein bleiches, ovales, eingefallenes Gesicht hatte.

Sie fragte, was der Herr denn wünsche; und als Pastor Vidstrup seinen Namen nannte und bat, mit ihr und ihrem Manne sprechen zu dürfen, lud sie ihn ein, näher zu treten. Ihr Mann sei im Augenblick nicht daheim, werde aber gleich wiederkommen.

Sören Vidstrup sah sich im Zimmer um. Es war reinlich und ziemlich hoch, aber schauerlich leer und ärmlich — so dürftig möbliert, daß die Armut der Bewohner aus jedem Stücke sprach. Ein kleiner gemalter Tisch aus Tannenholz stand einsam in der Mitte, ein paar Stühle und ein verschossenes Sofa in der Ecke. An den Wänden hing nur ein einziges Bild, ein schwarzer Kupferstich im Rokokorahmen. Der Pastor glaubte zu erraten, daß dies ein besonders geschätztes Hochzeitsgeschenk gewesen sein müsse, das einzige entbehrliche Stück im Haushalt, das man nicht ins Pfandhaus getragen hatte. Die Gardinen waren dünn und zerrissen, aber mit großem Geschmack aufgehängt.

Nun sah Pastor Vidstrup sich nach der jungen Frau um, die schweigend wartete, was er ihr zu sagen haben würde. — Ein paar kleine blasse Kinder waren dazu gekommen und starrten ihn schweigend an. Aber sobald Pastor Vidstrup sich die vor ihm stehende Frau genauer ansah, schwindelte es ihm vor den Augen.

War das denn möglich? Er rieb sich die Augen, um besser zu sehen. Ja, er konnte sich nicht irren — das war derselbe schlanke Rücken, dieselben schönen Augen — es war Amalie Stov — nur entsetzlich entstellt von Armut und Not.

Vidstrup wollte sich im ersten Augenblick zu erkennen geben, aber er besann sich eines Besseren und fing an, von ihrer Notlage zu sprechen. Dann fragte er, auf welche Weise sie ins Elend geraten wären. Und Amalie, die nun wußte, daß der Pfarrer vor ihr stand, erzählte alles in kaltem, bitterem Tone.

„Mein Mann und ich sind beide aus guter Familie“, sagte sie. „Mein Vater war Beamter und mein Schwiegervater Hofbesitzer. Lang war Förster; aber wir kamen mehr und mehr herunter, und — da geschah das Entsetzliche, daß er — — falsche Wechsel schrieb — und — da kam er ins — — Zuchthaus! — —“

Sie fing an zu schluchzen, und die Kinder klammerten sich klagend und jammernd an sie.

„Es ist so schrecklich, so grausam von ihm, diese Schande über die Kinder und mich gebracht zu haben und uns unsere ganze Zukunft zu zerstören! — Wie hatten wir es gut im Forsthaus! Und nun will keiner ihn anstellen, keiner etwas von ihm wissen! Er bemüht sich täglich um einen Platz; aber wenn sie hören, daß er — — daß er bestraft ist, wagen sie nicht, ihn zu nehmen. Herr Gott! Sie glauben nicht, wie grausam die Menschen sind, Herr Pastor. Und heut' ist Weihnachtsabend!“

„Wie kam es nur, daß Ihr Mann dies Entsetzliche beging? — Er war doch

aus guter Familie und hatte es überhaupt so gut?" fragte Vidstrup leise und vorsichtig.

„Er hatte ja nie Geld und wußte keinen andren Ausweg."

„Das kann ich mir denken; aber wie konnte er in solche Geldverlegenheiten kommen? Er hatte doch eine gute Anstellung."

„Ach, im Grunde weiß ich gar nicht, wie es kam. Er sprach nie mit mir über solche Angelegenheiten, so weiß ich auch nichts davon." Sie verstummte einen Augenblick und kämpfte mit sich selbst.

Vidstrup begriff, daß Henrik Tang wohl doch mitunter über „solche Angelegenheiten" mit seiner Frau gesprochen habe, aber daß sie lieber darüber schwieg. Er mußte an seine letzte Begegnung mit Tang denken — an die goldenen Ohrringe. — Ein Gedanke fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, und er sagte:

„Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, damit Sie auch am Weihnachtsabend nicht ohne Freude blieben, und ich sehe, wie hilfsbedürftig Sie sind. Aber ich möchte auch noch mit Ihrem Manne sprechen, darum komme ich wieder, wenn er zurück ist."

* * *

Sören Vidstrup durcheilte die Straßen in tiefen Gedanken. Er meinte, das letzte Kapitel von der Geschichte der goldenen Ohrringe könne jetzt geschrieben und das beste des ganzen Buches werden.

Daheim wurde das rote Etui aus der Schublade genommen. Er zog seine Hauswirtin zu Rate, die ihm eine doppelte Ration Weihnachtsgrütze versprach; dann eilte er wieder im Sturmschritt durch die Straßen. Unterwegs sprach er in einem Bäckerladen vor und füllte seine Taschen mit Kuchen; und eine halbe Stunde nachdem er Amalie verlassen hatte, stand er von neuem im armseligen Stübchen seines alten Freundes.

Henrik Tang war inzwischen mit neuen Enttäuschungen und zerstörten Hoffnungen nach Hause gekommen. Er saß zusammengesunken auf einem Stuhl und starrte geistesabwesend und todmüde auf den Fußboden.

Amalie hatte ihm von dem Pfarrer erzählt, der hiergewesen sei und Hilfe versprochen habe; aber er konnte nicht daran glauben. Seine zerrissene Seele konnte sich zu keiner Hoffnung, zu keinem Glauben mehr aufschwingen.

Pastor Vidstrup trat schnell auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Guten Tag, lieber alter Freund!" sagte er und sah ihn lange an. „Ja, du vergaßest deine Adresse zu schicken, darum habe ich sie mir selber suchen müssen. — — Ich bringe dir hier die goldenen Ohrringe deiner Frau. Ich versprach ihr einst, sie für sie aufzubewahren, bis sie sie nötig haben würde. Damals meinte sie, dieser Fall würde niemals eintreten. Aber ich glaube, jetzt ist der richtige Augenblick gekommen. Hier sind sie!"

Henrik Tang sagte kein Wort. Sören Vidstrup ließ die Blicke von ihm auf seine Frau gleiten. Sie stand einen Augenblick wie versteinert da, dann stieß sie einen wunderlichen, halb erstickten Schmerzensruf aus und eilte zu ihrem Mann.

„Aber, du lieber Gott! Henrik, ist das denn Sören Vidstrup!! — Ach, daß Sie uns auch in unsrem Elend sehen müssen! — — Haben Sie mich denn erkannt?"

„Ja, Frau Tang, ich habe Sie gleich bei meinem Eintritt an Ihrem Haar und Ihren Augen erkannt.“

„Ach, und ich hatte keine Ahnung, mit wem ich spräche!“ — Frau Tang errötete und ordnete mit den Händen ihr Haar.

„Ich bemerkte das und freute mich darüber“, lächelte Pastor Vidstrup.

Henrik Tang hatte noch immer kein Wort gesagt. Er war aufgestanden und hielt die Ohrringe seiner Frau prüfend ans Licht. Aber sein Blick war nach innen gewandt.

Amalie trat dicht an ihn heran und betrachtete die goldenen Gehänge mit einem unsäglich schmerzlichen Lächeln.

Dann steckte Tang die Ohrringe ins Etui, legte seine Hand auf Vidstrups Arm und sagte mit einem schweren Seufzer:

„Setz dich hier ins Sofa und erzähl uns von der alten Zeit, als wir jung waren und — uns liebhatten. Es ist so viel seitdem geschehen, ich glaube, Amalie und ich haben das alles vergessen.“

Sören Vidstrup lächelte ein wenig, dann sagte er aber ganz ernsthaft:

„Nein, Freunde, die Ohrringe können besser von jener Zeit erzählen als ich. Wenn ein Pastor erzählt, wird allzuleicht eine Predigt daraus. Ich möchte euch nur noch sagen, über welchen Text ich in diesem Falle predigen würde: ‚Die Liebe sucht nicht das ihre. Sie glaubt alles, hofft alles, duldet alles.‘“

„Aber das ist ja wahr,“ wandte er sich plötzlich an die Kinder, die unverwandt auf den fremden Mann starrten, „ich habe ja noch etwas für das kleine Volk in der Tasche.“ Er zog die Kuchen heraus und verteilte sie. Dann legte er seine Visitenkarte auf den Tisch.

„Hier wohne ich,“ sagte er, auf die Karte deutend, „und ich würde mich sehr freuen, wenn ihr nachher alle zu mir kommen und mit mir Weihnachten feiern wolltet.“

Tang und seine Frau waren sprachlos und tief ergriffen; mit Mühe stammelten sie einige Dankesworte. Dann drückte Vidstrup ihnen die Hände und entfernte sich eiligst. — —

Und während die Kinder Kuchen aßen und die Dämmerung herabsank, saßen Henrik und Amalie auf ihrem verschossenen Sofa, in ihrem ärmlichen Stübchen, und die goldenen Ringe aus ihrer Jugend erzählten von der Zeit, wo Amalie jung und schön und die Liebe heiß und das Leben licht gewesen war, — bis alles zusammenbrach und das Leben düster und freudlos wurde — — —

Die Stunden flogen, und des Pastors Weihnachtsgrüße mußte lange warten. Aber die Gäste kamen doch noch, und Sören Vidstrup fühlte, daß das letzte Kapitel in der Geschichte der goldenen Ohrringe das beste werden würde.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow





Die Männer der Freiheitskriege

Als die zerschmetterten Trümmer der großen Armee im Winter von 1812 auf 13 aus den russischen Eisfeldern zurückkehrten und wie ein Geisterspuk vergangener Herrlichkeiten durch den Winternebel huschten, richteten sich die Heimgebliebenen auf und begannen wieder zu hoffen. Eine tiefe Erregung ergriff die Gemüter. Man hatte das Gefühl vom Zusammenbruch des Bestehenden, vom Beginne einer neuen, besseren Zeit. Laut verkündeten die Patrioten, es müsse gehandelt werden, jetzt oder nie! Und es wurde gehandelt. Vom Gedanken eilte man zum Wort, vom Wort zur Tat. Eine Freiheitsbegeisterung ergriff die Gemüter und riß schließlich alles in ihren Wirbel, selbst den zaghaften König Friedrich Wilhelm. Mehr geschoben als schiebend stellte er sich an die Spitze der Bewegung, schloß er ein Bündnis mit Rußland und erklärte dem fremden Imperator den Krieg. Wie die Dinge lagen, konnte es nur ein Kampf sein auf Leben und Tod. Jetzt zeigte sich, welche Summe von Kraft, Hingebung und Leidenschaft sich im Idealismus des letzten Jahrzehntes angesammelt fand. Hatte dieser sich bisher in rein geistigen Erzeugnissen betätigt, so warf er sich nun auf die kriegerische und staatliche Leistung. Aus sentimentaln Träumern erwuchsen Helden.

Immerhin darf man sich nicht täuschen: zunächst handelte es sich nur um das mit Rußland verbündete Preußen, um das von Napoleon am meisten mißhandelte Land, welches sich löwenkühn erhob gegen eine erdrückend scheinende Übermacht. Denn noch focht das übrige Deutschland, zusammengefaßt im Rheinbunde, auf Frankreichs Seite, während Österreich sich abwartend zurückhielt. Erst die elementare Wucht der preußischen Erhebung, ihre schier todesverachtende Unüberwindlichkeit riß allmählich das gesamte Vaterland in seinen Strudel, unterstützt von politischen Erwägungen der Fürsten. Österreich stellte sich auf die Seite der Verbündeten, Preußens Krieger errangen die glänzenden Siege an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz. Namentlich Dennewitz ist wichtig geworden; da fochten die Franzosen großenteils vermittels deutscher Bundestruppen, aber diese wurden so furchtbar zusammengehauen, daß von einer bayerischen Division nur ein Drittel übrig blieb. Erst als die Süddeutschen am eigenen Leibe die zermalmende Wucht der deutschen Vaterlandsliebe empfanden, traten auch sie zu den Verbündeten über, so daß 1814 Alldeutschland nach Frankreich hineinmarschieren und den Weltbedrücker Napoleon in seiner Hauptstadt Paris, im Sündenbabel der damaligen Zeit, zu Boden schmettern konnte.

Zunächst handelte es sich mithin um Preußen oder in preußische Dienste getretene nichtpreußische Deutsche, welche so Großes vollbrachten, ja, diese überwogen sogar unter den führenden Geistern: Blücher war Mecklenburger, Stein Nassauer, Niebuhr ein schleswig-

holsteinischer Däne, Scharnhorst ebenso wie Hardenberg ein Hannoveraner, Arndt ein schwedischer Pommer, Gneisenau von Geburt Sachse usf. Alle diese bedeutenden Männer hatten sich in Preußen als dem letzten Hort des Deutschtums zusammengefunden, und so ergibt sich das sonderbare Bild, daß die zunächst staatlich und kriegerisch rein preußische Bewegung zugleich einen deutschen, wenigstens einen nord- und mitteldeutschen Einschlag erhielt. Anfangs zeigten sich wesentlich die Gebildeten tätig, die Studierten, die wohlhabenden Bürger größerer Städte, einige Militärs und der Landadel. Diese höheren Klassen hatte eine tiefe Scham über die unwürdige Behandlung und der leidenschaftliche Wille nach Besserung ergriffen; ihre französisch gesinnten Gegner nannten sie gern nach dem geistigen Leiter: die Sekte des Freiherrn vom Stein. Sie mußten anfangs sehr vorsichtig sein und stärkten sich gern durch Vereinigung in Gruppen Gleichgesinnter, in Geheim- oder doch gewissermaßen Geheimbünden. Erst nach der Abreise des französischen Gesandten aus Berlin konnten sie sich freier äußern, sahen sich aber auch dann noch der preußischen Zensur unterworfen, welche der Berliner Polizeipräsident Le Coq mit seinen Räten streng und straff zu leiten suchte. Die Patrioten wirkten durch Reden, Flugblätter, Gedichte und Zeitungen und suchten ihre Ansichten bei der Regierung durchzusetzen.

In übler Lage befanden sich die Staatsbeamten. Sie waren an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Aber ein auch nur halbwegs bestimmter Befehl, wie man sich verhalten sollte, blieb aus, während es rings immer gewaltiger zu branden begann und zum Selbsthandeln drängte, falls die Krone versagte. Welche Schwierigkeiten und Widersprüche hier obwalteten, beweist die Tatsache, daß ein Mann wie Scharnhorst in einem vertraulichen Briefe die Konvention von Tauroggen, die große und rettende Tat Yorks, als „Verräterei" bezeichnen konnte. Erst nachdem sich der König offen für den Krieg erklärt hatte, änderte sich die Haltung des Durchschnittsbeamtentums, blieb aber zunächst teilweise noch verständnislos und hemmend, weil eine gewaltige Volkserhebung schlechterdings nicht in Schema F paßte, nicht ihrer Auffassung von Staat und Untertanengehorsam entsprach. Daneben freilich sind gerade Beamte die Führer der Bewegung geworden, und mehr und mehr fanden sich die furchtsamen Gemüter in die neue Richtung.

Die untere Volksmasse blieb anfangs noch vielfach teilnahmslos: der Bauer, Arbeiter, der kleine und selbst mittlere Bürger. In den polnischen Gebieten erwies sich die Stimmung sogar feindlich. Freilich hatten alle diese Leute unter dem Drucke der Fremdherrschaft mit ihren raubartig steigenden Ansprüchen gelitten und brauchten dringend eine Veränderung ihrer Lage. Dem Bauern waren seine Pferde, sein Vieh und sein Getreide genommen; er und der Kleinbürger fanden sich durch die Kontinentalsperre in ihren Gewohnheiten und bescheidenen Genüssen beengt, während sich alle Welt von Steuern und Auflagen erdrückt sah. So ersehnten auch die ärmeren Klassen bessere Lebensbedingungen und erwiesen sich den Einwirkungen der Gebildeten, den Anforderungen und den Zwangsmaßregeln des Staates zugänglich. Widersetzte man sich anfangs vielfach dem Eintritte in Landwehr und Landsturm, so änderte sich dies im Getriebe der waffendröhnenden Umgebung bald derartig, daß sich die Landwehrleute ebenso brauchbar und kriegstüchtig vor dem Feinde benahmen wie die Linie.

Bald vermochten Preußens Grenzen den Sturm der Geister nicht mehr zu fassen; er brauste weiter und ergriff ganz Deutschland und Österreich. Der ursprünglich russisch-preußische Kampf wurde zum Weltkriege.

Vergegenwärtigen wir uns hier die Männer, welche berufen waren, das Große, das Gewaltige zu leiten. (Wer sich näher für den Gegenstand interessiert, sei verwiesen auf meine Geschichte der Befreiungskriege [Union, Stuttgart], Das Befreiungsjahr 1813 [Union, Berlin] und Leipzig 1813 [Perthes, Gotha].) Zunächst sind es die drei verbündeten Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen. Als Persönlichkeit hat von ihnen unbedingt Zar Alexander das größte Verdienst am Zustandekommen der Völkervereinigung und der Durchführung

der Feldzüge bis zum ruhmreichen Ende. Am 14. Dezember gab er den Befehl, den Niemen und mit ihm die preußische Grenze zu überschreiten. Er stellte sich damit von vornherein in den Mittelpunkt der kriegerischen und politischen Ereignisse. Dem unschlüssigen Preußenkönige rief er zu: „Freundschaft, Vertrauen, Ausdauer und Mut! Das übrige wird die Vorsehung tun!" Seiner Art gemäß klang dies überschwenglich, aber es zeigt doch die Grundstimmung, welche er bis zuletzt bewahrt hat. Alexander war äußerlich ein schöner Mann, schlank, hochgewachsen, mit interessantem Gesicht, bezaubernd in den Umgangsformen, seinem Wesen nach weich, lebhaft, etwas phantastisch, schauspielerisch und schwankend. So bestimmten ihn leicht seine jeweiligen Ratgeber und die Macht des Augenblicks. Immerhin entfaltete er durch unruhigen Ehrgeiz und starkes Selbstgefühl, durch den Wunsch, zu glänzen und viel zu bedeuten, eine starke, vorwärtsdrängende Triebkraft. Freilich fehlten ihm der klare Blick für die Wirklichkeit, ein zielbewußter Wille und innere Abklärung, so daß er ein ebenso übersprudelnder, als unsicherer Freund und eigennütziger Bundesgenosse sein konnte. Zunächst besaß der Freiherr vom Stein großen Einfluß, der ihn auf bedeutende politische Ziele hinwies. Ihm zur Seite stand als militärischer Hauptberater der geistreiche Baron von Toll. Gehoben durch den ungeheuren Erfolg des Feldzuges von 1812 träumte der Zar sich als gottbegnadeter Befreier Europas von Napoleonischem Joche.

Durchaus anders geartet erscheint sein Bundesgenosse Friedrich Wilhelm III. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte er einen ganz guten Regenten abgegeben; den Erschütterungen seines Zeitalters aber zeigte er sich nicht gewachsen. Edeldenkend, ehrlich und gewissenhaft, blieb er doch ein Geschöpf der Alltäglichkeit. Es fehlten ihm der belebende Schwung, der feste Wille, tiefere Bildung und geistige Beweglichkeit. Er war ein Selbstherrscher ohne Selbstvertrauen, ein überzeugter Absolutist ohne die Kraft des Absolutismus. Wagemut und Frische suchte er durch Pflichtgefühl und unermüdliche Arbeit zu ersetzen, wobei ihm ein nüchterner, gesunder Menschenverstand zustatten kam. Freilich wußte er nicht Wichtiges vom Unwichtigen zu unterscheiden, so daß er sich oft viel zu sehr durch Nebendinge fesseln ließ und dabei das Entscheidende übersah. Die Unglücksjahre von 1806 und 1807 hatten einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, schwere Zeiten waren gefolgt, seine Gemahlin, die Königin Luise, starb vor der Zeit. So fühlte er sich vereinsamt; Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit zogen ein in sein freudloses Gemüt. Ängstlich, unsicher tastete er umher, Anschluß und Rückhalt suchend, und doch voller Mißtrauen nicht zum Vertrauen gelangend. Die eiserne Not bewies ihm, daß es so nicht bleiben könnte, daß Neuerungen und Neuaufbau, daß schließlich ein Entscheidungskrieg nötig seien, wenn sein Haus und sein Staat nicht untergehen sollten. So ließ er Veränderungen, ja Umwälzungen zu, denen er innerlich fern stand. Er kam über den bloßen Befehl, den mechanischen Gehorsam nicht hinaus, während das Schicksal ihn zum Führer einer volkstümlichen Sturmbewegung erkor. Und dieses Schicksal bestimmte, daß er, der schwächste Gegner Napoleons, sich zum Wiederhersteller des neuen Preußen und folglich zum unfreiwilligen Begründer der deutschen Kaiserwürde auswuchs. Seinem Wesen nach war Friedrich Wilhelm Soldat, wohlbemerkt Soldat, aber nicht Krieger. Seine Heimat und seinen Tummelplatz bildeten nicht das Schlacht-, sondern das Paradefeld; sein Verständnis galt weniger der Anlage und Durchführung eines Feldzuges, als den tadellosen Bewegungen und Griffen, dem Sitz der Uniformen und den blank geputzten Knöpfen. Freilich hoben ihn auch hier die gebietenden Verhältnisse über sich selber hinaus, so daß er auch im Kriege und in schwierigen Lagen Mut und Verständnis, ja in Einzelfällen sogar Tatkraft bewies, während ihn für gewöhnlich seine Zaghaftigkeit und Bescheidenheit lähmten.

Dem Preußenkönig in vielen Hinsichten verwandt findet sich Kaiser Franz I. von Österreich, ein kleinlicher, ungemein fleißiger Mann von engem Gesichtskreise, der im Bestreben, alles selber zu hören und zu lesen, den Sinn für das Ganze und Große verlor. Äußerlich bieder, kirchlich fromm und guter Hausvater, jedoch ohne Schwung, ohne eigene Gedanken



und wahre Herrschergröße, blieb er mißtrauisch und engherzig, ein Freund des stummen Gehorsams der Mittelmäßigkeit und von ausgesprochen unkriegerischer Gesinnung. Freilich, voll Familienstolz und Verehrung für angestammtes Gottesgnadentum, fühlte er sich als unversöhnlicher Feind der französischen demokratischen Revolution und ihrer Gebilde. Mit trockenem Gleichmut und unerschütterlicher Zähigkeit ertrug er im Kampfe gegen diese Ausgeburten der Hölle das Schlimmste, Niederlage auf Niederlage, ohne je die Macht und Größe des Hauses Habsburg aus dem Auge zu verlieren. Durch scheinbare Leutseligkeit und dialektische Sprache verstand er, sich namentlich bei den Wienern als „guten Kaiser Franz" beliebt zu machen, was ihn aber keinen Augenblick hinderte, nach dem Siege der schlimmste Reaktionär zu werden.

Schon aus den Persönlichkeiten ergibt sich, daß Alexander seinen eigenen Weg ging. Er hörte verschiedene Ratgeber, behielt alles schweigend im Busen oder verbarg es durch glänzendes Auftreten, um schließlich selbständig zu beschließen und zu handeln. Anders seine beiden Verbündeten: Friedrich Wilhelm folgte möglichst seinem Staatskanzler Hardenberg, während Kaiser Franz fast willenlos dem Einflusse des ihm geistig weit überlegenen Metternich anheim fiel. Unfraglich der bedeutendste Diplomat unter Napoleons Gegnern, verstand es Metternich, sich ganz in den Gedankengang seines „Gebieters" einzuleben, um ihn damit zu beherrschen. Seine Ziele erscheinen durch und durch habsburgisch und reaktionär, und hierauf beruhte nicht zum wenigsten seine Macht. Metternich war kein Österreicher, sondern Rheinländer. Er gelangte erst durch die Ehe mit der sehr reichen Erbin des Staatskanzlers Kaunitz in die diplomatische Laufbahn des Donaustaates. Zunächst Gesandter in Dresden und Berlin, kam er auf Wunsch Napoleons 1806 nach Paris, bis er 1809 die Leitung der österreichischen Politik übernahm, die er ein Menschenalter behauptet hat. Metternich war ein schöner Mann, ein glänzender Kavalier, ein klarer Kopf, ein weitschauender Verstand, eine große Arbeitskraft, die alles gleichsam im Vorübergehen erledigte; dabei ein Meister der Selbstbeherrschung, der Lüge und Verstellung, ohne sittliche Bedenken. Mit großer Erfahrung verband er Mut und Tatkraft; kalt berechnete er den Nutzen Österreichs und den Vorteil des Legitimitätsgedankens, die er mit unerschütterlicher Zähigkeit verfolgte. Nie überstürzend und nie begeistert, verstand er zu warten, bis er seine Zeit gekommen wußte. Als bedeutendem Menschenkenner wohnte ihm die Kunst der Menschenbehandlung inne. Sein Grundzug war echt rheinische Leichtlebigkeit. Er erscheint als vollendeter Lebemann, der überall Liebschaften mit den vornehmsten Frauen hatte, die er nebenbei geschickt für seine politischen Zwecke benutzte. Kurz zusammengefaßt: Metternich war ein ausgezeichneter Diplomat, aber kein Staatsmann.

Wie dem Kaiser der Staatskanzler, so stand diesem Friedrich von Gentz zur Seite, gewissermaßen sein Abbild im Guten und Schlimmen. Ursprünglich Journalist, lernte er bald, sich auf dem glatten Parkett der Diplomatie sicher zu bewegen. Verbindlich, schlau, arbeitssam, federfertig, geistreich, eitel und liederlich, wußte er alles und konnte er alles. Das volle Vertrauen seines Chefs gewann er erst 1814, und seine Hauptrolle spielte er als Sekretär des Wiener Kongresses.

Ebenfalls Metternich geistesverwandt erwies sich der preußische Staatskanzler Hardenberg: ein geschmeidiger, kluger, vielseitiger und anpassungsfähiger Diplomat, der den schwer zugänglichen König meisterhaft zu behandeln wußte. Wie sein österreichischer Kollege, war er eine bedeutende Arbeitskraft und geborner Lebenskünstler, in allen Sätteln gerecht; aber er stand ihm nach an zielbewußtem Willen und an frecher Unverfrorenheit. Heute handhabte er das schwungvolle Pathos des Verzweiflungskampfes, um sich morgen geschmeidig zu ducken und getrost Demütigungen hinzunehmen. Weit mehr als Metternich war er geborner Beamter, der eine Zeitlang die ganze Last der Geschäfte auf sich nahm und sich zum tatsächlichen Mittelpunkte der inneren und auswärtigen Angelegenheiten machte. Dies alles, obwohl er bereits 63 Jahre zählte und den Freuden der Liebe und der Tafel mehr als billig ergeben blieb. Seine

Hauptleistung bestand in dem ebenso klugen wie hinterhaltigen Benehmen gegen Frankreich während des Januar und Februar 1813, wo wesentlich er dem Gedanken des Freiheitskrieges zum Durchbruche verhalf. Sonst schwamm er gern mit dem Strome und folgte dem Geiste der Zeit, war liberal, solange die liberale Strömung vorherrschte, reaktionär, als diese Richtung Oberwasser erhielt. Bis 1815 lebte er der Überzeugung, daß dem zertretenen Preußen nur aufzuhelfen sei durch eine gründliche Steuer- und Wirtschaftsreform, durch Einführung der Ständegleichheit bei starker Betonung der Regierungsgewalt. So galt er trotz seiner rein preußischen und beamtenhaften Gesinnung doch dem altpreußischen Adel als schlimmer Umstürzler. Hinzu kamen andere Schwierigkeiten: Hardenberg hatte seinen König nicht so fest hinter sich, wie Metternich seinen Kaiser; Preußen war der kleinste der drei Verbündeten, mit seinen knapp fünf Millionen Einwohnern nicht einmal eine wirkliche, sondern nur durch seine Anstrengungen eine Großmacht, dabei vielbeneidet, völlig unsicher in seiner zukünftigen Ausdehnung und doch voller reichsdeutscher Ansprüche, denen sich Österreich und fast alle Rheinbundfürsten aus Leibeskräften widersetzten. Wo Hardenberg aus dem Vollen schöpfen konnte und schöpfte, das waren die Geisteskräfte. So umgab ihn eine große Zahl ungewöhnlich tüchtiger Beamten, unter denen wohl als bedeutendster Wilhelm von Humboldt zu gelten hat, der Begründer der Berliner Universität.

Nahezu vereinsamt stand der Freiherr vom Stein. Er hatte nach dem Unglück von Jena den preußischen Staat zu neuem Leben geführt, kam aber zu Fall, bis er sich 1812 vom Zaren als Ratgeber berufen sah. Mit ihm kehrte er siegreich zurück und entfaltete in verschiedenen Stellungen seine Wirksamkeit. In ihm gipfelte sich die zielbewußte Feindschaft gegen Napoleon, und unentwegt arbeitete er an der Einigung, dem Glück und der Größe seines Vaterlandes. War Hardenberg ein Talent, so Stein ein Charakter; umfaßte Hardenbergs Denken Preußen, so richteten sich die Bestrebungen des Reichsfreiherrn zunächst auf Deutschland. Aufrecht, streng und stolz schreitet seine hohe Gestalt unter den Zeitgenossen einher. Keiner hat so viel Haß und so viel Bewunderung geerntet wie er. Die Verhältnisse brachten ihn in eine schiefe Stellung: König Friedrich Wilhelm konnte ihm seine gebieterische Selbständigkeit nicht verzeihen und hielt sich von ihm fern, auch Zar Alexander war Autokrat, vertrat die Bedürfnisse Rußlands und lieh sein Ohr verschiedenen ihm innerlich näherstehenden Beratern; Hardenberg hatte vielfach abweichende Ansichten und konnte nicht als zuverlässig gelten, während Metternich die Gegenpartei vertrat. So fehlte es dem großen Vaterlandsfreunde an dem sicheren Rückhalt, dessen er namentlich für seine Verfassungspläne bedurfte. Er wurde verstimmt und meinte bitter: „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen."

Damals regte es sich aller Orten; überall traten Männer hervor, welche sich um Staat und Heer verdient machten. Die empfindsame Überschwenglichkeit rief Dichter und Schriftsteller auf den Plan. Arndt predigte kernig die Freiheit, den Mannesmut und die Kraft des Schwertes; stürmische Kriegerpoesie im Feldlager verkörperte Theodor Körner, der den Ton der Begeisterung traf wie kein zweiter, und Schenkendorff gaukelte von der preußischen Volkserhebung romantisch hinüber zur alten Kaiserherrlichkeit. Rückert stellte seine Vers- und Reimgewandtheit in den Dienst der heiligen Sache, und Fouqué wußte neben einer frommen Grundstimmung in seinem Jägerliede zu singen:

Frischauf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit,
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!

Fichte, Schleiermacher und Steffens hielten begeisternde Reden, und der Turnvater Jahn führte die Jugend Berlins zum Tore hinaus, um ihre Leiber und ihre Tatkraft zu stählen.

Freilich, den Ausschlag konnten nur die Männer des Schwertes geben: die Heere und ihre Führer. Voran sprengt da der alte Blücher einher, der Marschall Vorwärts. Hochgewachsen,

von jugendkräftigen Bewegungen trotz seiner 71 Jahre und voll jugendlichen Feuers erschien er auf schnaubendem Schimmel, den Säbel in nerviger Faust, fast wie ein Abbild des Kriegsgottes, riß er durch die Macht seiner Persönlichkeit, die Wucht seines Wesens alles mit sich fort. Keine Furcht, keine Blässe des Gedankens wandelten ihn an. Ohne Bedenken, wagemutig und selbstbewußt stürzte er sich in das Kampfgewühl, sicher, daß keine Kugel ihn treffe. Dem Reitergeneral war die Reiterei seine liebste Waffe. Stets unverzagt und hoffnungsfroh, blieb er gleichgültig gegen Verantwortung und fremdes Urteil, verfolgte er nur ein Ziel, den Weg zum Siege, zur Vernichtung des Feindes. Dabei war er aber keineswegs ein wüster Draufgänger, sondern übersah mit natürlichem Verstande und geübtem Auge vortrefflich das Schlachtfeld. Fast mit einem Kinderglauben fühlte er sich dem Schrecken aller Feldherren, fühlte er sich Napoleon vollauf gewachsen. Seinen lodernden Haß gegen den Weltbezwinger, seinen felsenfesten Glauben an den Erfolg der guten Sache übertrug er auf seine Umgebung und das ganze Heer. Und dieses dankte ihm mit begeisterter Hingebung und folgte ihm in Tod und Verderben. So wurde der Greis im Silberhaare der Held Preußens, gewissermaßen die Verkörperung der schlachtentschlossenen Volksseele.

Natürlich befanden sich neben dem Licht auch mancherlei Schatten. Blüchers Bildung war gering, seine feurige Natur ging leicht mit ihm durch, er huldigte dem Spiel und der Frauenliebe, besaß aber Kraft genug, seine etwas rohen Soldatentriebe während der Feldzüge zu meistern, um nur der großen Sache zu leben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er für strategische Entwürfe versagte, doch läßt sich dies aus den Akten nicht beweisen.

Jedenfalls besaß Preußen damals erlauchte Köpfe genug, die das ersetzten, was Blücher etwa fehlte, ja in seiner Umgebung sammelte sich geradezu die militärische Geistesblüte. In erster Linie standen Scharnhorst und Gneisenau, die sich nacheinander als Chef des Generalstabes betätigten. Scharnhorst, ein armer hannoverscher Bauernsohn, besaß umfassende Bildung, reiches Gemüt, schöpferische Gedanken, hochfliegende Tatkraft, eisernen Fleiß und eine seltene Fähigkeit, Menschen zu erkennen und zu leiten, obwohl er äußerlich verschlossen und wortkarg erschien. Er war geborener Organisator hinter und tüchtiger Stratege in der Front. Leider vermochte er seine Fähigkeiten nicht voll zu entfalten, weil das preußische Heer zunächst unter russischem Oberbefehle stand, der viel zu wünschen ließ. Die Zahl von Scharnhorsts Entwürfen und Zuschriften ist für die kurze Zeit, die ihm vergönnt blieb, ungewöhnlich groß. Schon in der ersten Schlacht, der bei Großgörschen, wurde er verwundet. Im Drange der Ereignisse vernachlässigte der übertätige Mann seine Verletzung. Er eilte nach Österreich, um es zum Anschlusse an die Verbündeten zu bewegen, sank aber unterwegs aufs Krankenlager und starb am 28. Juni zu Prag. Noch hatte er versucht, einen Bericht über die Schlacht zu machen, obwohl seine Nerven schon versagten. So schrieb er hastig mit vielen Durchstreichungen und Verbesserungen und brach dann mitten im Texte ab. Man hat gesagt, daß eine Niederlage im Felde nicht schlimmer wirken konnte als der Verlust dieses ausgezeichneten Denkers, der das Vertrauen des Königs in hohem Maße besaß, was bei seinem Nachfolger nicht der Fall war.

Scharnhorst fand vollwertigen Ersatz in Gneisenau, der das vollendete, was jener begonnen hatte. Auch Gneisenau durchlebte eine schwere Jugend und mußte sich mühsam empor arbeiten durch Selbststudium in Geschichte, Sprachen, Mathematik und Waffentechnik, was er ergänzte durch weite Reisen nach Amerika, England und Schweden. Demgemäß durfte er als einer der gebildetsten, reifsten und vielseitigsten Offiziere gelten, der aber nicht in theoretischen Gedanken stecken blieb, sondern alles umsetzte in die wuchtige Tat. Sein Gesicht zeigte die Züge eines Gelehrten und die Stirn eines Denkers. Kühl berechnete er rasch und umsichtig die eigenen und die feindlichen Kräfte samt ihren beiderseitigen Hilfsmitteln, um dann kurze und klare Entschlüsse zu treffen. Zäh in Gefahr und Unglück, rastete er nicht auf dem frischen Lorbeer, sondern drängte unermüdlich und unaufhaltsam weiter zum Endziele. Seine Geradheit und aufrechte Gesinnung, seine Verachtung des Scheins, sein Idealismus und sein Blick

für das Wesen der Sache machten ihn zu einem Manne ersten Ranges. Freilich fehlte ihm jeder hofmännische Zug, und auch in der Behandlung der Menschen erwies er sich nicht immer als Meister; er konnte herb und in seiner Sachlichkeit rücksichtslos erscheinen, so daß er viele persönliche Gegner besaß und auch der König sich von ihm zurückhielt: Friedrich Wilhelm glaubte in ihm einen umstürzlerischen Jakobiner sehen zu müssen. Galt doch Gneisenau als Haupt der Reform- und volkstümlichen Kriegspartei, deren Ansichten sich keineswegs immer mit denen des Hofes deckten. Aber gerade dadurch erwuchs er zu einem Führer des Volkes in Waffen. Als Hauptvertreter der neuen Schule, die auf der napoleonischen Kriegsweise beruhte, wurde er der Pfadfinder des Sieges.

Durch das Wesen Blüchers und seiner geistesbedeutenden Umgebung gestaltete sich die Heerführung der Schlesischen Armee wesentlich anders als die der Haupt- und der Nordarmee. Den wirklichen Anteil des einzelnen auf die Leistung zu bestimmen, ist freilich schwer, ja unmöglich. Fest steht zunächst, daß Blücher und Gneisenau sich durch die Verschiedenheit ihres Wesens trefflich ergänzten, doch bewirkte dieser Umstand zugleich, daß ihr gegenseitiges Verhältnis stets dienstlich blieb, Herzensfreunde sind sie nie geworden. Im Vordergrunde bleibt Blücher, denn die Ausführung und die Verantwortung waren Sache des Oberfeldherrn. Auch der Geist des rücksichtslosen Angriffs, der leidenschaftliche Siegeswille erscheinen entschieden als Blücherisch, in der unermüdlichen Zähigkeit und dem Drange zur Tätigkeit ergänzte er sich mit Gneisenau, während die Entwürfe und Ausarbeitung der Bewegungen dem Generalstabschef oblagen. Blücher handelte mehr unmittelbar und impulsiv, Gneisenau auf Grund tiefer Erwägung, jener fand seine Höhe in vollentwickeltem Kampfe, dieser auf dem Wege zur Schlacht, Blücher war als Taktiker, Gneisenau als Stratege überlegen, doch dürfen wir auch hier den Marschall Vorwärts keineswegs unterschätzen. Wirkte Gneisenau mehr auf die Gebildeten, so riß Blücher die Masse mit sich fort; selbst in der unmittelbaren Menschenbehandlung vermochte Gneisenau sich nicht mit dem Alten zu messen. Überhaupt erscheint Gneisenau stark als Denker und Diplomat, sogar mehr oder doch in anderer Weise als Scharnhorst. Seine Briefe an verschiedene Empfänger sind zahlreich, hingegen bleiben seine eigenhändigen oder sicher auf ihn zurückgehenden Entwürfe und Denkschriften hinter denen seines Vorgängers zurück. Gewiß verhandelte Gneisenau die wichtigsten Dinge mündlich mit Blücher. Auffällig ist die Verschiedenheit der Handschriften der drei Männer: diejenige Blüchers erscheint schwer, abgerissen, voller Abkürzungen, in ihrer Gesamtheit wuchtig genial, die Scharnhorsts ist sehr ausgeschrieben, schnell und vorstürmend hingeworfen, voller Korrekturen und oft ohne Datum. Man sieht, der erst während der Niederschrift kommende Gedanke arbeitet übermächtig und läßt die Art der Aufzeichnung zurücktreten. Ganz anders Gneisenau: er schreibt stets klar und zierlich, jeden Buchstaben zu Ende, verbessert selten, vergißt kein Datum und keinen Ort, und nie geht die Erregung des Augenblicks mit ihm durch.

Einen weit größeren Einfluß, als man annimmt, scheint ein dritter Berater, der Generalquartiermeister General von Müffling gehabt zu haben. Er war ein Meister der Befehlsformulierung und verfertigte z. B. auch zeitweise die Konzepte des Hauptbriefwechsels, des zwischen Blücher und dem Könige. Müffling war ein kluger, klarer, geist- und gedankenreicher Kopf, dabei ehrgeizig, zur Intrige neigend und selbstbewußt, weshalb er nagende Eifersucht gegen Gneisenau empfand. Innerlich unzufrieden, leistete das Hauptquartier ihm während des Herbstfeldzuges weitaus nicht genug.

Jedenfalls stellte die Kriegsführung des schlesischen Heeres ungeheure Anforderungen an ihre Leute, welche nur unbegrenztes Vertrauen, schrankenlose Hingebung und heilige Vaterlandsliebe zu bieten vermochten. Da galt es anstrengende Märsche Nacht und Tag, bei schlechten und nassen Biwaks, ohne genügende Nahrung und Kleidung, ohne Mäntel, barfuß und in Leinenhosen. Die Verluste durch Kämpfe, Anstrengungen und Entbehrungen gestalteten sich furchtbar; nur der kleinste Teil des Heeres gelangte bis an den Rhein und in traurigstem Zu-

stande, ja 1814 erschien das erste Korps in Frankreich schließlich so abgerissen, das sein Führer York es als eine „Räuberbande" bezeichnete. Aber trotz ihres erbärmlichen Äußeren wurden die abgehärteten Truppen zum Schrecken des Feindes und die eigentlichen Bringer der Entscheidung. Ein so vorurteilsloser Mann wie der englische General Stewart urteilte über sie einige Tage vor der Schlacht bei Leipzig: „Ich muß die besondere Aufmerksamkeit Eurer Lordschaft auf den ruhmvollen Weg der Schlesischen Armee hinweisen. Sie begann ihre Bewegungen hinter allen, hat täglich gefochten und sich täglich mit Lorbeeren bedeckt, und jetzt steht sie vorne vorwiegend, dem Feinde am nächsten, mit ihrem ehrwürdigen und prächtigen Führer, angespannt neue Gelegenheiten erwartend, um ihr fast gottähnliches Ansehen zu vermehren."

Ganz anders als Gneisenaus und Blüchers Wirksamkeit äußerte sich die v. d. Knesebecks, des Generaladjutanten und militärischen Hauptberaters Friedrich Wilhelms. Auch er war pflichttreu, arbeitsam und klug, gebildet, vaterlandsliebend und glaubte sich dichterisch veranlagt, doch es fehlten ihm Schwung, die Sicherheit im Großen und die Festigkeit einer gereiften Überzeugung. Alle diese Eigenschaften machten ihn mehr zum diplomatierenden General, mehr zum Manne des Rats als der Tat. Seine Stärke lag im Entwerfen weitschichtiger Pläne auf dem Papier. Dem Könige war er genehm, weil er in ihm vielfach die Wiederspiegelung des eigenen Wesens sah, weil er sich als gehorsamer, höchst brauchbarer Diener erwies, ohne Neigung zu Eigenmächtigkeiten. Der Generaladjutant lebte sich allgemach so in die Art seines Gebieters ein, daß er neben Hardenberg den größten Einfluß auf ihn gewann. Beide Vertrauensmänner arbeiteten sich in die Hände, doch sorgte Knesebeck dafür, daß die Frontgeneräle dem Könige nicht näher kamen. Wie sehr der nüchterne Hohenzoller dennoch die Schwächen seines Adjutanten zeitweise erkannte, beweist u. a. die Randbemerkung zu einem seiner Berichte: „Vor allem hat der Negociateur seine Einbildungskraft zu hüten, um die Dinge nicht nach seinen Wünschen, sondern nach der wahren prosaischen Lage richtig und unbefangen beurteilen zu können, ebenso auch die Personen und deren Gesinnungen nicht mit poetischer Vorliebe zu betrachten."

Unter den Frontgenerälen befand sich eine ungewöhnliche Anzahl bedeutender Männer, welche die meisten der gefürchteten Marschälle Napoleons überragten: voran York, Bülow und Kleist. York, der Held von Tauroggen, imponierte wie Blücher schon durch bloßes Auftreten, durch sein scharfgeschnittenes Gesicht, durchdringendes Auge und herrisches, ehrfurchtgebietendes Wesen. Er war tatkräftig und streng, von unerschütterlichem Mute und glühender Preußentreue. Leider hatte er selbst auf den Oberbefehl gerechnet und fand sich nun in zweite Linie gedrängt. Das machte ihn widerspenstig, schwarzgallig und schwer zu behandeln. In Blücher sah er einen tollköpfigen „Husarengeneral", in Gneisenau ein „Kraftgenie" und einen Theoretiker. Die ganze sonst so wuchtige Heerführung Yorks hat unter solcher Auffassung gelitten. Für seine Soldaten sorgte er wie für seine Kinder, und sie dankten ihm mit vollem Vertrauen. Während die Oberleitung bisweilen die leibliche Leistungsfähigkeit der Truppen zu wenig beachtete, dachte York an „Füße und Magen, an Flintensteine und Hufeisen".

Manche verwandte Züge mit York zeigte Bülow, der Retter Berlins, der Sieger von Großbeeren und Dennewitz. Hohe Selbsteinschätzung, Reizbarkeit und Neigung zum Nörgeln ließen Bülow sich mit keinem Vorgesetzten vertragen, am wenigsten mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, den er aus tiefster Seele verachtete. Bülow war von geradem Wesen und festem Auftreten, gedankenklar, vielseitig gebildet, nicht ohne Leidenschaft, ein ritterlicher Lebemann und glänzender Kavalier. Als Militär gehörte er zur alten, methodischen Schule, aber Tatkraft und Umstände machten ihn zu einem Vertreter der sogenannten Vernichtungsstrategie, und das Glück war ihm hold.

Ein durchaus anderes Wesen zeigt Kleist, der Held von Nollendorf. Man darf ihn als den liebenswürdigsten und verbindlichsten unter den Korpsführern bezeichnen. Er machte seine Laufbahn durch den Generalstab und als Generaladjutant des Königs, gehörte also zur Hofseite und wurde demgemäß von Gneisenau und seinem Anhange gering eingeschätzt. Da er

als diplomatisch beanlagter General galt, benutzte man ihn gern für Stellungen, die mit Politik zusammenhingen. Wohl auch deshalb erhielt er das preußische Korps der Hauptarmee und sah sich dadurch an deren schleppende und unentschlossene Kriegsführung gebunden. Von durchaus vornehmer Natur, wohlwollend, zuverlässig, bescheiden und tapfer, hat er sich in jeder Stellung bewährt. Die Soldaten blickten mit einer Art Andacht zu ihm empor, die Offiziere verehrten und alle Fürsten schätzten ihn. Mit unerschütterlicher Sicherheit folgte er der Bahn der Ehre und Pflicht.

Außer diesen Männern gab es viele mehr oder weniger ebenbürtige Generale. So Tauentzien, der halbselbständig befehligte, die Schlacht bei Großbeeren mit Mut und Geschick einleitete und mehrere Festungen eroberte. Dann haben wir Boyen, der erst Generalstabschef Bülows war und dann Kriegsminister wurde; ferner die Unterführer der schlesischen Armee Blüchers: den umsichtigen Steinmetz, den tapferen Hühnerbein, den schlachtenfrohen, unerschütterlichen Horn, den tatkräftigen Herzog Karl von Mecklenburg, schließlich die ausgezeichneten Reiterführer Katzeler, Sohr, Röder, Jürgaß und den tollen Platen. Müffling lernten wir bereits kennen. Mehr und mehr arbeitete sich der gediegene und zuverlässige Grolmann empor, der Gneisenau nahe stand. Im Jahre 1815 hat man Müffling als preußischen Militärbevollmächtigten im englischen Heere abgeschoben, während Grolman die Stelle des Generalquartiermeisters erhielt.

Es handelte sich aber um einen Bündniskrieg gegen Napoleon, und so fielen ebenfalls die Befehlshaber der übrigen Mächte schwer ins Gewicht, ja übertrafen sie äußerlich an Machtstellung. Den Oberbefehl über die Gesamtheere hatte sich eigentlich der Zar Alexander zugedacht. Aber der schlaue Metternich wollte keinen Russen und beherrschenden Mann an dem entscheidenden Platze. So schob er den Zaren zurück, zog aber den einzig tauglichen Heerführer, den Erzherzog Karl, nicht heran, sondern verschaffte das Amt seinem Freunde, dem Fürsten Schwarzenberg, von dem er keine zu große Selbständigkeit zu befürchten brauchte. Freilich wirkte dies in manchen Beziehungen ungünstig; zunächst blieb Schwarzenberg nur Oberführer der Großen Armee, mit einer gewissen Überordnung über die Nebenheere, welche von Blücher nur ungern und von Bernadotte eigentlich gar nicht anerkannt wurde. An die Stelle des Österreichers stellte sich hier der Zar, der seine Truppen über alle drei Heere verteilt hielt. Während des entscheidenden Herbstfeldzuges pflog er mit Blücher steten Briefverkehr und machte ihm Vorschriften; Bernadotte war überhaupt nur durch den Einfluß des Zaren in die leitende Stellung gekommen und fühlte sich durch seine weitgehenden politischen Wünsche von ihm abhängig. So kam eine höchst sonderbare Befehlsführung zustande. Die Weisungen für russische und preußische Truppen gingen erst an den russischen Oberfeldherrn, General Barclay de Tolly, gewöhnlich unter unmittelbarer oder mittelbarer Mitteilung auch an den Zaren, dessen Ohr, wie schon bemerkt, namentlich der geistvolle Baron von Toll und der von feindlicher Seite stammende Baron Jomini besaßen, der beste Theoretiker der napoleonischen Schule, ferner die Russen Diebitsch und Wolkonsky und kurze Zeit der große Republikaner Moreau.

Daß diese Dinge möglich waren, lag teils an den Umständen, ebensosehr aber auch an der Persönlichkeit Schwarzenbergs. Dieser war Grandseigneur, Diplomat und Weltmann, im besten Falle ein leidlicher Kriegsminister, aber durchaus kein Feldherr. Es fehlten ihm: Kühnheit, Selbständigkeit und zielbewußter Wille, alle schlacht- und siegsuchenden Triebkräfte, jeder Zug zum Großen. Er glaubte nach alter Weise noch an die Wirkung strategischer Bewegungen, ohne daß ihnen die offene Feldschlacht folge. Dabei verstand er wenig von der Technik des Kriegswesens, von der Führung der Massen und hatte eine heillose Angst vor seinem gewaltigen Gegner Napoleon. Seine Nerven waren schwach und er litt an Schlaflosigkeit. Langsam, leicht verzagt und unsicher im Entschlusse, hörte er möglichst verschiedene Ansichten, traute aber seinem Generalstabschef, dem Grafen Radetzky, weniger als dem gewandten, gelehrten und ehrgeizigen Baron von Langenau, der, erst 31 Jahre alt, eben aus sächsischen in österreichische Dienste übergetreten war. So gelangte Schwarzenberg eigentlich

nie zu einer klaren und festen Überzeugung. Seine Heerführung war schwerfällig, zaghaft, raumverschwenderisch und forderte ungeheure Truppenstärken.

Daß ein solcher Mann dem lebhaften, genialistisch veranlagten Zaren nicht zu imponieren vermochte, liegt auf der Hand; selbst der zurückhaltende Friedrich Wilhelm schüttelte oft bedenklich den Kopf. Die natürliche Folge war, daß man die wichtigen Geschäfte möglichst in der Form des Kriegsrates zu erledigen suchte, womit jedes rasche Zugreifen und die feste Durchführung eines einheitlichen Gedankens ausgeschlossen blieben. Alle diese Dinge traten in die Erscheinung, weil Schwarzenberg sich dem Amte eines Oberfeldherrn zu wenig gewachsen zeigte; wäre er eine wuchtige, hinreißende und dabei taktvoll vorsichtige Persönlichkeit gewesen, dann hätte sich alles anders gestaltet. Die beiden Male, wo die Entscheidung in seiner Hand lag, bei Dresden und am ersten Schlachttage von Leipzig, hat er versagt. Wenn der Feldzug dennoch über Erwarten gelang, so lag dies an der geradezu schlechten Kriegsführung Napoleons, der abgebraucht und willensgelähmt den Vorteil der inneren Linien nicht zu benutzen verstand, an dem Siegeswillen der verbündeten Truppen und an Blücher, der die Nachteile der schwarzenbergischen Leitung auszugleichen verstand. Auch der vorwärtsdrängende Eifer Alexanders darf nicht unterschätzt werden.

Militärisch begabter als der österreichische Fürst war Bernadotte. Aber kein General machte einen so schlechten Gebrauch von seinen Fähigkeiten wie er, und zwar wie Schwarzenberg, nur noch verstärkt, aus politischen Gründen. Durch Glück und Schlauheit hatte Bernadotte die Würde eines Kronprinzen von Schweden erlangt; doch das genügte ihm noch nicht, denn in seines Herzens Grunde erstrebte er die Nachfolge Napoleons auf dem französischen Thron. Da er auch in Stockholm noch nicht fest saß und er Norwegen für Schweden in Deutschland zu erobern strebte, so vereinigte er eine solche Menge verschiedener sich widersprechender Aufgaben in seinem Gedankenkreise, daß die Kriegsführung zurücktrat. Er verdankte seine Stellung an der Spitze der deutschen Nordarmee dem Ansehen der französischen Marschälle, zu denen er gehört hatte, und der Gunst des Kaisers von Rußland, der gehofft hatte, sich die Erreichung des Gesamtoberbefehls dadurch zu erleichtern. Karl Johann, Kronprinz von Schweden, wirkte durch stattliche Erscheinung, lebhaftes Wesen und verbindliche französische Formen. Aber innerlich lebte er nur seiner Selbstsucht und seinem Ehrgeize. Eitel, berechnend, klug, hinterhaltig, unzuverlässig und rücksichtslos, ein Held der Reklame, ein gewandter, geistreicher Schwätzer, der freilich nur zu oft redete, um seine Gedanken zu verbergen und seine Umgebung irre zu führen, war er persönlich tapfer, aber ohne rasche, unmittelbare Entschlußkraft, ohne den Mut der Verantwortung, wie die meisten Heerführer voller Angst vor dem Genie Napoleons. So sah er sich durch die Umstände und sein Wesen überall gelähmt. Wie durfte ein erträumter, zukünftiger Beherrscher Frankreichs die Franzosen hart anfassen, sie gegen sich aufbringen? Bernadotte konnte und wollte nicht siegen und wurde tatsächlich zum Verräter an der Sache, die er vertrat. Während er sich selber zurückhielt, ließ er Bülow bei Großbeeren und Dennewitz kämpfen, was ihn jedoch keineswegs hinderte, dessen Erfolge für sich in Anspruch zu nehmen. Ganz ungehörig war sein Benehmen gegen Blücher. Er unterstützte ihn nicht nur nicht bei Möckern, sondern veranlaßte den preußischen General noch, sich durch Seitendeckung zu schwächen. Kein Geringerer als der selbstbeteiligte englische Militärbevollmächtigte berichtete seiner Regierung: „Ich erkläre Euer Lordschaft: es liegen unbestreitbare Beweise vor, daß die ganze französische Armee, welche Blücher am 16. Oktober gegenüberstand, vernichtet sein würde, wenn der Kronprinz seine Pflicht getan hätte.“ Leipzig wäre dann wohl schon an diesem Tage gefallen, das Leben von Zehntausenden geschont und Napoleon durch Besetzung der Lindenauer Straße von hinten her abgeschnitten und verloren gewesen.

Als unvergleichlich höhere Soldatenerscheinung steht Wellington vor uns, der Hauptsieger bei Belle-Alliance, den man freilich in Deutschland oft unterschätzt. Der Herzog von Wellington ist neben dem Herzoge von Malborough der bedeutendste Feldherr Englands ge-

wesen. Er hat viele Schlachten geschlagen und nie eine verloren. Im besten Mannesalter, ein ungemein klarer und praktischer Kopf, erfahren, vorsichtig und doch tatkräftig, befehlsgewohnt, stets korrekt, stets Gentleman. Einer von denen, die genau wissen, was sie wollen, und ihr Ziel nie aus dem Auge lassen. Im Gegensatz zu Napoleon verstand er geduldig abzuwarten, um dann freilich blitzschnell den gegebenen Augenblick zu erfassen. Er war nicht wie Blücher Angriffsgeneral, sondern liebte es, sich in gut gewählter Stellung zu verteidigen. Je wilder sich die Schlacht gestaltete, um so unerschütterlicher wurde seine Ruhe und seine bulldoggenhafte Zähigkeit. Darf Gneisenau unter Napoleons Gegnern als bedeutendster Stratege gelten, so Wellington als bester Taktiker. Er kannte genau die Eigenschaften und das Kräftemaß seiner Soldaten, für deren körperliches Wohl er eifrig sorgte. Zwar verlangte er viel, doch eigentlich nie zu viel und schonte sich selbst am wenigsten. Die Gewalt, die der hochfahrende Engländer auf seine Umgebung ausübte, erwies sich ungleich größer als die Blüchers im preußischen Heere. Niemand liebte den Gestrengen, aber jeder gehorchte schweigend und blind.

Zieht man das Ergebnis des Dargetanen: Welch ein Hochmaß von außerordentlichen, gesteigerten Kräften stemmte sich dem bisherigen Weltgebieter entgegen! Alle, mit Ausnahme des französischen Marschalls Bernadotte, taten ihre Pflicht und leisteten, was sie unter den gegebenen Umständen vermochten. Die Entscheidung, den Sieg brachte Preußen. Kein Geringerer als der große englische Historiker Oman sagt: „Es war die preußische Armee und das preußische Heer, welche die Heldenrolle spielten. Im 18. Jahrhundert hatte das Haus Hohenzollern Preußen groß gemacht, zu Beginn des 19. war es Preußen, das das Haus Hohenzollern groß machte.“ Und fügen wir hinzu: das meiste tat, um ganz Deutschland vom fremden Joche zu befreien, das ferner auch 1814 den Ausschlag gab und 1815 entscheidend zum endgültigen Erfolge beitrug.

Geh. Rat v. Pflugk-Harttung

Die Verschlechterung des Niveaus an der Universität und ihre Gründe

Wer irgend welche persönliche Fühlung mit Direktoren höherer Lehranstalten hat, kennt ein neues, aber sehr eindringliches Lied, das sie fast alle zu singen haben, das Lied von der Verschlechterung des Durchschnittsmaterials an neu zuströmenden Lehrkräften, das Hand in Hand geht mit dem Anwachsen der Anzahl der sich zur Verfügung stellenden Kandidaten. Es ist ja von verschiedenen maßgebenden Seiten schon das Warnungssignal vor dem Studium der Philologie gegeben worden, vorläufig aber ohne besondere Wirkung und sicher noch lange ohne Wirkung für diejenigen Fächer, welche nicht nur mit dem Oberlehrerberuf rechnen *müssen*. Es besteht ja noch nicht allzu lange für die Oberlehrerprüfung die Prüfungsordnung, welche ein Oberlehrerzeugnis auf Grund der Lehrbefähigung in einem Fach für alle Klassen und in zwei Fächern für untere Klassen ausstellt. Diese Ordnung war notwendig und geeignet, zu größerer Vertiefung in ein innerlich zu durchdringendes Spezialstudium zu führen und hat diese Wirkung auch bei vielen gezeitigt, bei allen — sagen wir es gleich — die überhaupt berufen sind, zu studieren. Aber sie hat bei einer großen toten Masse, wie wir sie eben bei dem ungesunden und unbedingt zu unterbindenden Anwachsen der Studierenden heute haben und immer mehr zu bekommen drohen, eine sehr fatale Folge gezeitigt. Es ist natürlich mit der genannten Forderung nur das Minimum angegeben, und es hat immer als erwünscht gegolten, daß zwei Hauptfächer oder wenigstens ein in der Praxis *ausgiebig verwendbares* Hauptfach und anständige Nebenfächer da sind. Was aber soll ein Direktor bei den heutigen Verhältnissen, die ja gern als diskutabel gelten mögen, anfangen mit dem Inhaber eines Oberlehrerzeugnisses, das als einziges Fach für alle Klassen philosophische Propädeutik oder

Geographie aufweist, um nur die beiden im Rheinland am häufigsten beklagten Fälle zu nennen? In einem Fall handelt es sich ja gewöhnlich um leidliche oder auch gute Philosophen, die aber gerade in der Regel schlechte Lehrer sind, im anderen bei der Art der bis vor wenigen Jahren gebräuchlichen Anforderungen oft genug, ja, nach unseren Erfahrungen in der Regel, um Leute, die sich notdürftig den Weg gesucht haben, auf dem eben noch am bequemsten das Ziel zu erreichen war, aber lediglich das nächste Ziel. Wundern wird sich über diese und viele ähnliche Resultate niemand, der Gelegenheit hat, die Masse der Philologiestudierenden in den heute, wo sie eingerichtet sind, ungeheuer besuchten Anfängerübungen (in den verschiedenen Disziplinen semesterweise mit über 100 Mitgliedern) an der Universität zu beobachten. Zunächst fällt auf der Wandel des Tons, der sich in den letzten zehn oder auch nur fünf Jahren herausgebildet hat. Es gibt da immer eine dem anderen Auditorium höchst lästige Gruppe, denen jede harmlose Gelegenheit willkommen ist, sich lärmend und albern Beifall oder Mißfallen äußernd bemerklich zu machen, um sich so den Mangel an Interesse für die Sache („geschwänzt" werden können diese Übungen in der Regel nicht) zu ersetzen. Der Leiter solcher Anfängerübungen, wie oft auch schon der Dozent großer Publika muß schon daran denken, wie er es pädagogisch anfängt, diese Masse zu fesseln und zu bändigen, die zum Teil weniger belehrt als unterhalten sein will und sich da am wohlsten fühlt, wo es häufige Lachgelegenheit gibt. Die Neigung, Publika zu lesen, nimmt bei den Dozenten unter diesen Umständen merklich ab. Mangel an gesellschaftlicher Haltung läßt sich denn auch sonst vielfach feststellen — mehr als vor fünf oder gar zehn Jahren.

Ein zweites allgemein festgestelltes Symptom ist die unzulängliche Ausdrucksweise, welche ein großer Teil des Durchschnitts in solchen Übungen offenbart besonders in den schriftlichen Arbeiten. Die gröbsten Sprachfehler, um von feineren stilistischen Mängeln ganz zu schweigen, sind heute leider an der Tagesordnung bei Leuten, die doch fast alle das bestandene Abiturientenexamen bescheinigt haben. Man merkt deutlich, daß gar mancher nicht gewöhnt ist, eine Sprache zu sprechen, die für den Inhalt, den er hier geben soll, zulangt, und sich auch nicht, wie das bei Talenten, die aus dem Volk heraufwachsen, längst der Fall ist, daran gewöhnt hat durch beständige frohe Beschäftigung mit höheren Dingen, als sie der platte Alltag bietet. So drohen jetzt notwendige stilistische Betrachtungen das Niveau solcher Übungen allzuoft herabzudrücken.

Solche Mängel müssen sich natürlich dann auch noch in den Arbeiten für den Erweis der allgemeinen Bildung bemerkbar machen, und wie man oft hört, ist das reichlich der Fall. Man hat dieses Kulturexamen, das mit der Fachprüfung der Oberlehrer verbunden ist, viel gescholten und dabei immer auf das bestandene Abiturientenexamen hingewiesen, das eine solche Kulturprüfung ja schon darstelle. Theoretisch wäre dagegen wenig zu sagen, praktisch aber um so mehr. Denn erstens ist das Kulturexamen, wenn es eben in seiner Endabsicht nicht verkannt wird, etwas ganz anderes als das Abiturientenexamen. Soll das letztere im wesentlichen eine Reihe von positiven, gut verstandenen und innerlich verarbeiteten und verbundenen Kenntnissen erweisen, die als Grundlage der darauf aufzubauenden Fachbildung genügen können, so hat das Kulturexamen eine ganz andere Absicht: es soll erforschen und erweisen, daß und wie weit sich der Kandidat des Zusammenhangs seines Fachstudiums mit unserer allgemeinen Nationalbildung bewußt geblieben ist und wie er sich bemüht hat, diesen Zusammenhang festzuhalten und individuell zu vertiefen. Daß aber diese Absicht bei den vorhin geschilderten Zuständen heute berechtigter ist als je, leuchtet ein. Ja man sollte das Dogma aufstellen, daß ein Kandidat, der in der so gehandhabten Prüfung ganz und gar nicht zureicht, selbst bei den glänzendsten Leistungen in seinem Spezialstudium das Zeugnis nicht erhält, bis der fehlende Nachweis erbracht ist. Und es ist ja wohl auch schon so vorgegangen worden. Zieht man diese Konsequenz nicht, so sind alle unsere Volksbildungsbestrebungen eitel Schaum und Schein.

Fragen wir uns nun, wie ist dem Übelstand der allgemeinen, mit der sinnlosen Vermehrung der Studierenden Hand in Hand gehenden Verschlechterung des Durchschnitts ent-

gegenzuarbeiten, so könnte man zunächst aus der Abschreckungstheorie heraus verlangen, daß die Staatsprüfungen noch mehr erschwert würden, wie auch in anderen Studienfächern, z. B. dem juristischen. Man muß aber zugestehen, daß hier schon eine respektable Höhe der Anforderungen erreicht ist und alles, was man wünschen kann, nur noch von der mehr oder minder strengen oder milden Beurteilung des Prüfenden abhängt. Eine zu große, etwa durch das Mitleid diktierte Milde dürfte heute bedenklicher sein als früher. Aber damit ist das Übel auch gar nicht an seiner Wurzel angefaßt. Es könnte hier doch nur eine Ausdehnung auf die Praxis im Schuldienst verhindert werden. Und die Masse der so zurückbleibenden und nie über die Klippe des Examens gelangenden Elemente bildet ein immer mehr anwachsendes Gelehrtenproletariat, das manchen Berufen, z. B. dem journalistischen, sich unwillkommen aufdrängt.

Die Hauptschuld an dem schlechten Durchschnitt tragen unsere Schul**verhältnisse**. Nicht etwa unsere Schule als solche in ihren wesentlichen Erscheinungsformen, die dank der Sorgfalt, mit der sie gepflegt und entwickelt wird, auf einem hohen Stand steht. Die Wunde in unseren Schulverhältnissen, auf die von hier aus wieder einmal der Finger gelegt werden soll, wird von niemandem schärfer gesehen und beklagt, als von unseren Schulleuten selbst, denen es ernst ist um die Schule. In einem Aufsatz über Gelehrtenproletariat hat vor einigen Jahren in den „Zeitfragen" Dr. J. Brune in Kiel genau den Punkt getroffen, den auch ich meine. Und die sicher fast allgemeine Zustimmung sollte die maßgebenden Behörden auf die Gefahren aufmerksam machen, die hier drohen. „Wo liegen", fragt er, bei „den höheren Schulen die Ursachen, daß sie so versagen, gänzlich versagen in der Auswahl derjenigen, die Anspruch erheben können, den oberen Ständen zugezählt zu werden? Ein Grund ist die **Versetzungsmanie**. Der Direktor glaubt (allzuoft), dem Ansehen seiner Schule zu nützen, wenn im ganzen recht wenige Schüler zurückbleiben, und der einzelne Lehrer hat den gleichen **Ehrgeiz** hinsichtlich seiner eigenen Klasse. Vielleicht würde nun dieser allgemeine Ehrgeiz nicht bestehen, wenn die vorgesetzten Behörden anders handelten, wenn sie einem Direktor, statt ihm ein vernünftiges Verfahren bei den Versetzungen zugute zu halten, nicht vielmehr wegen mangelnder pädagogischer Erfolge Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten bereiteten. Und unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß so mancher Schüler trotz vollkommen ungenügender Kenntnisse nur deshalb versetzt wird, weil seine Klassenlehrer sich selbst von seiten des Direktors und dieser wieder von seiten seiner vorgesetzten Behörden nicht Unannehmlichkeiten zuziehen wollen. Wir müssen ein viel strengeres Verfahren bei der Versetzung von unserem Lehrerstand verlangen, zumal auf den unteren und mittleren Klassen. Je später ein mittelmäßig oder schwach begabter Schüler am eigenen Leibe zu erfahren bekommt, daß er keinen Anspruch erheben darf, in die Schar der jungen Männer aufgenommen zu werden, aus denen die Gebildeten der Nation hervorgehen sollen, um so bedauernswerter ist er. Viel besser ist der daran, der schon während seiner Schulzeit strandet, als wer erst beim Abschluß seiner Universitätsbildung Schiffbruch leidet. Zurzeit kann es nichts schaden, wenn die höheren Schulen die Zahl ihrer Abiturienten um ein Beträchtliches herabsetzen; zum mindesten muß die Allgemeinheit verlangen, daß jene Zahl vorläufig nicht steigt und im übrigen im Einklang mit der Bevölkerungsvermehrung gehalten wird." Im allgemeinen zustimmend wird man hier doch betonen müssen, daß dahingehende Erfahrungen, Erkenntnisse, Reformbestrebungen auch schon allgemeiner in Schulkreisen im Gange sind. Freilich können wir die böse Erfahrung machen, daß die sonst so erfreuliche und zu begrüßende Regeneration aus dem Volke unter den charakterisierten Übelständen einen bedenklichen Zug gewonnen hat. Denn nicht nur die Talente kommen bei uns aus den untersten Schichten in die Höhe, sondern sehr oft völlig unbegabte und in jeder Beziehung nachher als Ballast wirkende Elemente. Daran aber sind die Einrichtungen wesentlich schuld, die nun als die schlimmsten zur Schaffung des gelehrten Proletariats zu besprechen sind, die (meist **ländlichen** und **kleinstädtischen**) anerkannten und doch unzweifelhaft minderwertigen Schulen, die sogenannten **Pressen** oder Refugia. „Es ist eigentlich unglaublich," sagt unser Sekundant,

„daß eine staatliche Behörde gestattet, daß die untergeordneten Schulen von gleichem Charakter ganz verschiedene Anforderungen stellen, ohne gleichzeitig auch verschiedene Berechtigungen zu verteilen, daß sie ansieht, daß Schüler innerhalb ihres Aufsichtsbezirkes ohne äußeren Grund die Schulen wechseln. Welche Schulen da in Betracht kommen, wird der Behörde nicht schwerfallen, festzustellen; ich meine, es ist doch eigentümlich, daß in kleinen Orten bisweilen die höheren Schulen weit mehr Abiturienten aufweisen als benachbarte Großstädte, und zwar eben Schüler, die aus diesen Großstädten stammen und nicht etwa aus Freude an der ländlichen Einsamkeit die Schulen gewechselt haben, sondern weil sie in der zuerst besuchten Schule bei ihrem Fortkommen auf Schwierigkeiten gestoßen waren; und ferner ist es eigentümlich, wenn manche höhere Schulen so viele Abiturienten wie Sextaner haben." Wir wissen ja nun alle, daß diese Zustände nicht allein Schuld der Regierung sind, wie unser Gewährsmann meint, daß vielmehr die Gemeindepolitik, die die kleinen Anstalten mit Gewalt und wenig Sinn für das nationale Gemeinwohl absolut rentabler bzw. weniger kostspielig machen will, den größten Teil der Schuld trägt. Aber da muß eben der Staat mit größter, mindestens größerer Energie als bisher, die Allgemeinheit und ihre Interessen vertreten und den kulturgefährdenden, allen pädagogischen Bestrebungen in unserem vorwärtsstrebenden Schulwesen feindlichen, unlauteren Wettbewerb der ganzen und halben Refugia und Pressen mit ausdrücklichen Maßnahmen bekämpfen; ist man einmal so weit, so wird die damit zusammenhängende ängstliche Unterstützung der Versetzungsmanie von selbst aufhören. Hier ist die vornehmste und in unserem Kulturdurchschnitt vergiftend wirkende Quelle für die Verschlechterung des menschlichen Bildungsmaterials an der Universität, hier der Keimboden für das gelehrte Proletariat, das sich bei uns ausbildet.

D. Karl Enders



Ein alter Lützower

Es ist oft beklagt worden, daß die deutsche Erinnerungsliteratur, die im allgemeinen ja nicht so arm ist, wie sie oft im Gegensatz zur französischen hingestellt wird, gerade für die große Zeit der Freiheitskriege nur wenig Bedeutendes aufweise. Nun braucht man ja nur die Namen Arndt und Boyen zu nennen, um zu beweisen, daß auch diese Behauptung nicht so allgemein zutrifft, wie sie sich anhört. Gemeint sind da nun auch wohl mehr Erinnerungen, die weniger als eine mehr persönlich aufgefaßte Geschichtsdarstellung, denn als Ausdruck und Ausbruch eines starken Menschenlebens wirken. Vielleicht daß uns aber auch hier nur ungünstige äußere Umstände so arm erscheinen lassen. Jedenfalls ist jetzt ein Erinnerungswerk erschienen, das sich kühnlich unter die menschlich fesselndsten und eine bedeutsame Zeit aufs wertvollste erhellenden Bücher der gesamten Weltliteratur einreihen läßt: die „Erinnerungen eines alten Lützower Jägers" von Wenzel Krimer, die soeben in zwei Bänden in der rühmlichst bekannten Memoirenbibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart erschienen sind. (Geb. 12.— M.) Es ist nur schwer zu begreifen, daß dieses Buch erst achtzig Jahre nach dem Tode seines Verfassers ans Licht kommt. Sind doch in dieser ganzen Zeit nur wenige Romane erschienen voll eines so spannenden Geschehens und einer so wechselreichen und doch aus einem einzigen Punkte heraus psychologisch erklärbaren Menschenentwicklung.

Des Rätsels Lösung heißt: Wenzel Krimer, der von einem ungarischen Vater im mährischen Datschitz gezeugt wurde, ist ein so vollgültiger Typus dessen, was wir in den Begriff Renaissancemensch zusammendrängen, wie Benvenuto Cellini. Von reichster geistiger und künstlerischer Begabung, schmiedet eine vielfach halb wahnsinnige Erziehung auch seinen Körper zu einem Gemisch von eisernen Muskeln und stählernen Nerven, das allen Anfällen des Lebens

standhält. Was ihn aber vor anderen Hochbegabten auszeichnet, ist, daß dieser mit hervorragendem Verstand begabte Mann frei ist von aller Reflexion; nirgendwo erfährt er ihre lähmende Gewalt. Gleich den Gestalten des jüngeren Shakespeare ist für ihn Fühlen und Handeln eins, er gehört durchaus dem Augenblicke, folgt unbekümmert um das Morgen dem Gebote des Heute, ist immer und überall von unbegrenztem Vertrauen zur Tat. Dieses Leben hat nur achtunddreißig Jahre gewährt, aber es ist so voll Handelns, wie nur selten ein achtzigjähriges, das wir dabei noch tatenreich nennen könnten. Wer selber stets so auf Handeln eingestellt ist, der erlebt auch unendlich viel an den anderen, und wer selbst stets so wie eine gebogene Stahlklinge federt, der sieht mit falkenscharfem Auge bei allem, was ihm begegnet, — Menschen wie Verhältnissen — den Herzpunkt ihres Lebens. So sind derartige Naturen nicht nur instinktmäßige Handler, sondern auch instinktstarke Beobachter.

Es wäre ein lächerliches Unterfangen, den Inhalt dieses Buches darstellen zu wollen oder auf besonders fesselnde Stellen hin auszuschreiben; dazu müßte man das ganze Buch abschreiben. Denn es ist merkwürdig, im Sinne von merkenswert, von Anfang bis zu Ende. Alles ist verfrüht in diesem Dasein. Das Kind ist ein Bube, der Knabe ein Jüngling; vom vierzehnten Jahr ab treibt er Männerwerk. Während die angehäufte Lebenskraft beim Vater nicht weiß, wohin sie soll, und sich meist in grotesken und brutalen Herrschgelüsten entläd, kommt der frühreife Junge durch die Leiden einer Klostererziehung und ein Unmaß verfrühter Erfahrungen zu einer reichen Lebensklugheit, die sich seltsam genug mit seinem lodernden Temperament vereinigt. Fast möchte man sagen, es sei bei ihm Erkenntnis dieser Lebensklugheit, ganz dem Temperament zu leben. Und wenn sich diese Erkenntnis in späteren Jahren abklärt, so muß sie zur höchsten Lebensweisheit werden: daß es nichts Besseres und nichts Schöneres geben kann, als einer unverfälschten Natur gemäß zu leben.

Mit vierzehn Jahren besteht er glänzend sein Abiturientenexamen und wird gleich danach feldärztlicher Praktikant, nachdem er zuvor schon als Maler und Elektriker sich bewährt hat. In diesen Knabenjahren machte er im Mannesberuf den Krieg in Italien und Ungarn mit; danach wird er Mitglied an der Wiener medizinischen Akademie. Die Liebe rettet den Fünfzehnjährigen vor dem Untergang in der Not und bringt ihm seltsamerweise nicht den moralischen Zusammenbruch. Die höchsten Auszeichnungen fallen dem Studenten zu, der trotz aller Verführung dem Lotterleben um sich herum entgeht und, als von jenseits der Grenze der Ruf der Freiheit herüberklingt, mit seinen siebzehn Jahren aus allen Genüssen sich losreißt und in ein Leben sich hineinstürzt voller Gefahr und Entbehrung.

Ich glaube nicht, daß schon jemals in einem geschichtlichen Werke die Art des Lützower Freikorps, seine seltsame Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Elementen, das Treiben in ihm, die eigenartige Kampfweise, dieses ganze tolle und volle Leben, bei dem jeder einzelne stündlich seinen ganzen Mann stehen mußte, so anschaulich und bis in die kleinsten Züge lebendig dargestellt worden ist, wie in dieser Erzählung Krimers. Nach der Vernichtung des Korps zwingt man ihn, sein ärztliches Können in den Dienst der Armee zu stellen. Er wird mit seinen siebzehn Jahren Oberarzt, bleibt aber darum nicht weniger Mitkämpfer. Die Schlachten bei Dresden und Kulm und die Leipziger Völkerschlacht in ihrer furchtbaren Länge erleben wir mit all den Schrecknissen des über alle begreifliche Kraft angestrengten Soldaten und Offiziers. Die eindrucksvollen Gemälde eines Wereschtschagin verblassen neben diesen unerbittlichen Schilderungen der Wirklichkeit; neben der Größe steht die Gemeinheit, neben dem Heldenschwung im deutschen Volke die erbärmlichste Philisterkleinheit. Über Belagerungen, durch Krankenhäuser ziehen wir nach Frankreich hinein, nach Paris und in die westlichen Provinzen, wo das gefährliche Komplott von Chartres bis ins einzelnste aufgeklärt wird. Dann für kurze Zeit zurück nach Deutschland und wieder hinein in den Krieg von 1815 — und auf jeder Seite einzelne lebendige Stücke, kleine Geschehnisse, charakteristische Anekdoten: es ist eine Überfülle, die auf uns eindringt.

Dann nimmt der Einundzwanzigjährige den Abschied; man hat die ganze Zeit über das Gefühl, zum mindesten mit einem Dreißigjährigen, auf der Höhe stehenden Manne zu tun zu haben. Als Lohn für die neun Wunden, die er aus dem Kriege mitbringt, die schweren Krankheiten, die er erduldet, die Riesendienste, die er geleistet hat, erhält auch er wie so viele andere nichts als gebrochene Versprechungen. Da er einsieht, daß seine medizinische Ausbildung Lücken hat, stürzt er sich in ein ernstes Studium in Halle. Er wird in demagogische Umtriebe hineingezogen, ist Senior bei den Teutonen, zieht sich aber rechtzeitig aus dem ganzen Treiben zurück: „Nie würde man von Demagogen in Deutschland etwas gehört haben, hätten die Mächtigen sie nicht selbst geschaffen."

Nun ist es, als ob die bislang in diesem Leben der Tat zurückgedrängte Jugendlichkeit doch noch ihr Opfer verlange; er gerät in eine wilde Sturm- und Drangperiode, die den mancherorts Relegierten von einer Universität zur andern führt, packt sich aber dann doch wieder zusammen, kehrt aus diesem tollen Vagantenleben nach Halle zurück, wo er promoviert, ist von 1820 ab Privatdozent in Bonn und beschäftigt sich erfolgreich mit physiologischen und literarischen Arbeiten. Seit 1825 wirkte er, der wie so manche Teilnehmer der Freiheitskriege von den Behörden überall zurückgedrängt worden war, als Arzt in Aachen. Er kommt hier zu hohem Ansehen, allerdings nicht zu Reichtum, weil er, wie es in seinem Nachruf in Hufelands „Journal für praktische Medizin" heißt, „die interessanten Fälle den einträglichen vorzog". Am 22. November 1834 ist er an einer Durchlöcherung der Speiseröhre gestorben, die er seinen zahlreichen Experimenten mit allerlei Giften am eigenen Leibe zuschrieb. Er hat auch als Arzt das Kriegführen nicht lassen können und, wie er es sein ganzes Leben hindurch getan hat, auch hier sein eigenes Leben und nicht ihm anvertraute Wesen auf dem Schlachtfelde des Experimentierens in die Schanze geschlagen.

Die gesamte Kulturgeschichte als Darstellung der Sitten und Unsitten einer Zeit, die Kriegs- und politische Geschichte des zweiten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts, auch die Literaturgeschichte, z. B. für Körner und Goethe, können aus dem Buche reiche Ausbeute gewinnen. Das alles aber verschwindet gegen seinen Wert als Zeugnis und Erzeugnis eines reichen Menschentums, in dem das Leben mit der elementaren Naturnotwendigkeit zu handeln schaltete.

Karl Storck



Recht und Religion

Wie verhalten sich Recht und Religion zueinander? Es wird manchen geben, der auf Grund gewisser herrschenden Rechtsbegriffe und vielleicht auch eigener Erfahrung kurz, aber bestimmt antworten wird —: „Gar nicht!" Und doch erscheint, wie Landrichter R. Eberhard in einem tiefschürfenden, wie von aufbauendem Geiste getragenen Kapitel seines soeben erscheinenden Buches „Briefe an einen jungen Studenten der Rechtswissenschaft" (Karl Heymanns Verlag, Berlin) nachweist, „im Anfang die Religion als der Brunnen, aus dem das Recht entsprungen ist, als die Urzelle, aus der es hervorgewachsen ist. Recht, Sitte und Sittlichkeit sind im Anbeginn religiös gefärbt und mit der Religion zu ungetrennter Einheit innig verbunden. Die alten frommen Sagen vom göttlichen Ursprung des Rechts sind nur der Nachklang des ursprünglichen Zustandes und eine naive Äußerung des tiefreligiösen Gemüts der Menschen der Urzeit.

Spüren wir solchen Sagen nach, so treten uns sogleich die gewaltigen Erzählungen der Bibel entgegen, wo uns berichtet wird, wie Moses, der Mann Gottes, auf dem feuerumwölkten Berge Sinai das jüdische Gesetz von Gott selbst empfängt, und zwar nicht nur das Sittengesetz, den Dekalog, sondern auch das Rechtsgesetz (2 Mos. 21 ff.). Unsere Gedanken

wandern dann weiter nach Mesopotamien, wo in neuester Zeit die Gestalt des babylonischen Königs und Gesetzgebers Hammurabi nach vieltausendjähriger Vergessenheit wieder aufgetaucht und ins Licht der Geschichte getreten ist. Im Jahre 1902 entdeckten nämlich die französischen Archäologen de Morgan und Scheil auf dem Akropolishügel in Susa einen mit Keilinschriften bedeckten Dioritblock, der sich demnächst als das um tausend Jahre vor Moses erlassene altbabylonische Gesetz des Königs Hammurabi erwies. Auf der Vorderseite dieses Blocks, der bis auf einige Rasuren wohlerhalten ist, ist nun ein Relief angebracht, worauf der Gott Samas, der Sonnengott, mit dem Schreibgriffel in der Hand dargestellt ist, wie er dem König Hammurabi das Gesetz diktiert. Also auch hier wieder die Sage vom göttlichen Ursprung des Rechts. In gleicher Weise führte auch Mohammed, der gewißlich kein Betrüger und Scharlatan, sondern eine vom göttlichen Feuer ergriffene und durchglühte Seele war, seine Rechtssatzungen, wie sie jetzt noch im Koran als gültiges Recht vorhanden sind, auf göttliche Eingebungen zurück. — Von diesen beiden uns etwas befremdlichen Gestalten schweifen unsere Blicke nach dem uns von Jugend auf vertrauten Hellas hinüber, wo altehrwürdige Sagen ebenfalls den göttlichen Ursprung des Rechts bezeugen. Da tritt uns denn vor allem der mythische König Minos von Kreta entgegen, dessen Macht und Herrlichkeit uns heute noch nach rund 3000 Jahren die in letzter Zeit vorgenommenen Ausgrabungen in Knossos auf Kreta deutlich kundtun. Von ihm meldet die Sage, daß er seinem Volke viele weise und gerechte Gesetze gegeben hat, die ihn sein Vater Zeus, der Vater aller Götter und Menschen, gelehrt hat. In andern Quellen wird Demeter, ‚die Bezähmerin wilder Sitten‘ (*Δημήτηρ θεσμοφόρος*, Ceres legifera), als Erfinderin des Gesetzes und der Sitte bezeichnet. Ich führe dann weiter Platos ‚Gesetze‘ an, der hier im Buch 1, Kapitel 1, ausführt: ‚Den Göttern gebührt das Verdienst, den Menschen Gesetze gegeben zu haben, uns (den Athenern) Zeus, ... den Lakedämoniern Apollo.‘ In gleicher Weise bekennt Sokrates nach den Xenophontischen Memorabilien IV, 4 ff., daß die Götter den Menschen die Gesetze gegeben haben. — Nicht minder melden uns römische Sagen den göttlichen Ursprung des Rechts. Hier ist es vor allem der friedfertige, milde König Numa Pompilius, der nach der Sage von der Nymphe Egeria im heiligen Haine die Religion und das göttliche heilige Recht, das Fas, empfängt, nachdem Romulus die einer religiösen Weihe entbehrenden rein menschlichen Satzungen, das Jus, erlassen hatte. Es wird auch in Virgils Äneis 8, Vers 320 und anderswo berichtet, daß der Gott Saturn den Latinern die Gesetze gegeben habe.

Und nun wandern unsere Gedanken zu unsern Vorfahren, den alten Germanen, deren religiöse Vorstellungen und Mythen uns leider ja nur bruchstückweise überliefert sind. Indessen raunt auch aus den uns hier erhaltenen Resten noch die Sage von dem göttlichen Ursprung und Wesen des Rechts. Da ist es vor allem die leuchtende Lichtgestalt des Baldur, der als Schirmer und Schützer des Rechts erscheint. Sein und seiner holden Gattin Nannas Sohn ist der friesische Gott Forseti oder Fosite, der nach der Sage auf Helgoland (Fositeland) ein Heiligtum hatte und der als Gott des Rechts und der Gerechtigkeit gepriesen wird. Aus altfriesischen Quellen stammt nun folgende schöne Sage, die ich aus Dahns ‚Walhalla‘ (vgl. dort unter Baldur und Forseti) entnehme. Es wird hier erzählt, daß ‚zwölf Rechtsprecher in steuerlosem Boot auf dem Meere treiben: sie vermögen das Land nicht zu finden (und auch nicht das Recht, das heißt, das Hintreiben auf steuerlosem Schiff ist das vergebliche Bemühen, die Rechtsentscheidung im Meere der Zweifel zu finden). Sie beten, ein Dreizehnter möge ihnen gesandt werden, der sie das Recht lehre und an das feste Land lotse. Sofort sitzt ein Dreizehnter am Schiffshinterteil, führt ein Ruder und steuert gegen Wind und Wellen sicher und glücklich ans Land. Dort angekommen wirft er eine Axt, die er auf der Schulter trägt, zur Erde. Da entspringt an dieser Stelle ein Quell: hier setzt er sich nieder, die zwölf andern um ihn, und er weist ihnen das Recht. Keiner der zwölf kannte ihn, jedem der zwölf glich er von Angesicht, und nachdem er sie das Recht gelehrt, waren ihrer wieder nur zwölf: der Dreizehnte war ver-

schwunden. Er war nur der Ausdruck ihrer Gemeinvernunft, ihres übereinstimmenden Rechtsbewußtseins gewesen.' — Dahn meldet dann weiter, daß dieser Unbekannte wohl Odin, später aber, nachdem sich ein Gott des Rechts aus Odin und Baldur losgelöst habe, eben dieser neue Gott Forseti gewesen sei, und daß man diese Rechtsbelehrung nach Helgoland verlege. — Ich verweise dann auf die Edda, wo uns gemeldet wird, daß nach der Götterdämmerung sich eine neue Welt mit neuen Göttern und neuen Menschen ‚in ewigem Grün aus dem Grunde der See' erheben wird. Dann aber ‚kommt der Mächtige, das Recht aufrechtzuhalten, der Starke von oben, der alles beherrscht: die Urteile spricht er, die Streitsachen legt er bei, heilige Ordnungen setzt er, die da bleiben sollen'.

Ist hiernach das Recht ursprünglich überall untrennbar mit der Religion verwachsen und mit religiösen Momenten durchwachsen, so hat es sich erst im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit und fortschreitenden Differenzierung der Kultur allmählich von der Religion als seinem Mutterboden losgelöst und zu selbständiger Lebenskraft und Bedeutung herausgebildet. Ursprünglich waren denn auch in der Urzeit vielfach die Priester die Hüter und Wisser des Rechts und zugleich auch die Richter, wie z. B. im altrömischen Recht der Pontifex maximus auch richterliche Funktionen hatte, und wie Tacitus in seiner ‚Germania' von unsern Vorfahren für eine Zeit, die sich über die Uranfänge menschlicher Gesittung schon weit erhoben hatte, berichtet (Kap. 7), daß die Strafgewalt im germanischen Heere den Priestern oblag, mit deren Erlaubnis allein Tötung, Fesselung, Schläge, gleichsam auf Befehl des Gottes (velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt), verhängt werden durften. Thing und Thingstätten waren ferner bei den Germanen dem Schutze der Götter geweiht, wie denn der uralte Himmelsgott Tiu, Tyr oder Ziu (Mars Thingsus), nach dem wir heute noch unsern Dienstag nennen, an manchen Orten als Gott des Gerichts galt. An uralt heiligen Opferstätten, wo Brunnen und Baum als Symbol göttlicher Nähe nicht fehlten, traten die Hundertschaften zum Gerichtsthing unter freiem Himmel zusammen. Der Eröffnung der Verhandlung ging die Heiligung und Hegung des Things voraus. An die Priester wurden die drei uralten Hegungsfragen gerichtet, ob es die rechte Thingzeit und der rechte Thingort sei, ob das Gericht dem Gesetze gemäß besetzt und gehegt sei, und ob man den Frieden gebieten möge. Die Priester geboten dann nach Bejahung dieser Frage Schweigen, und jede Verletzung des Thingfriedens galt als Verletzung des Gottes und fiel priesterlicher Ahndung anheim. (Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 11: ‚Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur.')

Insbesondere aber hatte das Strafrecht überall bis weit in die geschichtliche Zeit hinauf in wesentlichen Stücken sakralen Charakter. So wurden bei den Germanen vielfach schändliche und sündhafte Taten zur Versöhnung der Götter mit dem Opfertode bestraft. Ebenso ist überall und so auch bei den Germanen das Eidesverfahren mit religiösen und mystischen Momenten durchwirkt, wie ja auch heute noch unsere Schwurformel religiösen Charakter hat, indem wir im Eide Gott als Zeugen anrufen und uns für den Fall des Meineids selbst verfluchen. Auf dem Boden eines solchen mit der Religion durchwachsenen und verwachsenen Rechts erwuchs dann das Rechtsgebilde der Gottesurteile, der Ordalien, wie insbesondere die Feuer- und Wasserproben, der Zweikampf, das Bahrrecht und das Losordal. In diesen Ordalien offenbarte sich nach uraltem arischen Glauben des Gottes Stimme, wie denn in den alten Quellen z. B. der Zweikampf lex dei (In den alten Quellen hat das Wort ‚lex' die Bedeutung von ‚Beweismittel'.) oder judicium dei genannt wird, und wie in der lex Alamannorum, der lex Bajuvariorum u. a. m. klar ausgesprochen wird, daß Gott im Zweikampf demjenigen den Sieg schenkt, auf dessen Seite das Recht steht.

Uralte Anschauungen sind es, um die es sich hier handelt; Recht und Religion erscheinen eng miteinander verwebt, ja bis in die neueste Zeit herein erscheint an manchen Punkten solche innige Verknüpfung, wie denn z. B. bis zum Inkrafttreten des Personenstandsgesetzes und

des BGB. das ehedem zum Kirchenrecht gehörige Eheschließungs- bzw. Ehescheidungsrecht vielfach noch sakralen Charakter hatte. Insbesondere wurden für die Frage der Ehescheidung die Aussprüche Christi als verbindliches Recht angesehen. Ja, die katholische Kirche und vielfach auch die evangelischen Landeskirchen stellen sich für das kirchliche Eherecht auch heute noch auf den Standpunkt, daß die Bibel als Quelle göttlicher Offenbarung maßgebendes Recht für die Eheordnung enthält. So ist es in der Tat auch nicht gar so lange her, daß man die Bibel als ‚göttliches Recht' auch auf andern Gebieten zu den Rechtsquellen rechnete. So wird z. B. noch in Glücks Pandekten, jenem mächtigen Werke, an dem fast das ganze 19. Jahrhundert gearbeitet hat und das die verschiedenen Richtungen der einander ablösenden Zivilrechtsschulen getreulich wiederspiegelt, im ersten, noch ganz von naturrechtlichem Geiste erfüllten Bande gesagt, es sei ‚nicht zu leugnen, daß wir die im Neuen Testament enthaltenen heilsamen Lehren bei der Entscheidung mancher wichtigen Fälle zugrunde legen, ja die Heilige Schrift in dieser Hinsicht unter die Quellen unserer Rechtsgelahrtheit rechnen'.

Wir sind uns indessen heutzutage, denke ich, darüber einig, daß die Bibel (abgesehen von dem in einigen Rechtsgebieten sich auf diese stützenden Kirchenrecht) nicht mehr zu den Rechtsquellen rechnet. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß das Recht alles religiösen, alles göttlichen Charakters bar ist. Im Gegenteil, ich glaube, daß auch heute noch das Recht einen solchen religiösen, göttlichen Charakter hat. . . .

Wir sehen gemeinhin die Dinge um uns als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches an, sie sind uns so gewohnt und so vertraut, daß wir uns keinerlei Gedanken über sie machen. . . . So erscheint uns denn auch das Recht als etwas ganz Natürliches, als etwas Selbstverständliches und allein auf irdische Zwecke Gerichtetes. Es erscheint uns namentlich heutzutage, wo die Gesetzgebungsmaschine so prompt und fleißig arbeitet, so durchaus als Menschenwerk und Menschenwille, daß es uns schier schwer wird, den endlichen, zeitlichen, beschränkt einzelmenschlichen Gesichtspunkt aufzugeben und uns auf eine höhere Warte zu stellen, von der aus wir ahnend verspüren, daß Menschenwerk und -wille von einer Vernunft gelenkt und gewirkt wird, die höher ist als Menschenvernunft, und die auf Zwecke und Ziele hindeutet, die weit über menschliches Wissen und Verstehen hinausragen. Von einem solchen Standpunkt aus erscheint dann das Werden, Wachsen, Vergehen und Neuwerden des Rechts nicht als eine völlig zielsichere und zweckbewußte Schöpfung des Menschengeistes, sondern wir sehen im Aufsteigen der Menschheit aus dem dunklen Urgrunde der Volksseele, aus dem Unbewußten heraus sich Rechtsideen — wie auch andere Kulturideen — erheben, die auf Ausgestaltung und Verwirklichung hindrängen, allmählich deutlicher ins Bewußtsein treten, und wenn die Ideen reif sind und die Zeit erfüllt ist, endlich durch bewußte Schöpfung ausgeprägt und gestaltet werden. Wir sehen weiter, wie trotz aller fortschreitenden Klarheit der Erkenntnis der mit den einzelnen Rechtssätzen verfolgten Zwecke und der von ihnen ausgehenden Wirkungen auch die werdenden, noch unerkannten Ideen bei der Bildung des Gesetzesrechtes schöpferisch mitwirken, ja es grundleglich mitbestimmen, so daß ein Gesetzeswerk den Gesetzgebern jedesmal weit über den Kopf hinauswächst und eine Wirkung und eine Tragweite erlangt, von der auch in den gründlichst ausgearbeiteten Motiven noch keine Ahnung aufdämmert. Ja, kraft des geistigen Gesetzes der Heterogonie der Zwecke, wonach Bestrebungen, die auf einen bestimmten vorgestellten Zweck hinzielen, sofort über diesen Zweck hinaus auf einen weiteren Zweck hinweisen und in der Richtung auf ihn gravitieren, zeitigt ein Gesetz Wirkungen, die überhaupt gänzlich außerhalb des Horizonts der Zeitgenossen liegen, die das Gesetz hervorgebracht haben. Unergründliche, unerforschliche Mächte wirken und weben demnach auch mit an der Gestaltung und Bildung des Rechts. Auch die höchsten und weitestschauenden Rechtsgenien, die mit machtvollem Geiste und kraftvoller Hand gestaltend und schöpferisch in das Rechtsleben eingreifen, werden auf solche Weise gewirkt vom Geiste, und die schöpferische Intuition, die in ihnen neue Rechtsideen aufblitzen läßt, ist wahr-

haft unerforschlichen, unergründlichen Ursprungs, so daß auch diese Rechtsgenien gleich Goethe bekennen müssen: ‚So viel kann ich Sie versichern, daß ich ... sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind.‘ (In einem Briefe an Plessing vom Jahre 1782.) — So wandelt sich denn auch der geistige Inhalt eines Gesetzes beständig, und ebenso wie jedes Volk, jede Zeit ihre Gedanken aus der Bibel entnimmt und diese in dem ihr kongruenten Sinne versteht, so entnimmt jede Zeit einem die Geschlechter der Menschen überdauernden Gesetze neue Rechtsideen, und die Gesetzesworte, die ursprünglich in einem bestimmten Sinne gedeutet wurden, werden im Wechsel der Zeit und des Zeitgeistes ganz anders gedeutet. Es gilt auch hier das Wort: ‚Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig‘ (2 Kor. 3, 6). Der lebendigmachende Geist ist aber der den Einzelgeist überragende, durchdringende und umfassende Zeit-, Volks-, Menschheitsgeist, der wieder ein Ausfluß des Allgeistes, des Geistes Gottes ist....

Stellt man sich auf den Boden der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorie, so trägt schon die Urzelle, aus der im Laufe der monophyletischen oder polyphyletischen Entwicklung der Mensch hervorgegangen ist, oder besser, hervorgegangen sein soll — denn nicht von Wissen und Beweisen, sondern nur von Glauben kann hier die Rede sein —, den immanenten Keim zur Bildung des Menschen, des menschlichen Geisteslebens und insbesondere des Rechts in sich....“

Wirtschaftliches Vexierspiel

Auf eine merkwürdige wirtschaftliche Erscheinung, die sich auch in früheren Jahrhunderten schon mehrfach gezeigt hat und für welche die Volkswirte vergangener Zeiten niemals die richtige Erklärung zu finden wußten, wird im „Reichsboten“ aufmerksam gemacht. „Als, um nur ein Beispiel hervorzuheben, nach der Entdeckung Amerikas in den Jahren 1545 und 1558 in Peru (bei Potosi) und in Mexiko (bei Guanaxuato, sowie in anderen Bergwerken) sehr reiche Gold- und Silberminen gefunden wurden, durch die eine Fülle von Edelmetall in den europäischen Verkehr gelangte, trat in den Kulturstaaten Europas, in erster Linie in Spanien, nach wenigen Jahrzehnten eine vollständige Preisrevolution ein, über deren Ursachen man sich damals vergeblich den Kopf zerbrach. Heute weiß jeder, der nur halbwegs mit volkswirtschaftlichen Fragen vertraut ist, daß der Preis des Edelmetalls sowohl wie der jeder anderen Ware in erster Linie von dem zirkulierenden Quantum und der Menge der Güter abhängt, deren Austausch durch dasselbe vermittelt werden soll. Wächst die umlaufende Gütermasse plötzlich auf das Doppelte, ohne daß die Menge der Zirkulationsmittel, d. h. des Geldes, sich in demselben Verhältnis vergrößert, so muß dasselbe Geldstück, welches früher den Tausch von 1 Kilogramm einer gewissen Ware vermittelte, jetzt den Tausch von 2 Kilogramm ermöglichen. Wir sagen dann, die Ware ist um die Hälfte billiger geworden. Umgekehrt wird bei dem plötzlichen Anwachsen der zirkulierenden Geldmenge auf das Doppelte dasselbe Kilogramm Ware, das vorher für ein Geldstück von bestimmter Größe zu haben war, jetzt nur für zwei Geldstücke derselben Größe zu erhalten sein. Es heißt dann, die Ware ist noch einmal so teuer geworden als früher. Nach der Entdeckung Amerikas in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts stand nun die einströmende Menge des Edelmetalls so sehr außer Verhältnis zu der Größe des Warenverkehrs, welcher sich desselben als Umlaufsmittel bediente, und zu der Zunahme dieses Verkehrs in den folgenden Jahrhunderten, daß die Warenpreise rasch und in ungeheueren Sprüngen stiegen. In Spanien konnte man vor der Entdeckung Amerikas dasselbe Quantum Waren für 100 Realen kaufen, das im Jahre 1619 600 Realen kostete. In Paris waren die Weizenpreise in den Jahren

1577 bis 1588 durchschnittlich fünfmal so hoch als in den Jahren 1492 bis 1501. In Deutschland stiegen die niedersächsischen Roggenpreise in den Jahren 1525 bis 1550 auf mehr als das Doppelte der Preise der Jahre 1475 bis 1500. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich in allen europäischen Ländern. Anfänglich suchte man die Ursache dieser außerordentlichen Preissteigerung in der Gewinnsucht der Händler. Man sagte ihnen nach, daß sie die Preise künstlich in die Höhe trieben, um ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und die Regierungen glaubten durch besondere Verordnungen gegen die Lebensmittel- und Warenteuerung einschreiten zu müssen. Man erließ Ausfuhrverbote für unentbehrliche Verbrauchsgegenstände, man ging stellenweise so weit, den Händlern die Preise vorzuschreiben. Der selige deutsche Reichstag, der sich im 17. und 18. Jahrhundert beim Erlaß solcher Verordnungen besonders hervortat, verbot sogar das Zusammentreten größerer Handelsgesellschaften. Alles das nützte natürlich nichts; man entschloß sich daher denn auch, die eingeschlagene grundfalsche Bahn wieder zu verlassen, als man über die Ursachen der Preisbewegung klar geworden war.

Seit der vorher erwähnten Zunahme der Edelmetallproduktion in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist die Gold- und Silbereinfuhr nach Europa unausgesetzt im Steigen geblieben. Nach einer Schätzung A. von Humboldts zirkulierte am Schluß des Mittelalters für 702 Millionen Mark Metallgeld in Europa; im Jahre 1600 schon für 2478 Millionen Mark, 1700 für 5782 Millionen Mark und 1809 für 7533 Millionen Mark. In der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat sich diese Steigerung in noch stärkerem Maße fühlbar gemacht. Die Entdeckung der reichhaltigen Goldminen in Südafrika und Alaska, der Silberminen in Kalifornien und anderen Staaten der nordamerikanischen Union haben die Edelmetall-Zirkulationsmittel so erheblich vermehrt, daß die Menge der dafür einzutauschenden Güter mit ihnen nicht Schritt halten konnte. Eine Steigerung der Preise der Waren, in erster Linie der Lebensmittel, deren Produktion nicht in Jahrzehnten in derselben Weise einer Steigerung fähig ist wie die der Edelmetalle, mußte die notwendige Folge hiervon sein."



Unheimliches von der drahtlosen Telegraphie

Ueber einige unerwünschte Möglichkeiten und seltsame Erscheinungen dieser wunderbaren Fesselung einer — trotz aller Gewöhnung — im Grunde immer noch geheimnisvollen Naturkraft durch den menschlichen Geist berichtet der Direktor der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, Dr. Graf Arco, im „Berl. Tagebl.":

„Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Draht-Nachrichtenübertragung und der drahtlosen besteht bekanntlich darin, daß bei der Drahtmethode die Nachricht in Form elektrischer Ströme fest an die Leitung gebunden ist und aus dieser nur durch direktes Anstöpseln oder Abzapfen entnommen werden kann. Bei der drahtlosen Übertragung dagegen verbreitet sich die elektrische Energie mehr oder weniger gleichmäßig im Raum und über die Erdoberfläche. Allerdings nimmt die Stärke der Energie, einem Naturgesetze gehorchend, mit zunehmender Entfernung von der Absendestelle ab. Bei Verdoppelung der Entfernung ist sie nicht ½ so groß, sondern nur ¼ so groß als vorher.

Da also der Raum voll Energie ist, so sind unendlich viele Möglichkeiten vorhanden, in unbefugter Weise Nachrichten an irgendeiner Stelle aus dem Raume aufzufangen. Aber je weiter der Horcher von der Sendestelle entfernt ist, um so schwächer hört er die Telegramme, um so größer sind die Schwierigkeiten des Verstehens. Am leichtesten ist das Abfangen, wenn die absendende Station eine solche für große Entfernung ist. Denn in diesem Falle ist die absendende Station elektrisch sehr stark räumlich ausgedehnt, und man kann sie daher in der Nähe außerordentlich stark hören. Es ist zum Beispiel bekannt, daß die Telegramme der Eiffel-

turmstation in Paris in jedem Hause mitgehört werden können. Man nimmt hierzu einen ganz primitiven, leicht herstellbaren Empfangsapparat und verbindet ihn mit der Wasserleitung. Aber selbst noch in 200 Kilometer Entfernung von Paris gelang es ... unter Benutzung eines in einem Hause auf dem Trockenboden nach Art einer Waschleine ausgespannten Drahtes die meisten chiffrierten, für die französische Marine bestimmten Telegramme abzuhören.

Ein ähnliches Experiment wurde vor einigen Jahren hier in Berlin gezeigt. Die dem Reichspostamt gehörige Station Norddeich bei Norderney konnte auf 350 Kilometer im hiesigen Postmuseum gut gehört werden, wenn ein kleiner Empfangsapparat mit der Wasserleitung und dem eisernen Heizkörper des Postmuseums verbunden wurde. Die Telegramme von Nauen wurden vor einigen Jahren in Südfrankreich gehört, als man einen Empfangsapparat dort zufällig an eine normale, aber gerade nicht gebrauchte oberirdische Telegraphenfreileitung anschloß. Es wird also technisch in zahlreichen Fällen möglich sein, unbefugterweise Telegramme mitzulesen. Es liegt dies im Wesen der drahtlosen Telegraphie, nämlich in der Ausbreitung der elektrischen Energie, tief begründet, und alle technischen Verbesserungen werden diese Möglichkeit schwerlich beseitigen. ..."

Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß an irgendeiner Stelle der Erde mittels drahtloser Telegraphie irgendwelche Schwindeleien ausgeführt worden sind, weder zu Börsenspekulationen noch zu sonstigen Zwecken. Aber die theoretische Möglichkeit liegt vor.

„Aus der bisherigen Vergangenheit der drahtlosen Telegraphie sind mir nur zwei merkwürdige Vorkommnisse bekannt, die hier angeführt werden können. Das erste stammt aus den ersten Anfängen der drahtlosen Telegraphie, aus einer Zeit, in der nur wenige Handelsdampfer, die zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verkehrten, mit Apparaten ausgerüstet waren. Als damals eins der mit Telefunken ausgerüsteten Schiffe mit einer anderen Station sprechen wollte, registrierte der Empfänger folgenden Text in englischer Sprache: ‚Ihr verdammten Slaby-Arco-People, mögen eure Knochen in der Hölle rösten.' Einige Jahre später rief auf der gleichen Route ein Handelsschiff — 1000 Kilometer von der Hafeneinfahrt in Neuyork entfernt — das dort gelegene Nantucketfeuerschiff an und erbat von diesem Nachrichten über die Wetterlage. Das Feuerschiff meldete sich sofort, gab detaillierte Angaben über alles mögliche, und der Telegraphist, aufs höchste entzückt über die von ihm erreichte, für die damalige Zeit außergewöhnlich große Entfernung, eilte zum Kapitän. Als das Schiff anderthalb Tage später die Stelle passierte, wo das Nantucketfeuerschiff sonst liegt, stellte es sich heraus, daß dies infolge eines Sturmes zwei Nächte vorher untergegangen war, und daß daher die Telegramme unmöglich von dem Feuerschiff herrührten."



Der Berliner Tiergarten

Fast wie eine Grabrede klingt, was J. v. Pflugk-Harttung in der „Konservativen Monatsschrift" über angeblich zielbewußte „Verwüstung" dieses wirklichen, echtdeutschen Laubwaldes mitten im Weichbilde der Riesenstadt schreibt. Denn der Tiergarten ist in der Tat das Zentrum, ist Herz und Lunge Berlins geworden: „Ihn umrahmen: Altberlin, der Westen, Charlottenburg und Moabit. Trat man früher an einem heißen Sommertage vom Brandenburger Tore hinaus, so umfing den Wanderer nach wenigen Minuten volle, erfrischende Waldeskühle, bewirkt durch ein dichtes und geschlossenes Laubdach. Heute blickt überall die Sonne durch Blätterlücken und erwärmt unten die Luft: der Wald ist zu einem Park geworden und befindet sich auf bestem Wege, immer mehr zu verparken . . .

Beide Arten bieten Vorteile und Übelstände. Der alte Tiergarten war ein Hochwald mit prächtigen Bäumen, zumal herrlichen, knorrigen Eichen, ein an manchen Stellen verträumter Forst, so daß man sich meilenweit dem Millionengetriebe entrückt glauben konnte. Hier und da huschte ein Eichhörnchen über den Weg, der Pirol flötete im verschwiegenen Geäst. Als Unannehmlichkeit empfand man, daß die Bäume sich im Laufe der Zeit teilweise zu sehr beengten, was um so nachteiliger wirkte, als hohe Häuser sie einschlossen und den freien Luftzutritt hinderten. Infolgedessen konnte die Luft stickig werden, so daß sie an manchen Stellen weder Gras noch Gebüsch aufkommen ließ. Hinzu gesellte sich noch im Hochsommer die Ausdünstung schlecht gehaltener, verlaubter, stehender Gewässer, — freilich nur an wenigen Orten, namentlich auf der Westseite.

Leicht ließ sich diesen Übelständen abhelfen, etwa durch Lichtung zu dichter Baumbestände und durch Reinigung der Flußläufe. Aber stets hätte man vom Gedanken des Waldes, von seiner Erhaltung und Verschönerung ausgehen sollen. Aus dem anfänglich richtigen Bestreben gelangte man immer mehr in eine andere Richtung, in die erbarmungslosen Abholzens, ganz offener Waldverwüstung. In jedem Winter hallt Tag für Tag die Axt und knirscht die Säge. Zeitweise sah der Tiergarten aus wie ein Schlachtfeld, z. B. neuerdings die Umgebung der Zelte und die des Bahnhofs an der Charlottenburger Chaussee. Gerade gegen die herrlichsten Baumriesen richtet sich der gärtnerische Zorn; mit lautem Krach stürzen sie nieder und liegen dann wie eine stumme Anklage am Boden, bis man sie zerstückelt und beiseite schafft. Wo sie standen, gähnt eine Lücke, auf der sich Rasen säen und Buschwerk pflanzen läßt. So erzeugte man einen Rasenteppich, aber der herrliche Wald verkümmerte und besteht wesentlich nur noch aus mittelstarken oder schwachen Bäumen, immer einer möglichst weit vom andern.

Am bezeichnendsten ist der Rosengarten für die Wandlung. Wo früher Buchen und Eichen ragten, unter deren Laubschatten frohe Kinder spielten, erstreckt sich jetzt ein baumloser Schmuckplatz, findet sich eine Sehenswürdigkeit Berlins. Ob diese offene und geschniegelte Anlage mitten in einen Wald hineinpaßt, kann zweifelhaft erscheinen [Sie ist so geschmacklos, wenn auch nicht so aufdringlich, wie die „Siegesallee". D. T.]: von Waldliebe und Waldverständnis zeugt sie jedenfalls nicht, wohl aber von großer Blumenkunst und -technik. Noch schlimmer als der Rosengarten selber erwies sich seine Wirkung, denn er gestaltete sich gewissermaßen zum Ausgangspunkte der Gesamtverparkung. Um den Widerspruch zwischen dem niederen Rosengeschlecht und dem hohen Waldbaume auszugleichen, mußte er immer neue Opfer bringen. Schon erhebt sich in der Nähe des Gartens ein Haus mit drei Säulen, auf das ein gerader, völlig schattenloser Weg zuführt, an dessen Seiten sich allerlei zweifelhaftes Gebüsch breit macht. Geht dieses Bestreben noch ein Jahrzehnt weiter, so ist ein herrlicher Wald zerstört und dafür ein Neues geschaffen, was man auch anderwärts findet, was sich nicht entfernt mit dem Meisterwerke unserer Eltern zu messen vermag.

Äußert man sein Befremden über die Baumverwüstung, so klingt es einem entgegen von Allerhöchstem Befehle u. dgl. Die Bäume seien alt, morsch und krank; und verweist man darauf, sie seien ja größtenteils vollkommen gesund, alte Eichen hätten stets morsche Stellen und könnten noch Jahrhunderte das Auge erfreuen, so wird man ausgelacht und mit höhnischen Bemerkungen entlassen. Die meisten Recken, welche fallen mußten, sind unersetzlich. Wird einmal wieder ein mehr deutscher Geist in der Tiergartenverwaltung herrschen, so kostet es die Zeit von Menschenaltern, bevor die jetzige Verschandelung einigermaßen ausgeglichen werden kann. Wenn man behauptet, der üppige Baumwuchs des Tiergartens sei krank, so kann man fast alle Wälder in der Umgegend Berlins fällen.

Die Nachteile des verstümmelten jetzigen Tiergartens bestehen in ungenügendem Schutze gegen Sonnenbrand im Sommer und rauhe Winde im Winter, in verstärktem Holzbruch bei Sturm und einer geringeren Erholungsfähigkeit für den Großstädter. Er sieht nur noch

Bäume, aber keinen Wald mehr, die Urwüchsigkeit der Zweige wurde zerstört, durch die gelichteten Stämme schweift der Blick frei bis auf die belebten, benzinduftenden Straßen, während das Wagengetöse ungehemmt herüberschallen kann ..."

Im ganzen Tiergarten ist nur ein einziger Fahrweg für Automobile gesperrt. Durch alle anderen rasen, tuten, stinken sie rastlos, läuten daneben die Straßenbahnen, holpern und stäuben die Lastfuhrwerke usw. Überschreitet man auch nur eine der Straßen, die diesen Weg kreuzen, dann befindet man sich sofort wieder in dicke Wolken ausgepufften Benzinstanks gehüllt. Nur keine Illusionen! Bilde dir nicht etwa ein, mein Lieber, du dürftest auch nur fünfzehn Minuten lang ohne dieses moderne Lebenselixir Atem schöpfen. Du könntest wahrhaftig noch vom Größenwahn befallen werden und glauben, du hättest irgendeinen Anspruch auf unverpestete Luft.

Aber alles, was recht ist: man muß es den Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften lassen, daß ihre Fahrzeuge es mit dem Auspuffen ernst und gewissenhaft nehmen, dabei sogar mit gutem Beispiele vorangehen. Allgemein ist in Berlin der Glaube, daß hierin auch das Geheimnis der grundsätzlichen, unverwüstlichen Nachsicht der Polizei diesen Übertretungen gegenüber beschlossen liegt. Es soll nämlich vorgekommen sein, daß Führer von ganz gewöhnlichen Lohnautos den sie zur Rede stellenden Schutzmann auf unbehelligt sich ausqualmende Hoffahrzeuge hingewiesen haben: der Beamte möchte doch gefälligst erst einmal gegen diese da einschreiten ...

Was die Vierjährige sagte

Ein Geschichtchen, das mehr ist als das, erzählt ein Leser aus seiner Sommerfrische der „Frankf. Ztg.": Als ich meiner Familie, die vor mir in Ferien gegangen, in die Sommerfrische nachgereist war, da zeigte mir Klein-Lotte sofort nach meiner Ankunft mit großem Eifer alle die großen und kleinen Schönheiten unseres Aufenthaltsortes. Ich bewunderte natürlich alles gebührend. „Ja," sagte dann Lotte, die in Religion ihre beste Note hat und auf die seinerzeit die Schilderung des Lebens von Adam und Eva im Paradiese einen großen Eindruck gemacht hatte, „ja, Papa, du brauchst deinen Koffer gar nicht auszupacken; Frau N. sagte, hier sei es wie im Paradiese, und da brauchst du, wie Adam, auch nur ein Feigenblatt zu tragen!"

Einige Tage später lag ich mit Lotte im Grase; wir sahen einem Grashüpfer zu. Dann schauten wir in den Himmel. Da frug mich die Vierjährige:

„Papi, wie ist denn die Telephonnummer vom lieben Gott?"

„Ja, Kind, warum willst du denn das wissen?"

„Ich möchte den lieben Gott gern 'was fragen."

„Was denn, Lotte? Vielleicht kann ich dir es auch sagen."

„Nein, ich möchte den lieben Gott selbst sprechen."

„Das geht nicht, Kind; der liebe Gott hat kein Telephon."

Lotte sieht mich erstaunt an und lächelt etwas spöttisch-überlegen, gerade als wollte sie sagen: „Na, Leute, die wir kennen, haben doch Telephon." Sie begrüßt nämlich zu Hause jeden Tag schon am Morgen ihren Großvater telephonisch. Ich fühle mich deshalb verpflichtet, zu erklären, warum der liebe Gott kein Telephon habe. Sie scheint aber von der Richtigkeit meiner Ausführungen überzeugt zu sein, denn sie sagt: „Wenn der liebe Gott wirklich kein Telephon hat, dann will ich dich fragen; vielleicht weißt du es auch. Ich möchte gerne wissen, was ich gewesen bin, ehe ich bei euch Kind geworden bin."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Unsere koloniale Arbeit

Ein Menschenalter kolonialer Arbeit liegt hinter uns. Wir sind langsamer vorwärts gekommen als andere, geschulte Kolonialvölker, aber es geht doch voran in unseren Kolonien.

Sollte es da nicht Zeit sein, mit der Anschauung zu brechen, daß wir „vom idealen Rechtsstandpunkt aus nichts anderes sind als ihren Vorteil suchende Eindringlinge", wie Herr F. Hutter im Türmer erklärt hat.

Wem haben wir „Herrenrechte" genommen? Nicht den Negern insgesamt; denn sie haben seit uralten Zeiten ihre Freiheit eingebüßt. Einigen Sultanen haben wir ihre „Herrenrechte" beschränkt. Meist waren sie Tyrannen, deren Vorfahren aus fremden Ländern über den friedlichen Bantuneger hergefallen waren. Wir haben den ewigen Thronstreitigkeiten, den Bruderkriegen und Raubzügen, die weite Länder Afrikas entvölkerten, ein Ende gemacht. Wir haben den Frieden in Afrika gesichert und damit ein moralisches Herrscherrecht erworben, aber auch die Pflicht übernommen, dauernd für Ordnung und Frieden in unserem Kolonialreich zu sorgen.

Ich verstehe nicht, wie Herr F. Hutter da von einem „Konflikt, den wir damit in jene Völker hineingetragen", sprechen kann. Die Übernahme der Schutzherrschaft erfolgte auf durchaus friedlichem, kontraktlichem Wege. Die Zahl der Aufstände gegen die deutsche Regierung ist gering im Verhältnis zur Zahl der untertänigen Völkerschaften. Brach ein Aufstand aus, so war doch stets der Urheber einer jener Häuptlinge, denen die deutsche Regierung ihr Räuberhandwerk gelegt hatte. Mit dem Tode des Aufhetzers hatte deshalb auch stets der Aufstand ein Ende; es war eben kein Freiheitskrieg in unserem Sinne.

Auch von einer „Störung der Bahnen ferner Völkerschaften" reden, heißt den Wert unserer kolonialen Arbeit herabsetzen. Die Geschichte hat bewiesen, daß der Neger, sich selbst überlassen, in die furchtbarste Barbarei versinkt, daß er aus sich heraus überhaupt keiner höheren Entwicklung fähig ist.

Er ist der geborene Knecht und bedarf stets der leitenden Hand.

Die Ägypter, Phöniker, Griechen und Portugiesen haben an Afrikas Küsten Faktoreien gegründet, aber ihre Kultur ist spurlos an dem Neger vorübergegangen; denn diese Völker traten zu den Eingeborenen nur in lockere Handelsbeziehungen, es fehlte der persönliche Zwang zur Entwicklung.

Das ist erst anders geworden, seit die Kulturvölker Europas im Innern Afrikas festen Fuß gefaßt haben. Sie taten dies nach dem alten Grundsatz: „Navigare necesse est, vivere

non est necesse", der auch heute noch für jedes Volk gilt, das in der Welt eine Rolle spielen will. Die moderne Kolonisation unterscheidet sich aber rühmlich von allen älteren dadurch, daß sie den Eingeborenen nicht als Luft behandelt, ihn auch nicht von seiner Scholle verdrängt, sondern sich seiner annimmt und aus ihm ein nützliches Glied der Menschheit macht. Daß dies nicht ohne gelinden Zwang zu erreichen ist, habe ich bereits mehrfach betont. Während meiner zweijährigen Tätigkeit als Landwirt in Deutsch-Ostafrika habe ich stets feststellen können, daß der Neger, wenn er ein tüchtiger Kerl ist, sich auch wohlfühlt unter unserer Schutzherrschaft. Er weiß, daß er sich emporarbeiten kann, und daß er auch erntet, wo er gesät hat. Wenn wir so große Summen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit, die fast nur Eingeborene befällt, aufwenden, so muß jeder Neger, der nicht verstockt ist, einsehen, daß wir es gut mit ihm meinen. Unter dem Schutze des Weißen beginnen auch die Völkerschaften sich nach ihren Fähigkeiten zu unterscheiden. Die entwicklungsfähigen Völker gelangen zu Wohlstand, vermehren sich stärker und besiedeln das Land, das Raubzüge und verheerende Krankheiten einst verödet haben. Für die Stämme, die sich dem neuen, friedlichen Wettbewerb noch nicht anschließen wollen, haben wir Vorbehalte geschaffen; in weiten Steppen hüten die Massai ihre Herden, unbehelligt durch Weiße. Die Zukunft wird zeigen, ob in ihnen mehr steckt als bloße Lust am Rauben und Mordbrennen.

Unsere humane Kolonialverwaltung hat dem Arbeitgeber in den Kolonien Beschränkungen auferlegt, die wir noch nicht einmal in Europa besitzen, z. B. den zehnstündigen Arbeitstag für landwirtschaftliche Arbeiter.

Die Einfuhr der geschickteren und arbeitswilligeren Chinesen ist verboten, um den Negern eine übermächtige Konkurrenz zu ersparen.

Es ist nicht richtig, daß „die ganze wirtschaftliche Ausnutzung einer Kolonie steht und fällt mit dem Eingeborenen". Chinesen und Inder wären leicht in unsere Kolonien zu leiten, und nur aus idealen Motiven haben wir die schwere Arbeit auf uns genommen, aus dem Neger einen Menschen im höheren Sinne des Wortes zu machen. Nicht „glückliche Umstände, unsere geographische Lage und jahrtausendelange Entwicklung" haben uns über den Neger erhoben, sondern unser innerer Wert.

Werner von Wiese



Braunschweig und die Welfen

Da sich der Türmer in dem Tagebuche seines Novemberheftes ehrlich um die Klärung der braunschweigischen Thronfolgefrage bemüht und dabei auch wohl als erste deutsche Zeitung außerhalb Hannovers den Gefühlen des Herzogs von Cumberland und der hannoverschen Welfen Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, und da inzwischen die Thronbesteigung zur Tatsache geworden ist, so darf hier vielleicht die ganze Angelegenheit von einem anderen Standpunkte beleuchtet werden, der der wirklichen Lage der Dinge näher ist als die rein theoretischen Ausführungen so mancher großer Blätter.

Um jeglichen Mißdeutungen vorzubeugen, möchte ich hier ausdrücklich feststellen, daß ich nicht welfisch gesinnt bin. Zwar stamme ich aus einer welfischen Familie, denn mein Vater hat unter dem letzten König von Hannover gedient und den hannoverschen Garde-du-Corps-Rock in der Schlacht bei Langensalza gegen den Feind getragen. Daß jene Alten, die mit ihrem Herzblut die ruhmreichen hannoverschen Fahnen zu einem letzten Siege trugen, an ihrem alten angestammten Herrscherhause festhalten, wer wollte diese Männer mit dem silbernen Haar darum schmähen? „Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!" Und Niedersachsentreue ist so gut wie Nibelungentreue. Wenn ich und viele Jüngere mit mir nicht mehr an der welfischen Idee festhalten, so geschieht dies bei denen, die ihre Gesinnung nicht aus

Bequemlichkeit oder Geschäftsklugheit bilden, aus der Erkenntnis der großen geschichtlichen Mission des preußischen Staates heraus. Wir wissen, welche Arbeit Preußen für Deutschland geleistet hat, und erkennen darum rückhaltslos an, daß Preußen vor wie nach der starke Hort des Deutschtums ist, mehr als alle anderen deutschen Staaten. Daran ändert auch nichts, wenn zurzeit die großen Staatsmänner fehlen, die wir uns alle wünschen. Wir leben in keiner großen Zeit. Technik und Naturwissenschaften herrschen noch mit ihren internationalen Ideen, hinter denen zurzeit der große nationale Gedanke zurücktritt und sich mit mageren Kompromissen begnügen muß. So sind denn viele Hannoveraner gute Preußen geworden, wenn auch nicht Preußen wie die Ostpreußen, Pommern und Brandenburger, aber doch gute Preußen, die treu zum Lande und zum Herrscherhause halten.

Der Regierungsantritt in Braunschweig dürfte wohl alle die Kreise von ihrer unnötigen Sorge befreit haben, die von einem Großherzogtum Braunschweig-Lüneburg unter Abtrennung des Regierungsbezirkes Lüneburg von Preußen sprachen oder gar dem Kaiser zumuteten, „daß er unter gewissen Voraussetzungen bereit sei, seinem Schwiegersohn den Thron von Hannover wieder zu verschaffen". Durch das Regierungsantrittspatent des jungen Herzogs vom 1. November ist auch erwiesen, daß eine „Preußen G. m. b. H. in Liquidation" noch nicht besteht. In diesem Patente heißt es wörtlich: „Als deutscher Fürst werden Wir stets in unerschütterlicher Treue zum Reiche und seinem erhabenen Oberhaupte stehen und im Verhältnis zu Unseren hohen Verbündeten allezeit Unsere Verpflichtungen erfüllen, die Uns durch die Reichsverfassung und die ihr zugrunde liegenden Bündnisverträge auferlegt sind." Der Artikel 6 der Reichsverfassung verteilt bekanntlich die Stimmführung im Bundesrate in der Weise, „daß Preußen mit den ehemaligen Stimmen von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt 17 Stimmen führt".

Damit erkennt der junge Herzog doch ausdrücklich, wenn man das ganze Patent nicht als eine „elegante Phrase" betrachtet, die Herrschaft Preußens über Hannover an. Bedarf es daneben noch eines besonderen Verzichtes?

Aber der alte Herzog und die Nachkommen!

In der Besprechung der braunschweigischen Frage ist immer wieder auf das Schreiben des Herzogs von Cumberland aus dem Jahre 1907 hingewiesen worden, in dem sich der Herzog bereit erklärte, für sich und seinen ältesten Sohn Georg Wilhelm auf Braunschweig zu verzichten, während Prinz Ernst August für sich und seine Nachkommen auf Hannover verzichten wollte. Wenn der junge Herzog nicht ausdrücklich auf Hannover verzichtet hat, so hat er doch fraglos die bestehenden Verhältnisse und damit Hannover als preußische Provinz anerkannt.

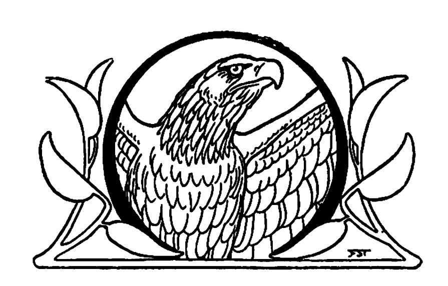
In den innerpolitischen Verhältnissen des Deutschen Reiches hat sich seit 1907, soweit die braunschweigische Frage in Betracht kommt, ganz gewiß nichts geändert, wohl aber in dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Ist die Katastrophe bei Nackel kein geschichtliches Ereignis? Dort starb bekanntlich auf so traurige Weise Prinz Georg Wilhelm, dem nach dem Schreiben von 1907 die Fortführung der Ansprüche auf Hannover zugedacht war. Als die kaiserlichen Prinzen den sterblichen Überresten des Prinzen Georg Wilhelm das letzte Geleit gaben, da wurden auch die Ansprüche des braunschweig-lüneburgischen Hauses auf Hannover in gewisser Beziehung zu Grabe getragen. Warum man dem Herzog Ernst August von Cumberland, dem letzten hannoverschen Kronprinzen, einen Verzicht auf Hannover nicht gut zumuten kann, hat der Türmer schon gesagt. Er ist am 21. September 68 Jahre alt geworden und durch viele Schicksalsschläge der letzten Jahre gebeugt. An ihn konnte man billigerweise nicht das Verlangen stellen, auf Hannover zugunsten Preußens zu verzichten, mit dem bis heute noch kein Friede zustande gekommen ist, da Bismarck die dargebotene Friedenshand des letzten Königs zurückwies. Soviel steht aber fest, wenn dereinst der Herzog die Augen schließt, dann ist niemand mehr da, der Ansprüche auf Hannover erhebt. Das war im Jahre 1907 anders, und das ist nirgends beachtet worden.

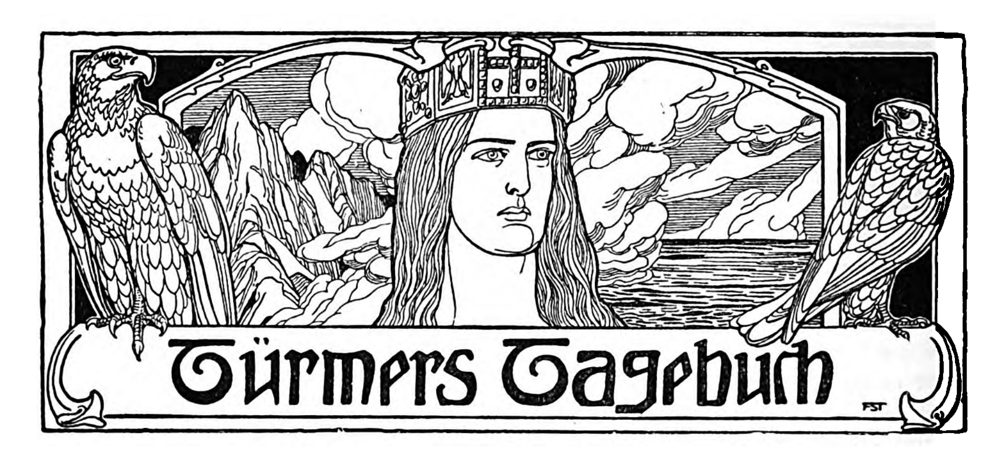
Und nun die Nachkommen des jungen Herzogs von Braunschweig. Wer möchte und könnte für seine Kinder bürgen? Wer möchte sich rühmen, seine Kinder so genau zu kennen, um für sie sein Wort geben zu können, noch dazu für Kinder, die noch gar nicht geboren sind? Trotz eines offiziellen Verzichtes des jungen Herzogs auf Hannover auch für seine Nachkommen ist es durchaus denkbar, daß einer dieser Nachkommen dieses Schriftstück einfach als Fidibus benutzt. Noch niemals hat das Schwert vor einem Stück Papier haltgemacht. Aber auf das Schwert kommt es an, und das besitzt der Herzog von Braunschweig nicht, denn er ist Chef eines Kontingentes preußischer Truppen, und zwar eines Infanterie- und eines Kavallerieregimentes. Wenn Preußen nicht mehr die starke Vormacht des Deutschen Reiches ist, wenn Preußen überwältigt am Boden liegt und das Reich auseinanderfällt, dann gilt kein Fürstenwort mehr, und zwar nicht nur in Braunschweig.

Der Reichsverfassung ist Gerechtigkeit widerfahren, als endlich die beinahe dreißigjährige Regentschaft in Braunschweig beendet wurde. Aber dieselben, die sich so gern hinter verfassungsrechtliche Bedenken verschanzten, waren gern bereit, und haben dies oft genug ausgesprochen, dieselbe Verfassung zu brechen, indem sie Braunschweig zu einer preußischen Provinz machen wollten.

Denkt man nüchtern über die ganze Angelegenheit nach, so wird man sich freuen, daß sie zum Segen Braunschweigs erledigt worden ist. Die hannoverschen Welfen braucht man nicht zu fürchten, und vor allem darf man sie nicht mit Dänen, Polen und Elsaß-Lothringern in eine Reihe stellen.

Max A. Tönjes





Das Land der Unwirklichkeiten

Es ist kein anderes als unser deutsches Vaterland. Oskar A. H. Schmitz begründet das in der Einleitung, die er zu der bei Georg Müller, München, soeben erscheinenden dritten Auflage seines Werkes „Das Land der Wirklichkeit" geschrieben hat, in so geistvoller, aber auch nachdenklicher Weise, daß das Kapitel bei jedem Türmerleser auf dankbares Interesse rechnen darf. Stehen wir doch an vielen Stellen vor einem Spiegelbilde unserer ganzen deutschen „Gegenwartskultur".

Wahrheit und Wirklichkeit —! Die eine haben wir immer ehrlich zu erforschen gesucht; der anderen haben wir uns nur zu oft versperrt. Sollte zwischen ihnen ein im Grunde unlösbarer Widerspruch bestehen? Trotz den zweiundvierzig Jahren deutscher Reichsgeschichte, sagt der Verfasser, wird das deutsche Leben vor lauter Sachlichkeit nicht wirklich, d. h. nicht Form.

„Wir haben in Berlin eine Riesenstadt, aber keine Hauptstadt, die wirklich das Haupt des Landes wäre, nennt man doch Berlin oft genug im Scherz den ‚Wasserkopf' Deutschlands. Man lädt dort genau wie in anderen großen Städten häufig Menschen zusammen ein und füllt mit ihnen Räume, aber nur selten wird daraus eine Gesellschaft, die in sich, wenn auch nur für ein paar flüchtige Stunden, etwas bedeutete; bestenfalls ist sie eine Summierung mehr oder weniger gescheiter oder hochgestellter Männer und einiger mehr oder weniger geistvoller und gut gekleideter Frauen. Eine Summierung ist noch keine Einheit.

Wir haben Menschen, die ‚schrecklich viel gelesen' haben, aber das französische Wort ‚lettré' sind wir nicht imstand in unsere Sprache zu übersetzen. Dafür haben wir das Konversationslexikon erfunden, in dem alles steht, was es an Wissenswertem gibt, und das selbst doch nichts anderes als Mittel zu einem Zweck ist.

An allen Ecken und Enden unseres Landes werden Reformen vorgeschlagen, wir kommen aber selten über die Theorie und eine krampfhafte Ausführung hinaus, die, sobald die Spannung nachgelassen hat, wieder aufgegeben wird. Es entsteht keine Wirklichkeit. So haben z. B. deutsche Frauen eine Reform der Tracht versucht; sie blieb Auflehnung, Protest einzelner und konnte nicht Wirklichkeit wer-

den, bis sich in Frankreich die Mode einiger jener Theorien bemächtigte und sie durch ihren flüchtigen Anhauch plötzlich wirklich machte. Jetzt hat das miederlose Gewand aus einem Stück alles verloren, was nach Weltanschauung riecht, es steht mit organischer Selbstverständlichkeit vor uns wie eine Blume.

Die Franzosen haben ein etwas oberflächlich und leichtfertig klingendes Sprichwort: ‚Tout s'arrange', d. h. mit anderen Worten: In irgendeiner Weise lassen sich alle Widersprüche zugunsten einer vielleicht kleinen, aber doch immer vom Fieber des Zweifels befreienden Wirklichkeit gestalten.

Kein Wort tönt heute häufiger von den Lippen der noch jüngeren Leute, als das Wort ‚Leben'. Ich rede nicht von der Karikatur des Sichauslebens, sondern davon, daß man allerorten betont, auf das Leben komme es in erster Linie an. Manche sagen sogar, sie wollten vor allem, daß ihr Leben immer lebendig bleibe, womit bewiesen ist, daß man die natürliche Tatsache des Daseins zunächst nicht als wirklich fühlt.

Eine Mehrheit der Deutschen interessiert sich nicht für Politik, eine andere Mehrheit läßt Kunst und Literatur vollkommen gleichgültig. Darum werden weder in der Literatur und Kunst noch in der Politik allgemeine Ideen wirklich, wirksam. Es gibt keine eigentliche öffentliche Meinung, der französische Begriff ‚on' ist nicht vorhanden. Man sagt zwar: ‚tout Berlin', aber wen meint man damit? Wenn es sich um Theater oder Konzerte handelt, die Juden; ist vom Rennen oder einem andern vornehmen Sport die Rede, dann ist ‚tout Berlin' bekanntlich jemand ganz anderes. ‚Tout Munich' ist die Bohème und das eingewanderte Bürgertum der nördlichen Stadtteile. Wo und was aber ist Berlin und München wirklich?

Unser ganzes geistiges und öffentliches Leben besteht aus einer großen Anzahl von Gruppen, teilweise Klüngeln, ohne eine ihrer geistigen Bedeutung entsprechende Macht über das Leben. Sie sind alle nur bedingt wirklich. Der deutsche Ideenmensch aber ist, selbst wenn er gesellig lebt, im Grunde ein Einsamer und dadurch in der vollen Verwirklichung seiner Ideen ebenfalls gehemmt.

Darum kann sich bei uns eine mittelmäßige Literatur so ungeheuer verbreiten, die eigentlich gar nicht zählt, also nicht lebt, obwohl ihre Verfasser reiche Leute werden. Menschen von ernsthaften Interessen kennen ihre Namen kaum oder höchstens als Beispiel dafür, wieviel man heutzutage mit einer geschickten Feder verdienen kann. Ihr Publikum sind diejenigen, welche Muße haben, die Romane der Zeitungen zu lesen, vorwiegend Frauen. Auch in Frankreich gibt es zwar den ‚roman-feuilleton', sogar in starker Verbreitung, aber dort ist er etwas ganz Bestimmtes. Er hausiert nicht mit abgelegten Idealen, bei deren Ausbreitung gerade das so peinlich ist, daß sie von ferne etwas wirklich Edlem ähnlich sehen und edle Empfindungen im Leser anrufen. Nein, der französische ‚roman-feuilleton' hat mit diesen Dingen nichts zu tun. Er ist nichts anderes als scharf ausgeklügelte Spannung und Überraschung. Er ist vielleicht verwerflich, auf grobe Mittel gestellt, aber er ist etwas ganz Bestimmtes, er ist wirklich. Eugen Sue und Dumas Père sind fest umrissene Gestalten. Die deutschen Verfasser einer bloß der Unterhaltung dienenden Literatur dagegen sind Schatten, obwohl ihre Zahl Legion und ihr Einkommen, wie gesagt, beträchtlich ist. Ebenso ist es mit

der französischen Posse und dem Sensationsdrama. Man mag gegen Sardou sagen, was man will, die Einwände vom Standpunkt reiner Kunst aus sind alle berechtigt, aber eines ist nicht zu leugnen: ‚c'est du théâtre' ...

Niemand wird die große Bedeutung leugnen, die in deutschen Kunstangelegenheiten das Theater spielt. Wir sind fern davon, nach englisch-amerikanischem Muster in ihm einzig und allein ein Geschäftsunternehmen zu sehen, das auf die schlechten Triebe oder den verdorbenen Geschmack der Massen rechnet. Ebenso fern sind wir aber von der unbestrittenen, jeden Augenblick erlebbaren Wirklichkeit des französischen Theaters, das in der Comédie Française und in den abgelegensten Arbeitervorstädten ein und dasselbe, nach denselben Lebensgesetzen funktionierende Ding ist. In Frankreich wird nicht einen Augenblick darüber gestritten, was Theater ist oder gar, was es sein sollte. Das fühlt jede kleine ‚midinette' in den Fingerspitzen ebenso genau, wie es der biedere Papa Sarcey oder der verfeinerte Jules Lemaître im Gehirn erfaßt haben. Es wird nicht darüber geredet, ob das Theater eine moralische oder eine ästhetische oder eine bloß dem Vergnügen dienende Anstalt ist, es dient nebenher bisweilen allen diesen Zwecken, ohne aufzuhören, Theater zu sein. Bei uns weiß der ästhetisch Gebildete heute genau, daß das Theater keine moralische oder bloß dem Vergnügen dienende Einrichtung sein soll. Wie ein Fanatiker springt er daher von seinem Sitz, wenn er einmal irgend etwas wie eine Tendenz wittert, oder wenn das Stück gar allzu unterhaltend zu werden verspricht. Er glaubt dann durch seinen Protest die Würde des Kunsttempels verteidigen zu müssen und vergißt, daß auf dem Theater alles, selbst die Tendenz und die Unwahrscheinlichkeit Bürgerrecht haben, solange es Theater bleibt ...

Wir haben oft gegen die Franzosen ein gewisses Mißtrauen, und zwar wegen ihrer rhetorischen Übertreibungen ... Aber ist dies nicht auffällig: wenn der Deutsche ‚renommiert', dann tut er es meist mit Eigenschaften, die er — oft glücklicherweise — gar nicht besitzt. So ist auch das deutsche Renommieren im Grunde etwas Unwirkliches, während die Franzosen, wenn sie sich rühmen, nur ihre wirklichen Tugenden und Laster übertreiben. Sie sind zwar lange nicht so tapfer, wie sie behaupten, aber immerhin, sie sind tapfer. Ihre Liebenswürdigkeit ist zwar nicht so groß und ihr Geist nicht so weltbeherrschend, wie sie vorgeben, aber immerhin, sie sind liebenswürdig und geistreich. Wir dagegen rasseln gern mit dem Säbel, sind aber dabei eher zu weich und friedlich, wir prahlen mit einer besonderen deutschen Sittenreinheit, die es niemals gegeben hat, war doch das deutsche Leben immer in geschlechtlicher Beziehung ziemlich unbeherrscht und nicht annähernd so einheitlich geregelt, wie das der Franzosen und überhaupt der romanischen Völker. Die Franzosen behaupten z. B. immer, Frankreich sei das schönste Land der Welt, was natürlich falsch ist, aber es ist immerhin doch ein recht schönes Land, wenn es sich auch an Schönheit nicht annähernd mit Deutschland und Österreich vergleichen kann. Wenn aber bei uns manche Leute erklären, Berlin sei ‚doch' die schönste Stadt der Welt (und nicht wenige glauben das), so hat es mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun, denn — alle Vorzüge Berlins anerkannt — was Schönheit betrifft, so steht es wohl fast allen Großstädten nach.

Natürlich führt die französische Selbstübertreibung zu Lächerlichkeiten, die der kritischere Deutsche sofort durchschaut, z. B. die Behauptung, Goethe habe zwar den Faust geschrieben, aber erst Gounod habe etwas daraus gemacht, klingt für uns wie ein Witz, und dennoch ist wahr, daß das Faust- und Gretchen-Idyll durch die Gounodsche Oper für eine viel größere Anzahl von Menschen Wirklichkeit, daß die Gestalt der Mignon selbst in Deutschland durch die französische Oper bekannter geworden ist, als durch den deutschen Roman. Woher kommt das? Daher, daß es uns Deutschen noch immer nicht gelungen ist, das Größte, was wir besitzen, zu einer allgemein gültigen Wirklichkeit, selbst im eigenen Lande, zu machen. Goethe ist zwar die höchste Ausprägung deutschen Geistes, aber Bismarck ist eine ganz verschiedenartige, auch sehr starke Ausprägung unserer Art. Wieviele Deutsche aber gibt es, die imstande sind, diese beiden Seiten unserer Natur zu fühlen? Die Nachfolger Goethes haben bestenfalls eine pragmatische Wertung Bismarcks, die Nachfolger Bismarcks erkennen in Goethe höchstens konventionell eine deutsche Größe an, ohne aber eine innere Beziehung zu ihm zu finden. Wie aber kann eine deutsche Gestalt zu vollständiger Wirkung kommen, wenn die Hälfte aller Deutschen oder noch mehr ihr nicht zu folgen vermögen? Die französische Oper dagegen, so wenig sie uns Deutschen behagt, ist eine der ‚gloires de la France‘ und hat als solche den Weg durch die Welt gefunden. Die deutsche Dichtung, die das Tiefste im Menschen überhaupt berührt hat, vermochte diese Verwirklichung im Dasein der Völker nicht zu finden.

Die Neigung der Deutschen, der Wirklichkeit aus dem Weg zu gehen, zeigt sich auch darin, daß man in keinem anderen Lande mehr das betont, was man nicht ist, als bei uns; die Vorsilben ‚anti‘ spielen bei uns eine ungeheure Rolle. Es ist deutsche Art, den Gegnern überhaupt die Daseinsberechtigung abzusprechen, d. h. die einen leugnen die geistige Realität des andern und untergraben damit die Wirklichkeit überhaupt. Ihnen geschieht dann natürlich dasselbe von *ihren* Gegnern. Besonders stark ist dieser vernichtende Kampf zwischen den Deutschen des geistigen und denen des tätigen Lebens.

In Frankreich haben alle Gegensätze gleiche Realität. Zunächst ist einer dort *der bedeutende Mann* überhaupt, *dann erst der Politiker, Dichter, Arzt* oder was auch immer. Zuletzt kommt die *Richtung* des einzelnen in Frage. Keiner unter dem jungen Geschlecht wird z. B. leugnen, daß Catulle Mendès ein bedeutender ‚homme de lettres‘ und ein bezeichnender Typus seiner Zeit gewesen ist, obwohl er vermutlich niemandem heute mehr viel zu sagen hat; aber das, was er einmal wirklich war, und die Stellung, die er unbestreitbar in dem französischen Geistesleben besessen hat, die hat ihm keiner (auch zu seinen Lebzeiten nicht) abgesprochen und verkleinert. Hat bei uns jedoch ein Mann durch irgendwelche *Ansichten* sich in Gegensatz zu einer bestimmten oder zu mehreren *Gruppen* gesetzt, so wird er gleich vollkommen *zum Tode verurteilt*, dann kommt er für diese überhaupt nicht mehr in Frage, er zählt nicht, höchstens als ‚verlogener‘ Schurke oder als Idiot. Wie behandeln bei uns z. B. die einzelnen Kunst- und Dichterschulen einander, besonders die Jungen die Alten! Durch diese gegenseitige Vernichtung gewinnt nichts und niemand eine vollendete Wirklich-

keit, die öffentliche Meinung weiß nicht, wohin die einzelnen zu stellen sind, und der einzelne selbst kommt sehr schwer zu einem Urteil darüber, wo eigentlich sein Platz im Geistesleben seines Volkes ist. Daher stoßen wir eben auf so viele blinde Überschätzungen, wie Unterschätzungen. Das sind Umwege um die Wirklichkeit. In Frankreich steht alles an seinem Platz, jeder irgendwie Gebildete hat eine gewisse Übersicht über die französische Wirklichkeit. Wir haben nur Sonderberühmtheiten, Sonderzirkel, und keiner gewinnt den Einfluß, der ihm zukäme. Ganze Schichten wissen nichts von ihm.

Das deutsche Geistesleben ist durch und durch protestantisch. Dieses dauernde Protestieren hat die deutsche Kultur, obwohl auch jeder Fremde, der in sie eingedrungen ist, ihre Tiefe und ihren Reichtum erkennt, verhindert, ökumenisch zu werden, sie ganz und gar unfähig gemacht zu moralischen Eroberungen; das fühlen wir jetzt nur zu sehr, wo in dem Wettkampf der Völker deutsches Wesen und deutsches Wollen immer mehr angefeindet werden. Französische und englische Formen haben eine gewisse allgemein menschliche Abrundung erfahren, wodurch sie jedem schnell zur Wirklichkeit werden, aber zu deutschen Verkehrsformen, Trinksitten, überhaupt allem, was im weitesten Sinne Komment heißt (sich selber vorstellen, auffälliges Grüßen usw.), zu deutscher Kleidung, zu deutschem Essen (nicht gemeint ist hier die durch das Ausland beeinflußte, vortreffliche Küche der Rhein- und Nordseeländer) entscheidet sich ein Volk, das nicht von Kindheit an daran gewöhnt ist, niemals, und auch die Deutschen, die viel draußen gewesen sind, vermögen sich selbst nicht mehr in diese Gewohnheiten zu schicken. Glücklicherweise ist ihre Anzahl heute so groß, daß der, welcher diesen Bräuchen entwachsen ist, auch im Herzen Deutschlands sich zu nichts weniger als zur Einsamkeit verdammt sieht. Es liegt aber auch in seiner Haltung vorläufig noch ein Protest, der die organische Neugestaltung deutscher Sitten durch die Neigung zu weltbürgerlichem Dandytum ungünstig beeinflußt.

Die deutsche Wissenschaft, wird man einwenden, hat nun aber doch die Welt erobert. Die angewandte Wissenschaft, deren Tugend die Sachlichkeit ist, bis zu einem gewissen Grad. Sie ist zwar international, aber ein großer Bruchteil ihrer Vertreter ist deutsch. Die deutsche Geisteswissenschaft dagegen vermag nicht durchzudringen. Gerade in Frankreich, wo deutsche Philosophie und deutsche Philologie eine Zeitlang an den höheren Lehranstalten tatsächlich siegreich war, besteht heute eine fühlbare Auflehnung gegen die deutschen Methoden, die sich nur zu gern mit einem ideenlosen Aufschichten von Tatsachen begnügen und diese nicht zu einer höheren Wirklichkeit zu gestalten vermögen. Der deutsche wissenschaftliche Geist ist sachlich, aber unwirklich. Diese Sachlichkeit trägt den Todeskeim in sich. In keinem anderen Lande der Welt wäre eine Tatsache wie die möglich, daß ein Werk wie Jakob Burckhardts griechische Kulturgeschichte, das des tiefsten Lebens voll ist und in jedem empfänglichen Leser Wirklichkeiten schafft, von einer gespenstischen Wissenschaft aus ‚Sachlichkeit' nicht ernst genommen wird. Dazu kommt bei unseren Gelehrten die blinde Unterschätzung der Form, als sei sie nur ein hübsches Mäntelchen, das man wohl zum Zierat seinen Gedanken umhängen könne, das aber der ernsthafte Wissenschaftler doch lieber

verschmähen sollte. Wie falsch ist diese Auffassung! Form heißt Wirklichkeit. Ein formloses Buch — und mag es sachlich noch so viel Brauchbares enthalten — ist eben höchstens brauchbar, ein Werkzeug, keine endgültige Wirklichkeit in sich. Ein formloses Buch lebt kaum eine Generation lang; lebendige Gestaltung aber überdauert trotz sachlichen Irrtümern die Jahrhunderte. Wie viele deutsche wissenschaftliche Arbeit wird erst wirklich unter der Berührung einer lebendigen Einbildungskraft, in deren Gesichtskreis dieses Material zufällig gerät. Einen phantasiebegabten Geist aber nennen die sachlich wissenschaftlichen Deutschen oft oberflächlich, feuilletonistisch. Ohne Oberfläche gibt es keine Wirklichkeit. Das Geheimnis der Form als der einzig wahren Realität ist bei uns noch nicht ergründet.

Welch eine unverständliche und unübersehbare Verwirrung herrscht in der deutschen Menschheit von heute! Niemand weiß, wer er ist, weil der größere Teil seines Wesens überhaupt nicht oder in ungeeigneter Form zum Ausdruck kommt, weil seine Wirklichkeit gehemmt ist. Welche Fülle von schwankenden Mittelwesen, die gar nicht wirklich sind! Man beobachte diese bis in den Grund ihrer Seelen bürgerlichen Menschen, die mit einer Art Berserkerwut gegen alles losziehen, was ‚spießig' ist, diese Reichen, die sich mit einer radikalen Weltanschauung schmücken und damit theoretisch selbst alles das verneinen, was sie tatsächlich sein könnten, diese Fülle von sehr gebildeten Frauen, die weder Damen noch Kurtisanen sind, und es allen Ernstes für ihre Wirklichkeit halten, daß sie dies beides nicht sein wollen, diese schlechten Schriftsteller mit dichterischen Tiefen, diese unzweifelhaften Dichter, die nicht schreiben, ja nicht reimen können, diese feuilletonistischen Professoren und diese professoralen Feuilletonisten, diese Kulturmenschen ohne Erziehung, kurz alle diese halbausgeführten, halbaufgelösten und darum so fanatischen, eigensinnigen Wesen, die im Grund keine Wirklichkeit haben! Wir haben Frauen, die sich verkaufen, und Männer, die hinter jeder Schürze her sind, aber wir haben weder Kurtisanen noch Galanterie, alles dies sind bei uns Fremdworte. Es ist alles, sachlich begriffen, da, aber wirklich gesehen, ist es nicht da. Die meisten Gebildeten, die aus den groben Nöten des Lebens hinausgetreten sind, führen bei uns ein unwirkliches Leben. Sie sind entweder konservativ aus Stumpfsinn, oder revolutionär aus Mutwillen, oder beides aus einem vorgefaßten Grundsatz, der irgend etwas nicht will, selten aber aus Leidenschaft für eine bestimmt gerichtete oder wenigstens ersehnte Wirklichkeit. Dabei wird immerfort vom Realen geredet. Wenn aber einer zugreift, so heißt er ein Streber, oder er gilt für banal oder gar skrupellos: er hat keine Kultur; denn Kultur besitzen heißt in dem neuen Deutschland, das kaum ein Wort öfter im Munde führt, vor allen Dingen: unmännlich und passiv, d. h. unwirklich sein ...

Ist und gilt dieses große Deutschland mit seinem ungeheuren Heer, seiner starken Flotte und seinem schnell wachsenden Reichtum und tüchtigen Menschenmaterial in der Welt wirklich das, was es gelten könnte und sollte? In Wahrheit ist das Volk der Träumer gar nicht so sehr verändert, wie es scheinen will. Im Grunde sind wir die Alten geblieben, die sich schwerfällig äußernden und verwirklichenden Träumer, von denen freilich eine große Anzahl heute eine leicht täuschende,

aber in ihrer Schwerfälligkeit gar nicht überzeugende, lärmende Art angenommen hat. Je lauter dieser neudeutsche Typus sich gebärdet, um so deutlicher verrät er die innere Unsicherheit. Durch ein paar ihn überraschende Einwände ist er schnell aus dem Konzept zu bringen, und dann wird er je nach Charakter ausfallend und überheblich, oder er schaut einen gutmütig aufhorchend mit seinen treuen Augen an.

Die schwankende Unsicherheit deutschen Lebens, das sich zu keinen festen Formen zu entscheiden vermag, hat sich niemals deutlicher offenbart, als während des Prozesses Eulenburg in der inneren, während der Marokkoangelegenheit in der äußeren Politik. Man konnte in dem Prozeß Eulenburg zwei verschiedene Wirklichkeiten wollen: entweder Gerechtigkeit für alle, ohne Ansehen der Person, oder aber politische Vertuschung des Skandals vor den Augen Europas. Wir konnten uns weder für das eine noch für das andere entschließen. Die Folge ist, daß wir den europäischen Skandal haben, aber doch keine Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person. Wir hätten diesen Skandal vertragen können, wenn es nun hieße: Seht, die Deutschen haben den Mut, ein erkranktes Glied ohne viel Federlesens abzuschneiden, und nun sind sie wieder gesund. So aber hat der Eulenburglärm nur dazu geholfen, daß die Deutschen heute im Ausland im Verdacht stehen, in der Mehrheit gleich-geschlechtlich zu fühlen, ganz abgesehen von dem Kursus in geschlechtlicher Aufklärung, den der Prozeß der ganzen Bevölkerung bis zu den Tertianern und Schusterbuben gegeben hat ...

Auch in der Marokkofrage gab es zwei mögliche Wirklichkeiten: entweder mit oder gegen Frankreich gehen. In jenem Falle hätten wir zwar sofort alle Aussichten auf Marokko geopfert, aber die Wege für ein künftiges, sehr zu erstrebendes Bündnis mit Frankreich gebahnt. Oder aber wir hätten, falls Fachleute es empfohlen hätten, ein Stück von Marokko verlangen können, selbst auf die Gefahr des Krieges mit unserem Nachbarstaate. Nun aber haben wir gleichzeitig auf Marokko verzichtet und den verglimmenden Vergeltungsgedanken in Frankreich wieder zu einer Glut entfacht, die er seit den siebziger Jahren nicht erreicht hat. Dabei geben wir ungeheure Summen für Flotte und Heer aus und führen die größten Worte im Munde, wie: Deutschland in der Welt voran. Wo ist die politische deutsche Wirklichkeit?

Auch die Ereignisse, die sich an das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns knüpften, waren eine wahre Komödie der Irrealität. Eine liberale Stadtverwaltung sucht einen Dichter für ein nationales Festspiel. Man wählt nicht etwa einen Mann, der durch frühere Leistungen für diesen Zweck geeignet erscheint, sondern jemand, der sich durch ganz andere Fähigkeiten verdient gemacht hat, so wie man in liberalen Staaten frühere Rechtsanwälte zu Kriegsministern und Bankiers zu Kultusministern macht. Kompetenz ist gleichgültig. Gerhart Hauptmann, dessen dichterische Gaben niemand in Abrede stellt, hat bisher zwar ein starkes soziales, niemals aber nationales Verständnis verraten. Sähe er sich selbst als das, was er wirklich ist, so hätte er unbedingt die Abfassung des Festspiels abgelehnt. Was er in Breslau eingereicht hat, ist, da es ihm nicht liegt, eine schlechte Dichtung und überhaupt kein Festspiel, weil voll von Taktlosigkeiten,

die das dankbare Gefühl für die nationalen Helden verletzen müssen. Die Auftraggeber mögen das vielleicht empfunden haben, aber aus Mangel an Wirklichkeitssinn fehlte es ihnen an der Entschiedenheit, Gerhart Hauptmann zu sagen: Du bist zwar ein Dichter, aber dein Festspiel ist ungeeignet, wir senden es dir zurück. Das hätte die öffentliche Meinung unter Umständen für rückständig und banausenhaft gehalten. Vor diesem ganz und gar nichts sagenden, also irrealen Vorwurf fürchtet sich der moderne Deutsche wie der mittelalterliche vorm Teufel. Das Festspiel wurde also aufgeführt und mißfiel ... Nun geschieht das Törichtste, was man sich denken kann: nachdem das Spiel über ein Dutzend Male aufgeführt worden ist, werden plötzlich die vier letzten Aufführungen verboten, anstatt daß man von Anfang an alle oder keine gehindert hat. Dadurch wird diesem lahmen Nichts eine ungeheure Reklame gemacht, das ganze deutsche Volk beschäftigt sich mit dieser Pseudowirklichkeit. Der Goethebund (auch eine deutsche Unwirklichkeit erster Ordnung, denn was haben diese Menschen und ihr Gebaren mit Goethe zu tun?) protestiert in mangelhaftem Deutsch. Ebenso viele andere Korporationen, Vereine und Stammtische. Das aber, wogegen protestiert wird, hat sich überhaupt nicht zugetragen: nämlich die Knebelung deutschen Geistes und deutschen Wortes. Es ist einfach nicht wahr, daß Gerhart Hauptmann verhindert worden sei, öffentlich seine Auffassung der Ereignisse von 1813 auszusprechen. Das Buch kann jeder für eine Mark kaufen, und es wurde sofort verkündigt, daß das Festspiel im nächsten Winter in Berlin als Theaterstück aufgeführt werden würde. Nur bei einer bestimmten Gelegenheit und an einem bestimmten Ort sollte es seiner Zweckwidrigkeit wegen nicht gespielt werden. Also von einer Knebelung des Geisteslebens kann überhaupt nicht die Rede sein. Den größten Mangel an Wirklichkeitssinn aber bekundete Gerhart Hauptmann selbst, der — bei seinem unangreifbaren Charakter steht dies durchaus fest — jetzt tatsächlich glaubt, man habe ihm die Freiheit des Wortes unterbinden wollen; er antwortete in einem Telegramm dem Monistenbund in Königsberg: lieber wolle er tot sein [!! D. T.], als durch Hemmung der Redefreiheit in den ‚Wahnsinn des Mittelalters zurückgestoßen‘ zu werden. Wann hat ihm derartiger Greuel gedroht? Soll man es für möglich halten, daß ernste deutsche Männer, die im Leben eine bedeutsame Arbeit geleistet haben, tatsächlich sich von einem solchen Gespinst von Phrasen den Ausblick auf die Wirklichkeit verdunkeln lassen? Das einzig Wirkliche, was geschehen ist, ist dies: Gerhart Hauptmann hat genau das getan, was ein Festredner bei einem Jubiläum täte, der die Gelegenheit benutzte, in persönlicher, an jedem andern Ort ausdrucksberechtigter Auffassung zu zeigen, daß die Verdienste des Jubilars doch nicht ganz so groß seien, wie es die Anwesenden glauben, und daß es an der Zeit sei, das Urteil über ihn, den er ja keineswegs schlecht machen wolle, zu prüfen. Dies gelegentlich eines Jubiläums zu tun, ist taktlos. So und nicht anders hat Gerhart Hauptmann die Verhältnisse von 1813 betrachtet. Hätte er darüber ein Buch geschrieben, oder hätte er ein gewöhnliches Theaterstück mit dieser Auffassung aufführen lassen, kein Mensch hätte ihm das verwehrt. Nur ein Mangel an Takt also, die Unfähigkeit, die Wirklichkeit und sich selbst in ihr zu sehen, hat diesen ungeheuren, scheinbaren Streit

um die höchsten Güter der Kultur in Deutschland hervorgebracht. *Wirklich* gesehen ist dies alles ein reines Nichts, worin ernste Deutsche Wochen hindurch, während die große Militärvorlage durchberaten wurde, eine große deutsche Wirklichkeit erblicken wollten.

Eine im Innersten noch so unsichere Kultur kann keine moralischen Eroberungen machen. In allen Ländern sind die Deutschen so unbeliebt wie kein anderes Volk. Warum? Fortgesetzt hören wir von Deutschen, die irgendwo im Ausland in unangenehme Lagen kommen. Sie werden immer aller möglichen bösen Absichten verdächtigt und erwecken Feindschaft. Bei näherer Untersuchung ergibt sich dann meistens, daß sie gar nichts so Schlimmes getan haben; aber warum sind es immer und immer wieder die Deutschen, die in solche Streitigkeiten geraten? Unser Charakter hat sich bei der zu plötzlichen äußeren Entwicklung des Landes offenbar verrannt. Wir sind nervös überreizt und tun leicht Dinge, die wir gar nicht tun wollten. Dann stellt sich immer wieder heraus, daß es gar nicht so bös gemeint war. Aus Angst vor der eignen Weichheit zeigen viele von uns eine übermäßig betonte Männlichkeit. Wir schreien, wie gesagt: ‚Deutschland in der Welt voran', und dabei *haben wir noch nicht einmal die politische und kulturelle Gleichberechtigung*, die uns niemand versagen könnte, wenn wir nur endlich die richtigen Formen fänden, sie wirklich zu fordern und zu behaupten. Könnten wir doch ohne Nervosität abwarten, in Ruhe stark sein, wir wären längst in die große Europäergemeinschaft gewachsen. So bedeuten wir weniger, als wir sind.

Allgemein wirft man uns Gewaltpolitik vor. Trotz unsrer nur allzu sichtbaren Schwäche im ganzen sind wir in einzelnen Handlungen in der Tat sehr hart. Solange Elsaß-Lothringen französisch war, hat man dort *niemals die deutsche Sprache unterdrückt*, sondern durch die Kraft und den Glanz der französischen Kultur die Elsaß-Lothringer *verführt*. Dieses Volk, das heute selbst nicht mehr zu Frankreich gehören will, das die großen Vorteile erkennt, welche ihm die deutsche Ordnung und der deutsche Aufschwung bringt, wäre längst gut deutsch geworden, wenn man Sprache und Sitten mehr *sich selbst überlassen* hätte! [Nur zu wahr! D. T.] Auch unsere Politik gegenüber fremdsprachigen Provinzen läßt den Wirklichkeitssinn vermissen. Die Sprache ist das Wirklichste, was ein Volk hat, und gerade darum kann man ihm nicht ohne weiteres eine andere Sprache auferlegen. Dagegen kann wohl ganz von selbst die Sprache der aufstrebenden Rasse die der untergehenden oder stillstehenden in einem organischen Lebensvorgang verdrängen. Dies hätte man abwarten und sich damit begnügen sollen, daß jeder Elsaß-Lothringer, auch jeder Pole und Däne, pflichtschuldigst in der Schule gut Deutsch lernen muß. Der persönliche Vorteil wird ihn schon veranlassen, sich dieses Wissens in wachsendem Umfang zu bedienen. Es war bereits zu spät, als Fürst Bülow dies erkannte und den Polen die Zügel locker ließ.

Wenn man heute eine aussterbende Sprache neu beleben will, so *braucht man sie nur zu verbieten*, und in spätestens zehn Jahren wird sie sogar eine neue Volksliteratur hervorbringen. Während das Provenzalische z. B.,

das die Franzosen aus künstlerischer Teilnahme ermutigen, für dessen Anwendung in der Dichtkunst Preise verteilt werden, trotz all diesen guten Absichten ausstirbt und zu einer literarischen Liebhaberei wird, weil ihm die eigentliche Wirklichkeit immer mehr entschwindet, hat unser Unterdrückungsstreben die polnische Sprache wieder zu einer mächtigen Wirklichkeit gestärkt, die sie ohne den Zwang zur Selbstverteidigung längst verloren hätte.

Ist es nicht verdächtig, daß gerade wir eine so gewaltsame Sprachpolitik treiben, die wir selbst so leicht unsere Sprache im Ausland vernachlässigen, ja vergessen? Unsere Gewaltpolitik ist die Kehrseite unserer Schwäche. Sollten die Regierenden doch recht haben, weil der Deutsche nur zu leicht in der fremden Sprache, selbst im Polnischen, das Höhere, Feinere sieht und, solange die Polizei nicht mit dem Knüppel dahinter steht, sich und seine Kinder polnisch machen ließe? Wir sind zu anpassungsfähig an das Fremde, d. h. haften zu wenig an der eigenen Wirklichkeit, und darum glauben wir uns gegen das Fremde innerhalb der eigenen Grenzen so heftig schützen zu müssen. Gleichzeitig werfen wir den Franzosen vor, ihre Kultur sei weniger schöpferisch als die unsere, sie besäße nur in hohem Maße die Gabe, sich Fremdes schnell und glücklich anzupassen. Aber ist nicht diese französische Anpassungsfähigkeit gerade etwas Wirklichkeit Schaffendes und Erhaltendes? Wir passen uns leicht an das Fremde an, die Franzosen dagegen passen das Fremde sich an. Gerade diese Anpassungskunst entstammt ihrer Kraft zur eigenen Wirklichkeit. Sie verstehen es, Ideen wirklich, vor allem französisch zu machen. Ihre Neigung zum Schönrednerischen, Schauspielerischen, Überschwenglichen ist nur die unvermeidliche Übertreibung eines im Grunde sehr starken Gestaltungstriebes. Wir haben zweifellos tiefere Gedanken, aber sobald wir zu handeln beginnen, greifen wir nur zu oft fehl, wirken selbstzerstörerisch und beschwören durch gewaltsame Unterdrückungen Wirklichkeiten, die wir selber nicht gewollt haben und die uns feindlich sein müssen.

Indem ich vor unserer Neigung zum Irrealen warne, meine ich nun nicht etwa die Ideen selbst. Sie sind, sobald sie wirken, das Realste, was es überhaupt gibt, viel realer als etwa das Geld, das gerade die Neigung hat, das Leben unwirklich zu machen. Nicht nur der Geiz, der das Geld zählt, ohne es anzuwenden, sondern die bloße Anhäufung des Geldes hat eine Neigung zur Lebensvernichtung in sich. Man betrachte das schattenhafte Dasein unserer neuen Reichen. Sie verwirklichen ihren Reichtum nicht, sondern jeder strebt möglichst ein ihm auferlegtes Ideal der ‚Vornehmheit', der ‚Smartness' oder der ‚Kultur' zu verwirklichen oder gar zu übertrumpfen. Sie verkünden ein Evangelium der Arbeit als Selbstzweck, während doch die Arbeit nur ein Mittel sein kann, sie werden zu Pseudokulturmenschen, ohne zu merken, daß diese ‚Kultur' nur ein Firnis auf ihrem tief unbefriedigten — weil in seinen wahren Trieben unverwirklichten — Leben ist. Sie treiben auch ihre Söhne wieder in die Arbeit, in den Erwerb, obwohl sie nicht den mindesten Drang dazu spüren, weil ja bereits genug für viele Geschlechter erworben ist; aber da man ganz und gar nicht weiß, was man mit sich und seinem Gelde anfangen, d. h. wie man sich verwirklichen soll,

arbeitet man sinnlos weiter und umgibt sich mit ‚Kultur'! Zeigen die Kinder eine Spur künstlerischer Veranlagung, dann bildet man sie aus und schafft diesen ebenso unwirklichen wie geldkräftigen Dilettantismus ‚Schaffendes' und ‚Urteilendes', der unsere Ausstellungen und Konzertsäle füllt.

Der französische Journalist Jules Huret, der Deutschland mit kritischem Blick bereist hat, kann sich nicht enthalten, die neudeutsche Erwerbslust zu bewundern. Er tadelt den französischen Industriellen, dem es gut geht, und der darum Aufträge ablehnt, um nicht gezwungen zu sein, seinen Betrieb zu vergrößern und ihm noch mehr Zeit und Kraft zu opfern. Er bewundert dagegen den Deutschen, der arbeitet und arbeitet und sein Unternehmen auf Kosten seiner Ruhe und Bequemlichkeit immer mehr ausdehnt. Nun, mir erscheint dieser Geschäftsmensch als ein Monstrum der Tüchtigkeit ohne jede Lebensrealität, während mir der Franzose, für den die Arbeit Mittel zum Zwecke bleibt, und der Familienleben und Neigungen, als das wahre Leben, dem Geschäft überordnet, als das natürlichere, wirklichkeitsnähere Wesen gilt.

Wirklichkeit ist Gestalt gewordene Idee, nicht Zweckhaftigkeit. Das moderne Deutschland aber hat nicht mehr genug Ideen, oder vielmehr vor lauter materiellen Dingen, wie Geld und Vergnügen, werden die deutschen Ideen nicht mehr wirklich. Wir nähern uns immer mehr amerikanischen Formen. Amerika ist das Land, das die Mittel erfunden hat, ohne Ideen zu leben. Es gibt dort keine Geistigkeit, keine Kunst; alles, die Lebensfreude, die Liebe hat Marktwert. Amerika ist in seiner Zweckhaftigkeit das unwirklichste aller Länder. Dies aber ist das Ideal vieler Deutschen, die sich gerade für die Fortgeschrittensten halten. Wir stehen an dem Vorabend großer Ereignisse. Eine vollkommene Amerikanisierung scheint mir bei dem deutschen Charakter ziemlich ausgeschlossen, viel wahrscheinlicher ist ein völliger Zusammenbruch, der uns neu beginnen lassen wird. Im Unglück aber haben sich die Deutschen stets am besten bewährt, da haben sie sogar einen ganz ungeheuren Wirklichkeitssinn gezeigt.

Man beobachte dieses neue Geschlecht bei seiner Arbeit und bei seinen Freuden! Dort eine immer größere Neigung zum Mechanischen, hier die Bewunderung dessen, was man ‚Aufmachung' nennt. Es ist nicht wahr, daß das bewußte und gefühlte Elend der modernen Menschen in dem hoffnungslosen Mechanismus ihrer Arbeit liegt. Gerade jede Anforderung, die ihn unterbrechen will, wird mit Widerwillen zurückgewiesen, und das Vergnügen, das auf die Arbeit folgt, ist ebenso sinnlos und mechanisch wie sie selbst.

Ästhetiker haben so lange auf die Häßlichkeit der modernen Räume geschimpft, bis sich wirkliche Künstler mit ihrer Verschönerung befaßt haben. Nun besitzen wir Warenhäuser, Hotels, Restaurants, Kinematographen, ja sogar öffentliche Häuser, die in einwandfreiem Stil gebaut sind. Ist damit irgend etwas Wesentliches gewonnen? Die Unwirklichkeit des sich in diesen Räumen abspielenden Lebens wird dadurch nur noch offenbarer.

Ich gehe abends in Berlin über die Straße, werde durch einen violetten Schein gelockt, der durch schwere, orangefarbige Vorhänge fällt. Wird hier ein

verschwiegenes galantes Fest gefeiert, ist der Geist der Madame de Pompadour wieder Wirklichkeit geworden? Nein, es ist nur ein Kaffeehaus, wo kleine Bankangestellte mit kleinen Verkäuferinnen Schokolade trinken und sich von einem exotischen Orchester abwechselnd die Mondscheinsonate, Puppchen oder Wagner vorspielen lassen. Oder mein Auge fällt in der Ferne auf eine kleine Kapelle in purpurnem Dunkel. Ist Byzanz wiedererstanden? Oder hat sich hier ein asiatischer Kult aufgetan? Nein, ein aus Posen eingewanderter Mann verkauft hier Schuhe, das Paar zu sechzehn Mark fünfzig Pfennige, und bedient sich zur Reklame jener ‚Aufmachung‘. Ich komme nachmittags an einem Palast von überraschend maßvollen Formen vorüber. An den Fenstern des hohen ersten Geschosses sind zierliche Balkons angebracht. Werden hier festlich geschmückte Männer und Frauen hervortreten und auf die Masse zu ihren Füßen blicken? Nein, es ist ein Warenhaus, wo die sparsamen Hausfrauen von halb Berlin heute zusammenströmen, um eine Ermäßigung von fünfundzwanzig vom Hundert zu genießen. In einem andern Palast steht ihnen zu ihrer Erholung ein Muschelhof mit springenden Wassern offen. Wo man ein bajaderenhaftes Hinträumen in üppigem Müßiggang erwarten müßte, gackert zweckhafte Geschwätzigkeit über Pfennigersparnisse.

Oder ich gehe hinaus vor die Stadt. Aus einer Halle tönt mir Musik entgegen. Wer aber glaubt, hier ausgelassene Volkslust zu sehen, der wird sehr enttäuscht sein. Das Orchester spielt abgemessen zweiunddreißig Takte, dann müssen alle tanzenden Paare stehen bleiben, es wird Geld eingefordert, und dann werden noch einmal sechzehn Takte gespielt. Niemand scheint mehr zu wissen, was festliche Volkslust ist, denn sonst würde man sich das nicht gefallen lassen. Der unwirklichste aller Menschen, der Geschäftsmensch, hier der Wirt, darf sich alles erlauben, denn alle glauben, was dieser Mann gebietet, sei fein oder ‚schick‘ oder ‚vornehm‘ oder weiß Gott was. So lassen sie sich auch in den Gasthäusern alles gefallen, denn niemand scheint mehr zu wissen, was in Wirklichkeit eine Mahlzeit zu sein hat; vielmehr sitzt man hier aus ganz irrealen Gründen, um sich und anderen Leuten zu beweisen, daß man vier bis sechs Mark für das Essen zu zahlen imstande ist; was dafür geboten wird, läßt man sich urteilslos gefallen, denn die Art, wie alles zubereitet wird, ist vermutlich das Vornehme, und jede Kritik würde verraten, daß man noch vor einem Jahr diese ‚Vornehmheit‘ nicht gekannt hat. Also besser vorsichtig alles hinnehmen, wenn es einem auch nicht besonders gefällt. Wer möchte dieses üppige neudeutsche Dasein Wirklichkeit nennen?

Wessen wahrer Wirklichkeit entspricht der Luxus in den großen Hotels, den im Grunde doch keiner recht mag, und den jeder aus irgendeinem irrealen Grund mitmacht, z. B. weil er sich für einen ‚Gent‘ oder irgend etwas Ähnliches hält. Darum wird der Luxus bei uns niemals Pracht, sondern er bleibt ‚Aufmachung‘, selbst wenn er aus echtestem Material besteht. (Die Alhambra in Granada ist bekanntlich aus unechtem Material.) Oder sollte irgend jemand dieses dumme Nachtleben, worauf der Berliner so stolz ist, für den Ausdruck echter Lebensfreude halten? Wenn unerfahrene junge Leute wirklich lustig zu werden beginnen, was natürlich ohne eine gewisse Lautheit und Bewegtheit nicht angeht, wird sie schnell der strenge Blick eines ‚Gent‘-Kellners treffen, der sie darauf hinweist, ‚was sich

gehört'. Der vollendete Typus dieser Lebensbezirke ist der Mann mit dem glattrasierten, blassen und vollkommen leeren Gesicht, der stillschweigend zwischen Farben und Musik sitzt und mit leise verächtlicher Miene die Dinge anschaut. Ein Mensch mit Wirklichkeitssinn müßte fragen: Was will dieses groteske Naturspiel hier? Wenn es die Dinge um sich her ablehnt, warum bleibt es dann nicht zu Hause? Wenn es sich aber hergezogen fühlt, warum lacht und bewegt es sich dann nicht mit? Irrealität bis in das frivole Vergnügen hinein! ...

Das, was ich hier ausführe, wird von vielen Deutschen, die in romanischen Ländern gelebt haben, gefühlt. Es sind ja bekanntlich nicht immer die schlechtesten unserer Landsleute, die eine scharfe Kritik gegen das Vaterland richten; dabei aber muß man auf der Hut sein, nicht selbst einem deutschen Drang zum Opfer zu fallen, indem man das Vaterland verläßt und sich im Ausland ansiedelt, weil einem dort die Kulturbedingungen angeblich mehr zusagen. Das ist das Allerunwirklichste, was man unternehmen kann. Man mag Sprache und Sitten eines Landes vollkommen beherrschen, man wird doch immer der Fremde bleiben, und so unwirklich unser deutsches Dasein noch ist: für uns, die wir in einem deutschen Haus geboren sind, in einem deutschen Garten gespielt, in deutschen Wäldern unsere ersten Liebesgeheimnisse vergraben haben, für uns, die wir deutsche Eltern und Geschwister gehabt und die Worte der Liebe zuerst deutsch ausgesprochen haben, für uns ist all dieses Unvollkommene, dieses noch ungeformte Deutschland dennoch eine höhere Wirklichkeit als das vollendetere, geformtere Frankreich. Behaglich als Kulturgenießer an der Seine leben, ist für einen Deutschen im Grunde ein Schattendasein, ein Umgehen seiner eigenen Wirklichkeit. Die heißt für uns heute: kämpfen um die Daseinsform, und jeder Deutsche, der diesem Kampf achselzuckend aus dem Weg geht, führt ein Scheinleben, das er mit glänzenden Pseudowerten behängen mag, dem deutschen Leben von heute, wo ‚sua res agitur', geht er aus dem Weg. Mag es uns in vielem noch so sehr mißfallen, es ist unser Leben. Nur aus ihm blüht unsre Wirklichkeit. Man liebt nicht die Mutter, weil sie die beste und allerschönste der Frauen, sondern weil sie die Mutter ist; und man liebt nicht das Vaterland, weil es das vollkommenste, sondern weil es das Vaterland ist, und im Grund liebt man die Unvollkommenheit zu Hause mehr als die Vollkommenheit in der Fremde. Hüten muß man sich ebensosehr vor blindem Internationalismus wie vor einseitigem Chauvinismus. Lernen wir von dem Fremden, ohne auch nur das Geringste von uns selbst zu verlieren! Wenig Reisen nimmt für das Ausländische ein, viel Reisen führt nit um so größerer Liebe in die Heimat zurück. Wie aber erringen wir ihr die wirkliche Daseinsform? In jedem Gedanken und jeder Tat, in jedem Wort und in jeder Handlung des Alltags, sobald wir erst den urdeutschen, all unsere Unwirklichkeit verschuldenden Irrtum aufgegeben haben: daß Form und Inhalt zweierlei seien. Die Form ist vielmehr die Wirklichkeit selbst! ...

Das deutsche Mittelalter kennt noch nichts von dieser deutschen Unsicherheit. Es scheint mir, daß sie zusammenhängt mit der Einführung des römischen Rechtes, welches das deutsche Volk niemals ganz verdaut hat. ‚Das römische

Recht', sagt Alexis de Tocqueville (L'ancien régime et la Révolution), ‚war das Werk eines sehr zivilisierten und sehr geknechteten Volkes.' Das römische Kaisertum hatte ähnlich wie der französische Absolutismus fast alle Gruppenbildungen innerhalb des Reiches, die Korporationen, die Selbständigkeit der Städte u. dgl. unterdrückt. Über einem Gewimmel von Einzelmenschen ohne Zusammenhänge stand unerbittlich das höchst vernünftige und klug ausgedachte Recht. Wie konnte dies der Vielseitigkeit des germanischen Gruppenlebens, das weder die Vereinzelung der Individuen außerhalb der Gruppen noch die unumschränkte Staatsgewalt kannte, entsprechen? Mit dem römischen Recht dringt in Deutschland der formalistische Intellektualismus ein. Seitdem haben wir in Deutschland das Problem zwischen Form und Inhalt. Die Form ist uns stets das Fremde, der Romanismus, das willkürlich unsrer Eigenart, dem deutschen Fühlen Auferlegte, das ‚eigentlich' ganz anders, nämlich echt und wahr ist, aber keine eigene Form gefunden hat und darum ungewiß, oft wirr und schief, kurz unwirklich bleibt. Der romanische Formalismus hat die Allmacht des unbeschränkten Herrschers erzeugt. Aus ihm entwickelte sich folgerichtig in Frankreich der Despotismus der Demokratie, der Masse (Volkssouveränität), die (wie das Gottesgnadentum) ihre aus abstrakten Theorien hergeleiteten angeblichen Rechte dem organischen Wachstum des Daseins aufzwingen will. Was wir von demokratischen Gedanken aufgenommen haben, entstammt dieser Quelle. Der römische Formalismus hat den deutschem Wesen widersprechenden Gedanken der Menschenrechte, der Gleichheit hervorgebracht. Das germanische Gemeinschaftsleben war dagegen auf die Freiheit der ungleichen Elemente aufgebaut, und dieses germanische Fühlen ist es, was auch heute noch immer der allgemeinen Gleichmacherei, die seit der französischen Revolution auch bei uns von den Massen erstrebt wird, einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Das Schwanken zwischen einer vielfältig dunklen und oft ungeordneten deutschen Eigenart und der ihr auferlegten formalen Zucht romanischer Rechts-, Gesellschafts-, ja Denkformen bildet den deutschen Konflikt und die deutsche Hemmung. Nirgends in der Welt findet man so viele Menschen, die ‚eigentlich anders sind' als sie gelten, und vor allen Dingen, als sie scheinen möchten, und die dies in schwachen Stunden bekennen. Viele moderne Deutsche erstreben die Vollkommenheit in jenem intellektuellen, symmetrisch-eleganten Formalismus. Sie gelingt ihnen nur zeitweise, bis die ursprüngliche deutsche Natur wieder durchbricht und von Zeit zu Zeit Ärgernis erregt. Gleichzeitig erscheint oft genug die Art, wie sie diesen Formalismus anwenden, gezwungen, schwerfällig und ungeschickt. Daher diese vielen gewaltsamen Naturen, die im Grunde gar nicht so schlimm sind, diese falschen Kulturmenschen, die sich ihnen nicht zukommende Sitten und Gebräuche aneignen und gegen sie fortgesetzt selbst Fehler machen. Plötzlich kommt es dann zu rückläufigen Bewegungen, die in einseitigem Chauvinismus nur noch das Heimatliche gelten lassen wollen, selbst aber doch schon viel zu stark von dem formalen fremden Geist erfüllt sind, um das Heimatliche selbst noch ganz und vor allem richtig zu fühlen. Daher der totgeborene Konservatismus mancher hinterwäldlerischer Menschen, daher die biedere, von Senti-

mentalität sinternde Heimatkunst und manches andere, was die vielseitig gebildeten Deutschen selbst bald als beklagenswert, bald humoristisch empfinden. Aus derselben Quelle stammt der bekannte Fremdenkult, der alles Undeutsche für besser hält. Im Sinne jenes reinen Formalismus freilich ist fast alles Französische vollkommener, und wenn man mit diesem Maß deutsches Wesen mißt, so sind wir ganz einfach Barbaren und nichts sonst. Der Fehler ist nur, dies Maß anzuwenden auf etwas, was größer und vielfältiger ist als das Maß selbst.

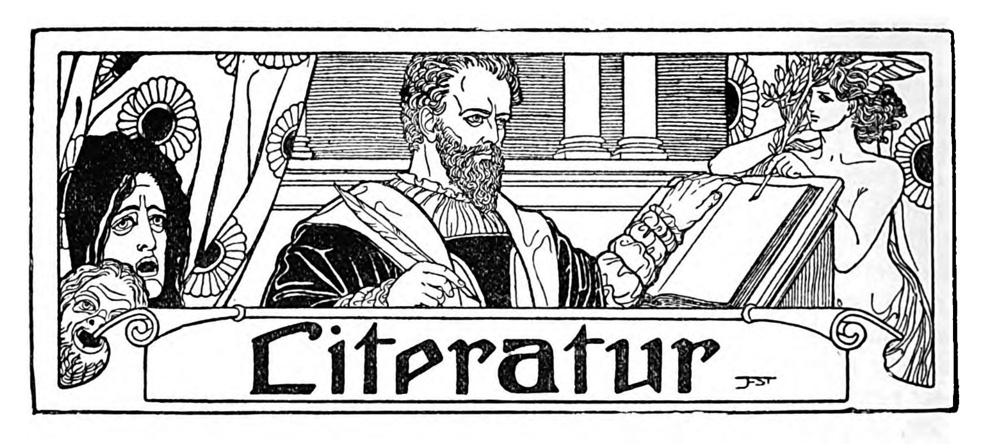
England hat sich als Insel besser gegen den Romanismus gewehrt und seine germanischen Formen bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein bewahrt. In England hat der Absolutismus nur ein kurzes Leben geführt, das alte germanische Ständewesen hat sich schnell gegen ihn empört und ihn beseitigt. Die englische Revolution ist eigentlich gar keine Revolution, sondern nur eine Wiederherstellung des alten, auf ständischer Ungleichheit aufgebauten Staates, der unter keinen Umständen gewillt war, seine Macht an einen Alleinherrscher abzudanken. Man darf nicht vergessen, daß das Haus der Gemeinen immer eine Ständevertretung war, nicht eine auf den Menschenrechten beruhende Versammlung. (Vgl. Schmitz, Das Land der Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. Georg Müller, München.) Die französische Revolution dagegen vernichtete den Rest des Ständewesens, den die unbeschränkte Krone in Frankreich noch gelassen hatte. Vielmehr setzte der Konvent den Absolutismus fort, nur daß er ihn nicht mehr in der Person des Königs, sondern in dem abstrakten Gedanken der Volkssouveränität verdichtete. Der Grundgedanke des bereits erwähnten Buches von Alexis von Tocqueville ist der, daß vieles, was man von der Revolution verursacht glaubt, bereits von dem Absolutismus bewirkt worden war: die Vernichtung des Ständewesens, die Zusammenziehung aller Gewalt in der Hauptstadt. Dem gallischen, Symmetrie liebenden Geist ist dieser römische Formalismus von Anfang an sehr willkommen gewesen. Von allen Barbaren, welche die Römer unterworfen haben, waren es die Gallier, die am schnellsten die römische Kultur annahmen. Viele Gallier haben sie vollkommen beherrscht und sich in ihr, besonders als Rhetoren, ausgezeichnet ...

Die große Frage ist die: Hat Deutschland noch einen starken Lebensuntergrund, um Keime aufgehen zu lassen, die seinerzeit bei der humanistisch-romanischen Kulturpfropfung verschüttet worden sind? Wird es uns gelingen, politisch und gesellschaftlich ein deutsches Freiheitsideal zu verwirklichen mit Umgehung der formalistischen, für uns leblosen romanischen Gleichheit? Werden wir unsren wachsenden Reichtum gestalten lernen, statt uns damit zu begnügen, ihn zu häufen? Werden wir die ungesunden, abstrakten Bestrebungen des neuromanischen Individualismus, der jedem Individuum eine gleichberechtigte Individualität zuspricht, bekämpfen können zugunsten der wahren Persönlichkeit, die sich eben nur auf dem Boden der Freiheit, nicht auf dem Boden der Gleichheit entwickeln kann? Wenn es uns gelingt, auf diese Art wirkliche Eigenart über die Zahl siegen zu lassen, dann wird vielleicht etwas wahr werden von dem Worte, daß an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen soll. Aber der Krieg muß gegen zwei Fron-

ten geführt werden: gegen den schablonenhaften Formalismus der Gleichheit, der uns aus Frankreich kommt, sowie gegen den angelsächsischen Utilitarismus, den heute am rohsten Amerika vertritt ...

Luther war der erste große Protest des deutschen Menschen gegen jenen ihm fremden Romanismus, aber dieser Protest ist nicht volle Wirklichkeit geworden, er ist Protest geblieben, und deshalb befindet sich der deutsche Geist seit Luther in einem dauernden Protestieren. Dies Protestieren ist es, wodurch das Deutschtum so verzerrt worden ist. Sein ursprünglicher Aufschwung ist gehemmt durch die romanistische Einengung; in einem hartnäckig nervösen Protestieren sucht der Deutsche leicht einen überkompensierten Ersatz für jene Urkraft, die in ihm keineswegs vernichtet, sondern nur verdrängt ist und darum, wenn sie gelegentlich hervorbricht, so zuchtlos erscheint. Dies wird ganz besonders sichtbar, seit wir als Weltmacht so sehr hervortreten. Wir haben noch nicht die Form für unsren Lebensschwung gefunden. Bald fügen sich unsre Formen in eine uns fremde, hemmende Gesetzmäßigkeit, in der wir natürlich stets unvollkommen und den andern unterlegen bleiben. Plötzlich ertragen wir diesen Zwang nicht mehr, reißen ihn ungeschickt wütend ab, und der ungezähmte Furor teutonicus bricht hervor. Diesen dionysischen Drang apollinisch zu bändigen mit einer selbstgefundenen, nicht romanischen Form, das ist die Kulturaufgabe der Deutschen der nächsten Generationen. Gelingt sie, so wird die deutsche Vorherrschaft in der Welt sicher; gelingt sie nicht, so wird dieses Reich von kurzer Dauer sein."





Das Ewig-Weibliche

Von Prof. Abel v. Barabás

Wohl ist das tiefe Wort, das Goethe am Schlusse seines Faustgedichtes ausgesprochen, allen Gebildeten bekannt, und doch ist es den meisten noch immer ein geheimnisvoller Brief mit sieben Siegeln. Eine unübersehbare Schar der Kommentatoren bemühte sich und bemüht sich noch immer, in das Wesen des Gedichtes einzudringen, tiefe und gründliche Erörterungen erleichtern der Menge das Verständnis. Wer sollte am Werte dieser Arbeiten zweifeln? Wer möchte zu sagen wagen, daß sie der Goethe-Literatur nicht zur Ehre gereichen? Und doch fällt mir manchmal bei einer kritischen Durchsicht mancher Kommentare jene Anekdote vom zerstreuten Gelehrten ein, der, von einem Spaziergange zurückgekommen, nicht in seine Wohnung hineingehen kann, weil er unterwegs den Hausschlüssel verloren hat. Er läßt einen Schlosser rufen und beauftragt ihn, die Türe aufzubrechen. Der Schlosser drückt auf die Klinke, und sieh, die Tür öffnet sich. Sie war nicht geschlossen. So auch mit „Faust". Man untersucht, man kommentiert und glaubt, vor einem geheimnisvollen Schloß zu stehen, man vergißt aber, es mit jenem Schlüssel zu öffnen, den Goethe selbst in unsere Hand gegeben: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Denn das ist der Schlüssel zum ganzen Gedicht, der uns alles erhellt und zu allen geheimnisvollen Winkeln des Gedichtes den Zugang öffnet.

Indes liegt es mir fern, hier eine Faust-Erklärung geben zu wollen, vielmehr möchte ich nur im allgemeinen über das Problem des Ewig-Weiblichen als literarischen Gegenstand auflichtende Bemerkungen geben. Bei meinen Untersuchungen der großen weltliterarischen Strömungen habe ich gefunden, daß die Behandlung des Problems vom Ewig-Weiblichen, als Problem an sich, äußerst selten ist. Zwar dreht sich die Hälfte der schönen Literatur um die Liebe und um das Geschlechtliche; nicht aber um die Frau und das Ewig-Weibliche als höheres Prinzip im Menschenschicksale, das über alle andern Probleme des Seins weit hinausragt. Bei der Durchforschung der Haupttriebkräfte in der Weltliteratur habe ich die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß unter den großen Literaturen,

wie den deutschen, englischen und französischen, nur die deutsche es ist, der es gelang, der Lösung des Problems in diesem Sinne näher zu treten. Daß die Deutschen die Fragen der Philosophie auch poetisch zu gestalten vermögen, ist eine allbekannte Tatsache und legt Zeugnis von ihrer philosophischen Natur ab. Bei dem Problem des Ewig-Weiblichen handelt es sich aber nicht nur um philosophische Darlegungen, sondern auch um Dinge des Gefühls und des Gemütslebens. Bei Betrachtungen aber, wo verwickelte philosophische Grundfragen und komplizierte Gefühlswerte eine Rolle spielen, ist die deutsche Seele das hilfreichste Instrument. Und wenn es nun der größte deutsche Dichter, Goethe, ist, der auf diesem Gebiete das Höchste leistete, so ist das erklärlich. Er offenbart ja dadurch eben die Seele seines Volkes.

Wie kommt es, daß diese prominenteste Offenbarung des Großen so wenig beachtet wurde? Vor vielen Jahren hat der hervorragende Gelehrte Hugo Meltzl von Lomnitz den Ausspruch getan, daß er Faust als die Tragödie der Ehelosigkeit betrachte. In diesem Sinne sagt er in seinen religionswissenschaftlichen Untersuchungen etwas seltsam: „Die Monstranz ist gleichwohl nichts andres als Goethes Testament, welches er der modernen Menschheit gestiftet hat: das sakramentale und eben dieserwegen unter Brief und Siegel hinterlassene Schlußwort seines Lebensgedichtes, das heißt die emblematische Darstellung des Ewig-Weiblichen; oder exoterisch-populärer ausgedrückt: der Ehe (genauer der Monogamie), als der hochwichtigsten aller göttlich-menschlichen Einrichtungen.“ Leider verhallten diese tiefen, seit beinahe drei Jahrzehnten ausgesprochenen Worte unbeachtet. Vielleicht weil sie aus dem fernen Osten Ungarns kamen, wenn auch aus dem Munde eines Siebenbürgener Sachsen; und doch könnten sie der Goetheforschung neue Bahnen weisen.

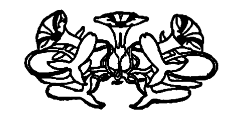
Die Frage hat in dieser Form eine religionswissenschaftliche Eigenart. Es wäre ein weiter Umweg, sie von diesem Punkte aus zu entwickeln. Wohl hat sich Goethe, der mit allen Wissenszweigen Vertraute, auch mit dieser Wissenschaft beschäftigt, wie das eben aus dem Faust zu schließen ist, und die Schlußszene zeigt, daß das Problem des Ewig-Weiblichen in engstem Zusammenhange mit dem Problem des Madonna-Kultus steht. Goethe, der Protestant, hat keinen Hehl daraus gemacht und zeigt uns selbst den Zusammenhang, ja hat diesem Zusammenhang kräftigen und unzweideutigen Ausdruck gegeben, wenn er betont, daß die Anbetung der Madonna nichts anderes ist als die Würdigung des Prinzips des Ewig-Weiblichen, wonach die Fortpflanzung des Lebens und die Erhaltung der Menschheit nur durch die Mutter möglich ist. Fraglich ist es freilich, ob Goethe zu der Erkenntnis jener tiefen Bedeutung des Ewig-Weiblichen durch die wissenschaftliche Untersuchung der Spuren des Madonna-Kultus gekommen ist; oder ob es nicht vielmehr seine Lebensschicksale waren, die ihn auf das Problem des Ewig-Weiblichen führten und ihm zugleich die bis dahin ungeahnt tiefe Bedeutung des Madonna-Kultus erklärten. Denn es steht außer Zweifel, daß dieser Kultus weit mehr als ein Äußerliches ist, wenn auch die Menge nicht im geringsten an seine uralte, schon vorchristliche Herkunft denkt; denn die ersten Keime des Mariendienstes liegen Jahrtausende vor der Entstehung des Christentums zurück.

Mir ist soviel klar, daß bei Goethe die Ausreifung der Idee mit der Entwicklung des Menschen Schritt hält, und ich könnte vielleicht den Zeitpunkt feststellen, wo ihm das Problem zum ersten Male in seiner vollsten Wucht vor Augen stand. In seinen wechselvollen Liebschaften bis zur Frau von Stein merkt man nichts davon. Jetzt erst kommt der Wendepunkt. Er liebt eine Frau, die zugleich Mutter ist, und eben weil das Verhältnis so lange dauert, kommt er zum Bewußtsein, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, die Mutter der Kinder eines anderen oder die Mutter seiner eigenen Kinder zu lieben. Sobald er sich zu dieser vollen Klarheit über die Natur seines Verhältnisses zur Frau von Stein durchgerungen, empfindet er die ganze Leere desselben. Deshalb sucht er von ihr loszukommen und eine neue Verbindung zu knüpfen, die den Gesetzen und Zwecken der Natur entsprach, also im Sinne des Ewig-Weiblichen gehalten war. Desfalls also flieht er nach Italien, bleibt dort so lange, bis er empfindet, daß sich das Verhältnis zur Frau von Stein von selbst löst. Nach seiner Rückkunft bricht er endgültig und sucht ein weibliches Wesen, das ihm die Mutter seiner eignen Kinder sein sollte. Wie aber? Warum gerade die Christiane? Konnte der große Mensch sein Leben nicht anders gestalten? Die Erklärung liegt nahe. Wie bei einer Frau in gewissen Jahren eine Unruhe gärt und sie zu dem Manne drängt, so entwickelte sich auch in Goethe das mächtige Verlangen, Vater zu werden. Einem Manne aber in seinem Alter und von seiner geistigen Bedeutung war das zeremonielle Liebeswerben um eine prätentiöse aristokratische Dame des Hofes eine langweilige, ja widerwärtige Sache. Er suchte seine Gefährtin auf einfacherem Wege, der ihn auch am schnellsten zum Ziele brachte. Er war beruhigt: die Fortpflanzung seines Geschlechtes war gesichert. Daß Goethe das gute Geschöpf erst später heiratete, hat für die Lösung des tief-menschlichen Problems so gut wie keine Bedeutung, da bei Goethe der Heiratsakt nur etwas rein Konventionelles, also das Unwesentliche an der Sache war.

So im Leben Goethes. Nun kommt die künstlerische Behandlung des Problems. Diese bedeutet gleichsam die Rechtfertigung seines Lebens und zugleich einen weisen Rat an die Menschheit. Im ersten Teile des Faust stellt er die Frau lediglich als Mittel zum Genusse hin; kennzeichnet aber diesen Standpunkt als einen unwürdigen und verwerflichen und stempelt ihn als einen solchen, der seiner hohen und hehren Auffassung vom Ewig-Weiblichen widerspricht. Um uns diese seine wahre Ansicht noch markanter vor Augen zu stellen, läßt er Gretchen durch Faust ins Elend und Verderben stoßen, ja er läßt Faust nichts tun, um den Tod seines eignen Kindes zu verhindern. Nun kommt die Reue. Faust jagt nach dem Glück in allen erdenklichen Situationen des Lebens, er wandert vom Himmel durch die Welt zur Hölle, er schreitet durch alle Zeitalter der Menschheit, er will das Glück durch Wohltaten und durch nützliche Arbeit erringen, und schließlich muß er doch empfinden, daß das Glück ihm nur einmal gelächelt hat: damals, wo er es nicht schätzenswert fand und nicht zu verstehen vermochte, daß ihn die Liebe des kleinen Bürgermädchens beglückte. Und am Ende wird seine Seele von der Verdammnis durch jenes Gefühl gerettet, das er einst für das arme, verführte Mädchen im Herzen nährte. Nun wissen wir, daß derjenige nicht für die Welt verloren ist, der

je geliebt eine Familie gründete. Das ist die eigentliche Lösung des Problems des Ewig-Weiblichen und die Erklärung des „Faust“.

Diese Auffassung, wie sie bei Goethe Form und Ausdruck gewann, hat die Zustimmung und Bestätigung von jenen zwei Philosophen gefunden, die man für gewöhnlich als Goethes Antagonisten hinstellt, nämlich von Schopenhauer und Nietzsche. Denn recht besehen, drückt Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe im großen und ganzen dieselbe Wahrheit aus, wenn auch in realer Weise. Was er da über die Vererbung sagt, nämlich, daß nur die Mutter die Intelligenz auf das Kind vererben kann, läßt erkennen, daß die Erlösung, das heißt die Besserung der Menschheit vom weiblichen Geschlechte abhängt, wie ja auch nach seiner Ansicht die Frauen größeren Mitleids, also insgemein auch tieferer und größerer Moralität fähig sind als die Männer. In dieser Anschauung steckt eben die Ehrung des Ewig-Weiblichen. So sind also beide, der große Optimist, Goethe, und der große Pessimist, Schopenhauer, einer Meinung, und man kann hier im bildlichen Sinne jenen sprichwörtlichen Ausdruck anwenden, daß alle Wege schließlich nach Rom führen. Und auch Nietzsche, jener (nach der Auffassung der Menge) große Frauenhasser, der das berühmte Wort: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ geprägt, gehört zu denjenigen, welche dem Problem des Ewig-Weiblichen die klarste Fassung gegeben. Es genügt, wenn man die markantesten Stellen vorführt, um das zu beweisen. „Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft. Der Mann ist für das Weib ein Mittel: der Zweck ist immer das Kind.“ Solche Worte sind nicht mißzuverstehen; und wenn Nietzsche hier und da seine Gedanken rhapsodisch und verhüllt hinwirft, kann man doch immer den wahren Kern finden. Bei ihm ist freilich die Vervollkommnung das Streben zum Übermenschentum. „Der Strahl eines Sternes glänze in euerer Liebe! Euere Hoffnung heiße: Möge ich den Übermenschen gebären! In euerer Liebe sei euere Ehre! Wenig versteht sich sonst das Weib auf Ehre. Aber dies sei euere Ehre: immer mehr zu lieben, als ihr geliebt werdet ... Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will. Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen! — also denkt ein Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.“ In diesen Gedanken steckt das tiefste Verständnis des großen Weltproblems. Was kümmert es uns, daß diese Ideen unter unharmonischen und desperaten Gedanken zerstreut und versteckt liegen, so daß man sie hervorsuchen muß. Es ist doch Gold, und das ruht bekanntlich auch im Erdenschoße inmitten vieler anderen mineralischen Schichtungen. Was wir also bestätigt gefunden, ist dies: Goethe, Schopenhauer und Nietzsche haben in bezug auf das Problem des Ewig-Weiblichen einer beinahe übereinstimmenden Auffassung gehuldigt. Im Spiegel der hohen Kunst besehen, hat ihm Goethe freilich den künstlerisch höchsten und erhabensten Ausdruck verliehen.



Profan?

(Berliner Theater-Rundschau)

Das Christentum baute sein erstes Theater als Mysterienbühne im Schatten der Kirche. Allmählich wandte sich das Drama von den göttlichen Personen den menschlichen Verhältnissen zu. Das Schauspiel, das die Vorgänger Shakespeares schufen, nannte man profan. Zum Unterschied von den geistlichen Dichtungen mit kirchlichen Zwecken. Aber diese Unterscheidung — oder vielmehr: das Kriterium, nach dem man zwischen Gott und Welt, zwischen geweihter und profaner Kunst unterschied, war falsch. Weil es eine profane Kunst überhaupt nicht gibt. Die Kunst ist göttlich wie das Leben. Sie ist ein zweites Leben, ein Jenseits.

In dem wunderschönen Buch von Rudolf Hans Bartsch, das soeben unter dem kuriosen Titel „Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern" (bei Staackmann) erschienen ist, frägt das sündenlos-sündhafte kleine Wiener Mädel, das Kind der Freude, ihren Jugendfreund, einen katholischen Priester, nach dem Dasein Gottes. Und ob Gott wirklich einen langen, grauen Bart habe, wie ein Jubelprofessor? Der katholische Priester, allerdings ein weißer Rabe, antwortet: „Er ist alt und jung .... Er ist im harten Wurzelknorren dieser Kiefer erstarrt, und in deiner Frage lächelt er leichtes, dummes, liebes Leben. Da alte Professoren oft lange Bärte haben, so ist er auch in ihnen vervielfältigt." So meint es übrigens auch der Faust, der es ablehnt, seinem Glauben einen Namen zu geben.

Es kommt aber nicht einmal so sehr darauf an, ob der Künstler, der Dichter, sich dieser Wahrheit bewußt ist; ob er den Willen hat, Gott zu finden. Sein Werk kann dem Göttlichen nicht entrinnen, wofern es den Willen hat, ein Abbild der Natur zu sein; des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen. Die Natur: das ist die Außenwelt, das ganze Universum sowohl, wie die Innenwelt des einzelnen. Ist das Land der Wirklichkeit sowohl, wie das Land der Phantasie.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand in Berlin ein kaum zwei Dutzend Köpfe zählender Verein von Dichtern, Literaten, Künstlern und Sozialethikern, der heute eine geschichtliche Bedeutung hat und dem ein großer Einfluß auf die Entwicklung der neuen Literatur zugesprochen werden muß. Denn wurde auch in den Sitzungen viel Theorie getrieben, so standen doch in jenem Bunde, der das Stürmerwort „Durch" zur Devise hatte, eine Reihe von Männern, die bald führend vor den Zeitgeist treten sollten. Die hervorragendsten Köpfe dieser literarischen und sozialen Revolutionäre waren: Leo Berg, Eugen Wolff, Konrad Küster, die Brüder Hart, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche, Arno Holz, Johannes Schlaf, John Henry Mackay und Gerhart Hauptmann. Einige Hauptsätze leuchten aus den Nebeln jenes Sturmes und Dranges in unsere Tage herüber: Die neue Kunst soll Hand in Hand gehen mit der Erneuerung des ganzen Lebens ringsum, und sie kann nur ausgehen von großen Persönlichkeiten; und um dies zu erreichen, müsse man sich selbst einmal in die Hand nehmen, sich durchkneten, formen und erhöhen.

Diese Realisten, Naturalisten, Anarchisten — sie waren nicht profane Geister! Waren es tausendmal weniger als die lendenlahmen Nachtrotter gewesener Geisteshelden, deren Kampf längst ausgekämpft war. Das Sitzungsprotokoll des Vereins „Durch" vom 22. April 1887 (abgedruckt in Albert Soergels inhaltreichem Werk „Dichtung und Dichter der Zeit", dessen Quellenschöpfungen ich hier folge) enthält zwei wichtige Definitionen:

„Idealismus ist eine Richtung der künstlerischen Phantasie, welche die Natur nicht, wie sie ist, darstellt, sondern wie sie irgendeinem Ideal gemäß sein sollte."

„Realismus ist diejenige Geschmacksrichtung, welche die Natur darstellen will, wie sie ist, und dabei nicht in Übertreibung verfällt. Der Realist weiß, daß die Wahrheit

allein frei macht; sein Ideal ist daher Wahrhaftigkeit in der Darstellung. Durch die objektive Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird ferner der moderne Realist in eine Gemütsverfassung geraten, welche ihn über die Stoffe seiner Darstellung eine eigentümliche Beleuchtung ausgießen läßt. (Gerechtigkeitsgefühl und Erbarmen.) Der Realismus ist also ideal, aber nicht idealistisch. Er stellt ideal dar, aber nicht Ideale."

Diese Erkenntnissätze können ihre Gültigkeit nicht verlieren. Ergänzt werden sie in einem kleinen Buch von Wilhelm Bölsche, das auch 1886 entstanden ist: „Die Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" (mit dem Untertitel: „Prolegomena einer realistischen Ästhetik"). Bölsche geht davon aus, daß in der physischen Welt das Psychische stets an ein Physisches geknüpft sei. Aber auch der Naturwissenschaftler, sagt Bölsche, wisse nichts über das eigentliche Wesen des Psychischen wie des Molekularen, auch er vermute mit gutem Grunde, daß das Physische vor unseren Augen nicht das echte Kosmische, sondern nur sein mattes und lückenhaftes Gleichnis sei.

So bekennt der konsequente Realismus, daß alle seine Gewissenhaftigkeit unbewußt am letzten Ende dem Symbole dient. Das Ideale ist ihm „die Blüte des Irdischen, die tiefste, reinste Summe, die der Mensch ziehen kann aus allem, was er sieht, all dem Unermeßlichen, was sich in der Natur, in der Geschichte, in allem Erkennbaren darbietet." Was aber ist die Summe des Irdischen? Ein Gleichnis. Sowie wiederum die Kunst ein Gleichnis ist des Irdischen. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Ohne diesen Zusammenhang der Gleichnisse ist Kunst nicht zu denken. Dabei ist es aber für das Spezifisch-Künstlerische grundsätzlich ohne Belang, ob die Dichtung, das Drama sich mit philosophischen und religiösen Ideen oder mit irgendwelchem anderen Stoffe beschäftigt; und ob der Dichter sich des Zusammenhangs seines Stückchens Natur mit dem Weltganzen bewußt ist oder nicht. Jedes Kunstwerk, und wäre es eine Gestaltung von Not und Häßlichkeit, hat Religion, hat seine eigene Religion, da es, um Kunstwerk zu sein, wahrhaftig ist gegen die Erscheinungen des Lebens und seinen Teil beiträgt zur Durchleuchtung der Welt. Profan ist die Dichtung, die von der Naturwissenschaft, von den Wechselbedingungen des Physischen und Psychischen, von den sozialen Bindungen und Kämpfen, von den Geheimnissen des Eros, von den Kämpfen des männlichen und weiblichen Geschlechtes ausgeht, profan ist sie um ihres Stoffes willen ebenso wenig, als ein religiöses Drama, das dem konfessionellen Gotte einer Glaubensgemeinschaft dient. Und selbstverständlich kann das Lachen ebenso kunstheilig sein wie das Schaudern oder die Träne.

* * *

Kunst ist die Verneinung des Profanen. Kunstkritik und Kunstgeschichte haben in erster Linie die Aufgabe, das Unkünstlerische vom Künstlerischen zu scheiden, indem sie die entscheidende Frage nach der inneren Ehrlichkeit, nach der idealen Absicht des Gestalters stellen. Die Gewißheit ist nicht immer leicht zu finden. Auf dem Gebiete der Theatralik erkennen wir zwar ohne Sonde den Unwert jener Unterhaltungsstücke, deren Verfertiger um keine Wahrheit bekümmert sind, ja mit bewußter Verlogenheit Rührung oder Gelächter der überwundenen Vernunft und dem betrogenen Herzen der Zuschauer ablisten. Die täuschende Kunstfertigkeit vieler Handwerker ist groß, und sie verstehen es zuweilen, die gerade im Kurs stehenden Zeitideen zu lohnenden Spekulationen auszunützen. Dagegen gibt es Kunstwerke, die in stilisierter Form die Dinge verzerrt darstellen, deren Zerrbilder aber harmonisch aufeinander abgestimmt sind; Kunstwerke, die sich etwa als Possen geben, aber beseelt sind von einer verborgenen Wahrhaftigkeit. Wer würde dem exzentriken Ironiker Shaw die Weihe des Künstlers absprechen? Am schwierigsten ist die Entscheidung vor den unendlich mannigfaltigen Zwischenstufen.

Wir haben Dramen in großer Menge, die wir als Beiträge zur Kenntnis des inneren und äußeren Menschenlebens gelten lassen müssen, und die dennoch vorwiegend nur als Demonstrationen der experimentellen Psychologie oder als praktische Beispiele einer soziologischen Lehre gewertet werden können. Sie wirken für ihre Zwecke um so eindringlicher, wenn ihnen eine tüchtige theatralische Schlagkraft gegeben ist. Die meisten unserer verflossenen Elendsdramen, aber auch etwa die nationalen Verkündigungen Wildenbruchs (bei denen freilich von psychologischen Experimenten nicht gesprochen werden kann!) gehören in diese Kategorie. Was scheidet sie von reinen Kunstwerken? Nicht das, was sie haben, sondern das, was ihnen fehlt. In Hauptmanns „Webern“ schreit ein sozialer Notstand zum Himmel, und doch ist das Stück ein Poetikon, nicht ein Politikon. Das blinde Auge, das hell nach innen sieht, macht den Dichter. Die Dinge der Wirklichkeit schildern und von ihnen eine Lehre ableiten, das heißt noch nicht eine eigene Welt schaffen. Aber erschöpfend läßt sich ja das Dichterische nicht definieren. Es keimt in dunklen Gefühlen, und das Gefühl des Empfängers bestätigt es.

Das Fühlen, nicht das Wissen also hat das letzte Urteil über den Kunstcharakter eines dramatischen Werkes. So strenge wir übrigens im Reiche der Kunst die Grenzen bewachen, der Bühne müssen wir duldsamer begegnen. Wenn sie im Nebenamte dem Zeitgeschlechte verkündigt, was ihm frommt, Erkenntnisse und ethische Bestrebungen verbreitet, so ist das eine gute Nutzbarmachung ihrer Unterhaltungszwecke.

Neben dem politischen Drama (das Wort im weitesten Sinne genommen) steht ein anderes an den Grenzen der Kunst: das Drama, das ein erleuchteter Kunstverstand, nicht die Eingebung des Herzens, geschaffen hat. Man kann den vorzüglichen Beispielen dieser Gattung nicht ohne weiteres die gestalterische Phantasie absprechen. Eine Art von Phantasie hat ja auch der Gelehrte, der in der exakten Mathematik zu neuen Ergebnissen gelangt. Man kann auch nicht sagen, daß das einer Dichtung ähnliche Produkt der planenden Vernunft unbedingt an einem Mangel warmen Gefühls zu erkennen sein müsse. Und ebenso wenig, daß Unklarheit die höhere dichterische Wesenheit bestimme. (Klar wie die Sonne ist Goethes „Iphigenie“!) Aber aus dem Chaos allerdings entsteht jede neue Welt, und ein Bildner, der kein Chaos der Gefühle zu bändigen hatte, kann nicht ein genialer Dichter sein.

* * *

Ein Monument des rechnerischen Kunstverstandes ist Lessings „Emilia Galotti“. Welche bewundernswerte (wenn auch für unseren Geschmack zu aufdringliche) Regeldetrie in der Anlage und Ausführung! Auch als politisches Drama, als Geisteswaffe im Kampfe gegen das Despotentum, hatte das Thesenstück eine heute noch nicht völlig erledigte Mission. Und Feuerbrände sind reichlich angezündet in der Tragödie. Nur daß aus ihren wohlgeordneten Flammen der eine, der göttliche Funke nicht sprühen will, das unerdachte Geschenk des Genius.

„Emilia Galotti“ ist das älteste deutsche Repertoirestück, denn Gottsched und seine Zeitgenossen liegen im Ehrengrabe der Literaturgeschichte, und „Miß Sara Sampson“, sowie Lessings andere Jugendwerke werden nur hie und da, gleich den Spielen des Hans Sachs, als Kuriosen hervorgeholt. Die Schulweisheit von 150 Jahren, die zu „Emilia Galotti“ betet, wurde drückend fühlbar, als Reinhardt nun auch diesem klassischen Drama einen neuen Rhythmus zu geben versuchte. Die Aufführung des Deutschen Theaters zerstörte übrigens nur den alten. Sie löste die fugistische Einheit der Komposition in eine Fülle von eigenwilligen Erscheinungen auf, von denen fast jede ihren besonderen Stil hatte. Das Elternpaar Galotti allein war nach Lessingschem Herkommen gedacht, dafür aber mit Schauspielern besetzt, die den immerhin großzügigen Wuchs jener Personen nicht aufbrachten. Der Prinz des Moissi wäre ein Capriccio von Schnitzler oder Hofmannsthal zu nennen, wenn nicht

die Eigenliebe eines Tenors den Schauspieler zu lyrischen Flötenübungen verführt hätte. Die dem Lessingschen Wollüstling angefärbten Seelenreize hinderten Moissi nicht, im letzten Akt den Prinzen schlechter zu machen, als Lessing ihn haben wollte. Denn indem der kleine Schwächling, wider das Buch, dem Marinelli die Führung der Intrigue abnahm, war er kein haltloses Monarchenlümpchen mehr, sondern ein ausgemachter Schurke. Der Marinelli aber hätte Hofmarschall von Kalb heißen sollen. So affig (irregeführt von dem Schmähwort des Appiari) gab ihn Bassermann. Von dem Trauerspiel „Emilia Galotti" absehend, konnte man an der konsequent durchgeführten „Simplicissimus"-Figur seine Freude haben. Eine Halbreife (Mary Dietrich) machte man zur Buhlerin Orsina, eine Mütterliche (Lucie Höflich) zur jungfräulichen Emilia.

* * *

Zum Repertoire der politisierten Bühne gehört das Schauspiel „Kampf" des Engländers John Galsworthy. Da dem Stück literarische Qualitäten nur in geringem Maße zuzusprechen sind, war es eigentlich wunderlich, daß gerade das Deutsche Künstlertheater (Societät) auf seiner Aufführung bestand. Vor einem Vierteljahrhundert, als das soziale Arbeiterdrama neu war, hätte man auch in Deutschland die Kühnheit — was damals Kühnheit war und es jetzt kaum mehr ist — für Kunst genommen. Übrigens waren wirklich manche der deutschen Streikstücke vor fünfundzwanzig Jahren besser als dieser Nachzügler. Damit sollen dem Werke des gelehrigen Engländers gewisse Werte und Wirkungen nicht abgesprochen sein. Er kontrastiert scharf die zwei Welten des Kapitals und des Proletariats. Er bringt gutes realistisches Detail auf für die freiwillige Hungersnot der Arbeiter. (Doch diese Szenen verblassen bei der Erinnerung an Philipp Langmanns „Bartel Turaser", den wieder aufzuführen sich besser gelohnt hätte.) Er versteht es, die Bewegungen einer großen aufgeregten Masse zu leiten. Eine wilde Volksversammlung im Fabrikshof hat sehr starke Steigerungen; bei der Berliner Aufführung standen da dem Verfasser zwei Gewaltige zur Seite: der Regisseur (Rudolf Rittner) und der Maler. Den drohend düsteren Hof zwischen kahlen Fabriksgebäuden und hohen Schloten, darüber den dämmernden Winterhimmel (Kugelhorizont mit wandernden Wolken) wird man von dem Stücke Galsworthys im Kopf behalten — und auch das brausende Menschenmeer, dem die Regie einen frappanten Schein der Wirklichkeit gab. Längs eines durchbrochenen Gitters, das im Vordergrunde die ganze Bühne von rechts nach links abgrenzte, war, Glied an Glied gedrängt, eine dreifache Menschenkette gezogen, deren Wogen den Zuschauer an einen von Tausenden besetzten Raum glauben ließ ... Aber Galsworthy, von dem ich vornehmlich zu sprechen habe, steuerte schließlich auch einen dichterischen Gedanken bei. In jedem der zwei Kriegslager schwankt und erliegt die Masse und bleibt ein einzelner aufrecht. Gleichzeitig kapitulieren, ohne daß sie es von ihren Gegnern wissen, die Verwaltungsräte und die Arbeiter. Die zwei Persönlichkeiten, der Führer hier und der Führer dort, erleben den schmählichen Abfall und Undank der vielzuvielen. Da erweisen sich die beiden, die sich haßten und doch allein nahestanden, schweigend Reverenz. Schweigend wird ein Sieg Nietzsches über Marx besiegelt ... Dieser ironische Gedanke hätte sich in einer Dichtung tragikomischen Stils ausleben mögen. Das konnte er hier nicht, weil das Stück Galsworthys allzu sehr von der üblen Sentimentalität englischer Romane belastet ist. Daß die Frau des Arbeiterführers (Mathilde Sussin spielte sie fast ergreifend) vor dem Ende des Streiks an Entkräftung sterben muß, ist ein richtiges Theater-Tränen-Zwiebelreiben.

Aus dem meisterlichen Ensemble der Societät ragte Theodor Loos. Sein Arbeiterführer hatte Rebellenblut, Verbissenheit, rabiate Menschlichkeit.

* * *

Auf der Grenzscheide zwischen Kunst und politischem Theater steht auch des Dänen Henri Nathansen erfolgreiches Schauspiel „Hinter Mauern". (Aufgeführt im Komödienhaus.) Es ist eines der vielen Problemstücke, die sich mit der Judenfrage befassen und sie nicht der Lösung näherbringen, sie vielmehr durch Auflösung in eine Vielheit von logischen Folgefragen noch mehr komplizieren.

Daß die Juden, wenn sie zur Menschheit gehen sollen, erst zu sich selbst kommen müssen, sagt in einem geistvollen Aufsatz Gustav Landauer; und er meint, den Zionismus befürwortend, daß die Juden das besondere Wesen, das sie wie jede Nation in Jahrtausenden ausgebildet haben, rein gestalten, es vom Wust des Mißverstandenen und mechanischer Gewohnheiten befreien müssen, um es dann erst der Menschheit zu schenken. Menschheit heiße nicht Gleichheit, Menschheit heiße Bund des Vielfältigen. — Man kann darüber streiten und das Aufgehen des Judentums in seinen Gastvölkern für den kürzeren Weg halten.

Dunkel schwebten wohl auch dem Dichter Nathansen die Ideen Landauers vor, als er hinter die Liebe eines Mädchens aus streng-jüdischem und eines jungen Gelehrten aus arischem (und noch dazu antisemitischem) Hause die alte Montecchi- und Capulettifehde stellte. Die bräutliche Esther Levin ist im Begriffe, Vater und Mutter in einem anderen Sinn, als es die Schrift dem liebenden Weibe gebietet, zu verlassen: sie gesteht ihrem Geliebten die Trauung in der christlichen Kirche und, wenn die Ehe gesegnet sein sollte, die Taufe der Kinder zu. Daß Schmerz und Entrüstung des orthodoxen Vaters grenzenlos sind, läßt die Handlungsweise der Tochter unkindlich erscheinen. Der Dichter will ihr aber eine höhere Bedeutung geben und in der konfessionellen Untreue des Mädchens eine Schuld am eigenen Volke erkennen. Die mosaische Religion ist auch ein Band des Judentums, ist eine die Vermischung mit den anderen Völkern hindernde Schranke; das begreift jeder, und deshalb verurteilt der nationale Zionismus die Judentaufe. Nathansen jedoch geht weiter. Er identifiziert den mosaischen Glauben mit dem Judentum. Denn gewiß nicht bloß, um den Konflikt äußerlich wirksamer zuzuspitzen, machte er den Vater der Esther zu einem Altgläubigen, der, obwohl er ein wohlhabender Bankier in einer westlichen Universitätsstadt ist, an den rituellen Gebräuchen wie ein Rabbiner festhält. So aber versteht schwerlich ein aufgeklärter Zionist die Kristallisation und charakteristische Entwicklung des jüdischen Wesens ...

Der Rückschritt Nathansens zur Orthodoxie verwirrt das zeitgemäße Judenproblem und macht eine aufrichtige innere Lösung des dramatischen Konflikts unmöglich. Doch immerhin sehr geschickt wirft der Verfasser der starren Orthodoxie des alten Juden die angebliche Vorurteilslosigkeit des jungen Ariers entgegen. Wenn der Privatdozent Herming seine geistige Freiheit wirklich höher stellte als die kirchlichen und gesellschaftlichen Rücksichten, weshalb bestand er auf dem religiösen Zugeständnis seiner Braut? (Nebenbei: auch wenn er selbst christlich-gläubig wäre, könnte man es nicht entschuldigen, daß er das Mädchen einem Gewissenszwang unterwirft.) Mit richtig gehendem Instinkt, der in einem liebenden Weibe nur auf die Liebe gerichtet ist, fühlt Esther, daß eine große Liebe ihren Bräutigam über die konfessionell bemäntelte gesellschaftliche Abhängigkeit hätte heben müssen. Diese Einsicht kommt ihr merkwürdigerweise erst während einer späteren Aussprache mit dem Geliebten, bei der sich der Mann recht unlogisch und ungeschickt benehmen muß. Was er sagt, läßt sein weiteres Handeln völlig unbegreiflich erscheinen. Denn Esther ist von ihm — er darf glauben: für immer — geschieden; da überlegt er sich's wieder anders, bereut seine Lieblosigkeit und Charakterschwäche, eilt dem Mädchen in die elterliche Wohnung nach und spricht dort zur Braut und über die Rampe hinaus: „Unsere Kinder sollen nicht Christen und nicht Juden, sie sollen Menschen sein!" Abgesehen davon, daß hier hinter dem Scheinwerfer „Menschheit" die Judenfrage erst recht als eine konfessionelle Frage aufgezeigt wird, ist der schwankende Mann als Bahnbrecher der Zukunft recht schlecht beglaubigt. Und nicht minder unwahrscheinlich ist, daß der orthodox-jüdische Großpapa an den konfessionslosen Enkeln (sie sind freilich

noch lange nicht geboren!) die Freude haben kann, die am Ende eines Rührstücks nicht fehlen darf.

Als Problemstück ist „Hinter Mauern“ verschoben und mißlungen. Zubekannt aber muß werden, daß das Schauspiel sehr gut gebaute dramatische Szenen hat und daß die künstlerisch-feine Zeichnung des jüdischen Milieus den Vertrauen erweckenden Eindruck des Echten macht. In diesem Detail, in den Episoden, stak auch die beste Kraft der Darstellung.

* * *

Dem Profanen vorsätzlicher abgewandt als irgendeiner unserer Jungen war Herbert Eulenberg, der flackernde Romantiker. Nun hat er uns plötzlich ein Drama hingesetzt, das allen Hang nach den tieferen Symbolen des Irdischen, nach den Zusammenhängen zwischen der kleinen Wirklichkeit und der immer großen Natur verleugnet. Das Schauspiel „Zeitwende“ ist ein ziemlich leeres und überdies ein schlechtes Theaterstück. Es ist profan, — nicht weil sein Verfasser der realistischen Ausdrucksform zustrebte, o nein! aber weil es undichterisch ist. Denn es spiegelt nicht das Leben, sondern ältere und fragwürdige Romane und Komödien, die von dreisten, zuletzt entlarvten Abenteurern, von dem stiernackigen und gewissenlosen Geliebten einer verheirateten Frau, so sich mit deren jungfräulicher Schwester verlobt, und von anderen wohlbekannten Scheuß-Schändlichkeiten erzählen. Auch von tüchtigen und grämlichen alten Vätern und dekadenten, womöglich phantastischen Söhnen hörte man schon früher einmal (nicht zuerst und nicht zuletzt in Sudermanns „Schmetterlingsschlacht“). In langer Weile hingezogen, wird Eulenbergs Kolportage mit prätenziösen, romantischen Floskeln als artistische Crême serviert. Ja, der Dichter nennt dieses unglückliche Gemenge seine „Zeitwende“. Seine persönliche. Keinen Bezug hat der Name auf den Inhalt des Stücks. Egozentrisch soll er verstanden werden und der Nation kund und zu wissen machen, daß Eulenberg einen Markstein seiner Entwicklung überschritten habe. Das glaubte er freilich schon manches Mal, und wissen tut's nie der Wandersmann, erkennen müssen's die Beobachter seiner Schritte. Darum: wie immer es Eulenberg mit seinem Kreuzwendedich meinte, man soll es ihm nicht ernstlich böse meinen. Er, der noch eben in seiner „Belinde“ auf den Fittichen großer Leidenschaft zur Höhe flog, bleibt nicht lange am Boden kleben.

Notiere: das Lessingtheater hatte eine sanfte Niederlage zu beklagen.

* * *

Auf derselben Stätte gab es ein „Mordsvergnügen“. Schadenfreude sei die reinste aller Freuden, sagt Schopenhauer. Und Schadenfreude lacht immer dem Bernard Shaw zu. Wenn er die Menschheit und die Weltordnung zwischen die Kinnbacken nimmt und scheinbar seelenvergnügt zerbeißt, so denkt der Herr im Parkett, die Dame in der Loge: „Mich trifft's nicht; aber dich, lieber Nachbar!“ Die Engländer freilich haben sich dieser praktischen Denkweise nicht anbequemen wollen. Die Engländer ärgern sich über Bernard Shaw. Er macht sie ja auch in den meisten Stücken zu den vornehmsten Repräsentanten der Menschheit, einer lügenhaften, unbarmherzigen, nichtsnutzigen, im besten Fall verrückten Menschheit. Trotzdem ist der deutsche Bruder vernagelt, wenn er sich die Hände reibt: „Mich trifft's nicht, aber dich, lieber Nachbar John Bull!“ Zum Beispiel, im Fall „Pygmalion“: Wo hakt wohl der Hohn über die ahnenblütige Ebenbürtigkeit am tiefsten ein?

Der gelehrte Spezialist und Wettfritze Higgin freilich ist ein richtiger Engländer. Was man schon daran erkennt, daß er seine Beine überall hinlegt, wohin sie nicht gehören. Hauchte der alte Grieche Pygmalion dem Gebilde seiner Hände mit dem heißen Liebesatem Leben ein, so hat Mister Figgin den Spleen, ein ruppiges Blumen- und Straßenmädel, die Eliza Doolittle, in kurzer Frist zur Herzogin umzumodeln und die höfische Gesellschaft zu täuschen. Es gelingt. Gelingt mit der Ausmistung des ordinären Dialekts, mit dem Einpauken gewisser Phrasen und Allüren und mit ausgeliehenem Schmuck. Weiter ist ja nichts vonnöten.

Aber mit einem im Grunde recht billigen Spasse begnügt sich Shaw nicht. Hinter der Posse lauert ein menschliches Drama, — wie allzeit ein bitterer Ernst hinter dem Shawschen Lachen. Das Geschöpf des spleenigen Professors ist zum Bewußtsein ihres Seins, ihrer Menschenwürde erwacht. Wie jener jüdische Golem, den der Wunderrabbi künstlich gezeugt hat, entrafft sich die kleine Eliza Doolittle der Fesseln und geht einher auf der eigenen Spur. Sie hat es satt, die Doppelrolle einer Dame und Hausmagd zu spielen, sie wirft dem brutalen Egoisten, der nicht nach Wunsch und Glück des Versuchskaninchens fragte, die Pantoffel ins Gesicht. Das Verhältnis der beiden verschiebt sich, das Weib wächst, aus Eigenem, über den Mann hinaus. Das Lustspiel endigt mit der Bezähmung eines widerspenstigen alten Junggesellen. Doch ehe man zu dieser — Konvention gelangt, sammelt man leicht gepflückte Tiefsinnigkeiten. Man erfährt allerlei über das Unrecht angeblicher Wohltäter, die ihren Günstlingen das Selbstbestimmungsrecht nehmen, und über die eingebildeten Vorzüge, die eine Herzogin vor einer Blumenverkäuferin voraushabe. Erst die feinen Sitten bringen die kleine Wilde in Gefahr, der Unsittlichkeit zu verfallen. Wie ein Advokat oder Essayist pflegt Shaw aus vielen Möglichkeiten die herauszubohren, die seinen Beweisen zugute kommt . . .

Es war ein voller Erfolg. Die Tilla Durieux hat nicht bloß eine famose Metamorphose gegeben. Ihre Eliza Doolittle blieb auch ein charakteristischer Mensch, trotz der Verwandlung.

* * *

Ein religiöses Drama wäre Wilhelm Schmidtbonns „Der verlorene Sohn" auch dann, wenn sich der Dichter nicht so genau an die Legende der Schrift gehalten hätte. Denn zwei Weltanschauungen: die alttestamentarische Vergeltungslehre und das christliche Erbarmen und Verzeihen, führen den dramatischen Kampf. Im Gegensatz zum Evangelium des Lukas ist es das in Schmerz erstarrte Herz des Vaters, das zuerst schmilzt; während die Mutter vor der Ehrlosigkeit ihres Kindes, das mit falschem Würfel betrogen hat, zurückbebt. Ich erlaube mir, diese Psychologie des Muttertums anzuzweifeln. Mindestens hat Schmidtbonn versäumt, den Einzelfall, der ja unter vielen anderen Fällen auch möglich ist, zur inneren Notwendigkeit zu machen. Ein persönliches Bedürfen lenkte den Dichter, dem Vaterherzen Kampf und Sieg und den vollen Glanz der Menschlichkeit zu überlassen. In „Mutter Landstraße", dem Jugendwerk Schmidtbonns, war es anders. Auch dort kehrt der Bauernsohn, der der heimatlichen Scholle untreu geworden und zur babylonischen Verführerin, zur großen Stadt, gezogen war, als ein Gefallener ins Vaterhaus zurück. Dort jedoch weigerte der alte Bauer dem verschmachtenden Kinde Hand und Herberg. Ein Vater sühnt nun (im „Verlorenen Sohn"), was ein Vater verbrach. Aber das ist nicht vom gerechten Verstand ausgeheckt. Ein schwellendes Gefühl wurde zur Apotheose der Vaterliebe. Hymnen, Oratoriumklänge rauschen auf uns zu, und ergriffen lauschen wir.

Nicht der Sohn, von dem das Stück den Namen hat, nur der Vater ist der Ringende in diesem Drama. Dem Sohn hat der Dichter nur ein passives Erleben von leichtsinniger Jugend, üppigem Genuß, Schmach, Krankheit und Verzeihung gegeben. Nicht einmal die Gelegenheit, das Werden eines neuen Menschen in der Schule der Schuld darzustellen, ist benutzt worden. Das Stück ist eine farbige Erzählung in verteilten Rollen, bis im letzten Akt das Drama einsetzt. Gegen wen kämpft der Vater? Gegen die Macht der Seinen, gegen die Ehre, gegen das Urteil der anderen nach der Richtschnur des herrschenden Sittengesetzes, gegen schwere Unbill, die er selbst erlitten. Aug um Auge, Zahn um Zahn, sagt das Gesetz. Aber der Alte hebt den wunden Leib des Sohnes an die Brust und trägt ihn heim.

In dieser großen Szene, die den Wert der Dichtung bestimmt, wuchs der Darsteller des Alten, Rudolf Schildkraut, aus dem Patriarchenmaß zur heldischen Seelengröße. Die Inszenierung der Kammerspiele hatte die musikalischen Elemente der Dichtung

allzu opernhaft organisiert. Dem Stück auch Schaden zugefügt mit dem profanen Experiment, die Rolle des Sohnes mit einem siebzehnjährigen Anfänger, einem frühreifen und doch unfertigen, zu besetzen. Aber die Bühnenbilder waren voll der Schönheit des Orients.

* * *

Das Neue Volkstheater spielte das selten gesehene Schauspiel „Rausch“ von Strindberg. Strindberg hat das Stück in jener Periode seines von Innenkämpfen erfüllten Daseins geschrieben, in der sein „Inferno“ entstand. Wie in Maupassants „Horla“ spuken in dem Drama des Schweden die Geister des Verfolgungswahns. Dämonen spielen mit der Schwäche der Menschen, Sinnenrausch ist Unglück, Gedankenschuld wird mit unsichtbaren Fäden an das Verhängnis geknüpft. Das quälende Stück endigt mit einer friedlichen Lösung. Aber diese Einkehr, diese Ernüchterung eines trunkenen Mannes hat nichts vom befreienden, Spuk verscheuchenden Sonnenlicht. Ein Asket macht die Lust des Fleisches und der Phantasie schwarzblütig zum schweren Fluche. Wie Strindberg die Dämonenschlacht führte, das allerdings zwingt uns zur Ehrfurcht vor seiner Kraft. Seine geniale psychologische Aanlyse kann kein Schicksalsnebel verhüllen. So oft sich bei Strindberg Mann und Weib zerfleischten, niemals loderte ein blutigerer Haß, als aus dem Liebesrausch in diesem Läuterungsdrama. Schuldig müssen wir werden, um uns zu heiligen, ist der Sinn. Abgelöst wird Haß von Güte. Ein Büßender spricht: „Keiner ist ein wirklich guter Mensch, der nichts verbrochen hat. Denn um verzeihen zu können, muß man selbst der Verzeihung bedurft haben.“

* * *

Auf seinem mystischen Büßerwege stieg Strindberg zu der Märchentragödie „Die Kronbraut“ empor. Nun versank er — mit den skeptischen Vorbehalten des Gottsuchers freilich — in einem fast katholischen Christentum. Ins Märchen floh er. Aber nicht ins Land der arglosen Kindheit. Das war einmal, als er von „Schwanenweiß“ träumte. Der holde Zauber hielt ihn nicht. „Die Kronbraut“ ist ersonnen von einer unendlich reichen, unendlich qualenreichen Phantasie, die sich nährte an den Sagen, an dem Spuk und dem Aberglauben der nordischen Dämmerungen und Einsamkeiten; an den Wundern der Natur, an dem Schwefeldampf der Hölle. Die Gesichte Strindbergs sind gespenstisch und grauenvoll. Sein tiefes Mitleid mit der Kreatur errichtet in der „Kronbraut“-Dichtung ein Golgatha. Die Gekreuzigte ist ein junges Weib, eine Kindesmörderin. Sie, die der eitle Wahn in Schuld und der böse Haß der Mitmenschen in ein Martyrium stieß, sie entsühnt der Dichter mit Folterqualen, sie verklärt er mit wahrhaft überirdischer Poesie.

Seit Heinrich Leopold Wagners, des vor-goethischen Stürmers und Drängers „Kindesmörderin“ ist die Mutter, die ihr Kind tötet, in der Tragödie heimisch, und in vielen Balladen taucht ihr bleiches Antlitz in dunkler Mordnacht und vor dem Rabenstein auf. Auch die aus dem Wasser klagende Stimme des toten Kindes und das plötzlich stillestehende Mühlrad sind alte Motive, die Strindberg neben einer Fülle düsterer Natursymbole höchst eigenartig verwendete. Seine Dichtung ist im Menschlichen gespenstisch, im Gespenstischen menschlich. Satanas selbst treibt sein groteskes Wesen. Sehr bezeichnend für Strindberg hat sein Fürst der Hölle einen weiblichen Körper. Er erscheint als alte Hebamme mit dem Fuchsschwanz. Bösartiger als der Teufel ist ein schönes junges Mädchen, das mit wilder Lust, aus Neid und Tugendhochmut, die arme Schwester ins Verderben stürzt. Doch wären die Verfolger ihr auch nicht auf den Fersen, der Drang nach Buße triebe die Schuldige doch in Leid und Tod. Kronbraut war sie geworden, als sie die bräutliche Jungfrauenkrone für das Leben ihres Kindleins eintauschte. Daß über der Leiche dieser Frau, die um so heiliger geworden war, je mehr sie Schuld begangen hatte, auch für die hadernden Sippen, für die niederträchtigen Menschen, die großer Schuld und großer Güte nicht fähig sind, ein versöhnender

Ostermorgen anbricht, läßt uns freilich gleichgültig. So stark aber befängt uns Weihe, daß das äußerliche Ende nicht abkühlt. Wir verlassen die Stätte wie nach einem angstvoll schweren und doch wundervollen Traum.

Den bleiernen Rhythmus des Traumes traf die Aufführung im Theater der Königgrätzerstraße (Regie Rudolf Bernauer) mit merkwürdigem Feingefühl. Die mystischen Szenenbilder im schimmernden Halblicht (entworfen von Svend Gade) und die tiefaufrauschende Musik August Ennas steigerten die Seelen- und Nervenwirkungen der Dichtung lust- und martervoll. Das Martyrium der Kronbraut sprach aus den angstverzerrten und erschöpften Zügen und aus dem leise klagenden Mund der Irene Triesch. Otto Gebühr wird — seine hexenhafte Hebamme verbürgt es — ein sehr eigenartiger Mephisto werden. Paul Wegeners Amtmann, ein gespenstisches Schreckbild, dessen Starre in der Huld des göttlichen Gerichtes schmilzt, ragt bildhaft in der Erinnerung.

Hermann Kienzl



Vom weihnachtlichen Büchertisch

1. Enzyklopädien und Literaturgeschichten

Man darf die äußeren Zeiteinschnitte, wie sie durch charakteristische Zahlen gekennzeichnet werden, nicht überschätzen. Aber ganz entschieden wirkt die etwa in einer Jahrhundertzahl liegende suggestive Kraft sehr stark mit zur Unterstützung des Gefühls, sich auch für das Innenleben in einer neuen Periode zu befinden. Der Umschwung von der durchaus naturalistischen Welteinstellung zu einer erneut von idealistischen Stimmungen beeinflußten, vollzog sich schon im letzten Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts. Aber ganz entschieden hat der Anfang eines solchen neuen Zeitabschnittes dazu beigetragen, diese Entwicklung zu beschleunigen, und zwar hauptsächlich auch dadurch, daß die scharfe Zeitwende zum Anlaß wurde, auf den Gesamtweg das abgelaufenen Jahrhunderts einen Rückblick zu werfen. Man steht aufatmend an einem neuen Wege, der nun ganz Zukunft ist, und während man zuvor am Fin de siècle sich eigentlich immer sagte, es habe keinen Zweck mehr, noch viel zu tun, so hat man jetzt am Anfang eines Jahrhunderts den Vorsatz, in ihm möglichst viel zu leisten.

Da ist es denn natürlich, daß man zunächst genau wissen will, wo man wirklich steht und über welchen Besitz man verfügt. Gewiß liegt ein derartiger Gedanke auch vor allem buchhändlerisch nahe. Aber er wäre sicherlich nicht so fruchtbar geworden und so lebhaft aufgegriffen worden, wenn er nicht von der inneren Stimmung unterstützt oder gar hervorgerufen worden wäre. Und seit der Zeit tauchen nun immer wieder neue Versuche auf, im Gegensatz zu dem jahrzehntelang getriebenen Spezialstudium möglichst weite Gebiete zu umfassen und unter gemeinsamen großen Gesichtspunkten darzustellen. Man könnte sagen, es sei ein neues Verlangen nach Universalität in der Menschheit, nach einer Universalität der Bildung, die wenigstens einigermaßen dem Drang zum Universalen entsprechen würde, den wir in hervorragenden Erscheinungen unseres Gesamtlebens beobachten. Wird doch in allem Möglichen unser Blick über die Grenzen der nationalen Zusammengehörigkeit, so groß diese Reichsverbände geworden sind, hinausgedrängt. Wir sprechen heute nur noch vom Weltverkehr, der noch eine stete Steigerung erfährt, und jene Völker, die nicht rechtzeitig dazu gelangen, Weltpolitik zu treiben, geraten unwiderstehlich in den Hintergrund. Die soziale Frage geht ziemlich gleichmäßig durch alle Länder und zwingt, trotz der verschiedenen Art und Lebensvorbedingung bei den einzelnen Völkern, wesentliche Daseinsfragen gleichartig durchzudenken.

In einer solchen Zeit kann der wirklich in ihr Lebende, sie stark in sich Aufnehmende, sich nicht in ein enges Spezialgebiet einschließen. Und vielfach beobachten wir ja auch erneute Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Wissensgebieten. Die Naturwissenschaft sucht zu philosophischer Weltanschauung zu gelangen, der Philosoph wagt sein Weltgebäude nicht mehr ohne genaue Berücksichtigung unserer Erkenntnisse von der Natur aufzubauen. Selbst in den Künsten sehen wir — vorab bei der Literatur — in dem Versuche, alle Erscheinungen des Lebens, auch die scheinbar fremdesten Gebiete künstlerisch zu bemeistern, ein hierher gehöriges Streben. Die bildende Kunst gewinnt aus naturwissenschaftlichen Erkenntnissen neue Techniken, ja selbst die Musik versucht auf diesem Wege ihre Ausdrucksmittel zu vermehren.

Aber so begreiflich aus dieser Lebensumwandlung heraus, die den einzelnen täglich vor die verschiedensten Fragen stellt, auf die er sich oder anderen Antwort geben müßte, das Verlangen nach einem universalen Wissen ist, so hoffnungslos erscheint das Bemühen, sich diese allgemeine Bildung zu verschaffen. Jeder Tag bringt so viel Neues, daß es einem kaum möglich ist, auf einem Einzelgebiete auch nur einigermaßen schrittzuhalten. Da bleibt denn nichts anderes übrig, als daß der Spezialforscher die Hauptvorbedingungen der allgemeinen Bildung erfüllt, nämlich daß ihm selbst ein Bewußtsein dafür eignet, wie weit diese Allgemeinheit an seiner Spezialforschung Anteil haben kann und muß. Dann ist er der Berufene, aus diesem Gesichtswinkel heraus sein Sondergebiet in einer für diese Allgemeinheit verständlichen Form und einem von ihr zu bewältigenden Umfang darzustellen.

Noch vor einem Vierteljahrhundert hätten die Spezialisten unter den Gelehrten eine solche Zumutung schroff abgelehnt. Der „populäre" Wissenschaftler stand damals bei ihnen in sehr üblem Rufe. Es ist ein Zeichen für den Wandel der Zeit, daß das heute anders ist und daß auch bei uns anerkannte Fachgelehrte einen Stolz darein setzen, das von ihnen bearbeitete Gebiet in gemeinverständlicher Form dem Laien mitteilen zu können. Von diesem Streben legen einige Werke Zeugnis ab, über die ich hier zunächst berichten will.

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Herausgegeben von Dr. D. Sarason. (Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 15 M.) Es tritt hiermit ein Unternehmen ins Leben, das seinen vollen Wert erst dann offenbaren kann, wenn es eine Reihe von Jahren hinter sich haben wird. Denn es wird hier der Versuch unternommen, die Fortschritte des Jahres auf allen Kulturgebieten und in allen Wissenszweigen in einer zusammenfassenden Darstellung vorzutragen, in der von hervorragenden Vertretern ihres Faches alle bedeutenden Geschehnisse charakterisiert, daneben aber auch die latenten Strömungen dargestellt werden. Mehr als ein halbes Hundert von Gelehrten sind dabei am Werke. Die Politik wird vom Standpunkte der verschiedenen Parteien dargestellt. Dann folgen Heer und Flotte, die verschiedenen Rechtsgebiete, die gesamte Sozialpolitik, Frauenbewegung, Erziehungs- und Bildungswesen, Volkswirtschaftslehre, Technik; mit einem Dutzend Unterabteilungen dann Astronomie, die verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächer, Psychologie, die Kulturgeschichte, Literatur, bildende Kunst, Musik und Theater, Philosophie und Religion.

Es wird ja wohl jeder einzelne auf seinem Sondergebiet allerlei Einwendungen zu machen haben, es ist aber entschieden viel wertvoller, daß eine derartig stark persönliche Darstellung gegeben wird, als daß man eine Objektivität angestrebt hätte, die sich auf Datenmaterial hätte beschränken müssen, und auch dann noch vor den Einwirkungen persönlicher Sonderstimmungen nicht frei geblieben wäre. — Ich empfehle das Buch aufs wärmste und wünsche dem Unternehmen guten Fortgang.

Die groß angelegte Enzyklopädie des gleichen Verlages B. G. Teubner in Leipzig, die unter dem Titel „Kultur der Gegenwart" seit einigen Jahren erscheint, rundet sich in ihren beiden ersten Abteilungen, die die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete umfassen,

allmählich zur Vollendung. Von den hier geplanten vierundzwanzig Bänden liegen fünfzehn vor, als letzter in neuer Auflage „Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion". Elf Fachgelehrte sind an dem Bande beteiligt, der in der neuen Auflage eine sehr wesentliche Bereicherung erfahren hat, indem einerseits Franz Cumont die sehr tiefgreifende Frage über den Einfluß der orientalischen Religionen auf die europäische Kultur des Altertums untersucht, andererseits Andreas Heusler eine zusammenfassende Darstellung der altgermanischen Religion gibt. (Geh. 8 *M*, geb. 10 *M*.)

Während dieses Werk schon durch seinen Umfang und die streng wissenschaftliche Haltung nicht eigentlich für die breitere Schicht der Allgemeingebildeten berechnet ist, so hat man diese bei einem neuen Unternehmen im Auge, das auf zwanzig Bände berechnet ist und aus drei zum diesjährigen Feste vorliegenden beurteilt werden kann. Es betitelt sich: Das Weltbild der Gegenwart. Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Jeder Band in der Subskription 6 *M*.) Als Herausgeber zeichnen Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt, zwei für gute Arbeit und große Gesichtspunkte bürgende Namen. Jeder der Bände, die in Abständen von je zwei Monaten erscheinen sollen, wird von einem einzigen Gelehrten bearbeitet. Es liegen bis jetzt vor: Der erste Band „Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde" aus der Feder des Darmstädter Astronomen Meisel. In drei große Abschnitte: Die Grundbegriffe der Astronomie; das Weltall und seine Erforschung; unser Wissen von der Erde, ist der riesige Stoff gegliedert. Der erste Teil ist eigentlich ein populäres Handbuch der Astronomie geworden. Der Verfasser verwertet natürlich die neuesten Forschungen, ist aber von jener echten Bescheidenheit erfüllt, die gerade auf diesem Gebiete ziemt, und redet uns nicht ein, Endgültiges bieten zu können. — Der sechste Band des Unternehmens: „Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II." ist von Wilhelm von Massow bearbeitet, dem bekannten Reichsparteiler. Er macht aus seinem politischen Standpunkt keinen Hehl, man wird ihm aber zugestehen müssen, daß er gerade dadurch die freie Stellung und anerkennende Wertung für andere Parteistandpunkte gewonnen hat. Wertvoller ist, daß er nicht nur Politiker, sondern Historiker ist. Wenn man jeden Tag erfährt, wie wenig die ins Leben hereintretende studierende Jugend über das Werden unserer heutigen politischen Verhältnisse Bescheid weiß, so möchte man diesem Bande gerade in diesen Kreisen recht viele Leser wünschen.

Dann liegt noch der siebzehnte Band des Unternehmens vor: „Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert". Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet von Richard M. Meyer. Auch dieser Mitarbeiter ist eine so charakteristische Erscheinung unseres literarischen Lebens, daß mit der Nennung seines Namens eigentlich auch bereits das Buch gekennzeichnet ist. Ich stehe, glaube ich, so ziemlich in allen Empfindungen und Anschauungen auf einem anderen Standpunkte als Meyer, gestehe aber gern ein, daß ich von allen seinen Werken starke Anregungen und positive Bereicherung erfahren habe; und wenn mir die oft auf geistreiche Antithesen zielende und eine Menge Abliegendes verarbeitende Art des Verfassers durchaus nicht zusagt, so ist doch seine ungemeine Lebendigkeit auf der anderen Seite ein starker Wert. Vor der Belesenheit dieses Literarhistorikers kann man nur die höchste Achtung hegen.

Wenn das groß angelegte Unternehmen in der angekündigten raschen Weise vollendet wird, so gewinnen wir mit ihm eine außerordentlich wertvolle Bereicherung der Standbibliothek des gebildeten Hauses.

Vollendet wurde in diesem Jahre auch die „Geschichte der Weltliteratur" von Karl Busse. (Leipzig, Velhagen & Klasing.) Der zweite Band zeigt in erhöhtem Maße die Vorzüge des ersten, da die neueren Literaturen dem Verfasser näher liegen, als

die alten. Es ist sehr viel Schönes und Anregendes in dem Buche. Freilich wird man auch kaum eine einzige Seite ohne irgendeine Verärgerung lesen können und die „Flottheit“ manchmal verwünschen. Schlimm ist, daß dem Verfasser eine wirklich große geschichtliche Sehweise und tiefer schürfende philosophische Denkart abgeht. Aber im rein Ästhetischen bietet sein bildnerisch sehr reich ausgestattetes Buch sehr viel Schönes.

Auch eine neue „Geschichte der Weltliteratur“ liegt vor in einem Bande von Paul Wiegler. (Berlin, Ullstein & Co.; 5 M.) Das heißt, die deutsche Literatur ist dabei ausgeschlossen. Ein belesener Mann von gutem Geschmack führt uns hier rasch durch die Jahrhunderte zu den Völkern, die gerade dem in Betracht kommenden Zeitalter den literarischen Charakter gegeben haben. Das Buch ist vor allen Dingen für eine erste Orientierung um so wertvoller, als es seiner ganzen Art nach nicht ein Nachschlagewerk, sondern ein Lesebuch ist und sich auch gefällig liest.

Otto Hauser, dessen wissensreiche Geschichte der Weltliteratur im Bibliographischen Institut erschienen ist und bis jetzt doch wohl das beste Nachschlagewerk dieser Art darstellt, hat die Veröffentlichungen der Pädagogischen Literaturgesellschaft „Neue Bahnen“ um zwei Bände bereichert: „Der Roman des Auslandes seit 1800“ und „Das Drama des Auslandes seit 1800“. (Leipzig, R. Voigtländer. Geh. 2 M, geb. 2,60 M.) Das ist jeweils eine sehr gedrängte Zusammenfassung eines außerordentlich reichen Materials und als gut unterrichtender Überblick herzlich willkommen. Nur wenn man so im Stoff zu Hause ist, kann man mit der Aufzählung so viel charakterisierendes Urteil verbinden, wie es Hauser hier gelungen ist. Bedauert habe ich, daß er darauf verzichtet hat, jedem der Bände ein Verzeichnis der besten deutschen Übersetzungen beizugeben.

Rechtzeitig fertig geworden ist auch die neue zweite Auflage der „Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ von Hermann Suchier und Ad. Birch-Hirschfeld. (Zwei Bände in Halbleder geb. je 10 M. Leipzig, Bibliographisches Institut.) Die Serie dieser Literaturgeschichten ist allgemein bekannt. Es sind streng wissenschaftliche Darstellungen, aber in einer Form vorgetragen, die auch dem Laien die genußreiche Lektüre ermöglicht. Die reiche Illustration der Bücher ist ersten Ranges; die Literaturnachweise reichen für weitgehendes Studium aus. Von der Neuauflage hat vor allem die neuzeitliche französische Literatur den Vorteil, die ausführlicher behandelt ist als früher und eine ausreichende Charakterisierung aller Richtungen und Bestrebungen bis auf die unmittelbare Gegenwart gibt, während sie auf ein bloßes Aufzählen möglichst zahlreicher Namen mit Recht verzichtet.

Eine sehr umfangreiche Geschichte der deutschen Literatur unter dem Titel „Epochen der deutschen Literatur“ beginnt im Verlage der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart zu erscheinen. Mir liegt der erste Band vor: „Die deutsche Dichtung im Mittelalter“ von Wolfgang Golther. (Geh. 6,75 M.) Der Verfasser hat schon früher im Anschluß an die Kürschnersche Nationalliteratur diesen Zeitabschnitt der deutschen Literatur bearbeitet und seither eine große Zahl einschlägiger Studien veröffentlicht, von denen ich in diesem Zusammenhange empfehlend auf die „Studien zur deutschen Sage und Dichtung“ (Leipzig, Xenien-Verlag. Geh. 6 M, geb. 7,50 M) hinweise. Golther, der einer der bekanntesten Gelehrten im Kreise der Wagnerianer ist, beherrscht vor allen Dingen das gesamte Sagengebiet des Mittelalters außerordentlich und hat schon infolgedessen über die Stoffwelt der mittelalterlichen Dichtung viel Eigenes zu sagen. Außerdem aber sieht er die Literatur stets als Ausschnitt und Ausdruck der Gesamtkultur. Seine Darstellung reicht von den ersten Anfängen bis um 1500, wo der Humanismus zum zweiten, ja im Grunde zum dritten Male die Überlieferung der deutschen Literatur zerreißt. Die Darstellung ist flüssig und eint das Geschichtliche sehr gut der ästhetischen Würdigung der einzelnen Werke.

2. Klassiker, Neudrucke und Verwandtes

Es ist beim Verlagsbuchhandel noch kein Nachlassen in der entschieden übertriebenen Tätigkeit für neue Klassikerausgaben und allerlei Neudrucke älterer Literaturwerke zu bemerken. Die breite Leserschaft hat ja schließlich den Vorteil davon, denn was heute bei noch immer steigender Billigkeit an Güte der Ausstattung und im Aufwand wissenschaftlicher Herausgebertätigkeit geleistet wird, verdient an sich höchste Anerkennung. Aber ich bedauere doch sehr, daß sich diese Tätigkeit, dieser Unternehmungsgeist nicht besser organisieren läßt. Immer noch und immer wieder haben wir hier die Verdopplung, ja Verdreifachung der Geschehnisse, und infolgedessen wird sehr vieles nicht getan, was recht wünschenswert wäre. Manche wertvolle Schriftsteller, auch solche, die „frei" sind, kann man sich nur schwer und in unzulänglichen Ausgaben beschaffen, während von anderen, für die längst im Übermaß gesorgt ist, immer wieder neue auf den Markt gebracht werden. Noch viel auffälliger tritt dieser Übelstand auf dem Gebiete der Übersetzung zutage. Wer sich viel mit ausländischer Literatur beschäftigt, weiß, wie rasch einen hier die vielgerühmte deutsche Übersetzertätigkeit im Stiche läßt, und wenn man dann sieht, wieviel Mühe und gutes Können auf die erneute Verdeutschung längst erworbenen Gutes verwendet wird, so kann man auch hier nur von einer üblen Verschwendung und schädlichen Planlosigkeit sprechen.

Gerade derartige Erscheinungen eignen sich als dauernde Bibliothekswerke gut zu Weihnachtsgeschenken. Aber was ich im folgenden aufzähle, ist nur ein kleiner Bruchteil des Vorhandenen. Einmal sind wir an das uns zur Begutachtung Gereichte gebunden, andererseits aber haben wir im Laufe des Jahres in den im Anzeigenteil jedes Türmerheftes enthaltenen Besprechungen eine große Zahl hierher gehöriger Veröffentlichungen besprochen. Der Leser möge also das dort Gesagte zur Ergänzung der hier gegebenen Übersicht heranziehen.

Es bleibt immer wertvoll, an den Quellen des Volkstums zu trinken. So stelle ich auch hier an die Spitze einige Veröffentlichungen alten literarischen Volksgutes, um so lieber, als sie dazu angetan sind, bislang recht vernachlässigte Gebiete unserer Literatur dem heutigen gebildeten Leserkreise nahezubringen.

Ein großes Verdienst erwirbt sich in dieser Hinsicht der Verlag Eugen Diederichs in Jena durch einige groß angelegte Sammlungen, denen vom Standpunkte des Schenkens nachzurühmen ist, daß die goldenen Früchte in goldener Schale dargeboten werden. Den umfassendsten Plan erfüllen die von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert herausgegebenen „Märchen der Weltliteratur". Im ganzen sind in den drei Abteilungen Volksmärchen, Kunstmärchen, Orient und primitive Völker über dreißig Bände geplant. Jeder kostet in ganz vollendeter buchtechnischer Ausstattung kartonniert 3 *M*, in Leder gebunden 5.50 *M*. Bis jetzt liegen fünf Bände vor, zu denen bis Weihnachten noch mehrere hinzukommen sollen. Von diesen fünf Bänden gehören 1 und 2 den „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus, der allmählich wieder zu höherer Schätzung gelangt, die in der guten Einführung von Zaunert trefflich begründet wird. Den Bänden sind die köstlichen Bilder Ludwig Richters beigegeben. Band 3 und 4 enthalten die „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" in einer neuen Anordnung, die sich aus der Einführung Fr. von der Leyens ergibt. Diese Einleitung gehört zum Wertvollsten, was überhaupt über Märchen geschrieben worden ist. Der 5. Band bringt dann Neuland: „Deutsche Märchen seit Grimm". Paul Zaunert hat aus den zahlreichen wissenschaftlichen oder eng begrenzten Veröffentlichungen, die seit einem Jahrhundert auf diesem Gebiete erschienen sind, das Wertvollste herausgelesen und zum Teil mit kundiger Hand neu aufgebaut. Das ist etwas für unsere Mütter, die nun endlich den Hunger ihrer Kleinen nach neuen Märchen mit goldenem Volksgut stillen können. Ein gleichwertiger Band „Plattdeutsche Märchen" wird noch rechtzeitig vor dem Feste erscheinen.

Dem Goldschmuck vergleichbar, der aus altgermanischen Heldengrüften zutage gefördert wird, sind die literarischen Edelgüter, die in der Sammlung „Thule. Altnordische Dichtung und Prosa“ (Eugen Diederichs, Jena) dargeboten werden. Das germanische Schrifttum hat nichts gleich Ursprüngliches, so durchaus Germanisches, wie diese isländischen Sagas, deren Menschen so selbstverständlich aus dem Alltag ins Heroische wachsen, wie die Eiche aus der kümmerlichen Eichel zum Jahrhunderte überdauernden Waldriesen, in denen Humor und Tragik mit der Notwendigkeit des Lebens sich einen. Als neuester (sechster) Band des von Felix Niedner betreuten Unternehmens ist „Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ (geh. 4 M, geb. 5.50 M) in einer Übertragung von Rudolf Meißner erschienen. Das ist die Geschichte einer Bauernfamilie durch acht Geschlechter (etwa von 850 bis 1075). Es ist nichts Überschwengliches in dem Urteil, daß in der gesamten Erzählerliteratur der Welt nicht alle zehn Jahre ein Buch erscheint, das an Stärke eines packenden Geschehens und in der Fülle lebenstrotzender Gestalten mit diesen altisländischen Sagas zu vergleichen ist. Es ist eine Ehrenschuld unseres Volkes, diesem literarischen Unternehmen zum Erfolg zu verhelfen.

Nur ganz kurz hinweisen will ich auf die von Dr. Richard Benz herausgegebene Sammlung „Die Deutschen Volksbücher“. (Jena, Eugen Diederichs.) Die bedeutsamen literaturgeschichtlichen Gesichtspunkte, die der Herausgeber in einer besonderen Schrift aufstellt, erheischen eine eingehendere Beleuchtung. Man darf wohl sagen, daß der neue Herausgeber das von Josef Görres erschaute Ideal verwirklicht und die deutsche erzählende Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts für den heutigen Leser „gerettet“ hat. Fünf Bände in schönster Ausstattung liegen vor: „Die sieben weisen Meister“, „Historie von D. Johann Fausten“, „Tristan und Isalde“, „Till Eulenspiegel“, „Fortunati Glücksseckel und Wunschhütlein“. (Die vier ersten kosten je 3 M, der letzte 4 M.)

Für die weitesten Kreise der deutschen Leserwelt eine Überraschung, und zwar erfreulichster Art, bringt ein stattlicher Band: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen von Paul von Winterfeld. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Reich. (München, C. H. Becksche Verlagshandlung; kart. 8,50 M, Halbpergament 11 M.) Daß unsere deutsche Poesie, nachdem sie eben erst im neuen Hause des Christentums laufen gelernt hatte, vom kaum begreiflichen Geschick der Fremdsprachigkeit ereilt wurde, weiß jeder aus der Literaturgeschichte. Aber die meisten meinen, das müsse nun eine recht tote Poesie sein. Des Ekkehard „Waltharius“ gilt als Ausnahme. Wie köstbar lebendig das Deutschtum in dieser Klosterpoesie, im Sang der Fahrenden und der Frühpoesie des Rittertums ist, wußte bislang nur der Fachmann. Ja, nicht einmal er; denn auch ihm verhüllte die lateinische Maskerade zu viel das urdeutsche Gesicht. Jetzt hat die Not ein Ende. Dieses Buch ist ein ganz köstlicher Schatz, doppelt wertvoll, weil er uns so unvermutet kommt.

Und noch ein anderes Gebiet unserer älteren Literatur wird einem breiteren Publikum erschlossen. Die „Altdeutschen Novellen“, nach dem Mittelhochdeutschen von Leo Greiner (Berlin, Erich Reiß, 2 Bände geb. 9 M), bringen eine Umgießung in Prosa von fast einem halben Hundert jener Verserzählungen der spätmittelalterlichen Kleinepik, für die das Versgewand schon ursprünglich eine Fessel der Etikette war. Da die Geschichten in einer Zeit entstanden, in der sie nicht gelesen, sondern vorgetragen wurden, entsprach der Vers der üblichen, vom altdeutschen Heldengesang, von der Spielmannsdichtung und höfischen Epik überkommenen Art der Mitteilung. Mag man aber nun auch zugeben, daß einzelne dieser Erzähler die Form meisterhaft handhabten, so entspricht diese doch nur selten dem durchaus novellistischen Charakter der Stücke. Freilich muß man auch den Begriff der Novelle nun dehnen zur breiteren Erzählung wie zur schlankeren Anekdote. Die Stücke selbst sind durchweg wertvoll und manche der großen Stoffe der Weltliteratur begegnen

uns hier in ursprünglicher Gestalt. Greiners Nacherzählung ist schlicht, sachlich und von starker sprachlicher Kraft.

Weniger vermag ich mich über die „nachdichtende freie Übertragung einer nach ästhetischen Gesichtspunkten“ getroffenen Auswahl zu befreunden, in der Dr. phil. Gerhard Adrian „Das Nibelungenlied in moderner Form“ darbietet. (Lichtenrade-Berlin, Friedrich Ruhland. Geh. 3 *M*, geb. 4 *M*.) Darüber dürfte kaum ein Zweifel sein, daß unser altes Nibelungenlied nicht als Ganzes der heutigen Leserwelt nahezubringen ist. Wir haben ja auch sehr verdiente Versuche in der Richtung; ich benutze gern die Gelegenheit, auch hier auf den nach meiner Ansicht bestgelungenen von Dr. H. Kamp (Berlin 1909) hinzuweisen. Aber andererseits darf die Erneuerung nicht soweit gehen, daß sie dem alten Gebilde gerade das Altertümliche raubt. Mit diesem steht und fällt der Stoff, so wie er im Nibelungenlied erfaßt und gestaltet ist. Will man so erneuern, so muß man eben auch das Ganze neu erfassen. Auch das ist ja oft genug und in bedeutsamster Weise geschehen. Aber alte Dichtungen dürfen nicht zu glatt eingehen, sonst bekommt eine moderne Erneuerung etwas verzweifelt Ähnliches mit den Burgenbauten eines Bodo Ebhardt. — Meinem rhythmischen Gefühl unbegreiflich ist es, wie man die geradezu wunderbare Schwere des letzten Halbverses der Nibelungenstrophe mit seinen vier Hebungen preisgeben kann, weil er „wie ein Hemmschuh, ja wie ein Knüttel, der dem Leser bei jedem zweiten Schritt zwischen die Füße geworfen wird“, empfunden werde.

In diesem Zusammenhange will ich darauf hinweisen, daß von Wilhelm Jordans „Nibelunge“ die Sigfred-Sage in der siebzehnten Auflage als Volksausgabe erschienen ist. (Frankfurt, Moritz Diesterweg.) Wenn man so fast unmittelbar hintereinander das mittelalterliche Epos und diese neudeutsche Umdichtung der Sage liest, so erscheint — wenigstens meinem Gefühl — das neue Werk viel veralteter. Da ist doch sehr viel Prosa und gar viel lediglich gedacht, nicht erschaut. Auch die Form des Stabreims, mit der einst Jordan als Rhapsode starken Eindruck machte, vermag beim Lesen nicht auf uns zu wirken. In der scharfen Betonung des Deklamators oft sehr eindringlich, entgeht sie dem still lesenden Auge, und ganze Seiten lösen sich wie von selbst in eine nur zuweilen etwas gekünstelt wirkende Prosaerzählung auf. Andererseits liegt in dieser Tatsache vielleicht ein Vorteil, wenigstens in der Richtung, daß sich der heutige Leser eher zum Bewältiger eines so umfangreichen Buches macht, während er vor dem auch formal als solches gekennzeichneten Epos eine unüberwindliche Scheu hat. In der Tat wünsche ich, zumal unter der erwachsenden Jugend, der Jordanschen Dichtung recht viele Leser. Sie bleibt ein sehr bedeutsamer Versuch, dieses gewaltige Sagengebäude neu zu errichten. —

In kostbarer Druckanordnung auf altertümlich grauem Hadernpapier liegt mir aus der Sammlung der Drugulindrucke (so genannt nach der Druckerei) des Verlages Kurt Wolff in Leipzig eine neue zweibändige Ausgabe der „Oden“ Friedrich Gottlieb Klopstocks vor. (Geh. *M* 7.50, geb. 10 *M*, in Leder 20 *M*.) Es ist ja ohne weiteres zuzugeben, daß der Hymniker Klopstock mit manchen Richtungen unserer neuesten Lyrik vielerlei Verwandtschaft zeigt, und man dürfte annehmen, daß für seine Oden heute wieder mehr Gehör und Gefühl vorhanden seien, als seit etwa einem Jahrhundert. Für jene Leute, deren inneres Empfinden von der Außenerscheinung der Dinge stark beeinflußt wird, dürfte die vorliegende Ausgabe demnach ein starkes Hilfsmittel auf dem Wege zu Klopstock sein. Mir persönlich würde eine gut gesichtete Auswahl zweckmäßiger erscheinen. Über sechshundert Seiten Oden, das ist nicht die Art, wie man sich einen Lyriker wieder zu eigen macht.

Die große Propyläenausgabe von Goethes Werken aus dem Verlag Georg Müller in München, auf die ich schon oft empfehlend hingewiesen habe, ist inzwischen zum dreiundzwanzigsten Bande gelangt. (Kart. *M* 5.50, in Leinen geb. *M* 6.50 jeder Band.) Die äußeren Vorzüge der Ausgabe nach Druck und Ausstattung halten sich auf der Höhe; ihre innere Bedeutung: daß sie Goethes einzigartiges Wachsen zur geistigen Rundung einen mit-

erleben läßt, tritt mit jedem weiteren Bande überzeugender hervor. Diese Propyläenausgabe wird neben jeder anderen Goethe-Ausgabe dem Besitzer von größtem Werte sein.

In sicherem Fortschreiten ist auch die Ausgabe der Werke Clemens Brentanos im gleichen Verlage begriffen. Zu den sieben vorhandenen Bänden dürften noch vor Weihnachten die Märchenbände hinzukommen. Mit dieser Ausgabe wird Clemens Brentano für den Literaturfreund erst recht zugänglich gemacht. Der überwältigende Reichtum dieses genialsten aller Romantiker ist bis heute selbst unter den Fachleuten nur ganz wenigen aufgegangen.

Die Freude am schönen Buch, so stark sich gerade hier in neuerer Zeit der Snobismus breit macht, bleibt eine der vornehmsten und reinsten. Und sicher kann sich der Reichtum gerade auf diesem Gebiete in besonders geschmackvoller Weise betätigen, überdies aber wertvolle Arbeit unterstützen. Von der günstigen Wirkung, die das eindringliche Bemühen einiger Verleger und Buchkünstler um das schöne deutsche Buch erzielt hat, gewinnt die Buchausstattung überhaupt, und in steigendem Maße erkennt man auch hier, daß es nicht äußerliche Zutat, sondern aus der Sache heraus entwickelte Güte und Tüchtigkeit ist, auf die es vor allem ankommt. Ich halte demnach solche künstlerisch hergestellten Bücher für ganz ausgezeichnete Geschenke und verweise in diesem Jahre besonders auf eine neue Ausgabe des ersten Teils von Goethes „Faust“, die in Druckanordnung und Schrift von F. H. Ehmcke, mit Holzschnitten von Walter Klemm im Einhorn-Verlag zu Dachau erschienen ist (in Leder geb. 20 *M*). Eine saftige, außerordentlich ruhig wirkende deutsche Schrift ergibt dank der geschickten Anordnung der Zeilenanfänge, trotz der ungleichen Länge der Verse, ein schönes kräftiges Seitenbild, das höchstens dort an seiner Geschlossenheit einbüßt, wo zu viele szenische Anordnungen in einer schräg liegenden kleinen Antiqua sich dazwischenschieben. Ganz hervorragend sind die Holzschnitte Walter Klemms, in einzelnen Blättern von monumentaler Wirkung, so gleich das Bild zum Prolog im Himmel und die prachtvolle Weite des Osterspazierganges, wie die Begegnung Fausts mit Gretchen beim Ausgang aus dem Dome. Andere Blätter sind von dämonischer Eindringlichkeit, z. B. der Zweikampf mit Valentin, die Walpurgisnacht und der Nachtritt von Faust und Mephistopheles auf den schwarzen Pferden. Nur die Schülerszene scheint mir verfehlt, da die Technik diese Kleincharakteristik eines Gesichtes nicht hergibt. Im übrigen meistert Walter Klemm jetzt in bewundernswerter Weise diese Art des Holzschnittes, in der aus dem Holz nur weggenommen wird, was auf dem Blatte als Licht erscheinen soll.

Um im Kreise Goethes zu bleiben, sei hier die Neuausgabe der „Gesammelten Briefe“ der Frau Rat Goethe eingeschaltet, mit denen der Verlag von Hesse & Becker in Leipzig die Freunde Goethes, die ja auch alle Freunde der trefflichen Frau Aja sind, erfreut. Der gut gedruckte gebundene Band kostet nur 3 *M*, trotzdem die Briefe Goethes an seine Mutter beigegeben sind. Ein Bild der Frau Rat schmückt den von Ludwig Geiger herausgegebenen und mit den nötigen Anmerkungen versehenen Band.

Der eben erwähnte Verlag von Hesse & Becker hat auch in diesem Jahre eine sehr rege Tätigkeit entfaltet. Mit der Jubiläumszeit im Zusammenhang steht die billige Ausgabe von Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit“ (geb. *M* 2.50), die aus der im gleichen Verlage erschienenen großen Arndt-Ausgabe herausgenommen ist. Dieses gewaltige Buch, unsterblich durch seine männliche Kraft, den unbändigen Freiheitsdrang und die kernhafte Wahrheitsliebe, müßte ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes sein und vor allen Dingen auch unseren Primanern vertraut werden.

Von ganz anderem Charakter, der Sohn eben einer anderen Zeit, ist Johannes Scherr. Aber im inneren Grunde ist er nicht nur ein gleich glühender Freund der Freiheit, sondern auch ein ebenso guter Deutscher, wie Arndt. Über die stets etwas gehetzte Schreibweise Scherrs kann man sich nicht hinwegtäuschen; aber darüber darf man nicht verkennen, daß er, wenn auch nicht immer in formaler, so doch jedenfalls in geistiger Hinsicht, einer der

stärksten deutschen Sprachmeister aller Zeiten ist, und entschieden auch einer der ganz wenigen von großem historischem Gefühl. Er ist einer der seltenen Welthistoriker, die in die innerste Mechanik des Weltgetriebes Einblick gewonnen haben und darum auch Zusammenhänge zu erfühlen vermögen, wo selbst das historische Tatsachenmaterial nicht zureicht. Zum Teil beruht auf diesem Empfinden, das gleichzeitig in die Tiefe wie in die Breite geht, das Auseinandergehen seiner Werke. Wer sich aber erst einmal in den Alten hineingelesen hat, kommt von ihm so leicht nicht wieder los. Und so begrüße ich es mit großer Freude, daß Hesse & Becker jetzt auch den „Blücher" von Johannes Scherr neu herausgegeben haben. In drei Bänden von fast sechzehnhundert Seiten entrollt sich uns dieses gewaltige Zeitbild, das die Jahre 1740 bis 1819 umfaßt und im ersten Band die Revolution in vier Büchern: „Der aufgeklärte Despotismus", „Die Gesellschaft der Rokokozeit", „Freiheit und Sündflut" darstellt; im zweiten Band „Napoleon", wieder vier Bücher: „Konsulat und Kaisertum", „Austerlitz und Jena", „Saragossa bis Wagram", „Sonnenwende"; und im dritten Band „Blücher" den „deutschen Frühling", „Von der Katzbach bis zum Rhein", „Paris", „Wien und Waterloo" großzügig und doch mit überreichem Detail schildert. Auch die Persönlichkeit Blüchers ist bedeutend und weitsehend erfaßt.

Des weiteren bringt uns der Verlag eine wohlfeile Ausgabe der Werke Berthold Auerbachs. (Fünfzehn Teile in vier Leinenbänden 8 ℳ.) Herausgegeben ist sie von Dr. Anton Bettelheim, den einst Auerbach zu einem seiner Testamentsvollstrecker bestimmt hat, und der jetzt in einer warmherzigen und eindringlichen Biographie dem längst verstorbenen Freunde ein schönes Denkmal setzt. Die Ausgabe enthält die sämtlichen Schwarzwälder Dorfgeschichten, dazu den bedeutenden Roman „Auf der Höhe", die romanhafte Biographie Spinozas und in Auswahl „Das Schatzkästlein des Gevattersmannes" und Kalendergeschichten. Man hat vieles gegen Auerbach eingewendet, manches mit Recht, mehr mit Unrecht; ich glaube, so gern man immer wieder zu den Bildern von Knaus zurückkehren wird, wird man auch an Auerbachs Dorfgeschichten Gefallen finden. Vor allem für Volksbibliotheken sei diese Ausgabe empfohlen. Die einfachen Leute bekommen heute so viel Pessimistisches und Aufreizendes über ihren Stand gesagt, daß es ihnen besonders zu gönnen ist, einen Mann zu lesen, der seine Augen gewiß dem Dunkel nicht verschloß, der aber zu Recht beobachtet hatte, daß gerade in die arme Hütte die Sonne gut hereinscheinen kann, wenn nur die Fenster blank geputzt sind. Es wird dann zum Vorteil, daß keine kostbaren dicken Vorhänge dahinter hängen.

Ich schließe gleich noch einige weitere Zeugnisse für die Tätigkeit des genannten Verlages an. Die Sammlung „Vom köstlichen Humor", deren zwei erste Bände ich bereits angezeigt habe, ist um zwei weitere vermehrt worden, die gebunden je ℳ 1.20 kosten und Stücke von Anzengruber, Ertl, Richard Leander, Wilhelm Raabe, Steub, Trinius, Luise Algenstädt, Alfred Bock, Hackländer, Himmelbauer, Rosegger enthalten. Die Büchlein sind so schmuck und geschmeidig, daß man sie auch auf die Reise mitnehmen kann. Es ist überhaupt erfreulich, daß dieser Verlag so emsig die zeitgenössische Literatur pflegt. So erscheint bei ihm auch eine gut gewählte Sammlung neuer Romane zum Preise von 1 ℳ für den gebundenen Band. Und auch an lyrischen und epischen Beiträgen wächst die billige, so hübsch ausgestattete Hessesche Volksbücherei in erfreulichem Maße. Unter den neuesten Bändchen erwähne ich Hans Benzmanns wertvolle Gedichtsammlung „Meine Heide" und Gottfried Kinkels einst vielgelesene und auch heute noch erquickliche rheinische Geschichte „Otto der Schütz". — In zwei stattlichen Bänden liegen dann endlich Selma Lagerlöfs bereits der Weltliteratur angehörige Romane „Gösta Berling" und „Jerusalem" vor (geb. je 3 ℳ). Die Übersetzungen von Pauline Klaiber sind ausgezeichnet.

Aus der „Goldenen Klassiker-Bibliothek", die bei Bong & Co. in Berlin erscheint, haben wir in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Neuerscheinungen zu ver-

melden gehabt, z. B. Ausgaben von Grabbe, Fouque, Immermann. Als neueste Veröffentlichung liegt uns in drei Bänden (geb. 6 M) Karl Gutzkows großer Roman „Die Ritter vom Geiste“ vor, entschieden das bedeutendste Gesamtbild des Berliner geistigen Lebens, das bis heute geschaffen worden ist. Die vorliegende, von Reinhold Gensel besorgte Ausgabe ermöglicht durch ausgezeichnete Anmerkungen auch dem Leser von heute das Mitempfinden aller Beziehungen zu lebenden Personen und Zeitereignissen, die in das Werk mit hineinverarbeitet worden sind. Es ist ja gewiß keine Kleinigkeit, diese Riesenromane des jungen Deutschlands zu lesen; aber man kann ja auch getrost versichern, daß dieser Roman von Gutzkow mehr Geist, Wissen und sogar auch mehr dichterische Gestaltungskraft enthält, als ein Dutzend jener Saisonbücher, von denen „man“ behauptet, daß „man“ sie gelesen haben müsse. Man wage einmal ruhig den Tausch; im nächsten Jahr ist es ja doch gleichgültig, ob man die Saisonbücher gelesen hat oder nicht, während man von diesem Werke Gutzkows eine ganze Masse dauernden Gewinnes, geistiger Anregung und eindringlicher Schilderung einer bedeutsamen Zeit mitnimmt.

Die dritte unserer verbreiteten Klassikerbibliotheken, „Meyers Klassikerausgaben“, ist mit einer neuen Ausgabe von „Hebbels Werken“ in sechs Bänden (geb. 12 M, Leipzig, Bibliographisches Institut) vertreten. Sie ist im Verein mit Fritz Enss und Karl Schaeffer herausgegeben von Franz Zinkernagel und enthält neben den vollständigen poetischen Werken einen Band theoretischer Schriften. Biographie und wissenschaftlicher Kommentar stehen, ebenso wie Druck und Ausstattung, auf der diesen Ausgaben oft nachgerühmten Höhe.

Noch nenne ich in bunter Reihe eine sehr schön gedruckte und mit feinem Verständnis für die meist mißverstandene Persönlichkeit August von Platens eingeleitete Ausgabe seiner „Gedichte“, herausgegeben von Albert H. Rausch (Frankfurt a. M., Schirmer & Muhlau, 4 M). — Dann ist in Martin Mörekes Verlag, München, die „Selbstbiographie des Benvenuto Cellini“ in der Übertragung von Heinrich Conrad erschienen (kart. 3 M). Man braucht nichts gegen Goethes Verdeutschung dieses von Renaissanceblut strotzenden Buches zu sagen, um dennoch anzuerkennen, daß diese Übertragung Conrads wesentlich treuer und vollständiger ist, schon weil die Vorlage, nach der er arbeitete, besser war als die, nach der Goethe seine Übertragung schuf. Jedenfalls wirkt dieses urlebendige Buch in dieser neuen Ausgabe mit hinreißender Gewalt. Und da der Preis so billig bemessen ist, kann man sich ja ruhig diese Ausgabe neben seinen Goethe noch hinstellen.

Als Bekenntnisbuch nicht minder bedeutend, durch die persönliche Größe des Verfassers fast einzig dastehend, sind „Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus“. Die schönste deutsche Ausgabe ist die des Freiherrn von Hertling im Verlage von Herder in Freiburg. Sie kostet dabei in Leder nur 3,80 M.

Sehr wertvoll und, wie man hoffen möchte, eine lange Folge von Übersetzermühen siegreich abschließend, ist die neue Ausgabe von Shakespeares Sonetten, zu der sich als Übersetzer Ludwig Fulda mit unserm glänzendsten Anglisten Alois Brandl als feinsinnigem Erläuterer vereinigt hat. (Stuttgart, J. G. Cotta. Geh. 3 M, geb. 4 M.) Ich glaube wirklich, daß hier nun alles geschehen ist, um auch diese für die tiefere Erkenntnis des Wesens Shakespeares so merkwürdige Aufschlüsse gebenden Dichtungen unserer Literatur einzuverleiben.

Drei wertvolle Gesamtausgaben bereichern auch jene Bücherei, die sich von dem stets im Flusse bleibenden Bestand der Tagesliteratur freihält. Von Franz Michael Felder, dessen sämtliche Werke in vier Bänden durch Hermann Sander im Verlag von Max Hesse zu Leipzig (8 M) herausgegeben wurden, werden viele Deutsche nichts wissen. Und doch steht dieser Mann würdig zwischen Auerbach und Gotthelf, zwar nicht so gewaltig wie der schweizerische Riese, nicht so gewandt wie der Erzähler des Schwarzwaldes, aber diesem überlegen an eigentlich dichterischer Kraft und jenem wahlverwandt durch das Eindringen

in tiefstes Volkstum. Felder (1839—1869) ist der Schilderer des Bregenzer Waldes und des darin in so hoher Eigenart hausenden Volkes. Er ist aber mehr als ein großer Heimatpoet, denn er ist tiefer Menschendarsteller und dazu herangereift durch sein eigenes schweres Erleben, von dem er in einer packenden Selbstbiographie berichtet, die den ersten Band der Gesamtausgabe füllt. Seine beiden großen Romane „Sonderlinge“, „Reich und Arm“ nehmen die beiden folgenden Bände ein; die kleineren Erzählungen und die mannigfachen Aufsätze über Land und Leute und Sozialpolitik füllen den vierten Band. Vor allem der Roman „Sonderlinge“ gehört als Menschendarstellung, aber auch als Schilderung einer eigenartigen Kultur zu den wertvollsten Büchern, die wir aus der Tiefe des Volkes erhalten haben. Felder ist ein Bauer gewesen und geblieben, trotz seiner erfolgreichen Bemühungen um umfassende Bildung.

Kann man sich aus dem frühen Tode Felders und der literarisch ungünstigen Zeit, in der seine Werke erschienen, erklären, daß sein Name so lange nicht in weitere Kreise gedrungen ist, so ist es recht schwer zu ergründen, weshalb auch Joh. Hinrich Fehrs fünfundsiebzig Jahre alt werden mußte, bevor er wirklich bekannt wurde. Daß seine Meisterwerke in der plattdeutschen Mundart geschrieben sind, kann doch in einer Zeit, die Reuter, Groth und Brinkmann anerkannt hat, nicht mehr als rechtes Hindernis gelten. Immerhin hat der Jubiläumsfeuilletonismus auch diesmal seine Schuldigkeit getan; als sein schönstes Ergebnis liegen heute in vier Bänden die „Gesammelten Dichtungen“ von Johann Hinrich Fehrs vor. (Hamburg, Alfred Jansen. Geb. 20 M.) Zu den Hauptwerken des trefflichen Erzählers, dem großen Roman „Maren“ und den kleineren Erzählungen, kommen mehrere neue und überdies zwei Bände, die die auch auf hochdeutschem Sprachgebiet ganz beträchtliche lyrische Ernte dieses durch Humor und Ernst gleich ausgezeichneten Niederdeutschen enthalten. Man fange mit den zum Teil ganz hervorragenden hochdeutschen Stücken an und wende sich dann zu den mundartlichen, denen der Dichter ein ausreichendes Lexikon als „lüt Hölp for den Leser“ angehängt hat.

Ein seit lange gehegter Wunsch erfüllt sich Hunderten der wertvollsten Literaturfreunde mit der Gesamtausgabe der Werke Wilhelm Raabes. Man hatte seinen siebzigsten Geburtstag damit feiern wollen. Damals war die Absicht gescheitert. Und auch zum achtzigsten Geburtstag hätte man den Dichter mit dieser Ausgabe nicht erfreuen können, auch wenn er nicht kurz zuvor von dannen gegangen wäre. Jetzt ist es endlich gelungen, und in achtzehn stattlichen Bänden wird dieses Lebenswerk, dessen ganzen Reichtum und volle Schönheit nur ganz wenige überschauen, als einer der kostbarsten Schätze deutschen Dichtens und Sinnens ins gut deutsche Haus Einzug halten können. Es ist ganz geschickt, daß die Fülle nicht auf einmal über uns hereinbricht, sondern die Ausgabe in drei Abteilungen von je sechs Bänden auf drei Jahre verteilt erscheinen wird. So wird auch der Preis leichter erschwinglich. Jede der Serien kostet gebunden 24 M, in Halbfranz 33 M. (Grunewald-Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Herm. Klemm.)

Die Herausgeber treten in ihrer Tätigkeit gar nicht hervor, obwohl sie, allen voran jedenfalls der treue Wilhelm Brandes, mit der Herstellung eines sauberen, zuverlässigen Textes reichliche Arbeit gehabt haben. Man hat darauf verzichtet, die Werke chronologisch zu ordnen, sondern gibt in jeder Serie gewissermaßen ein Rundbild des ganzen Raabe. Es gilt ja immer noch für ihn zu werben, und es wor so jedenfalls am geschicktesten, die Käufer auch zu Lesern zu machen. Natürlich wird die Ausgabe eröffnet mit der „Chronik der Sperlingsgasse“, dem Erstlingswerke, das leider nur allzu lang für viele Leute den ganzen Raabe darstellte. Es schließt sich an „Der Hungerpastor“, sein bekanntestes Werk, das in unvergeßlichen Gestalten den zwiefachen Hunger malt, der immer in der Welt herrschen wird: die nie befriedigte Gier nach Geld und Gut und den immer beglückenden Hunger nach dem Schönen und Guten. — Der zweite Band bringt den ersten Roman Raabes „Ein

Frühling", der den tiefbohrenden Herzenskünder am Werke zeigt. Es schließt sich dann die erste Sammlung von kleineren Stücken an: „Halb Mär, halb mehr", darin die farbigen Zeitbilder „Der Student von Wittenberg" und „Lorenz Scheibenhart". Im übrigen wird uns hier auch in den ernstesten Stücken „der Weg zum Lachen" gewiesen, wie der Titel bei den übrigen fünf Skizzen lautet, die in ihrer Verschiedenartigkeit die Vielseitigkeit Raabes aufs eindringlichste kennzeichnen. Im dritten Band steht das Bilderbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert: „Der heilige Born", der selber ein Born ist an Erfindungsfülle und Menschengestalten. Die kurze Geschichte „Nach dem großen Kriege" zeigt Raabes Fähigkeit, aus dem Erinnern einzelner Menschen eine vergangene Zeit im Gegenbilde zu der gerade gelebten erstehen zu lassen.

Es folgen im vierten Bande der berühmte Magdeburger Geschichtsroman „Unseres Herrgotts Kanzlei" und die 1862 herausgegebene Sammlung von Novellen und Skizzen „Verworrenes Leben". Mit den „Leuten aus dem Walde" erhalten wir einen der großen Weltanschauungsromane, in denen es Raabe gelingt, Jean Pauls im „Titan" verkündetes Evangelium des Entweder—Oder zwischen Phantasie und nacktem Materialismus in eine Einheit zusammenzubringen, getreu nach dem Leitsatze: „Sieh nach den Sternen, gib acht auf die Gassen!" Vier Erzählungen unter dem Titel „Ferne Stimmen" schließen sich an.

„Drei Federn" bilden das Hauptstück des sechsten Bandes. Wir haben auch hier wieder das Scheitern der rein nüchternen Weltklugheit an der wahren Herzensgüte, nachdem zuvor schon der nur scharfgeistige Verstand dem Innenreichtum eines schauenden Gemütes erliegen mußte. Es folgen dann sieben Geschichten, tatsächlich so mannigfaltig und bunt wie ein „Regenbogen", als den sie der Dichter im Titel bezeichnet.

Wenn man alle Begleitumstände überlegt und das bisherige Schicksal der Werke Raabes, so möchte man sagen, es sei unserem Volke eigentlich noch niemals ein solch überreiches Weihnachtsgeschenk unter den Christbaum gelegt worden, wie mit dieser Gesamtausgabe.

Viel besser, als seinem unerreichten Vorbilde Raabe, ist es Gustav Frenssen ergangen. Da seine Werke alle in einem Verlage vereinigt sind, wird auch eine Gesamtausgabe keine Schwierigkeiten machen. Einstweilen hat es der Fünfzigjährige zu einer Prachtausgabe seines volkstümlichsten Werkes gebracht. „Jörn Uhl" erscheint mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Bernhard Winter (G. Grote, geb. 20 M) und stellt in dieser Form ein ganz prachtvolles Festgeschenk dar. Über das Werk selbst braucht nichts mehr gesagt zu werden; es ist eines von denen, die man nicht nur in ihren Vorzügen, sondern auch in ihren Schwächen liebt, wo also die Kritik am besten schweigt. Als ganz hervorragende Leistung aber muß die illustrierende Tätigkeit Bernhard Winters gefeiert werden. Es gibt in der ganzen Literatur nur sehr wenige Werke, die so durchaus „kongenial" illustriert worden sind. Das alles wirkt unbedingt echt und durchaus wahr empfunden, dabei sind alle Figuren gesund und kräftig, das Landschaftliche von ergreifender Stimmung und tiefster Innigkeit, einige Innenräume von höchster Raumkraft und geradezu nach Farbe drängend. Eine besondere Freude bereitet es dem so ganz an die mechanische Autotypie gewöhnten Auge, wieder einmal peinlich treu gearbeitete und auch in der Technik der persönlichen Note nicht entbehrende Holzschnitte zu sehen. Land und Leute sind so trefflich erfaßt, daß man diesen Bildern außer dem künstlerischen, in der Tat auch einen hohen Wert als Kulturschilderung zusprechen muß. Es ist übrigens auch eine Vorzugsausgabe erschienen, bei der die Holzschnitte auf Japanpapier mit der Handpresse abgezogen sind, während der Text auf holländisches Büttenpapier gedruckt wurde. Diese Ausgabe kostet gebunden 60 M.

Auch von Rudolf Hans Bartschs feiner Novellensammlung „Vom sterbenden Rokoko" ist eine Prachtausgabe erschienen (Leipzig, L. Staackmann; 20 M). Der Band ist in braunes Leder gebunden, auf dem das grüne Titelschild für meinen Geschmack etwas groß

wirkt. Hugo Steiner (Prag) hat als Bildschmuck ein Dutzend Lithographien beigesteuert, die überraschend zart in der Farbe auch jenen etwas morbiden Duft ausströmen, der auch von den Novellen selbst ausgeht und für das Rokoko charakteristisch ist. Schlimm steht es nur mit dem Lesen dieser Prachtausgabe. Die gewählte Antiqua ist an sich schon reichlich spinnig; da man aber um des „geschlossenen Seitenbildes“ willen noch alle Absätze vermieden hat, ermüden die Augen sehr leicht.

Zum Beschluß nenne ich noch eine sehr schöne Ausgabe von Eduard Mörikes köstlichem „Stuttgarter Hutzelmännlein“. Beim niedrigen Preise von 6 ℳ — eine Luxusausgabe kostet 20 — ist dieses Buch auch weniger Bemittelten zugänglich. (München, Holbein-Verlag.) Ich denke, es werden vor allem Schwaben und Kenner (also Freunde) der schwäbischen Landschaft sich als Liebhaber einstellen. Fast vierzig farbige Bilder von Karl Stirner schmücken das Buch. Die zarten Pastelle, das eine oder andere wohl auch in Aquarell, verwerten prächtige Motive aus Stuttgart, Ulm, Blaubeuren, Wolfsschlugen und anderen Orten der schwäbischen Alb. Eine feine Kunst bettet hier das Juwel der Märchenkunst Mörikes in heimatlichen Grund.

3. Kinder- und Jugendschriften.

Nur wenige allgemeine Erwägungen zuvor, sie sind bei der lebhaften Streiterei über diese Frage nicht ganz zu vermeiden. Ich meine, die Eltern lassen sich heute zu viel von den andern „Erziehern“ dreinreden. Das Wort, daß Schule und Elternhaus zusammenwirken müssen, ist sehr schön und durchaus wahr. In der Praxis aber ziehen die Eltern den berufsmäßigen Pädagogen gegenüber leicht den kürzeren. Das wird für die Schulstunden nicht zu ändern sein und schadet auch den Kindern kaum. Um so mehr sollten die Eltern ihr eigenes Wesen daheim durchsetzen. Die Pädagogik des liebenden Herzens ist noch immer die beste.

Gesetzt, ich bin selbst Patriot in dem Sinne, daß ich mich der bestehenden Staatsform freue, daß ich die Betonung der staatserhaltenden Kräfte für wertvoll und notwendig halte, so wäre es charakterlos von mir, meinen Jungen patriotische Bücher deshalb vorzuenthalten, weil irgendein „Prüfungsausschuß“ allen betonten Patriotismus für eine „Tendenz“ und das von ihm erfüllte Buch darum als „unkünstlerisch“ abtut, während der gleiche Prüfungsausschuß ein Buch, das durch einseitige Betonung der Schrecken des Krieges für die Propaganda der „Friedensidee“ arbeitet, zum Teil (wenn auch uneingestandenermaßen) gerade dieser Tendenz wegen für künstlerisch sehr wertvoll erklärt. Auch der klügste Prüfungsausschuß kann nicht mehr, als ehrlich sein. Es ist aber eine Anmaßung, der patriotischen Gesinnung, wie ich sie oben andeutete, die Ehrlichkeit abzustreiten. Dann aber, meine ich, ist es auch nur ehrlich von diesem Vater, wenn er sich eines Buches freut, in dem dieser Patriotismus ehrlich lebt. Ich sage „ehrlich lebt“; die Mache ist überall vom Übel.

Was vom Patriotismus gesagt ist — d. h. dieser Patriotismus heißt bei den Gegnern „Politik“ —, gilt auch von der Religion. Wenn ich als Vater oder Mutter in einem christlichen Glaubensbekenntnisse meinen Lebenshalt habe, so wäre es eine Feigheit von mir und für mein Gewissen ein Verbrechen an meinem Kinde, wenn ich nicht versuchte, ihm die mir so bewährten Lebenswerte auch durch das Kinderbuch zu vermitteln; oder wenn ich ihm gar ein Buch in die Hände gäbe, das diese Weltanschauung untergräbt, lediglich weil es mir als „ästhetisch wertvoll“ empfohlen wird.

Ich glaube nicht an einen reinen Ästhetiker, einen Menschen, der ein Werk lediglich aus ästhetischen Gesichtspunkten heraus wertet, mag er es noch so sehr wollen. Auch unser Geist ist ein Ganzes, in dem alle ihm innewohnenden Kräfte untrennbar miteinander verwachsen. Man kann nicht aus dem ganzen Menschen heraus den Ästhetiker allein durch einen Druckknopf herausschnellen lassen, wie einen Schachtelmann. Jedenfalls wäre solch ein Ästhet

ein durch seine Blutleere gemeingefährliches Wesen, zumal für die Jugend. Denn gerade die Jugend ist noch ein ganzes Gebilde, das instinktmäßig alles ihr Gebotene mit ihrem ganzen Menschsein erfaßt und nicht weise klügelt: Ja, die hier vorgetragene Gesinnung ist mir unsympathisch, aber der Vortrag ist in ästhetischer Hinsicht einwandfrei.

Ich fasse zusammen: wir Eltern wollen uns in diesen Dingen nicht entmündigen lassen. Hören wir die Ratschläge von verschiedenen Seiten an, aber seien wir von vorneherein etwas skeptisch gegen Urteile, die auf Beschlüsse einer Majorität zurückgehen, deren Mitglieder in der Anonymität bleiben. In der Buchkritik — vor allem wo es sich um meine Kinder handelt — verlasse ich mich nur auf Leute, die ich als meine Freunde erprobt habe. Ich meine natürlich Freunde in geistigem Sinne. Ich folge dem Kritiker, den ich aus seinem Gesamtschaffen heraus als mir wertvolle Persönlichkeit schätze; sein Ratschlag ist mir wie der eines erprobten Freundes. Auch dann noch würde ich meinen Kindern bis zu ihrem dreizehnten Jahre nie ein Buch schenken, ohne es zuvor gelesen zu haben. — Wie? keine Zeit! — Du mußt dazu die Zeit haben, und du hast sie auch. Natürlich nicht, wenn du deine Bücher erst zwei Tage vor Weihnachten kaufst. Aber um das Vergnügen, mich mit meinen Kindern über ihre Lektüre unterhalten zu können, würde ich mich niemals betrügen lassen. Am allerwenigsten durch den Popanz: ich habe keine Zeit.

* * *

Dem Verlag von Jos. Scholz in Mainz gebührt hier der Vortritt, nicht nur, weil er seit Jahren das ganze Gebiet der Jugendschriften systematisch mit besten Absichten und vielem Geschick angebaut hat, sondern auch, weil gegen ihn eine für mein Gefühl ungehörige Hetze getrieben wurde, da er sich der andern Meinung eines einflußreichen Prüfungsausschusses nicht löblich unterworfen hat. Es mag nachher im Streit hüben und drüben gefehlt worden sein — das kann und will ich nicht beurteilen —, jedenfalls zeigt der Fall deutlich, wohin der Autoritätsdünkel solcher Ausschüsse sich versteigt. Nun, die Bücher des Verlags sind dadurch nicht schlechter geworden, als früher, wo man sie gelobt hat. Einige der neuen Veröffentlichungen sind sogar sehr gut.

Für die Periode, in der der Mensch seine überlegene Stellung in der Schöpfung am sichtbarsten beweist, indem er das dem berechnenden Verstande der Erwachsenen als „unzerreißbar" Erscheinende mit zarten Patschchen zermürbt, liegen vier Bücher vor: „Aus der Spielstube", Bilder der ersten, dem Blick begegnenden Dinge im Spielzeugcharakter von Emil Heinsdorff (60 ₰). Ich meine, man sollte bei der Zeichnung auf Pappe eine andere vereinfachende Stilisierung wählen, da man nicht dem gleichen Materialzwang unterworfen ist, wie beim hölzernen Spielzeug. Sehr schön sind, trotz etlicher „Kühnheiten" in der Farbe, zwei Bücher von Eugen Oßwald: „Tierbilder" (60 ₰) und „Meine Lieblingstiere" (1,20 ℳ). — Dann wird die böse Rechenkunst zum Spiel. „Wieviel sind's?" heißt die Frage. Arpad Schmidhammer stellt sie gleichzeitig mit der Antwort in Bildern, und Adolf Holst nutzt in seinen Versen die Reimlust der Kinder dazu aus, daß sie die Antwort selber sagen können (2 ℳ).

Ganz ausgezeichnet und dabei mit 50 ₰ für das Heft sehr billig ist die Sammlung „Scholz' künstlerische Volks-Bilderbücher", aus der fünf neue Hefte vorliegen. Auf 16 Seiten starken Papiers sind durchweg acht farbige ganzseitige Bilder und zumeist außerdem noch Textillustrationen untergebracht. Die Grimmschen Märchen „Froschkönig; Brüderchen und Schwesterchen" hat Franz Stassen, „Die Bremer Stadtmusikanten; Hase und Swinegel" Eugen Oßwald illustriert. Einige Schwänke „Münchhausens" erhalten ihre Bilder von Franz Wacik. Köstlich sind die neuen „schlimmen Streiche", die Arpad Schmidhammer in Vers und Bild erzählt, und Johanna Beckmann hat reizvolle, sinnige Silhouetten zu „lieben alten Kinderreimen" geschnitten. Voll ausgelassener Lustigkeit ist Eugen Oßwalds Bilderfolge „Zirkus"

(1 M). Im gleichen großen Breitformat zum billigen Preise von 1 M sind dann noch in der Folge der Märchenbücher „Der gestiefelte Kater“ mit Bildern von Eugen Oßwald, deren karikierenden Humor manche Kinder nicht erfassen werden, und unter den „vaterländischen Bilderbüchern“ „Kaiser Rotbart“, zu dem Franz Staffen eine Reihe von in jedem Betracht prächtigen Bildern geschaffen hat.

In den Büchern des Scholzschen Verlages grüßt uns eine Reihe wohlbekannter Freunde. Das von Wilhelm Kotzde herausgegebene „Deutsche Jugendbuch“ (3 M) erscheint schon im 5. Jahrgang, der Altes und Neues, Prosa und Vers in reichem Wechsel bringt und mit vielen bunten und schwarzen Bildern von Emil Heinsdorff reich geschmückt ist. Die Reihe der „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ ist um vier neue Bücher bereichert worden und damit auf 23 Bände angewachsen (jeder Band 3 M). Wilhelm Lobsien erzählt eine Geschichte aus der Zeit Gustav Wasas „Unter Schwedens Banner“ (Bilder von Staffen), Kurt Geucke gibt in zwei Bänden „Der Steiger vom David-Richtschacht“ und „Die Diamantinsel“ (Bilder von Weingärtner), die mit reichstem Geschehen, packenden Wirklichkeitsschilderungen und lebendigen Phantasiegesichten erfüllte Entwicklungsgeschichte eines Bergmanns zum Großkaufmann. Aus dem Rahmen der Jugendgeschichte wächst in den glänzenderen einer von lachendem Humor und tiefem Sinn erfüllten Dichtung hinein Robert Walters phantastische Geschichte „Münchhausens Wiederkehr“. Diese Bücher, vorab das zuletzt genannte, wird auch jeder Erwachsene mit hohem Genuß lesen.

Wird man mit der Mehrzahl dieser „Volks- und Jugendbücher“ auch Mädchen eine rechte Lesefreude bereiten können, so ist es doch aufs freudigste zu begrüßen, daß jetzt eine besondere Sammlung „Jungmädchen-Bücher“ hinzutritt, von der zum Feste drei Bände vorliegen (je 3 M). Gerade den Mädchen wird so viel Falsches, Geschminktes und Verzerrtes als Lektüre geboten, und niemand braucht mehr Wahrheit, Klarheit und — Lebenspoesie für das wirkliche Leben, als die Frauen. Hier wirken drei bewährte Schriftsteller. Elisabeth von Oertzen schildert im „Goldenen Morgen“ ihre eigene Jugend, damit echtes Landleben und ein mannigfaches ernstes Erleben von Krankheit, Unglück, Krieg. Und dennoch ist's — der goldene Morgen. Charlotte Niese gibt in ihrer „Erika“ die Entwicklung eines anspruchsvollen, verwöhnten Fräuleins zum tüchtigen, in der eigenen Hingabe an ernste Lebensziele glücklichen Weibes. Gustav Falke umstrahlt mit echtem Humor den wunderlichen, lebensuntüchtigen „Herrn Purtaller und seine Tochter“, die als vollweibliche Natur mit angeborener Mütterlichkeit Wirrungen zu lösen und Wärme zu verbreiten versteht. Auch diese Bände sind mit Bildern erster Künstler geschmückt.

Zwei altbewährte Hausgüter der Jugendliteratur liegen in neuer, besonders empfehlenswerter Fassung vor. „Des Freiherrn von Münchhausen Reisen und Abenteuer“, für die Jugend bearbeitet von Franz Hoffmann, haben in Rolf Winkler einen köstlichen Illustrator gefunden, der vierzig Bilder voller Laune und kühner Gestaltung geschaffen hat (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag; 4,50 M). — Eine Prachtausgabe im besten Sinne ist bei Gustav Kiepenheuer in Weimar von den „Erzählungen aus 1001 Nacht“ erschienen. Paul Ernst hat die Auswahl besorgt, die, gut gedruckt, einen wundervollen, auch den anspruchsvollen Kunstfreund entzückenden Schmuck erhalten hat in 24 farbigen Einschaltbildern von Edmund Dulac. Das ist echt märchenhafter Zauber einer zarten Farbigkeit, und der Begriff des Exotischen hat nie einen sympathischeren, auch dem Kindersinn faßlichen Ausdruck gefunden, als hier. Angesichts des Gebotenen ist der Preis von 5 M für den stattlichen Band niedrig bemessen.

Noch lebt nicht nur das alte Märchen, sondern auch die Kraft, neue zu erfinden. Gottwald Weber bewegt sich in seinen Märchen „Aus der Stadtmauerecke“ allerdings in ausgetretenen Geleisen, aber man mag ihm doch gern lauschen; überdies hat der bewährte Paul Hey an dreißig Bilder beigesteuert (Gütersloh, C. Bertelsmann; 4 M). — Viel

tiefer in altem Volksgut schürft Ernst Stemmann, unsern Lesern aus manchem Gedicht bekannt, in „Der König ohne Schlaf und andere seltsame Geschichten" (Stuttgart, K. Thienemann; 4,50 M). Das ist ein echt männliches, kräftiges Gestalten. In August Völcker ist dem Dichter ein wahlverwandter Illustrator erstanden. — Neuartig — das heißt der Band ist der dritte in einer ähnlichen Reihe — sind des Dänen Karl Ewald naturwissenschaftliche Märchen „Vier feine Freunde und andere Geschichten" (Stuttgart, Kosmos; 4,80 M). Ein gründliches Wissen von der Natur ist hier zum tiefen Erleben der Natur geworden. Die Scharfgeistigkeit ist nirgends ätzend, die Tragik des Naturkampfes wird durch Humor verklärt. Ein prachtvolles Buch für alt und jung. Willy Planck hat einen Bildschmuck dazu geschaffen, der in seiner schlagenden Lebendigkeit oft an die Japaner erinnert.

Endlich scheint es auch gelungen, das volkstümlichste Kinderbuch Italiens, C. Collodis „Le Aventure di Pinocchio", für die deutsche Kinderwelt zu erobern. O. J. Bierbaums Versuch war mißlungen, vielleicht weil er zu literarisch angefaßt war. Jetzt hat Anton Grumann die üblen Streiche und endliche Besserung eines lebendig gewordenen Hampelmanns in der „Geschichte vom hölzernen Bengele" gut deutsch erzählt (Freiburg, Herder; 3,30 M). Es gibt kaum ein zweites Buch, in dem so unaufdringlich und lustig „erzogen" wird.

Karl Storck



Verse

Die kritische Suche nach den Neutönern in der Lyrik steigert die Sucht der Neuerer, von denen gar manche nicht einmal alten Hausrat an poetischen Gedanken haben. Ein ergrübelter neuer Ausdruck oder Rhythmus hat Glück bei den Leichtverblüfften, denen die Organe fehlen, den Vers auf das Bedürfnis seines Erzeugers zu prüfen. Gewiß, auch die Lyrik verändert und entwickelt sich in den Zeitaltern. Was aber bloß Form des Zeitgeschmacks ist, welkt mit diesem; den Zeitgeist überdauert der starke persönliche Inhalt eines Gedichts.

* * *

Die bedeutsamste lyrische Frucht des Jahres 1913 ist Ernst Lissauers erzgepanzerter, gewaltig hinrauschender, von allen menschlichen Stimmen der Not, des Hasses, der Sehnsucht und des Jubels bis zum Sprengen erfüllter Zyklus „1813", das dichterische Jahrhundert-Epitaph der Befreiungskriege. — Das mit einem Bild von Ferdinand Hodler geschmückte Buch erschien im Verlag von Eugen Diederichs zu Jena.

Es gilt von 1813 und es gilt von 1913, daß Ernst Lissauer ein Bildner ist, der „die flüssig-dampfende Zeit großgriffig härtete zu kristallener Ewigkeit". Wuchtig und brünstig ist diese Dichtung. Wuchtig wie die Tat, die mit dem Sturze des napoleonischen Kolosses einst die Erde erschütterte, wuchtig wie ein metallenes Riesenmonument; brünstig wie die Erde im Frühling, die nach Gebären lechzt. Eine große Armee schreitet dröhnend, klirrend, knatternd und ratternd, trommelnd, donnernd, schmerzheulend, siegjauchzend durch die Strophen: die immer aus sich selbst wachsende Armee der deutschen Sprache. Sie hat die alten und hat funkelnde neue Waffen. Welch ein Waffenschmied ist Lissauer! Von solchen Mehrern des Reiches der Muttersprache gilt Platens Wort:

„Wenn die sich auch nur dess' bedient, was andre schon erworben,
So stünden wir bei Rammler noch, der längst in Gott verstorben."

Die anderen Armeen, die leibhaftigen Armeen der Freiheitskriege und der Leipziger Völkerschlacht, sind in Lissauers Dichtersprache wahrhaft lebendig geworden. Der Vergleich mit den Kriegsliedern der Arndt, Schenkendorf, Körner liegt nahe; aber er kann nicht entschieden werden. Weil es etwas ganz anderes ist, auf der Höhe eines nachgeborenen Jahrhunderts den Zusammenhang gewaltiger Erscheinungen von ihrem ersten Keimen bis zur Vollendung überblicken, oder, mitten im Dampf und Kampf der Zeit stehend, nur eine, wenn auch eine schmetternde, leuchtende Stimme sein im vieltausendstimmigen Chorus. Zusammengefaßt hat Lissauer die Schmerzensschreie des Vaterlands; die Not der Hungernden und Schmachbedeckten ist ihm zur Symphonie geworden; die Feigheit deutscher Fürsten wird von keiner loyalen Selbsttäuschung, keinem Machtgebot verhüllt; grauenvoller liegen die Blut- und Leichenfelder vor seinem inneren Auge, als die Kombattanten sie durch den roten Nebel ihrer Wut sahen; und noch fürchterlicher, als man sie unter dem blutigen Druck der Fremdherrschaft empfand, erhebt sich vor der Phantasie des Enkels die Größe des Bonaparte. Der Zyklus „1813" ist das Heldenlied eines in Verzweiflung und Begeisterung sich befreienden Volkes. Das Werk eines Poeten zahlt dem Jubeljahre die Schuld des würdigen Gedächtnisses, die ihm die offiziellen Jahrhundertfeste als unvolkstümliche, bestimmten Zwecken dienende Paraden schuldig blieben. Zugleich aber umschlingt der rote Kranz der Dichtung die erschütternde Tragödie des napoleonischen Genies. Und es erhöht sich mit dem sagenhaft ragenden Weltbezwinger der Ruhm der deutschen Inbrunst, die ihn zerschmetterte.

Muß es überhaupt gesagt sein: Es ist ein Frevel an den großen Erhebungen und Bewegungen der Weltgeschichte, daß kurzsichtige Patrioten das ödeste und schlechteste Gereimsel, wenn es nur eine „wackere" Gesinnung hat, mit Gunst bedecken. Je erhabener der Zweck, desto strenger sei der Anspruch. An der historisch, menschlich, künstlerisch würdigen Dichtung Lissauers — würdig des Volkssturmes von 1813 — ging das offizielle Deutschland selbstverständlich vorüber. Selbstverständlich. Denn, so edel der Karat der Verse ist, diese Verse täuschen nicht über die von den Schulbüchern gepriesenen Jämmerlichkeiten. Friedrich Wilhelm III. wird der subaltern gesinnte „Amtmann von Preußen" genannt, und in den „Nachspielen", dem letzten Teil des Zyklus, halten die Geister ein Kyffhäuserfest. Da tritt einer aus Hessen zum Siegesfeuer und spricht:

„Mich dünkt, es spottet der blinkende Gleiß.
Hohngelb eine zuckende Maske grinst:
Wes war die Tat? Wes ist der Gewinnst?
Kartenkönige stachen das Spiel.
In Stuttgart, Hannover, in Kassel, wie glimmern die Krönlein und Thrönlein!
Napoleon fiel,
Doch blieben manch putzige Napoleönlein."

Und ein Mann von Memel tritt vor den Brand:

„Verlöscht die Scheite! Sie feiern Schmach.
Landtagung schwor der König dem Land,
Er brach im Sieg, was er im Kummer versprach."

* * *

„Die Schatten der Dinge", Gedichte von Bruno Frank (Verlag Albert Langen, München) — das ist ein Buch Lyrik, an dem weniger ein neuer Ton, als ein persönliches Verhältnis des Poeten zu Welt und Leben auffällt. Modern ist die epigrammatische Kürze der Gedichte. Wir lieben es nicht mehr, Gefühle breitzutreten, uns von den Wellen der Sprache im Kreis drehen zu lassen. Die Empfindung der Poeten ist keuscher geworden, sie streift im lyrischen Bekenntnis nicht die letzten Schleier ab (was sie übrigens nur konnte, wenn sie nicht tief genug war, vor sich selbst ein Geheimnis zu bleiben); dem einfühlsamen Leser wird das Schlußwort, der Schlußakkord überlassen. — Der junge Stuttgarter Dichter, der sich früher

schon gut bekannt gemacht hat, legte sich nicht nach Zeitmodellen eine Methode zurecht; aber die Zeit formte auch ihn. In aller Knappheit leben sich hier ernste Gedanken aus. Diese Lyrik unterscheidet von der Spruchdichtung, daß in ihr das Gefühl mitschwingt. Ja, nachempfundene Gedanken sind die meisten Frankschen Gedichte. Nur selten (fast nur in den wenigen, sehr ergreifenden Versen an die kranke, an die sterbende, an die tote Geliebte) ist die Empfindung das Primitive. Das Gefühls- und Gedankenleben Bruno Franks harmoniert mit Schopenhauers Weltanschauung. Schon das Motto gemahnt an die „Welt als Wille und Vorstellung“:

„Die wahre Welt in ihrem fremden Licht
Weist ihre Schatten her, sich selber nicht.“

Mit dem, der will und der sich die Dinge vorstellt, vergeht die Welt: „Denn alles, Brüder, ist nur heute wahr.“ Im letzten Gedicht („Der Sterbende am Fenster“) versinkt der Erdenraum in einem brechenden Auge:

„Welt, du meine Welt,
Wenn ein Grab mich hält,
Zog ich in die gleiche Grube dich!
Strauch, der morgen steht,
Wind, der andern weht,
Das sind Märchen, so für dich wie mich.“

Dennoch erschließt sich dieser Egozentrische jeweils der Einsicht in das Beharrende:

„Ich bin heute morgen aus der Stadt gefahren
Ins frühlingsbraune flache Land hinein . .
Da ist noch alles wie vor tausend Jahren,
Ja, anders kann es nie gewesen sein.

Die gleichen Pflüger gehn, die gleichen Pferde,
Hier tut ein jeder, was er immer tat.
Es ist ja auch die gleiche dunkle Erde,
Und sie empfängt die eigne alte Saat.“

Aber wieder drängt sich das subjektive Lebensgefühl vor. Die Hände der Menschen halten sich an einem goldenen Seil, ihm so fest vertrauend,

„Daß Tod in Wahrheit allen Fabel scheint,
Daß Jugend immer frisch zu bleiben meint,
Daß sich ein Mann auf sicherer Höhe sieht,
Daß wollend noch ein Greis die Straße zieht.“

Ein anderes Rettungsseil findet dieser Dichter nicht, dem Trieb und Wunsch das Leben bejahen, während Erkenntnis es verneint. Gerade ihm widerfährt schwerste Daseinserschütterung durch den Tod eines anderen Menschen: der geliebten Frau. Und da rauscht ein Schmerz, der von Tiefen kommt, in die die Philosophie nicht dringt. Er wühlt die Poesie in einem gedankenvollen Herzen auf . . .

* * *

Das Lebensrätsel löst Karl Ernst Knodt in den achtzig Gedichten „Vom Bruder Tod“ (Selbstverlag, Bensheim a. B.) an dem Stab des Glaubens. Schlicht, wie die alten Holzschnitte den Tod bildeten, tritt er aus den sanften Versen Knodts uns entgegen, verklärt von himmlischer Hoffnung. Die reine, innige Melodie hat etwas von dem Klang der tiefen Frömmigkeit bei Mathias Claudius. Doch besitzt Karl Ernst Knodt sein eigen Leben, sein eigen Teil am Lose der sterblichen Kreatur, sein eigen Leiden, seine eigene Liedweise. Heimzu schwillt seine Sehnsucht vom Sterbebette und vom Grabe der Geliebten. Und schon fühlt er sich entrückt:

„Nicht starbst du mir. Es starb die Zeit.
Wir aber leben und wandern weit.“

Dennoch fühlt auch dieser Fromme, der das Sterben heilig, den Tod Freund und Bruder und ihn des Lebens tiefsten Sinn nennt, das Furchtbare der Trennung. „Die Sonne starb", klagt ein Gedicht. „Auch in den Wäldern wohnt kein Frieden", stöhnt es in einem anderen. Und er hütet als kostbarsten Besitz das Leid:

Für mich ist die Tröstung
Ein trostloser Ton."

* * *

Nicht gedankenlos, aber unbedenklich stellt sich Peter Asam zum Leben — in seiner zweiten Sammlung lyrischer Freuden: „Füllhorn sommerlicher Nächte" (Verlag Axel Juncker, Berlin). Auch er kennt das tragische Gefühl, das der Begriff der Ewigkeit im Bewußtsein des Sterblichen auslöst. „Es wird ein Sommer sein, wie sie alle sind", beginnt ein schwermütiges Gedicht — und schildert, wie junge Menschen, mit Küssen auf den Lippen, durch der Wälder Grün ziehen, — und klingt aus:

„Ich aber bin tot, bin toter als die Herme,
Um die im Kreis ihr schlanker Schatten läuft."

Doch auch dieser Dichter findet ein „Leben im Tod". Da stöhnt sterbend ein junger Mensch — und schon feiern in ihm tausend kleine Geschöpfe ein trunkenes Fest —

„Ein Fest des Sieges, Fest der Freude,
Weil sie fette Weideplätze fanden.
Sie fressen, trinken und schlafen,
Erwachen und fressen und trinken
Und gatten sich und vermehren sich
Und freun sich berauscht
Ihrer Weide."

Eine Unsterblichkeit, die dem Individuum mehr Hohn als Trost gibt! Peter Asams Gemüt bleibt übrigens nicht lange den letzten Dingen verfallen. Wohl kennt er die Melancholie des Herbstes, doch noch schäumt ihm die sommerliche Lust, und vor einem Grabe besinnt er sich:

„Der Abend mahnt dich, ihn noch einmal ganz,
Mit allen Sinnen, Duft und Ton und Glanz
Bevor es um dich nachtet, zu genießen."

Eros schenkt Glut und Sehnsucht — und dem Dichter lockende Bilder:

„Eine Nymphe nackt mit weißen Füßen,
Die sich auf den Zehenspitzen heben,
Eine Nympe nackt mit weißen Füßen
In dem Licht- und Schattenspiel der Reben,
Das die schrägen Sonnenstrahlen weben,
Schlürft berauscht der Trauben schwere Süße.
Bienen summen laut, die sie umschweben,
Eine Nympe nackt mit weißen Füßen."

Auch Asam träumt von den nimmer ausgesungenen Inseln der Sehnsucht:

„Inseln ihr, umleuchtet von Korallen!
Immer klingt das Gurren eurer Tauben,
Und in Nächten, da die Sterne fallen,
Schluchzen aus der Tiefe eurer Lauben
Laut und wild die Nachtigallen."

Die Muse Peter Asams ist eine sinnende Frau. Die marmorne Pracht ihrer Glieder ist durchflutet von Blut.

* * *

Aus der Fülle der Frauenlyrik sei das Buch „Gipfel und Gründe“ von Charlotte Francke-Roesing (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig) herausgegriffen, nicht weil etwa diese Gedichte wie ein neuer Tag zu neuen Ufern locken, aber weil sie in Denkweise und Gefühl, auch im Spott mit feingespitztem Mündchen (siehe „Der Teetisch“, Seite 118), so recht freundlich-weiblich sind. Aber es war ein kurioser Einfall der von der Natur ihres Geschlechtes begrenzten Seele, sich einmal auch in das „fremde Leben“ eines irrenden Ritters der Liebe einzudenken! Die „Lieder eines Toren“ beweisen nur, daß keiner über sein eigenes Wesen hinaus kann. Hier wird mit geschickten Versen nachgeahmt, was die Dichterin vom Hörensagen kennt. Wie ganz anders, wie reizvoll echt und wahr mutet dagegen an, was aus ihrem Frauenherzen sprudelt:

„Freund, —
Wo dein Roß nicht huft,
Da reit' ich nicht.
Wo dein Horn nicht ruft,
Da streit' ich nicht.
Was dein Lob nicht adelt,
Das freut mich nicht.
Was dein Mund nicht tadelt,
Das reut mich nicht.
Was dein Haß verdammt,
Danach fass' ich nicht —
Was deine Liebe umflammt,
Davon lass' ich nicht!“

Bei den Frauenrechtlerinnen strenger Observanz wird diese immer noch vom Manne „abhängige“ Dichterin wenig Gnade finden!

* * *

Wir kennen die alten Romanzenkränze. Irene von Schellander geht über ihren Kreisumfang hinaus: sie macht aus einem Balladenkranz einen Roman. Ihr Versebuch „Titanic“ (Xenien-Verlag, Leipzig) stellt in das grausige Fatum der vielen Hundert, die am 15. April 1912 den Wellentod fanden, ein Einzelschicksal. Es ist nicht zu leugnen, daß der Stoff, dem ein noch unvernarbtes Mitleid begegnet, zu aufregenden Schilderungen herausfordert. Mit Geschick drang die Dichterin in tragische Konflikte ein. Daß Männer, ihre Frauen in Rettungsbooten bergend, den Selbsterhaltungstrieb bändigen und sich dem Tode aufsparen, ist ein heroischer Akt; und der Kampf zwischen den in die überfüllten Boote Geretteten und den sich Anklammernden ein dramatischer Konflikt von nicht bloß äußerer Art. Dramatisch und nicht eigentlich balladesk sind Irene von Schellanders Balladen. Für die Kunstform, die sie ansprechen, fehlt ihnen die besondere hypnotische Macht des Verses. Man möchte diese inneren und äußeren Begebenheiten lieber in Prosa lesen, als in Versen, die nur gewandt, nicht eigentümlich sind. Und die Terminologie der Seefahrer, sowie die englischen Sprachbrocken, Atteste der wohlgebildeten Verfasserin, würde man ohne Schmerz missen. Temperament und lebhafte Phantasie sind die Werte des spannenden Buches.

* * *

Ein alter Meister, Karl Woermann, hat sein dichterisches Lebenswerk gesammelt, gesichtet und als „Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte aus fünf Jahrzehnten“ herausgegeben. (Verlag L. Ehlermann, Dresden und Leipzig.) Gedanken- und Formenklarheit ist die Zier der kunstsinnigen Gebilde. Das Chaos, der Mutterschoß einer neuen Welt, bedrohte schwerlich die Jugend des heute siebzigjährigen Dichters. An Geibel, an Platen gemahnt die fehlerlose Plastik seines rhythmischen Gusses. Die schönsten seiner Gedichte sind klare Spiegelungen von Landschaften, und wenige haben so fein gemalt

und so gute Hexameter geschrieben, wie Woermann in den Elegien und Oden aus Neapel. Wir sind ein minder abgeklärtes, ein nach den Geheimnissen und Zwiespälten der Natur forschendes Geschlecht, uns genügt nicht, was endgültig gesagt werden kann, nach dem Unsagbaren ringen wir. In flatternden leisen Tönen suchen wir es zu haschen. Wie die feste Tugend einer anderen Zeit erscheint uns das sichere Können, das sich selbst genug ist. Aber nicht bloß historischen Wert hat das dichterische Lebenswerk Woermanns; es bleibe uns erhalten als wohlgeschliffener Kristall neben den dunkel leuchtenden Erzen. Karl Woermann, der ehemalige Direktor der Dresdener Gemäldegalerie, ist uns wert — nicht bloß als theoretischer Vorkämpfer der immer neuen und freien bildenden Kunst. Er selbst spricht über seinen Dualismus klug und liebenswürdig:

„‚Da hast du's nun! Sie halten dich als Richter
Im Wettbewerb der Künstler für modern;
Doch reden einmal sie von dir als Dichter,
So stellen sie dich zu den alten Herrn!'

Bin ich's denn nicht? Ich sang aus meinem Wesen
Und preis' an andern ihren Schaffensdrang.
Die jungen Dichter braucht' ich nicht zu lesen,
Wenn sie nur sängen, was mir selbst gelang."

Hermann Kienzl



Dreizehnlinden

(Zu Fr. W. Webers 100. Geburtstag)

Am zweiten Weihnachtsfeiertage sind es hundert Jahre her, seit Friedrich Wilhelm Weber, der Schöpfer des „Sanges" von „Dreizehnlinden", im westfälischen Alhausen bei Driburg geboren wurde. Sein Vater, ein Forstmann alten Schlages, ließ, da er seinen Kindern Reichtümer nicht zu hinterlassen hatte, ihnen die beste Erziehung geben, wobei es freilich ohne harte Entbehrungen für die Jungen nicht abging. Nachdem er in Paderborn das Abiturientenexamen bestanden, zog Friedrich Wilhelm Weber zu Fuß nach Greifswald, das ihn wohl wegen seiner im Studentenliede gefeierten Stipendien und Freitische anzog. Er hatte sich als Brotstudium die Medizin erkoren; im Herzen zog es ihn zur Wissenschaft von seines Volkes literarischer und kultureller Vergangenheit, für die bei uns das häßliche Wort Germanistik üblich ist. Den Aufenthalt in Greifswald unterbrach er nur für ein Semester in Breslau, wo er mit Gustav Freytag in enge Berührung kam. Nachdem er 1840 sein Staatsexamen bestanden hatte, ließ er sich in der Heimat als Arzt nieder. Zuvor war er noch mit einem Greifswalder Lehrer nach Italien gereist. Später hat er einen großen Teil Europas auf Fußwanderungen kennen gelernt.

Aber mehr, als alle romanische Herrlichkeit, zog ihn der skandinavische Norden an, den er schon 1836 kennen gelernt hatte. Die weitgehende dichterische Verwandtschaft mit Esaias Tegnér senkt ihre Wurzeln schon in diese Zeit. Sonst hing Weber aufs innigste mit der deutschen Romantik zusammen, und vor der Öffentlichkeit verdiente er sich die literarischen Sporen mit einem satirischen Liederkranz „Liederlust und Liedesleben in Berlin" (1837), der gegen Heine und die „Jungdeutschen" gerichtet war. Nachdem er sich erst seinen Hausstand gegründet, verlief Webers Leben in einfachen Bahnen. Als pflichttreuer Arzt erwarb er sich die Schätzung weiter Kreise, den wackeren Mann schickte der Wahlkreis Warburg-Höxter von 1861 ab über dreißig Jahre ins preußische Abgeordnetenhaus.

Trotzdem Weber schon auf dem wenig literarischen Gymnasium in Paderborn als Verseschmied bekannt war, wußten später nur die nächsten Freunde, daß der stille Westfale ein echter Dichter war und die Stunden, die ihm sein anstrengender Beruf freiließ, mit heiligem Ernst der Muse weihte. Seit 1867 hatte ihm der Freiherr von Haxthausen den echt westfälischen Edelsitz Thienhausen zur Wohnung angewiesen, und nun reifte in siebenjähriger Arbeit die Frucht eines fast fünfzigjährigen inneren Erlebens. Im Herbst 1878 erschien „Dreizehnlinden". Ein halbes Jahr später war eine zweite Auflage nötig, das Jahr darauf verzeichnete bereits die siebente Auflage. Heute gehört dieses Epos mit einer Auflage von über hundertfünfzigtausend Exemplaren und Übersetzungen in die meisten europäischen Sprachen zu den verbreitetsten Büchern unserer Literatur. 1881 erschien ein Band Gedichte, zwei kleinere Liederkreise „Marienblumen" und „Passion" folgten, und im Frühjahr 1892 erschien noch eine kleine epische Dichtung „Goliath". Die knappe Reihe dieser Bücher wurde abgerundet durch einen zweiten Gedichtband „Herbstblätter", der aber erst nach dem am 4. April 1894 erfolgten Tode Webers erschienen ist.

Es setzt eine eigentümliche Natur voraus, wenn einer, der frei ist von Menschenhaß, ja dessen Weltanschauung zu einer freudigen Bejahung des Lebens geführt hat, fast ein Greis wird, bevor er sein erstes Gedichtwerk veröffentlicht. Die zähe und bedächtige Art des westfälischen Sachsen offenbart sich hier wie in der gedrungenen Männlichkeit, in der selbst in der heiteren Stunde strengen Selbstzucht, die das Wesen der Dichtung Webers ausmacht. Es ist beste deutsche Art, sein starkes Fühlen nicht auf die Gasse zu tragen und in herber Keuschheit hinter strenger Miene ein weiches Herz, hinter ruhigem Gesichte stürmische Gedanken zu verbergen.

Webers Natur ist episch. Auch seine lyrischen Gedichte künden nicht liedhaft das eigene Sehnen, sondern schaffen bildhaft ein Erlebnis, das gleich den stärksten Volksliedern von typischer Geltung werden kann. Der Epiker verrät sich auch in der Form, obwohl die vierzeilige Trochäenstrophe, in die der ganze Sang „Dreizehnlinden" gekleidet ist, zunächst eher lyrisch anmutet. Aber ein eigentlicher Lyriker hätte niemals die so verschiedenartigen Bilder und Stimmungen dieses Gedichtes in das gleiche Versmaß gezwungen. In der strengen Zucht der Form hat Weber nur wenige seinesgleichen. Da ist kein Vers, der nicht so lange im Feuer dichterischer Arbeit geschmiedet wäre, bis er im Edelmetall des Wortes und des rhythmischen Tonfalles glänzte.

Schon diese Goldschmiedearbeit würde, wie ja alle sorgfältige Kunstarbeit, dem Werke dauernde Wirkung sichern. Aber auch in seinem Inhalt gehört Webers „Dreizehnlinden" nicht in dieselbe Rangstufe wie die vielen epischen Gänge, die im Gefolge von Redwitz' „Amaranth" und Scheffels „Trompeter" erschienen sind. Auch hier lebt der echte epische Geist. Der westfälische Sachse bietet sein Erleben der eigenen Heimat und ihrer Vergangenheit in der schwersten geistigen Schicksalsstunde. Der Kampf zwischen Franken- und Sachsentum und damit zwischen Christen- und Heidentum gibt die Grundlage der Handlung, die in der Vereinigung des zum Kern des Christentums vorgedrungenen sächsischen Edelings mit der Tochter des fränkischen Gaugrafen gipfelt. Es ist echter Sachsengeist, der hier lebt. Gegen Karl den Großen fällt manch scharfes Wort, und der getreue Zentrumsmann findet nicht nur warme Worte für das altdeutsche Heidentum, sondern auch das harte Urteil gegen äußeres Christentum, und hülle es sich in noch so devote Formen. Auch in dieser Hinsicht spricht in dieser Dichtung ein ganzer Mann, ein wahrer Christ und ein echter Deutscher.

Den materialistischen Zeitgeist hat Weber mit scharfen Pfeilen einer feingeschliffenen Ironie getroffen, und in seinem kleinen Epos „Goliath" hat er einer altmodischen Entsagungsgröße ein erschütterndes Denkmal gesetzt. In einer Zeit, in der gerade die Literatur durchweg einen weibischen Zug hat, ist solch starkes, kernhaftes Mannestum doppelt wertvoll.

Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden" hat aber noch eine andere literaturgeschichtliche Bedeutung. Man kann von seinem Erscheinen an die erneute lebhaftere Anteilnahme

der deutschen Katholiken am deutschen Schrifttum datieren. Ich rechne dazu natürlich nicht die vielen „Sänge", die nun dem erfolgreichen Werke nachgedichtet wurden. Aber einmal erhielten die Katholiken den Beweis, daß auch ein Katholik der Gegenwart bei ausgeprägtester Weltanschauung ein Dichter seines ganzen Volkes sein könne. Denn an dem großen Erfolge von „Dreizehnlinden" war das nichtkatholische Deutschland stark beteiligt. Dann aber wuchs mit dem Erfolge dieses Werkes jenen Katholiken, die keine Kampfgeister in der Art der erfolgreichen Philipp Laicus, Konrad von Bolanden und Sebastian Brunner waren, wieder der Mut und die Lust zum Schaffen. Es ist aber ganz klar, daß das deutsche Schrifttum nicht ohne Schaden dauernd auf die Mitarbeit eines so viele Millionen umfassenden Volksteiles verzichten kann.

Karl Storck



Lese

Liliencrons Himmel

In der katholisch-literarischen Zeitschrift „Über den Wassern" veröffentlicht die Baronin von Krane Briefe, die Detlev von Liliencron in den neunziger Jahren an sie geschrieben hat. Sehr lieb bekennt sie:

„Im christlichen Himmel kann ich mir Freund Detlev nicht recht vorstellen." Aber: „Ich bleibe dabei, der liebe Gott hat auch Welten für Leute wie Detlev, und dort ist er froh und glücklich."

„Wir haben beide nicht das im Leben gehabt, was sich jeder Geldsack kaufen kann, ohne es zu verstehen, und was unsere Künstlerseelen in Verzückung versetzt haben würde. Nun, ich bin's zufrieden, habe ich doch mein Genügen in einer Welt gefunden, die dem armen Detlev zeitlebens fremd blieb. Ich hoffe, durch Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit der Auferstehung zu gelangen und in einem bescheidenen Eckchen des Himmels dereinst glücklich zu werden. Ob ich dann hie und da auch Detlev besuchen darf auf dem Sterne, wo er und seinesgleichen glücklich sind? Ich hoffe es. Es wäre sehr schön."

So reicht sich die Liebe, die von Gott ist, die Hände von Stern zu Stern.

Die verkannten Zeitgenossen

In der Züricher Halbmonatsschrift „Wissen und Leben" führt Ed. Korodi einige hübsche Beispiele dafür an, daß die „Zeitgenossen" von den zünftigen Literarhistorikern verkannt worden sind. So dozierte Wilhelm Schlegel, der Zeitgenosse Goethes und Schillers, im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Berlin: „Was die Poesie betrifft, so habe ich schon öfters geäußert, daß ich das meiste, was die Deutschen in der letzten Periode verehrt haben, für durchaus Null halte!" Und Wielands Sohn hielt bereits im Jahre 1810 seinen Vater nicht mehr für einen Dichter. Gervinus kommt im Schlußkapitel seiner sonst meisterlichen Geschichte der poetischen Nationalliteratur auf das Urteil über die zeitgenössische Dichtung, „daß sie ganz auf dem Wege sei, auf dem in Reformation die Religion ins Wüste und Wilde geriet!" Die Literaturgeschichte von Vilmar sprach nahezu 40 Jahre lang — in den Tagen Mörikes, Kellers, Storms! — von der eigenen Zeit als von „einer Periode der Abnahme der poetischen Kräfte". Kann man es unter solchen Umständen einem Gottfried Keller verdenken, wenn er den Literarhistoriker Kurz, der von der zeitgenössischen Dichtung wenig wissen wollte, ärgerlich einen „Literaturneger" nannte?





Winter · Von Karl Storck

Zu Otto Soltaus Bildern

„Schlechtes Wetter! Hu, wie kalt!" Der Mensch vergräbt sich zur Abwehr in sein Haus. Kaum, daß er zum Fenster hinausschaut, und wenn er es tut, so nur, um die Behaglichkeit des Innenraumes doppelt auszukosten.

„Bei diesem Wetter sollte man keinen Hund vor die Türe schicken!" — Aber einen — — Maler?!!

Die Künstler sind seltsame Käuze. Wenn die Kunst ein Himmelreich auf Erden ist, so gilt auch für dieses das Wort, daß, wer nicht wird wie die Kinder, nicht darin einzugehen vermag. Und wenn er auch nicht gerade wie ein Kind zu bleiben vermag, so etwas vom Buben, vom unreifen Trotzkopf und querköpfigen Leichtfuß muß der Künstler behalten.

Es sind vor allem deutsche Künstler gewesen, die uns langsam die Poesie des schlechten Wetters und die herrliche Schönheit des Winters erobert haben. Nur langsam, Schritt für Schritt. Wer die Galerien durchwandert, sieht in aller älteren Kunst bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hinein fast immer nur heiteren Himmel. Die Wolken, die an ihm stehen, erhöhen noch das Gefühl der Sonnigkeit und des Lichtes und beleben mit phantastischen Formen den Reichtum einer alle Freuden ausatmenden Natur. Blühende Blumen, reich belaubte Bäume, zuweilen auch kühne Formen in Berg und Fels, ein belebender Flußlauf — kurz, auch die Kunst schildert in der Landschaft das glückliche, reiche Leben der Natur.

Viel seltener sind in dieser älteren Kunst schon jene Bilder, die die Schönheit der Natur in ihrem Schrecken schildern — in Sturm und Gewitter —, die also gewissermaßen die Dramatik, auch die Tragik der Natur uns vorführen. Kaum zu finden aber sind Bilder, die uns die Natur bei — brauchen wir einmal die gewohnte Redensart — *schlechtem Wetter* zeigen.

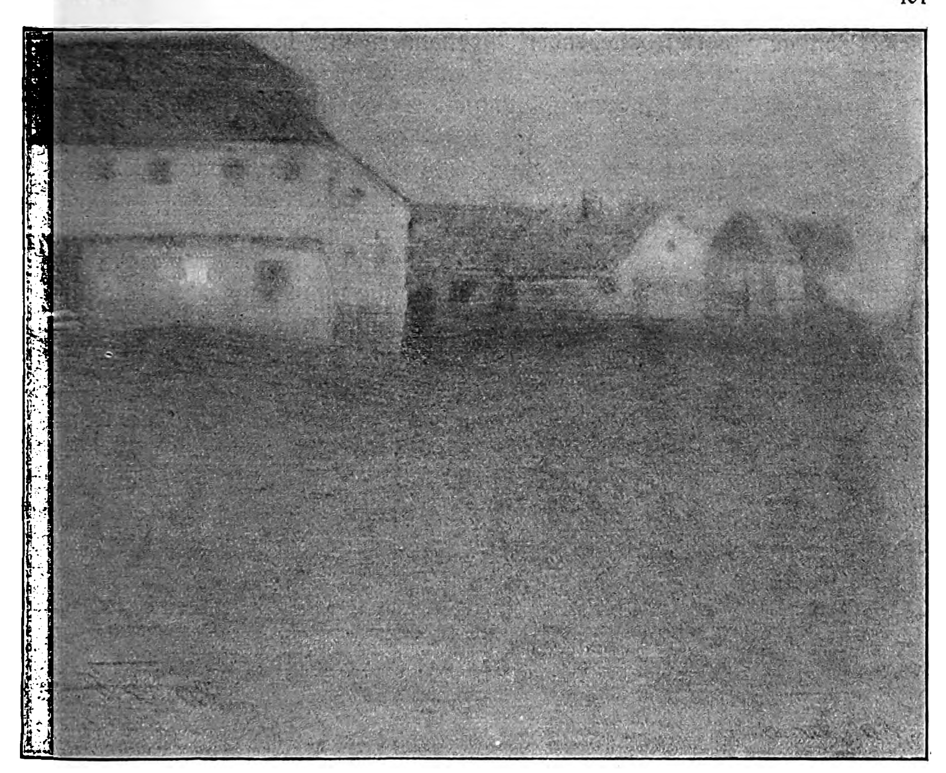
Die Ursachen für diese Erscheinung liegen im Wesen des menschlichen Verhältnisses zur Kunst begründet, und wenn schon die Eroberung der Landschaft für die Kunst ein eigenartiges Kapitel ist, das sich im großen Buche der Kunstgeschichte erst ziemlich weit hinten findet, so steht der Abschnitt vom malerischen

Gewinn des schlechten Wetters nun wieder in der Geschichte der Landschaft ganz zuletzt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nach schönem Wetter sehnt, nach Licht und Sonne, daß ihm das Herz aufgeht, wenn die Natur die beglückende Fülle ihres Besitzes, ihrer Kraft in unendlichem Reichtum erschließt. Es ist doch nur natürlich, daß dann auch die Kunst dieser Sehnsucht Ausdruck leiht, daß sie mit ihren Schöpfungen diese Schönheit der Natur uns in die Stube hineinbannt, damit wir sie zur steten Erbauung und Kräftigung vor Augen haben können.



Aber Kunst ist doch auch stärkster Lebensausdruck, und ein starkes Erleben ist Schönheit. Wenn unser großer Dürer gesagt hat: „Alle Schönheit steckt in der Natur; wer sie kann herausreißen, der hat sie“, so liegt in diesem Satze beschlossen: In aller Natur liegt Schönheit, man muß sie nur herausreißen können.

„Ein trüber Himmel“ (triste coelum) hänge über Germanien, kündete Tacitus seinen Römern. Wie selten sind bei uns ganz helle Tage! Darum genießen wir sie auch wie unverdiente Glücksstunden, und weil bei uns der Frühling erst durch graue Fahnen hindurch sein blaues Band durch die Lüfte flattern läßt, ist



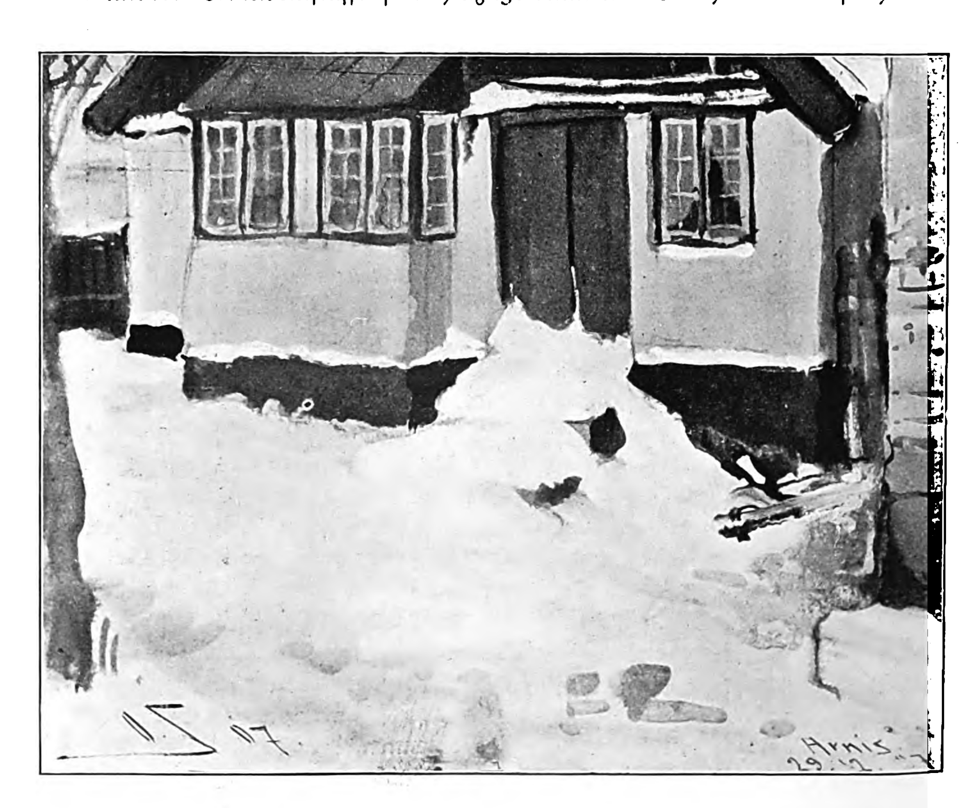
er nirgendwo so schön, wie bei uns, wo ein kalter Winter vorausging, der erst nach wochenlangem Kampf in schmierigen, wolkigen Tagen von dannen zog.

Daß der Maler des Südens nur die Sonne und das Licht malte und die Fülle des Grüns und der Blumen, versteht sich leicht. Der Winter kommt da unten nur als ein flüchtiger launischer Gast hin, auf dessen Kommen man nicht eingerichtet ist, der darum um so schreckhafter und störender wirkt. Aber bei uns?! Wie unendlich zahlreich sind für uns die Freuden des Winters! Selbst darin, daß er uns mehr ins Heim verweist, daß er Tausenden den Zusammenhang mit der Natur verschließt, liegt Freude beschlossen: die Freude am Hause, im traulichen Beisammensein. Indes haben wir uns schon früh auch den Winter in der Natur erobert. Eislauf und Schneeball gehören seit langem zu den Freuden des deutschen Volkes. Aber freilich, so recht hinauszugehen in die winterliche Natur hat man wohl lange nicht gewagt. Die Schrecken waren zu groß, die Gefahren zu dräuend. So ist, was man in der älteren holländischen Kunst an Winterbildern findet, mehr genrehafte Spielerei. In diesen Eisfesten und Eisläufen mit den beschneiten Stadtmauern und kahlen Bäumen ist von des Winters Größe nichts enthalten. Und doch hatte sie einer bereits zuvor erschaut: Peter Breughel (1525—1569), den wir den Bauern-Breughel nennen, der dem Besucher des Hofmuseums in Wien aber als ein urgewaltiger Landschafter erscheint mit seinen in

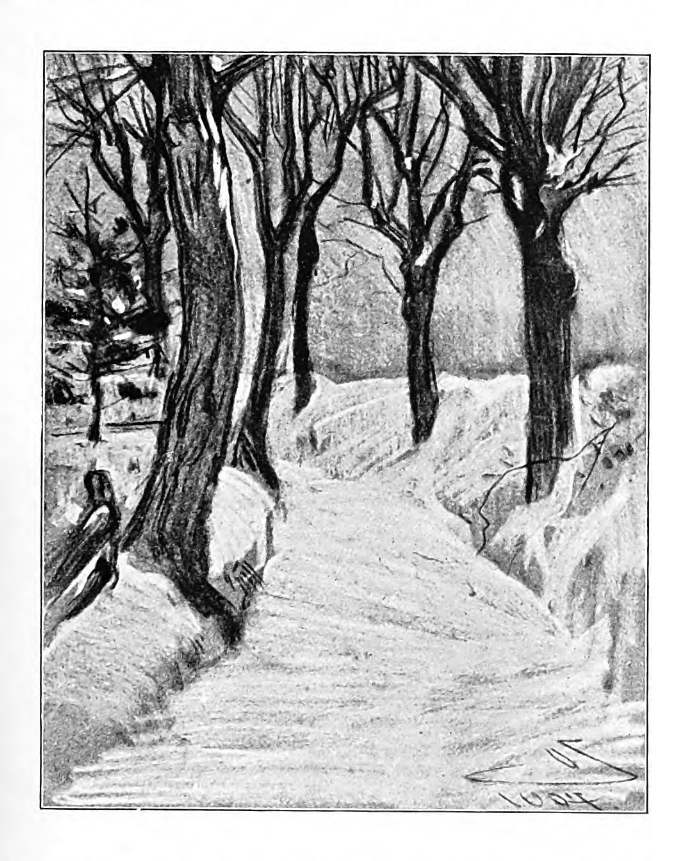
dieser Zeit ganz einzig dastehenden Alpenbildern und der ganz großartigen Erfassung der winterlichen Landschaft in Farbe und Licht, wie wir sie zum Beispiel am „Bethlehemitischen Kindermord“ und an der Landschaft mit den heimkehrenden Jägern bewundern.

Der Niederländer ist hier ohne Nachwirkung geblieben, und erst vom zweiten und dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ab wächst die Zahl der Landschafter, die erkennen, daß die eigenartige Schönheit der deutschen Landschaft gerade darin beruht, daß der Himmel über ihr sich nicht immer blau und heiter spannt, daß Wolken und feuchte Luft, Nebeldünste und Regenschauer einen steten Wechsel von Licht und Farbe bedingen. Und immer heller wird der Blick dafür, daß auch die reiche Seele deutschen Naturerlebens gerade in diesem Verhülltund Verschleiertsein, in diesem erschütternden Wechsel vom üppigen Reichtum des Hochsommers bis zum starren Tod des Winters beruht. Und wie drüben in England schon früh Will Turner (1775—1851) die Phantastik der Nebelwelt erkannte und unermüdlich die nicht zu fassende unbestimmte Schönheit dieses Schwelenden und Schwankenden in seinen Städtebildern darstellte, so hat auch bei uns die Landschaftsmalerei in steigendem Maße das „unschöne“ Wetter für die Kunst erobert und uns die Augen erschlossen für seine Schönheit.

Andere Lebenseinflüsse sind hinzugekommen. Wer hätte eine solche Ent-

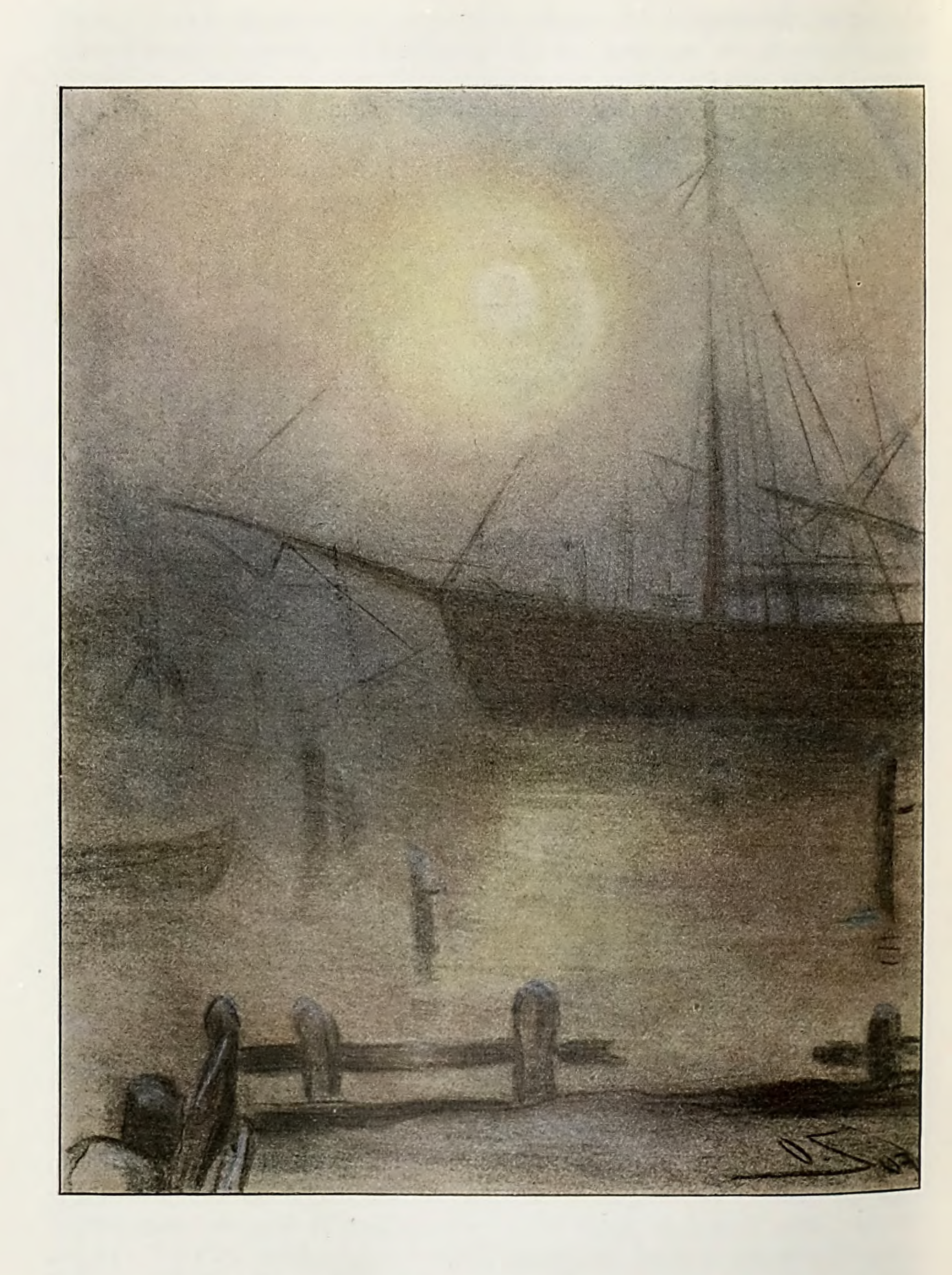


wicklung des Wintersports voraussehen können, die es dahin gebracht hat, daß die Hochgebirgswelt, die noch vor wenigen Jahrzehnten im Winter einfach für unzugänglich galt, jetzt ihre „Wintersaison“ hat, so daß das ganze Empfinden für diese Gebirgswelt gegen früher vielfach geradezu verschoben erscheint. Hier läßt sich feststellen, daß dieser gesteigerte Aufenthalt im tief verschneiten Hochgebirge nicht nur eine große Zahl von Winterbildern hervorgerufen, sondern auch tiefergehende

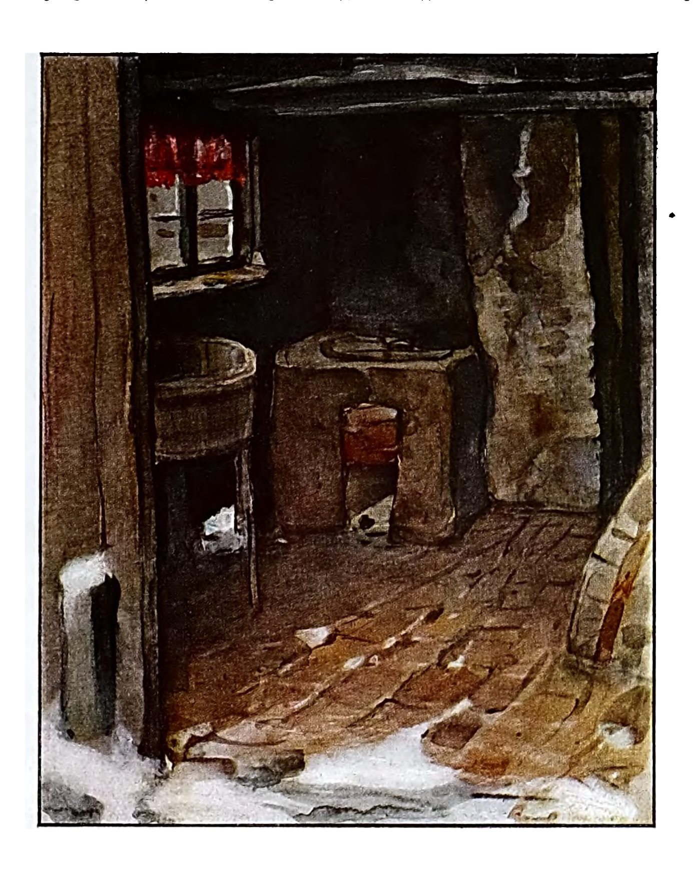


Einflüsse auf die Naturdarstellung ausgeübt hat; denn entschieden liegt hier mit ein Antrieb zu der auf breite Flächen hinarbeitenden (plakatartigen) Malweise, wie wir sie z. B. bei der Münchener Scholle finden. —

Die Bilderfolge, die wir in diesem Hefte unter dem Stichworte „Winter“ unseren Lesern darbieten, soll nun keineswegs die bildhafte Erläuterung zu dem kunstgeschichtlichen Thema „Die Eroberung des Winters für die Landschaftsmalerei“ sein. Dazu hätten wir natürlich Bilder zahlreicher Künstler vorführen müssen. Wir wollen aber auch nicht etwa den Schöpfer unserer Bilder, Otto Soltau, nun hier als „Maler des Winters“ vorstellen. Vom Künstler Otto Soltau soll hier überhaupt nur wenig die Rede sein, weniger weil wir im Türmer schon zwei-



mal (XIII. Jahrg., Heft 5, u. XV., 6) auf ihn hingewiesen haben, als weil die vorgeführten Bilder keine Vorstellung von der künstlerischen Persönlichkeit ihres Malers geben würden. Der Künstler Otto Soltau will etwas ganz anderes. Was er unter „Bild“ versteht, ist so durchaus Phantasieschöpfung des Künstlers, so ganz frei von dem, was er in der Natur als Vorbild sieht, daß diese Abschildereien der Natur, die wir heute zeigen, schier als Gegenbeispiel dessen, was er als Bild bezeichnet, er-



scheinen könnten. Nur insofern sprechen diese Bilder vom Künstler Soltau, als sie eine Ahnung davon geben, mit welchem eindringlichen Bemühen, mit welcher überzeugenden Ausdruckskraft sich dieser Maler mit der Natur beschäftigt, wie er sich in ihrem leidenschaftlichen Studium die Mittel zu eigen macht, nun selbstherrlich gestalten, schöpfen zu können und die Natur zum Ausdrucksmittel seiner Phantasie zu bändigen.

Nein, ich habe diese Naturstudien aus den Hunderten von Blättern, die seine dicken Mappen füllen, herausgegriffen, weil sich mir in ihnen die Natur des norddeutschen Winters mit einer kaum erlebten Frische auszusprechen schien. Wie diese Studien der Natur abgerungen sind, zuweilen so, daß noch jetzt



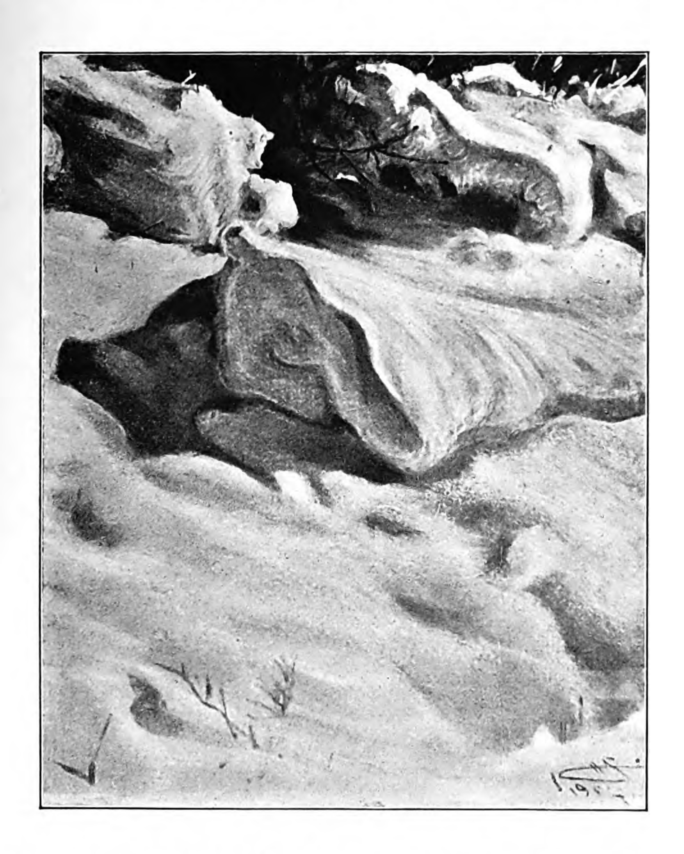
auf den Blättern die Eiskristalle haften, so bannen sie diese winterliche Natur vor den Beschauer zum eigenen starken Erleben.

* * *

Ein trüber Himmel! Was würde der Römer erst gesagt haben, wenn er einen rechten deutschen Nebeltag erlebt hätte, wo es gar keinen Himmel mehr gibt, wo das Gewölk unter lastendem Druck herniederbraut und sich einwühlt in Gassen, Höfe und Häuser! Aber während die Großstadt selbst im lustigsten Sonnenschein etwas Nüchternes behält, weil allzu Klares, Bestimmtes, vom menschlichen Willen Geordnetes, so weckt dieser sonst so tötende Nebel in ihr die Geister der Phantastik und Groteske (Seite 466). Alle Maße sind aufgehoben. Nichts stimmt mehr mit der Erfahrung überein. Die hohen Häuserwände sind versunken, der sonst so kleine elektrische Wagen ragt als riesiger Kasten. Wie Monde hängen die Lampen dieser Wagen unbestimmt in der Luft. In scharfen Kegeln schneiden sich die fahlen Lichtfelder der schwanken Laternen. Menschen, die in diesen Lichtkegel geraten, wachsen riesengroß zu gespenstigen Schatten. Ein Hund überläuft als unheimliches Ungetüm die Straße.

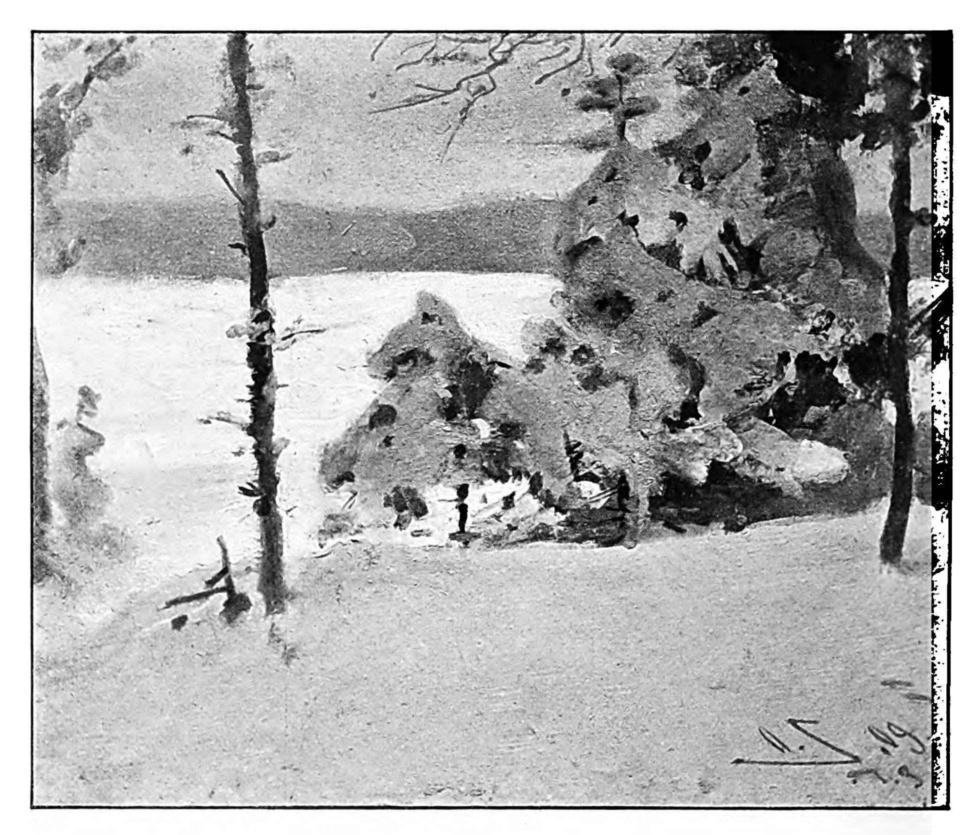
Ein ganz anderes Bild bietet das Dorf im Nebel (Seite 467). Da ist kaum ein spärliches Lichtlein, das wie ein verirrter Farbenfleck wirkt, sonst alles weich in verschwimmendem Grau. Die Häuslein schauern in sich zusammen und scheinen sich in den Boden zu verkriechen.

Den ganzen, gerade in seiner Stille so furchtbaren Schrecken verhängt der Nebel über das Meer (Seite 470). Unser Bild steht noch am Eingang dieser unheilsatten Stunde, wo der Schrecken noch nicht herrscht, sondern erst die geheimnisvolle Macht herannaht. Die Sonne ist zu einer fahlen Scheibe geblichen, die leblos irgendwo durch den Raum hingezogen wird. Gerade der Lichtkern wirkt besonders kalt und tot. Um ihn herum beginnt es farbig zu weben, als liege das



Lebendige in der Feuchtigkeit. Auch hier verlieren sich die Maßstäbe. Wuchtig starren die eingerammten Priele, die man am hellen Tag kaum beachtet, und ins Riesenhafte wächst die nackte Takelage des Seglers. Solch ein Nebel ist die Geburtsstunde der Sage vom Fliegenden Holländer.

Da ist ein rechter Winter doch ein anderer, man möchte fast sagen ehrlicher Gegner, obwohl auch er es auf solch kleinen, abgelegenen Dörfchen schlimm genug treibt, wenn der Schnee unversehens in die Haustüre hineinkriecht (Seite 468). So mancher Schultagmorgen steigt mir da in der Erinnerung auf! Schön war's in der Nacht zuvor im Bett. Ich habe sie immer geliebt, diese Musik des heulenden Sturmes. Aber in sommerlichen Gewitter- und Herbststurmesnächten, da



rauschen die Bäume und die Töne vermengen sich wie fernes Orgelspiel; in der winterlichen Schneenacht jedoch klingt jeder Ton scharf und klar. Die Bäume sind zu schwer, zu vermummt, zu kahl, um Ton zu geben. Nur einige Läden ächzen noch dazwischen, oder ein Tannenstamm stöhnt, als friere ihn ins Mark. Am noch nächtenden Morgen dann, wenn's früh hinausgalt den weiten Schulweg in die Stadt, bekam man die Türe nicht auf. Sie war verquollen, und wich sie endlich der vereinten Kraft von Arm und Bein, so brach mit ihr eine Schneelast in den Flur. Einen Augenblick schauert man zurück, dann tapft man hinaus, — einige Schritte und schon erwacht die Lust, die der gehäufte Schnee unwiderstehlich im gesunden Jungen weckt. Schon saust ein Schneeball einem am Kopf vorbei. Den gilt's zu erwidern. Mit Jagd und Verfolgung kommt man durch den üblen Weg schließlich noch früher ans Ziel, als am hellichten Sommermorgen. Unser Häuschen auf dem Bilde duckt sich unter der Last und trägt sich ganz schief daran. Die Scheiben werden heute den ganzen Tag nicht abtauen. Bald kommt nun Mutter heraus und fegt mit einigen raschen Stößen die Treppe frei. Dann wirft die sonst so Ordentliche den Besen in die Ecke: „Hu, ist das kalt!" und rasch huscht sie hinein an den Ofen.

Ja, so in einer Waschküche braucht einem nicht angst zu sein! (Seite 471.) Da

sieht man das Feuer, und als wohliger Duft wirkt der dampfende Brasen. Heute, wo es draußen so häßlich kalt ist, sieht sie ordentlich anheimelnd aus, auf dem Bilde fast wie ein richtiges „Interieur“.

Was so ein rechter Schnee ist, das freilich erfährt man nur im Freien. Die Landschaft erscheint auf ihre wenigen großen Werte beschränkt (Seite 474). Zwar im Vordergrund vermögen die Bäume noch als Individuen zu wirken; aber auch sie sind so bepackt, als sollten sie eins werden in der Farbe mit der Erde und für den Fernerstehenden auch als Form verschwinden. Ganz hinten steht eine blaßblaue Wand am graubleichen Himmel: das Gebirge. Dazwischen das Feld, glatt, als sei es mit einem weißen Linnen bespannt.

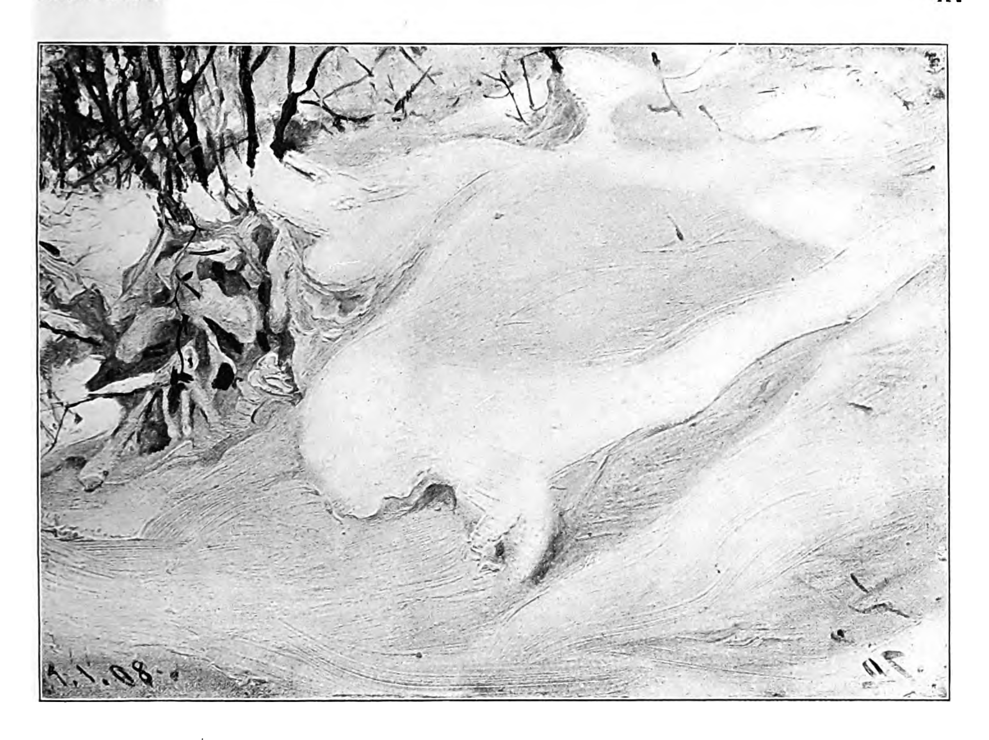
Glatt!? Wie Schnee lebt, seine tausendfältigen Formen und Gestaltungen vermag erst der zu beurteilen, der sich in ihn hineinwagt. Zunächst noch auf dem Wege. Der bringt mit seiner Vertiefung eine gewisse Ordnung hinein (Seite 469), und auch die Bäume wiesen beim Sturm der vergangenen Nacht den Schneemassen die Bahn, so daß es an manchen Stellen aussieht wie ein Furchenfeld. Ja, der Sturm läßt dem Schnee keine Ruh' (Seite 472). Durch die Zwischenräume der Zaunplanken, ja zwischen den einzelnen Stämmen und durch das Geäst der kahlen Hecke hindurch drückt er den Schnee, der nur langsam nachgibt und in zähem Fluß sich vorwärtsschiebt wie ein Gletscherstrom.



Dieselben Formen wie im Gletscherbruch und in den Schneewächten des Hochgebirges zeigt uns der massige Schnee auch hier in der Ebene (Seite 473). Er bricht unter seiner eigenen Last zu seltsam geschwungenen Wülsten, und oft schieben sich die einzelnen Lagen so eigentümlich verknäult durcheinander, daß man denken möchte, ein aufgewühltes Wasser sei plötzlich zur Leblosigkeit erstarrt (Seite 476). Wenn dann Tag um Tag und Woche um Woche der Schnee sich niedersenkt, still, ohne alle Leidenschaft, in unheimlicher Ruhe, und mit jedem Morgen das Bild draußen gleichförmiger wird, alle fremde Farbe verschwindet, alle Eigenmächtigkeiten der Form ausgeglichen werden, da überkriecht einen die unheimliche Angst vor dem Allherrscher, der nun Besitz ergreift von der ganzen Welt, daß ihm keiner entrinnen kann. Die schaurige Ahnung einer kommenden Vereisung der Welt, die im dunkelsten Winkel des Schicksals der Menschheit tückisch lauert, enthüllt ihren lähmenden Schrecken. Wir erleben im kleinen, wie alles dieser Macht erliegen muß. Wie eine leckende Flut schiebt sich (Seite 477) eine Oberschicht des Schnees vorwärts, das bißchen Strauchwerk wird bald von ihr erdrückt, erstickt werden. Dann ist nirgends mehr Leben, dann ist das Bahrtuch über die Welt gebreitet.

Ja, wenn seine Oberhoheit, der Frühling, nicht wäre! Ja, wenn nicht von jeher die tappigen Riesen im Machtgefühl ihres sicheren Besitzes einschliefen, so daß die kleinen Geister der Bewegung eindringen können in ihre umstarrte Feste und Baldur befreien, Baldur, den Gott des Lichtes, den Urquell der Freude und Fruchtbarkeit! Da faucht mit wuchtigem Atem, aber doch mit milder, fast süßer Schwere der Föhn über die Lande. Vom Südland kommt er her, wo, wie hier





starre Kälte, starre Glut herrscht. Lähmend, mit schwerem Atem ist er die Alpenwände heraufgekrochen, dann hat er sich brüllend hinabgestürzt ins nordische Land. Wohl büßt er die Kraft der Glut ein im Hinbrausen über die unendlich weite Ebene; langsamer ist hier sein Werk, als drunten im Alpenbereich, aber zäh schmelzt er Tropfen um Tropfen. Bei den Behausungen der Menschen wird er zuerst Herr, denn die Frühlingssehnsüchtigen helfen ihm. Schon sind die Dächer frei, nur da und dort klebt noch ein Restlein Schnee, um in der nächsten Minute hinunterzuplumpsen in den schmutzig-matschigen Grund, dem man nichts mehr anmerkt von der blendenden Weiße, aus der er stammt (Seite 475). Noch schöner ist's draußen im Feld (Seite 478), da hilft es von drunten mit. Im Schoß der Erde quillt Leben, das an den Tag will, an den Tag muß. Und ob diese Lebensdränger noch so oft dem Frostriesen erliegen, sie müssen doch heraus und sie — siegen. Ich wette, wenn du mit den Fingern im rostbraunen Gras am Wegrain dort herumgräbst, findest du Veilchen- und Gänsefingerkraut (Seite 479), und ganz unten dort am Strauch, der wie eine zerfetzte Zuchtrute aussieht, ganz am Stamm in einer Kute, die das Wasser geleckt hat, duckt sich schon ein helles Schneeglöckchen und lauscht auf die Stunde, da es hinausläuten darf: Der Lenz ist da!

* * *

Zum Schluß lassen wir doch auch noch den Phantasiekünstler Soltau sprechen, der das der Natur Abgelauschte nutzt, den Innengesichten seiner Phantasie die überzeugende sinnliche Lebensform zu geben.


H. 16. 2. 08.



Am Ende — Otto Soltau

„Am Ende“. Das ist der Winter, der auf der Erde liegt als Tod (Seite 480). Kein Leben ist mehr in ihr. Die da lebten, sind geflohen durch das dunkle Tor, dahinter eine Zuflucht zu suchen vor dieser entsetzlichen Fläche einer erdrückenden Unendlichkeit. Viele Fußstapfen weisen hinein, keine zurück. Starr harrt der Reiter Tod auf der schwarzen Mähre und späht hinaus: Kommt keiner mehr?

Aber wie der Winter seine Schrecken verliert, weil er unterliegen muß der schaffenden Gewalt des Frühlings, so wird der Tod überwunden durch die Liebe. Der Strand des Nordmeers dehnt sich schneebeladen noch flacher, noch unendlicher hin. Noch verlassener, noch fremder allem, was da Heimat heißt, ist jetzt die Ruhstatt jener Namenlosen, denen die Nordsee nicht einmal ein Grab gegönnt hat. Wo bleibst du, Mensch, in dieser unendlichen Weite, wo sich über das tote Schneeland und das eisige Meer hart und kalt die blaue Stahlglocke der Winternacht stülpt?

Und doch, der Mensch fand auch den Weg hierher. Ein Herz, das vielleicht überfloß in der Freude des Besitzes seiner Lieben, ein Herz noch eher, das überquoll vom Leid, weil es keinen Lebendigen mehr hatte, dem es seine Liebe geben konnte, hat den Weg hinausgefunden zu diesen verlassenen Toten. Nun steht das karge Bäumlein da, von selbstloser Liebe geschmückt, und wärmt mit den zagen Flammen seiner Lichtlein die kalte Winternacht aus einer Nacht des Todes zur Weihnacht der Liebe.



Kunstliteratur für Weihnachten

1. Bilderwerke

In dieser aus der Überfülle der Kunstliteratur gegriffenen begrenzten Auswahl sollen die Bilderwerke den Vortritt haben, weil bei unserer deutschen Leserschaft ja ohnehin die Neigung besteht, in allen Fragen der bildenden Kunst zu sehr dem belehrenden Worte zu lauschen, zu wenig die eigene Augengymnastik zu treiben. Jawohl, Gymnastik. Es bedarf ganz natürlicherweise auch für den Genuß der Kunst nicht bloß der Anlage, der angeborenen Kunstempfänglichkeit, sondern auch der Schulung der Sinne. Es ist ganz merkwürdig, wie bei uns sich mit dem Autoritätsglauben, der sich vom kunstgeschichtlichen Handbuch nähren läßt — die köstlichsten Erscheinungen sind die mit dem Baedeker oder dem Cicerone in den italienischen Galerien Herumreisenden —, die philiströse Anmaßung verbindet: „In der Kunst kann mir ein Maler nichts vormachen; wie das alles aussieht, weiß ich allein, gerade so gut wie er.“ Dabei hat der Herr Philister in seinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal aufmerksam Licht- und Schattenwirkungen draußen in der Natur beobachtet und Menschenkörper darauf angesehen, wie seltsam sie in der Bewegung in allerlei Verkürzungen wirken. Sehen lernen, selber sehen lernen, sich im Sehen üben, bleibt immer die erste und wichtigste Forderung. Und am besten sehen lernen, ohne daß einer neben einem steht und immer sagt: „Siehst du das und das?“ oder gar noch gewichtiger: „Du mußt das und das sehen!“ Freilich, wenn man dann selbst sich erst im Sehen geübt hat, ist es ein verdoppelter Genuß, mit einem Genossen gemeinsam zu sehen, immer mehr zu finden und sich in wechselseitiger Freude zu bereichern.

So stelle ich an die Spitze der diesmaligen Übersicht den neuesten Band der von Franz Goerke, dem Direktor der Berliner Urania, herausgegebenen Sammlung „Leuchtende Stunden“, der den Titel führt: „Die Natur als Künstlerin.“ (Charlottenburg, Vita. Geh. *M* 1.75, geb. *M* 2.80.) Das Heft zerfällt in zwei Teile, deren erster unter dem Titel „Die Natur als Künstlerin“ von Ernst Haeckel stammt, wozu dann der zweite „Formenschatz der Schöpfung“ von Dr. W. Breitenbach als Ergänzung hinzutritt. Als vor etwa einem Jahrzehnt Haeckel unter dem Titel „Kunstformen der Natur“ zweiundzwanzig Farbentafeln veröffentlichte, auf denen er die dem Mikroskop sich enthüllenden Formen der kleinsten Tierwelt darstellte, jubelte ich vom künstlerischen Standpunkte aus begeistert dieser Schönheitsoffenbarung zu. Es scheint mir ein ganz müßiger Streit um ein Wort, ob man hier von einer Kunsttätigkeit sprechen kann. Gehört zur künstlerischen Tätigkeit ein Bewußtes, so ist es natürlich keine. Aber wer hat bereits das Geheimnis aufgedeckt des Unbewußten, das doch auch in aller großen künstlerischen Tätigkeit des Menschen mitwirkt? Jedenfalls enthüllte sich hier nicht nur eine Fülle reizvollster Gebilde, sondern man konnte auch überall Typen erkennen von Formen, die auch im höchsten menschlichen Schaffen wiederkehren. Ich bin nicht in der Lage nachzuprüfen, ob die Behauptungen von Gegnern Haeckels, daß diese Darstellungen stilisiert oder gar gefälscht seien, zutreffen. Wäre es der Fall, so wäre Haeckel einer der größten Künstler, die wir je gehabt haben. Er selbst behauptet ja, ganz getreu das mikroskopische Bild wiederzugeben.

Wenn jemals, so möchte ich hier raten: Kümmere dich nicht um den Text, sondern sieh die Bilder an! Man mag zu dem Philosophen Haeckel stehen wie man will, — den Erschließer dieses Schatzes an Schönheit muß man preisen. Haeckel gibt insbesondere Bilder von Protisten, vor allem von den Strahlingen, wie er mit einem guten deutschen Wort die Radiolarien nennt. Ebenso reich sind die Polypen, Quallen und Medusen. Breitenbach ergänzt dieses Gebiet nach den verschiedensten Richtungen; er zeigt uns Kristallformen, Pilze, Schmuckformen von Pflanzen und Blumen, wobei überraschenderweise die Gräser fast ganz unbeachtet

geblieben sind; das Geäder des Holzes, allerlei Früchte, dann Korallen, Wunder der Tiefsee, Muscheln und Schneckengehäuse, Käfer, Libellen und Schmetterlinge, die wunderbaren Gebilde der Spinnennetze, Vogelnester und auch einzelne größere Tiere. Der Rahmen hätte ja gerade nach dieser Richtung hin unendlich weiter gespannt werden können, und ich möchte fast bedauern, daß dieser Band sich nicht auf die mikroskopischen Lebewesen beschränkt hat, um dann auch die anderen Gebiete in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Denn diese Schönheit in der Natur begegnet uns ja auf Schritt und Tritt, und es kann uns keine größere Wohltat erwiesen werden, als daß unsere Augen für sie sich öffnen.

An diese für manchen überraschenden Aufschlüsse im Reiche der Natur schließe ich das Mappenwerk E. W. Bredt „Häßliche Kunst?" Eine Einleitung und fünfzig Lichtdrucktafeln in Mappe 20 M. (München, Karl Kuhn Verlag.) Hinter dem Titel steht ein Fragezeichen. Bredt hat aus dem ungeheuren Vorrat der Kunst in ziemlich gleicher Zahl Landschaften, Allegorien, kirchliche und weltliche Kunstwerke zusammengestellt, denen wegen des Gegenstandes, der Erfassung oder der Technik die Schönheit abgesprochen wurde oder abgesprochen wird. Das Werk ist ein Hymnus auf das Oberhoheitsrecht des Künstlers. Bildender Künstler sein heißt, mit besonderer Sehkraft beschenkt sein. Und diese Kraft wird oft genug dahin gehen, im sogenannt Häßlichen Schönheit zu erblicken oder das Häßliche so lebendig darzustellen, daß es schön wird. Die Kunstgeschichte ist die stärkste Bestätigung des Gedankens, zu dem die Philosophie auf spekulativem Wege gelangt, daß der Gegensatz häßlich und schön ein Unding ist, nicht nur, weil die Grenzen sich dauernd verschieben, sondern mehr noch weil die Wertbeurteilung ja nicht beim Objekt, sondern beim urteilenden Subjekt liegt. Man braucht nicht in allem mitzugehen, was Bredt, der ein besserer Kunsthistoriker als philosophischer Denker ist, sagt, und muß sich doch herzlich freuen über die temperamentvolle Art, mit der er einem den Kopf zurechtsetzt und mit überlegenem Lächeln sagt: Wie du siehst, hat die Welt der Empfangenden sich trotz allen Widerspruches immer wieder dazu bequemen müssen, nach anfänglichem Widerstande das vom Künstler als darstellenswert Empfundene schließlich als „schön" gelten zu lassen. Nun ziehe daraus die Lehre für die heutigen Erscheinungen der Kunst! Ich hätte noch hinzugefügt: Lasse dir aber keinesfalls dein Empfinden rauben, und wenn dir etwas nicht zusagt und du bei willigster Hingabe dich mit einem Kunstwerk nicht befreunden kannst, so heuchle ja nicht Verständnis und Gefallen aus dem Gedanken heraus, das könnte einmal als Schönheit gelten und du hättest dich blamiert, weil du es ablehntest.

Zweierlei nur können wir wirklich lernen: Einmal, daß es unsere Pflicht ist, jedem Kunstwerke gegenüber guten Willens zu sein, uns mit allen Kräften ihm bereitwillig zu erschließen; zweitens, daß wir unser Urteil als ein durchaus persönliches Empfindungsurteil aufstellen und uns dabei immer bewußt bleiben, daß, wenn wir etwas nicht verstehen und nicht genießen können, der Mangel ebensogut bei uns liegen kann, wie bei dem Gegenstande, den wir ablehnen.

Die Mappe enthält Werke moderner und alter Meister aller Zeiten und Länder in fast gleicher Zahl: Baldung Grien, Barlagh, Bone, Brueghel, Buytewech, Castiglione, Corinth, Diez, Gaugin, Goya, Grünewald, Halm, Kirchner, Klinger, Käthe Kollwitz, Kubin, Laage, Max Liebermann, Meid, Pennell, Rembrandt, Rodin, Seghers, Shi Ko, Slevogt, D. Tiepolo, Wilke, Whistler und andere. Die Wiedergabe der Bilder und die ganze Ausstattung verdient höchstes Lob.

E. W. Bredt, der Herausgeber der oben beschriebenen Mappe, liebt es offenbar, die Kunst unter diesem Gesichtspunkte stofflicher Zusammenhänge zu betrachten. Wie er schon früher uns die Alpen und ihre Maler vorgeführt hat, so gibt er jetzt unter dem Titel „Die Welt der Künstler" Gruppen künstlerischer Darstellungen heraus. Es sind kleine schmucke Bändchen, die von einem knappen, das Gesichtsfeld umreißenden Texte eingeleitet und ganz kurzen Notizen über die einzelnen Bilder begleitet sind, deren Hauptinhalt aber

aus einer Reihe von Bildern besteht, die nur ausnahmsweise vom monographischen Gesichtspunkte zusammengestellt sind, im allgemeinen eine Gruppe der künstlerischen Darstellungen desselben Gebietes vorführen und so zum Vergleichen der Auffassungsart verschiedener Künstler und entlegener Zeiten, anregen und überhaupt in die Welt der Künstler günstig einführen. Jedes der Hefte kostet nur 90 ₰. (Ravensburg, Verlag Otto Maier.) Die bisher erschienenen Bändchen, in denen durchweg auch weniger bekannte Bilder aufgenommen sind, führen die Titel: „Die Madonna mit musizierenden Engeln", dann „Albrecht Dürer", mehr als Zeichner, Stecher und Holzschneider, denn als Maler; ferner „Herkules" und „Amoretten und Putti".

In diesem Zusammenhange sei auf eine sämtliche Kunstgebiete durchlaufende Arbeit hingewiesen, die „Dantes Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik" schildert. (Eßlingen, Paul Neff. Geh. 10 ℳ, geb. 12 ℳ.) Nach den Plänen und Entwürfen des Professors Guglielmo Locella, der schon früher ein wertvolles Buch: „Dante in der deutschen Kunst" veröffentlicht hat, hat des Verstorbenen Gattin Marie Locella diese wertvolle Studie ausgearbeitet. Den Band leitet eine getreue geschichtliche Darstellung der Liebe Francescas da Rimini zu ihrem Schwager Paolo Malatesta und die Ermordung des Liebespaares durch den eifersüchtigen Gatten ein. Eine Episode, wie sie sich noch dutzendfach aus den Chroniken herausholen ließe. Erst die wunderbar verklärende Macht der Poesie Dantes hat diese Liebesgeschichte in die Reihe der Weltstoffe neben Tristan und Isolde gestellt. Seither haben Hunderte von Dichtern von diesem Paare gesungen, zahllose Werke der bildenden Kunst haben sich gemüht, zu den Viertelhundert Versen Dantes ein überzeugendes Bild zu finden. Wahrlich, Afred de Musset hatte recht, als er nach einer erneuten Lektüre jener Verse schrieb: „Wo der Dichter wie ein Leichnam hinsinkt, stürzte auch ich weinend zu Boden; fünfundzwanzig Verse, sagte ich mir, machen einen Menschen unsterblich. Warum? Weil derjenige, der sie nach fünf Jahrhunderten liest, wenn er Herz hat, zur Erde stürzt und weint, weil eine Träne das Wahrhaftigste, das Unvergänglichste auf der Welt ist." — Zur Poesie und bildenden Kunst kommt noch die Musik. Die Verfasserin des Buches hat, wie sie selbst berichtet, mancherlei Unterstützung gefunden. Wir haben wirklich eine erschöpfende und geschmackvolle Darstellung des fesselnden Themas bekommen. Neunzehn Kunsttafeln und fünfundsiebzig Abbildungen im Text verlebendigen das Wort.

Haben wir hier die Einwirkung einer meisterlichen Dichtung auf die übrigen Künste, insbesondere auch auf die bildende Kunst, so will umgekehrt Willy F. Storck in seinem Buche „Goethes ‚Faust' und die bildende Kunst" (Leipzig, Xenien-Verlag) „die Ergebnisse der Untersuchung über den Einfluß bildender Kunst auf Goethes Faustdichtung zusammenfassen und demgemäß zeigen, inwieweit Werke der bildenden Kunst Stimmung, Handlung und Einzelmotive im Faust in ihrer Gestaltung inspiriert haben". Der sehr bewanderte Verfasser hat als bestes Beweismaterial seiner in der Deutung oft kühnen Schlüsse siebenundfünfzig Abbildungen seinem Buche beigegeben. Man kann also selber reichlich nachprüfen. Gerade deshalb ist es schließlich nicht schlimm, wenn man nicht überall mit ihm bis zu Ende gehen kann, denn durch eine schöne Landschaft spazieren zu gehen, und gar mit einem wissensreichen, geistvollen Menschen, ist auch dann gewinnbringend, wenn man nicht just an das Dorf hingelangt, das man ursprünglich als Ziel ins Auge genommen hatte. An sich ist es jedenfalls naheliegend, daß ein so durchaus anschaulicher Geist wie der Goethes bei einem durchs ganze Leben dauernden Verwachsen mit der bildenden Kunst das hier Geschaute so in sich aufnimmt, daß es seinerseits wieder die bildnerische Art und Kraft der Dichtung beeinflußt und ihr zu der starken Anschaulichkeit verhilft. Gerade diese Anschaulichkeit ist Goethe selbst dort verblieben, wo er scheinbar abstrakt wird, und man braucht nur einmal auf der Bühne zu verfolgen, wie viele der abstraktesten Stellen des zweiten Teils im Faust sich leicht bildhaft gestalten lassen und dann auch viel eher erschließen, um wenigstens im ganzen die starke Befruchtung des Dichters Goethe durch die bildende Kunst sehr hoch einzuschätzen.

Eine lange Entwicklungslinie kulturgeschichtlichen Lebens im charakteristischen Verhältnis des Menschen zu einer besonders bedeutsamen Natur veranschaulicht durch Bilder ein großes Werk Alfred Steinitzers: „Der Alpinismus in Bildern“, mit siebenhundert Abbildungen (München, R. Piper & Co. Geh. 18 *M*, geb. 20 *M*). Es heißt nicht „Die Alpen“, sondern „Der Alpinismus“. Also nicht, wie die Malerei allmählich die Alpen für die Kunst erobert, künstlerisch bemeistert hat, wird hier dargestellt, sondern wie sich der Alpinismus, also die Lust am Gebirge und an seiner, ich möchte sagen körperlichen Bemeisterung bildhaft ausspricht. Wir werden also von jenen Anfängen, in denen das Hochgebirge für die Menschheit der Sitz geheimnisvoller Gottheiten und schreckhafter Abenteuer war, geleitet über die Zeit des Präalpinismus, in der einzelne eigenartige Menschen von der Bergwelt so angezogen wurden, daß es sie zur Bezwingung eines Gipfels reizte, zur Zeit des klassischen Alpinismus, der mit der ersten Besteigung des Mont Blanc durch Saussure am 3. August 1778 beginnt, zum modernen Alpinismus hingeführt, für den die Alpen immer mehr zum Sportgebiet werden. Die weiteren Kapitel führen uns dann den Alpinismus in außereuropäischen Gebirgen vor, ferner Alpinismus im Skilauf, den militärischen Alpinismus, Alpinismus und Luftschiffahrt. Eng zusammen mit alledem hängen die Fragen der Unterkunft und des Verkehrs, Straßen-, Brücken- und Eisenbahnbau, und endlich einige doch mehr rein künstlerische Kapitel: der Alpinismus in Karikatur, Humor und Satire, in Reklame, Plakatkunst und Buchschmuck sowie in den Exlibris.

Ein außerordentlich großes, dabei vielfach aus dem Verborgenen einer vergessenen Literatur oder verstecktem Privatbesitz beigebrachtes Material legt die ganze Entwicklung klar vor uns hin. Nur in einem Punkte befinde ich mich mit dem Verfasser in Widerspruch und empfinde deshalb in dem Buche eine starke Lücke. Wie will er jene künstlerischen Eroberungen der Alpen, die er grundsätzlich vom Buche ausschließt, vom Alpinismus trennen? Es ist ganz klar, daß jene Maler, die für die künstlerische Bewältigung dieses Naturbildes bedeutsam gewesen sind, in einem gewissen Sinne Alpinisten sein mußten; gewiß nicht im sportlichen von heute, wohl aber darin, daß sie von einer besonderen Liebe zu den Alpen und einem hervorragenden Verständnis für das Wesen dieser Natur begabt sein mußten. Davon abgesehen, mußten sie doch auch zur Anschauung dieser Natur gelangt sein, und so ist es ganz unbegreiflich, daß Pieter Breughel nicht genannt ist, dessen in dieser Zeit und noch auf Jahrzehnte später einzig dastehende Alpenbilder ohne ein starkes persönliches Erleben der Alpenwelt und eine sehr weit reichende Kenntnis der Alpennatur gar nicht denkbar sind. Ich hätte noch aus einem anderen Grunde gewünscht, daß diese künstlerische Seite in dem Buche stärker zum Ausdruck gekommen wäre. Ich sehe nämlich in ihr ein Gegengewicht gegen die sportliche Ausartung des heutigen Alpinismus. Denn eine Ausartung bleibt diese Entwicklung entschieden, da sie uns geistig ärmer macht.

Hoffentlich wird dem Verfasser Gelegenheit geboten, in einer neuen Auflage diese Lücke auszufüllen. Aber auch so wird sein übrigens ausgezeichnet gedrucktes Buch jedem Freunde der Alpen eine sehr willkommene Gabe sein.

In diesem Jahre einen besonders naheliegenden Stoff finden wir in dem Bilderbuche „Die Freiheitskriege 1813 in der Kunst“. (Stuttgart, Verlag für Volkskunst. Kart. 3 *M*.) Mit einem begleitenden Texte von Prof. H. W. Singer sind hier zehn Bilder in Farbendruck vereinigt: Karl von Marr: Die Kinder von Bunzlau bringen den Gefangenen Lebensmittel; dann das am wenigsten glückliche, Otto Donners: Die Lützower an der Leiche Körners; Ludwig Herterich: Johanna Siegen; vier der bekanntesten Werke Robert von Haugs und vier der bedeutenden Schöpfungen Artur Kampfs.

Unter den Bilderwerken zähle ich auf, trotzdem aus der Feder Lothar Briegers ein nach Umfang und Inhalt beachtenswerter Text den Band einleitet, die „Altmeister deutscher Malerei“. (Berlin, Verlag für Kunstwissenschaft. *M* 2.40.) Denn mehr als

das beredteste Wort — das übrigens leicht übers Ziel hinaus oder an ihm vorbei schießt, wie gleich die ersten Sätze der Einführung zeigen — werden Abbildungen altdeutscher Malerwerke endlich unserm Volke die Augen öffnen für diese Wunderwelt, die doch unsere Welt ist. Die hundert Bilder sind gut gewählt. Oft will mir scheinen, wir würden eher durch altdeutsche Zeichnungen unser Publikum in diese Welt führen können; jedenfalls sollte man den Versuch machen, auch von ihnen billige Veröffentlichungen zu geben.

Wenden wir uns zu den Bildergaben, die einem einzelnen Künstler gewidmet sind, so sind zunächst aus der bekannten, von der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege herausgegebenen Sammlung der sogenannten Kunstgaben, die bei Joseph Scholz in Mainz zu dem außerordentlich billigen Preise von 1 ℳ für das Heft dargeboten werden, drei neue Hefte zu nennen, die Moritz von Schwind, Ludwig Knaus und Anselm Feuerbach gewidmet sind. Diese Hefte sind alle grundsätzlich gleich ausgestattet, sie haben ein durchweg gut einführendes Vorwort und bringen dann in sorgfältigen guten Drucken über ein Dutzend ganzseitige Bilder. Für die Auswahl ist ja natürlich der persönliche Geschmack des betreffenden Herausgebers maßgebend, und wenn die Auswahl aus einem so riesigen Gesamtwerk, wie etwa bei Schwind, getroffen werden muß, so läßt sich darüber kaum rechten, zumal wenn, wie bei Knaus, wohl auch die Verlagsrechte vielfach hemmend dazwischengetreten sein dürften. Bei Feuerbach freilich scheint mir das Nebeneinander zweier so verwandter Bilder wie Paolo und Francesca — übrigens keines der „notwendigen" Werke Feuerbachs — und des Familienidylls unangebracht, weil man dafür „Orpheus und Eurydike" geben könnte. Auch der Landschafter Feuerbach müßte reichlicher vertreten sein; jedenfalls ist es unbegreiflich, daß, wenn man schon die Studie von Porto d'Ancio brachte, das Vorwort nicht näher auf ihre Verwertung für „Medea" einging und daran anknüpfend über das charakteristische Verhältnis Anselm Feuerbachs zur Naturvorlage einiges sagte.

Eine ganz köstliche Gabe ist das „Kinder-Album" von Adolf Menzel. Volksausgabe. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. (Leipzig, E. A. Seemann. Geb. ℳ 3.60.) Bislang nur sehr wohlhabenden Kunstliebhabern in einer kostbaren Luxusausgabe zugänglich, werden nun diese köstlichen Schätze für einen billigen Preis einem jeden erschwinglich sein. Ja, man sollte nicht nur in der Wahl seiner Eltern, sondern auch in der seiner Onkels vorsichtig sein. Die sonst so bärbeißige kleine Exzellenz war ein recht guter Onkel für die beiden Kinder seiner Schwester. Gern zog er mit ihnen hinaus in den nahen Tiergarten, den angrenzenden Zoologischen, und was den Kleinen besonders gefiel, das malte er ihnen in seiner hochvollendeten Guaschetechnik, mit der er den Papieruntergrund so vollkommen bedeckte, daß die Bilder geschlossen wirken wie Ölgemälde und doch auch das Flüssige und leicht Bewegliche des Aquarells sich bewahrt haben. Es war kein eigentliches Album, was Menzel so schuf, sondern einzelne Blätter, die er dann für die Kinder hinter die Glasscheiben des Notenschranks ihres Vaters klebte, nachher sorgsam in die Mappe nahm und im Laufe der Jahre, als die Kinder schon längst große Leute geworden waren, auf dreiundvierzig vermehrte. Sie bilden heute einen wertvollen Schatz unserer Nationalgalerie. Von schärfster Lebensbeobachtung zeugen diese Bilder aus dem Tierleben, und die eigenartige Phantasie des Realisten Menzel lebt stark auf, wenn er den weißen Kakadu in der versüßten Knechtschaft eines reichen Hauses sich wollüstig unter den Liebkosungen des reichgeschmückten Frauenarmes dehnen läßt, und danach den blauen Aras in dem noch weit kostbareren Farbenprunk seiner Heimat die süße Freiheit genießend vorführt. Für mich sind die kostbarsten Stücke die ganz kleinen, hier in Originalgröße wiedergegebenen Ausschnitte aus der überreichen Pflanzen- und Insektenwelt, die in jedem reichbewachsenen Boden- und Waldwinkel zu finden ist. Drei Stücke sind davon da. Das Bilderbuch wird vor allen Dingen für die gemeinsame Betrachtung von Eltern und Kindern gute Dienste leisten. Man kann dabei unschwer das Kind über den naiven Genuß

hinweg zum bewußten Hineinschauen ins Kunstwerk bringen. Dabei mag einem dann die in eine Biographie Menzels und eine Würdigung dieser Bilder zerfallende Einführung gute Dienste leisten, die etwas reich ausgefallen ist, wenn man sich das Buch ohne weitere Führung in der Kinderhand denkt.

Gegensatz und doch auch wieder süddeutsches Seitenstück zu dem „Preußen" Menzel ist Karl Spitzweg. Das wird einem so recht nur vor den Zeichnungen Spitzwegs klar, und diese konnte man bislang nicht ausreichend kennen lernen. Gleich Menzel steht der Zeichner Spitzweg in unbedingtem Zusammenhang mit dem dargestellten Leben, gleich ihm hält er es mit wenigen Strichen als charakteristischen Eindruck fest. Die Striche selbst sind weicher, und eine um die Hauptgestalt angedeutete Landschaft erscheint so zart und duftig, daß man schon die zarten Aquarelltöne zu spüren vermeint. Das ist eine sehr feine, liebe Kunst, von höchster Lebendigkeit und auch darin wertvoll, als wir diesen Maler-Sonderling hier auf den stillen Pfaden belauschen können, auf denen er seine Bilder fand. Diesen Zeichner Spitzweg erhalten wir jetzt zum häuslichen Besitz in einem stattlichen von Hermann Uhde-Bernays eingeleiteten Bande „Die gute alte Zeit", in dem 50 Zeichnungen auf sorgfältig gedruckten Tafeln wiedergegeben sind. (München, Holbein-Verlag. 6 M.)

Ich schließe drei Mappen aus dem Verlag von Walter Seifert in Stuttgart an, die unter den Titeln „Klassische Kunst" und „Religiöse Kunst" eine bereits im letzten Jahre von uns empfohlene Sammlung glücklich weiterführen. Die diesjährigen Mappen bringen in bestem Lichtdruckverfahren Bonaventura Genellis Zeichnungen zu Homers „Ilias" und seine zwanzig Zeichnungen zu Dantes „Fegefeuer" und „Paradies". Des gleichen Künstlers Zeichnungen zu des großen Florentiners „Hölle" und zu Homers „Odyssee" sind schon im letzten Jahre erschienen, so daß also diese Meisterwerke der Illustration jetzt vollständig vorliegen. Hinzu treten in der Gruppe „Religiöse Kunst" die sechs Zeichnungen Joseph von Führichs zum Buche „Ruth", so daß jetzt vier Mappen für das weitere Bekanntwerden dieses vornehm empfindenden Künstlers sorgen.

Eine ganz köstliche Veröffentlichung bietet der Verlag B. G. Teubner in Leipzig mit K. Wilh. Diefenbachs Zeichnungen „Göttliche Jugend" (Mappe von zwanzig Bildern 5 M). Das ist wahrlich „ein Tag aus dem Sonnenlande" der Schönheit! Kinder und Blumen sind in Form und geistigem Gehalt zueinander in Beziehung gebracht, und die Schönheit der Linie feiert beglückende Triumphe. Man kann die Blätter auch als prachtvollen Wandschmuck ins Kinderzimmer hängen.

Diefenbach, der so lange Verkannte und Verhöhnte, dankt seine heutige Anerkennung der erneuten Vorliebe für die Schattenbildkunst, die man als willkommenste Frucht der Biedermeiermode betrachten möchte. Unter den vielen heutigen Silhouettenkünstlern ist mir am wertvollsten Johanna Beckmann, weil in ihr ein künstlerisches Empfinden von solcher Reinheit der Absicht und der Mittel lebt, wie es in aller Kunst zu allen Zeiten nur ganz selten sich gefunden hat. Die gleiche Hingabe an die Natur wie an die Arbeit, die gleiche Schärfe — es ist das scharfe Sehen der Liebe — der Beobachtung, wie Peinlichkeit der Technik, machen diese Gebilde der Schere zu einem köstlichen Schatze. Nun kommt hinzu, daß diesem Menschenkinde sein ganzes geistiges und seelisches Leben mit diesem künstlerischen Schaffen sich zur Einheit bindet, und so belebt sich ihr die Natur in der Selbstverständlichkeit des Märchens. Eine Weltanschauung der Güte und Liebe findet in allem, was da wächst oder sich ihrem schauenden Sinne offenbart, die natürliche Gestalt.

Man wird nicht die Maßstäbe einer literarischen Kritik an diese Märchen und Phantasiestücke legen, es wäre durchaus falsch; sie sind untrennbar von den dazu gehörigen Schattenrissen und bilden mit diesen eigenartige Gesamtkunstwerke von höchstem persönlichen Reiz. Als neuestes Werk der Künstlerin liegen jetzt vor: Waldsagen. (Charlottenburg, Verlag von Artur Glaue. 5 M.)

Als eine „Tat“ auf dem Gebiete des Kunsthandels sind die „Heimatbilder deutscher Kunst“ zu bezeichnen, die bei Franz Schneider Berlin-Schöneberg, zu erscheinen beginnen. Die Tat liegt in der erstaunlichen Billigkeit für eine bewundernswerte Leistung. Farbige Lithographien in der Blattgröße von 62 × 80 cm nach Originallithographien erster lebender Künstler kosten hier ℳ 1.80. Die vier mir vorliegenden Blätter von Biese, Kallmorgen und Hartig — also bewährten Meistern dieser Technik — sind ausgezeichnet gedruckt. War es schon ein großer Fortschritt, als derartige Blätter zu 5 ℳ in den Handel gebracht wurden, so bedeutet dieses neue Unternehmen den Gewinn eines vortrefflichen Wandschmucks auch für das arme Haus. Jetzt gibt es wirklich keine Entschuldigung mehr, wenn einer sich üble Öldrucke an die Wand hängt.

Zum Schlusse ein hübsches sinniges Bild, das sich auch für das Kinderzimmer gut eignet: „Und er ging mit ihnen hinab und war ihnen untertan“ von Friedrich Schütz, das in reichem Farbdruck nur 25 ₰ kostet. In größeren Partien bezogen, wird es wesentlich billiger, und man kann mit einer Ausgabe von ℳ 11.25 fünfzig Kinder mit einem solchen Bilde beschenken und ihnen einen wärmenden Schmuck in ihre Stübchen bringen. Ich glaube, diese Art, Weihnachten zu feiern, wäre sehr schön und oft wirksamer, als die Spende leiblicher Nahrung.

2. Zur Kunstgeschichte

Die Zahl der Darstellungen der Kunstgeschichte ist in den letzten Jahren ins kaum Übersehbare gewachsen, und man kann dem Liebhaber wie dem Fachmann von fingerdicken Leitfäden bis zum bändereichen Kompendium Werke aller Art aufzählen. Neue Erscheinungen dieser Art haben es also recht schwer, neben den altbewährten aufzukommen, und sie müssen dazu über ein besonderes Aufgebot an äußeren Mitteln, über eine eigenartige innere Stellungnahme gebieten. Ich werde gleich nachher auf einige solche Werke zu sprechen kommen. Zuvor aber habe ich auf einige Erscheinungen hinzuweisen, die überraschenderweise ziemlich ohne Konkurrenz auf dem Büchermarkte stehen.

Mit besonderem Nachdruck empfehle ich deshalb Wilhelm Waetzoldts „Einführung in die bildenden Künste“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn; zwei zusammengehörige Teile 10 ℳ). Es handelt sich hier also nicht um eine Kunstgeschichte, vielmehr will uns der Verfasser mit den Wegen und Zielen der künstlerischen Arbeit vertraut machen. Er gliedert darum sein Buch nach den künstlerischen Gattungen: Architektur, Plastik, Malerei, graphische Künste und angewandte Kunst und gibt uns zunächst in jedem dieser Abschnitte die technischen Grundlagen und Grundbegriffe. Bei der Architektur werden wir unterrichtet über Bauplätze, Baustoffe (Holz, Stein, Stuck, Eisen, Gußmauerwerk, Beton, Eisenbeton, Glas); dann über Bauzeichnungen, über Baukonstruktionen (Fundamente, Mauern, Fenster und Türen, Säulen, Pfeiler und Streben, Eisenträger, Gewölbe usw.); dann über Bauproportion. Ein zweiter Hauptteil unterrichtet über Aufgaben und Mittel architektonischer Gestaltung und zerfällt in die großen Abschnitte: Raum, Fläche, Maße, Licht, die jeweils wieder in mehreren Unterkapiteln behandelt werden.

In gleicher Weise sind auch die anderen künstlerischen Gebiete behandelt, natürlich nicht trocken schulmäßig, sondern stets belebt durch ein bildnerisches Anschauungsmaterial, das sehr geschickt in einem besonderen Bande vereinigt ist, so daß man es während des Lesens dauernd vor sich haben kann. Jedem einzelnen Abschnitt ist ein weitgehendes Literaturverzeichnis beigefügt. Was in diesem Buche steht, müßte man eigentlich wissen, bevor man an die Kunstgeschichte geht. Daß selbst bei vorgeschrittenen Kunstliebhabern diese Bedingungen nicht erfüllt sind, kann man alle Tage erfahren, wenn man beobachtet, wie wenige Leute eine Vorstellung von der Arbeitsweise des Plastikers und der Entstehung eines plastischen Kunstwerkes haben.



Einen eigenartigen Standpunkt hat B. Haendcke für seine „Entwicklungsgeschichte der Stilarten“ (Bielefeld, Velhagen & Klasing; geh. M 12.50, geb. 15 M) gefunden. Man möchte das Wort: „Le style c'est l'homme“ dahin ergänzen, daß man sagt: „Le style c'est le temps“. Auch jede Zeit schafft sich ihren Ausdruck in der Kunst, und darum ist es natürlich, daß dieser Ausdruck dann in sämtliche künstlerische Betätigungen einer Zeit eingreift. Auch die Stillosigkeit wird in diesem Sinne zum Stil einer Zeit. Haendcke führt uns die Kunstgeschichte nun derart vor, daß er von der Antike angefangen mit uns die Jahrhunderte bis in die unmittelbare Gegenwart durchwandert und hier die Äußerungen aller Künste, und zwar nicht nur der Architektur, Plastik und Malerei, sondern auch der angewandten Künste, in Kunstgewerbe, Hausrat und Mode einer Betrachtung unterzieht. Aus jedem dieser Gebiete greift er charakteristische Beispiele heraus, um zu zeigen, was in jedem Jahrhundert, ja jedem Jahrzehnt Stil gewesen ist, und wie sich dieser nicht nur im Monumentalbau, sondern auch im Hause des einzelnen, im Bilde, im Bucheinband und der Kleidung offenbarte. Es versteht sich bei dem hervorragenden Königsberger Kunstgelehrten von selbst, daß er wissenschaftlich zuverlässige Arbeit geleistet hat und uns auch einen Einblick in die wissenschaftliche Literatur über alle diese verzweigten Gebiete, die ja kein einzelner beherrschen kann, gewährt. — Das Buch ist mit außerordentlich reichem Bilderschmuck von zwölf farbigen Einschalttafeln und dreihundertachtundvierzig Abbildungen im Text geschmückt, die auch ihrerseits sich nicht auf das überall bereits zu Findende beschränken, sondern eine Fülle des weniger Bekannten vorführen.

Strenger wissenschaftlich ist Anton Geneweins „Vom Romanischen zum Empire“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn; zwei Teile mit 947 Abbildungen 9 M). Die Abbildungen überwiegen hier weitaus den Text. Das entspricht durchaus der Absicht des Verfassers, der ein übersichtliches Lehrbuch schaffen wollte, „das alle Formen vor Augen führt, die zum Erkennen eines Stils und dessen Einzelperioden wichtig und bedeutungsvoll sind“. Die Sprache dieses Satzes ist nicht schön, aber der Inhalt des Buches beruht auf eindringlichster Kenntnis.

Es liegt in der Natur des Schenkens, daß man dem Beschenkten gern etwas Abgeschlossenes, Fertiges überreichen mag. Wenn ich trotzdem in dieser Übersicht von Geschenkbüchern ein Werk anführe, das erst seit einigen Monaten im Werden ist und vermutlich noch mehrere Jahre bis zur Vollendung brauchen wird, so geschieht es aus mehreren Gründen. Einmal stellt dieses „Handbuch der Kunstwissenschaft“ aus der Akademischen Verlags-Gesellschaft, Berlin-Neubabelsberg, ein ganz einzigartiges Unternehmen auf kunstwissenschaftlichem Gebiete dar. Mindestens zwanzig wissenschaftliche Arbeiten großen Stils wird uns das Gesamtgebiet der Kunstgeschichte in einer, wenigstens soweit die bisherigen Abteilungen es erkennen lassen, eigenartigen und fruchtbaren Verbindung der geschichtlichen und formal-ästhetischen Betrachtungsweise vorführen. Darüber hinaus erhalten wir eine von der gleichen Grundlage aus aufgebaute Zusammenfassung der durch die kaum mehr aufzählbaren Spezialforschungen der drei letzten Jahrzehnte in einer verwirrenden Fülle bereicherten Kunstwissenschaft.

Es ist ganz klar, daß auch wer viel Zeit zur Verfügung hat, ein so ungeheures Gesamtwerk nur langsam bewältigen kann. Es kann ihm also nur erwünscht sein, wenn ihm die Einzeldarstellungen nacheinander in die Hand kommen. Deshalb möchten wir nun auch umgekehrt an die Verlagsbuchhandlung und den Herausgeber den Wunsch richten, nicht zu viel verschiedene Abhandlungen gleichzeitig erscheinen zu lassen, sondern dafür zu sorgen, daß wenigstens einige Bände bald abgeschlossen vorliegen. Der zweite Grund, der das Geschenk einer solchen Lieferungsausgabe rechtfertigt, liegt im Pekuniären. Auch wenn keine Erweiterung des vorgesehenen Umfanges notwendig sein wird, wird das vollständige Werk später an 200 M kosten und dafür nur wenigen erschwinglich sein. Auf mehrere Jahre verteilt, trägt sich diese Ausgabe leichter.



Hält das Werk, was die bisher vorliegenden neun Lieferungen versprechen — und bei der Art der Mitarbeiter, in deren Zahl sich die klangvollsten Namen vereinigen, ist daran kaum zu zweifeln —, so ist die Ankündigung des Verlages, daß das Werk seinesgleichen nicht haben wird, nicht zu kühn. Die bildmäßige Ausstattung — für das ganze Werk sind dreitausend Abbildungen in Aussicht genommen — ist außerordentlich reich, wobei ich freilich manchmal, wenigstens bei der Geschichte der altchristlichen und byzantinischen Kunst von O. Wulff, einige der Abbildungen mir größer gewünscht hätte. Die farbigen Tafeln sind von ungewöhnlicher Schönheit. Von besonderem Werte ist, daß die Kulturgeschichte mit Einschluß der politischen und sozialen so stark herangezogen wird. So wird uns möglich, die Kunst auch aus der Zeit ihres Entstehens heraus zu begreifen.

Ein anderes groß angelegtes Sammelunternehmen hat in diesem Jahre eine bedeutsame Fortsetzung erfahren. Es ist die Sammlung von Kunstgeschichten, die unter dem Titel „Ars una" gleichzeitig in den verschiedenen Kulturländern erscheint. Für Deutschland liegt die Herausgabe im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart. Diese Bände bringen aus der Feder erstrangiger Fachleute eine gedrängte, aber doch alles Wichtige umfassende Darstellung der Kunst innerhalb scharf umrissener geographischer Gebiete. Dabei ist der stillschweigende Leitgedanke, einen Führer durch die Kunstschätze der betreffenden Gebiete zu schaffen. Man möchte sagen, es sei hier für die Gegenwart in umfangreichem Maßstabe geboten, was Burckhardt vor einigen Jahrzehnten in seinem „Cicerone" für Italien gegeben hat.

Die Bände sind in einem handlichen Kleinoktav, umfassen durchweg zwischen vierhundert und fünfhundert Seiten und bringen zwischen sechshundert und neunhundert Abbildungen. Natürlich sind diese sehr klein, aber einesteils sind sie so scharf, daß sie doch eine starke Unterstützung bieten, andererseits ist auch hier wohl daran gedacht, daß sie als Hilfsmittel beim Aufsuchen der betreffenden Kunstwerke und in ganz bedeutendem Maße als Erinnerungsmittel an das Gesehene dienen sollen. Die Bände eignen sich gerade in diesem biegsamen Leinenband ganz vorzüglich als Begleiter auf der Reise. Doch wird man den vollen Vorteil von ihnen nur dann haben, wenn man vor Antritt der Reise sie bereits gründlich durchgearbeitet hat.

Es liegen jetzt sechs Bände vor: „Großbritannien und Irland" von Walter Armstrong; „Norditalien" von Corrado Ricci; „Frankreich" von Louis Hourticq; „Ägypten" von Gaston Maspero; „Spanien und Portugal" von Marcel Dieulafoy; „Flandern" von Max Rooses. Wie man sieht, sind die bedeutendsten Kunsthistoriker aus den einzelnen Ländern zur Darstellung herangezogen worden. Ich enthalte mich hier absichtlich jeder Kritik, will aber doch für die in diesem Jahre erschienenen Bände bemerken, daß Hourticqs Geschichte der französischen Kunst sich auszeichnet durch eine tiefe Erfassung der inneren treibenden Kräfte der französischen Kunst; daß Masperos „Ägypten" eine solche Fülle von Material beibringt, wie es eben nur dem derartig an der Quelle Sitzenden — der Verfasser ist Direktor des Museums in Kairo — zur Verfügung steht; daß Dieulafoy uns überhaupt mit diesem Buche die erste zusammenfassende Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal gibt, und daß Max Rooses' flandrische Kunst dazu angetan ist, uns endlich so für dieses dem Deutschen so naheliegende Kunstgebiet zu erwärmen, daß es in Zukunft viel häufiger aufgesucht werden wird als bisher.

Zum Abschluß gebracht ist jetzt die „Illustrierte Kunstgeschichte" von Prof. Jos. Neuwirth. (Berlin, Allgem. Verlagsgesellschaft. 2 Bände 28 M.) Das Werk nimmt eine sehr glückliche Mittelstelle ein zwischen den umfangreichen, vielbändigen Wälzern und den allzu knappen Lehrbüchern. Dabei ist die Illustration sehr reich, über 1400 Bilder, darunter 60 Tafeln. Der Verfasser schreibt klar, ohne Phrasen; er versteht scharf zu gliedern und jeden Abschnitt, ja jede einzelne Charakteristik zum geschlossenen Bilde zusammen-

zuschließen. So dient sein Buch nicht nur als Nachschlagewerk, sondern reizt auch zum Lesen des Ganzen, was bei dem begrenzten Umfang auch durchzuführen ist.

Der Münchner Kunstgelehrte Karl Voll plant eine Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen, von der mir der erste Band: „Altniederländische und altdeutsche Meister“ vorliegt. (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Geh. 8 M, geb. 10 M.) Der Verfasser wählt wieder einen ganz anderen Weg, uns zur Kunst zu führen; er greift einzelne Bilder heraus. In diesem ersten Bande sind es neunundzwanzig, die er ihrer zeitlichen Folge nach vorführt. Die Bilder sind so eingeheftet, daß man sie neben das aufgeschlagene Buch herauslegen und also dauernd vor Augen halten kann. Und nun tritt Karl Voll neben den Leser, der zum Bildbetrachter wird. Aus dem Bilde heraus entwickelt er das wichtigste Problem, das dem Schöpfer des Bildes zu lösen oblag und zeigt, wie er es aus den Bedingungen der Zeit und der Art seiner Persönlichkeit heraus löste. Wir gewöhnen uns auf diese Weise an ein eindringliches Betrachten des einzelnen Bildes und erfahren den gleichen Segen, den jeder Museumsbesucher, der es über sich gewinnt, statt eines flüchtigen Durcheilens der Räume einmal eine Stunde einem einzelnen Bilde zu widmen, davonträgt. Bildet so jeder der achtundzwanzig Abschnitte des Buches einen geschlossenen Teil, so schließen sie sich doch logisch als Ganzes zusammen; denn der Verfasser hat die Bilder so ausgewählt bzw. seine Betrachtung so eingestellt, daß er an jedem einzelnen ein besonderes Problem aufweisen kann. Wer ihm wirklich aufmerksam folgt, wird dann ohne weiteres innerlich die Bindungslinien herstellen und erhält so auch die geschichtliche Gesamtentwicklung.

Einen sehr fesselnden Stoff behandelt Josef Gramm in einem zweiteiligen Buche: „Die ideale Landschaft, ihre Entstehung und Entwicklung“ (Freiburg, Herder. Kart. 33 M, geb. 36 M.) Der zweite Teil enthält die Bilder: Einhundertachtunddreißig Autotypien der wichtigsten einschlägigen Bilderwerke und zwölf Kompositionsschemata von hoher Anregungskraft. In ihnen wird uns in anschaulichster Weise vorgeführt, wie die Kunst die an anderen Gebieten, z. B. der Darstellung des Menschen, gewonnenen Kompositionserkenntnisse auf die Landschaft übertragen hat. Davon abgesehen führen diese einfachen Linien uns ein in die Arbeit, die der Künstler mit der Komposition leistet, und sie schärfen uns den Blick für diese Art der Betrachtungsweise, die, zumal für die ältere Kunst, zu einer Fülle genußreichster Aufschlüsse führt. Man könnte sagen, die Rhythmik der Farben und Linienführungen wird einem durch diese Taktlehre erschlossen. Im Text gibt der Verfasser eigentlich die Geschichte der Landschaftsmalerei von ihren ersten bescheidenen Anfängen als Bildhintergrund, bis zu ihrer hohen Entwicklung am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Schlußkapitel gewährt den Ausblick in die Folgezeit.

In einen engeren Kreis führt uns „Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart“. Bearbeitet von Julius Baum. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 15 M.) Die Versicherung des Verlages, daß der Herstellungswert eines jeden Exemplares etwa doppelt so hoch ist als der Preis, zu dem das Werk verkauft wird, ist angesichts der Tatsache, daß es neben zahlreichen Textabbildungen nicht weniger als neununddreißig Farbtafeln, zwölf Gravüren und sechsunddreißig Kunstdrucktafeln enthält, durchaus glaubwürdig, und so trifft denn auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Behauptung zu, daß es ein „Geschenk der württembergischen Kunstfreunde und künstlerischen Vereinigungen an das kunstliebende Publikum“ sei. Da lautet ein alter Spruch, daß man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul schaue. So streng ist's hier nun nicht; den Wert als Bilderwerk wird zunächst niemand diesem Buche absprechen. Freilich darf man nicht zur Annahme gelangen, daß auch hier die zunächst selbstverständlich anmutende Regel befolgt worden sei, zwischen Wert der künstlerischen Erscheinung und Kostbarkeit des sie vermittelnden Bildes grundsätzlich Übereinstimmung zu erreichen. Das ist gerade dadurch unmöglich, daß die Bilder zumeist gestiftet

sind. Diese Stiftungen aber hängen natürlich von der Liebhaberei der Stifter ab. Nun ist aber das Buch überdies eine geradezu offizielle Veröffentlichung, da zu ihr nicht nur der König von Württemberg, sondern auch die verschiedenen Ministerien beigesteuert haben. Darum ist es zu bedauern, daß die endgültige Gestalt des Buches nun doch von privaten Liebhabereien mit abhängig gemacht wurde.

Was von der Art der Bilderausstattung gesagt ist, gilt fast noch mehr vom Text. Wer im Vorwort zwischen den Zeilen zu lesen weiß, bekommt sofort den Eindruck, daß hier ein unglückliches Schwanken zwischen einer mehr statistisch-objektiven, halb amtlichen Darstellung und einer durch den Namen der mitwirkenden Verfasser gedeckten subjektiven Meinungsäußerung vorliegt. So etwas gibt in jedem Fall ein unglückliches Zwitterding, erst recht, wenn sich dann in die rein geschichtlichen Darstellungen doch allerlei allzu Persönliches einschleicht, wie das hier in der Beurteilung der Entwicklung der Staatsgalerie offenbar geschehen ist. Jedenfalls haben die schweren Angriffe, die der Tübinger Kunsthistoriker Lange gegen diese Abschnitte des Buches gerichtet hat, nicht überzeugend entkräftet werden können. Diese Dinge müssen betont werden, weil nur bei ihrer Kenntnis ein fruchtbarer Gebrauch des Werkes möglich ist. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß es eben trotz allem die umfangreichste und vor allem hinsichtlich der Illustration ausgiebigste Darstellung des Anteils der Württemberger an der gegenwärtigen Kunst ist.

Von Künstlerbiographien nenne ich nur eine, die gerade in diesem Jahre für uns Deutsche naheliegt: C. G. H. Geißler: Der Zeichner der Leipziger Völkerschlacht. Aus dem Nachlaß von Gustav Wustmann. Mit 40 Textabbildungen und 4 Farbendrucktafeln. (Leipzig, E. A. Seemann. Geh. 5 *M*, geb. 6 *M*.) Wie so oft in den Lebensläufen der Deutschen um 1800 sehen wir auch hier, wie die kleinen Maße, in denen sich das damalige Leben unseres Volkes vollzog, die bescheidene Außenseite aller Lebensäußerungen, den einzelnen nicht an einem recht weit ausgreifenden Ausleben behindert hat. Auch dieser, sein Lebenlang recht bescheidene Bürger der Stadt Leipzig ist von seiner Kunst nach Rußland und in die Krim geführt worden, hat an allerlei gelehrten Werken gearbeitet, hat, was seine leiblichen Augen nicht zu sehen bekommen haben, aus einer beweglichen Phantasie ergänzt und ist schließlich auch ein guter Sittenschilderer seiner Heimat geworden, dessen sachliche Darstellung einen erhöhten Wert bekam, als über diese Heimat die gewaltigen Weltereignisse der napoleonischen Zeit hereinbrachen. Wohl vermögen alle diese Bilder uns heute künstlerisch nicht tiefer zu packen; man kann nicht sagen, daß in ihnen der Geist und die Größe der Zeit lebendig geworden wären, aber sie sind jedenfalls treue Darstellungen einerseits der Außenerscheinungen aller dieser Geschehnisse, und dann auch der Stimmung der Durchschnittsbevölkerung.

Einen sehr wichtigen Ausschnitt deutschen Lebens veranschaulicht dann auf ganz anderem Gebiete Werner Lindner in seiner eindringlichen Studie: „Das sächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland". (Hannover, Ernst Geibel. Geh. 10 *M*, geb. 12 *M*.) Es ist an der Zeit, daß auf diesen Gebieten Inventur gemacht wird. Noch haben sich einige Gegenden ihren alten Besitz gewahrt, aber überall droht die Vernichtung. Lindner gibt in den Abbildungen nicht nur eine Fülle von Ansichten des noch Bestehenden, sondern zieht auch die ältere Kunst heran. Er schildert uns zunächst die Gesamtanlage des Bauernhofes, danach das Bauernhaus selbst, außen und innen. Ein kürzerer Abschnitt unterrichtet über die Nebengebäude, dann kommen die mehr die Gesamtheit treffenden Abhandlungen über Symbolisches, den Giebelschmuck, das Ornament am Hausrat und die Anlage der Gärten. Es handelt sich hier um ein für deutsches Wesen sehr aufschlußreiches Kunstgebiet.

Von diesen Zeugnissen ältesten deutschen konservativen Sinnes führt uns in die bewegliche Gegenwart die Veröffentlichung der Aufsätze über bildende Kunst von Richard Muther, die in drei geschmackvoll ausgestatteten Bänden im Verlage von J. Ladyschnikow zu Berlin vorliegen (18 *M*). Der jung verstorbene Muther war der Typus

des Journalisten im guten Sinne. Nicht nur, daß er über sehr beträchtliches Wissen verfügte, er hatte auch den Mut zu entschiedener Stellungnahme allen Erscheinungen gegenüber, die ihm der Tag nahebrachte. Daß er da in zahllosen Fällen vorbeigetroffen hat, daß ihn allzu oft die Hitze des Empfindens verleitete, einer Augenblicksstimmung, die nur als solche erträglich ist, die doch immerhin dauernde Festlegung im schriftlichen Worte zu geben, beeinträchtigte den Wert aller seiner Arbeiten, gibt aber andererseits doch auch den Maßstab zu ihrer richtigen Aufnahme. Denn darin liegt auch wieder eine Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit, wie sie im schriftlichen Worte recht selten ist.

Die vorliegenden drei Bände, die von Hans Rosenhagen herausgegeben sind, gehören ganz dem Journalisten. Sie bringen in bunter Folge seine Aufsätze über alte und neue Künstler, die Eindrücke von Büchern und Reisen und manches Grundsätzliche. Aus der oben gegebenen Charakteristik geht bereits hervor, daß es sich hier um Bücher für reife Leser, ich meine reife Kunstliebhaber, handelt, daß man sie nicht zur Einführung benutzen darf. Dieses so persönliche Werk mag uns überleiten zu einem letzten Abschnitt, in dem wir einige

3. Bekenntnisbücher

anzeigen wollen. An der ersten Stelle stehe hier auch das Buch eines Kunsthistorikers, des Typus einer Zeit, die man von diesem Standpunkt wohl mit Recht als die gute bezeichnen möchte. Es sind Jakob Burckhardts Briefe an einen Architekten. (München, Georg Müller. Geh. M 4.50, geb. 6 M.) Der berühmte Verfasser der Kulturgeschichte der Renaissance und des „Cicerone“ schreibt hier in den Jahren 1870—1889 an einen aus Basel stammenden Architekten Max Allioth und spricht in der Person dieses feingebildeten, künstlerisch hochstehenden Mannes zu einem ganzen Kreise jüngerer Basler Kunstliebhaber, die in Burckhardt ihren Lehrer — er unterrichtete nicht nur an der Universität, sondern auch am Gymnasium in Geschichte und Kulturgeschichte — verehrten und einen Kunstenthusiasten seltenster Art liebten.

Ich habe so oft die Erfahrung gemacht, daß vor allem Norddeutsche, wenn es ihnen gelang, in vornehme Basler Häuser zu kommen, aufs höchste überrascht waren über die Fülle der Kunstschätze, die hier wie selbstverständlich aufgehäuft waren, und eigentlich noch mehr über das gründliche Wissen und die vornehme Innenkultur, die sich ihnen bei längerem Verkehr mit Männern offenbarte, die im ersten Augenblick der abgeschliffenere Fremde gewöhnlich sehr unterschätzt. Jakob Burckhardt ist ganz echter Vertreter dieser Schweizer Art, auch in diesen Briefen. Es mischt sich hier eine gewisse Rauhbeinigkeit, ein Sichgehenlassen in der Umgangsform, mit einer Feinheit des Empfindens, einer Fülle gesicherten Wissens und einer köstlichen Lebensempfänglichkeit, die mit jeder Seite, die wir im Buche weiterkommen, erquickender wird. Und was das Schönste ist, es sind hier ganze Menschen, nichts von künstlerischem Snobismus. Mit derselben Fähigkeit zu erleben, genießt er das große Kunstwerk, wie ein hübsches Mädchen und eine gute Flasche Wein. Darum geht ihm auch nirgendwo so das Herz auf, wie in Italien, wo sich diese drei Dinge so oft zusammenfinden. Gleich auf Seite acht ist solch ein Ausspruch, der zeigt, was künstlerisch Empfindende da unten so beglückt. Im „Museo capitolino“, wo die Zentauren stehen, hat ihn eine alte Frau mit einem Kinde ganz erschrocken gefragt, wo denn solche Kreaturen vorkämen. Er beruhigt sie und fährt dann weiter: „Aber ist es nicht eine herrliche Sache, für ein Volk zu meißeln, das auch das Kühnste für wirklich hält? Das vielleicht auch die allegorischen weiblichen Figuren für „sante persone“ hält? Während ja im Norden jedes Kind a priori weiß, daß die Kunst nur Spaß sei.

Ein außerordentlich reiches, anregendes Buch liegt vor in Auguste Rodin „Die Kunst. Gespräche des Meisters“ von Paul Gsell. (Leipzig, Ernst Rowohlt. Geb. 5 M.) Ich gehöre nicht zu den rückhaltlosen Bewunderern der Kunst Rodins, so gewiß ich in ihm eine der stärksten Künstlernaturen nicht nur der Gegenwart sehe. Aber diese Ge-

spräche, die von Gsell meisterhaft herausgelockt und weitergesponnen und ungemein lebendig aufgezeichnet sind, bieten eine außerordentliche Fülle von Erkenntnissen und Anregungen. Das Buch ist mit siebzig guten Abbildungen geschmückt und im Verhältnis zum Gebotenen sehr billig.

Eine ganz andere Natur tritt uns in unserem Wilhelm Steinhausen entgegen, der unter dem Titel „Aus meinem Leben“ Erinnerungen und Betrachtungen vereinigt. (Berlin, Martin Warneck.) Dem Abschnitt „Die ersten Studienjahre“ folgen „Gedanken vor Bildern“, „Kunstpsychologische Gänge“, „Rat für wandernde Studenten“ oder kurze Anweisungen, Kunstwerke zu sehen. Dann auch Gespräche, Aphorismen, Gedichte. Viel Anregendes bringen die Vorworte, die Steinhausen zu den Katalogen der Jahresausstellungen Frankfurter Künstler verfaßt hat, und sehr reichhaltig ist der das ebenfalls mit manchen Bildern geschmückte Buch beschließende Aufsatz: „Segen und Gefahr der Kunst“.

Zum Schlusse noch das Buch eines zu früh Verstorbenen: Giovanni Segantinis Briefe und Schriften. Herausgegeben von Bianca Zehder-Segantini, deutsch von Prof. Dr. Georg Biermann. Volksausgabe. Mit 8 Tafeln. (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Geh. 3 *M*, geb. *M* 3.60.) An die Fragmente einer Selbstbiographie schließen sich die tiefen Gedanken über Kunst, die Selbstbekenntnisse, die Briefe an Freunde und Gönner. Ein ganz herrlicher Künstler und Mensch offenbart sich hier. Beide verwachsen zu einer Schönheit von unvergänglicher Erinnerungskraft.





Die soziale Idee der Kunst

Von Dr. Karl Storck

Arnold Böcklin hat einmal erklärt, es sei nur aufopferndes Entgegenkommen des Künstlers an die Menschen, wenn er seine Werke ausführe. Er selbst habe den Genuß des Kunstschaffens nur bei dem inneren Erfassen seines Werkes oder bei der Skizze. Gewiß ist es mit der Kunst wie mit allem Lebendigen. Nur die Zeugung und die Empfängnis sind Genuß, die Geburt ist ein Akt der Schmerzen. Aber im Irrtum war Böcklin, wenn er meinte, es sei freiwillige Güte und Entgegenkommen des Künstlers, wenn er dem in Wonne empfangenen Kunstgedanken mit schmerzhafter Mühe und qualvollem Ringen zur Gestalt verhelfe. Nein, der Künstler handelt hier unter dem gleichen Zwange einer Notwendigkeit, wie der seine Art fortpflanzende Mensch, und die Stunde der Lust ist auch ihm wohl nur in der weisen Vorsicht der Natur verliehen, um ihn zum Ertragen der Schmerzen zu ermutigen. Diese zwingende Kraft für den Künstler ist der soziale Gehalt der Kunst. Die Kunst erzwingt sich Mitteilung an die Welt. Die fruchtbarste Phantasie, die höchste Veranlagung zum Schaffen ist nicht imstande, Kunst zu erzeugen, wenn sich damit nicht jener zwangvolle Drang zur Gestaltung einigt, der das von der Phantasie Erschaute, innerlich Geschaffene so zur eigenen Gestalt bringt, daß es vom Schöpfer losgelöst werden kann und nun sein eigenes Leben führt in der Welt, deren Glied es durch diese Gestaltung geworden ist.

Gewiß produziert jeder Künstler innerlich viel mehr, als er zum äußerlich sichtbaren Kunstwerk zu gestalten vermag. Aber auch darin gleicht das künstlerische Schaffen nur der Natur, die auch den keimkräftigen Samen tausendfach ausstreut, um eine einzige Frucht hervorzubringen.

Man kann diesen Zwang, das innerlich Empfangene zur Form zu bringen, geradezu als das Kennzeichen des wirklichen Künstlers im Gegensatz zum bloßen Phantasiemenschen hinstellen. Und wenn es vorgekommen ist, daß ein wirklicher Künstler aus Verbitterung gegen die Welt seine Werke vor dieser verheimlicht hat,

er hat sie doch schaffen müssen. Man denke an Grillparzer, der jahrzehntelang seine Dramen im Pult verschloß. So weit reichte seine Feindschaft gegen die menschliche Gesellschaft; aber dahin vermochte sie sich nicht zu versteigen, daß er diese Kunstwerke nicht geschaffen hätte.

Beim normalen Künstler ist es natürlichster Trieb, sich möglichst weiten Kreisen der Welt mitzuteilen, diese Welt durch die suggestive Gewalt seines Kunstwerkes mit einzustimmen in das gleiche Gefühl, das ihn selbst beseelte, und so dieser Welt auch die gleiche Höhe und Stärke des Erlebens zu verschaffen, die ihm selbst zuteil wurde, der er die Entstehung des Kunstwerkes verdankte. Wir alle, die wir ein Kunstwerk in uns aufzunehmen vermögen, reproduzieren dieses Kunstwerk in uns und erleben einen Abglanz der dionysischen Wonne, die den das Kunstwerk empfangenden Künstler beseelte, und der heiligen Schmerzen, mit denen er es gebar.

So hat der Künstler immer nach größter Öffentlichkeit gestrebt, und aus diesem Verlangen heraus treibt es den Künstler zu Werken, die ihrer Natur nach an eine möglichst große Vielheit, im Ideal an die Gesamtheit sich wenden. Der bildende Künstler will öffentliche Gebäude, in der Öffentlichkeit stehende Denkmäler, allen sichtbare Wandgemälde schaffen; oder auch, er arbeitet in einsamer Kammer von vornherein für eine Vervielfältigung seines Kunstwerkes zu Tausenden von Exemplaren. Jeden wirklichen Dichter hat es zum Drama gezogen, doch nur, weil der Dramatiker wie kein anderer mit seinem Werke in der Welt steht, sein Werk jedesmal bei jeder neuen Aufführung vor einer Welt entstehen sieht und den Pulsschlag der Tausende fühlt, die dieses Werk sehen. Aber selbst der Lyriker, der die tiefsten Geheimnisse seines Innenlebens enthüllt, der sein ureigenstes, nur ihm gehöriges Erleben ausspricht, schafft sich die Form, in der andere sein Erleben aufnehmen und wie ein Eigenes weitergeben können. Aus seinen „großen Schmerzen macht er kleine Lieder“, die ein jeder singen kann.

Diesem sozialen Mitteilungszwang der Kunst entspricht ihre soziale Wirkungskraft. Nichts anderes läßt sich ihr in dieser Hinsicht vergleichen. Jahrhunderte, Jahrtausende überbrückt sie, und die trennenden Grenzen der Völker müssen vor ihr versinken. Vor einem Bauwerk, das vor Jahrtausenden geschaffen wurde, stehen wir noch heute mit heiligem Erschauern; der Jubel und Zorn uralter Gesänge hallen in uns wider, und ein sagenhaftes Geschehen, das in mythischer Zeit spielt, erregt in uns dank der Gewalt der Dichtung Mitleid und Mitfreude, als wären wir selbst daran beteiligt. Auch gibt es keine Masse, die ein Kunstwerk abgreifen könnte. Millionen mögen ein Bild besehen, Millionen eine Dichtung hören, — das Kunstwerk leidet nicht unter dieser Benutzung, es wird immer stärker, immer gewaltiger, es vervielfältigt sich geradezu mit jedem, der es erlebt, der zum neuen Brennpunkt seiner Wirkung wird. In höchstem Maße aber offenbart sich diese soziale Wirkungskraft in der Fähigkeit der Kunst, das Empfinden und Fühlen von tausend verschiedenen Individualitäten in einem gegebenen Augenblicke in die leichte Richtung hineinzuzwingen, es zu erreichen, daß diese Tausende gewissermaßen mit einem einzigen Riesenherzen fühlen und nur ein einziges Empfinden haben. Dieses Empfinden aber scheint in jedem ein-

zigen dann gesteigert, erhöht durch das Mitschwingen derselben Kräfte in der Gesamtheit. Das soziale Gemeinempfinden im höchsten Sinne des Wortes wird durch die Kunst zur Tatsache.

Keine Kunst vermag sich in dieser Kraft mit der Musik zu vergleichen. Ihr Losgelöstsein von allem Begrifflichen schaltet die kritischen Widerstände aus, die der Verstand, der kalt berechnende, zuerst solchem Gemeinfühlen entgegenstellt. Der Rhythmus, der in ihr am elementarsten wirkt, bringt die Nervenbahnen in gleiche Schwingung und löst jenes Gefühl einer Gleichordnung im Empfinden aller Beteiligten aus, das etwas geradezu körperlich Beglückendes hat. Die sinnfällige Melodie endlich birgt eine Fähigkeit sich einzuprägen, das Kunstwerk jedem zu eigen zu machen, wie sie keine andere Kunst besitzt. Und wenn wir diese Macht der Musik auf die Masse in rohen Formen beobachten können, wenn sich Tausende nach den gleichen Marschtakten bewegen, Hunderte gleichmäßig im Tanze drehen, wenn sich die Werbekraft der Melodie im Gassenhauer mit der Macht einer Seuche offenbart, so haben andererseits auch alle großen Momente der Menschheit, wo sie sich als Gesamtheit zur Höchstleistung emporrang, ihre Musik gehabt. Alle Kirchen haben für ihren Gottesdienst, alle Völker für ihre nationalen Feiern die Musik aufgeboten. Lieder wurden zur Parole von Revolutionen, wie zu ihrem Schalle Tausende fürs Vaterland in den Tod gegangen sind.

Das höchste und trostreichste Gesetz der sozialen Ordnung aber ist, daß *keiner allein Gebender* ist, sondern immer *auch Empfangender*. Der Künstler, der der Allgemeinheit gibt, empfängt auch von dieser Allgemeinheit. Ja er ist zuerst Empfangender, und nur in dem Maße, wie er empfangen hat, vermag er auch zu geben. Man kann sagen, der Künstler sei der Erlöser für die Allgemeinheit dadurch, daß er vermöge seiner Kraft das in ihr unbewußt oder chaotisch ungeordnet Liegende durch seine Gestaltungskraft ordnet und in die Welt des Bewußten rückt. Nur aus dieser Wechselbeziehung zwischen Künstler und Allgemeinheit kann wahrhaft große Kunst hervorgehen, eine Kunst voll wirklicher Lebens- und Zeugungskraft, wie ja auch nur jene Kunst in höchstem Sinne ewig dauerwirkend sein kann, die von der Gesamtheit aufgenommen wird. Diese Gesamtheit wird und kann aber in ihrer Elementarkraft nur eine Kunst in sich aufnehmen, der sie sich innerlich wahlverwandt empfindet. Denn da wirkliche Kunstaufnahme die Reproduktion dieses Kunstwerkes beim Empfangenden voraussetzt, also von diesem eine nachschöpferische Tätigkeit verlangt, kann das nur mit jenem Kunstwerk geschehen, dessen Urkeime auch in dieser Gesamtheit vorhanden sind.

Auf dieser Wechselbeziehung zwischen Künstler und Gesamtheit beruht der *Stil*. Unter Stil verstehen wir die Formgestaltung eines Inhalts von einer so überzeugenden Kraft, daß sie der Gesamtheit als *die* Formgebung erscheint, das heißt als der vollkommenste Ausdruck, den dieser Gedanke gewinnen kann.

Ich glaube, in diesem Momente liegt vor uns die Not der Kunst unserer Zeit klar zutage.

Hat unsere Zeit einen Stil, wie ihn die Zeit des romanischen und gotischen Stils, der Renaissance, des Rokoko oder auch nur des Biedermeiers gehabt hat? Nein. Noch verwenden Tausende diese Stile, diese Ausdrucksformen vergange-

ner Zeiten als gegebene Formrezepte. Daneben schaffen Tausende in subjektiver Willkür, kein anderes Gesetz, keine andere Verpflichtung für ihr Schaffen anerkennend, als den eigenen Willen oder die eigene Laune. Daneben aber muß man sagen, zeigt sich in keiner Zeit eine solche Sehnsucht nach Stil, ein solches Bemühen um Stil, wie in der unsrigen. Ich kann das hier nicht im einzelnen ausführen. Ein Blick vor allem auf die bildende Kunst macht diese Bemühung einem jeden offenbar, und es wird auch jeder zugeben, daß vielfach wenigstens ein Sachstil gefunden worden ist, eine Formgebung, die ernst und streng dem Zweck einer Sache dient, also die persönliche Willkür ausschaltet, sondern sich selbst das Gesetz gibt, sein künstlerisches Gestalten der Aufgabe anzupassen, die der gestaltete Gegenstand für die Allgemeinheit zu erfüllen hat. Vor allem Kunstgewerbe und Architektur haben hier bedeutsame Leistungen zu verzeichnen. Wir sehen, daß auch diese nur dem sozialen Triebe, dem Wunsche, ein Verlangen, ein Bedürfen der Allgemeinheit künstlerisch zu erfüllen, zu verdanken sind.

Aber mögen wir noch so freudig auf diese Ergebnisse hinweisen, im Innern sind wir doch unzufrieden, weil wir fühlen, daß das alles nur klein ist. Was wir ersehnen aber, ist die Monumentalität. Monumentalität in der Kunst ist das Allgültige, Allbezwingende, das Überwältigende, und zwar weil es größer ist als der einzelne, weil es seinen Inhalt in Formen zum Ausdruck bringt, die über den einzelnen hinauswachsen, die befreit sind von den Zufälligkeiten im Organismus eines jeden einzelnen, dagegen verstärkt sind im Typischen, das allen gemein ist. Monumentalität ist also die natürlichste Ausdrucksform jenes Kunstempfindens, das, wie wir oben dargelegt haben, dadurch zustande kommt, daß die Empfindungswelt Tausender, die Nervensysteme Tausender sich gewissermaßen vereinigen. Ein jeder von diesen Tausenden muß dazu einiges ihm allein Gehörige verschwinden lassen. Aber dafür werden die nicht mehr gehemmten Gemeinempfindungen ins Riesengroße, Allgültige gesteigert.

Da der Künstler aber nur geben kann, was er selbst zuvor empfangen hat, kann das die Allgemeinheit Erfüllende in einem einzelnen nur dadurch von überwältigender Zeugungskraft werden, daß dieser einzelne durch die Allgemeinheit des starken Erlebens dieser Empfindungen teilhaftig wird. Darum kann eine solche monumentale Kunst, ein überzeugender Stil für ein Kunstwerk nur gefunden werden, wenn die Allgemeinheit dem Künstler solche Erlebnisse zu vermitteln imstande ist. Die Allgemeinheit muß von Ideen beseelt sein, bevor ihr der Künstler einen Höchstausdruck dieser Idee gestalten kann.

Alle monumentale Kunst ist aus solchen großen, das ganze Volk beherrschenden Ideen hervorgegangen. So sind der romanische und gotische Stil Gestaltungen des katholischen Kirchengedankens. Die Renaissance ist erfüllt von der stolzen Daseinsbejahung des wieder seiner Eigenherrlichkeit bewußt werdenden Menschen. Im Rokoko, das immer nur die Kunst einer bevorzugten Klasse gewesen ist, spricht sich die spielerige Genußsucht, die grundsätzliche Unernsthaftigkeit dieser Klasse aus. Und so wunderschöne Werke das Rokoko geschaffen hat, Monumentalität mußte ihm versagt sein, weil nicht die Allgemeinheit hinter ihm stand. Gewaltiges, in Dichtung und Musik zumal, schuf die Freiheitsidee, die die Menschen

in den Jahrzehnten um 1800 erfüllte, in der gewaltigen Revolution sich entlud und ein zerstücktes, ausgesogenes Volk zu den deutschen Freiheitskriegen befähigte.

Wo lebt heute die große Idee, die uns alle erfüllt, die uns sieghaft mitreißt oder den Widerstehenden niederschmettert? Wahrlich, es ist erschütternd, daß den stärksten sprachlichen Ausdruck, den ausgesprochensten Sprachstil in unseren Jahrzehnten der Mann fand, der das Recht der Allgemeinidee mit Füßen trat, der das schrankenlose Recht des einzelnen verkündete und der für die Idee des Herrenmenschentums die Herrensprache bildete: Nietzsche.

Wie jauchzten gerade die Künstler auf, als Zarathustras Evangelium erklang! Es brachte in ihnen jenes Verlangen zum Schweigen, den sozialen Drang, den sie nicht zu erfüllen vermochten, weil sie allein dazu zu ohnmächtig waren und nirgendwo den Nährboden fanden, in den sie die Wurzeln ihres Seins versenken konnten. Nun war schrankenlose Willkür Gesetz. Das Ausleben des Ichs, unbekümmert um seine Fruchtbarkeit für die Gesamtheit, wurde das Ziel. Wir wollen nicht verkennen, daß auch darin Kräfte liegen, Kräfte, die auch für die Gesamtheit fruchtbar werden können, und sei es nur in der Form, daß der starke Einzelne vereinsamte und in seiner Vereinsamung von leidenschaftlicher Sehnsucht nach der Gesamtheit erfüllt wurde. Denn ohne diese furchtbare Vereinsamung der Künstlergeister wäre die jetzige Sehnsucht nach der neuen Kunst der Gesamtheit niemals in diesem Maße entstanden. —

Hat wirklich unsere Zeit keine die Gesamtheit bewegende Idee, die stark genug ist, das Schaffen des Künstlers aufzurufen?

Wir sehen ein, es muß ein neuer Gedanke sein, oder wenigstens der Gedanke muß so im Leben stehen, daß er durchaus der Zeit gehört, nicht als etwas Überkommenes wirkt. Das ist ja die alle Schwungkraft lähmende Schwere, die manchen Gedanken anhaftet, die einst Großes hervorgerufen haben und sicher auch heute noch manchen Künstler durchaus ehrlich erfüllen. Warum soll es z. B. nicht auch heute Künstler geben, die mit Überzeugung dem Dogma einer Kirche anhängen? Trotzdem hat die kirchliche Kunst seit Jahrzehnten kein wirklich mit Gegenwartsleben erfülltes Werk hervorgebracht, und wir sehen an Malern wie Uhde, daß sie einen anderen Geist in die alte Überlieferung hineintragen mußten, um ans Herz der Zeit rühren zu können. Und wenn Gerhart Hauptmann mit seinem Festspiel für 1813 so vollständig scheiterte, wenn er alles andere schuf, nur eben kein Fest spiel, so lag das daran, daß die Vaterlandsidee in dieser Art heute eben keine festliche Stimmung auszulösen vermag. Wenn Ideen nur durch Überlegung des Verstandes, durch Berechnung oder pietätvolles Herkommen weiter erhalten werden, wenn sie nicht selbst mit dem Zwang der Notwendigkeit sich alles unterjochen oder mit der Elementargewalt ihrer Sieghaftigkeit alles hinreißen, so können diese Ideen nicht mehr jene höchste Spannung des menschlichen Geistes wecken, die die Schöpfung des Kunstwerkes voraussetzt. Und sollte es in einem einzelnen dazu kommen, so wird sein so entstandenes Kunstwerk der sozialen Wirkungskraft entbehren, weil dieser einzelne ein Vereinzelter ist. —

Ja, auch unsere Zeit hat eine solche Idee, die jetzt immer überzeugender ihren seelischen Urgrund offenbart und immer mehr zum Geistigen

wird, nachdem sie lange mehr ein Verstandesmäßiges zu sein und materiellen Zwecken zu dienen schien. Es ist die Idee des Sozialismus. Sie hat mit politischer Parteizugehörigkeit nichts zu tun. Sie ist die der heutigen Welt entsprechende Gestaltung der alten Idee der Liebe, der Menschenwürde, der Menschenfreiheit. Gerade in den Massen vollzieht sich immer mehr die Durchseelung des sozialistischen Gedankens, seine Entwicklung zum sozialen Gefühl. Es ist nicht mehr bloß die Einordnung in eine Parteitaktik, die Unterordnung unter ihre Disziplin, die dem einzelnen Opfer abgewinnt. Er bringt sie nicht nur in dem Gedanken, dadurch größere materielle Vorteile zu erringen, — nein, es wird immer mehr ein seelischer Altruismus, der fühlt, daß er sein subjektives, sein selbstsüchtiges Begehren aufgeben muß, um zum Einsfühlen mit den anderen gelangen zu können. Und was der Dichter vor mehr als hundert Jahren als eine Frucht der Freude pries, das wird heute zur Frucht einer vielleicht schmerzvollen, aber willig vollbrachten Selbstaufopferung: alle Menschen werden Brüder, diesen Kuß der ganzen Welt.

Mit dieser Entwicklung ist der sozialistische Gedanke aus dem Stadium der Kritik in das des erlebenden Gefühls getreten. Damit aber wird er zum fruchtbaren Erdreich für die Kunst. Die Anzeichen dafür fehlen nicht. War es der kritische Geist, der dem Naturalismus die neuen Darstellungsgebiete und die neue Darstellungstechnik erschloß, so war es doch der Geist der Liebe und des Mitleids, der das bedeutendste Werk dieser Richtung, Gerhart Hauptmanns „Weber“, schuf. Die Malerei Uhdes offenbarte, daß der Dauergehalt des Evangeliums der Liebe in dieser Welt sich offenbare. Von Meunier angefangen, haben immer zahlreichere Künstler aus der Elendmalerei ein stolzes Jubellied der Arbeit gemacht und die Poesie in den Stätten der nüchternsten Technik entdeckt. Das Schicksalsdrama Ibsens wurde zur Tragödie der Ichsucht, und aus dem Grabe Tolstois klang das erschütternde Bekenntnis, daß ein lebender Leichnam sei, wer sich dem erkannten Gebote der Selbstentäußerung für die Allgemeinheit nicht zu fügen versteht.

Aber überhaupt wird man heute außer den blutleeren Ästheten kaum einen Dichter nennen können, der sich nicht an irgendeiner Stelle seines Gesamtwerkes von diesem großen sozialen Gedanken der Zeit beeinflußt zeigt. Aber freilich, das Kunstwerk dieses sozialen Gefühls ist noch nicht geschaffen worden, das Kunstwerk, das eben Ausdruck wäre und Verherrlichung dieser großen Entwicklung zum sozialen Altruismus. Das werden wir erst erhalten können, wenn die Künstler mit stärkerem Bewußtsein sich dieser Idee hingeben und sie in ihrer vollen Kraft miterleben. Vielleicht, daß die Kunst für dieses Kunstwerk sich auch noch andere Ausdrucksmittel schaffen muß, und daß so das vielfältige Suchen und Tasten auf technischem Gebiete, das so oft den Eindruck der Willkür erweckt, im Grunde auch im Dienste einer großen Notwendigkeit steht. Das eine ist gewiß, daß das Kunstwerk, das diesem Gedanken gerecht wird, unserer Zeit den ihr entsprechenden Monumentalstil schaffen wird.

* * *

Ich habe noch in kurzen Zügen die Anwendung dieser allgemeinen Gedanken auf die Musik zu geben. Sie wird die Rechtfertigung für das Unter-

nehmen sein, im Rahmen einer „Volksunterhaltung" ein Konzert mit ausschließlich modernen Kompositionen zu veranstalten, wie es von den Freien Volksbühnen in diesem Winter in Berlin geschehen ist. Allerdings hatte nicht eine theoretische Spekulation zu diesem Unternehmen geführt, sondern die bei anderer Gelegenheit gemachte, zunächst überraschende Beobachtung des starken Eindruckes, den gerade einzelne dieser modernen Werke in diesem Rahmen ausgeübt haben. Überraschend kam diese Wirkung, weil der musikalische Fachmann, entsprechend dem Verhalten jener Kreise, die gewöhnlich unsere Konzertsäle füllen, in der Musik der Modernen zwei Eigenschaften immer wieder feststellte: einmal die schrankenlose Willkür des Schaffenden in der Form seiner Mitteilung, und dann die Kompliziertheit der Mittel, deren er sich bediente.

Aber Tatsachen beweisen, und in der Kunst hat alles theoretische Abwägen keinen Wert, wenn es sich nicht auf die Beobachtung der lebendigen Wirkung des Kunstwerkes stützt. Wenn ich die Erfahrung mache, daß auf das eigentliche Volk von heute eine Kunst wirkt, die mir zunächst den Eindruck des Willkürlichen und Komplizierten macht, so muß ich, der Tatsache dieser Wirkung mich beugend, zu dem Schlusse kommen, daß hier doch wohl, vielleicht dem betreffenden Komponisten selber unbewußt, Kräfte am Werke sind, die in jenem Zeitgeiste wurzeln, der der Nährboden ist des entscheidenden Volksempfindens. Und wenn ich die Entwicklung des sozialen Gedankens aus einem mehr Verstandesmäßigen ins Gefühlsleben erwäge, so ersteht mir die Hoffnung, daß vielleicht gerade die Musik berufen sein wird, die künstlerische Auslösung dieses Empfindens zu bringen. Denn ich glaube, gerade wo das Volk als Ganzes in seinem Gesamtgefühl gefaßt werden muß, wird sich immer die Musik als das geeignetste Mittel dazu erweisen.

Schon einmal hat die Musik den vollkommenen Ausdruck einer Idee gefunden, deren Größe darin beruhte, daß der einzelne bewußt sein nur ihm Gehöriges aufgab, um im Empfinden der Gesamtheit unterzutauchen und dieses Empfinden dadurch als Ganzes in dem ihm gehörenden Anteil zu verstärken. Der Katholizismus, der den Gedanken des Kirchlichen als eines die Welt umspannenden Verhältnisses zu Gott am höchsten ausgebildet hat, schuf sich jene kontrapunktische Chormusik, als deren Gipfel wir Palestrina bewundern. Was durch hundert Jahre und mehr eine gelehrte Klügelei und eine willkürliche Spielerei zu sein schien, wurde in der Hand dieses Meisters und mancher ihm Nahestehender zum überzeugenden Ausdruck einer Empfindungswelt, in der Millionen heimisch waren. Als diese Empfindungswelt an Überzeugungskraft verlor, mußte auch diese Kunst zugrunde gehen. Es ist begreiflich, wenn die katholische Kirche diesen Stil als den eigentlichen Kunststil ihrer Musik noch heute verkündet; es ist aber ebenso natürlich, daß diese Musik das Empfinden der heute die katholische Kirche füllenden Menge nicht mehr zu befriedigen vermag.

Um so überraschender ist es andererseits auf den ersten Blick, daß das religiöse Empfinden der Gegenwart keinen tieferen Ausdruck kennt, als die Musik Joh. Seb. Bachs. Niemals ist dieser Künstler so populär gewesen, wie heute. Es kann keinen stärkeren Beweis für die Überlegenheit des Geistes über alle Form geben. Denn während sonst gerade die musikalische Formgebung so rasch veraltet,

berührt der Geist Bachs unser dogmenloses Religionsempfinden so verwandt, daß wir ihn als den Künder unseres religiösen Erlebens empfinden, ihn, der selber sicher niemals an eine Auflehnung gegen das Dogma gedacht hat. Aber die Welt des Pietismus hatte in ihm das religiöse Fühlen von dem kirchlichen Denken befreit.

Schier gleichzeitig schuf Händel den Ausdruck für ein starkes Nationalempfinden, für das bürgerliche Zusammengehörigkeitsgefühl, ja für den Staatsgedanken in den gewaltigen Chören seiner Oratorien. Wohl war Händel ein Sohn des staatlich zerrissenen Deutschlands, das damals sich auf seine Nationalität gar nicht besinnen konnte. Aber sein Oratorium war auf englischem Boden entstanden, bei dem Volke, das die Idee des Nationalstaates am höchsten verkörpert. Ein Musiker war es auch, der trotz der Not persönlichen Lebens viel reiner als der Olympier Goethe der Idee der Weltfreude und der Überwindungsmöglichkeit aller Erdenschwere den Ausdruck gab: Mozart.

Aber noch war die Welt nicht reif für diesen Zustand apollinischer Klarheit. Die Freude des Geknechteten ist Rausch oder Schlaf. Nur der Freie kann in der sicheren Herrschaft über sich selbst wahrhaft froh sein, und so wuchs aus den Freiheitsgewittern der französischen Revolution heraus als schönste künstlerische Frucht der neuen Zeit die Musik Beethovens. Erst kämpfte er den Freiheitskampf des Individuums; dann aber wuchs ihm in steigendem Maße alles persönliche Empfinden ins allgemeine. So sehr fühlte er sich als Sprecher der Menschheit, deren Leiden er auf sich nahm, daß er im Schlußsatz der Neunten diese Menschheit körperlich aufrief, um mit ihm hinauszusingen: „Freude, schöner Götterfunken!"

Durch Beethoven ist der Musik erst zum Bewußtsein gekommen, daß sie an ihrem Teil mitarbeiten kann an den Ideen der Menschheit, und darum strebte sie seit ihm nach den Möglichkeiten eines deutlichen Ausdrucks.

Die ganze Entwicklung unserer Orchestermusik zur sinfonischen Dichtung und Programmsinfonie ist dafür Zeuge. Unverkennbar liegt in diesem Streben nach Deutlichkeit das Verlangen, zu möglichst weiten Kreisen des Volkes sprechen zu können. Nicht umsonst haben so viele sinfonische Dichtungen philosophischen Charakter, sind geradezu Lebensprogramme. Es genügte der Musik nicht, bloß Verschönerin eines geselligen Lebens zu sein, sie wollte Mitbildnerin der Gesellschaft werden. Keiner hat das stärker verkündet, als Richard Wagner, der auch am tiefsten die Idee in sich trug, daß das Volk Mitbildner sei der Kunst und darum nach der Volkskunst strebte. Wäre zu seiner Zeit der soziale Gedanke bereits so stark entwickelt gewesen wie heute, keiner hätte eher als er ihm die künstlerische Aussprache gebracht. Aber er stand allein und so suchte er in der neuen Aussprache der stärksten Idee der Vergangenheit das Heil. Wir wollen uns aber daran erinnern, daß nicht nur Wagner, sondern auch Franz Liszt, der stärkste Anreger für die sinfonische Musik, von den Ideen eines geistigen Sozialismus erfüllt war.

Indessen, so neuartig das Schaffen beider von ihrer Zeit empfunden wurde, wir gewinnen doch immer mehr die Einsicht, daß es den Abschluß langer Entwicklungen bedeutete. Und so stark wir am Erbe dieser Meister zehren, so viel wir

mit der Verarbeitung des von ihnen Gebotenen auch noch jetzt zu tun haben, es ist doch unverkennbar, daß sich ein Neues vorbereitet. Wir sind am Schmieden der Waffen für die Eroberung dieses Neulandes. Die Vermehrung des Musikkörpers allein reicht nicht aus. Die ungeheure Steigerung der polyphonen Stimmführung erinnert uns, daß die Musik schon, als sie das erstemal Ausdruck einer Allgemeinidee wurde, eine Polyphonie entwickeln mußte. (Katholische Kirchenmusik.) Aber auch das scheint nicht zu genügen, es ist ein ungeahntes Suchen, ein Mühen um Farben, um ganz neue Ausdrucksmittel. Die Grenzen der alten Tonarten werden eingerissen. Selbst die Innenarchitektur der Tonleitern gerät ins Wanken und damit das Fundament der früheren musikalischen Formgestaltung.

Der Beobachter kann nur diese Erscheinungen feststellen, die zunächst vielfach den Eindruck der Willkür machen. Aber aus der Geschichte der Kunst erfüllt ihn die Scheu vor dem Walten einer großen Notwendigkeit. Wie oft dienen wir nur, wenn wir zu herrschen meinen. Und so muß die Zeit kommen, wo der Künstler ersteht, der unserem Sehnen Erfüllung bringt, der die neugeschmiedeten Waffen nutzt, um für unsere Zeit die Kunst und der Kunst unsere Zeit zu erobern.



Hans und Ingeborg von Bronsart

Auch der Tod hat diesen Bund der Liebe und Kunst nicht für lange zu trennen vermocht. Seiner am 17. Juni dieses Jahres verschiedenen Gattin ist Hans von Bronsart am 5. November ins Grab gefolgt. Mit dem Gedenken an das edle Künstlerpaar ersteht die Erinnerung an die glänzende Kampfzeit der neudeutschen Musik unter Liszts Führung in Weimar.

„Frau Musika“ sagen wir, und wer für die weltliche Göttin nach christlichem Ersatz sucht, findet im tönereichen Heiligenhimmel eine Schutzpatronin der Musik. Um so merkwürdiger, daß weder die heidnische Frau Musika noch die christliche Jungfrau Cäcilia die höchste Segnung ihren Geschlechtsgenossinnen zugewendet haben. In keiner Kunst — die wahlverwandte Architektur allenfalls ausgenommen — haben die Frauen sich so wenig schöpferisch betätigt, wie in der Musik. Das ist um so auffallender, als, seitdem es eine öffentliche Oper und andererseits eine Hausmusik gibt, die Frauen sich in ausgiebigstem Maße und mit glänzendem Erfolg als reproduzierende Musiker betätigt haben. Ja im heutigen Konzertleben überwiegen unter den Solisten der Zahl nach die Frauen. Dagegen braucht man noch nicht einmal die Finger einer Hand, um jene Komponistinnen aufzuzählen, denen es gelungen ist, auch nur die öffentliche Aufmerksamkeit für ihr Schaffen zu erzwingen, geschweige denn bedeutsamer in die Entwicklung einzugreifen.

In Deutschland war durch Jahrzehnte die einzige Komponistin, die in Fachkreisen ernst genommen und einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde, Frau Ingeborg Bronsart von Schellendorf. Sie war am 24. August 1840 in Petersburg von schwedischen Eltern (Starck) geboren und erhielt frühzeitig den Unterricht Adolf Henselts. Ihre ganz ungewöhnliche Begabung, die sich auch früh für Komposition bewährte, gewann ihr die fördernde Teilnahme Anton Rubinsteins und bald so große pianistische Erfolge in Paris und Berlin, daß man in Hannover es wagen konnte, sie als Partnerin Franz Liszts auftreten zu lassen. Natürlich zog es auch sie in den Bannkreis dieses einzigartigen Mannes, und so trat sie in

jene Tafelrunde der „neudeutschen" Musik, die Weimar nach dem goldenen nun auch noch zu einem silbernen Kunstzeitalter um die Jahrhundertmitte verhalf.

Liszt schreibt in jener Zeit (1859) über sie an Louis Köhler: „Als eine außerordentlich begabte Künstlernatur habe ich Fräulein Starck sehr liebgewonnen. Dasselbe wird Ihnen passieren, wenn Sie ihre merkwürdige Sonate hören. Obendrein komponiert Ingeborg allerlei Fugen, Toккatas usw. Ich bemerkte ihr neulich, daß sie eigentlich gar nicht danach aussähe. ‚Es ist mir auch ganz recht, keine Fugenmiene zu besitzen', war ihre treffende Antwort."

Die kenntnisreiche Chronistin des nachklassischen Weimar, Adelheid von Schorn, bemerkt dazu: „Fräulein Starck war so schön, daß sie alle Herzen in Bewegung setzte. Die Zeit, die sie mit ihrer Schwester hier zubrachte, war eine genußreiche für den ganzen jugendlichen Schülerkreis, aber auch eine stürmische, bis ihre Verlobung mit Hans von Bronsart allen Kämpfen ein Ziel setzte."

Nach der 1861 geschlossenen Vermählung trat sie als Pianistin nicht mehr öffentlich auf, überraschte aber im Frühjahr 1873 durch die Komposition von Goethes „Jery und Bätely". Es folgten dann noch drei andere dramatische Werke, darunter der doch vielfach recht packende „Hjarne" und der groß angelegte „Manfred". Ihr künstlerisch Bestes gab sie in ihren Klavierwerken, vornehmen und wirkungsvollen Vertretern einer gehobenen Hausmusik.

Hans Bronsart von Schellendorf war zehn Jahre älter als seine Gattin. Am 11. Februar 1830 wurde er in Berlin als Sohn eines Generalleutnants geboren. Zwei seiner Brüder wurden Kriegsminister. In ihm selbst zeigte sich das ererbte Soldatenblut nicht nur in einer bei Künstlern seltenen puritanischen Strenge der Lebensauffassung, einer „rauhen Tugend" der Geradheit und peinlichen Pflichttreue; es brach auch mit schäumender Kraft hervor, als 1870 zu den Waffen rief. Da verließ der Hannoversche Theaterintendant Amt und Familie und zog mit. Vor Metz hat er mitgekämpft.

In dem heftigen Kriege um die neudeutsche Musik, der nicht bloß Tinte, sondern auch viel Herzblut gekostet hat, war Bronsart einer der tapfersten und treuesten Kämpfer.

Er war aus der konservativen Schule Dehns hervorgegangen, dessen theoretischen Unterricht er während seiner Berliner Universitätsstudien (1849—52) genoß. Dann zog auch ihn die Sonne Liszts, die den Namen Weimars für jeden Musiker vergoldete, in ihren Bann. Da war er nun Hans II. Außer Hans I., dem Feuerherz und Flammenkopf Bülow, war keiner dem von dieser Jugend noch weit mehr als von der Welt vergötterten Liszt lieber, als der ernste, gediegene und grundvornehme Bronsart, der in allem Bülows Widerspiel war, außer in dieser Liebe und der rückhaltlosen Hingabe an die Kunst. Vielleicht brachte gerade ihre Sonderart die beiden so eng zueinander, daß ihre Freundschaft auch den schwersten Gewichten, mit denen die Zeit und allerlei Schicksale sie belasteten, standhielt. Bülows Witwe schreibt darüber (Frankf. Ztg. vom 12. Nov.): „Als Bülows Freund ist Bronsart eine ergreifende Gestalt durch sein tiefes Verstehen, seine uneigennützige Hingebung, die durch keine Probe zu erschütternde Achtung vor dem Kern eines Wesens, das in wichtigen Punkten dem seinen entgegengesetzt war, der unbedingte Glaube an Bülows edles Wollen, die echte Bescheidenheit, die ihn stets den Abstand von dem Größeren betonen läßt, neidlose Bewunderung und zugleich der edle Mut der Offenheit, ohne welchen es keine wirkliche Freundschaft gibt."

Bronsart war ein trefflicher Pianist und ausgezeichneter Kammermusiker. Da aber seiner Art das für die Öffentlichkeit Faszinierende abging, mußte es ihm naheliegen, nach einer sicheren Grundlage für seinen 1862 begründeten Hausstand zu suchen. Nach einigen Dirigentenjahren wurde er 1867 Intendant des Königlichen Theaters in Hannover, für das eine Glanzzeit anbrach, als die beiden Hanse gemeinsam Hand in Hand arbeiteten. Leider ertrug Hans von Bülow keine andere Fessel, als die seines Temperaments, das ihn trotz besten Willens immer wieder überwältigte. So dauerte der Bund trotz aller Liebesmüh Bronsarts nur zwei Jahre.

1887 übernahm Bronsart die Stelle des Intendanten in Weimar. Wieviel er von Liszts Entdeckerfähigkeit der jungen Begabung abbekommen hatte, mögen drei Beispiele belegen: er hat den jungen Richard Strauß als Opernkapellmeister „entdeckt"; er hat im jungen Brandt den besten Szenenkünstler der deutschen Opernbühne gewonnen; er hat 1893 dem deutschen Volke Humperdincks „Hänsel und Gretel" unter den Weihnachtsbaum gelegt.

1897 hat Bronsart seinen Abschied genommen und seither zu Petrisau am Achensee gelebt.

Hätte Bronsart seine einflußreiche Stellung jemals für sich selbst ausgenutzt, so wären seine Kompositionen heute nicht so unbekannt. Aber so litt unter seiner „Unparteilichkeit" niemand außer ihm selbst, da er jeden Anschein, daß seine Kompositionen aus persönlichen Gründen aufgeführt würden, peinlich mied. Der Querkopf Bülow freilich spielte das Fis-Moll-Konzert sehr gern und gewann damit starke Erfolge. Auch das Trio in G-Moll ist dankbar und noch viele Klavierkompositionen. Des Komponisten Tod sollte Veranlassung werden, seine „Frühlingsphantasie" und die Chorsinfonie „In den Alpen" wieder einmal aufzuführen. Es lebt viel echte Kraft in dieser etwas allzu vornehm zurückhaltenden Kunst; und wir haben heute eine so ehrliche Kunst dringend nötig. St.



Vom Kinderliede

Wie es uns in fremden Landen so froh stimmt, wenn unerwartet Worte der heimatlichen Zunge an unser Ohr schlagen, so eigen berührt es uns wohl auch, wenn wir plötzlich wieder einmal alte, uns wohlvertraute Kinderlieder vernehmen. Die eigene Kindheit mit ihren Spielen und Träumen steigt im Nu vor unsrer Seele auf und entrückt uns auf einige Augenblicke der Gegenwart. Ein eigenartiger Zauber ruht doch in den schlichten Weisen, die heute noch genau so oder doch nur wenig verändert von den frischen Lippen unsrer Kleinen ertönen, wie sie einst von unsern Altvordern gesungen wurden. Kinder- und Volkslieder haben wohl das gleiche hochansehnliche Alter.

Am ältesten dürften vielleicht die naiven Liedchen und Reime sein, welche die Spiele der Kinder begleiten. Sie haben auch sicherlich die meiste Aussicht, den Wandel der Zeiten zu überdauern. Manche von ihnen haben im Laufe der Jahre hinsichtlich der Worte und auch der Weise irgendeine kleine Veränderung erfahren, aber der Kern blieb deutlich erkennbar. Die Verfasser sind wie bei den Volksliedern meist nicht zu ermitteln. Manche der Kinder- und Spielliedchen haben zweifellos zärtliche Mütter aus übervollem Herzen ihren Lieblingen an der Wiege ersonnen und gesungen, wie sie ihnen der Augenblick eingab; oder kinderliebe Leute, die mit den Kleinen noch zu fühlen vermochten, wußten in stillen Abenddämmerstunden sagenhafte Begebenheiten in Liedform zu improvisieren. Diese einfachen Liedchen pflanzten sich leicht und schnell von Mund zu Mund fort, und so ist es nicht verwunderlich, wenn dieselben Weisen sowohl am Fuße der Alpen wie an der Küste der Nord- und Ostsee, an den rebenbekränzten Ufern des Rheins wie an den waldumsäumten Seen Ostpreußens erklingen. Diese schlichten, innigen Weisen sind wirklich Gemeingut des deutschen Volkes geworden und werden das für immer auch bleiben.

Wir sind heute in der glücklichen Lage, reichhaltige und dabei wohlfeile Sammlungen solcher Liedchen uns verschaffen zu können. Ich weise nur auf die unter dem Titel „Macht auf das Tor!" bei W. Langewiesche erschienene Auswahl hin oder auf die „Fünfzig Melodien zu alten Kinderliedern" bei Nister in Nürnberg. Auch in den mit Bildschmuck versehenen starken Bänden, die unter der Flagge „Unser Liederbuch" (Schott-Mainz), „Kindersang — Heimatklang" (Scholz-Mainz) oder „Deutsches Kinderliederbuch" (bei Perthes-Gotha)

aufgetaucht sind, bringen neben modernen Kunstkinderliedern alte, wohlbekannte Weisen in mehr oder weniger geschmackvollem musikalischen Gewande.

Durch diese Sammlung werden wir, wie schon gesagt, auch mit den neueren und neuesten Erzeugnissen bekannt gemacht. Das größte Ansehen unter den Kinderliedkomponisten genoß bisher wohl Karl Reinecke, der drei ansehnliche Bände bei Breitkopf & Härtel herausgab und als der Klassiker des Kinderliedes gilt. Heute mehren sich die Stimmen, die ihm den vielleicht etwas übereilt verliehenen Lorbeer absprechen; denn in das Volk eingedrungen ist kaum eines der an sich reizvollen Lieder. Schon die Auswahl der Texte verhinderte eine allgemeine Verbreitung unter die weitere Kinderwelt. Die Mehrzahl sind Mädchenlieder mit altmodischen, für das jetzige Geschlecht wenig oder gar nicht passenden Texten. Etwas besser ist W. Taubert vom Schicksal bedacht worden: der „Bauer und sein Taubenhaus" und sein „Wiegenlied" erfreuen sich großer Beliebtheit und werden oft und gern gesungen.

Fragen wir nach der Ursache dieser Erscheinung, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Worte eines Liedes für sein Forttönen ungefähr ebenso wichtig sind wie die Textunterlage für eine Oper. Auszunehmen wären hierbei nur die Spiellieder, deren Worte oft mehr noch als naiv sind. Aber sie werden mit Vorliebe gesungen, wenn ihnen irgendein Geschehnis zugrunde liegt. Wenn von Mozart (?), Weber, Brahms und Taubert die Wiegenlieder vielfach gesungen werden, so spricht dieser Umstand noch nicht dafür, daß es wirkliche Kinderlieder wären. Ich möchte daher sämtliche Wiegen- und Schlummerliedchen ohne weiteres ausscheiden; denn sie werden ja im Grunde genommen nur von Erwachsenen gesungen oder in den Mädchenklassen auf höheren Befehl. Dagegen haben erfahrungsgemäß von den Kinderliedern diejenigen die meiste Aussicht, in den dauernden Besitz der Kinder überzugehen, welche bei den Spielen verwendet werden können. So mußten sich die Reigen- und Spiellieder von E. Jaques-Dalcroze in der französischen Schweiz aller Herzen erobern. Die wenig glücklichen Übersetzungen haben vielleicht bisher verhindert, daß die zum großen Teil entzückenden Liedchen ihren Siegeszug in Deutschlands Gaue gehalten haben, wo sie bei Schulfesten und im Hause Verwendung finden könnten. Doch ohne Instrumentalbegleitung dürften sie sich schwerlich einbürgern, da sie in rhythmischer und melodischer Hinsicht meist recht musikalische Kinder voraussetzen. Dieser Vorwurf trifft leider auch die Mehrzahl der im letzten Jahrzehnt geschaffenen Kinderlieder.

Gerade für die Kinderwelt ist neuerdings ein wahrer Liederfrühling angebrochen. Seit Richard und Paula Dehmel den Kleinen die neben einigen üblen Mißgriffen vielfach prächtigen Fitzebutze-Gedichte schenkten, ist ein erfreuliches Knospen im deutschen Dichterwalde zu spüren: so bescherte uns Adolf Holst seinen wirklich „Allerliebsten Plunder"; Emil Weber streute mit „Sonne und Wind" gar köstliche Gaben für Mädchen und Knaben aus; Ernst Ludwig Schellenberg erfreute erst kürzlich unsre Lieblinge durch wunderhübsche „Kinderlieder", Paula Dehmel bewies mit ihrem famosen „Rumpumpel" aufs neue ihre besondere Begabung für diese Gattung, und Martin Boelitz zeigte in seiner Sammlung „Allen zur Freude" überzeugend, daß neben Goethe E. Mörike, Martin Greif, Gustav Falke, Viktor Blüthgen, Johannes Trojan und noch viele andere hier und da in der Tat reizvolle Kindergedichte zu Papier gebracht haben, denen man auch wirklich dichterische Qualitäten nachrühmen kann und die Fragen und Dinge berühren, die unsre heutige Jugend auch wirklich lebhaft interessieren. Was Wunder, wenn wir Tondichter solchen Anregungen folgten und die Welt mit unsern musikalischen Eingebungen mehr oder weniger beglückten!

Wie schon einmal gesagt, sind nicht alle diese Vertonungen für den Kindermund geeignet. Viele von den Liedern sind sicherlich mehr zum Vorsingen bestimmt, und darum möchte ich die Kinderlieder einteilen in solche, die nur zum Vorsingen oder zum Mitsingen ersonnen sind, und solche zum Alleinsingen.

Ich möchte hier auf die hervorstechendsten Neuerscheinungen hinweisen. In erster

Linie kämen da in Betracht: Franziskus Nagler mit seinem op. 75 „Selige, fröhliche Kinderzeit!“ (14 Kinderlieder von E. L. Schellenberg), Joseph Haas mit „Rum bidi bum“ (10 Kinderlieder), Heinrich Kaspar Schmid mit „Ringelreihen“ (23 Kinderlieder von Albert Sergel), Reinhold Becker (8 Kinderlieder von Olga Becker) und — die lieben Leser des Türmers wollen mir die Unbescheidenheit verzeihen — Martin Frey (Fitzebutze-Lieder, Soldatenlieder für kleine Rekruten, Lieder fürs Haus, Fünf neue Kinderlieder, Lieder aus „Rumpumpel“, Musikalisches Bilderbuch und „Sechs neue Weihnachtslieder“). Nicht zu vergessen wären auch Gustav Lewin, Richard Wintzer, Elisabeth Wintzer und Katharina von Rennes.

Manche Mutter wird freilich bedauern, daß in all den genannten Heften schwere und leichtere Lieder bunt durcheinander gewürfelt sind, daß manche Liedchen auf den Umfang der kindlichen Stimme so gut wie gar keine Rücksicht nehmen oder daß zu schwierige Intervalle den Kleinen Mühe machen. Doch „Wat sall ick dorbi daun!“ muß ich da mit Jochen Nüßler sagen, „'t is all so, as dat Ledder is“. Die Kleinen werden ja mit der Zeit größer und sicherer; die Eltern müssen mit pädagogischem Verständnisse eine Auswahl treffen und die schwierigeren Lieder einstweilen den Kindern vorsingen. Und es wäre den Müttern recht dringend zu raten, so oft als möglich mit den Kindern so zu musizieren, weil auf diese Weise am ehesten ein wirksamer Damm gegen die Flut musikalischer Schundliteratur errichtet würde.

Freilich wird man auch zuweilen auf eine „schlichte Weise“ stoßen, die alles andere ist, aber keine schlichte Weise. Wer sich überzeugen will, was in der Hinsicht möglich ist, sehe zu, wie zuweilen Max Reger das schwerste Geschütz auffahren läßt, um mit Kanonen nach Spatzen zu schießen. Man betrachte einmal seine musikalische Einkleidung des reizenden Kindergedichtchens „Knecht Ruprecht“ von Martin Boelitz! Gelingt es ihm in den zwei einleitenden Takten der linken Hand, den schwerfälligen Schritt des Weihnachtsmannes treffend zu malen, so sucht doch die musikalische Unnatur der melodischen Linie ihresgleichen. Nach sieben Halbtonschritten ein Sprung in die kleine Septime, dann wieder sieben chromatische Stufen, zur Abwechslung einmal eine Terz, dann erquicken wieder eine ganze Anzahl kleine Sekundenschritte unser Ohr. Eine geschraubte Linie von Anfang bis zum Schlusse! Nicht viele Mütter werden imstande sein, diese „schlichte Weise“, wie sie der Komponist verheißungsvoll nennt, den Kleinen vorzusingen. Aber auch die Begleitung geht über den Rahmen des beim Kinderliede Erlaubten hinaus. Ähnliche Nüsse zu knacken gibt Reger aber auch in den anderen Lidern des Heftes.

Am Schlusse möchte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den sangeslustigen Eltern musikalischer Kinder Luthers mahnende Worte an die Ratsherren deutscher Städte zuzurufen: „Kauft, denn der Markt ist vor der Tür!“

Die Eltern wollen dabei bedenken, daß durch die Pflege guter Hausmusik — und die Kinderlieder gehören zweifellos dazu — ein wirksamer Kampf gegen die Verflachung durch seichte Musik geführt wird.

Martin Frey

* * *

Allzu bescheiden hat im obigen Aufsatz Martin Frey seine Stellung als Kinderlieder-Komponist umschrieben. Er steht hier unter den Lebenden an der ersten Stelle nicht nur durch die Zahl seiner Schöpfungen, sondern auch durch ihre Güte und ihre ganz natürliche Kindlichkeit. Das bedeutet, daß diese Lieder den Großen ebenso willkommen sein werden. Man hole sich ins musikalische Haus diese in Steingräbers Verlag zu Leipzig erschienenen Hefte: „Soldatenlieder für kleine Rekruten“, „Fünf neue Kinderlieder“, „Acht Kinderlieder“, „Lieder fürs Haus“, „Allerlei Neck- und Liebeslieder“; ferner „Sechs neue Weihnachtslieder“ (Leipzig, Karl Merseburger) und „Fünf Kinderlieder aus Fitzebutze“.

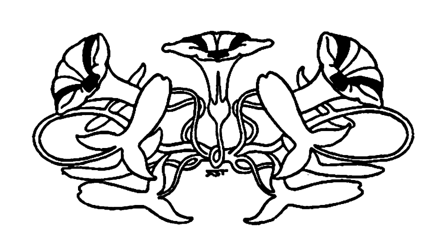
Unsere „Weihnachtsmusik“ gibt ein gutes Beispiel für die schlichte, feine und auch formal künstlerische Art des Komponisten. Wie hübsch und ungezwungen macht es sich, daß das Hauptthema der Hirtenweise als Kontrapunkt zu „Stille Nacht“ zu verwerten war.

Zwei Musikbibliotheken

Indem ich mir die Würdigung einer Reihe von Musikbüchern für das nächste Türmerheft, das ja auch noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheint, verspare, will ich heute nur auf zwei Bibliotheken von Musikalien hinweisen, die beide in ihrer Art für das musikalische Haus von großer Bedeutung sind. Gewiß ist es auffällig, daß die für die Literatur längst eingeführten Klassikerbibliotheken in der Musik noch keine rechte Nachahmung gefunden haben, so viel sogenannte Editionen es auch gibt, in denen die Werke der Musikklassiker für billiges Geld zu haben sind.

Jetzt macht die Universal-Edition in Wien einen bedeutenden, sehr schön gelungenen Anfang mit einer achtbändigen Ausgabe „Klassiker der Tonkunst“, die die bedeutendsten Werke der Klavierliteratur, die den Grundstock einer jeden häuslichen Musikbibliothek bilden, umfaßt. Jeder dieser gut gebundenen Foliobände kostet 6 *M* und bringt außer den wichtigsten Klavierwerken der einzelnen Künstler eine größere ästhetische Einleitung in Wesen und Schaffen der Komponisten, daran anschließend sehr übersichtlich angeordnete biographische Daten und endlich eine Sammlung charakteristischer Bildnisse, Faksimiles und dergleichen. Die biographischen Daten sind in allen Bänden von Hedwig Neumayr beigesteuert. Die biographischen Einleitungen stammen zu Band 1: Joh. Seb. Bach, von Albert Schweitzer; zu Band 2: Ludwig van Beethoven, von Thomas-San-Galli; zu Band 3: Friedrich Chopin, von Hugo Leichtentritt; zu Band 4: G. F. Händel und Joseph Haydn, von Richard Batka; zu Band 5: Mendelssohn-Bartholdy und C. M. von Weber, von Leopold Schmidt; zu Band 6: Mozart, von Karl Storck; zu Band 7: Schubert, von Paul Bekker; zu Band 8: Schumann, von Richard Batka. Die einzeln käuflichen Bände bilden ein sehr schönes Festgeschenk für jedes musikalische Haus.

Dann haben wir jetzt auch eine musikalische Universalbibliothek erhalten als Edition Schott, in der dieser bekannte Mainzer Verlag zunächst über zweitausendsiebenhundert Nummern veröffentlicht hat, jede zu 20 Pfg. Neben einer reichen Auswahl von Opern und Unterhaltungsmusik, Liedern, Tänzen, Märschen finden wir eine reichhaltige klassische Abteilung und als besonders willkommene Gabe die Werke Richard Wagners. Die Ausstattung in Druck und Papier genügt den höchsten Ansprüchen. Die Bearbeitung des musikalischen Textes liegt in den Händen berufener Fachleute.





Bureaukratische Schriftstellerei

Im Kabinett des Königs von Bayern hat ein hoher Beamter alle persönlichen Kundgebungen des Königs schriftstellerisch zu formen. Eine solche Hilfskraft wäre auch anderweit vonnöten.

Sonderbar war die Thronrede des Herzogs Ernst August von Braunschweig. Etliche Tage vor dem feierlichen Einzug entworfen, diskontierte sie bereits den allerdings mit Sicherheit zu erwartenden Jubel der Bevölkerung aus diesem Anlaß. Anstatt aber die Empfindungen des Herzogs zum Ausdruck zu bringen, besagte sie wörtlich: „Die mich beseelenden Gefühle habe ich bereits in dem Patente, mittelst dessen ich die Regierung angetreten habe, ausgesprochen.“

Welch ein Satz! Holprig in der Form, ohne Geist, ohne Herz — ein Muster bureaukratischer Schreiberei! P. D.

*

Ein Weiheakt

Am 8. November 1913 empfing König Ludwig III. von Bayern in der K. Residenz das diplomatische Korps in Audienz. Der Apostolische Nuntius, Monsignore Dr. Frühwirth, gab in einer Ansprache der Freude des diplomatischen Korps über die Thronbesteigung Ausdruck: „— — Cette joie, elle est partagée par Nous, Membres du Corps diplomatique accrédité près Votre Majesté; et, en ce moment, au nom de mes Collègues, et au mien j'ai l'insigne honneur de déposer aux pieds de Votre auguste Trône l'expression de notre commune allégresse.“

Da der Gedanke unfaßlich ist, daß der Führer des diplomatischen Korps bei einiger Beherrschung der deutschen Sprache einem deutschen Fürsten an einem deutschen Hofe französisch zur Thronbesteigung gratuliert, so bleibt nur die Erklärung übrig, daß der Monsignore der deutschen Sprache nicht genügend mächtig ist, um seine Empfindungen in deutschen Worten auszudrücken. In diesem Falle aber hätte „der Vorzug und die Ehre“, im Namen der Kollegen zu sprechen, ohne die überzarte Rücksichtnahme auf das höfische Zeremoniell einem andern zuteil werden müssen — —

Indessen hat sich König Ludwig III. in warmen Worten für die Ansprache bedankt, und die „Bayrische Staatszeitung“ beeilte sich pflichtschuldigst, den Urtext und die Übersetzung der Weiherede den getreuen Untertanen zu vermitteln.

Und das im Jubeljahre 1913!

*

Universitätsstudium und Hinterhaus

Über den Tübinger Professor v. Below ergrimmten ein paar Blätter, weil er auf dem letzten Hochschullehrertag gesagt haben sollte: die Gründung neuer Universitäten müßte die Folge haben, daß, nun sie's am Orte selber tun könnten, auch die Kinder von Subalternbeamten studierten. Herr v. Below hat das nicht gesagt. Er hat's hinterher richtiggestellt und gleichzeitig darauf verwiesen, daß ihm just aus der Schicht der Subalternen liebe und erfolgreiche Schüler erwuchsen. Es

hieße ja in der Tat auch die Nation zur Unfruchtbarkeit verdammen, wollten wir uns dem Zustrom starker Begabungen aus den noch unverbrauchten Gruppen der Gesellschaft verschließen. Indes, Ihr Herren, die Begabungen brauchen wir aus der Tiefe und den Mittelklassen, wohlverstanden: nur die Begabungen. Wer in der Welt lebt, weiß aber, wie oft, ob unserer törichten Überschätzung gelehrter Studien, aus dem Hinterhaus, aus Portierstuben und Krämerläden auch die zu solchen Studien durchaus Ungeeigneten den hohen Schulen zustreben. Um dann doch früher oder später, so oder so, vom Leben zerbrochen zu werden. Darum (weil dem Zug auch der Minderbegabten zur Universität ohnehin nicht gewehrt werden kann) wird man am Ende sagen dürfen: unter zwei gleich wenig Begabten ist es immer noch besser, der aus den höheren Ständen Stammende studiert, als der Sohn kleiner Leute. Nicht bloß aus dem ein wenig sentimentalen Grunde, daß der soziale Abstieg bitterer ist als das Verharren in der Schicht, in die man geboren wurde. Auch aus dem anderen, durchaus realistischen, daß jener aus dem Elternhause allerlei ererbte oder anerzogene Fertigkeiten und Fähigkeiten mitbringt, die selbst da, wo der Intellekt nicht ganz ausreicht, ihn eine einigermaßen erträgliche Figur machen lassen. Das sind, möchte ich meinen, Binsenwahrheiten. Aber so groß wurde die Wucht des populären Vorurteils und die starre Unduldsamkeit, mit der es seine Ansprüche geltend macht, daß man sich erst aufraffen muß, um dergleichen auszusprechen. R. B.

*

Wir sind keine Griechen

Über dem Portal der Friedhofkapelle auf dem Sennefriedhof in Bielefeld ist der Tod als sitzende männliche Gestalt, die in der Hand eine umgestürzte Fackel hält, dargestellt, und zwar ohne Gewandung. Der Vorstand der Altstädter Kirchengemeinde hat deshalb beim Magistrat die Entfernung des Reliefbildes verlangt. Gegen diese Forderung wendet sich in dem Bielefelder Blatt „Fortschritt" Dr. Frhr. v. Ascheraden. Er führt u. a. aus: „Über die Berechtigung der Nacktheit in der Kunst im allgemeinen nur ein Wort zu verlieren, erscheint überflüssig. Hervorragende Meisterwerke aller Zeiten haben diese Berechtigung erwiesen, selbst dann, wenn der dargestellte Gegenstand obszön, anstößig war. Das Schlüpfrige wird dann eben durch die Kunst der Darstellung geadelt und als solches völlig in den Hintergrund gerückt. Wäre das Relief nun ein Kunstwerk, das einen obszönen Gegenstand behandelte, so würde es als Verzierung für eine Friedhofkapelle nicht geeignet erscheinen. Diese Annahme schaltet aber von selbst als gegenstandslos aus. Es handelt sich vielmehr in vorliegendem Falle um die Verwertung der künstlerisch dargestellten Nacktheit zur Symbolisierung bestimmter abstrakter, in diesem Falle religiöser Vorstellungen. Das ist aber eine Frage, deren Beantwortung lediglich auf dem Gebiete der Kunst liegt. Ihre Beantwortung hat demnach lediglich aus ästhetischen und nicht aus moralischen Gesichtspunkten heraus zu erfolgen."

Ich breche hier die Ausführungen v. Ascheradens ab, die darin gipfeln, die Berechtigung dieser nackten Figur auf dem Bielefelder Friedhofe nachdrücklichst zu betonen. Im Einzelfall müßte man ja erst das Kunstwerk selbst gesehen haben.

Grundsätzlich aber ist zu betonen, daß der Standpunkt des Freiherrn v. Ascheraden durchaus falsch ist. Wenn die Kunst zum Schmuck einer öffentlichen Anlage gar religiösen Charakters aufgerufen wird, so ist ihre Leistung keineswegs bloß von ästhetischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Denn die Kunst dient mit diesem Werke einem bestimmten Zwecke, und so erhebt sich für die Beurteilung auch die Frage: Wie dient sie diesem Zweck? v. Ascheraden sagt selbst, das fragliche Kunstwerk diene zur Symbolisierung einer abstrakten religiösen Idee. Da ist doch eine entscheidende Frage, ob und wie die abstrakte religiöse Idee durch das Kunstwerk symbolisiert wird.

Nun aber widerspricht es entschieden der tiefsten christlichen Vorstellung vom

Tode, ihn als nackten Jüngling darzustellen. Das ist ein durchaus heidnisches Symbol, eine Betonung der Körperlichkeit. Für das Christentum aber erhebt sich auf dem Friedhof stärker, als anderswo, der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Körperlichen, an den Sieg des Seelischen.

Die Ausführungen v. Ascheradens sind von einem großen Teil der Presse zustimmend übernommen worden, und es fehlt nur, daß Muckerei, falsche Prüderie usw. wieder auf den Plan müssen. Es handelt sich aber einfach um eine Gedankenlosigkeit seitens des Künstlers, ein schwächliches Erleben des zu symbolisierenden Gedankens, um die epigonenhafte Wiederholung eines antiken Symbols.

Wir sind nun einmal keine Griechen und haben als deutsche Christen das Recht, unsere Auffassung vom Tode symbolisiert zu sehen.

St.

*

Monismus und Liberalismus

Professor Wilhelm Ostwald, der ein großer Chemiker bleibt, obgleich er vorm Jahr das monistische Jahrhundert eröffnete, beginnt unter den Berliner Wintervergnüglichkeiten zu rangieren. Er hält — Karten zu 1—4 *M*: Religionsstifter sollten es billiger machen — Vorträge über den faden Aufkläricht, den er als neue Religion bezeichnet. Zwischendurch vergeht er sich an den Unmündigen, den Mühseligen und Beladenen, indem er im Verein mit Herrn Liebknecht und dem Zehngebote-Hoffmann sie zum Austritt aus der Kirche auffordert, oder aber er spricht zu verstiegenen Modeweibern und jeweils mit dem neuesten „Ismus“ kokettierenden Schreibern Sonntag nachmittags zu Tee und kleinen Brötchen. Alles in allem hat der Unbefangene den beklemmenden Eindruck, daß ein auf seine Art bedeutender Mann sich selbst bloßstellt. Daß in unserer Zeit geistiger Arbeitsteilung und ins Ungemessene gestiegenen Wissensstoffes auch genialische Fachbegabung (die liegt hier vor) nicht vor Unbildung und Aberwitz sichert.

Seltsamerweise zeigen sich allerhand liberale Blätter beflissen, schützend ihre Hände über den redseligen Alten zu breiten. Als ob der Liberalismus das geringste zu tun hätte mit dem kirchenräuberischen Wesen der Ostwald und Genossen. Liberalismus, scheint mir, ist allem zuvor Toleranz. Aus diesen monistischen Säkularmenschen aber schreit uns das unduldsamste Pfaffentum an, das je Gottes geduldige Sonne bestrahlte. Und hätten sie einmal das Heft in der Hand — nicht eine Stunde dürften wir länger auf unsere Weise Gott suchen, ihn liebhaben und ihm dienen ...

R. B.

*

Kindermarkt

Der Gerichtsassessor Tormin hat kürzlich in einer Versammlung von Gemeindewaisenräten eine eigenartige Statistik mitgeteilt. Danach ist festgestellt worden, daß im Monat März d. J. in 75 deutschen Zeitungen nicht weniger als 572 Anzeigen über Weggabe von Kindern erschienen sind, zu denen noch 668 Gesuche um Kinder kamen, die man (gegen Bezahlung natürlich) aufnehmen wollte. Es zeigt sich also, daß die „Nachfrage“ das „Angebot“ übersteigt. Wundern muß man sich nur darüber, daß derartige Angebote sich so dreist und ungeniert in die Öffentlichkeit wagen. Ein anständiges Blatt wird solche Kinderverkaufsanzeigen ohne weiteres zurückweisen. Um so angebrachter wäre ein schonungsloses Vorgehen gegen denjenigen Teil der Presse, der sich nicht scheut, aus Inseraten der oben bezeichneten Art Kapital zu schlagen. Strenge polizeiliche Strafbestimmungen in diesen Fällen würden zwar den Kinderhandel nicht ausrotten, ihn jedenfalls aber doch ganz beträchtlich erschweren.

L. H.

*

Vom Fortschritt der Roheit

Eine Reise führte mich ins geliebte Vaterland, in den Läden hingen die Ansichtskarten von der „letzten Ballonkatastrophe“, dem Untergang des Marineluftschiffs Nr. 2. Bei einer Reihe von drei solchen Karten war auf dem angehängten Reklamezettel als fette

Überschrift gedruckt: „Die Hauptsache ist und bleibt, daß man rechtzeitig da ist!“

Und mit dieser empörenden Gefühlsgemeinheit konkurrierte auch noch der Dolus der Unwahrheit. Denn wohl zwei dieser Karten, die die daliegenden Trümmer zeigten, beruhten, doch nur gleich unzähligen anderen Bildern, auf wirklichen Photographien; dagegen war das brennend abstürzende Luftschiff zeichnerisch nachträglich konstruiert. Die Karte trug eine Nummer, 3226, es war aber, wenigstens auf der Bildseite, kein Verlag zu ersehen.

Hier und da, u. a. erinnere ich es aus Weimar, hatten die kleinen Ladeninhaber bei jenem Aushängezettel die schamlose Interjektion der behende lügenden Gemeinheit weggeschnitten. Wie lange noch, und der oberste Wahlspruch des neuen und allzu neuen Deutschland, daß „Geschäft Geschäft ist“, hat auch diese kleinbürgerlichen Rückständigkeiten überwunden! Ed. H.

*

Tangos Ende?

Mitten in den allgemeinen Tangotaumel hinein ist wie eine Bombe der kaiserliche Erlaß hineingeplatzt, der den Offizieren sehr ernstlich nahelegt, diesen aus den Spelunken Argentiniens stammenden und von der europäischen Gesellschaft annektierten Tanz zu vermeiden. Wenn man bedenkt, daß der Tango aus nicht weniger als sechzehn äußerst verwickelten Runden besteht, deren gründliche Beherrschung ein eindringliches und langwieriges Studium erfordert, so wird man den Schmerzensschrei verstehen, der sich allenthalben losringt. Denn daß der erfrischend deutliche Wink von oben die so glänzende Laufbahn des Tango ernstlich gefährdet, steht bei der Rolle, die die Uniform in der Gesellschaft spielt, außer Frage. Mit einer Zähre im Auge mußte ein Berliner Mittagsblatt bereits als unmittelbare Wirkung des kaiserlichen Erlasses konstatieren, daß auf dem Ballfest des Vereins Bienenkorb Tango nicht getanzt wurde.

Vernunft fängt wieder an zu sprechen! Wenn der gute, alte, so schmählich davongejagte Walzer wieder zu seinem Recht gelangt sein wird, dann kommt wohl auch einmal die Zeit, wo man mit einem leisen Gefühl der Beschämung auf die Tangoperiode zurückschaut.

*

Der Ordens-Blödsinn

Mit Recht hat Herr Clemens Thieme in Leipzig, der agitatorische Urheber des Völkerschlachtdenkmals, die ihm von Preußen verliehene Auszeichnung zurückgesandt, den Roten Adlerorden vierter Güte, der die normale Brust jedes im Laufe der Jahre älter gewordenen Beamten ziert. In den zur Rechtfertigung der preußischen Behörde bestimmten Zeitungsmitteilungen las man dann, Orden würden eben nach Maßgabe des dem Empfänger zukommenden persönlichen Ranges verliehen, wobei noch die Regel sei, „Ausländer“ um eine Stufe vorzurücken. Der ausländische Patriot Thieme verdankte es demnach nur dieser fremdländischen Eigenschaft, daß nicht gar der Adlerorden fünfter Klasse, falls es solchen gibt, oder etwas Ähnliches seiner Würdigkeit zugemessen wurde.

Naiver als durch diese Belehrungen des beschränkten Untertanenverstandes konnte nicht bewiesen werden, daß nicht etwa der Rang des Verdienstes durch die Orden Ausdruck finden soll. Sondern daß sie im Grunde gar keine richtige „Auszeichnung“ mehr bilden und wesentlich eine abgestufte Tresse zur Hof- und Staatsdieneruniform geworden sind, Äquivalente einer dadurch gesparten Titel- oder Gehaltserhöhung. Das wußte man ja auch im ganzen schon so. Aber der Vorfall wird dazu dienen, diese Einsicht zu vertiefen und Leute, die keinen besseren als den Rang der Unabhängigkeit und Freiwilligkeit besitzen, nachdenklich zu machen, ob sie sich nicht in Zukunft lieber schämen sollen, einen Orden, nicht nur von der ihnen zukommenden bescheidenen Sorte, sondern überhaupt ein solches Gnadenzeichen des Bureaukratismus ohne Inhalt „verliehen“ zu bekommen.

Und da gibt es Menschen, die sich zur Ordensvermittlung für Geld erbieten, und Hofmarschallämter, an welche laut Behauptung im Prozeß Richter und Schwarz (Leipzig, Ende September) 85 000 M angewiesen wurden, um für den Fabrikanten Schulz und dessen Sohn einen Orden zu erreichen.

Ed. H.

*

Ballin I. R.

„Die Hamburg-Amerika-Linie läßt die beiden beim Bremer Vulkan für den Ostasien-Dienst bestellten Dampfer nicht gegen einen festen Preis bauen, sondern zahlt der Werft die Selbstkosten zuzüglich eines bestimmten Gewinnaufschlages. Gleichzeitig empfiehlt die Hamburg-Amerika-Linie dem Reichs-Marine-Amt, seine Schiffsbauten zur Hebung der Rentabilität der Werften in derselben Weise zu vergeben.“ (Zeitungstelegramm.)

*

Falsche Ehrung

Über das geistige und moralische Eigentumsrecht eines Künstlers an seinem Werke sollte ein Zweifel nicht möglich sein. Wenn ein Dichter eine Fassung seines Werkes (sicher mit schwerem Herzen) verwerfen zu müssen glaubt und sich aus innerer Gewissensverpflichtung heraus entschließt, die schwere Arbeit einer neuen Fassung zu leisten, so sind wir Empfangenden verpflichtet, diesen klaren Willen des Dichters zu respektieren.

Bekanntlich hat Gottfried Keller in dieser Weise die ursprüngliche Form seines „Grünen Heinrich“ verworfen und durch eine völlig veränderte ersetzt. Die erste Fassung ist eine bibliographische Seltenheit geworden. Die Verwaltung von Gottfried Kellers Nachlaß beabsichtigt nun, die erste Fassung aufs neue zu veröffentlichen; sie hat sich mit dem Verlage Cotta, dem Verleger der Werke Kellers, und dem Züricher Literarhistoriker Prof. Dr. Emil Ermatinger zusammengetan, um in besonders würdiger Ausstattung eine Ausgabe des „Ur-Heinrich“ zu veranstalten.

Dieses Unternehmen ist aufs schärfste zu verurteilen. Da die erste Fassung des „Grünen Heinrich“ für die Erkenntnis Kellers sehr wichtig ist, mag man allenfalls eine Handausgabe für Fachleute herstellen. Aber die vom Schöpfer verworfene Form eines Kunstwerks in „besonders würdiger Ausstattung“ dem Publikum darzubieten, ist eine Versündigung am klaren Willen dieses Künstlers. Man sollte lieber eine wohlfeile Ausgabe der von ihm gebilligten Ausgabe des „Grünen Heinrich“ veranstalten und so für dessen besseres Bekanntwerden sorgen! S.

*

Eine vergessene Frage

De mortuis nil nisi bene. Aber es gibt die Überlebenden, Verantwortlichen, an die sich die kritische Frage richtet. Sie lautet: Was hatte bei der beklagenswerten amtlichen Probefahrt, die das Marine-Luftschiff „Z 2“ in Flammen zerstörte, ein Gardeleutnant vom Königin-Augusta-Regiment zu tun?

Vielleicht, oder hoffentlich, gibt es eine befriedigende Antwort darauf. Wenn man aber photographiert sieht, wie bei Gelegenheit französischer Flottenmanöver die Kommandobrücken voll von Zivillungerern und Damen sitzen, so kann uns wohl die Besorgnis beschleichen, ob die Gesellschaftspest des Modetreibens nicht auch in unserm Deutschland sich in eine bisher als eisenhart geltende Disziplin und Sachlichkeit hineinfressen möchte und der über „exklusive Beziehungen“ verfügenden privaten Annehmlichkeit die Lücken zum Eindringen schaffen. So durchaus unberechtigt ist es schon nicht mehr, die Möglichkeit von sportlich oder spielerisch abirrenden Gelegenheitsanwendungen hoher oder gradueller Amtsbefugnisse auch bei unserer Land- und Seemacht in das Auge zu fassen. Verhängnisvoller aber könnte nichts in einem Zeitalter sein, wo nur die Strenge des kategorischen Imperativs den Snobismus von allen Seiten noch in Schranken hält. Und nichts schädlicher, um zwar nicht denen, die auf jede bedenkenlose Art ihrer Vergnügungs- und Sensationseitelkeit einen Triumph verschaffen möchten,

wohl aber jenen selbstlosen treuen Deutschen, denen das Vaterland und seine Wehrmacht unantastbar sind, und die die Lasten für sie mit einem heiligen, darbringenden Gefühl gerne auf sich nehmen, die Reinheit der Überzeugung, womit sie die Angriffe auf den Militarismus niederhalten, zu trüben. Ed. H.

*

Titelschacher

Ein ausländischer Abenteurer in Berlin behauptete vor einiger Zeit, daß er in der Lage sei, gegen Zahlung eines Betrages von 3000 M für eine Stiftung den Hofratstitel vom Fürstentum Lippe oder vom Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha zu verschaffen. Darauf erklärte das Lippesche Staatsministerium in Detmold, daß der Mann der Staatsregierung wie der Hofverwaltung gänzlich unbekannt sei.

Besteht wirklich von seiten der beiden Höfe nichts, was einem Titelhandel ähnlich sieht?

Vor dem Ehrengericht der Ärztekammer für Berlin-Brandenburg wurde im Jahre 1908 der Mediziner Dr. Weißbein und mittelbar auch sein Genosse Dr. Semjon Lipliawsky aus Rußland „wegen der Verbindung mit chemischen Fabriken zwecks Reklamebetrieb“ mit einem Verweise bestraft. Die beiden waren als medizinischer Beirat bei einer Berliner Firma, die sich hauptsächlich mit der Fabrikation von Hämorrhoidalsuppositorien und eines Potenzerhöhungsmittels befaßt, mit einem festen Gehalt von 3000 M und einer (selbstverständlich nach den geschäftlichen Erfolgen sich richtenden) „Extragratifikation“ angestellt, hatten als Redakteure der „Russischen Medizinischen Rundschau“ Reklamen in den redaktionellen Teil hineingebracht und nebst anderen Verstößen auch Patientenschacher durch Zuführung russischer Kranken zu gewissen Berliner Ärzten gewerbsmäßig gegen Gebühr betrieben, so daß das ehrengerichtliche Erkenntnis sehr milde erschien. Näheres darüber in der „Berliner Ärzte-Korrespondenz“ Nr. 16 vom 19. April 1913.

Anfang 1913 erhielt Dr. Weißbein von der Lippeschen Regierung den Professorentitel, Dr. Semjon Lipliawsky (auf deutsch etwa Spucknapf) von derselben Regierung den Hofratstitel. Dieser überdies noch von der Regierung des Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha den Professorentitel.

In ärztlichen Kreisen erregten diese Titelverleihungen großes Befremden. Da sie mit wissenschaftlichen Leistungen nicht gerechtfertigt werden konnten, so mußten für die beiden kleinstaatlichen Regierungen andere Gründe treibend gewesen sein. Welche?

In Bayern scheinen ähnliche Zustände zu bestehen, da in einem Aufsatz über die Arbeit der Landbürgermeister die amtliche „Bayrische Staatszeitung“ Mitte September schrieb: „Eben deshalb aber dürften äußere Anerkennungen, die sonst Privatpersonen für Geldspenden so reichlich zukommen, wenigstens alten und bewährten Vorstehern größerer Dorfgemeinden von seiten der Behörde noch häufiger zuteil werden, als dies bis jetzt der Fall war.“

In der öffentlichen Wertschätzung sind die Orden schon recht empfindlich gesunken. Dasselbe gilt von Lippeschen und Koburg-Gothaischen Professorentiteln.

*

Prinzliche Automobile

Ganz auffallend häufen sich die Unfälle, die von Automobilen verursacht werden, deren Besitzer Mitglieder herrschender Häuser sind. Jetzt hat wieder, Blättermeldungen zufolge, der Kraftwagen eines Sohnes des Prinzen Friedrich Leopold in Potsdam ein Kind totgefahren. Erst vor wenigen Wochen las man, daß in Danzig ein alter Herr ebenfalls unter dem Kraftwagen eines der Söhne des Prinzen Friedrich Leopold sein Leben ausgehaucht hat. Es hieß in beiden Fällen freilich, daß den Lenker keine Schuld treffe. Aber es wird allmählich denn doch schwer, in allen diesen Fällen — und die Statistik redet ein sehr ernstes Wort — an lauter unglückliche Zufälle zu glauben. Es wäre dringend notwendig, festzustellen, ob

in einwandsfreiem Tempo gefahren worden ist, resp. ob die Chauffeure Befehl hatten, die Insassen möglichst schnell ans Ziel zu bringen. Die „Berl. Morgenpost“ brachte erst kürzlich einen Notschrei über das rücksichtslose Fahren prinzlicher Automobile in den Straßen Potsdams, namentlich während der Nachtzeit. Es liegt, sollte man meinen, im eigenen Interesse der hohen und höchsten Herrschaften, daß im Publikum nicht die Meinung aufkommt, es bestehe ein ungeschriebenes Sonderrecht für prinzliche Automobile. L. H.

*

Unfreiwillige Selbsterkenntnis

In der „Frankfurter Zeitung“ richtet Herr Stephan Großmann „eine Frage an Gerhart Hauptmann“. Da heißt es: „Wie lange ist es her, daß wir alle uns für Gerhart Hauptmann aufregten und entrüsteten? Wirklich, erst ein Vierteljahr? Ist's möglich, daß die Zeit so lange Beine hat? ... Wir alle haben wütend auf den Tisch geschlagen, als der energische Wunsch eines jungen Mannes Hauptmanns ‚Festspiel‘ aus Breslau verjagte? Es gab Kundgebungen, Empörungstelegramme, Entrüstungsversammlungen, ja sogar — das will in Deutschland was heißen — Demonstrationen dichtender Kollegen für den brutal heruntergestoßenen Festdichter.“

Nicht weil dieser — Herr Großmann noch wiederholt den Kronprinzen des Deutschen Reiches als „jungen Mann“ abzufertigen wagt, erwähnen wir an dieser Stelle den Artikel. In Deutschland ist man solche Flegeleien, für die sich der Verfasser im „freien“ England einige gründliche Boxstöße besehen würde, ja nachgerade gewöhnt. Nein, wertvoll wird erst der Schluß. Nachdem Herr Großmann zornig alle Mächte beschworen hat, daß uns endlich dieses „Festspiel“ überall aufgeführt werde, heißt es:

„Drei Monate. Wie kurz, wie windig, wie unfruchtbar sind unsere Empörungen! Damals konnte man meinen, Bürger und Arbeiter würden im Herbst das jäh gemordete Festspiel an allen deutschen Schaubühnen hervorzwingen und schützend vor ihm stehen. Inzwischen haben die Väter ihr vor drei Monaten gestorbenes Kind begraben und vergessen!

Wir werden uns hüten, das nächste Mal empört auf den Tisch zu schlagen! Schon nach drei Monaten sieht diese Geste ein bißchen komisch aus.“

Die Geste des Empörungsrummels wegen des Gerhart-Hauptmann-Festspiels hat für uns schon vor drei Monaten komisch ausgesehn. Daß jetzt auch die „Empörer“ dahinter kommen, ist sehr hübsch. Hoffentlich lernen daraus die weitesten deutschen Kreise für die Zukunft, wie sie solche Empörungen einzuschätzen haben. S.

*

Herr Hirschfeld, der normaldeutsche Dichter

Über „dramatischen Import aus Paris und Wien“ plauderte kürzlich in einer weitverbreiteten Tageszeitung Herr Georg Hirschfeld, der früher einmal durch ein paar aus der jüdischen Mittelschichte Berlins geschöpfte Dramen Hoffnungen weckte. Und prägte dabei folgenden Satz: „Zwischen Import und Import leben wir Deutschen.“ Demnach wären also weder Grillparzer noch Anzengruber noch — wer weiß — der von der Vogelweide mehr als deutsche Dichter zu erachten. Mit herrischer Gebärde weist der unerbittliche Georg Hirschfeld sie aus dem Bereich deutschen Volkstums. Wennschon in Deutschland Lächerlichkeit längst nicht mehr tötet: aber ist das nicht doch etwas komisch, Herr Hirschfeld? R. B.

*

Unechte Trüffeln

Erfolgreiche Finder schätzt nun einmal das Publikum bewundernder ein als wirkliche Forscher und geistige Menschen; selbst in den Kreisen der Gelehrsamkeit ist der Ruhm dieser herauswühlenden Finder irgendwelcher bisher noch nicht ans Licht gebrachter Kodices und Handschriften — „Trüffelschweine“ nannte sie der verstorbene Erwin Rohde — von jeher ein unverhältnismäßiger gewesen.

In neuerer Zeit nimmt nun aber die Leichtigkeit, womit der beliebte Entdeckerruhm gesucht und herbeigeführt wird, denn doch Formen an, die die Bezeichnung als grobe Leichtfertigkeit verlangen. Wiederholt ist die Neuheit „Aufsehen erregender“ Manuskriptfunde, die namentlich von Musikgelehrten gemacht wurden, zurückgewiesen worden, und Archive und Bibliotheken haben sich gegen die angeblich in ihren Beständen gemachten überraschenden Entdeckungen mit der sehr berechtigten Erklärung aufgelehnt, daß bei ihnen nichts zu entdecken, sondern alles geordnet und katalogisiert und der angebliche Fund sogar längst an gedruckter Stelle fachkundig verzeichnet und beschrieben sei.

Ein bezeichnendes literargeschichtliches Ereignis durchlief die Presse jüngst und füllte breite Feuilletonspalten. Eine unveröffentlichte Burleske Schillers, die „Wunderseltsame Historie des berühmten Feldzuges“ Senaheribs von Assyrien ins Land Juda sollte im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar entdeckt sein und wurde als unbekannt zuerst in einer — sonst sympathischen — Zeitschrift mitgeteilt, von wo sie die übliche bereitwillige Aufnahme in die Tagespresse fand. Dieses satirische Jugendopus Schillers, das sich auf ein kleinstaatliches Tagesereignis bezieht und das er selber für die spätere Aufnahme in seine Gedichte nicht passend und würdig fand, ist aber weder „unbekannt“ noch „unveröffentlicht“. Es war schon von A bis Z gedruckt und seinem Anlaß nach erklärt in der durch ihre Nachträge bekannten Schillerausgabe der Hempelschen Klassikerbibliothek, die zu ihrer Zeit den Weg nicht bloß in die Büchereien, sondern vorzugsweise in die Familien fand. In einem wissenschaftlichen Zeitalter, das sich auf seine tüftelige Korrektheit und Akribie sogar übertrieben viel zugute tut, ist es geradezu — Satire, daß derartig leichtbeglückt und prüfungslos ein Schillerfund in die Welt hinausgesandt und daß dem nicht schon in der Redaktion der erwähnten Zeitschrift, um gar nicht von dem Goethe- und Schiller-Archiv zu reden, Einhalt getan werden konnte. Ed. H.

*

Strandläufer und Nietzschetöter

In dem Prospekt eines sonst sehr tüchtigen und geschmackvollen Verlages, dessen Name seiner Meriten wegen in diesem Zusammenhang lieber verschwiegen werden soll, findet man neben anderen Dichterbildnissen das des Verfassers der „Appelschutgeschichten“ und des „Asmus Semper“, O t t o E r n s t, und zwar in der humorstrotzenden Aufmachung eines „Strandläufers von Sylt“.

Das Porträt zeigt Herrn Otto Ernst in der obligatorischen Schirmmütze und mit aufgekrempelten Hosen am Strande stehend, und die Wellen umkosen die Zehen des einen Dichterfußes, während die Linke Schuhe und Strümpfe hält — —

Dieses Bild sollte jedem zur Betrachtung empfohlen werden, der sich über Otto Ernsts doch allzu naive Angriffe auf den immerhin bedeutenderen Friedrich Nietzsche im Berliner Choralionsaale erregt hat. Und vielleicht findet Herr Otto Ernst selbst den Weg zu sich wieder zurück, wenn er sein Photogramm beschaut? Strandläufer von Sylt.

*

Hebbel — der Außenseiter

Herr Alfred Kerr ist unzufrieden. Höchlichst unzufrieden mit seinen jüdischen Stammesgenossen, insofern sie für das Theater dichten und auf diesem Theater erscheinen müssen. Bei der Besprechung von H. Nathansens „Hinter Mauern“ macht er im „Tag“ seinem Herzen in der Atemnot abgehackter Sätze Luft: „Bei Schmidt-Bonn der Judensohn. Bei Nathansen die Judentochter. Im Residenztheater Familie Isidor Crohner. Bei Herrnfelds Herr Leibusch. Alles in derselben Woche. Die Juden finden sich auf dem Theater Berlins — das sie geschaffen haben (mit Aronsohn - L'Arronge und Abrahamsohn-Brahm, hinterher Goldmann-Reinhard, Barnowsky, Bernauer, Meinhardt, Altmann, vom Rest zu schweigen) — finden sich auf diesem Theater selbst abgebildet. Aber ... Aber nicht gut. Am wesentlichsten immer noch durch den Außenseiter Hebbel. Der Riesenbursche, selber ein Gemeng von Spitz-

findigkeit und Urwucht, klomm zum Eingang ihrer verschwisterten Seele. Was jedoch heute Kinder Israels an Judentum zusammendramatisieren, ist für die Katz. Herr Nathansen, ich kann gar nicht mit. Sie zeigen eine mieße Mischpoche von Schwächlingen und wollen das am Ende noch traulich gefunden haben? Warum nehmen Sie nicht stärkere Juden? Ich möchte den meisten der Ihren einen Tritt geben, daß sie drei Nächte bloß auf der Seite schlafen können." — —

O, Herr Alfred Kerr, wenn Sie doch mit dem Tritt Ernst machten! Wenn Sie schon mit diesen Gebilden Ihrer Stammesgenossen unzufrieden sind, so stellen Sie sich erst unsere Freude an ihnen vor. Und nun gar noch, wenn sie uns unsere Stammesgenossen hinzustellen behaupten.

Aber, daß Sie nun in Ihrem Grimm den Dithmarschen Hebbel für sich als „verschwisterte Seele" reklamieren und ihn als Außenseiter des Judentums feiern!! Was wollten Sie doch den Gestalten des Herrn Nathansen versetzen?! S.

*

Wenn schon denn schon

Telegramme aus Karlsruhe berichteten vor einiger Zeit, bei einem Automobilunglück seien zwei dortige Ärzte getötet worden. Die Namen wurden von den Reportern nicht genannt.

Derartige Hiobsposten versetzen den Leser in Besorgnis, der unter den Karlsruher Ärzten Freunde hat; er kommt in die peinliche Frage, ob er sich erkundigen oder in seiner Ungewißheit bleiben soll. Meldet man einmal solche Unglücksnachrichten, so soll man dann wenigstens auch sagen, wer die Betroffenen sind. Das ist doch auch, sofern man überhaupt noch natürlich empfindet, der ganze Zweck der traurig beeiferten Nachricht. Auf jene Art aber zwingt man uns geradezu zu der Erkenntnis, daß diesen Zeitungen von heute schon lediglich das krasse Unglück als solches zur Sensationsware geworden ist.

*

Zu rücksichtsvoll

In Paris ist Paul Lindaus „Der Andere" aufgeführt worden. Vielleicht gibt es sogar Leute, die darin eine Huldigung an die deutsche Literatur sehen. Nach der „Voss. Ztg." haben die Übersetzer auf dem Theaterzettel in den Namen ein e eingeschoben, „damit er kein allzu anstößig deutsches Schriftbild darbiete". Also „Lindeau". Sehr schön. Daß aber gerade Paul Lindau mit seinem Namen „anstößig deutsch" wirken muß, ist noch viel schöner. S.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8, zu richten.** Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen" des „Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. **Bei der Menge der Eingänge** kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner und Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck. **Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.**
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Fischerhafen von Nieuport (T) Leonhard Sandrock

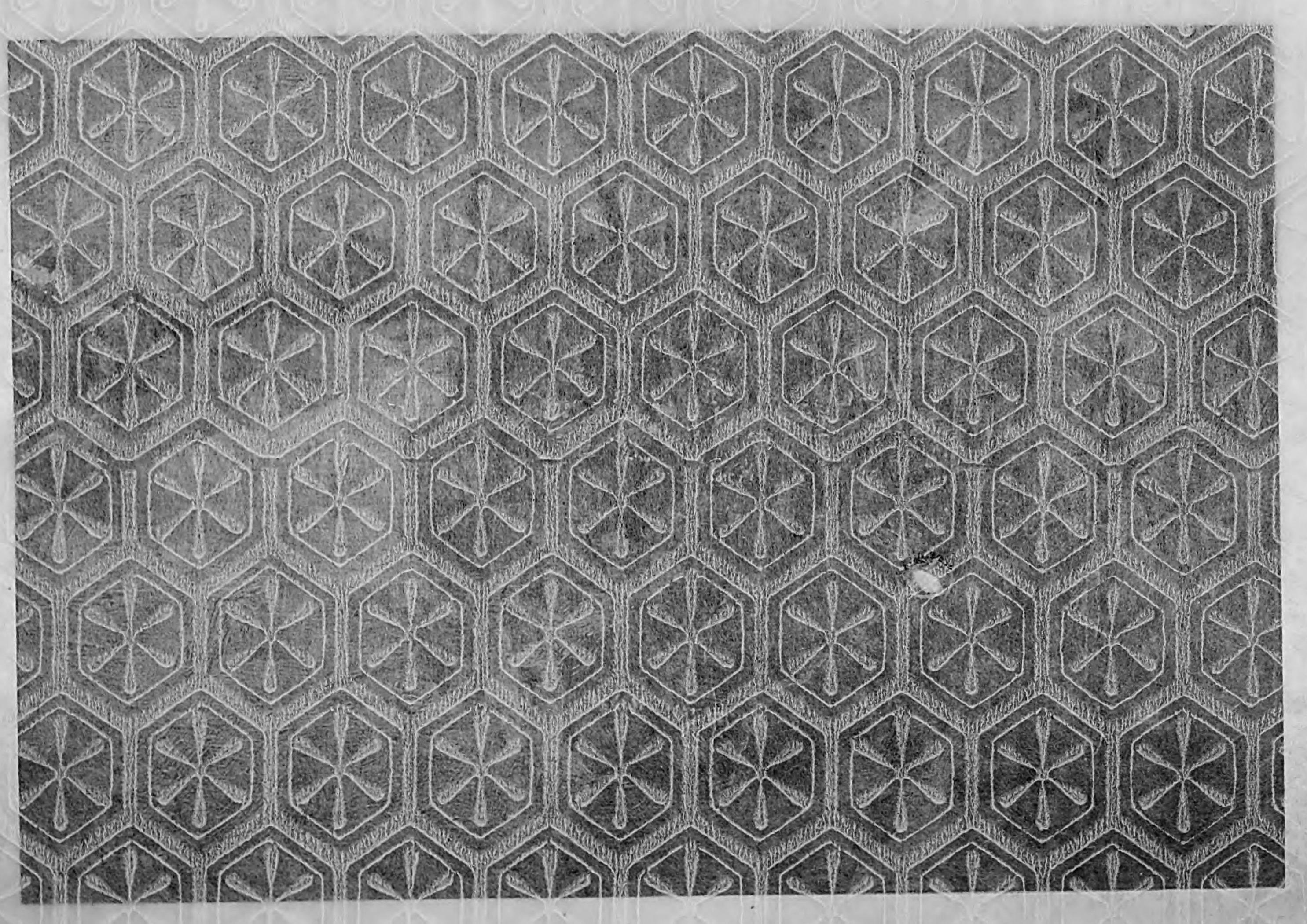


XVI. Jahrg. Januar 1914 Heft 4

Ein mitteleuropäischer Zollverein

Von Oskar Dahse

Die Erkenntnis, daß der Einzelne im Wirtschaftsleben allein nichts vermag, hat sich heutzutage überall durchgesetzt. Überall sehen wir, daß sich die Menschen genossenschaftlich zusammentun, um gemeinsam etwas zu erreichen, und vermöge der Geschlossenheit ihres Vorgehens eine wirtschaftliche Macht bilden. Aus diesem Gedanken heraus entstehen Gesellschaften und Vereinigungen aller Art. Aber nicht nur im privaten Wirtschaftsleben vollzieht sich diese Mandatsübertragung auf einen Stärkeren, sondern sie greift auch über auf das politische Gebiet. Besonders aber sehen wir dieses Streben nach Vereinigung und Ansammlung großer wirtschaftlicher Macht in langsam erstarkenden wirtschaftlichen Einheitsgebieten. Ich erinnere an Chamberlains Ideen, England mit seinen Kolonien durch gemeinsame Schutzzollschranken nach außen und Gewährung großer zollpolitischer Erleichterungen im inneren Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien zu einem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet, zu einem einheitlichen Weltwirtschaftssektor, zu vereinigen. Ferner an Nordamerika, das in noch größerem Maße als England sein Wirtschaftsgebiet unter Einbeziehung Südamerikas, dem in vielleicht nicht ferner Zeit Kanada sich anschließen wird, durch alle Zonen dehnt und so unter [illegible] rein politischer Behauptung der berühmten Monroe-Doktrin einen eigenen Weltwirtschaftssektor zu bilden gewillt ist.



Fischerhafen von Nieuport

Leonhard Sandrock



XVI. Jahrg. Januar 1914 Heft 4

Ein mitteleuropäischer Zollverein

Von Oskar Dahse

Die Erkenntnis, daß der Einzelne im Wirtschaftsleben allein nichts vermag, hat sich heutzutage überall durchgesetzt. Überall sehen wir, daß sich die Menschen genossenschaftlich zusammentun, um gemeinsam etwas zu erreichen, und vermöge der Geschlossenheit ihres Vorgehens eine wirtschaftliche Macht bilden. Aus diesem Gedanken heraus entstehen Gesellschaften und Vereinigungen aller Art. Aber nicht nur im privaten Wirtschaftsleben vollzieht sich diese Mandatsübertragung auf einen Stärkeren, sondern sie greift auch über auf das politische Gebiet. Besonders aber sehen wir dieses Streben nach Vereinigung und Ansammlung großer wirtschaftlicher Macht in langsam erstarkenden wirtschaftlichen Einheitsgebieten. Ich erinnere an Chamberlains Ideen, England mit seinen Kolonien durch gemeinsame Schutzzollschranken nach außen und Gewährung großer zollpolitischer Erleichterungen im inneren Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien zu einem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet, zu einem einheitlichen Weltwirtschaftssektor, zu vereinigen. Ferner an Nordamerika, das in noch größerem Maße als England sein Wirtschaftsgebiet unter Einbeziehung Südamerikas, dem in vielleicht nicht ferner Zeit Kanada sich anschließen wird, durch alle Zonen dehnt und so unter nicht nur politischer Behauptung der berühmten Monroe-Doktrin einen eigenen Weltwirtschaftssektor zu bilden gewillt ist.

Auch Rußland mit seinen unermeßlichen, wertvollen Ländern, Frankreich mit seinem nunmehr durch Marokko vergrößerten Kolonialbesitz, der sich gewissermaßen organisch dem Mutterlande anfügt, sind in der Lage, in späterer Zeit eigene, von der übrigen Kultur unabhängige Weltwirtschaftskreise zu beherrschen, ebenso das erwachende China.

Allen diesen gegenwärtig oder zukünftig selbständigen, dazu auch politisch einheitlichen Weltwirtschaftssystemen liegt etwas Gemeinsames zugrunde: sie sind oder werden mehr oder minder unabhängig von den Zollschranken, mit denen der Nachbarstaat sich umgibt, unabhängig von dem Auf- und Niedergehen einer staatlich anders gearteten Volkswirtschaft mit anderen Wünschen und Aufgaben. Sie können, da jedes der Gebiete sich durch alle Zonen erstreckt, des Wirtschaftsgebietes des Nachbarn mit all seiner Produktion entraten.

Mit anderen Worten: In jedem dieser Weltwirtschaftssektoren sind dank der verschiedenen in ihnen vertretenen Klimaten die natürlichen Produktionsbedingungen für jede Produktion, für jedes Bedürfnis der von ihnen eingenommenen Bevölkerung vorhanden.

Es ist nun naturgemäß, daß Staaten kleineren Umfanges, d. h. solche, deren Lage auf eine bestimmte Zone beschränkt ist und welchen Kolonien oder solche alter Kultur fehlen — z. B. das Deutsche Reich —, durch Begründung jener selbständigen Weltwirtschaftssysteme, die in erster Linie die Pflege des heimischen Marktes betreiben, arg ins Hintertreffen und in so große weltwirtschaftliche Abhängigkeit geraten, daß sie die Rolle der Besiegten annehmen und zu jedem Preise Waren und Güter, die im eigenen Lande nicht gewonnen werden können, kaufen müssen, den ihnen ein solcher Weltwirtschaftssektor oder auch vielleicht eine Vereinigung der großen selbständigen Weltwirtschaftssysteme diktiert.

Der denkende Realpolitiker verkennt daher nicht die große Gefahr, die durch das Aufkommen der ungeheuren weltwirtschaftlichen Einheitsgebiete für die übrigen Kulturvölker erwächst. Er fragt sich mit Recht: Sollen die zu Pufferstaaten herabgedrückten völkerreichen alten Kulturländer zur Rolle des Besiegten verurteilt bleiben?

Wohl würden sie vereint eine achtunggebietende Rolle spielen und vermöge ihrer alten Kultur, ihrer Volks- und Militärmacht und ihrer Produktionskräfte jenen Weltwirtschaftsgebieten ebenbürtig gegenübertreten, wenn ihnen nicht das fehlte, was jenen gemeinsam ist: der einheitliche politische Mittelpunkt, vielleicht auch die Sprache und das Bewußtsein der Rasse, derselben Abstammung.

Aber warum sollte das im Zeitalter des Genossenschaftswesens, des Zusammenwirkens mit vereinten Kräften, wie ich vorhin ausführte, eigentlich Selbstverständliche nicht möglich sein? Ein Blick auf die Weltkarte zeigt, daß die in Betracht kommenden Staaten: Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Holland, Belgien, die Schweiz und Italien mit ihren Kolonien ein weltwirtschaftliches Gefüge bilden, das sich jenen Großen der Weltwirtschaft an die Seite stellen kann. In den genannten Ländern sind die Produktionsbedingungen für alle Bedürfnisse des Wirtschafts- und Kulturlebens der von ihnen eingenommenen Zonenstriche vorhanden. Dr. Adolf von Noé (Chicago)

sagt: „Deutschland, Österreich, die Schweiz, Holland, Belgien, Luxemburg und Dänemark bilden ohne Kolonien ein Areal von beinahe einer Million Quadratkilometer und haben über 100 Millionen Einwohner. Dazu kämen der große Kolonialbesitz Hollands in Ostasien und Österreichs am Balkan (Bosnien, Herzegowina) sowie die dänischen Kolonien in Westindien und Island. Dieses große mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet würde die fortschrittlichste und gewerbefleißigste Bevölkerung Europas umfassen und außer der Industrie auch über große landwirtschaftliche Hilfsquellen, Mineralschätze und Wasserkräfte verfügen. Es würde auch die Donau- und Balkanländer wirtschaftlich in Abhängigkeit erhalten und könnte aus diesen vieh- und getreidereichen Gebieten Nahrungsmittel beziehen. Mit fast einziger Ausnahme der Baumwolle, die wohl noch mindestens auf ein Jahrzehnt ein amerikanisches Monopol bilden wird, wäre das mitteleuropäische Zollgebiet eine von außen vollständig unabhängige und kompakte Ländermasse mit einer Reihe vorzüglicher Häfen, wie Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Triest, und Wasserstraßen wie dem Rhein, der Elbe und Donau."

Es ist nur ein Hindernis für diesen Gedanken da: die Zollgrenze. Fällt diese innerhalb der angeschlossenen Staaten unter Aufrechterhaltung eines hohen Schutzzolles nach außen, so haben wir äußerlich ein organisch Glied an Glied sich fügendes Ganze und innerlich ein Wirtschaftsgebiet mit durchgeführtem Freihandel, gleich einheitlich und alle kulturellen Daseinsbedingungen erfüllend, wie das der vorhin gekennzeichneten Weltwirtschaftssektoren: den mitteleuropäischen Zollverein!

Es wird viele geben, denen der Gedanke utopisch erscheint. In Wirklichkeit können wir die Anfänge zu diesem weltwirtschaftlichen Zusammenschluß, der kommen muß wie nach den Regeln eines ewigen Naturgesetzes, Jahrhunderte hindurch zurückverfolgen. Denn was ist das Kennzeichen der Bewegung? Doch nur das Streben, Güter, deren Produktionsbedingungen in der Heimat nicht gegeben sind, von auswärts zu beziehen, wenn irgend angängig, natürlich nach dem Prinzip von da, wo sie am besten und billigsten sind — dem alten Freihandelsideal —, also das eigene Wirtschaftsbild durch Hinzufügen des begehrten fremden zu ergänzen, nach Möglichkeit unter dem Schutze der heimischen Flagge. Beispiel: Gründung von Kolonien, die neben dem Zweck der Abgabe überschüssiger Menschenkraft und Betätigung der Intelligenz jener Aufgabe ausschließlich dienen. Es liegt also ein ganz natürlicher Vorgang vor, dessen Gedanke in moderner staatsbildender Zeit nur anders zu erfassen und auszudrücken ist.

Ich erinnere auch an das Bestreben in jüngerer Vergangenheit und der Gegenwart, durch Handelsverträge Produktionsgüter des einen Staats gegen die des anderen unter billigen Bedingungen und Zollnachlässen auszutauschen und so eine Ergänzung des eigenen Wirtschaftssystems eintreten zu lassen.

Daß dieser Plan und Gedanke einer Zollunion innerhalb Europas vielen Köpfen nichts weniger als utopisch erscheint, beweisen die wissenschaftlichen Erörterungen, zu denen er geführt hat.

Wir finden aber schon Anfänge praktischer Natur dazu in der Kontinentalsperre, die Napoleon I. über die von ihm unterworfenen und mit ihm verbündeten

Staaten verhängte. Zwar war sein Leitgedanke nicht der, ein gesamteuropäisches Wirtschaftssystem zu begründen; die Absicht dieser Maßregel war ja bekanntlich nur die, den Lebensnerv des im regen Handelsverkehr mit dem Kontinent stehenden England, das — meerumgürtet — außer Rußland ihm allein noch widerstand, zu unterbinden und es auf diese Weise niederzuzwingen. Die Folge dieser streng durchgeführten Sperre sollte für den Kontinent, besonders für Deutschland, eine ganz unerwartete sein. Hier hatten sich infolge der billigen englischen Konkurrenz nur in geringem Maße eigene Industrien bilden können. Da nun infolge des Sperrdekrets sich in England die Waren aufstapelten und nicht hierher gelangen konnten, begannen in Deutschland die Anfänge einer eigenen Industrie. Auch ein starker Aufschwung der Landwirtschaft war zu verzeichnen. So wirkte die Kontinentalsperre gleichsam als Schutzzoll. Mit dem Sturze Napoleons ergoß sich jedoch wieder eine Flut englischer Waren über den Kontinent. Während Frankreich so klug gewesen, durch hohen Schutzzoll die englischen Waren dem heimischen Markt fern zu halten, hatten die anderen Länder, besonders Deutschland, darunter zu leiden, und die junge deutsche Industrie wurde in ihren Anfängen erstickt.

Auch in der Idee einer Zolleinigung Österreichs mit dem Deutschen Zollverein, die 1864 nach dem Dänischen Kriege erörtert wurde, können wir das Sehnen und Recken nach einer größeren wirtschaftlichen Einheit erblicken. Bismarck war ihr Gegner; er hielt den Gedanken für „eine unausführbare Utopie wegen der Verschiedenheit der wirtschaftlichen und administrativen Zustände beider Teile“. Daß die Möglichkeit einer europäischen Einigung auf wirtschaftlichem Gebiet aber in der Zeit nach Bismarck von den Regierungen in Erwägung gezogen wurde, ergeben die Ausführungen Schmollers über die Wendung der deutschen Handelspolitik von 1891 bis 1894, welche in der Abkehr von der autonomen Tarifpolitik von 1879 und der Schaffung eines Systems von Tarif- und Meistbegünstigungsverträgen unter Erhaltung mäßiger eigener Schutzzölle bestand. Schmoller erklärt die Ursache des handelspolitischen Umschwunges außer mit wachsenden Exportschwierigkeiten für Deutschland und der Gefahr, daß steigende Schutzzollsysteme der Nachbarn daran sich knüpfende Zollkriege und Zollreibereien im Gefolge haben, mit

a. der Erwartung, daß Rußland, die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Frankreich und zuletzt auch Großbritannien mit seinen Kolonien sich zu abgeschlossenen Weltreichen fortbilden werden mit der Tendenz, alle kleineren Staaten zu unterdrücken;

b. der Hoffnung, der enge Zusammenschluß Mitteleuropas könne mit der Zeit zu einer mitteleuropäischen Zollunion führen, und diese würde fähig sein, den Weltreichen die Wage zu halten.

Schmoller kommt übrigens zu dem Ergebnis: „Wir verkünden stets, wir wollten eine Weltpolitik großen Stils treiben; das können wir nicht mit einem Hochschutzzollsystem.“

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch an die Bestrebungen von Sir Max Wächter erinnern, der aus der Friedenspropaganda heraus die Idee eines

europäischen Wirtschaftsbundes, eines gesamt-europäischen Zollvereins anregt. Daß die Idee trotz der Empfänge Wächters bei Souveränen und Ministern keinen Nährboden fand, mag seine Ursache darin haben, daß der Plan der Abrüstung der Hauptzweck war, dem alle übrigen wirtschaftlichen untergeordnet wurden, während doch, wie ich später dartun werde, eine verstärkte Friedensbewegung nur eine mögliche Folge wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Völker sein kann, da ja in erster Linie vom wirtschaftlichen Vorteil die Welt regiert wird und ihn vor allem der Volkswirt im Auge haben muß. Vielleicht barg die Idee auch schon von vornherein den Todeskeim in sich, da der Plan einer Assoziation ganz Europas nur allein für England günstig war, das ja schon längst eine eigene abgeschlossene Weltwirtschaft besitzt, dieses also nur a l l e i n von seiner wirtschaftlichen Angliederung an das übrige Europa Vorteil haben konnte.

Daß die Grundideen einer mitteleuropäischen Zollunion sich auch der Würdigung und Erwägung von Realpolitikern erfreuen, beweist die Existenz eines mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins. Professor Julius Wolf (Breslau) berichtet, indem er für die nahe Zukunft zur Ablehnung einer mitteleuropäischen Zollunion kommt, über die Entstehung des Vereins: „Führender Gedanke bei Begründung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins war, an Stelle jener Idee einer Zollunion zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die nicht leben und nicht sterben konnte, ein realpolitisches Gebilde zu setzen, nämlich den Ausbau einer wirtschaftspolitischen Interessengemeinschaft zwischen den zwei großen Staaten des zentralen Europas, womöglich unter Heranziehung auch einiger anderer Staaten, mit denen Deutschland und Österreich-Ungarn die Kultur- und Rechtsgrundlage gemeinsam haben. In diesem Sinne wird im Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein gearbeitet."

Im Zusammenhang darf wohl an die Rede, die der jetzige König Ludwig von Bayern am 14. Oktober 1911 in München auf dem Festmahl des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins hielt, erinnert werden. Sie tut dar, welche Strömungen in führenden Kreisen herrschen. Der Fürst wies auf die sehr merkwürdige Tatsache hin, daß von der untersten Donau und vom Schwarzen Meer Produkte, die auf ihrem natürlichen Verkehrswege den Donaulauf hinauf nach dem mittleren Deutschland fahren würden, insbesondere das Getreide, um ganz Europa herum geführt werden und dann den Rhein hinauf nach Deutschland gelangen. Er trat warm für die Ausdehnung handelspolitischer Freundschaften ein und für jede irgendwie mögliche Beseitigung der unvermeidlichen Zollplackereien an der Grenze, und schloß mit den Worten: „Machen Sie dem Verkehr die Gassen auf!"

Daß den kleineren Staaten, die nicht die Möglichkeit einer eigenen einheitlichen Weltwirtschaftsexpansion haben, besonders von Nordamerika Gefahr droht, der nur durch Zusammenschluß der Bedrohten begegnet werden kann, ist in den Kreisen von Kennern des heutigen Wirtschaftslebens omnium opinio. Zahlreich sind die Proteste deutscher Handelsvertretungen angesichts des neueren und neuesten Zolltarifs der nordamerikanischen Union und der rigorosen Bestimmungen des Zollverwaltungsgesetzes.



Auch Lorenz von Stein macht in seinem Buche „Die drei Fragen des Grundbesitzes“ gegen das egoistische System Nordamerikas, das neben unserem Verderben auch für Amerika eine Gefahr ist, Front und verlangt, daß es so lange besteuert werde, bis es am Boden liegt. Und das, sagt er, wird in Zukunft nur durch einen internationalen Beschluß Europas und einen Kampf des europäischen Zollsystems gegen das amerikanische geschehen. Dasjenige Moment aber, welches in nicht gar zu ferner Zeit die Staaten Europas dazu zwingen wird, ist die Bedrohung des europäischen Geldstandes. Sogar ein Amerikaner, William Stead, der Herausgeber der „Review of Reviews“, redet in seinem Buch über „Pan-Amerika“ einem europäischen Bund das Wort. (Türmer, Dezemberheft 1910 S. 383 ff.)

All dies sollte dartun, daß der Gedanke einer mitteleuropäischen Zollunion durchaus nicht nur in Utopien geboren und ausgeführt werden kann. Dies würde auch ein Vergleich der jetzigen Zustände, speziell in Deutschland, mit den möglichen und wahrscheinlichen Folgen einer Erstarkung Mitteleuropas zu einem einzigen Wirtschaftswesen ergeben. Es würde aber, da ich hier nur Anregungen im engeren Rahmen geben kann, zu weit führen. Dagegen möchte ich kurz auf eine Würdigung der wirtschaftlichen Folgen, die die Bildung einer Zollunion haben würde, eingehen.

Der springende Punkt bei einer Zollunion Mitteleuropas ist der, daß die bisher innerhalb nationaler Grenzen vorhandene Arbeitsteilung in die Weltwirtschaft übersetzt wird. Länder und Landstriche geben ihre bisherige Gebundenheit und Verwendungsart auf, indem eine ihrer Natur angepaßte Arbeitsteilung angebahnt wird. Der natürlichen Bestimmung zurückgegeben, eines das andere zu ergänzen, wird somit das eine Land vom anderen abhängen und alle vereint werden nun ein einheitliches weltwirtschaftliches Gefüge bilden, das imstande ist, den großen Weltwirtschaftsmächten geschlossen gegenüberzutreten und, wo es nötig ist, als Macht mit Macht über gegenseitigen Austausch von Waren und Gütern zu verhandeln. Der Kontakt zwischen den zusammengeschlossenen Völkern wird inniger, da es *ein* Interesse ist, das sie bindet, woraus sich vielleicht noch ergibt, daß das Streben der Völker nach Vermeidung von Kriegen auf einfachstem Wege seine Erfüllung fände. Sämtliche Glieder der Union würden sich ja als Teile eines Organismus betrachten.

Es ist aber nun klar, daß nicht mit einemmal das Rad der Entwicklung in andere Bahnen gelenkt werden kann. Eine Übergangszeit muß vorhanden sein. Es kann nicht die Aufhebung der Zölle für alle Güter und sämtliche Staaten Mitteleuropas mechanisch und wahllos verfügt werden. Das würde dem Ziel der Vereinigung zu einer starken Wirtschaftseinheit zuwiderlaufen. Es geht ferner nicht an, Völker verschiedener Kulturstufen und verschiedener Lebenshaltung mit einem Male zollunionistisch zusammenzuschweißen. Bismarcks Warnungen in den fünfziger Jahren gelegentlich einer Annäherung des Deutschen Zollvereins an Österreich behalten ihre innere Berechtigung. Es kommen vor allem von den im Eingang dieses Aufsatzes genannten Ländern in erster Linie diejenigen in Betracht, deren Industrie — durch Erziehungszölle erstarkt und konkurrenzfähig geworden — den Punkt erreicht hat, von dem ab nach List der Schutzzoll

illusorisch wird, ferner diejenigen, die schon längst trotz der Zollgrenze die wirtschaftliche Verbindung de facto eingegangen sind, da sie als Hinterland oder Vorland mit Ausfuhrhäfen eine Einigung naturgemäß erscheinen lassen, endlich die, die durch die Verschiedenheit ihrer gegebenen Naturbedingungen, sei es in Europa, sei es durch ihre Kolonien, wechselseitig eine natürliche Ergänzung darstellen. Nicht unwesentlich erscheint mir auch das Rassegefühl, das heutzutage so sehr betont wird und das als Ausfluß von Sammlungsströmungen unter dem Gesichtspunkt politischer Ideale neben dem Streben nach wirtschaftlichen Vorteilen als nicht zu unterschätzender Faktor zur Anbahnung eines weltwirtschaftlichen Zusammenschlusses gelten darf. Schritt vor Schritt allmählicher Abbau der Zölle, langsame Annäherung der Völker unter günstigen Handelsverträgen, unter Versagung des Meistbegünstigungsrechts an Völker und Staaten, denen gegenüber die wirtschaftliche Wehr geschaffen werden soll, bis zur endlichen Aufhebung der Zölle und Vereinigung zur erstrebten Zollunion: das ist das Ziel, das ist der Weg, den die Bestrebungen gehen sollen. Auf diesem Wege würden wir auch vor unnötigen Erschütterungen des Wirtschaftslebens, die ja unvermeidlich wären, bewahrt bleiben.

Nun zu zwei Einwänden, die gegen den Plan der Schaffung einer mitteleuropäischen Zollunion sicher gemacht werden.

Der erste betrifft das angebliche Schwinden einer guten Handelsbilanz der Völker, des alten Rüstzeuges der merkantilistischen Schule. Er scheidet aus, denn wir haben es heutzutage nur mit der Zahlungsbilanz zu tun, deren Basis aber nicht berührt werden wird, wenn der Abbau der Zölle allmählich erfolgt und die zur Erörterung stehende Frage der Vereinigung Mitteleuropas nicht sprunghaft, sondern, wie ich es meine, in ruhiger Entwicklung gelöst wird.

Der andere Einwand, der gegen die Abschaffung der Zölle noch erhoben werden wird, ist ihr Charakter als Finanzzölle. Alle zollgeschützten Staaten haben aus den Schutzzöllen erhebliche Einnahmen, die bei Zusammenschluß zum Zollverband in Wegfall kämen. Dieser Ausfall auf der Kreditseite des Wirtschaftslebens dürfte auf der Debetseite zum Teil seine Erledigung dadurch finden, daß die Kosten der Bewachung der Grenzen, welche bisher innerhalb des mitteleuropäischen Zollgebiets lagen, sowie die der Durchführung der verschiedenen Zolltarife gespart werden. Auch wird der Teil der Staatseinnahmen, der für den Schutz des Wirtschaftsgebietes durch Aufstellung und Erhaltung einer großen Militärmacht bisher absorbiert wurde, zum Teil frei, da die zollvereinigten Staaten Glieder *eines* Körpers wären und sich nicht, ohne den Organismus zu töten, selbst bekämpfen werden, wie ich schon vorhin ausführte. Es werden also große, für verhältnismäßig unproduktive Ausgaben eingestellte Mittel gespart.

Das sind im wesentlichen die Grundzüge einer Abwehr von Gefahren, die uns drohen. Was die Zukunft bringt, ist dem Sterblichen verhüllt. Sie darf aber nicht als Fatum hingenommen werden. Aufgabe des Realpolitikers ist es, ihren Geschehnissen zuvorzukommen. Er vor allem muß die innere Bedeutung des Wortes „regieren“, das moderner Wortsinn mit „vorhersehen“ übersetzt, würdigen und weiß auch, daß all unsere Entwicklung auf den Realitäten dieses

Lebens fußt. Denn die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker sind nicht letzten Endes der Grund zur Anwendung der ultima ratio gewesen, und es kann kommen, daß das, was mit Verträgen auf friedlichem Wege erreicht werden könnte, unter Anwendung großer Opfer an Gut und Blut erst errungen werden muß. Ob der friedliche Weg der Vereinigung der Staaten des alten Kontinents zu einem oder mehreren wenigen Wirtschaftsganzen nicht dem gewaltigen Werdeprozeß der großen Völker, die in hundert Jahren Europa beherrschen werden, entgegenkommen und ihn beschleunigen wird, wer will es sagen? Daß er aber der Bahn, die Blut und Eisen heißt, vorzuziehen ist, dieser Einsicht dürfen wir uns nicht verschließen.



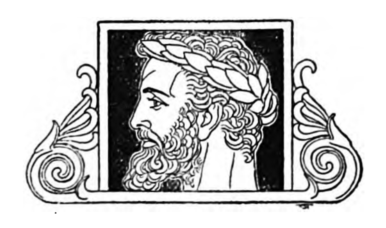
Morgenimpression · Von Paul Zech

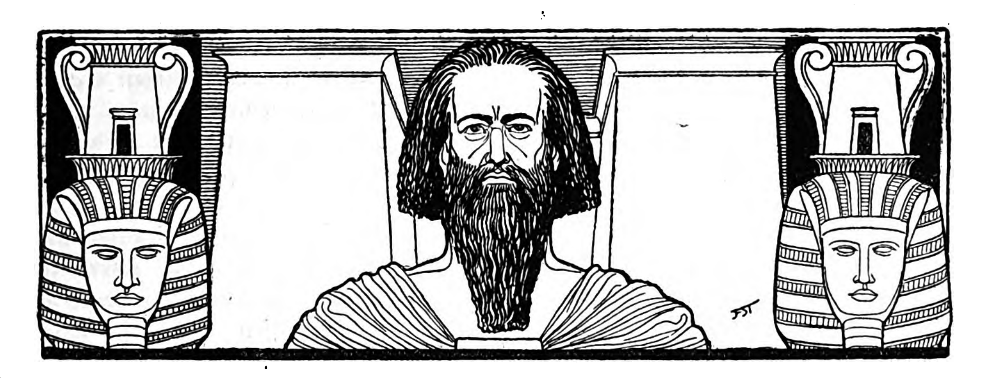
Der weite Himmel ist schon angezündet,
Von allen Bäumen tropft der blanke Tau.
Ein Vöglein überfliegt die fahle Au,
Bis daß es hoch in helle Sonne mündet.

Zuweilen tänzeln ein paar spinnwebfeine
Rauchwolken am verklärten Horizont,
Und Türme, die der Frühstrahl grell besonnt,
Glühn auf wie purpurne Karfunkelsteine. —

Tief unten aber in dem ungewissen
Dunstschimmer ruht noch Haus bei Haus
Schweratmend und wie mit gebundnem Sinn ...

Da stürmt der erste Stadtbahnzug dahin.
Und weit in das beglänzte Land hinaus
Schwirren tausend junge Leben wie Hornissen.





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

(Fortsetzung)

III.

Als der Kirchenjurat ihn verlassen hatte, ging der Hans Horsten nach dem Hofplatz, seinen Dienst beim Bohnenfahren allenfalls wieder zu übernehmen. Aber es lohnte nicht mehr, die Sonne war im Untergehen, ein Fuder wiegte und schwankte in die Einfahrt, der Knecht teilte mit, daß die Aufstaker in kurzer Zeit mit dem letzten zu erwarten seien. Hans Horsten prüfte die Frucht, fand sie spröde und trocken und leicht aus der Hülse springend und beriet mit seinen Leuten, ob es wohl gehen werde, die Bohnen der noch nicht abgeernteten kleinen Fenne im „Scheunenhut" unterzubringen. Das werde sich kneifen, meinte der Vorarbeiter. „Es ist wohl so," erwiderte Hans Horsten, „ohne Diemen werden wir dies Jahr nicht auskommen."

Ein Gang nach dem Teich, einen Blick auf den Melkplatz zu werfen. Als er zurückkehrte, war das letzte Fuder da. — Abendrot stand am Himmel, am Rande des Horizonts grünlich, darüber purpurn, wunderbar in Blutfarbe durch die Baumreihe leuchtend, die den Platz umgab. In weiterer Höhe verhallte die Farbenmusik durch Violett und blasses Gold zur Dämmerungsfarbe einer von versprengten Lichtpfeilen durchwärmten Luft. Und scheinbar, ganz losgelöst vom Lichtherd, ein paar rosig beleuchtete und umduftete Wolkenwagen in verklärter Reinheit darüber her.

Es gibt prächtige Lichter und Farben der schweren Luft in feuchter Marsch. Die sonnenverklärten Wolkenwagen kamen vom Weltenmeer her, schwebten sicherlich noch jetzt über den nur wenige Meilen entfernten Wassern des großen Ozeans.

Hans Horsten war wieder in seiner Stube, saß aber nicht vor der Schatulle, sein Schritt ließ die schmalen Dielen des Gemachs leise erbeben. So deuchte ihm, werde er wohl am ehesten fertig mit dem, was Johann in ihm aufgerührt hatte.

Den Spruch aus Mosis führt er so leicht im Munde wie im Gedächtnis, das heißt, des an der Oberfläche unserer Seele liegenden Tagesbewußtseins,

stand doch das ihn von dem Sohn lossprechende Wort in der Heiligen Schrift, war mithin Gottes Wort. Freilich — aus der Tiefe seines Gemüts waren zugleich auf weichen Sohlen andere Gedanken heraufgestiegen, leise Gedanken, denen er aber bisher sein Ohr versagt hatte, weil er sie für falsche Zeugen hielt, ja, überhaupt nicht wollte.

Nun aber dachte er an das Glaubensbekenntnis des Kirchenjuraten oder vielmehr des Geistlichen, der seinem Sohne Freund war. Wie Harro sich jetzt dazu stellte, wußte er auch, und im Auf- und Abgehen überlegte er, worin wohl der Unterschied zwischen jenen Bekenntnissen und dem seines Sohnes bestehe. Wenn er ehrlich gegen sich sein wollte, mußte er sagen — es war keiner da.

So dachte er, wollte aber nicht, daß es wahr sei. Ein umgekehrter Josua, hieß er Sonne und Licht untergehen, damit Dunkelheit und Nacht eine unbequeme Wahrheit verdecke. Harro wollte gerufen werden, er, der Vater, sollte sich demütigen... So ein Junge!... Da konnte der Herr Sohn lange warten.

Hans Horsten war noch in der alten Auffassung aufgewachsen, die das vierte Gebot in Flammenschrift über das Himmelstor schrieb und ein Kindesrecht gegenüber dem Elternrecht kaum anerkannte, jedenfalls nur einem im Staube knienden Kind. Deshalb übertönte jene trotzige Forderung seines Sohnes die Stimmen aus der Tiefe seines Gemüts. Und deshalb setzte er sich wieder in den Vollbesitz seines strengen Spruchs.

Die Stunde lief, noch immer bewegte Hans Horsten die Dielen seiner Stube. — Er ging an der Schatulle vorbei und an der Bibel, wie an dem Bild der ewigen Allmacht hin nach dem Fenster, zurück nach der Tür und wieder nach dem Fenster. Und immer denselben Weg. Und immer weniger fiel von dem Licht, das die Dämmerung borgte, in den Raum. — Es war ihm recht, und durch das Fenster sah er traumverloren in die Weite.

Fernher quollen die Töne einer Ziehharmonika. Das war der Sohn seines Tagelöhners Daniel Wuppermann, der sich gut auf elegische Weisen verstand. Zu Hans Horsten wogte es in leisen Wellen, wie einst auf der Hallig seiner Heimat, wo er sich Gott so nahe und wiederum so ferne gedacht hatte.

In der Sonnenbahn nur noch matter Schein. An Stelle der leuchtenden Wolkenwagen bleiche, runde Schäferwölkchen, flockenartig im tiefen Himmelsrund, noch immer das Licht der Sonne trinkend, eine weite, flaumige Herde.

Der Kanzleiwirt sah hinaus und hinauf. Ihm war, als habe er ein Klopfen gehört, er achtete aber nicht darauf und vergaß es gleich. — Er sah hinauf zum Himmel, und in seine Seele gelangte etwas von dem Abglanz der ewigen Dinge. Es wollte ihn weich machen, aber er wehrte sich dagegen, er glaubte es sich und seinem Wesen und auch dem lieben Gott schuldig zu sein. Und gegen das, was ihn hatte weich machen wollen, auftrumpfend, sprach er den alten Bibeltrost: „... Und wer zu seinem Sohne spricht, ich weiß nichts von ihm, der hält meine Rede und bewahret meinen Bund."

Als er es gesagt hatte, erschrak er, denn eine Stimme hinter ihm fiel ein: „Das ist ein harter Spruch, Hans Horsten!"

Sie sprach in tiefer Lage, und doch war Weiches und Geschmeidiges darin. Der Bauer wendete sich ihr zu und unterschied im Dunkeln nichts als eine hohe Gestalt.

„Wer da?“ fragte er.

„Pastor Rank ist mein Name“, war die Antwort. „Ich traf niemand im Flur und im Vorzimmer, ich klopfte und glaubte ein Herein vernommen zu haben, muß aber wohl im Irrtum gewesen sein. Ein Wink, ein Wort, Herr Horsten, und ich mache die Tür hinter mir zu.“

„So war es nicht gemeint.“

„Es ist nicht die übliche Besuchszeit, aber ein Bote mit guter Post, dachte ich, kommt immer recht.“

„Sie bringen gute Nachricht?“

„Von Ihrem Sohn.“

„Hm!“

Hans Horsten sagte „Hm!“ — mehr hörte man nicht. Der Bauer rief nach Licht, und als die Stube erhellt war, trugen das Gesicht des Wirts und sein Profil die Maske des Bronzegusses, die man bei ihm gewohnt war.

„Von meinem Sohn“, knüpfte Hans Horsten den Gesprächsfaden wieder an, nötigte seinen Gast zum Sitzen und sagte wieder: „Von Harro also —!“

Es klang nicht ermunternd, aber auch nicht finster. Es war das „Hm“ eines Festungsbefehlshabers, der die Vorschläge der Belagerungsarmee hören will.

Pastor Rank war noch immer ein ansehnlicher blonder Mann von schlanken Formen. Der schlichte dunkle Anzug paßte gut zu dem geist- und gedankenvollen Gesicht.

„Ist Ihnen bekannt, Herr Horsten,“ fing er an, „daß der berühmte Gelehrte (er nannte einen bekannten Namen) vor ein paar Monaten gestorben ist?“

„Ich glaube, es gelesen zu haben“, erwiderte Hans Horsten.

„Und daß seit dieser Zeit Ministerien und die gelehrte Welt und alle, die sich wissenschaftliches Interesse zuschreiben, darüber grübeln, wer wohl würdig sei, sein Nachfolger zu werden?“

„Nein! — Mein ‚Landbote‘ wird es nicht gebracht haben. Und wenn, dann habe ich's übersehen. Ich rechne ja auch solche Dinge nicht —“

„Sie meinen, die für Sie Wichtigkeit haben?“

„Wenn auch nicht ganz so schlimm, ungefähr hab' ich wohl so gedacht“, entgegnete Hans Horsten.

„Und wenn nun“ (der Geistliche neigte sich bedeutungsvoll gegen den Herrn des Hauses), „wenn nun Harro Horsten, der aufsteigende Stern am Himmel der Wissenschaft, geboren in dem Haus, dessen Dach uns jetzt behütet, das in Liebe zu Gott und in Vertrauen zu ihm erbaut ist, wie der fromme Spruch über der Haustür sagt, wenn nun der Sohn dieses Hauses, Ihr Sohn, Herr Horsten, wenn der nun unter allen, die genannt werden konnten, als der Würdigste befunden und ausersehen wäre?“

Hans Horstens Bronzegesicht blieb ohne Bewegung. Er antwortete:

„Das wäre denn wohl eine große Ehre für die Kanzlei.“

„Allerdings, eine große Ehre für die Kanzlei, und nicht nur für die Kanzlei, sondern für unser ganzes gutes Holstenland. Und es ist so: Harro Horsten ist berufen, er hat angenommen; er ist ernannt worden, die Sache ist fertig."

Nun mußte bei dem alten Herrn doch etwas kund werden, was einer Gemütswallung ähnlich sah. So dachte der Pastor Rank. Aber er sah nichts dergleichen. — Hans Horsten erhob sich vielmehr, nahm eine Zigarrenkiste vom Bücherbord und bot sie dem Besuch. „Ich bin ein schlechter Wirt," sagte er, „wie steht's mit einem Mund voll Rauch?"

Ein Schatten des Unmuts flog über Pastor Ranks Miene. Es war aber nur ein Schatten, verschwunden, wie gekommen. Es gelang ihm sogar, die abwinkende Handbewegung mit einem Lächeln zu begleiten.

„Danke, ich gehöre zur Gemeinde der Nichtraucher —"

„Die immer größer wird", ergänzte Hans Horsten. „Ich gehöre gewissermaßen auch dazu, Zigarren hatten niemals meine Liebe, ich hielt mich an die Pfeife, aber das ist auch beinahe vorbei."

Die Zigarrenkiste stellte er aufs Bücherbord zurück.

„Es scheint, Sie nehmen nicht viel Anteil an dem Glück Ihres Sohnes", wagte der Pastor zu sagen.

Hans Horsten sah ihn scharf an. — „Sie wissen besser als ein anderer, wie wir stehen, ich und mein Sohn."

„Ich weiß, er hatte ein anderes Fach studiert, als Sie wünschten, und hatte nach Ihrer Ansicht nicht den rechten Glauben. Wir sprachen uns darüber aus, als Ihr Sohn das Haus verließ."

„Sie haben es gut im Gedächtnis, Herr Pastor."

Das war's, was den Alten erregte. Er ging wieder mit schweren Schritten in der Stube auf und ab, ohne daran zu denken, ob es sich auch wohl schicke. Zu viel war wieder in ihm aufgestört. — Was ging es den Pastor an? So dachte er erst in Groll, dann aber mit anderen Gedanken. Lange, lange Zeit hatte er es in sich verschlossen. Wenn er's mal sagen dürfte, in ein mitfühlendes, helfenwollendes Herz ausströmen lassen! Ein einsamer Mann war er gewesen, hatte es freilich anscheinend niemals anders gewollt. Den Menschen war er aus dem Wege gegangen, gutgesinnten wie übelgesinnten, bis sie es ihm vergalten und einen Bogen um ihn schlugen. Und nun kommt einer zu ihm, ein Freund seines Sohnes, ein halber, so sah er es an, ein halber Christ und Gläubiger, nicht anders wie sein Sohn, zum Mittler zwischen ihm und Harro wie geschaffen, und der will mit ihm darüber reden. — „Wenn ich's könnte, wenn ich Worte fände; ich finde sie aber nicht, nicht für das nicht auszuschöpfende Meer, das in mir wogt."

Der Geistliche verstand die Bewegung, verstand sie aber doch nicht ganz recht. „Da ist ein gewisser Punkt," sagte er, „ich möchte gerne mit Ihnen darüber sprechen, wenn ich's darf. Ich weiß nicht recht, wie ich's anfange. Wie komme ich dazu, etwas von Ihnen zu erbitten, was Sie vielleicht keinem Menschen sagen wollen? Und doch wiederhole ich: Darf ich's wagen?"

Dem Kanzleibauer ging der Atem schwer. In den Luftwegen mochten katarrhalische Wucherungen sein, es gab ein pfeifendes Geräusch.

Ein Verdacht stieg in ihm auf und erfüllte ihn mit... Er wußte selbst nicht, war es Unwille, war es Befriedigung.

„Eine Frage“, stieß er hervor. „Kommen Sie mit Vorwissen oder im Auftrage meines Sohnes?“

„Nein, keines von beiden“, war die Antwort. „Ihr Sohn weiß nichts davon, ich komme aus eigenem Antrieb, aus eigenem Bedürfnis. Ich mag gern andere Leute glücklich sehen, möchte ein wenig dazu beitragen, das ist der Lohn, den ich davontrage. Gönnen Sie mir den, Hans Horsten!“

Hans Horsten kaute nervös an den Lippen. „Wenn das ist.“ — Und nach einer Pause, des Geistlichen Hand ergreifend, sprach er: „Sagen Sie und fragen Sie, was Sie wollen — ich höre. — Blättern Sie in meiner Seele — wie... wenn...“

Er konnte mit dem Bild nicht zurechtkommen, aber der andere hielt die dargebotene Hand und half.

„Sie wollen sagen: wie wenn Ihr Inneres wie ein offenes Buch vor mir ausgebreitet wäre. Das freut mich. — Wenn Sie so gesinnt sind, dann kann unsere Unterredung nicht ergebnislos sein.“ Und er schüttelte kräftig Hans Horstens Hand.

„Sie sagten,“ fuhr er fort, „Ihr Sohn sei ein Gottloser gewesen, und das mag in gewissem Sinn zutreffen. Er ist es aber nicht mehr, er ist ein anderer geworden, er hat sich darüber in Schriften ausgesprochen, die ich gelesen habe, die ich kenne.“

„Ich kenne sie auch, er hat sie mir geschickt“, warf Hans Horsten ein.

„Um so besser, dann wissen Sie, daß ich nicht zuviel gesagt habe.“

„Anders ist er geworden, aber der Glaube, den ich im Sinn habe, ist es nicht. Ich fürchte, Herr Pastor, den haben Sie auch nicht.“

Der Geistliche ging darauf nicht ein. — „Ich überraschte Sie vorhin,“ sagte er, „und hörte, ohne es zu wollen, aus Ihrem Munde einen Spruch, einen, der auf Abkehr von Menschen, die uns am nächsten stehen, gerichtet ist. Ein hartes Wort.“

„Aber Gottes Wort!“ hielt Hans Horsten entgegen und warf den Kopf in den Nacken.

„Gottes Wort ist ein reiner Trank, aber nicht alle Gefäße sind es, worin es gereicht wird.“

„Das Wort, das Sie hart nennen, steht in der Heiligen Schrift. Sie werden nicht sagen wollen, daß die Heilige Schrift ein unreines Gefäß ist. Da muß ich mich wohl verhört haben.“ Hans Horsten sprach in einem erregten Ton, er war in Gefahr, seine Haltung zu verlieren.

„Nicht wahr, wir wollen ruhig bleiben, lieber Freund. Wie ich das von der Bibel meinte, darauf, hoffe ich, werden wir noch kommen. Vorderhand das: Der Gott des Alten Testaments war (selbstverständlich spreche ich nur von der Vorstellung des Volkes, das ihn zum Nationalgott erhob) ein werdender, daher ein noch unvollkommener Gott, ein den Menschen ähnlicher Gott, der Reue, dem

Zorn und anderen menschlichen Leidenschaften zugänglich, namentlich dem Bedürfnis der Rache. Der Herr Zebaoth, heißt es, trägt die Schalen des Zornes in seinen Händen. Er war ein Gott, der sich auf Verträge und Bündnisse mit dem Volke Israel einließ. Wenn es die Bundespflichten verletzte, rächte er sich und strafte. Gegen die Feinde, gegen alle, die nicht zum Volke Israel gehörten, hatte er keine Pflichten; es war vielmehr seine Zusage, sie dem Volk Israel zu Füßen zu legen, wenn sie den Bund hielten. Ihr Mosisspruch hat diesen werdenden Gott und den mit ihm vereinbarten Bund im Sinn."

„Ganz anders", fuhr der Pastor fort, „im Neuen Testament. Nicht gleich, nicht unangefochten, aber aus dem Gott der Juden wird ein Gott der Menschheit. Von irdischen Schwächen und Leidenschaften frei, schreitet er über die Erde dahin, umfaßt alles, was Menschenangesicht hat, mit gleicher Liebe. Anklänge und Anzeichen dazu mögen auch im Alten Testament zu finden sein, aber die Erhebung Jehovas zum alliebenden Gott aller Menschen — das ist und bleibt die Tat von Jesu Christo, dem Stifter unserer Religion. — Er hat sich auch erst dazu durchringen müssen, aber er hat es getan. Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch verfolgen!

Vor Christi Auftreten war dieses Liebesgebot nicht möglich, nicht denkbar. — Gott über alles lieben und seinen Nächsten wie sich selbst. Das sind die neuen Klänge und bessere, als die im Buch Mosis stehen."

Hans Horsten sah vor sich nieder. Die Liebesgebote des Heilands waren ihm bekannt; er hatte aber darüber hinweggesehen, hatte darüber hinwegsehen wollen, weil er glaubte, daß ihm der alte, harte Spruch besser diente, weil er sich in den Gefühlen verhärten wollte, die ihm gestatteten, dem in der Fremde weilenden Sohn den Ruf vorzuenthalten: „Komm an mein Herz, du bist mein lieber Sohn!"

Hans Horsten sah stillschweigend vor sich nieder und sagte dann: „Und doch sprach unser Heiland zu seiner Mutter: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!' Und als seine Angehörigen ihn zu sich baten, folgte er ihrer Bitte nicht, wies vielmehr auf seine Hörer und sagte: ‚Das sind meine Mutter und das meine Brüder.'"

„Ganz recht," war die Einwendung, „die Überlieferung meldet uns aber auch, daß er für seine Mutter noch im Sterben gesorgt habe und daß seine Brüder sich später als Anhänger seiner Lehre bekannten. Damals aber, als er sich den Hörern seiner Lehre näher fühlte, als der Mutter und den Brüdern, damals gehörten sie zu dem Schwergewicht, das an seinen Fersen hing, ihn an dem hohen Flug seiner Sendung hinderte, ihn zur Erde niederzog. Sie sahen das als Verirrung an, was seine Bestimmung war. Er sei rasend, sagten sie, und hatten die Absicht, ihn gewaltsam an seiner Lehrtätigkeit zu hindern. — Wer will ihnen daraus einen Vorwurf machen? Ihr Meinen und ihr Tun war menschlich; es wäre, wenn anders, verwunderlich gewesen, ist es doch eine für und für wiederkehrende Erscheinung bei großen Geistern, daß die, die ihnen menschlich am nächsten stehen, sie auch wirklich am meisten lieben und menschlich für sie sorgen, wenig Verständnis für ihre Sendung haben und durch ihre Liebe und Fürsorge Hindernisse bereiten, das auszuführen, wozu sie der Schöpfer bestimmt hat."

Der Geistliche zog nicht ausdrücklich die Nutzanwendung auf Hans Horsten; der tat es selbst. Zwischen ihm und seinem Sohn stand eine Wolke, ein Mißverständnis. Und wenn dabei einer von ihnen in Gefahr gewesen war, durch den andern von einem hohen Ziel abgelenkt zu werden, so war es nicht der Bauer der Kanzlei.

„Und in dem Neuen Testament“, fuhr der Geistliche fort, „steht die wundervolle Dichtung oder, wenn Sie lieber wollen, Erzählung, dort Gleichnis genannt, von dem verlorenen Sohn. Der war gegangen und kam zurück, und der erfreute Vater veranstaltete ein Fest, war fröhlich mit den Nachbarn und mit seinem ganzen Haus.“ —

„Ja,“ fiel Hans Horsten ein, und ein Lächeln der Genugtuung, des Triumphs verklärte seine Züge. — „Ja, aber der Sohn kam, vom Alten ungerufen, warf sich dem Vater zu Füßen, umklammerte sein Knie und flehte: ‚Vater, vergib mir, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir; ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.‘“

„Ganz recht, lieber Freund“, lautete die Entgegnung. „Aber dem hatte der Alte nicht den Frieden seines Vaterhauses aufgekündigt, nicht die Schwelle verboten, der hatte sein Teil von den Gütern gefordert, hatte es mit Prassen durchgebracht und war erst zurückgekehrt, als er einem Bürger die Schweine hüten mußte, als er begehrt hatte, sich von den Trebern zu sättigen, und niemand sie ihm gab.“

„Man hat,“ fuhr der Pastor fort, „man hat gesagt, das Gleichnis sollte eher ‚von dem barmherzigen Vater‘ als ‚von dem verlorenen Sohn‘ heißen. Denn was uns darin hauptsächlich entgegentritt, ist die allverzeihende Liebe des Vaters. Er wartete nicht, bis sein Sohn den Fußfall vor ihm tat, lief ihm vielmehr, wie er ihn von ferne kommen sah, entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Und dann erst hatte der Sohn Gelegenheit, sein Unrecht abzubitten. Der Alte aber sprach: ‚Bringt das beste Kleid her und tut es ihm an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. Bringt auch ein gemästetes Kalb her, schlachtet es und laßt uns essen und fröhlich sein! Denn dieser, mein Sohn, war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden worden.‘“

Hans Horsten nickte zu diesen Worten, ohne es zu wissen. Er besann sich darauf, daß er alles das sich schon selbst gesagt und vorgehalten habe. Er hatte sich nur für und für gewehrt, es in die Gänge seiner Seele hinabzuleiten, wo kühle Überlegung selbsttätig Gründe und Gegengründe wägt und mißt. Nun aber glitt es in die Tiefe und füllte die Schalen.

„Überhaupt, warum halten Sie sich an das Alte Testament?“ fragte der Geistliche. „Die Evangelien, zumal die prächtigen Gleichnisse darin, das sind reine Gefäße für das reine Wort. Man kann hingreifen, wo man will. Zum Beispiel, um mich an Allbekanntes zu halten: Da ist der Hirt, der hundert Schafe hütet. Ein Lämmlein hat sich verstiegen; die neunundneunzig läßt er in der Hürde und ruht nicht, bis er das im wüsten Felsgebirge verirrte Lämmlein wieder gefunden hat. Er nimmt es auf seine Schulter und trägt es den beschwerlichen Weg zurück.

Und denselben Gedanken abgewandelt in anderer Form von dem verlorenen Groschen. Und immer die Hinzuziehung der Nachbarn und Freunde zum Seelenjubel des Finders, wie Zimbelklang und Tubaton die jubelnde Lehre: Im Himmel ist mehr Freude über einen bekehrten Sünder als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen."

Eine halbe Minute schwieg er. — Dann fuhr er fort: „Und wenn wir annähmen, Ihr Sohn sei die verkehrte Straße gegangen, sei vom rechten Weg abgekommen, ein Verirrter, ein Verstiegener. — Wäre es selbst da nicht an der Zeit, ihm nachzugehen, ihn zu suchen, ihn zu finden und nach Hause zu geleiten?"

Und wieder nickte der Alte. Denn auch das ging dahin, wo die Schalen am Balken hingen. Noch aber fand er die Gewichte zu leicht.

„Es stimmt doch nicht ganz, Herr Pastor", wendete er ein. „Mein Sohn will mir seinen Willen auferlegen. Ich soll unter das Joch. Den Weg kennt er, er will aber erst kommen, wenn ich ihn rufe."

„Dafür", war die Antwort, „ist das Lämmlein aber auch nicht von dem Hirten in die Irre gejagt worden, wie —"

„Wie man wohl bei der Nutzanwendung auf Sie sagen könnte", wollte er hinzusetzen, unterließ es aber. Er sah, daß es nicht nötig war. Er sagte nur: „Und nichtsdestoweniger ging der getreue Hirt ihm nach."

Der Kanzleibauer wollte es noch mit jener bequemen Art versuchen, die bei einer ausgeleierten Maschine deren mangelhafte Arbeit auf die Überlegenheit des Gegners abwälzt.

„Ihnen gegenüber", sagte er, „muß ich wohl in die Enge kommen. Ich bin ein unwissender Bauer."

Aber das war von der Oberfläche hergeredet. In der Tiefe seiner Gedanken, wo er ein gerechter Richter war sich selbst nicht zu Leide, aber auch nicht zu Liebe, da gab er seinem Gegenpart recht.

IV.

Beide Männer sagten nichts mehr, saßen sich eine Weile stumm gegenüber, dann brach der Besucher auf.

„Unser Gesprächsgegenstand ist wohl noch nicht ganz erschöpft", sagte er. „Aber ich denke, wir lassen's für heute genug sein, der Faden kann ja zu jeder Stunde wieder aufgenommen werden. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Ihnen ein solcher Wunsch kommen möchte."

Hans Horsten begleitete ihn eine Strecke. Auf der ersten Hälfte war der Kirchensteig breit angelegt, da konnten zwei Leute neben einander hergehen.

Es war klares, sichtiges, windstilles Wetter unter wunderbarem Sternenzelt.

Sie gingen zwischen Graft und Graben, die Nacht auf leisen Sohlen neben ihnen her. — „Sieh hinauf!" sagte sie zu Hans Horsten. — „Was seid ihr? Was eure Erde? Ein Nichts, ein Hauch. Und ihr behauptet, des großen Gottes eingeborner Sohn sei auf eurer Erde gemartert und gekreuzigt worden? Und Gott Vater habe ihn zu diesem Zweck herabgeschickt und Mensch werden

lassen? Und das alles — zu welchem Zweck? — Damit Gott für sich selbst einen Rechtsgrund gewinne, euch die Sünden zu vergeben? Die der Gottmensch in Stellvertretung durch seinen Opfertod abbüße? — Ist eure Erde so viel mehr als die anderen ungezählten Weltkörper, die Gott in seiner Allmacht erschuf? Oder ist der Gottes- und Menschensohn tausend- und millionenmal den Kreuzestod gestorben?"

Hans Horsten murrte in seinen Gedanken auf: Was das mit dem zu tun habe, das ihn von seinem Sohn trenne? — Noch stand er grollend vor der Wage und prüfte Schalen und Gewichte.

Da nahm der Pastor das Wort, und sie waren, wenn auch gewissermaßen gegen die Abmachung, wieder beim alten Gegenstand. Der Geistliche bog die große Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" um nach dem Recht. — Recht und Wahrheit im letzten Sinn unerforschlich. — Nach unserem zeitlichen und menschlichen Verstand sei in bezug auf Glauben jeder im Recht, der Gott ehrlich und eifrig nachgehe, dem Gott, der und wie er in seiner Vorstellung lebe. — „Sie, Herr Horsten, hatten und haben recht, Ihren Gott in Ehren zu halten. Er war und ist der Gott Ihrer Zeit, mit Ihnen in den Anschauungen Ihrer Jugend groß geworden. Dem sind Sie nachgegangen mit ganzem Herzen, haben ihn gefunden, der Gott gehört Ihnen zu

Ihr Sohn ist aber auch im Recht, Vertreter einer neu heraufgekommenen Zeit. Was früher mit ihm war, davon rede ich nicht. Jetzt aber hat er gesucht und gefunden. Und er und ich sind nicht weniger berechtigt als Sie, den Herrn der Welt so anzubeten, ihm so zu opfern, wie wir ihn verstehen."

Bei blinkendem Sternenschein überschritten sie eine Grabenbrücke. Dem Bauern war, als zöge man ihm die Bretter unter den Füßen weg. Alles kam bei ihm ins Schwanken: Wahrheit und Glaube und Recht. Ihm war, als läge er im weichen Morast, aber merkwürdigerweise war ihm dabei zumute, als erweise man ihm etwas Gutes, als lerne er erst jetzt, die Glieder strecken und dehnen, als fänden seine Gedanken nun erst den Weg zu den goldenen Sternen. Und von oben floß Segen herab, er hörte das sanfte Rieseln.

„Herr Pastor," erwiderte er, „was Sie da sagen, in Ihrer Sprache sagen, ist wohl ein bißchen hoch für mich, und ich verstehe es sicher nicht so, wie ich soll. Aber das verstehe ich doch, daß Sie sagen wollen, es stehe eigentlich nichts fest in der Welt, und vor Gott gingen wir alle in der Irre. Die Menschheit habe es immer getan. Man dürfe mit keinem wegen seines Glaubens rechten, wenn er nur ein ehrlicher sei, einer, der auf Aufrichtigkeit und Wahrheit gegen sich selbst beruhe. Habe ich Sie recht verstanden?"

„Sie haben, lieber Freund. Darin denke ich, wie Sie und Sie wie ich: Gott ist so groß, so unfaßbar, daß man seinen Namen ohne Not gar nicht in den Mund nehmen sollte. Redensarten, wie: ‚der gute Gott', ‚der liebe Gott' sind, wie schon Goethe sagte, eigentlich Herabziehen seines Wesens ins Menschliche. Ich möchte ihn am liebsten *den großen Unbekannten und Unerforschlichen* nennen, bin auch darin in Übereinstimmung mit großen Männern. Wir können nur dunkle Gefühlsvorstellungen von ihm in unserm Innern

hegen, und dies dunkle Gefühl einer Vorstellung nenne ich den Gott, den wir im Busen hegen. Und auf diesen uns allein zugehörigen Gott wende ich Christi Worte an: ‚Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan!‘ An diesem uns zugehörigen Gott lasse man sich genügen. Sie, Herr Horsten, fanden den Gott des alten Kirchenglaubens, den man den rechten nennt. Gefunden haben Sie ihn, aufgetan hat er Ihnen. Sie sollen ihn behalten, aber denselben Gott sollen Sie in der Gestalt gelten lassen, wie wir ihn haben.“

„Herr Pastor,“ entgegnete Hans Horsten, „es gibt doch nur einen Gott. Wenn wir tun, wie Sie wollen, haben wir ja so viele Götter, wie es Menschen oder doch menschliche Auffassungen gibt.“

„Nein und immer nein! — Es ist derselbe, der Allmächtige, der große Gott. Was Ihnen als Vielheit der Gottheit erscheint, ist nur eine Vielheit unserer menschlichen Persönlichkeit, die sich in dem Versuch spiegelt, uns den Unbekannten vorzustellen.“

Das Gesagte schurrte hinab nach den Schalen, und tausend milde Sterne standen über Hans Horstens Haupt.

Es schurrte hinab zu den Schalen, den Gewichten aber traute der alte Bauer noch immer nicht. Er stand still und sprach:

„Ein Wort, Herr Pastor! Was bleibt übrig vom Christentum?“

Pastor Rank tat die Gegenfrage: „Herr Horsten, wissen Sie, erinnern Sie sich aus Ihrer Jugend noch etwas von Kant?“

„Nicht viel mehr als den Namen.“

„Kant hat also“, fuhr der Geistliche fort, „nachgewiesen, daß wir, wenn wir unser Urteil und unsere Wahrnehmungen ganz voraussetzungslos machen, die Dinge um uns her, was sie eigentlich sind, die ganze Welt gar nicht erkennen können, daß Raum und Zeit eigentlich gar nicht sind, sondern nur Anschauungsformen sind, und daß wir mit diesem Erkennen eben so wenig auf einen Gott wie auf eine Fortdauer nach dem Tode kommen. Dann aber, nachdem er alles weggefegt hat, steigt er in die Seele hinab und horcht, ob von dort eine andere Antwort wird. Und aus dem, was er dort erlauscht, als natürliche Anforderungen der praktischen Vernunft stellt er alles wieder her: Gott und die Welt und Unsterblichkeit, und vor allen Dingen Sitte und Moral, als keiner weiteren Rechtfertigung bedürftig. So ungefähr geht es auch mit der Religion. Mir ist es so ergangen und auch Harro, und nicht nur uns, ich darf im Namen von Tausenden, von Millionen sprechen. Beweisen, was man so beweisen nennt, kann ich nicht, daß es einen Gott gibt, aber die in meinem Gemüt bestehende feste Zuversicht ist für mich mehr als ein physischer Beweis. Beweisen kann ich nicht, daß es eine Fortdauer nach dem Tode gibt, und doch weiß ich in meinem Gemüt, daß sie ist, daß unser eine Entwicklung zu höheren Formen harrt. Beweisen kann ich nicht, daß die sittlichen Lehren des Christentums auf göttlicher Offenbarung beruhen, daher ein Ewiges darstellen, aber in meinem Gemüt habe ich die Zuversicht. Und in dem Stifter unserer Religion verehre ich das absolute Genie der Sittlichkeit, über das wir niemals herauskommen werden.“

Der Sprecher hatte Kant den Alleszermalmer genannt, für seinen Hörer

wurde er es. Sie waren auf dem breiten Steg weitergeschritten, immer im ruhigen Atem der Nacht, im Märchenlicht der Sterne, unter einem Himmel, in dem kein Wölkchen etwas von dem Klang und Weben der flimmernden Welten aufsog. Und doch war dem Kanzleiwirt, als seien Blitz und Donner in seiner Seele niedergegangen, und um ihn herum läge zerschlagen, was ihm lieb gewesen war. Und doch hatte er dabei die Empfindung, als wüchsen ihm Flügel und als winkten ihm goldene Sterne.

Sie waren an der Stelle angekommen, wo der Fußsteig schmal wurde. Ein weiteres Mitgehen hatte keinen Zweck, im Gänsemarsch philosophiert sich's nicht gut.

„Wir müssen uns wohl trennen“, sagte Hans Horsten. „Ehe ich's vergesse: nehmen Sie sich bei Peter Hansens Brücke in acht. Sie hat ein Loch.

Einen Augenblick besann er sich. Dann fuhr er fort: „Ich hab' noch eine Frage, aber das führt hier zu weit. Darf ich mal hinkommen?“

„Aber selbstverständlich, Herr Horsten! — Nach welcher Richtung geht Ihr Anliegen?“

„Ich meine so: Nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, möchte ich gerne wissen, was denn hier für uns feststeht und feststehen muß, damit die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen noch einen Sinn behält. Und dann möchte ich gerne wissen, was es auf sich hat, daß die Bibel Gottes Wort ist. Sie waren mit meinem alten Spruch, den Sie von mir hörten, nicht zufrieden. Meinerseits habe ich mir immer daran genügen lassen, er sei Gottes Wort und Gottes Offenbarung, denn er steht in der Bibel. Nun muß ich hören, daß der alte Jehova eigentlich nur so eine Art Jungsgott gewesen ist, ein noch unreifer Gott. Da kann ich nun nicht mit zurecht kommen.“

„Ja, das ist ein eigenes Kapitel, lieber Freund, und heute abend auf dem Kirchensteig bei Sternenschein ... Übrigens ... da kommt der Mond. Wie eine rechte rote Blutblase steigt er herauf!“

Jawohl, der Mond kam auf. Voll und rot und rund begann er über dem Horizont heraufzuwachsen ... Rote Blutblase? Dem Kanzleibauer erschien er wie das leuchtende Angesicht des Ewigen.

„Bei Mond- und Sternenschein“, fuhr der Geistliche fort, „kriegen wir es nicht mehr zurecht. Sie wollten mich besuchen, tun Sie's bald, tun Sie's morgen, oder wenn Sie wollen, auch wenn der Tag keine Stimmung gibt, tun Sie's am Abend, oder tun Sie's wie Nikodemus in der Nacht. Da wollen wir sehen, was wir damit machen.“

Es ging zum Abschied. „Und mit Harro, wie wird's? Sollte es nicht wirklich an der Zeit sein, ihn bei seiner Landung in Hamburg ins Vaterhaus zurückzuholen? Die ‚Germania‘ kommt in diesen Tagen, ist vielleicht schon da.“

Hans Horsten war erstaunt. „Was?“ rief er, „mein Sohn jetzt schon? Davon weiß ich ja nichts!“

Der Pastor schlug sich leicht vor die Stirn und kramte dann in seiner Rocktasche. „Bin ein rechter Esel“, sagte er. „Da sitze ich und gehe und stehe und schwatze und vergesse das Wichtigste. Hier — lesen Sie zu Hause!“ Und er reichte

dem Kanzleibauer ein Zeitungsblatt. — „Hat sich auf der ‚Germania‘ eingeschifft. Die ist gestern oder vorgestern von Southampton in See gegangen, das Wetter ist günstig. Wer weiß, vielleicht ist Harro jetzt schon auf deutschem Boden.“

Hans Horsten erstaunte. Der barmherzige Vater des verlorenen Sohnes war, als er ihn von ferne kommen sah, entgegengelaufen, der war dem Ankommenden um den Hals gefallen, hatte ihn geküßt und seine Freude herausgejubelt. Und er? — Sein tröstlichster Gedanke war gewesen, daß er ein paar Wochen, jedenfalls noch eine Woche Zeit habe, zu denken und zu überlegen. Und nun —! Was alles war auf ihn gekommen an diesem Tag! Was hatte man ihm genommen, und was ihm gegeben! Und nun sah er sich auch um die Gnadenfrist der Erwägungen betrogen.

Der Geistliche sah den Tumult, den er in der Seele des Bauern angerichtet hatte, und rührte nicht mehr daran. Er wußte, daß Hans Horsten in kurzem die Klingel im Pastorenhaus bewegen werde. Er soll mir willkommen sein, dachte er, auch dann, wenn er als ein nächtlicher Nikodemus erscheint.

Sie nahmen Abschied.

Der Mond stand ein paar Linien über dem Horizont, die roten Farben wandelten sich zum weißlichen Licht, wie Graupelschnee glänzte er ringsumher. Dem Kanzleiwirt war, als wandere er im Jenseits vor dem Angesicht des Ewigen.

„Nun haben wir beide hell“, sagte Pastor Rank.

Ein paar Schritte lagen schon zwischen ihnen, da wendete sich der Kanzleibauer zurück und rief:

„Herr Pastor, Sie haben mir viel genommen“ (zunächst und zuerst empfand er die Leere, dann aber auch das Fluggefühl), „aber auch viel gegeben!“ fügte er hinzu.

„Suchet, so werdet ihr finden!“ wurde ihm als Entgegnung.

Und über ihnen geruhsames Verständnis und blinkendes Schweigen der Sterne.

Und noch einmal des Geistlichen Stimme: „Jeder glaube und verehre den Gott, den er im Innern trägt. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Das war das Letzte.

Eine kurze Weile begegneten sich noch die Schwingungen ihrer Tritte ... Dann wußten auch die nichts mehr voneinander.

Und dann knarrte in der Kanzlei die hohe Tür unter dem frommen Spruch.

(Fortsetzung folgt)





Silvesterbetrachtungen aus Urgroß-mutters Zeiten

In den Nachlaßpapieren der Gräfin R. (geboren 1796) fanden sich Betrachtungen, die sie in einsamen Silvesternächten verschiedener Jahre aufgezeichnet hatte. Aus den nun längst vergilbten Blättern spricht ein so tiefer Glaube, eine so innige Gatten- und treue Mutterliebe, daß es nicht unangebracht sein mag, einiges aus diesen Aufzeichnungen wiederzugeben. Sie sind ganz schlicht und ganz schmucklos. Aber gerade darin liegt ihr Wert für den, der sie richtig zu lesen versteht in einer Zeit, die so hastig dahinstürmt, so wenig Muße zur Sammlung, zur stillen Selbsteinkehr läßt.

* * *

30. Dezember 1845. So liegt denn ein ganzes Jahr zwischen heute und dem Tage, der die teure, verehrte Mutter von unsrer Seite riß! Ihr treues Herz schlägt nicht mehr. Wann, wo und wie wird auch für mich die Scheidestunde schlagen —? Diese bange Frage steigt heute besonders lebhaft vor mir auf, und ich freue mich des ruhigen Stündchens, das mir, ach so selten, zuteil wird und das mir endlich gestattet, einen ernsten Blick in die Vergangenheit und Zukunft zu werfen. R. (der Gatte) und die Kinder sind ausgegangen, und so halte ich denn heute schon den feierlichen Jahresabschluß. Die sterbliche Hülle unserer verehrten Mutter ist zur Ruhe gebracht, sonst aber schützte uns der Allmächtige vor herben Schickungen. Dafür preise ich ihn mit kindlich dankbarem Herzen. Wie aber bestehe ich mit meiner Selbstprüfung?

Wohl fühle ich, daß ich oft gefehlt habe, besonders gegen meine Kinder. Ich hielt die ältesten nicht streng genug zur Ordnung und Häuslichkeit an, die jüngeren überließ ich zu sehr sich selbst — auch ließ ich mich wohl, durch häuslichen Kummer, Ärger und übermäßige Arbeiten bisweilen zur Ungeduld und Unfreundlichkeit gegen meine Kinder hinreißen. Das alles fühle ich mit Beschämung und flehe zum Allmächtigen um Kraft, diese Fehler zu bekämpfen, um daß meine Kinder, früh oder spät, mit den Gefühlen innigster Verehrung, wie wir, an der Leiche ihrer Mutter stehen und sie ein würdiges Vorbild beweinen, wie wir es bei unserer unvergeßlichen Mutter taten. Ja, unvergeßlich soll sie, sollen ihre

Lehren mir und meinen Kindern bleiben. Einige dieser teuren Lehren liegen in Abschrift mir zur Seite. Sie sowie das Häubchen, in dem sie ihren letzten Atem aushauchte, sowie Haare von ihr und meinen lieben vorangegangenen Kindern füllen jetzt ein Kästchen, das früher ihren Schmuck enthielt. Diese teuren Gegenstände sollen mir heilig bleiben — vielleicht kommen sie nach meinem Tode in die Hände einer meiner Töchter, die es gleich mir heilig hält und vielleicht auch mein Andenken damit verbindet. Meine gute gefühlvolle Agnes bewahrt gewiß die Erinnerung an die geliebte Großmutter am tiefsten in ihrem Herzen — ihr möchte ich wohl diese meine Heiligtümer vermachen.

Mich umwehen heute die Gedanken des Todes so lebendig, daß ich fast glauben möchte, er stünde mir näher, als es den Anschein hat. Ja, Herr, wie du willst, ich empfehle dann nur meinen guten Mann und meine Kinder in deine Vatergnade. Meine Kinder, was wird aus ihnen allen werden? Dieser Gedanke preßt oft mein Herz schmerzlich zusammen. Wird C. die nötige Selbstverleugnung erlangen, die sie bedürfen wird, um sich in einer vielleicht recht beschränkten eigenen Häuslichkeit oder vielleicht gar in einer untergeordneten Stellung zufrieden zu fühlen? Wird meine gute sanfte A. ein Herz finden, das ihre stille Anspruchslosigkeit zu schätzen und sie glücklich zu machen versteht? Wird mein guter F. seiner Gutmütigkeit und seinem Wunsch, recht viel mitzuteilen, wohl die nötigen Grenzen zu setzen verstehen? Meine gute A., deren Herz so gefühlvoll ist, — wird es sich nie vom Leichtsinn verlocken lassen? Und mein alter ehrlicher O., was wird aus ihm werden? Ach, sein Schicksal erfüllt mich mit großer Sorge. Es ist seine Lauheit und Gleichgültigkeit, woran alles scheitert. M. wird in ihrer ruhigen Gesetztheit und ihrem Sinn für häusliche Tugenden nie ganz unglücklich sein. Mein kleines frohes H.chen, was wird ihr Los sein? O, sei du mein Herzenskind, mein Trost, meine Stütze und meine Pflege, wenn der Allmächtige mir ein hohes Alter bestimmen sollte!

Den 31. Dezember 1846. Auch heute ist es mir vergönnt, ein feierlich einsames Stündchen zu verleben. Oft hatte ich das sündliche Verlangen, diesen wichtigen Abend in ernster Betrachtung der Vergangenheit und Zukunft vereint mit meinem Mann und meinen Kindern verleben zu können, doch da ich bei keinem einen Anklang meiner Gefühle finde, so bin ich schon froh, allein mein Gemüt sammeln zu können, mein Herz zu prüfen über die verflossene Zeit und zu stärken für die neuen Pflichten.

Ich durchlese die am vorigen Jahresschluß geschriebenen Zeilen. — Ach, auch diesmal fällt meine eigene Prüfung nicht so aus, wie es sein sollte, denn noch immer lasse ich mich durch Unmut und Erschöpfung zur Unfreundlichkeit gegen meine Umgebung hinreißen. Auch mein Vorsatz, meine ältesten Töchter mehr zu einer nützlichen Tätigkeit anzuhalten, ist noch immer nicht genug zur Ausführung gelangt. O himmlischer Vater, schenke ihnen die Überzeugung, daß es zu ihrem zeitlichen Glück unerläßlich ist, und zeige mir den richtigen Weg, wie ich am günstigsten auf sie einwirken kann.

Die zwölfte Stunde hat durch die spiegelklare Winternacht geschlagen, ich empfehle Gott meinen Geist und lege mich mit dankbarem Herzen zu Bett.

Den 31. Dezember 1847. Ganz in derselben Art, wie schon zwei Jahre früher sitze ich auch heute hier am warmen Ofen, in ungestörter Stille, die nur von dem Knistern des Feuers unterbrochen wird. — Gott sei gelobt, der mir alle meine Lieben erhielt, und obgleich ich heute nicht alle an mein Herz drücken konnte, so wurde mir doch die Freude zuteil, gerade heute am Silvestertage von den in der Ferne weilenden Lieben Briefe zu erhalten, die meinem Mutterherzen innig wohl taten durch die Äußerungen von kindlicher Liebe und Anhänglichkeit, die sie enthielten. O wie dankbar nehme ich jedes Zeichen der Liebe und des Vertrauens meiner Kinder an, und doch — wie selten werden sie mir zuteil — doch eigentlich nur, wenn sie entfernt von mir sind. Liegt die Schuld daran nicht vielleicht auch an mir? Diese Frage lege ich mir unendlich oft vor, ich prüfe mich redlich, bemühe mich auf alle Weise, mir ihr Vertrauen zu erwerben, doch — der Umgang zwischen ihnen, namentlich den Erwachsenen, ist nicht immer so, wie es mein Herz so sehnlichst wünschte. Sollte es mir nun aber auch bestimmt sein, auf dieses Glück zu verzichten, so erhört Gott vielleicht mein noch dringenderes Flehen, nämlich das, alle meine Kinder in recht inniger Liebe vereint zu sehen. Wie namenlosen Kummer hat mir das Mißverhältnis zwischen meinen beiden ältesten Töchtern seit ihrer Kindheit gemacht, ach, und wie unendlich oft habe ich dabei der teuren Mutter und meiner eigenen Jugendzeit gedacht.

Schon hat die letzte Stunde im alten Jahre geschlagen. Alles liegt im tiefen Schlaf im ganzen Hause, und ich sitze hier und lasse meine Gedanken in Vergangenheit und Zukunft schweifen. Was wird sie mir, was den Meinen, was der ganzen Menschheit bringen? O, möchte doch auch für das allgemeine Wohl ein anderer Geist, ein anderer Sinn, ein anderes Leben erstehen, denn so reich unsere Zeit an großen Erfindungen ist, ebenso grausig und empörend ist das Leben der Menschen in allen Ständen. Mit bangen Sorgen erfüllt sich das Mutterherz, wenn es ein teures Kind nach dem andern von sich weg in die Welt gehen sieht, in der überall Versuchungen und Laster lauern. — Nun will ich nach meiner gewohnten Weise, bevor ich mich zur Ruhe lege, für jedes meiner Lieben ein Gebet aufschlagen.

Für M. schlug ich ein Sterbegebet auf, o Gott, laß es doch keine Vorbedeutung sein!

Den 31. Dezember 1848. Auch diesen Jahresschluß kann ich in der mir liebgewordenen Weise allein mit mir und meinen Gedanken an meinem Schreibtisch verleben. Mein Herz ist von Dankbarkeit erfüllt. Nicht nur, daß der Kreis meiner Lieben um kein Glied verringert wurde, ja, nicht einmal unmittelbar berührt wurden wir durch die Stürme der Zeit, die auf so viele Familien so gewaltsam einwirkten und oft die heiligsten Bande zerrissen. Im Gegenteil hat dieses Jahr, das Haß, Zwietracht und Verheerung über ganz Europa brachte, für mein Herz und mein Familienglück des Himmels besten Segen gebracht, indem sich endlich, endlich die Herzen meiner beiden gleich geliebten ältesten Töchter in geschwisterlicher Liebe zusammenfanden. Den größten Kummer meiner Seele hat also dieses Jahr gehoben, doch das Schicksal meiner Kinder ist noch ebenso wie im vorigen Jahr in dichtes Dunkel gehüllt.

Bei meiner lieben treuen Freundin brachten wir den letzten Abend des scheidenden Jahres zu. Nachdem alle meine Lieben zur Ruhe gegangen waren, nahm ich heimlich mein liebes Kästchen mit den mir so teuren Papieren zur Hand und lebte so noch ein paar Stündchen ganz mir und meinen Gefühlen, wo das Dankgefühl gegen den Allmächtigen die Oberhand behält, wenn ich nur auf mein Familienleben sehe — wagen sich meine Blicke weiter hinaus, so treffen sie freilich auf entsetzlich viel Schmerzliches, und eine unheilschwere Zeit liegt vor uns. Doch auch in dieser Beziehung habe ich ein so felsenfestes Vertrauen auf Gott, daß ich mit Mut und Ergebung dem entgegensehe, was seine Vaterhand uns senden wird!

Nicht den 31. Dezember 1849, sondern einige Tage später nehme ich meine lieben Blätter zur Hand, um dem geschiedenen Jahr einen verspäteten Abschiedsgruß zu bringen. Unter mancherlei Stürmen im Innern, unter unsäglichen körperlichen Leiden kam endlich das Weihnachtsfest heran — doch wie mir das Fest diesmal erschien, das weiß nur mein treuer Vater da oben, denn alle meine Kräfte bot ich auf, meine Gefühle zu bekämpfen, um nicht meine Lieben mit meinem Schmerz zu quälen. Denn außer dem unerschöpflichen Kummer um unsern guten O. drängte sich noch manches andere dem armen Herzen auf, so der um meine Älteste, deren unglückselige Neigung zu einem jungen Mann immer wieder auftaucht und durch kleine Geschenke für Weihnachten von neuem genährt wurde, die jedoch nach unser aller vernünftiger Erwägung zurückgesandt und der Sache ein entschiedenes Ende bereitet wurde. Zwar war mein armes Kind für den ersten Augenblick recht schmerzlich bewegt, doch brachte uns allen, und endlich auch ihr, dieser Abschluß die gemütliche Ruhe, die sie bald wieder teilnehmen ließ an den Freuden, die sich ihr boten. Tiefer noch als diese Sorge ergriff die um A. mein vielfach beängstigtes Herz. Dieser brachte nicht nur wieder eine ganz schlechte Zensur, sondern hatte durch unmoralische Führung unsere Herzen aufs tiefste betrübt und verletzt, so daß ich geistig und körperlich mich ganz vernichtet fühlte. So unter Gram und Sorgen brachte ich die letzte Hälfte des Jahres zu, und nicht einmal so viel Körper- und Seelenruhe konnte ich erlangen, um meinen Geist sammeln und einen prüfenden Blick auf mich und das vergangene Jahr werfen zu können.

Die ersten Tage des neuen Jahres brachten bittere Kälte ins Land, und meine schmerzhaften Leiden fesselten mich ans Bett, so daß ich nur aus diesem meinen teuren O. zur Abreise segnen und meinen Abschiedskuß geben konnte. Die ganze Nacht begleiteten ihn meine Gedanken in ruheloser Sorge auf seinem weiten Weg durch Schnee und Kälte. — Die Stürme, die mich von innen und außen betroffen, haben so meine Denk- und Tatkraft in Anspruch genommen, daß ich, ach leider, auf meine eigene Besserung wenig Aufmerksamkeit verwendete, und doch fühle ich oft die recht schmerzliche Leere, die dadurch in mir entsteht.

Im Januar 1851. Auch dieses Jahr ging der mir so wichtige und feierliche Silvestertag vorüber, ohne daß ich die letzten Stunden des scheidenden Jahres zu meinen stillen Betrachtungen benutzt hätte, und leider muß ich mir selbst gestehen, waren es nicht unüberwindliche Hindernisse, die mich davon abhielten — sondern eigentlich nur eine körperliche Abspannung und eine Lauheit

in meinem inneren, besseren Wesen. O, wie schmerzlich fühle ich das, und doch habe ich nie Ausdauer genug, um gegen meine Fehler recht ernstlich zu kämpfen und mich mehr für das jenseitige Leben vorzubereiten. Oft sehe ich mit Bewunderung, ja, möchte fast sagen mit Neid, auf meine zweite Tochter, die bei ihrer Jugend schon diesen Weg einzuschlagen scheint, da sie treulich und still gegen ihre Fehler kämpft und solche schon teilweise bekämpft hat.

Ob es mir in diesem neuen Jahre besser gelingen wird als im vergangenen, meine Schwächen zu überwinden? Gott, der so tausendfach mein Gebet erhörte, und da, wo ich nicht wußte, um was ich bitten sollte, mich einsehen ließ, daß gerade der Weg, der mir der schwerste schien, der beste war — Gott wird mich auch in den kommenden, ach, vielleicht ungeahnt Schweres bringenden Tagen leiten und meine Stütze sein.

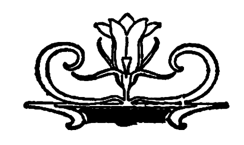
* * *

Die dunkle Ahnung, die in den letzten Zeilen zutage tritt, hat die Schreiberin der Bekenntnisse nicht betrogen: der Tod des Gatten, der jählings von ihrer Seite gerissen wurde, versetzte sie, obwohl ihr unerschütterliches Gottvertrauen ihr auch über diesen harten Schicksalsschlag hinweghalf, doch in eine so tiefe Gemütserschütterung, daß sie erst Jahre später wieder an ihre Aufzeichnungen ging — doch nicht mehr in einsamen Silvesternächten.



Nacht · Von Hans Schmidt

Die Turmuhr schlägt — zu Ende ist der Tag.
Schwarz sitzt die Nacht dort drüben auf dem Dach
Und schaut mit ernstem, stillem Angesicht
Ins grelle, grünliche Laternenlicht
Und deckt mit ihres Schweigens Mantel still
Das wirre Leben, das nicht schlafen will.
Noch summt's und klingelt's Straßen auf und ab;
Vom Asphalt klappert müder Droschkentrab.
Manch Schritt wacht auf, geht weiter und verhallt.
Ein trunkner Ruf, ein Dirnenlachen schallt. —
Hoch über all dem Lärm von ungefähr —
Des schwarzen Schweigens unergründlich Meer!
So hüllt des Lebens wirren, bunten Schein
Das stille, große Meer der Gottheit ein.





Die Erstarrung der Zeitung

Von Wilhelm Scheuermann

Wer eine Zeitung vom heutigen Tage etwa mit der vergleicht, welche die Kaiserproklamation von Versailles oder in noch viel jüngerer Zeit den Tod Bismarcks meldete, dem fällt sofort ein ungeheurer Unterschied auf: die Zeitung hat sich mehr und mehr zum Nachrichtenblatte entwickelt. Der Drahtbericht herrscht und dehnt sein Reich auf Kosten der Erörterung immer weiter aus.

Lassen wir uns einen Augenblick mit dieser Feststellung genügen und vergleichen wir ein Dutzend größerer oder kleinerer Zeitungen vom selben Tage in dem, was sie im unterhaltenden Teile, also meist an bestimmter Stelle, nämlich unter dem Strich bringen. „Wie verständigen sich die Ameisen?“ Das erschien dem Schriftleiter in Königsberg, in Oldenburg, in Straßburg und in Kattowitz genau am gleichen Tage als eine sehr belangreiche Frage, über die er seine Leser unbedingt unterrichten mußte. Die Übereinstimmung geht so weit, daß die Hauptblätter an vier voneinander entlegenen Ecken des Reiches ganz genau die gleichen Worte gewählt haben, um den Wissensdurst ihrer Leser in bezug auf die Verständigungsmöglichkeiten der Ameisen zu stillen. Wenn man aus diesen Tatsachen folgern dürfte, so müßte man annehmen, daß in seltenem Zusammenklange der Seelen der deutsche Zeitungsleser an jenem Tage keine wichtigere Bildungsfrage als die Verständigung der Ameisen gekannt habe. Aber eine Anzahl anderer Blätter vom selben Tage, die wir zur Hand nehmen, belehrt uns von der Irrigkeit dieses Schlusses. In Danzig, in Leipzig, in Köln und in Konstanz haben die Redakteure an diesem Tage vielmehr einen ungedruckten Brief von Berlioz an Liszt für die allerwichtigste Bildungsneuigkeit gehalten, und zwar wiederum in einer so seltsamen Übereinstimmung, daß sich die redaktionellen Einleitungs- und Schlußbemerkungen überall aufs Wort deckten.

Vergleichen wir nunmehr alle acht Blätter und noch ein Dutzend anderer vom gleichen Datum auf ihre Nachrichten überm Strich, so fällt die Gleichförmigkeit geradezu aufdringlich in die Augen. Hier sind die redaktionellen Zusatz-

bemerkungen zwar nach der politischen Richtung und dem Leserkreise der Blätter voneinander sehr verschieden, aber sie verbrämen alle denselben Gehalt. Genau die gleiche Meldung von einem politischen Morde in Tokio, von einer Überschwemmung in Indien und einer royalistischen Kundgebung in Portugal findet sich in den meisten dieser Zeitungen wortwörtlich gleichlautend. Und doch können diese Nachrichten nicht durch ihre Wichtigkeit allein zu einer so allgemeinen Beachtung und Bearbeitung gekommen sein; denn die eine Zeitung hat zwar den japanischen Mord als Sensation aufgemacht, dagegen aber die indische Überschwemmung in den stillen Winkel der „letzten Nachrichten" gestellt, dafür ist aber ein zweites Blatt gerade umgekehrt verfahren, und wenn wir noch genauer zusehen, finden wir ganz sicher eine ganze Reihe großer und wohlunterrichteter Blätter, die ihren Lesern von keinem dieser Ereignisse Kunde gegeben haben, wenn sie auch in den übrigen Tagesnachrichten wieder vollkommen mit den anderen Zeitungen in einer Reihe gehen.

Die hier angeführten Tatsachen sind keinem Kundigen fremd, und sie erklären sich leicht durch die Herstellung der heutigen Zeitung und durch den Geschmack des Lesepublikums, der sie bedingte. Gewissermaßen in der Voraussetzung, daß der Leser selbst gescheit und mündig genug sei, sich zu jedem Ereignis seinen eigenen Vers zu dichten und seinen eigenen Leitartikel zu denken, hatten gewisse Blätter begonnen, den Hauptwert auf eine schnelle, vielseitige und, wie man in den Abonnementseinladungen so schön sagt, „allumfassende" Berichterstattung zu legen. Im Anfang bespöttelte man diese Methode, nach der sich die ganz fixen Sensationsblätter den überfahrenen Hund von Broadway ein eigenes Kabelgramm kosten ließen. Der geschäftliche Erfolg schien aber diese mit der Würde des älteren Zeitungsschrifttums nicht immer vereinbare Reporteraufgeregtheit zu rechtfertigen, und heute sind alle großen Zeitungen bei diesem gekabelten überfahrenen Hund glücklich oder unglücklich angelangt. Allerdings bringen nur die wenigsten die Kosten eines eigenen Kabeldienstes auf, und selbst bei denjenigen, die sich das leisten, ist es halber Luxus. Denn neben dem Wolffschen Telegraphenbureau, das die gesamte deutsche Presse mit dem meistwichtigen Stoff versorgt, sind eine erhebliche Reihe von anderen Nachrichtenbureaus entstanden, die ihrerseits die Wolffschen Meldungen mit oft nur wenig anderen Worten ebenfalls berichten und die unter sich wiederum eine Übereinstimmung „pflegen", die nichts weniger als erfreulich, aber leicht erklärbar ist: denn diese Bureaus schöpfen alle aus genau denselben Quellen, den großen ausländischen, namentlich den Pariser und Londoner Zeitungen; und so erhält eine Redaktion, die für alle Fälle mit allen diesen Nachrichtenvermittlern in Beziehung steht, die selbe Nachricht über ein Eisenbahnunglück, das sich tief im amerikanischen Westen zugetragen hat, gleichzeitig fünf- bis sechsmal in fast eintöniger Aufmachung.

Längst vorbei sind die Zeiten, wo wenigstens der örtliche Teil der Presse noch ganz eigenwüchsig erhalten werden konnte. In Berlin z. B. ist die Herrschaft der Korrespondenzen, auf die ausnahmslos alle Blätter angewiesen sind, unbedingt entschieden. Die großen Zeitungen vermögen zwar bei besonderen

Ereignissen durch einen Stab von Mitarbeitern und durch zufällige Mitteilungen von Beteiligten und Augenzeugen noch eine gewisse Eigenart zu wahren, aber der moderne Reporter, der sich in der Telephonzentrale seines Blattes zur Verfügung hält, um auf einen Anruf im Automobil nach der Stätte des Geschehens zu eilen, ist eine ganz andere Gestalt geworden, als sein Vorgänger vor dreißig Jahren, der hungrig nach Neuigkeiten die Straßen durcheilte und es nicht verschmähen durfte, im Barbierladen und beim Oberkellner nach Ereignissen zu forschen. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß die großen Blätter auch im Lokaldienst eine einheitliche Gleichwertigkeit gewinnen oder aufrecht erhalten und dann wahrscheinlich sogar von der jetzt noch mitunter zu beobachtenden „Ausschlachtung“ nervenerregender Vorgänge Abstand nehmen werden.

Wenn man alle angeführten Tatsachen, die sich noch durch eine Reihe von anderen Beobachtungen fast endlos verlängern ließen, zusammenfaßt und versucht, aus der bisherigen Entwicklung die in die Zukunft führende Richtlinie zu gewinnen, so kann man nicht sonderlich froh werden. Es ergibt sich dann als überaus wahrscheinlich, daß die Erstarrung der Zeitungen, ihre verknöcherte Einförmigkeit, ihr Mangel an eigenem Geisteswerk, immer weiter zunehmen wird. Augenblicklich können die kleinen Zeitungen den großen den teuren Nachrichtendienst noch nicht nachmachen. Dadurch haben die letzteren eine unbedingte Überlegenheit. Der kleine Rest der lokalen und provinziellen Nachrichten rettet aber die kleinen Blätter der Provinz vor der Erdrückung durch die Riesenauflagen der großstädtischen Presse. Nun vollzieht sich in der kleineren Provinzpresse ebenfalls eine unverkennbare mächtige Bewegung zur Einförmigkeit, die sich aus wirtschaftlichen und praktischen Erwägungen begründet. Der kleine Verleger irgendwo im Westerwald oder im Posenschen Ansiedlungsgebiete sagte sich mit Recht, daß es Unsinn sei, die großen Satzkosten an Lesestoff zu wenden, den er ganz gleichlautend mit tausend anderen Verlegern veröffentlichen muß. Aus dieser Erkenntnis heraus sind die Plattenkorrespondenzen entstanden (von den kopflosen Zeitungen will ich hier gar nicht reden), die dem Verleger und Redakteur in der Provinz den gesamten von ihm benötigten Stoff in reicher Fülle und Auswahl fix und fertig gesetzt entweder in Platten oder in Matern, aus denen er sich selbst Platten machen kann, zuschicken. Hier erspart die Schere, die früher nur die Redaktion sehr erleichterte, bereits den allergrößten Teil des Setzerbetriebes. Nur noch die den Ort und seine nähere Umgebung angehenden Nachrichten brauchen nach Gutenbergs alter Kunst oder mit der schnellfingerigen Hilfe der Setzmaschine in Blei verwandelt zu werden, während alle die neuesten Enthüllungen der Frau Toselli, die Geständnisse des Massenmörders Wagner, die Abdankungsabsichten des Zaren Ferdinand usw., von Memel bis nach Altkirch bereits nur ein einziges Mal gesetzt worden sind, um Tausenden von Lesern in Hunderten von Meilen entlegenen Gebieten gleichmäßig mitgeteilt zu werden. Diese Plattenkorrespondenzen haben ihre Bedeutung voll erfaßt und verfügen über das ganze Nachrichtenmaterial der großen Zeitungen. Sie vermitteln es ihren Beziehern ebenso schnell, als er es durch Abdruck erhalten könnte, und stehen im Unterhaltungsstoff auf einer Höhe, die für viele kleine Blätter den Anschluß an ein solches Unter-

nehmen als eine Verbesserung und Veredelung seiner bisherigen Darbietungen erscheinen läßt.

Die Entwicklung scheint sich demnach etwa so darzustellen: Die großen Blätter sind bereits an der Grenze angelangt, wo ein gegenseitiges Übertrumpfen durch Schnelligkeit, ein Wettbewerb in der Zuverlässigkeit und Güte der Nachrichten nicht mehr möglich ist. Sie können sich nur noch durch die Masse des Stoffes überbieten und sind auch da schon vielfach so weit, daß der Leser nicht mehr mitkommt. Schon haben gewisse Zeitungsausgaben die Dicke eines Lexikonbandes nahe erreicht, und all das durchzulesen, was in diesen endlosen Spalten Holzpapier steht, kann höchstens einem Unglücklichen als Verschärfung einer langen Freiheitsstrafe zugemutet werden. Die kleineren Blätter kommen ebenfalls notgedrungen zu einer weitgehenden Einförmigkeit, deren Wert sich hebt, sofern das „große Nachrichtenblatt“ als Vorbild angesehen werden darf.

Aber es ist wohl an der Zeit, daß wir uns ernsthaft fragen, ob wir bei dieser Art des Zeitungsbetriebes wirklich gewinnen. Der Zeitungsleser ist zuweilen ein recht merkwürdiger Mensch. Er schimpft über das Anschwellen der Zeitung, er ist ungehalten, daß er so viel Papier bezahlen muß, was ein Vielbeschäftigter gar nicht durchlesen kann, und er macht nicht unberechtigte spöttische Bemerkungen über den Inhalt vieler Nachrichten, über dies voreilige Breitwalzen von allerhand unbestätigten Gerüchten, über die aufregende Ausmünzung von Kleinigkeiten, über die Kurzbeinigkeit so mancher großen Meldung, die im Morgenblatt noch das spaltenfüllende Ereignis des Tages und im Abendblatt eine in zwei Zeilen abgeschlachtete Ente ist. Aber er verlangt doch von seiner Zeitung, daß sie ihm eben dasselbe berichte, was sein Nachbar oder Stammtischfreund aus einem anderen Blatte erfährt. Mag sich's sechs Stunden später als Mißverständnis oder Unwahrheit herausstellen, beim Morgenkaffee wünscht er jedenfalls genau im gleichen Umfange zu wissen, was los ist, wie jeder andere „Gebildete“. Tut man ihm den Willen nicht, so schimpft er auf die Redaktion und verleiht seiner Mißstimmung Ausdruck in jenen bekannten Briefen, von denen auch der Leiter der kleinsten Zeitung bald eine ansehnliche Sammlung besitzt.

Der Zeitungsmann aber ist sich längst darüber klar, daß unser Pressewesen zum großen Teil auf recht unerfreuliche Bahnen geraten ist. „Früher taten sich drei Journalisten zusammen, die etwas zu sagen hatten und schreiben konnten, und suchten sich einen Drucker; so wurde die Zeitung gegründet. Heute sucht sich ein Verleger Geldmänner und mietet sich dann die nötige Anzahl Redakteure.“ Ganz so schlimm ist es noch nicht, aber es steckt bereits viel bitter Richtiges in diesem Wort aus journalistischen Fachkreisen. Der Tagesschriftsteller von ehedem, der Beherrscher, der geistige Führer des Blattes, wird heute in seinem Beruf durch die ständige Nachrichtensintflut immer mehr eingeengt. Die Aufgabe, die früher die Zeitung zu erfüllen hatte, muß heute mehr und mehr die Zeitschrift übernehmen. Sie bietet noch Raum zur ersprießlichen und beschaulichen Erörterung, und doch sind die Zwecke der Zeitschrift wesentlich andere als die der täglichen Zeitung, wie wir, von dem inneren Wesensunterschiede ganz absehend, sofort erkennen, wenn wir die scharfe Abgrenzung zwischen dem Gebiet von Zei-

tung und Zeitschrift betrachten, die in der Blütezeit unseres politischen Schrifttums im 19. Jahrhundert innegehalten wurde. Für die Zeitschrift mit ihren über die Kämpfe des Tages hinausstrebenden Zielen muß die Übernahme der aus der Zeitung verdrängten Erörterung sehr flüchtiger und doch für den Augenblick sehr wichtiger Stoffe eine Verminderung ihrer eigentlichen Wirksamkeit bedeuten. Übrigens ist auch das schon durch den Erfolg besiegelt: Die Annäherung an den Journalismus hat keinen neuen Aufschwung des Zeitschriftenwesens hervorgebracht trotz der gleichzeitigen zunehmenden Verödung der Zeitungen durch Nachrichtenballast. Die Trennung von Nachrichten- und Erörterungsblättern aber scheint nicht viel Anklang zu finden.

Wir werden also die gegenwärtige Erstarrung der Zeitung wohl als eine Zeitkrankheit ertragen müssen. Der Zeitungsschreiber muß sich bei aller Freiheit, die er sich wahrt, doch in letzter Linie als Sachwalt der Interessen seiner Leser auffassen. Der Verleger wird stets geneigt sein, der „Zugkraft“ seines Blattes jedes Opfer zu bringen, und er tut daran recht, denn eine Zeitung durchzusetzen, die im alten Stile vom ersten bis zum letzten Worte mit der Feder geschrieben wäre, die wirklich überall nur ganz Eigenes böte, das wäre ein Unternehmen, an dessen gegenwärtige Aussichtslosigkeit kein kluger Geschäftsmann die notwendigen Millionen wagen würde. Von diesen beiden kann also keine Umkehr kommen, nur der Zeitungsleser selbst könnte sein eigener Retter werden. Und da hier ein Geschöpf sein Schicksal gestalten soll, das sich zwar aus lauter vorzüglichen und verständigen Einzelwesen zusammensetzt, das aber nach Art aller tausendköpfigen Massenerscheinungen das eigene Nachdenken sofort an die Mitläufer rechts und links abgibt, sobald es in Mengen auftritt, so haben wir keinen Anlaß, auf den Zeitungsleser als Zeitungsneugestalter unsere Hoffnung zu setzen. Eine neue Zeit wird kommen müssen, die neue, junge Sehnsucht und ein verfeinertes Empfinden für geistige Sinnlichkeit besitzt, ehe die zum kapitalistischen Verlegergeschäft und zur Nachrichtenvervielfältigungsmaschine erstarrte Zeitung wieder neues Blut gewinnt und wieder allgemein das wird, was sie nie hätte aufhören dürfen zu sein: die breite Rednerplattform ausgeprägter und eigenartiger Persönlichkeiten.



Meine Liebe · Von Maria Mathi

Meine Liebe ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Liebe ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.





Eine gute Tat

Von P. und V. Margueritte

Der Wagen hielt, und würdig stieg Herr Poulois aus. Die Delikatessenhandlung war hell erleuchtet; ein Strom von Licht überflutete das Trottoir und ergoß sich in die Straße.

In den Schaufenstern des Rieseneßpalastes sah man nur Federn und Fell, Früchte, die Erstlinge der Saison, und gerupfte Poularden. Einen Augenblick blieb Herr Poulois bewundernd davor stehen, gestoßen von den Straßenjungen und mürrisch beiseite gedrängt von den Vorübergehenden.

Es war wirklich ein herrlicher Anblick, dieser von Licht hell erglänzende Laden, der mit den appetitlichsten Dingen angefüllt war. Herr Poulois betrachtete alles mit glückseliger Miene. Er war dick, rund und rosig, die Augen wie zugedrückt durch die dicken Backentaschen. Seine Hände steckten in der Tiefe des Pelzmantels, eines wahren Großvaterpelzes, weit, bis oben zugeknöpft und tief herabreichend. Er fühlte sich darin schwerfällig und doch beweglich wie ein Bär in seinem Felle.

Man merkte, daß Weihnachten herannahte! Welche Ansammlung edler Wurstwaren, Bratwurst in Guirlanden, Würstchen als Behänge, Fleischgelees, deren Mosaik an seltenen Marmor erinnerte.

Herr Poulois blies die leicht zitternden Nasenflügel auf. Das roch hier verdammt gut nach Gänseleber, Trüffeln und Wildbret. Ein Reh, das wie ein Granatapfel klaffte, hing mit blutender Nase und dem Kopf nach unten.

Ein riesiger Hecht lag auf einem Eisklotz, ein Büschel Grün zwischen den Zähnen. Waldschnepfen gab es mit langen, spitzen Schnäbeln, Wachteln, die der Ladenjunge anblies, um sie einer Dame anzupreisen, sahen aus wie Federbällchen. Die dicken Truthähne mit hervorquellendem gelben Fett, die durch die Trüffeln schwarz aussahen, schienen die Beute einer entsetzlichen Cholera. Herr Poulois ergötzte sich am Anblick all dieser Delikatessen und hatte dabei den Ausdruck außergewöhnlicher Güte in den Augen. Als ein Aufseher ihn mit mißtrauischen Blicken belauerte, — hielt man ihn für fähig, eine Apfelsine in seine Tasche gleiten zu lassen? — entschloß er sich, in den Laden einzutreten. Da

wurde er sofort gegen eine Tonne mit goldig schimmernden Häringen gedrängt, zu einem aus Konservenbüchsen erbauten Eifelturm gestoßen. Der Ladenbesitzer forderte die Kunden liebenswürdig und mit großmütigem Lächeln und lebhaften Bewegungen auf, alles zu kaufen, alles mitzunehmen. Er bemerkte jetzt Herrn Poulois.

„Sind Ihnen Krebse gefällig, mein Herr? Sehen Sie diese Qualität!“ Man schüttelte sie aus Körben, und sie schienen lebend, wie sie so übereinander fielen und sich mit ihren Scheren verfingen. Man wurde hungrig allein vom Anblick ihrer prächtig roten Farbe. — „Eine Straßburger Gänseleberpastete in Kruste? Sehr gut, mein Herr, eben sind frische angekommen!“ — Und der Ladeneigentümer kam wieder, eine Festung in Turmform tragend, deren gezackte Kruste lieblich duftete. Ein Mann im weißen Anzug eines Küchenchefs, mit flachem Messer bewaffnet, schnitt von einem rosigen Schinken papierfeine Scheiben ab. Herr Poulois ließ sich auch davon ein Pfund einpacken. — „Norweger Anchovis? Italienische Oliven? Mailänder Würstchen?“ Und unverzüglich wurde ein neues Paket in schneeweißem Papier mit rotem Seidenbändchen verschnürt.

„Noch etwas gefällig? Embarras de richesse! Lerchen aus Pithiviers in Papierkästchen, Salmpasteten, Lammkoteletten, drei auf einen Bissen gehend, geräucherte Zunge?“

Herr Poulois, schon beladen mit Lebensmitteln, erklärte:

„Ich wünsche noch Früchte!“

Da wies der Herr des Geschäftes auf Stapeln von Bananen, Datteln, Brasilnüssen, die fest geschlossenen Austern glichen, Ananas und seltene Früchte der Kolonien; Herr Poulois wählte Feigen, Eingemachtes aus Guajavaäpfeln und Birnen so dick wie der Kopf eines Neugeborenen.

Darauf reichte er der Kassiererin einen Hundertfrankschein und füllte dann mit Überlegung seine Taschen mit den kleinen Paketen und klemmte die größeren, je nach Umfang, unter seine Arme. Als das getan war, war er so beladen, daß er seine Hand nicht nach der Kasse ausstrecken konnte, da sonst das unsichere Gebäude seiner Pakete eingestürzt wäre. Der Geschäftsinhaber nahm das Goldstück, das Herr Poulois herausbekam, überreichte es ihm, als sei es ein Extrageschenk, und schob ihm die zwanzig Frank zwischen die ausgestreckten Finger. — „Danke bestens!“

Und umgeben von der schmeichlerischen Hochachtung des Ladenpersonals ging Herr Poulois hinaus, vorsichtig jedes Anstoßen vermeidend. So, da rutschte die Gänseleber! Und die Oliven waren auch auf dem besten Wege auszureißen. Wo stand nur sein Wagen? Während er ihn suchte, bemerkte er, dem Laden gegenüberstehend, einen Vagabund, einen Elenden, erdfarben, mit farblosem Bart, der mit weit aufgerissenem Munde bewundernd und verblüfft ihn anstaunte.

Herr Poulois war so aufgeregt, daß er keine Zeit zum Nachdenken hatte. Nun glitten ihm die Sumpfschnepfen unterm Arm weg; und öffnete sich nicht der Deckel vom Guajavakonfitüre? Nanu! — Der Anblick dieses Verhungerten würde ihm allen Appetit rauben.

Könnte er sich gütlich tun, während der andere — —. Aber unmöglich, an sein Portemonnaie zu kommen, um ihm freigebig das Zweifrankstück zu geben, —

Löschender Dampfer in Genua  Leonhard Sandrock

weil es doch Festzeit, — bald Weihnachten war! — Wenn er nur dies eine Mal — er würde seiner Frau nichts davon sagen, denn die würde empört schelten; aber der arme Kerl könnte sich mal eine gute Stunde machen, sein Leben mal genießen! Großherzig näherte sich Herr Poulois dem armen Teufel, und seine geschlossene Faust wie einen Stumpf schwenkend, spreizte er die Finger, die das Goldstück hielten, und rief: „Hier, nimm!"

Der andere blickte scheel bei dem väterlichen Duzen, erriet dann ein Almosen, nahm das Geldstück und dankte durch ein Kopfnicken, ohne weiter erstaunt zu sein.

Na, dachte Herr Poulois ein wenig ärgerlich, der tut gerade, als hätte ich ihm Dreck gegeben!

Eine von Tolstoi geäußerte Wahrheit — er kannte den Dichter übrigens nur sehr oberflächlich — schien sich hier zu bestätigen, nämlich die, daß ein bescheidenes Almosen den Armen befriedigt, das unverhältnismäßig große dagegen ihn demütigt und betrübt, indem es in ihm tausend dunkle Vorstellungen weckt, ihn zwingt, über seine eigene Lage und das, was sie Ungerechtes und Trostloses mit sich bringt, nachzudenken.

Bei zwei Frank wäre er ebenso zufrieden gewesen, wiederholte Herr Poulois. Er bereute seine Gabe nicht. Er hatte sie großherzig und aus mehreren Gründen gegeben. Er bedauerte nur, daß sie nicht mehr Freude erregt hatte.

Der andere bedurfte aber nur einer gewissen Zeit, um alles zu verstehen. Er blieb stehen, betrachtete die Höhlung seiner Hand und biß auf das Geldstück, um zu sehen, ob es auch nicht falsch sei.

Alle Wetter, Bursche, es scheint doch echt! — Nun hockte er nieder, und das Geldstück mit der Mütze schirmend, als sei es die kleine Flamme eines Streichholzes, ließ er es auf dem Trottoirrand klingen — Donnerwetter, es war echt!

Nun wendet er sich um, grüßt, sucht mit den Augen seinen Wohltäter, erkennt ihn, legt seine Hand aufs Herz und wirft ihm spöttisch und doch dankbar einen Kuß zu. Dann richtet er sich stramm auf und geht stolz wie ein Spanier die Mitte der Straße entlang, wo ihn ein Automobil beinahe überfährt; darauf taucht dieses menschliche Wrack im Strudel der Menschenflut und in der Finsternis unter.

Herr Poulois hatte inzwischen seinen Wagen erreicht und entleerte nun fröhlich seine Taschen, stapelte alle Vorräte auf dem Polster auf.

Armer Teufel, wie sah er glücklich aus! — —

Während der Wagen dahinrollt, seinen Insassen einem guten Diner zuführend, — im voraus schmeckt er die Sumpfschnepfe und die Gänseleber, — empfindet Herr Poulois, der behaglich warm im Pelzmantel steckt, eine aufrichtige Zufriedenheit.

Was wird der arme Teufel nun mit dem Goldstück machen? Das möchte er gern wissen! Am Ende wurde es die reine Vorsehung für ihn, konnte ihm helfen, eine gute Stelle zu finden. Auf alle Fälle konnte es ihm nur Glück bringen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen ein Uhr morgens ging in der öden Gegend von Billaucoud ein schwankender Mann, der laut vor sich hinsprach, im Nebel über eine dunkle Brücke, auf der nur wenige Laternen blinzelten.

Er blieb mitten auf der Brücke stehen, fiel beinahe hin, richtete sich wieder auf, indem er sich an das Geländer klammerte, und betrachtete schweigend die Seine.

Auf einmal wurde ihm die Nähe des Wassers klar, und er murmelte mit unbeschreiblicher Verachtung:

Wasser, nichts als Wasser! — Er lachte höhnisch auf.

„Wasser? Bei mir floß nur Wein die Rinne herab. Betrunken wie ein Igel, ja, ja, wie ein Igel. Du hast getrunken! Hah, du Kunde, du hast mir den ersten Schlag versetzt.“ —

Damit warf er seinen Hut ins Wasser; einen Augenblick später fuhr er verblüfft fort:

„Nanu, wirst du mir wohl meinen Hut wiedergeben! — Du willst nicht? Na, so kommt mein Anzug eben nach!“ —

Und die elende Jacke flog hinterher, ohne wiederzukommen. Der Trunkene wurde nun wild:

„So willst du also meine Schuhe in deine Fratze haben? Das willst du, du Dieb?“ —

Plumps fielen auch die Schuhe aufspritzend ins Wasser. Jetzt, wie von Wahnsinn erfaßt, riß er sich das blau und weiß gestreifte, gestrickte Wams vom Leibe trotz des Widerstandes des Stoffes, der sich festhakte. Der Mann mit verdrehtem Oberkörper und schlangenförmig sich windenden Armen glich mit dem Wams zwei ringenden Kämpfern. Jetzt rollte er das Kleidungsstück wie eine Kugel zusammen, und es verschwand auch im Wasser.

„So muß ich also selbst hinunter!“ rief der Betrunkene und mühte sich, die kleine Mauer zu erklettern, als eine rauhe Hand ihn packte und eine Stimme schalt:

„Mensch, bist du ein Nachtwandler?“ — Die Mütze der öffentlichen Gewalt! Der Mann wandte sich um und kreischte: „Soll ich nicht rein, so mußt du es!“ Ein Kampf entspann sich, ein Pfiff erscholl, andere Polizisten eilten herbei, und unter Schluchzen vernahm man die Worte:

„Verdammter Kunde! Deine Schuld ist es, du Fettwanst!“ —

„Marsch zur Wache! Deine Rechnung stimmt! Nächtliche Ruhestörung und Beamtenbeleidigung!“ —

Der arme Kerl, der nun unschädlich gemacht war, wurde unter den Armen gestützt und fortgezogen, während er mit den Zähnen vor Frost klappernd sich entfernte und sinnlose Worte murmelte. —

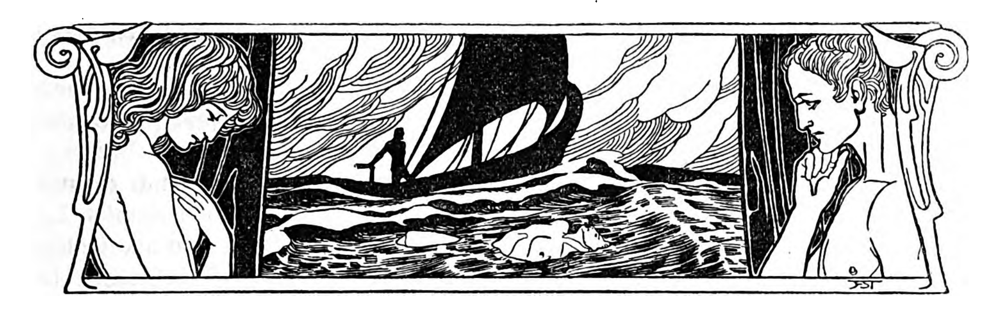
Einer der Polizisten warf ihm mitleidig seinen eigenen Kragen über die mageren, nackten Schultern. —

Um dieselbe Zeit ging Herr Poulois zu Bett nach einem angenehmen Mahl und sagte zu sich wie Kaiser Titus, von dem er übrigens nicht viel wußte:

Heute habe ich meinen Tag nicht verloren. —

Aus dem Französischen von Marie Bremer





Die Flucht des Prinzen von Preußen nachmaligen Kaisers Wilhelm I.

Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen

(Fortsetzung)

Im Wirtshaus zu Bergedorf

Der Prinz und ich hatten zwei kleine, nach der Giebelseite gelegene Zimmer bekommen, dasjenige des Prinzen mit einem Sofa versehen, auf welches er sich angezogen legte, da er sich niemals in ein fremdes Bett legt. Ich dagegen zog mich aus, legte aber Feuerzeug und Kleidungsstücke zur Hand und schlief bald ein.

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Haustür aufgeweckt wurde. Nach einigen Minuten wurde von innen geöffnet und ich hörte, wie eine Stimme von außen laut rief: „Sind Herrschaften von Berlin angekommen?“ „Ja,“ war die Antwort. Ach! dachte ich, das gilt uns!

Eiligst machte ich Licht, zog die notwendigste Kleidung an und eilte, da ich schon jemand die Treppe hinaufpoltern hörte, zum Prinzen. Dort fand ich aber schon den unvermeidlichen Vinke, der sich atemlos auf einen Stuhl hingeworfen hatte; der Prinz, halb aufgerichtet, rief erschrocken: „Um Gottes willen, was ist, Vinke, lebt der König?“

„Ja,“ erwiderte letzterer, „der König lebt, ich habe von ihm einen mündlichen Auftrag an Eure Königliche Hoheit.“ — „Ach! der Mensch hat mich so erschreckt, daß ich fürchte, Krämpfe zu bekommen; schaffen Sie mir ein Glas frisches Wasser!“ Nachdem dies geschehen, blieb der Prinz auf kurze Zeit mit Vinke allein; ich weiß daher nicht, welche Mitteilungen letzterer dem Prinzen gemacht, allein, ich glaube nicht, daß es Sachen von Bedeutung waren, denn sonst hätte ich es damals erfahren. Ohnedem war Vinke zu jener Zeit kein zuverlässiger Unterhändler, denn er befand sich in einem Zustand der Aufregung wie ein Irrsinniger.

Unterdessen der Prinz mit Vinke in seinem Zimmer unterhandelte, machte ich die erfreuliche Entdeckung, daß außer letzterem noch zwei verständige, gutgesinnte Männer aus Hamburg angekommen waren, nämlich der preußische Generalkonsul Oswald und der preußische Vizekonsul Stägemann. Wie jedermann in Hamburg hatten auch sie die Ankunft des Prinzen vermutet und sich mit Vinke nach dem Bahnhof begeben, um für alle Fälle bei der Hand zu

sein. Als aber der Prinz nicht angekommen war, hatte Oswald sich in seiner amtlichen Eigenschaft an die Bahndirektion gewandt und dadurch erfahren, daß zwei Herren mit einem Diener und einem eigenen Wagen die Bahn in Bergedorf verlassen hätten. Aus dem Umstande, daß sonst wohl niemand, der mit eigenem Wagen reist, die Bahn in Bergedorf verläßt, hatten sie mit Recht vermutet, daß es der Prinz sein müsse, und sich demnach trotz der nächtlichen Stunde sogleich dahin unterwegs gemacht, um demselben zu seinem ferneren Fortkommen behilflich zu sein.

Nachdem der Prinz Vinkes Auftrag angehört, wurden die ferneren Schritte zu des Prinzen Reise nach England in Betracht genommen. Oswald und Stägemann teilten mit, daß morgen früh, den 25. März (es war nachts des 24., 2 Uhr) das englische Dampfschiff „John Bull" nach London in See gehen würde, die Aufregung gegen den Prinzen in Hamburg aber derart sei, daß er in der Stadt selbst bis dahin nicht gut bleiben könnte; ebensowenig könnten sie die Passage nach London besorgen, da alle ihre Schritte bewacht würden. So schlugen sie denn vor, daß der Prinz jetzt sogleich mit dem Generalkonsul Oswald nach dessen Wohnung in Hamburg fahren und dort einige Stunden verweilen sollte, um dann, wenn es ohne Aufsehen geschehen könne, also um elf Uhr vormittags, nach einem etwa eine Meile von Hamburg gelegenen Landgut des Herrn Oswald zu fahren. Dort sollte er den Tag verweilen und sich abends zehn Uhr an Bord des „John Bull" begeben, wo er, als unter dem Schutz der englischen Flagge, vollkommen sicher sei, da es niemand wagen würde, die letztere zu verletzen. Übrigens würde es nicht auffallen, wenn der Prinz sich schon abends an Bord begebe, da das Schiff schon mit dem Hochwasser um vier Uhr früh von Hamburg abgehen werde. Ich sollte ebenfalls mit unserem Wagen sogleich nach Hamburg fahren, dort in irgend einem Hotel einkehren und im Laufe des Tages alle für die Reise nach London nötigen Vorbereitungen treffen.

Dieser Plan wurde angenommen. Der Prinz fuhr sogleich mit Oswald ab, nachdem er mich noch vorher um zehn Uhr zu sich in Oswalds Haus in Hamburg bestellt hatte. Ich fuhr mit Vinke gegen drei Uhr früh in unserem Wagen nach Hamburg und kehrte dort im Hotel de l'Europe ein, weil Vinke dort abgestiegen war und weil ich denselben nicht gerne aus den Augen lassen wollte. Da es erst fünf Uhr war, so legte ich mich noch auf ein paar Stunden zu Bett und ging dann nach genossener Ruhe um zehn Uhr zu Vinke, um denselben zum Prinzen abzuholen. Ich fand ihn eifrig schreibend und forderte ihn auf, zum Prinzen zu kommen. Er antwortete: „Ich kann noch nicht; was ich hier schreibe, ist zu wichtig, und der Prinz muß warten." — Ich erwiderte ihm, daß der Prinz nicht warten könne noch werde, und daß das, was er zu schreiben hätte, später geschrieben werden könne. — „Nein," rief er, „das geht nicht, ich muß erst mein Schreiben fertig haben. Siehst du, ich schreibe einen Aufruf an das deutsche Volk, in welchem ich demselben klar mache, in welcher Weise es jetzt zu handeln hat; ich sage demselben dabei, daß mein Schreiben ganz ohne Hintergedanken sei, daß ich, der Major v. Vinke, ein ganz unabhängiger Mann wäre und als solcher niemals ein Amt noch einen Orden vom Staate annehmen würde!"

Ich sagte ihm darauf: „Aber lieber Vinke, nimm doch Vernunft an. Wenn nun dein Aufruf auch wirklich unter das deutsche Volk kommt, so hat diese letzte Versicherung gar keinen Wert, denn das deutsche Volk wird ganz einfach sagen: ‚Wer ist der Major v. Vinke, und was geht uns das an, ob er einen Orden oder ein Amt vom Staate annimmt oder nicht!‘ Übrigens habe ich keine Zeit mehr und gehe daher jetzt allein zum Prinzen.“

Ich fand denselben im Begriff abzufahren, beredete mit ihm das Nötige wegen der Reise und nahm ihm 2000 Gulden preußische Banknoten ab, die er noch bei sich führte, um sie in englisches Geld umzusetzen.

Mit dem „John Bull“ in See

Zunächst begab ich mich nun an Bord des „John Bull“, um unsere Passage zu sichern, wobei ich dem Steward sagte, daß mein Bruder, der mitführe, sehr leidend sei und eine Kajüte für sich allein haben müsse. Der Steward sagte mir, daß nur noch eine Kajüte frei sei, und auch die nur halb, für zwei Damen genommen sei; es würde sich aber vielleicht noch einrichten lassen. Dies brachte mich nicht in Verlegenheit, weil ich die Art der englischen Stewards aus Erfahrung kenne. Ich sagte ihm: „That's all humbug, you know, your regular feed is half a crown, but if I. get that cabin for my brother, I well give you two pounds!“ Dies wirkte. Er erwiderte: „Sir, I'll do my best!“ und damit war ich beruhigt.

Demnächst ging ich nach Streits Hotel, fand dort des Prinzen Dienerschaft und meinen Diener und wies sie an, um neun Uhr abends, wo ich sie abholen würde, zur Abreise bereit zu sein, wobei ich ihnen das Reiseziel verschwieg. Endlich besorgte ich im Verein mit Stägemann unsere Geldangelegenheiten, wechselte einiges englische Geld, wobei ich in ganz Hamburg nicht mehr wie 20 Pfund auftreiben konnte, und nahm Kreditbriefe auf London. Nun war alles besorgt, und ich konnte mich um vier Uhr in aller Ruhe zur Table d'hote im Hotel de l'Europe hinsetzen.

Hier wie überall drehte sich das Tischgespräch um die Zeitereignisse und um den Prinzen von Preußen. Merkwürdigerweise war die Grabower Geschichte vom Tage vorher schon bis Hamburg gedrungen und mein Tischnachbar erzählte sie mir, natürlich mit allerlei Ausschmückungen und mit der Veränderung, daß es der Prinz selbst gewesen wäre, der im Wirtshause in Grabow zu Mittag gegessen.

Von der Anwesenheit des Prinzen in Hamburg schien man nichts zu wissen. — Gegen neun Uhr abends begab ich mich mit unserer Dienerschaft an Bord des „John Bull“, wo wir alles für den Prinzen in der erhaltenen Privatkajüte in Bereitschaft setzten; und um zehn Uhr traf letzterer mit Oswald, Stägemann und dem unvermeidlichen Vinke an Bord ein.

Jetzt erst konnte ich völlig ruhig sein. Da man aber immerhin nicht wissen konnte, mit welchen Leuten man im Laufe der zweitägigen Fahrt an Bord zusammentraf, so bat ich den Konsul Stägemann für den Notfall um ein paar Worte an den Kapitän des Dampfschiffs. Stägemann nahm eine Visitenkarte und schrieb darauf: „Capt. is requested to give all possible assistance, to the bearer of the

present card, Maj. O., who will inform him, of the high rank of one of the passengers on bord the John Bull.“ Nach einer halben Stunde verließen uns die Begleiter des Prinzen. Wir legten uns zur Ruhe, und als wir am andern Morgen auf Deck erschienen, hatten wir Kuxhaven und die Elbmündung bereits hinter uns.

Das Wetter war schön und der Prinz von der Seekrankheit noch nicht befallen. Er beschloß daher, um alles Ungewöhnliche zu vermeiden, an der allgemeinen Frühstücks- und Mittagstafel teilzunehmen, denn wenn er auch an Bord ganz sicher war, so wünschte er doch sein Inkognito völlig beizubehalten, bis er in England es selbst aufzugeben für gut finden würde. Die Sache verlief ganz gut, obgleich ich mich doch überzeugte, daß es für ihn schwer war, sich in die Rolle eines gewöhnlichen Privatmanns zu finden. Gegen Abend wurde das Wetter unruhiger und der Prinz etwas unwohl. Er zog sich daher in seine Privatkajüte zurück, die er bis zu unserer Ankunft in England nicht mehr verließ. Das Wenige, was er genoß, brachte ich ihm selbst, und die Zeit vertrieb er sich damit, die Pendelschwingungen seiner Uhr, die er an der Kajütenwand aufgehängt hatte, zu beobachten.

Glücklich in England

Den 27. März, früh 4 Uhr, warf der „John Bull“ in London, gegenüber dem Custom House, Anker, und gegen 6 Uhr fuhr der Prinz und ich mit dem allgemeinen Boot (wobei derselbe zwischen zwei Bremer Zuckerbäckergesellen zu sitzen kam) ans Land. — Dienerschaft und Bagage blieben an Bord, bis die letztere behufs der Zollrevision mit dem Regierungsboot nach dem Custom House abgeholt werden würde. Der Prinz beschloß, zuerst zu unserem Generalkonsul Häbler, einem sehr umsichtigen, zuverlässigen Mann, zu fahren. Ich nahm daher vor dem Tower ein Cab und fuhr mit dem Prinzen nach Frenchurch Street, wo damals das preußische Generalkonsulat lag. Dort angekommen hatte ich Mühe, jemand in so früher Morgenstunde zu finden, erfuhr aber, daß der Generalkonsul, der den Sonntag stets auf dem Lande zubringt, noch nicht zurück sei. Es blieb uns nun nichts übrig, als nach Carltonhouse Terrace, der preußischen Gesandtschaft, zu fahren, wo wir halb acht Uhr ankamen.

Zum Glück war der Portier schon zu Gange, und nachdem ich von demselben erfahren hatte, daß der Gesandte Bunsen anwesend sei, sagte ich ihm, daß er sich sogleich zu demselben begeben sollte und ihm mitteilen, daß eine Person von sehr hohem Range heute früh per „John Bull“ von Berlin angekommen sei.

Nachdem wir beinahe eine halbe Stunde im Empfangszimmer gewartet, erschien der damalige Legationssekretär der Gesandtschaft, Prinz Löwenstein, der den Prinzen zuerst gar nicht erkannte, aber höchst erschrocken war, als der Prinz ihm mit den Worten entgegentrat: „Sie kennen mich wohl gar nicht in diesem Aufzug, lieber Löwenstein; der König hat mich mit einer Mission an die Königin von England beauftragt, und ich habe Berlin sehr plötzlich verlassen müssen.“

Löwenstein entschuldigte sich mit einigen Worten, indem niemand eine Ahnung von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen gehabt; der Gesandte wäre nicht ganz

wohl und hätte ihn rufen lassen, um zuzusehen, wer denn aus Berlin angekommen sei. „Unter solchen Umständen", fügte er hinzu, „muß ich ihn aber sogleich herbeiholen!"

Wie Bunsen die Ankunft des Prinzen vernommen, sprang er eiligst aus dem Bette und kam in möglichster Eile ins Empfangszimmer, wo denn sofort nach einigen Erklärungen das Weitere festgesetzt wurde.

Bunsen sagte sehr richtig: „England ist das Land der Öffentlichkeit, und es wäre ganz unrichtig, Ew. K. Hoheit Ankunft in London verheimlichen zu wollen. Die Königin, die vor acht Tagen entbunden worden ist, empfängt natürlich noch nicht offiziell, sondern an ihrer Stelle Prinz Albert; ich werde daher sogleich an Lord Palmerston schreiben, daß E. K. Hoheit heute früh per ‚John Bull' in einer speziellen Mission an die Königin hier angekommen wären, und anfragen, wann der Prinz Albert Ew. K. Hoheit empfangen können. Ebenso werde ich ähnlicherweise ein paar Worte an die ‚Times' schreiben, damit Ew. K. Hoheit Ankunft hierselbst aller Anschein von Heimlichkeit genommen werde!"

Nachdem das Hauptsächlichste festgesetzt war, fuhr ich mit dem Prinzen Löwenstein nach dem Costum House, um Dienerschaft und Bagage zu holen. Letztere, ungeachtet von der Gesandtschaft eine offizielle Bescheinigung ausgestellt war, daß sie Eigentum des Prinzen von Preußen sei, wurde von den englischen Sbirren von A bis Z untersucht. Kein Koffer, kein Nachtsack blieb undurchwühlt. Ich war empört über diese Behandlung und über die Verzögerung, die wir dadurch erlitten, und als zuletzt noch ein Lederfutteral mit Regenschirm übrig blieb, in welches sie nicht hineingesehn, sagte ich zu dem Zollbeamten: „Sir, want you look in that case?" „No, Sir," erwiderte er, „it is not necessary!" Darauf sagte ich zu ihm: „It appears that you take us for smugglers, now in that leather case there can be a deal of Brussels laces, but as I want to have my character clear, I insist open it, that you look in that too —if not — I shall complain to the propre authoritees!" Der Kerl wurde ganz rot und warf einen Blick in das Futteral.

Endlich konnten wir loskommen und mit allem Troß das Gesandtschaftshotel erreichen. Es war aber auch hohe Zeit, denn kaum waren wir angekommen, als bereits zwei Kammerherren in Gala erschienen, um uns um zwei Uhr zur Audienz beim Prinzen Albert zu bescheiden. Wir hatten nun alle Hände voll zu tun, um zu dieser Zeit fertig zu sein; es gelang, und als um zwei Uhr die königlichen Gala-Equipagen zum Abholen nach Hofe erschienen, konnten wir wieder als vornehme Leute nach Buckingham House, der Residenz der Königin, fahren.

Hier wurde der Prinz von dem Prinzen Albert empfangen und später auch noch auf eine Viertelstunde bei der Königin vorgelassen; während Lord Palmerston, Gesandter Bunsen und meine Wenigkeit in einem besondern Zimmer blieben. Natürlich kam das Gespräch auf die Ereignisse in Berlin, wobei ich mich mit großer Vorsicht über alles, was ich gesehen, äußerte; allein, damals schon bemerkte ich, daß Bunsen sich in einem höchst aufgeregten Zustande befand. Gegen vier Uhr kehrten wir von Buckingham House zurück, und nun erst konnte an unser Etablissement gedacht werden. Der Prinz blieb im Gesandtschaftshotel, und ich bezog eine hübsche Wohnung in der Nähe in Brunswic Hotel, Jermin Street. An diesem



Tage kam auch unerwartet Hauptmann v. Berg, zweiter persönlicher Adjutant des Prinzen, von Berlin in London an. Derselbe war vom Könige beauftragt, die Kronjuwelen sowie den Privatschmuck der Königin und der Prinzessinnen nach England in Sicherheit zu bringen, und hatte seinen Weg über Hamburg nach Hull genommen, wo er alle Bagage und Juwelen im Custom House zurückließ und nach London kam. — Die Frage, wo die Juwelen aufbewahren, machte große Sorge, denn wenn sie nach England eingeführt werden sollten, hätten sie versteuert werden müssen, was enormes Geld gekostet haben würde, und ebensowenig konnten sie ohne höheren Befehl so lange in dem Zollhause von Hull verbleiben; es gelang uns aber doch, einen Befehl bei Lord Palmerston zu erwirken, infolgedessen sie in Hull unter Königs Verschluß blieben.

Londoner Stimmungen

Unterdessen hatte sich die Nachricht von der Ankunft des Prinzen in London verbreitet, und den nächsten Tag, den 28., kam die vornehme Welt, Minister und Hof, in langen Reihen vorgefahren, um dem Prinzen ihre Aufwartung zu machen. Dies und das Ignorieren der pöbelhaften Berliner Auftritte machte auf den Prinzen einen sehr wohltätigen Eindruck, indem es ihn, in der damaligen Zeit des Zweifels, in bezug auf seine Stellung dem Auslande gegenüber beruhigte. Auch seine Gesundheit, die nicht unerschüttert geblieben war, befestigte sich wieder, und er erhielt seinen festen Schlaf wieder, den er seit seiner Abreise ganz verloren. Am 29. März erhielten wir einen neuen Zuwachs, indem unerwartet der Hauptmann v. Boyen und Rittmeister Graf Golz und der Graf Albert Pourtales, später Botschafter in Paris, letzterer als diplomatischer Agent, in London ankamen und sich als Mission attachiert beim Prinzen meldeten. Außerdem kam noch der Korrespondenz-Sekretär Bork mit, um das Rechnungswesen zu übernehmen, was mir sehr angenehm war, weil ich davon befreit wurde. Hauptmann v. Berg dagegen wurde zu meinem Bedauern nach Berlin zurückgerufen. Nachdem wir nun jetzt au grand complet waren, konnte ich einen regelmäßigen persönlichen Dienst einrichten, wodurch ich für mich mehr Freiheit bekam. Ernst Bunsen, Sohn des Gesandten, der in London mit der Tochter eines reichen Quäkers verheiratet (Mr. Gurney) und mit allen dortigen Verhältnissen sehr genau bekannt war, machte den Hofmarschall bei dem Prinzen und füllte diese Stellung zur allgemeinen Zufriedenheit aus.

Inzwischen hatte ich gleich am Tage unserer Ankunft die nötigen Bestellungen gemacht, um meine Zivilgarderobe zu vervollständigen; es mußte manches beschafft werden, was auf dem Kontinent gar nicht mehr getragen wird, wie Eskarpins, seidne Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen; aber für das Erscheinen bei der Königin de vigueur ist. Alle diese Sachen waren sehr teuer, wurden aber so schnell hergestellt, daß ich bereits am 29. April mit dem Prinzen auf einem Balle bei dem Herzog von Devonshire erscheinen konnte, der ungemein glänzend war, aber das Lästige hatte, daß er wie alle Londoner Feste erst um Mitternacht an-

fing und bis gegen vier Uhr dauerte. Von jetzt an waren wir, wenn nicht im Gesandtschaftshotel Diner oder Soirée war, täglich zu Mittag und Abend aus, so daß für Sir Robert Peel, der dem Prinzen gerne ein Diner geben wollte, auf zwei Monate hinaus kein Tag frei blieb. Alle Diners begannen um acht Uhr und endeten um zehn Uhr, um elf Uhr wurde in die routs gefahren, und wenn Ball um zwölf Uhr. Unter den meisten Umständen mußte ich den Prinzen auf diese Feste begleiten, weil ich als ältester Stabsoffizier persönlich eingeladen wurde; indessen blieb mir, da wir jetzt drei waren, doch noch Zeit im Laufe des Tages, die ich nach eigenem Ermessen verwenden konnte. Eine große Annehmlichkeit für uns war, daß der Prinz Albert uns Reitpferde aus seinem Stalle bewilligt hatte, die wir nach Gutdünken benutzen konnten.

Machte sich nun unsre Stellung in London insoweit viel besser, als wir erwartet hatten, so lauteten die Nachrichten aus Preußen um so trauriger, namentlich war die unverständige Aufregung gegen den Prinzen in den untern Volksschichten im Zunehmen. In den ersten Tagen des April erhielten wir sogar durch die Berliner Polizei die Mitteilung, daß zwei oder drei Individuen aus der Partei der roten Republikaner sich nach London aufgemacht, um ein Attentat gegen das Leben des Prinzen zu versuchen. Lord Palmerston wurde hiervon benachrichtigt und ordnete nun eine genaue Überwachung des Gesandtschaftshotels an und der Person des Prinzen durch die detective force, so daß er keinen Augenblick unbewacht blieb. Wenn der Prinz aber, wozu er eine große Neigung hatte, mitunter allein ausging, so folgte ihm der, der den persönlichen Dienst hatte, in einer Entfernung von fünfzig Schritt und verlor ihn nicht aus dem Auge. Gegen dieses Alleinausgehen hatte ich den Prinzen bereits gewarnt, teils weil er bei seiner mangelhaften Kenntnis der englischen Sprache leicht in Verlegenheit kommen konnte, teils weil es ganz gegen den Gebrauch in England ist, daß ein königlicher Prinz ohne alle Begleitung ausgeht; indessen er war nicht davon abzubringen, und mitunter gelang es ihm doch, auf die eine oder die andere Art zu entschlüpfen. Besonders gerne begab er sich abends zu Taglioni, der damals mit seiner Frau und Tochter Marie, die vierzehn Jahre alt, in London mit großem Beifall debütierte. Taglionis standen mit Berlin in lebhafter Korrespondenz, und dadurch hatten diese Besuche wenigstens das Gute, daß wir in betreff der Berliner Zustände einiges erfuhren.

Inzwischen waren die politischen Erschütterungen des Kontinents nicht ohne Einfluß auf England geblieben, denn hier regten sich die Chartisten in einer Weise, die bei der Regierung sehr ernste Besorgnisse erregte. Die Chartisten, eine Art von Reformern und eine in den unteren Klassen damals sehr verbreitete Partei, hatten nämlich die Absicht, eine Wahlreform im ultrademokratischen Sinne herbeizuführen, und zwar im Gegensatz zu dem englischen Gesetz, das öffentliche Massenversammlungen innerhalb von 2 englischen Meilen verbietet, dadurch, daß dem Parlament eine Petition nicht bloß durch eine Deputation, sondern durch Chartisten en masse, welche vor die Parlamentshäuser rücken sollten und bedrohen, übergeben würde. Da nun die Zahl der Chartisten in London und Umgegend sehr groß war und weit über 100 000 Menschen gezählt haben soll, so mußten aus

einer solchen Massenversammlung die bedenklichsten Folgen gefürchtet und die Regierung zu kräftigen Gegenmaßregeln veranlaßt werden.

Die Chartistenführer hatten den 9. April als den Tag der Ausführung festgesetzt und durch die Zeitungen die großen Plätze von Clapham Common und Umgegend als Rendezvous bezeichnet. Ebenso war angegeben, an welchen Punkten sich die Chartisten der verschiedenen Ortschaften versammeln und auf welchen Wegen sie das allgemeine Rendezvous erreichen sollten. Es waren vollständige und recht geschickt disponierte Marschkolonnen, zu deren Bekanntmachung aber den Führern nur die öffentlichen Blätter übrigblieben, und hierin lag nun die Erleichterung für die Regierung, die geeigneten Gegenmaßregeln zu treffen.

Diese wurden denn auch in großartigem Maßstabe getroffen und die oberste Leitung derselben dem Herrn v. Wellington anvertraut. Zu dem Ende sollten alle policemen Londons und anderer bedeutender Städte, 6000 Mann, vereinigt und für den 9. zur Disposition der Regierung gestellt werden. Da aber die ungeheure Stadt währenddem in polizeilicher Rücksicht nicht ohne Beaufsichtigung gelassen werden konnte, so wurde beschlossen, für die Zeit der Zusammenziehung der Konstablermacht sogenannte special constabler zu formieren, und an alle respektablen Leute die Aufforderung erlassen, sich zur Einreihung unter dieselben zu melden. Bei der Angst, die in London vor den Chartisten herrschte, fand diese Maßregel großen Beifall, und es soll sich eine sehr große Zahl angesehener Leute, man sagte etwa 20 000 Mann, darunter Edelleute von höchstem Rang und auch Louis Napoleon, dazu gemeldet haben. Als Amtszeichen erhielten sie eine weiße Binde um den linken Arm mit den Worten darauf gedruckt: special constabler, und den bekannten englischen Konstablerknüppel, letzteren mit der Weisung, ihn für gewöhnlich verdeckt unter der Kleidung zu tragen; wenn sie ihn aber bei Widersetzlichkeiten als Waffe brauchen müßten, sollten sie versuchen, dem renitenten Arrestanten den rechten Schulterknochen entzwei zu schlagen; nur im äußersten Notfall sollten sie auf den Kopf schlagen. Zur Unterstützung der Konstablermacht wurden an 1500 Matrosen mit Enterhaken von Portsmouth, Artillerie aus Woolwich und alle verfügbaren Truppen zum 8. per Eisenbahn nach London beordert. Diese Anordnungen wurden keineswegs im geheimen getroffen, sondern ganz offen; z. B. teilte eine Zeitung mit, daß das 60. Regiment vormittags von seiner Garinson in London eintreffen und sich nachmittags bei Kensington versammeln würde, to try a new system of street firing. Von beiden Seiten bereitete man sich wie zur öffentlichen Aufführung eines Spektakelstückes vor. Trotz aller dieser Maßregeln war die Besorgnis vor möglichen Exzessen doch noch so groß, daß man Anstalten zur Barrikadierung der bedeutenderen öffentlichen Gebäude traf, selbst einige der reichen Privatleute verrammelten ihre Wohnungen und bewaffneten ihre Dienerschaft zu deren Verteidigung.

Die Königin begab sich mit ihrer Familie nach Osborne House auf die Isle of Wight. Vor ihrer Abreise sprach sie noch mit dem Herzog von Wellington und bat denselben, Mitleiden mit dem armen betörten Volke zu haben und es möglichst zu schonen, worauf dieser erwiderte: „Das wahre Mitleiden mit dem betörten Volke besteht in unerbittlicher Strenge gegen die Übertreter des Gesetzes!"

(Schluß folgt)

Verwässerung

Von Fritz Müller-Cannero

Ich saß in der Straßenbahn.

Nebenan saß ein Vater mit seinem Söhnlein. Der Vater las in einer illustrierten Zeitung. Das Söhnlein langweilte sich. Da schlug der Vater ein Seebild in seiner „Illustrierten" auf.

„Vater, was ist das?" sagte der kleine Kerl.

„Das ist die Reproduktion einer feindlichen Auseinandersetzung zwischen zwei Dreadnoughts, mein Sohn", sagte der Vater.

„Was machen die, Vater?"

„Sie unternehmen eine Attacke aufeinander, mein Sohn."

„Und wer g'winnt, Vater?"

„Das kommt auf die Konstellation der Umstände an, mein Sohn."

Hier sah der kleine Kerl wieder gelangweilt drein.

Die Passagiere lächelten.

Und mir wurde schlecht.

Dann aber nahm ich meinen Mut zusammen und sagte zu dem Büblein: „Bub, paß auf! Das sind zwei große Schiff' — hu, mächtig groß — die gehn aufeinander los — bumbum — mit den Kanonen — und der Stärkere g'winnt — hurra!"

Die Augen des kleinen Kerls leuchteten.

Sein Vater aber sagte:

„Erlauben Sie mal, mein Herr, mit welcher Berechtigung kommen Sie dazu ..."

Und ich stieg aus, um seiner Wassersuppe zu entgehen.



Aphorismen • Von Hero Max

Wenn die giftigen Pfeile deiner Feinde dich umschwirren, dann nimm es für ein Zeichen, daß du noch höher über sie hinaussteigen sollst.

*

„Ein Genie setzt sich durch." Meint ihr, weil es einigen geglückt ist, Leib und Seele durch euere Folterkammern zu bringen? Die Leute auf Golgatha drückten es wenigstens ehrlicher aus: Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber.

*

Wie man Almosen geben soll? Pfui! Man soll niemals Almosen geben. Man soll von seinem Überfluß einem ärmeren, unglücklichen Menschenbruder nur Geschenke machen.

*

Es gibt heiße Tränen, die werden vom Sonnenlicht des Stolzes getrunken und kommen als Lächeln zur Welt.





Der junge Treitschke

Am 15. September 1834 wurde dem Premierleutnant und Brigade-Adjutanten Eduard v. Treitschke und seiner Frau geb. v. Oppen in der Weißen-Gasse der Dresdener Altstadt als zweites von vier Kindern ein Knabe geboren, der in der Taufe den Namen Heinrich erhielt. Dieser Knabe ist noch nicht ein Jahr alt, da fängt er zu laufen an, und als er ihrer zehn zählt, beginnt er eine Korrespondenz mit seinem Vater, die bis wenige Tage vor dessen Tode reicht. Den Vater halten allerlei militärische Kommandos häufig und lange vom Hause fort. Das ergibt einen reichlichen schriftlichen Meinungsaustausch schon in jenen Jahren, in denen deutsche Knaben gemeinhin nicht mit ihren Vätern in Briefwechsel zu stehen pflegen. Als Eduard v. Treitschke dann seßhafter werden darf und in Dresden selber immer höher rückt, hat der Sohn, der mit knapp sechzehn Jahren als primus omnium die ehrwürdige Kreuzschule absolviert, das Elternhaus bereits verlassen und erzählt nun aus Bonn, aus Leipzig, aus Göttingen, Berlin, Tübingen, Freiburg und Heidelberg von seinem Leben, Lernen und Wandern.

Die Jahre der Kindheit sind recht stürmisch gewesen; die Revolution ist über die deutschen Lande hereingebrochen, und auch in den Straßen von Dresden hat tagelang ein blutiger Bürgerkrieg gewütet, der selbst einzelne Lehrer und Mitschüler Treitschkes auf die Barrikaden lockte. Dazwischen hat sich dann die große schmerzliche Tragödie des ersten gesamtdeutschen Einheitsversuchs abgespielt. Der schöne Traum von der deutschen Kaiserherrlichkeit ist rasch ausgeträumt, und da Heinrich die Universität bezieht, hat stumpf, dumpf, beschränkt und hartherzig die Reaktion die deutschen Gaue in Bann geschlagen. Der Knabe hat alle diese wechselvollen Begebnisse in leidenschaftlich bewegter Seele miterlebt. Schon als Zwölfjähriger ist er ein emsiger Leser der sächsischen Kammerverhandlungen, aus denen er dem Vater regelmäßig und nicht ohne eigenes und eigentümliches Urteil berichtet. Das hat er auch in dem Taumel der Revolution nicht eingebüßt, obschon er um jene Frist ebenso ein theoretischer Republikaner ist wie etwa der Pennäler Otto v. Bismarck. Den Traum von Einheit und Kaiserherrlichkeit aber träumt er mit der ganzen Glut seines heißen Herzens mit, das früh gelernt hat, die Geschicke des Staats wie ein persönliches Leid zu empfinden. Dann, als sie mit Ach und Not das Verlegenheitsgebilde lauernder Rivalitäten, den Deutschen Bund, doch wieder aufgerichtet haben, ist von all dem in Heinrich v. Treitschke so viel zurückgeblieben, daß er über das Studiengebiet, das er zu wählen hat, keinen Augenblick im Zweifel ist. Es sind die Wissenschaften vom Staat, von denen schon der junge Student in einem Brief an Wilhelm Nokk, den späteren badischen Minister, der ihm Couleurbruder, Lebensfreund und Schwager war, urteilt: sie behandelten den „tiefsinnigsten Gedanken, den die Menschheit je gedacht und an dem sie noch

heute unter den mannigfachsten Leiden weiter denkt und bildet". Treitschke ist zunächst zwei Semester in Bonn, dann zwei in dem ehrlich gehaßten Leipzig, „dem gottverfluchtesten aller elenden Nester". Es folgt noch ein zwischen straffer wissenschaftlicher Arbeit und ausgelassenem studentischen Frohsinn ehrlich geteilter Winter in dem über alles geliebten Bonn und dann von Tübingen aus der (formelle) Abschluß. Eine nach einem bald aufgegebenen, weiter ausschauenden Versuch hastig niedergeschriebene Dissertation über die „Produktivität der Arbeit" (Quibusnam operis vera conficiantur bona) wird von der Leipziger Fakultät sehr günstig beurteilt. Mit einundzwanzig Jahren ist Heinrich v. Treitschke, der schon mit zwanzig seinen in Examensvorbereitungen steckenden Kommilitonen nationalökonomische Vorlesungen zu halten pflegte, wohlbestallter Doktor der Philosophie. In Bonn hört der junge stud. hist. et. cam. bei Böcking, Simrock, Bernays, Ernst Moritz Arndt und Dahlmann; in Leipzig bei Roscher, Albrecht, Biedermann und Bülau; in Tübingen als Kandidatus bei Fallati und beim Technologen Volz. Richtiger und schmerzlicher: er hört sie nicht. Die Tragödie dieses heldenhaften Lebens setzt früh ein. Wie hat sich der zur Universität Entlassene auf die lebendigen Eindrücke durch das Kolleg gefreut! Aber schon in dem zweiten Brief, den der eben Immatrikulierte dem Vater schreibt, muß er bekennen, daß er nur die wenigsten Dozenten versteht; auch die nur dann, wenn er die Hand am Ohr hält. So muß er früh zu dem kümmerlichen Notbehelf schwänzenden Unfleißes, dem Nachreiten fremder Hefte greifen, das er einmal in einem Brief an einen Freund mit melancholischer Selbstironie „gewissermaßen den wissenschaftlichen stillen Suff" heißt. Später scheint er den zwecklosen, nur immer aufs neue seelische Pein weckenden Kollegbesuch ganz aufgegeben zu haben. Aber verwunden hat er, was ihm so entging, nicht. Es klingt noch wie ganz frischer Schmerz, wenn er dem Rektor Klee, seinem alten Lehrer von der Dresdener Kreuzschule, am Ende der Studienzeit schreibt: er hätte während ihrer ganzen Dauer nie einen Lehrer gehabt, wäre stets auf Privatarbeit angewiesen geblieben. Die freilich treibt er mit nie ermattendem Eifer. Schon in jenen Jahren bilden sich die Gewohnheiten aus, die für dies ganze Leben charakteristisch bleiben: des Tags zu schlafen, nachts zu arbeiten und dabei stark und andauernd zu rauchen. Was man gemeinhin erst im reiferen Alter als Frucht angestrengter wissenschaftlicher Arbeit empfindet, das legt sich bereits dem Zwanzigjährigen beklemmend auf die Seele: die schmerzliche Erkenntnis, daß all unser Wissen nur Stückwerk bleibt, daß wir, je weiter wir forschend vordringen, um so mehr der Lücken, der überhaupt nicht auszufüllenden Lücken inne werden: vita nostra brevis est. Dabei ist Heinrich v. Treitschke kein Stubenhocker und weltfremder Bücherwurm. Ein fröhlicher Farbenstudent, der zeitlebens mit Begeisterung der in der Bonner Franconia verbrachten Zeit gedenkt; an der abendlichen Kneiptafel voll übermütiger Schwänke und lustiger Einfälle; unermüdlich im Ersinnen von Spitznamen und durch seinen gediegenen und beharrlichen Durst dem Trunkfestesten überlegen. So durch sein lebendiges und starkes Beispiel bestätigend, was ihm sein Bundesbruder Julius v. Franzius in späteren Jahren, da Treitschke schon auf der Höhe des Ruhmes stand, schrieb: „Daß ohne viele und gute Tränke in Deutschland nichts Großes gedeiht."

Nach absolviertem Doktorexamen hat Heinrich v. Treitschke noch ein Wintersemester in Heidelberg studiert; ist dabei in studentische Händel verwickelt worden und hat so als Philister seine erste Mensur — ein Pistolenduell — ausfechten müssen, wofür er hernach im Karzer zu büßen hatte. Dann kehrte er im März 1855 in das heimatliche Dresden zurück. Aber es hielt ihn nicht lange zu Haus, so wohlabgestimmt das Leben im Schoß der Familie war. Noch widerwärtiger als in dem Preußen Friedrich Wilhelms IV. äußerte die Reaktion sich in Sachsen. Man frömmelte in den Kreisen der Gesellschaft und man war servil, und so tief steckte diesem veräußerlichten Geschlecht die submisseste Loyalität in den Knochen, daß es zum guten Ton gehörte, zum Gedächtnis des kurz zuvor verblichenen „Protektors der deutschen Staaten", des ersten Nikolaus nämlich von Rußland, sich in Trauergewänder zu hüllen. Nie hat Treitschke über die Schicht, der er selber durch Geburt und Erziehung angehörte, schärfer geurteilt als

in diesem Dresdener Sommer, da er von seinem und des Elternhauses Umgang dem vertrauten Freunde klagte: „Selbst der bessere Teil dieser Kreise anerkennt im stillen doch keine andere adlige Beschäftigung als den Mistwagen und den Exerzierstock.“ Darum trieb es ihn bald wieder von hinnen. Schon im Oktober sehen wir ihn in Göttingen. Im Winter vorher hatte Ludwig Aegidi, damals Privatdozent in Göttingen, Treitschke den Vorschlag gemacht, sich an der Georgia Augusta für das Fach der Nationalökonomie zu habilitieren, da Hanßen, der berühmte Agrarpolitiker, sich nach einer Unterstützung durch eine jüngere Kraft sehne. Die Lücke war inzwischen durch Treitschkes Landsmann Hans v. Mangoldt ausgefüllt worden. Aber er fand hier, was er in Dresden vermißt hatte, eine vortreffliche Büchersammlung; hoffte so auch eher Muße und Stimmung zur Abfassung seiner Habilitationsschrift zu finden. Die ist dann doch schwerer entstanden, langsamer vorgeschritten als irgendeine der kleineren Arbeiten Heinrich v. Treitschkes. Seelische Kämpfe und körperliches Ungemach drücken ihn in dieser Göttinger Zeit mehrfach nieder. Er zweifelt, wenngleich er sich immer wieder auf den einstigen Kathedervortrag freut und den „direkten Einfluß, der dem Dozenten über sein Auditorium zu Gebote steht“, ob er mit seinen einundzwanzig Jahren nicht noch zu jung zum Universitätslehrer sei. Worauf ihn sein alter Dresdener Rektor Klee tröstet: „So wenig als Sie, wie Sie von uns abgingen, sechzehn Jahre alt waren, sondern mindestens zwanzig, so wenig sind Sie jetzt einundzwanzig, mindestens fünfundzwanzig. Das ist absolut alt genug, sich zu habilitieren.“ Dazu gesellen sich andere Sorgen. Treitschke möchte ins Brot. Kaum je hat ein studierender Sohn die Frage des Wechsels zarter behandelt, mit bescheidenerer Demut, als Heinrich v. Treitschke in den Briefen an seinen Vater. Im Durchschnitt ist er mit dreihundert Talern jährlich ausgekommen; also ungefähr dem Betrag, den ein besserer Korpsstudent heute in zwei Monaten verbraucht. Nun will er den Eltern nicht länger zur Last fallen und schaut für den Übergang nach einer journalistischen Stellung aus. Debutiert mit einem Artikel in der „Vossischen Zeitung“; schickt Aufsätze an die „National-Zeitung“, unterhandelt wegen eines Redakteurpostens in Nürnberg, Danzig, Berlin. Schließlich, nachdem alle diese Versuche sich zerschlagen haben, kehrt er im Frühjahr 1857 nach Leipzig zurück, diesmal ganz ernstlich entschlossen, den „herrlichen Werkeltag des Lebens“, nach dem aus aller Jugendtollheit heraus schon der Student sich sehnte, als Dozent zu begehen. Ganz leicht wird es dem Sohne des sächsischen Generalleutnants freilich nicht gemacht, zum Lehrkörper der Landesuniversität Zutritt zu gelangen. Von Göttingen aus hat Treitschke seinen ersten Gedichtband, die „Vaterländischen Gedichte“, veröffentlicht. Und das lodernde nationale Pathos, die stolze Zuversicht, daß diesem zerklüfteten Volk, trotz allem Jammer der Gegenwart, die Einheit doch werden müsse, hat in der „Märchenwelt des Partikularismus“ allenthalben, am meisten natürlich im königlichen Sachsen verstimmt. Der Kultusminister hielte diesen radikalen Unitarier, der von sich einmal bekennt: „die Verehrung der angestammten Fürstenhäuser ist mir stets lächerlich gewesen“, am liebsten von den sächsischen Kathedern fern, obschon der mittlerweile als Mitarbeiter am „Deutschen Staatswörterbuch“ und Zarnkes „Literarischem Zentralblatt“ sich seine wissenschaftlichen Sporen verdient hat und ein anonymer Aufsatz von ihm in den „Preußischen Jahrbüchern“ über die Grundlagen der englischen Freiheit einen so kühnen Eigenwuchs gezeigt hat, daß man ihn allgemein auf Theodor Mommsen zurückführt. Schließlich gibt, mißtrauisch und zögernd, der Kultusminister doch nach. Am 8. September 1858 reicht Treitschke seinen „Kritischen Versuch über die Gesellschaftswissenschaften“ der Leipziger Philosophenfakultät ein; am 13. Januar erhält er die venia legendi; elf Tage später, am Geburtstage Friedrichs des Großen, beginnt er mit einer öffentlichen Vorlesung über „Deutsche Verfassungsgeschichte seit dem westfälischen Frieden“ seine Lehrtätigkeit, die von nun ab zwei Generationen von Deutschen von unauslöschlichem Segen werden sollte.

* * *



Bis in diese Januartage von 1859 reichen die Briefe, die Max Cornicelius im Verlag von Salomon Hirzel in Leipzig, dem nun länger als ein halbes Jahrhundert mit dem Treitschkeschen Schrifttum verbundenen, hat erscheinen lassen. (Ein zweiter Band, der bis 1866 reicht, ging mir zu, als diese Darstellung eben abgeschlossen war. Das Bild des jungen Treitschke erhält durch ihn übrigens kaum neue Züge.) Der erste Band bricht in dem Moment ab, da die Habilitation erreicht ist. So geben diese Briefe uns nicht den ganzen Treitschke, aber sie geben den Knaben, den Jüngling und den jungen Mann. Eine Selbstbiographie voll dramatischer Bewegung und intimer psychologischer Reize. Dazu eine, die fast keine Lücke läßt. Denn fließen wirklich einmal zu irgendeinem Zeitpunkt die Briefe an den Vater spärlicher, so treten die an die Freunde ergänzend hinzu. Heinrich v. Treitschke hat noch zu den Vollnaturen gehört — sie wurden, wie mir scheinen will, allgemach seltener —, denen starke und ehrliche Männerfreundschaften zeitlebens ein Bedürfnis bleiben. Den meisten von diesen Bünden, zu denen vornehmlich in der Bonner Franconia der Grund gelegt ward, hat erst der Tod ein Ende bereitet. Für das Knabenalter kommen natürlich nur die Briefe an den Vater in Betracht. Jung-Heinrich, ich sagte es schon, blickt früh mit klugen und hellen Augen in die Welt. Dennoch bleibt er im besten Sinne kindlich; ist auch als Student und junger Philister noch von einer keuschen Unberührtheit der Seele, der man heute kaum mehr begegnet. Vater und Sohn haben einander ja nicht immer verstanden; in bezug auf die politischen Dinge eigentlich nie. Als 1866 Heinrich v. Treitschke seine leidenschaftliche Kampfschrift über „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten" veröffentlicht, ist der Vater sogar vor aller Welt von ihm abgerückt und hat in den Dresdener Blättern erklärt: er hätte „mit Entrüstung und tiefem Schmerz die Äußerungen seines älteren Sohnes gelesen". Trotzdem ist das menschlich schöne Verhältnis der beiden kaum je beeinträchtigt, jedenfalls nie auf die Dauer getrübt worden. Da Heinrich v. Treitschke elf Jahre alt ist, schickt er dem Vater ein Geburtstagskarmen, aus dem bei aller jugendlichen Rhetorik ein tiefes innerliches Empfinden bricht:

„Ein Vater bist du mir — o was umfaßt nicht
Dies eine schöne Wort: ein Vater bist du mir."

Und als Heinrich ein Jahr darauf seinen zwölften Geburtstag feiert, revanchiert sich der Vater mit einem „wahrhaft erhebenden Gedicht". In diesem hochgestimmten Hause ist der Vater wirklich der ältere Freund und der Vertraute des Sohnes, zu dem der Heranwachsende in allen seinen großen und kleinen Nöten kommt; auch mit dem herbsten Leid seines Lebens: der mit ihm wachsenden Taubheit. Wie ein dunkler Schatten zieht sie durch alle diese Briefe; in stetem Auf und Ab zwischen Hoffen und neuen Enttäuschungen; immer nur in halben Tönen, ohne lauten Ausbruch der Verzweiflung; häufig von erschütternder Tragik und dann doch wieder erhebend durch die heldenhafte Art, wie hier ein starkes Herz mit dem unerbittlichen Geschick ringt und schließlich auf seine Weise doch Sieger bleibt. Von allem, was dem Schwerhörigen (wie im Grunde jedem, der in irgendeinem Belang von der Natur um sein Erbteil gekürzt ward) an Pein beschert zu werden pflegt, ist Heinrich v. Treitschke nichts erspart geblieben. Nicht die Vereinsamung, nicht die gelegentliche Zurücksetzung, nicht einmal der rohe Spott der Unerzogenheit, der ihm zu Heidelberg bekanntlich sogar die Mensurpistole in die Hand drückt. Und mehr vielleicht noch als alles andere hat seine gesellige Natur, der „der Umgang mit Menschen die schönste Seite des Lebens" bedeutet, darunter gelitten. Aber niedergezwungen hat es ihn nicht. Wohl packt ihn, da alle Kuren nichts helfen, die bange Sorge: es könnte „immer weiter bergab gehen mit seinem Gehör, bis die Welt der Töne ihm ganz verschlossen wäre", und ergreifend schreibt er einmal dem Freunde Bachmann über die Empfindungen, die ihn bei dem mitunter von Tag zu Tag fühlbarer werdenden Schwinden des Sinnes bestürmen: „Hast Du je einen heruntergekommenen Reichen gesehen, der die bettelhaften Reste seiner Habe mit kindlicher Angst behütet?" Aber verbittert wird er darum nicht. Aus den Gesellschaften, in denen die Gespräche über ihn hinweggleiten, indes Laffen das große Wort führen, nimmt

er nur den Entschluß zu neuer Arbeit mit, auf daß er sich später einmal durch seine Leistungen Beachtung erzwinge. Kein Mißtrauen wider die vom Schicksal mehr Begünstigten, keinen Neid auf sie, keine Menschenverachtung. In diesem leidenschaftlich heißen Herzen, das von den Freuden vor allem „die volle Fähigkeit, herzlich zu hassen und zu lieben" verlangt, ist die Liebe doch allzeit das Stärkere. Und als die Leidensgefährtin Gustava v. Haselberg, der er seit seinen Göttinger Tagen näher tritt, ihm zum Trost das stille Glück der Schwerhörigen preist, denen viel von der tumultuösen Rauhheit dieser Welt erspart bliebe, wehrt er wehmütig, doch ohne Bitternis ab: „Ich nähme manches Verletzende und Böse gern mit in Kauf, könnte ich öfter und leichter in dem großen Buch der Weisheit, in den Geheimnissen des Menschenherzens lesen." Das „Heldenhafte" hat Gustav Freytag an Heinrich v. Treitschke gerühmt, da er von Leipzig und den Freunden im „Kitzing" schied, die „bewunderungswürdige Vereinigung von Ethos und Pathos". Auch schon in dem Knaben und Jüngling kündigte dies Heldenhafte sich an . . .

Aber auch die Vereinigung von Ethos und Pathos. Es gibt, ich möchte glauben, in der ganzen deutschen Literatur kein zweites Buch, das in der Beziehung sich diesem ersten Band der Treitschkebriefe gleichsetzen ließe: wir belauschen hier, wie ein Meister des Stils sich bildet, wie aus schüchternen und uncharakteristischen Anfängen einer der Sprachgewaltigsten deutscher Zunge erwächst. Die ersten Briefe zeigen naturgemäß Kinderhandschrift. Ein begabter Knabe berichtet in korrektem Schuldeutsch von den kleinen Begebnissen in Haus und Schule. Nur daß er vielleicht flüssiger schreibt, lebhafter beobachtet, als in der Regel deutsche Knaben zu schreiben und zu beobachten pflegen. Dann stößt man eines Tages auch in den Briefen des Schülers schon auf Sätze eigenen Gepräges. Der Fünfzehnjährige hat dem in der Ferne weilenden Vater allerlei gymnasiale Unerfreulichkeiten erzählt. Plötzlich bricht er ab: „Noch trüber aber sieht es im Staate aus." Das ist ganz die Art, wie später der Meister des Worts und der Schrift seine Übergänge findet. Seither werden diese aus dem überlieferten Schema aufblitzenden eigenen Wendungen häufiger. Um so häufiger, je mehr die öffentlichen Angelegenheiten den regen Geist des geborenen *ζῶον πολιτικόν* zu beschäftigen beginnen. Als das sächsische Ministerium in der Frage der deutschen Verfassung sich zu keinem Entschluß aufzuraffen vermag, grollt er: „Eine Verweigerung der Annahme der deutschen Verfassung wäre sicher viel ehrenvoller. Kleinlich aber, erbärmlich ist es, daß Sachsen wartet und wartet, bis die Entscheidung kommt, um dann die Segel nach dem Winde zu hängen und demütig sich an die siegende Partei anzuschließen." Und ein anderes Mal ergrimmt er über die „wahrhaft stinkenden Lobhudeleien" auf den Prinzen Albert, „den jugendlichen Helden von Düppeln, der doch als Adjutant gar nicht gefochten hätte". Auf der Universität ist Heinrich v. Treitschke sich seines stilistischen Könnens schon bewußt. Es sind die Zeiten, da der alte Simrock ihn zu poetischem Schaffen ermuntert; da jedes Begebnis sich ihm zum Gedicht gestaltet und bis in die Anfänge der Leipziger Dozententätigkeit ihn immer wieder der Zweifel aufsucht, ob er nicht überhaupt den Beruf des Dichters wählen sollte. Die letzten Studiensemester zeigen Heinrich v. Treitschke bereits im Vollbesitz sprachlicher Meisterschaft. Da ist dies wunderbar plastische Vermögen, in wenigen scharfen Strichen die Eigenart der deutschen Landschaften und ihrer Bewohner zu zeichnen; ist auch schon das starke sittliche Pathos in der Einschätzung staatlicher und gesellschaftlicher Dinge, das einen unwillkürlich erhebt, auch wo man die Auffassungen des allzu jach Dahinstürmenden im einzelnen nicht ganz zu teilen geneigt ist.

Die landesübliche Meinung geht dahin, daß Treitschke als Freiheitskämpfer begonnen und als starrer antisemitischer Reaktionär geendet hat. An der Hand dieser Jugendbriefe wird man das Urteil zu korrigieren haben. Ich glaube überhaupt nicht an diese Gesinnungswechsel, die aus Saulussen Paulusse erstehen lassen. Was bisweilen derlei Vorstellungen in uns weckt, ist bei den ernsthaften und ehrlichen Männern — und nur von ihnen kann hier die Rede sein —, daß sie in ihren Anfängen die rechte Umgebung und den rechten Platz noch nicht fanden. Sie sind noch Suchende, noch nicht ganz Fertige. Wer ihnen näher tritt, spürt indes ohne Mühe,

daß, was sie später andere Wege gehen ließ, von Anbeginn in ihnen lebte. Ein Liberaler im landläufigen Sinne ist auch der Studiosus Treitschke nicht gewesen, der in einer Zeit, da die Vergottung der Doktrin noch üppiger gedieh als heute, einem Bundesbruder schreibt: „Ich halte die Freiheit und so weiter für reine Phrasen, solange kein Volk vorhanden ist, die einzige Grundlage jeder staatlichen Entwicklung.“ Und ein konservativer Antisemit ist er, der dem Jugendfreunde Eduard Oppenheim die Treue übers Grab hielt, bis an sein Lebensende nicht geworden. Wahlpreuße aber war schon der Knabe, und der Student gar hielt bereits fest an dem Glauben, daß nur vom Norden, von Preußen, den Deutschen die Rettung kommen könne. „Die bis zur Religiosität heilige Überzeugung von der großen Zukunft unseres Volkes“ ist die eine stolze, nie verrückte Linie, die sich durch dies ganze Leben zieht. Im Dienste dieser „Religiosität“ hat — nicht selten hart und einseitig bis zur Ungerechtigkeit — der gereifte Mann gestanden; ihr lebte nicht minder auch schon der junge Treitschke.

Dr. Richard Bahr



Luftakrobatik

Das Haus Louis Blériot in Paris läßt seit einiger Zeit durch seinen Chefpiloten Pégoud nach einem bestimmten Programm Schauflüge vorführen, die nicht nur beim Laienpublikum, sondern auch in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt haben und namentlich in Deutschland, das im internationalen Flugwesen die zweite Stelle beanspruchen darf, mit besonderem Interesse verfolgt worden sind.

Vor Pégoud galt eine Maschine, die sich zu überschlagen begann, für unbedingt verloren, schon deswegen, weil die Zugflächen nicht mehr die konkave, sondern die konvexe Seite nach unten kehrten, und der Apparat infolgedessen an Tragfähigkeit bedeutend einbüßte. Pégoud führte mit seinem Normal-Blériot-Eindecker als Erster vollständige, senkrechte S-Kurven aus. Er stieg bis zu etwa 1000 m Höhe auf, stellte dann den Motor ab und ging in den Gleitflug über, den er durch plötzliches Tiefensteuer in einen Sturzflug verwandelte. Nachdem er hier genügende Geschwindigkeit erreicht hatte, brachte er den Apparat durch abermaliges Tiefensteuer in die umgekehrte Lage, d. h. mit den Rädern nach oben. Er erledigte jetzt in leichter Schrägstellung einen Gleitflug auf dem Rücken der Tragfläche etwa für die Dauer von 20 Sekunden, gab hierauf kräftig Höhensteuer und kam nach kurzem Sturzfluge in etwa 200 m wieder in die normale Fluglage, von der aus er mit einigen Kurvenflügen zur Landung schritt.

Über die persönliche Bravour des Fliegers, über den ästhetischen Genuß, den seine Flüge allen, die Augenzeugen waren, bereitet haben, ist kaum ein Wort zu verlieren. Wie aber steht es mit dem praktischen Wert des von Pégoud Erreichten? Pégoud selbst erklärt: „Ich betreibe keine akrobatischen Kunststücke, um Sensation zu erregen, sondern ich setze mein Leben für meine Kollegen von der Aviatik ein; ich will ihnen zeigen, daß es überhaupt keine Situation gibt, aus der sie sich mit ruhigem Blute nicht sicher retten könnten.“ Nun ist es allerdings etwas ganz anderes, ob man den Apparat bewußt in der Luft herumwirft, oder ob die Maschine von einem plötzlichen Windstoß aus ihrer Lage geschleudert wird. Die Möglichkeit der Pégoudschen Flüge war, wie betont werden muß, dem Fachmann bereits lange vor deren Ausführung bekannt. Was die Fachwelt am meisten interessiert, das ist weniger das Experiment, als die hieraus zu folgernden Entwicklungsmöglichkeiten für die kommende Flugtechnik. Es kommen da zwei Fragen in Betracht: 1. Sind diese Experimente mit jedem Flugzeug bei geeigneter Bauart auszuführen; 2. wird durch sie wirklich die „Unsinkbarkeit des Flugzeugs“ bewiesen?

In der ältesten deutschen Fachzeitschrift, in Dinglers Polytechnischem Journal, beantwortet Paul Béjeuhr-Berlin diese beiden Fragen. Danach ist die erste Frage ohne weiteres zu bejahen. Zur Ausführung der Flüge ist lediglich ein genügend großes Höhensteuer notwendig, das den Flieger ohne allzu große physische Anstrengung befähigt, den Apparat aus dem einen Flugstadium in das andere zu bringen. Das zweite Erfordernis ist ein Rotationsmotor, also kein Vertikalmotor, wie ihn die deutschen Maschinen besitzen. Bei einem solchen Motor würde das Öl aus dem Kurbelgehäuse in die Zylinder fließen, die Vergaser würden überlaufen, und der verölte Motor käme im entscheidenden Momente nicht mehr in Gang. Natürlich spielt auch das Gewicht eine große Rolle. Die deutschen Maschinen sind schwer, sind auf Dauerhaftigkeit gebaut, und der Blériot-Apparat mit seinen nur 210 Kilogrammen ist ihnen gegenüber ein Spielzeug, das sich ungleich leichter dirigieren läßt.

Weit wichtiger ist für die Entwicklung der Flugtechnik die zweite Frage der „Unsinkbarkeit“, welche bis zu einem gewissen Grade verneint werden muß. „Zweifellos wird es für viele Fälle die Sicherheit des Fluges erhöhen, wenn die Apparate so eingerichtet werden, daß sie nach einem Sturzflug durch Betätigung des Höhensteuers wieder in die normale Lage zurückzubringen sind. Wir müssen uns aber immer darüber klar sein, daß zur Vornahme derartiger Hilfen große Höhe und eine gewisse Zeit gehört. Das bestätigt erneut für Überlandfahrten den schon von Anfang an betonten Grundsatz, stets möglichst große Höhen aufzusuchen. Passiert dann irgend etwas am Apparat, so läßt sich nicht nur leicht ein geeignetes Landungsterrain finden, sondern man kann das Flugzeug auch, falls durch irgendeinen Unfall ein Kentern erfolgt sein sollte, mit einiger Wahrscheinlichkeit wieder in die normale Fluglage bringen. Die leider recht große Zahl der Unglücksfälle zeigt nun aber, daß diese fast stets in den geringen Höhen von 10 bis 100 m vorgekommen sind, und in diesen Höhen nützen uns die Experimente gar nichts. Beim Sturz aus einer solchen Höhe läßt sich der Apparat nicht mehr aufrichten, der Flieger kann also zur Abwendung eines Unglücksfalles auch mit Kenntnis der erwähnten Experimente nichts tun. So anerkennenswert daher das Vorgehen der Firma Blériot ist, so sehr der persönliche Mut und Schneid des Fliegers Pégoud unterstrichen werden muß, mit ebenso großer Einschränkung muß davor gewarnt werden, jetzt von einem ‚unsinkbaren Flugzeug im allgemeinen‘ zu reden.“

Zu ganz ähnlichen Schlüssen gelangt der Leiter der Motoren-Abteilung der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, E. V., Adlershof, Dipl.-Ing. Seppeler, im „Motorwagen“: „Pégoud hat uns mit seinem Flugzeugtyp nichts Neues gebracht. Sein Verdienst besteht darin, daß er mit einer Maschine, die in fast unveränderter Form seit dem denkwürdigen Kanalflug Blériots von Hunderten Piloten geflogen wird, durch Training, Gewandtheit und beispiellosen Wagemut bisher unmöglich geglaubte Leistungen erzielt hat. Sein Verdienst ist groß und anerkennenswert, er hat sicherlich viele Zweifler von der Ungefährlichkeit und den Errungenschaften der Aviatik überzeugt und ihr vermutlich viele neue Anhänger erworben. Daß aber, wie von vielen Seiten prophezeit wird, Pégouds Flüge der Aviatik einen neuen Weg weisen oder Konstrukteure in ihrem Schaffen beeinflussen, das muß entschieden in Abrede gestellt werden. Die Experimente, welche Pégoud mit seinem leichten Blériot-Eindecker ausführt, wird er in gleicher Weise nie mit einem stabilen Flugzeug vollbringen können. Um mit unseren Apparaten derartige Evolutionen auszuführen, wären durchgreifende Änderungen der Konstruktionen erforderlich, welche unsere Konstrukteure von ihren eigenen erfolgreichen Wegen abbringen würden. Dies würde der Entwicklung der deutschen Aviatik nicht nur nicht dienlich, sondern sogar sehr nachteilig sein. Wir brauchen keine Fahrzeuge, die Luftakrobatik zu züchten, sondern Flugmaschinen für praktische Zwecke, die mit eigener Stabilität die Lüfte durchsegeln.“

Es ist demnach Pégouds unbestreitbares Verdienst, mit einem freilich besonders dazu

geeigneten Apparat, eine neue Art des Kunstfluges geschaffen zu haben. Die deutsche Luftschiffahrt muß es aber in erster Linie als ihre Aufgabe betrachten, Flugzeuge zu konstruieren, die mit möglichst großer Ruhe und Sicherheit ihren Weg zurücklegen. Man darf daher den Gewinn, den unsere Aviatik aus den Lehren Pégouds ziehen kann, bei aller Anerkennung und Bewunderung der französischen Leistungen nicht überschätzen.



Das Ende des Krieges?

Kann die Wissenschaft, die so viel getan hat, den Krieg immer kostspieliger und immer zerstörender zu machen, — kann sie ihm auch ein Ende bereiten?

Dieser Frage auf den Grund zu gehen, versucht Garret Fisher-London in einem Aufsatz der „Daily Mail", der in deutscher Übertragung von der „Friedenswarte" wiedergegeben wird:

Es ist durchaus denkbar, daß die neue Form der Strahlung, die Signor Ulivi entdeckt und F-Strahlen getauft hat, in dieser Richtung einen großen Schritt bedeuten wird, wenn es sich herausstellt, daß sich seine Behauptung bewahrheitet, durch diese Strahlen Sprengstoffe auf Distanz entzünden zu können. In diesem Fall wird er ein größerer Wohltäter der Menschheit sein als sein Landsmann Marconi. So groß sich kürzlich die Macht der drahtlosen Telegraphie erwiesen hat, um Menschenleben auf der See zu retten, eine um so größere Wohltat für die Menschheit würde eine Erfindung sein, die den Krieg so gut wie unmöglich machen würde oder doch die Außerdienststellung all der teuren Vernichtungswerkzeuge herbeiführte, für die jetzt jede Großmacht Hunderte von Millionen jährlich ausgibt.

Die F-Strahlen sollen eine neue Form jener strahligen Kraft sein, die von dem Punkte aus, wo sie erzeugt wird, nach allen Richtungen mittels Wellen durch den Äther (der nicht nur den sogenannten leeren Raum, sondern alle Zwischenräume der festen Körper füllt) projiziert wird. Der augenfälligste Typus dieser Kraft zeigt sich in dem Licht und der Wärme, die uns die Sonne spendet. Dieser Typus ist uns von alters her bekannt, weil unsere Augen und unser Körper dafür empfindlich sind. Aber wir wissen jetzt, daß Licht- und Wärmestrahlen nur einer kleinen Serie von Ätherwellen entsprechen, und daß es eine Unzahl anderer Strahlenvarianten gibt, welche verschiedene Wirkungen haben. Die drahtlose Telegraphie ist das Ergebnis einer speziellen Art von Strahlen, die viel länger sind als die Sonnenstrahlen, und die nur durch das „elektrische Auge" (dem sogenannten „Empfänger") wahrgenommen werden können. Die Röntgen- oder X-Strahlen sind sicherlich wieder eine andere Art von Ätherwellen, ebenso die von den Radiumsalzen emittierten Gammastrahlen. Die Wellen der drahtlosen Telegraphie haben eine Länge von vielen Meilen, jene des Lichtes sind nur fünfzig Tausendstel Zoll lang. Es liegt kein Grund vor, die Existenz anderer Strahlen zu bezweifeln, die zwischen diesen beiden Extremen liegen und imstande sind, bisher ungeahnte Wirkungen hervorzubringen, wenn sie auf Empfänger stoßen, die auf ihre Pulsierungen gestimmt sind.

Wir alle können uns daran erinnern, mit welchem Sturm ungläubigen Spottes die erste Nachricht von Röntgens Entdeckung aufgenommen wurde. Eines lebendigen Menschen Skelett sollte photographiert werden können? Zu lächerlich! Heute sind wir weiser geworden und sind bereit, fast jede Wirkung der verschiedenen Strahlungen für möglich zu halten, wenn sie uns in plausibler Weise dargestellt wird. Die F-Strahlen seien fähig, so heißt es, Sprengstoffe von weitem zum Explodieren zu bringen. Wenn das wahr ist, so hat das Kriegführen ein Ende. Denn dieses ist heutzutage einzig auf Sprengstoffe gestellt. Das moderne Heer mit all seiner komplizierten Organisation und seinem Material hat einfach die Aufgabe, die größtmögliche Anzahl von Geschossen nach einem gegebenen Ziel feuern zu können. Das Schlacht-

chiff ist ein Riesen-Kanonengefährt. Nun denn, wenn die F-Strahlen wirklich das leisten, was ihr Entdecker behauptet, so muß die ganze Taktik und Strategik des 20. Jahrhunderts über Bord geworfen werden. Marconis erste öffentliche Vorführung fand in einem Vortragssaal statt, wo zwischen Absender und Empfänger eine Entfernung von etwa fünfzig Fuß lag. Und jetzt erstrecken sich die drahtlosen Wellen über Tausende von Meilen. Es ist ganz klar, daß, wenn die F-Strahlen im gleichen Verhältnis entwickelt werden, sämtliche Kordit- und Ekrasitbomben, alle Granaten und Schrapnells, kurz, der ganze Apparat der Fernschlächtreei aufgegeben werden muß, da ja alle Munitionswagen und -magazine längst in die Luft fliegen werden, ehe die Heere oder Flotten einander begegnen können.

Die einzig gültige Erprobung der F-Strahlung wäre natürlich das Experiment, das unter gleichen Bedingungen auch von andern Experimentatoren mit den gleichen Ergebnissen wiederholt werden könnte. Aber einstweilen kann man die a priori-Möglichkeiten betrachten. Diese sind nicht sehr ermutigend. Es bietet keine theoretische Schwierigkeit, einen Munitionsvorrat mittelst eines Marconi-Apparates in die Luft zu sprengen, vorausgesetzt, daß man in das Magazin einen passenden Zünder einführt, auf den die drahtlose Welle einwirkt. Aber von den F-Strahlen heißt es, daß sie auf jeglichen Sprengstoff direkt einwirken. Soviel wir wissen, gibt es nur drei Arten, einen Sprengstoff zu entzünden: entweder durch Hitze (wie beim Schießpulver), durch Stoß (wie beim Dynamit) oder durch chemische Zersetzung (wie bei der Explosion der „Liberté"). Daher müssen die F-Strahlen imstande sein, entweder den Sprengstoff, auf den sie fallen, bis zu einer Temperatur von mindestens 400 Grad Fahrenheit zu erhitzen oder (da der Schlag ausgeschlossen ist) irgendeine chemische Veränderung zu verursachen, die die spontane Verbrennung des Nitroglyzerins herbeiführt, welches die Basis aller modernen Sprengstoffe abgibt. Die zur Erzielung der erstgenannten Wirkung erforderliche Kraft wäre so unberechenbar ungeheuer, daß man diese Möglichkeit füglich ausschalten kann; bleibt nun die Frage, ob die F-Strahlen imstande sind, in so labilen Stoffen, wie z. B. Pikrinsäure, eine spontane Veränderung hervorzubringen. Was uns das Radium über die verwickelten Eigenschaften des sogenannten Atoms gelehrt hat, sollte den modernen Physiker bestimmen, nicht allzu dogmatisch jene Möglichkeit abzusprechen. Kein wissenschaftlicher Grund verbietet uns, zu hoffen, daß Signor Ulivi seine Kritiker besiegen wird. Und was wird dann mit dem Krieg geschehen? Wird das Aufgeben von Geschützen und Panzerplatten und allem, was drum und dran hängt, einfach eine Rückkehr zur blanken Waffe und zu der mittelalterlichen Artillerie von Bogen und Pfeil, Katapulten und Wurfspießen bedeuten? Oder wird es den Pazifisten die Gelegenheit geben, der Kriegsfurie ein „Halt" zuzurufen? Wer kann es wissen? Der Mensch ist noch ein raufendes Tier. Aber möglicherweise kann der Schreck vor einem solchen Rückfall in finstere Zeiten ihm die Augen für die Tatsache öffnen, daß der Krieg zwischen zivilisierten Völkern ein wesentlicher Anachronismus ist.



Geschmacks-Demimonde

Ein recht anmutiges Zeitbild, das Professor Dr. Eduard Heyck in der „Süddeutschen Zeitung" (Stuttgart) mit dieser Marke versehen hat. Mit — sagen wir: „Tango" fängt das Vergnügen an und mit „Geschmacks-Demimonde" endet's — auch noch nicht immer. Aber es ist kein Ding so klein und gemein, das sich nicht mit Stolz seines ganz „natürlichen" Ursprungs rühmen dürfte.

„In allen Ländern, durch deren wirtschaftliche Entwicklung nicht so der Fleiß und die Bodenständigkeit, als der Umsatz, die Spekulation, die Agentur und die Beschwatzung die Gewinne davontragen, bildet sich eine international ziemlich gleichartige Schicht von Leuten,

die sich zwar noch oft mit dem Tischmesser in die Lippen schneiden, aber dies und was ihnen sonst an Tradition fehlt, zahlungsfähig zuzudecken vermögen durch eine eilfertigste Modebeflissenheit. Ihre Lebensidee ist durchweg die, von ihrem Geld, ihrem Emporkommen auch etwas ‚haben' zu wollen — Eleganttun und Vergnügung. Für diese Vergnügungslüste, die an das gute Schöne sich nicht herantrauen und auch innerlich sehr rückfällig bleiben, erhob sich eine feintuerische, vielfach hochstaplerische, immer aber Sekt und Autos liebende Demimonde zur beliebten Führerin. Eine Annäherung, der zum besonderen Schrittmacher leider auch ein geistes- und gefühlsleerer Teil der ‚besseren' Jugend ward; Flaneure des Leichtsinns, die auch früher gewiß keine frommen Fridoline waren, aber noch nicht so mit dem Dandytum in den richtigen Sumpf gerieten und den einst sinnvollen Ausdruck ‚Kavalier' schmählich degradierten.

Durch sie dann rechtfertigt sich die dadurch ermutigte Froschperspektive jener modisch gekleideten puren Unbildung, die der erreichbaren Vornehmheit und Vergnügung zustrebt. Und aus dem Asphaltboden der Millionenstädte, wo auch sonst das noch Wurzelnde verwelken muß, greifen dann die so entstehenden Begriffsverwechslungen mit rapider Ansteckung um sich. So gelten denn dort als Vergnügen die Bars, die trostlosen faden Kabaretts und am höchsten die Kokotten-Tanzsäle ... Und in nächtlicher Angeregtheit, wenn man das langweilige Theater überstanden und sich am guten Souper entschädigt hat, strömt auch die bourgeoise Frauenwelt mit in die ‚Palais de Danse' oder ‚Salons de fleurs' hinein, an der Seite der Gatten, die sich dieser ehelichen Legitimation halb gerne, halb minder erfreuen. Schon genügen den Damen die Tingeltangel und die Variétés nicht mehr, wo ihnen und ihren Töchtern die Couplets der Chansonetten und der angeblichen Humoristen jene eindeutigen Tips bescheren, die ebenso aufklärend wie durch den Beifall der Hörer beschwichtigend sind. Ce n'est que le premier pas, qui coûte. Der momentane letzte Schritt steht in den Kokottensälen. In der Tat, man hat kein Recht mehr zum zornigen Widerspruch, wenn sie sich in Rieseninseraten geachteter Zeitungen die ‚größte Sehenswürdigkeit' der Reichshauptstadt nennen. Und über die Annoncen hinaus bücklingt eine aus Geschäftsgründen schon selber jeden Geschmack unterbietende gewisse Presse; und die billigsten der Klischeezeitungen als eifrige Herolde tragen die Reklamebilder des Matchiche, des Tango, des Pom Pom, der zehnten oder elften Muse, die auf den Namen der Terpsichore keinen Wert mehr legt, voran.

Stetig auf solchen und anderen Wegen macht die Vermischung der Damen mit der Halbwelt ihre Fortschritte. Und vorhergegangen war ja schon, daß der hochmodische Teil der Damenwelt sich von den Antipodinnen der Anständigkeit die Kriterien eleganter weiblicher Erscheinung aufdrängen ließ: gefärbte, knallgelbe, ausgelaugte Haare, untermalte Wimpern, an müßigen weichlichen Händen ein glitzernder Bettelschmuck nicht so sehr schöner, als nur recht vieler, teuer bezahlter Ringe — das Schöne wird ja geboykottet, denn es würde doch vorbeigelingen —, ferner Gewänder einer Mode, deren ‚Gedanken', selbst wenn sie von Fall zu Fall am großen Kaufpublikum noch immer scheitern, doch beharrlich in neuen Versuchen zum Auffälligsten, ja zum Ekligen wiederkehren, endlich, um das Bild entsprechend zu grundieren, Strümpfe, Schnürleiber und Nachtsachen des von den direkten Demimondänen herstammenden Bedarfs. Zugegeben, denn das wird ja eben hier behauptet: die wenigsten, die da mitmachen, wissen noch, was sie tun. Die Annoncen der Konfektionsgeschäfte mit ihren verhöhnungsvollen Typen, das weibliche Idealbild auf dem Musterkatalog, das irgendein billig bezahlter Bohémien im ironischen Gesellschaftshaß geliefert hat, die wandelnde Karikatur auf alle natürliche Menschlichkeit, als welche die mit Satin überhäutete Probierdame sich im Geschäft präsentiert, die mit Fremdwörtern gespickte Zungengeläufigkeit des Verkäufers im ernsten Überrock, — alles, alles predigt es ja so.

Und eine eigenartige Courtoisie gegen das Dirnentum geht mit dessen Nachahmung Hand in Hand. Wer heute noch von Frauenzimmern spricht, von dem wird als von einem unfeinen Grobian abgerückt. In den besten Pariser Ausdrücken genügt sich der letzte Vor-

behalt; höfliche Prozeßberichte erzählen von ihrer Eleganz, von Chic, von Anmut (!); Damen sind sie immer, ob sie nun Bardamen, Lebedamen oder, wie ich mir soeben aus einer norddeutschen Zeitung zurückgelegt habe, ‚feine Damen‘ sind. In der Literatur schießen die ‚Dichtungen‘ und Schilderungen auf, die dem käuflichen Milieu, vom einstigen Weltmarkt des heidnischen Alexandrien an, gewidmet sind, schwülstige Biographien und Skizzen, an denen sich Frauenfedern merkwürdig beteiligen, feiern in huldigungsvollen Tönen geschichtliche Phrynen und Kurtisanen, und — im Zimmer der grünen Backfische trifft man schon ihre Bildnisse aufgehängt, aus einem gläubigen, mißbrauchten Halbkapieren, welches dem Selbstbestimmungsrecht unserer weiblichen Jüngsten ein heroisches und vermeintlich poetisches Sinnbild finden will. Gewiß, es ist alles nicht so schlimm, könnte schlimmer sein und — wird es schon noch werden, wenn die Neugier sich in diesem zunehmenden Genre von den Taten der Ninons und Pussys vorerzählen läßt. Die unheimliche Parallele, die unsere Entwickelung in der des spätkaiserlichen Rom hat, gibt lehrreiche Fingerzeige auch hierfür. Und als schließlich der Drang nach dem ‚Erlebnis‘ durch den gewöhnlichen Liebhaberflirt, wie ihn noch Ovid beschrieb, nicht mehr befriedigt ward, da begannen die feinen Damen in der schützenden Kukulla — und wieder eine Stufe weiter in der bloßen Tunika — auf dunkle späte Abenteuer zu streifen, vergnügt, für das genommen zu werden, was sie sein wollten. Wie aber das Strafgesetz dem unbequem gefährlich ward, wußten sie auch da den Ausweg: die Ädilen hatten die Güte, sie auf Wunsch in die untere Klasse zu registrieren. Zuguterletzt entschied der juristische Scharfsinn, ‚ehrbare‘ Frauen, die man als vulgivage Dirnen abgefaßt, könnten nicht bestraft werden, weil sie durch ihr Verhalten sich schon stillschweigend selber in jene libertine Klasse versetzt hätten! Man hatte es aufgegeben, die Grenze noch zu ziehen. Zumal die Unterscheidung allmählich auch im Äußeren — ‚dreiste Miene, herausfordernder Gang, überladener Schmuck, andeutungsvolle Kleidung, Sucht des Wagenlenkens, beliebte Begleitung durch große Molosserhunde‘ — verloren gegangen war.

Nun, das sind für uns — Futurismen. Wollen wir ihnen aber vorbeugen, so kann dies nur durch eine klarsichtige Selbsthilfe der gebildeten Stände, und zwar gemeinsam in unserem ganzen Vaterland, geschehen. Solange es ihnen blindlings imponiert, in den oft aufs subalternste verfaßten Modeberichten zu lesen, ‚man‘ trage und tue jetzt das und das, solange der haltlos flutende Menschenmischmasch in den Millionenstädten suggestiv maßgeblich wird, bleiben alle Einzelkritiken vergeblich und werden übertönt. Übel solcher Art können nur dadurch abgewehrt werden, daß der Körper, den sie infizieren wollen, selbsttätig zu seiner Gesundheit reagiert.“



Deutschreligion?

Den Bestrebungen, eine germanische oder „Deutschreligion“ anzubahnen, macht Dr. Albert Ritter im „Hammer“ (entgegen dem Standpunkte seines Herausgebers) den Vorwurf, daß sie gerade diejenigen Tatsachen der Religion ausschalten wollen, deren Grundsätzlichkeit und Unerläßlichkeit die Religionswissenschaft einhellig anerkannt habe —: den Pessimismus und die Erlösung: „Gerade jenen Gedankenreihen, die sich an diese Kennworte knüpfen, weichen alle Verfechter und Verkünder der germanischen Religion mit aller Entschiedenheit aus. Ihre durchgängige Weltbetrachtungsweise ist die optimistische, und dem Pessimismus werfen sie eine wurzelhafte Gegensätzlichkeit zum germanischen Wesen und gänzliche Unbrauchbarkeit für eine strebende und schaffende Rasse vor. Auf den Gedanken der Erlösung gehen sie soweit ein, daß sie einen poetischen Mythus gelten lassen wollen, dessen ethische und religiöse Bedeutung aber durchaus unklar

bleibt; das eigentliche Bewußtsein der Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit, dem das Erlösungsbedürfnis entspringt, verwerfen und verurteilen sie aber mit höchster Entschiedenheit und Entrüstung als unmännlich, knechtisch und eine geradezu schmähliche Zumutung an die germanische Art, die aufrecht steht — auch vor ihrem Gott. Die germanische Religion will Gott als Kraft in sich selbst, als unverlierbaren inneren Bundesgenossen und Schützer erfassen, nicht als Despoten, vor dem man sich in den Staub wirft.

Das ist gewiß ein bezeichnendes Beispiel, wie weitab von den Ergebnissen der Religionsforschung, und namentlich wie unvereinbar mit dem Christentum diese germanische Religion sich entwickeln will, die sich selbst als die Frucht und Erfüllung alles Vorangegangenen ansieht. In Wirklichkeit nämlich steht es außer Zweifel, daß eine höhere Religion nur aus einer grundsätzlich pessimistischen Weltauffassung hervorgehen kann, und daß das Erlösungsbedürfnis und dessen Erfüllung den eigentlichen tiefsten Kern und Gehalt des religiösen Erlebens ausmachen. Wer diesen wichtigsten Gewinn der ganzen bisherigen seelischen Erfahrung der Menschheit nicht versteht oder nicht anerkennt, der bleibt weit hinter der tatsächlich erreichten Höhe der religiösen Entwicklung zurück, wenn er eine Religion begründen will, in der diese wesentlichsten Teile fehlen. Er ist etwa dem Manne vergleichbar, der uns eine Sonnenuhr als höchste und neueste Erfindung anpreist, die uns wohl bei Sonnenschein Dienste tun kann, nicht aber bei Nacht und bei trübem Wetter.

Darüber sollte sich jeder, der sich mit der Religion befaßt, klar sein, daß sie nicht dazu da ist, um dem kindlichen und nicht erfüllbaren Bedürfnis nach einer Erklärung des Weltalls zu genügen, sondern daß sie dem Menschen über einer Erdenwelt der Schmerzen und der Sünde eine höhere Geisteswelt der Freude und des Guten erbauen muß. Damit der Mensch aber nach dieser Welt der Religion überhaupt Sehnsucht und Verlangen fühlt, muß er die Welt der Wirklichkeit erkennen, wie sie ist, mit den Augen aller großen Propheten, die sie als eitel und ihre Genüsse als trügerisch und vergänglich verwarfen. In einer Religion, die der Höhe unserer Erfahrung entsprechen soll, darf die Grundlehre des Buddhismus, die feindselige Weltverachtung, nicht unverstanden bleiben und nicht ausgeschaltet sein, weil sie auf einem tiefen inneren Erleben beruht, und ebensowenig die heitere Sorglosigkeit, mit der Jesus über alles Irdische, ohne es zu schmähen, hinwegsah, am wenigsten aber die Überzeugung des Paulus, daß des Menschen Wesen sündhaft und verdorben sei.

In den Lehren dieser Propheten liegen die Kräfte, die in uns die Erschütterungen auslösen und die Erleuchtung hervorrufen, in denen allein das Wesen der Religion liegt, die Abkehr vom Fleische und die Wiedergeburt im Geiste. Diese größten Erkenntnisse in der religiösen Entwickelung der Menschheit dürfen nie und nimmer übersehen werden oder verloren gehen; wer eine Botschaft bringen will, in der sie fehlen, der würde das Größte und Beste, was wir uns erworben haben, unterschlagen. Was uns fehlt, das ist die Verquickung der uns scheinbar gegensätzlichen Elemente: des religiösen Pessimismus und der germanischen Welt- und Tatenfreude, des menschlichen Sündenbewußtseins und des heldischen Stolzes — und die Aufgabe dieser Verquickung zu einer germanischen Fortbildung des Christentums liegt in der Tat vor. Aber durchaus falsch und zu verurteilen ist die heute allseits vorgetragene Anschauung, die rechte germanische Zukunftsreligion sei zu schaffen durch die einfache Abstreifung alles dessen, was einem naiven Optimismus und einem gefühlsmäßigen Pantheismus widerspricht."



Auskunfteien

Wie Auskünfte zustande kommen, darüber weiß Hans Marquardt in der Berliner Zeitschrift „Der Kritiker" mancherlei zu erzählen, was sehr lustig wäre, wenn es dabei keine — Leidtragenden gäbe. „Die Auskunfteien teilen Berlin und Vororte in viele Bezirke, deren jeder einem Rechercheur unterstellt ist. Kommt eine Nachfrage über einen Einwohner dieses Bezirks, so entledigt sich der Rechercheur seiner Aufgabe sehr einfach dadurch, daß er zum Befragten selbst hingeht und ihm Fragen vorlegt, die dieser natürlich in seinem Interesse beantworten wird. Nun kommt es sehr häufig vor, daß man den Befragten nicht zu Hause trifft, noch häufiger, daß der Rechercheur unsanft hinauskomplimentiert wird, da man Auskunft über sich grundsätzlich nicht zu geben geneigt ist. Hier kommt die Reclinatio in adversum, wie der Jurist ebenso gelehrt wie allgemeinverständlich sagt. Die Auskünfte werden jetzt schon weniger gut ausfallen, denn erstens ist der Herr Rechercheur in seiner Eigenliebe gekränkt und zweitens wendet er sich jetzt an die maßgebende Person des Hauses, den Portier oder dessen Ehehälfte. Hat dieser schlecht gefrühstückt oder vor kurzem mit dem Mieter einen Zusammenstoß gehabt, ist das Weihnachtsgeschenk nicht den Erwartungen entsprechend ausgefallen, hat man von der jüngst erfolgten Konfirmation des Sprößlings nicht in konkreter Weise Notiz genommen, ist man durch scheinbaren Hochmut überhaupt nicht persona grata ... dann fällt eben die Auskunft, wie sie unter solchen Umständen ausfallen muß. Ja, der Portier braucht noch nicht einmal viel zu sagen, ein Verziehen des Gesichts, ein markantes Hochziehen der Schultern, verbunden mit jenem bekannten Rümpfen der Stirnhaut, besagt Bände. Aus solchen zuverlässigen Quellen besteht eine Auskunft, für die man sein teures Geld bezahlt.

Was aber das Schlimmste ist: diese Jammerauskunft wandert ins Archiv und bleibt dort für ewige Zeiten als Basis. Kommt eine neue Anfrage, dann soll der Rechercheur allerdings ‚eruieren', ob sich in den Verhältnissen etwas geändert hat. Dies fällt ihm aber in den meisten Fällen gar nicht ein, — weshalb Zeit verlieren? Er fügt einige unverbindliche Phrasen hinzu, und die neue Auskunft gelangt dann in die Hände des zweiten Anfragers. Auf diese Weise sind von 100 Auskünften 50 falsch und 40 ungenau, nur ein kleiner Prozentsatz von Auskünften, bei denen die Befragten keine Ursache haben, ihre Verhältnisse zu beschönigen, ist richtig. Aus der Geschäftswelt wollen die Klagen über die Auskünfte nicht verstummen, und trotzdem können viele Geschäftsleute die Finger nicht davon lassen. Ein mir bekannter kleinerer Fabrikant verlor vor kurzem durch die ‚Zuverlässigkeit' seiner Auskunftei namhafte Summen, deren Verlust ihm noch heute an den Lebensnerv geht, und das Schlimmste ist, daß eine Haftpflicht dieser Unternehmungen laut mehrfachen Gerichtsentscheidungen nur in den seltensten Fällen besteht. Dem Auskunftzettel ist nämlich durchweg der Vermerk aufgedruckt: ‚ohne Obligo'. Nur wenn man nachweisen kann, daß gegen besseres Wissen gehandelt worden ist, kann man gegen das Institut vorgehen; ob man dadurch instand gesetzt wird, seine Geschäftsehre wiederherzustellen, bleibt sehr zweifelhaft.

Trotzdem schweben eine ganze Anzahl solcher Prozesse, woraus sich entnehmen läßt, daß diejenigen Auskünfte, die zwar auch unrichtig, aber nicht gerichtlich angreifbar sind, von enormer Häufigkeit sein müssen.

Ein Bekannter zog vor kurzem über einen Buchhändler von drei Auskunfteien gleichzeitig Erkundigungen ein. Von einer lautete sie trostlos, von der zweiten fein mittel, so vorsichtig gehalten, daß sich kaum etwas entnehmen ließ, von der dritten geradezu glänzend. Ob dieser Bekannte vorkommendenfalls wieder Auskünfte einholt?

Manchmal gehen die Auskunfteien, die im allgemeinen nur über die Kreditwürdigkeit befragt werden, so weit, dem Tenor eine ins Privatleben spielende ehrenrührige Fassung zu geben. Vor solchen Instituten muß besonders gewarnt werden, da sie einem

andern die Ehre abschneiden, der sich nicht verteidigen kann und der auf das bloße Hörensagen eines Rechercheurs hin verurteilt ist, zeitlebens, unbewußt, eine schlechte Konduite mit sich herumzutragen....

Wundervoll ist übrigens auch die Art, mit der sich gewisse Berliner Auskunfteien ihre Auskünfte von außerhalb besorgen.

Ein junger Herr hat die Absicht, sich in einer Kleinstadt Westpreußens zu etablieren. Er beabsichtigt dort ein Haus zu kaufen, und es kommt deshalb zu einer Auskunftsanfrage. Das Berliner Hauptgeschäft hatte wie alle Auskunfteien in jeder Stadt ihren Vertrauensmann, von dessen Zunge und Urteil der gute Ruf eines jeden Bürgers abhängig ist. Diesmal war der Vertrauensmann zufällig ein Herr derselben Branche wie der Angefragte. Was mag er über seinen Zukunftskonkurrenten geantwortet haben? Es gehört ein ganzer Mann dazu, um in diesem Falle ganz objektiv zu bleiben, jedenfalls wird er etwaige Blößen in schonungsloser Weise berichten.

Derartige Episoden könnte man in ungemessener Zahl erzählen. Ob der Geschäftswelt aber die Augen aufgehen?..."

Ein Germanenrest, zu tragen peinlich!

Ja, es ist schlimm, sehr schlimm, aber nicht zu ändern. „Selbst die französischen Gelehrten, die die Bedeutung des germanischen Einflusses auf die französische Rassenentwicklung möglichst herabzusetzen suchen, müssen", wie in der „Konservativen Monatsschrift" mit deutscher Rechthaberei darauf bestanden wird, „zugeben, daß schon vor dem merowingischen Eroberungszuge das Germanentum sich im heutigen Belgien und Nordfrankreich festgesetzt und aus galloromanischen Provinzen gallofränkische gemacht hatten. Man weist immer darauf hin, daß nach Gregor von Tours 496 das ‚ganze Frankenvolk' den Christenglauben angenommen habe, und daß derselbe Gregor von Tours dann weiter sagt, 3000 Franken seien getauft. Diese 3000 Franken sollen das ganze Germanentum in Frankreich bilden! Natürlich waren aber nur 3000 Familienhäupter gemeint; es wird sich um 17—18 000 Seelen gehandelt haben. Die Franken, die bereits vor Chlodwig auf dem linken Rheinufer saßen, sind hier gar nicht mitgerechnet. Die Stärke der Franken bestand ja aber gerade in dem fortwährenden Zuzug von weiteren fränkischen und anderen germanischen Bevölkerungsteilen von jenseits des Rheins. Wir wollen hier gar nicht davon sprechen, daß doch auch die 60 000 Westgoten Alarichs sowie die anderen germanischen ‚Barbaren' (Alanen, Sueven, Vandalen, Burgunder), die mit Weib und Kind nach Frankreich gekommen waren, nicht spurlos im französischen Rassekörper verschwunden sein können. Schon 481 herrschten Frankenkönige in Tournai, Köln, Cambrai. Später war auch die heutige Picardie und die östliche Normandie Frankenland. Vermandoc (Hauptstadt Saint-Quentin) und Ile-de-France mit Paris wurden das Stammland der Merowinger, die auch in Paris, Soissons, Metz und Orléans residierten. Selbst d'Auriac, der den germanischen Bestandteil sehr niedrig einschätzt in Frankreich, betont, daß in diesen fränkischen Urprovinzen keineswegs nur fränkische Heerführer über einer romanisierten Gallierbevölkerung saßen, sondern daß hier auch die Bauern, Handwerker, ja sogar die Leibeigenen germanischen Blutes waren. In den Urkunden jener Landschaften finden sich nur germanische Namen. Die Namen Grave, Durand, Henry, Ferry, Thibant, Thierry, Grote, Koninck finden sich noch heute in den nordfranzösischen Departements stark vertreten. Das von etwa 150 000 Franzosen gesprochene Vlamische ist rein germanisch, und das Picardische Französisch ist ganz durchsetzt mit germanisierten Brocken. In der Schriftsprache finden wir die dem lateinischen Französisch unbekannten Buchstaben W und K. Freilich, in der Umgebung der Frankenkönige spielten naturgemäß die des römischen Rechtes und der lateinischen Sprache



kundigen Galloromanen eine Hauptrolle, und es ist auch zugegeben, daß sich außerhalb jener oben genannten fränkischen Stammprovinzen die Städte und auch die Bauernschaft galloromanisch hielten. Das lose germanische Staatsrecht mit seinen Mars- oder Maifeldern ging mit der römisch-rechtlichen Überlieferung eine wunderliche Ehe ein. Der Klerus war ganz von romanisierten Galliern oder später auch Gallofranken beherrscht, und wenn der große Karl Rat brauchte, wandte er sich an diese gelehrten Herren; Vertrauen hatte er aber nur in seine germanischen Kriegsmänner. ..."

Wüstenkönig ist der Löwe!

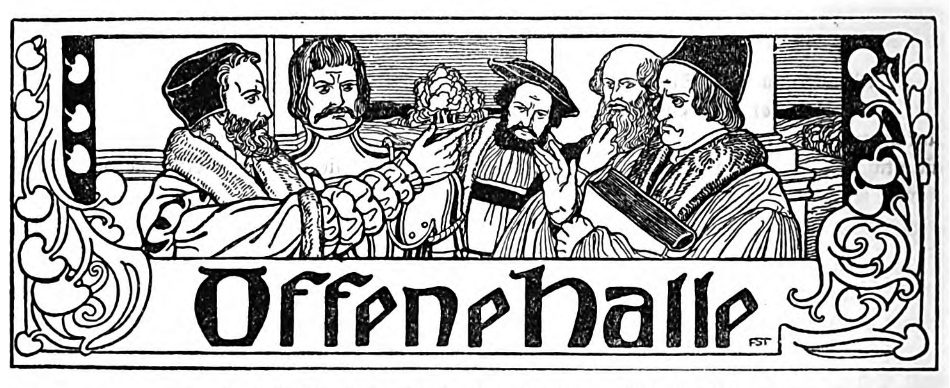
"Ist es wirklich notwendig, Raubtiere zu dressieren, und für uns förderndd oder bildend, solche Zwangsvollstreckungsvorführungen anzusehen?" Zu dieser sehr berechtigten Frage fühlt sich ein Mitarbeiter der „Frankf. Ztg." durch den vielberufenen „Löwen-Abschuß" von Leipzig gedrängt. „Ich konnte nie so recht an die vollständige Zähmung großer Raubtiere glauben, sehe auch gar nicht ein, warum ein so herrliches Tiergebilde wie der Löwe nach der Peitsche gehorchen soll. Er soll seiner Art treubleiben, soll nicht zum süßen Schoßhündchen erniedrigt werden, soll aufrecht bleiben, fest und trutzig, denn so bekam er's ja von Haus aus mit, und nur so ist's richtig, denn jede Dressur hat etwas Armseliges an sich. Einmal kommt doch der Moment, wo das ‚treue Tier' — dem sonst die Gebieterin ihren Kopf mit dem ihr eigenen schelmischen Lächeln unter dem verhaltenen Gruseln der Zuschauer in den weit aufgerissenen Rachen sorglos legen konnte — sich auf seine Art besinnt und wieder natürlich wird — grausam, sagen wir Menschen —, und wo seine so lange verleugneten Instinkte und verhaltenen Kräfte hervorbrechen. Die mächtige Pranke mit den furchtbaren Krallen fährt blitzschnell hervor, und im Nu ist die Gebieterin zerfleischt und zerfetzt bis zur Unkenntlichkeit. Diese Fälle kommen immer und immer wieder vor, und wer's erleben mußte, denkt sein Lebtag daran. — Jedes Kind weiß heute, wie ein Löwe aussieht; die zoologischen Gärten bringen genug schöne Exemplare als Anschauungsmaterial für groß und klein und machen herumziehende Menagerien und Vorführungen im Zirkus und Variété somit überflüssig. Von einer ruhigen Betrachtung der Tiere kann bei den Produktionen auch keine Rede sein, denn hier muß alles auf wildeste Aktion hingearbeitet sein, sonst macht's den Zuschauer nicht gruseln! Die Eisenstäbe des Raubtierkäfigs müssen klirren, und dahinter müssen Wärter und Diener mit schweren Eisenstangen bewaffnet stehen, um jeden Augenblick in die wilde Szene eingreifen zu können. Scheinwerfer müssen spielen und blenden, der Dompteur muß zwischen den Tieren herumspringen, Peitsche und Revolver müssen knallen, und knurrend und fauchend ‚arbeiten' dann die ‚Könige' ... Laßt die Tiger in den Dschungeln Indiens, die Löwen in der Berberei und wo sie sonst noch leben. Müssen wir hastenden, nervösen Menschen von heute immer noch Sensationen und Nervenkitzel durch eingefangene, eingeschüchterte, bedauernswerte Bestien haben? Im Grunde ist es doch nur eine grobe Geschmacklosigkeit, wenn man den ‚König der Tiere' zwingt, sich wie ein Baby zu schaukeln, durch Reifen zu springen wie ein Hündchen oder Pyramiden auf Fässern und umgestürzten Bütten zu bauen wie kleine Turnzöglinge. Und wenn man dann bedenkt, daß diese ‚Könige' nach Schluß der Vorstellung in jämmerlich kleinen Käfigen eingesperrt gehalten und von Stadt zu Stadt geschleppt werden, so ist das Schicksal der erschossenen Leipziger Löwen doch noch ein milderer Abschluß ihres armseligen Daseins zu nennen. Denn hat so ein alter, abgemagerter, zermürbter Löwe seine soundsovieltausendste Vorstellung gegeben, so wird er ja, unter normalen Verhältnissen, auch erschossen, und die einst so schön behaarte Löwenhaut und stolze Mähne wandert in den Sack des Fellhändlers."

Geldverdienende Großstadtkinder

Unbestreitbar ist heute der Schutz Jugendlicher gegen materielle Ausbeutung größer als früher. Die gewerbliche Kinderarbeit ist verboten, die Beschäftigung Jugendlicher in Handelsbetrieben erheblich eingeschränkt, Kinder dürfen nicht mehr zum Austragen von Backwaren und Zeitungen herangezogen werden. Aber es gibt Ausnahme-Bestimmungen. So erhalten Kinder bedürftiger Eltern aus sozialen Rücksichten auf Antrag einen polizeilichen Erlaubnisschein, für die Nachmittagsstunden eine Beschäftigung als Laufbursche oder ähnliches anzunehmen. Wer wollte die gute Absicht verkennen? Soll doch damit Schülern in vorgeschrittenerem Alter die Möglichkeit gegeben werden, armen Eltern eine kleine Stütze zu sein und etwas zuzuverdienen. „Die Frage ist nur," wird im „Berl. Tagebl." bemerkt, „ob mit dieser für Kinder wirklich armer Eltern oder für Halbwaisen gedachten Bestimmung in der Großstadt nicht häufig Mißbrauch getrieben wird? In dem entsetzlichen Falle des Knabenmörders Ritter wußte die Mutter nicht einmal, wo sich ihr Sohn Geld verdiente und wieviel er verdiente. Von Eltern, die einen Verdienst ihrer unmündigen Kinder nicht glauben entbehren zu können, muß man zum mindesten verlangen, daß sie eine ständige Kontrolle über die Tätigkeit ihres Kindes ausüben, wenn sie sich nicht an der dann leicht eintretenden Verwahrlosung mitschuldig machen wollen.

Es ist erklärlich, daß in einer Millionenstadt wie Berlin Jugendliche sich ohne polizeiliche und oft auch ohne elterliche Kontrolle einen Verdienst verschaffen. Keineswegs wird dieser Erwerb immer zu Behebung dringender Not benützt, im Gegenteil wandert er oft in die Kinos niedrigster Sorte und die in Bonbongeschäfte. In diesem Falle ist der ‚Verdienst' der Kinder geradezu ein gemeingefährlicher Verderb für die Jugend. Als Beweis dafür diene ein Fall, der sich jüngst abspielte. Unweit eines ‚Kientopps' stand ein Junge von etwa zwölf Jahren und putzte ohne weiteres den an der Straßenbahnhaltestelle Harrenden mit einer Bürste die Stiefel ab. Der beabsichtigte Erfolg trat auch ein: die meisten gaben, erfreut über die ‚Pfiffigkeit' des Jungen, einen Fünfer als ‚Entlohnung'. Als dann ein Herr, der auch seinen Obolus gespendet hatte, den Burschen fragte, was er denn mit dem Gelde mache, erhielt er die klassische Antwort: ‚Wenn ick noch eenen Sechser verdient habe, denn höre ick uff; denn reicht's forn ersten Platz in Kientopp.' Dies Beispiel ist für Berlin typisch. Aber gleichviel, ob die Mädchen an den Ecken mit Zündhölzern stehen oder die Jungen sich an den Bahnhöfen als ‚wilde Kofferträger' oder Türöffner der Autos etablieren oder Scheuerrohr in den Häusern anbieten, der Verdienst dient sehr oft nicht edlen Zwecken, und die früh wachgerufene Sucht nach Gelderwerb kann nur allzuleicht auf Abwege führen. Eltern und Erzieher sollten das Portemonnaie und die Taschen ihrer Pflegebefohlenen streng kontrollieren und bei jeder verdächtigen Anhäufung von Geld sich nicht allein mit der Frage ‚Woher hast du das Geld?' begnügen, sondern die Erklärung, die ihnen gegeben wird, auch nachprüfen. Auch die Lehrer könnten in geeigneten Fällen die Eltern und, wenn erforderlich, die Behörde auf die auffallenden Verhältnisse aufmerksam machen. Wenn Schule und Haus zusammenwirken, so muß den zweifellos hier bestehenden Auswüchsen der Boden entzogen werden."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Submission, Streik und Polizei“

Eine Erwiderung

Im Novemberheft des Türmers bringt die Firma Julius Berger, Tiefbau-Aktiengesellschaft in Berlin-Wilmersdorf, eine Richtigstellung der Notiz „Submission, Streik und Polizei“ im Septemberheft. Die hierin aufgestellte Behauptung der hohen Lohnabzüge war auf Grund zweier Zeitungsmeldungen erfolgt, von denen die eine beispielsweise besagt: „Es hat sich übrigens herausgestellt, daß die Berliner Firma sich der Eisenbahnverwaltung gegenüber vertraglich verpflichtet hat, den tariflichen Lohn zu zahlen“ (Straßburger Bürgerztg. Nr. 159).

Diese bedauerliche und jedenfalls unabsichtliche Irreführung der öffentlichen Meinung wäre wohl unterblieben, wenn die Firma Berger dieser und ähnlichen Meldungen alsbald entgegengetreten wäre. Meines Wissens ist aber von seiten der Berliner Firma keinerlei Erklärung zu den Mülhauser Unruhen in der Lokal- oder reichsländischen Presse zur Zeit der Unruhen erfolgt. Ein Unternehmen wie die Firma Berger darf sich aber nicht in erhabenes Stillschweigen hüllen, nachdem einmal die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit durch solch unliebsame Vorfälle wie in Mülhausen erregt worden ist, auch wenn es sich „nur“ um die Bevölkerung einer Stadt im fernen Reichsland handelt. Dadurch, daß die Firma Berger infolge der Anwerbung der Mülhauser Arbeiter in nähere Berührung mit der dortigen Bevölkerung getreten war, hätte sie den Sachverhalt hinsichtlich der Streikursachen schon im eigenen Interesse baldigst richtigstellen müssen.

Wenn das endlich im Türmer infolge einer irrtümlichen Meldung geschehen ist, so hätte ja jene Notiz ihren Zweck erreicht. Aber die Darstellung der Firma Berger zwingt zu einer eingehenden Erwiderung, bei der ich mich auf den Bescheid stütze, der mir auf ausführliche Anfrage von dem Mülhauser Bauarbeiterverband erteilt worden ist.

Es ist also nicht wahr, daß zwischen der Firma und den Arbeitern ein Stundenlohn von 56 ₰ vereinbart wurde. Ebensowenig wie von 56 ₰ kann aber auch von einer anderen Vereinbarung die Rede sein. Dagegen hätte der Vertreter der Firma Berger erklärt, die Firma sei gewöhnt, die Höhe der Stundenlöhne allein festzusetzen. Zudem soll bei elfstündiger Arbeitszeit der Stundenlohn anfangs nur 36—38 ₰, nicht aber 40 ₰ betragen haben.

Wenn sich ferner die Firma Berger ihre Unkenntnis des in Mülhausen geltenden Tarifes für Bauarbeiter auch amtlich bestätigen läßt, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sich die Firma, wie der Abgeordnete Emmel bei der Besprechung der Streikunruhen im Mülhauser Gemeinderat am 10. Juli 1913 betonte, in Gegensatz zu den für ganz Deutschland gültigen,

unter Mitwirkung von Staatssekretär Delbrück zustande gekommenen Tarifsätzen für Bauarbeiter gesetzt hat. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe. Ebensowenig schützt Unkenntnis des Tarifvertrags vor der Pflicht seiner Erfüllung. Sollte die Firma Berger noch nie etwas von jenen Tarifsätzen gehört haben? Und wenn sie vielleicht doch eine allgemeine Kenntnis davon hatte, wie man wohl annehmen darf, warum zog sie nicht zuvor Erkundigungen über die zurzeit in Mülhausen geltenden Lohnsätze ein? Daß das nicht geschehen ist, erscheint unverständlich. Muß nicht eine derartige Nichtbeachtung der ortsüblichen Verhältnisse den Anschein erwecken, als ob die Firma von vornherein nur mit der Verwendung nichtdeutscher Arbeiter gerechnet hätte?

Freilich, die Berliner Firma behauptet, ihre Arbeiter hätten sich bei dem von ihr zugestandenen Stundenlohn von 40 ₰ sehr wohl befunden und selbst eine Annahme des Tarifs nicht gewünscht. Ziemlich ausgeschlossen erscheint es, daß Mülhauser Arbeiter, die dort für alle Erdarbeiten in allen Baugeschäften 56 ₰ Stundenlohn erhalten, sich mit 40 ₰ einverstanden erklärten. Und die von auswärts angeworbenen Arbeiter drängten bei dem Verband, für die Anerkennung des Tarifs zu sorgen. Was das Wohlbefinden der Arbeiter angeht, so kann man vielleicht auch anderer Meinung sein, wenn man z. B. durch das Mülhauser Tagblatt vernimmt: „Man stopft die paar hergelaufenen Demonstrationsarbeiter allen hygienischen Rücksichten zum Hohn in eine kümmerliche Baracke“ (Nr. 156). Und wen versteht die Firma Berger unter „unseren Arbeitern“? Polen waren es und andere nichtdeutsche Arbeiter, die mit den von der Firma Berger gebotenen Bedingungen „zufrieden“ waren, deren Anschauungen von Wohlbefinden und Zufriedenheit indes den berechtigten höheren Ansprüchen deutscher Arbeiter nicht immer entsprechen werden.

Ein Schiedsgericht, von welchem die Firma Berger redet, hat der Mülhauser Bauarbeiterverband nicht verlangt, sondern von Anfang an die Anerkennung des für Mülhausen bestehenden Tarifvertrags gefordert.

Ferner erklärt die Berliner Firma: „Von einem Streik auf unserer Baustelle kann gar nicht die Rede sein ...“ Wenn von einer bestimmten Anzahl Arbeiter auch nur ein Bruchteil die Arbeit niederlegt, so bezeichnet man diesen Bruchteil als Ausständige. Man redet ferner davon, daß die Ausständigen ihren Forderungen durch den Ausstand oder den Streik gehörigen Nachdruck verleihen wollen. Der Behauptung der Firma Berger gegenüber ist festzustellen, daß der Streik von dem Bauarbeiterverband einstimmig beschlossen worden ist und daß die Baustelle drei Wochen vollständig ruhte. Wenn weitergearbeitet wurde, so geschah es von „une poignée d'ouvriers polonais“, wie der Expreß sagt; von „einigen Dutzenden“ ist in andern Blättern die Rede. Und das sollte kein Streik gewesen sein?!

Auch die Schlußbehauptung der Firma Berger, daß sie sich ganz ungewöhnlichen Bedingungen gefügt habe, ohne hierzu irgendwie rechtlich oder moralisch verpflichtet gewesen zu sein, ist nicht unanfechtbar, wenigstens soweit es sich um die moralische Verpflichtung handelt. Ist einmal unter Mitwirkung eines Staates ein bestimmter Tarif für Bauarbeiter festgesetzt worden, so scheint es recht und billig, daß eine Firma, die den Schutz des Staates für ihre Arbeit verlangt, auch ihrerseits die mit Hilfe des Staates zustande gekommene soziale Arbeit achtet und die festgesetzten Normen der Bezahlung innehält. Daß man diese Normen durch Einstellung ausländischer Arbeiter durchbricht und so den Verdienst der eigenen Volksgenossen schmälert, bedeutet nicht nur eine Ablehnung der moralischen Verpflichtung, sondern zugleich eine wenig rücksichtsvolle Behandlung der nationalen und sozialen Frage. Wenn eine Firma, die eine Zeitlang ihre Arbeiter unter den ortsüblichen Löhnen bezahlt hat, eines Tages von einem ihr bis dahin unbekannten Tarif erfährt, dann ist sie vielleicht doch moralisch verpflichtet, die Forderungen der Arbeiter trotz großer pekuniärer Opfer anzuerkennen, zumal da es sich um Forderungen handelte, von denen Bürgermeister Coßmann in der Gemeinderatssitzung vom 10. Juli sagte, daß „das Recht uneingeschränkt auf seiten der Arbeiter sei“, hinsichtlich

derer er die Äußerung des Polizeipräsidenten wiedergab, daß er „mit seinen Sympathien rückhaltlos auf seiten der ausständischen Arbeiter stehe", Forderungen, welche die öffentliche Meinung in Mülhausen als so wohlbegründet ansah, daß sie sich unverzüglich und einmütig auf die Seite der Arbeiter stellte, Forderungen, die also alle Welt als berechtigt zugibt, deren bindende Verpflichtung nur die Firma Berger nicht anerkennen will. Dr. F. E. S.

Zur Vivisektionsfrage

B. S., ältester Sohn und einziger Ernährer einer armen Witwe mit sechs Kindern, erkrankte an schweren Reizerscheinungen im rechten Bein, die mit fortgesetzten krampfhaften Zuckungen verbunden waren und den jungen Mann arbeitsunfähig machten. Auf Grund der durch das Tierexperiment — Vivisektion — festgestellten Lehre von den Funktionen der einzelnen Gehirnregionen wurde das Gehirn des Patienten an der Stelle, die als Sitz des Übels in Betracht kam, geöffnet, dort eine Bandwurmblase (Echinokokkus) gefunden und entfernt und so der Mann wiederhergestellt. Das geschah im Jahre 1892 in der Bonner Klinik.

Zehn Jahre früher erkrankte der Kaufmann J. Z. an einer Schilddrüsengeschwulst, die ihn infolge von Druck auf die Luftröhre mit dem Erstickungstode bedrohte. Vor diesem Schicksal wurde er zwar gerettet dadurch, daß man ihm die Schilddrüse entfernte. Dafür erkrankte der Patient aber jetzt an dem sog. Myxödem, einem Leiden, das nach Verlust der Schilddrüsenfunktion aufzutreten pflegt und das man deshalb später, nachdem man seine Natur durch Experimente am Tier — also abermals durch Vivisektion — erkannt hatte, auch Kachexia strumipriva nannte. Der Patient, ebenfalls Ernährer einer zahlreichen Familie, ging unter den bei diesem Leiden auftretenden Verblödungserscheinungen zugrunde — weil man damals die in Betracht kommenden Tierexperimente noch nicht gemacht und ihm den zur Erhaltung der Gesundheit nötigen Schilddrüsenteil nicht belassen hatte.

Warum erzähle ich diese beiden selbsterlebten Geschehnisse?

Sicherlich nicht, um die im Oktoberheft des Türmers berichteten Roheiten und Verbrechen zu entschuldigen — die mannigfachen Mängel und Schäden unserer heutigen Heilkunde, wozu vor allem ihre einseitige Überschätzung der „exakten" Laboratoriumsmedizin gehört, die der Natur und dem Leben völlig fremd gegenübersteht (v. Hansemann), sind jedem selbständig denkenden Arzte leider nur zu klar —, sondern lediglich **deshalb** erlaube ich mir, an der von der Redaktion des Türmers angeregten öffentlichen Erörterung der Vivisektionsfrage auch meinerseits teilzunehmen, weil ich bei jahrzehntelanger, intensiver Beschäftigung mit dieser Angelegenheit gefunden habe, daß ihr Grundproblem bei allen schriftlichen und mündlichen Erörterungen meist umgangen wird.

Über die Verwerflichkeit nämlich der obenerwähnten überflüssigen, grausamen oder verbrecherischen Tier- und Menschenversuche ist man sich bald einig, nicht aber über die Grundfrage: **Wie weit ist der Mensch berechtigt, unter ihm stehende Lebewesen zu seinem Nutzen zu verwenden?**

Ein Teil der sogenannten Vivisektionsgegner verwirft nur die Auswüchse dieser Methode und sagt mit **Paffrath** („Der Tierversuch in der Medizin", Verlag des Weltbundes zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion):

„Aber wozu eigentlich diese ganz überflüssige Auseinandersetzung, da schon seit den Tagen Grysanowskis alle Gegner der Vivisektion einig darin gewesen sein dürften, daß man da, wo es sich um ein neues wichtiges chirurgisches Problem handelt, einen einzelnen Tierversuch unter Zuhilfenahme aller Mittel, die die Menschlichkeit verlangt, zugeben könne. So

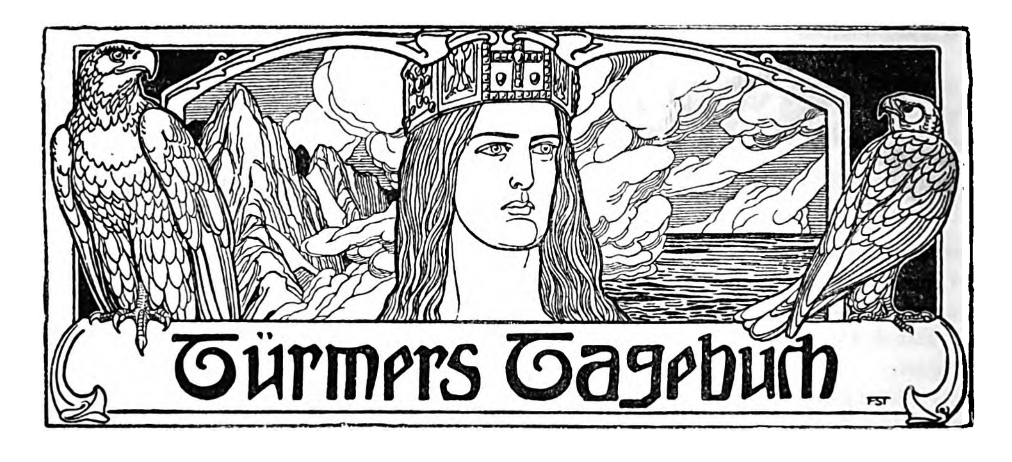
z. B. wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Murphy, nachdem ihm die geniale Idee des nach ihm benannten Knopfes zur Vereinigung der durchschnittenen Darmenden aufgegangen war, an einem tief narkotisierten und, so lang als es am Leben erhalten werden mußte, gut und liebevoll gehaltenen Tiere die Möglichkeit der Anwendung des Knopfes gezeigt hat."

Diesen gemäßigten Vivisektionsgegnern stehen die radikalen gegenüber, die zum Teil von einem vegetarisch-buddhistischen Standpunkte aus nicht nur jegliche Tier-Experimentalforschung, sondern auch das Schlachten der Tiere behufs Fleischgenusses verwerfen. Konsequenterweise müßten sie eigentlich auch dagegen auftreten, daß der Mensch sich die Tiere zur Arbeit dienstbar macht, denn auch das ist nicht ohne Unannehmlichkeiten für letztere ausführbar.

Es dürfte zweifelhaft erscheinen, ob mit Anhängern dieser Richtung eine Verständigung möglich ist.

Dr. Esch





Ein Schlußwort über 1813 · Das Problem des Krieges · Dividenden-Moral · Konfessionslose und Bekenner

Nun eilt das Jahr des Gedenkens an ein größeres Jahr seinem Ende entgegen. An Festrednern und -Schreibern hat es ja nicht gefehlt. Gut gemeint haben sie's wohl alle. Nur traf es oft daneben, und von je höherer Stelle, um so weiter vom Zentrum. Von einem gewissen Reichsfreiherrn vom Stein schien man wenig zu wissen und noch weniger zu halten —: Napoleon mochte ihn ja auch nicht leiden! Dafür ließ man immer wieder den „König" antreten und so lange und inbrünstig „rufen", bis endlich „alle, alle kamen", die Furchtsamen und Schwankenden. Da darf dies Jahr nicht seinen Ring geschlossen haben, ohne daß noch einem Redner das Wort gegeben würde, der spät kam und doch immer noch zur rechten Zeit, das Schlußwort zu sprechen. Das Beste und Echteste mit, was das Jahr 1913 über das Jahr 1813 ausgesagt hat, — hier darf es nicht vergessen werden.

„Handelte es sich nur um einen monarchischen Vorgang nach der Schablone ‚Der König rief' — Denkmünze Nr. 1 von Gold bis Kupfer — wir hätten", so sprach Friedrich Naumann in einer Versammlung zu Frankfurt a. M., „keinen Grund, zu feiern. Aber das Große ist, daß damals d a s V o l k etwas erlebte. Die Napoleonstimmung war allerdings ursprünglich nicht nur bei den Fürsten, die ihren ‚gnädigsten Protektor' anhimmelten, sondern auch beim Volk sehr groß. Beide fühlten die Übermacht dieser Erscheinung, sie spürten: es kommt die französische Revolution, in die Hand eines Übergewaltigen hineingelegt. Friedrich Wilhelm III. war zwar reiner und besser als etliche andere Bundesfürsten, aber der Volksbewegung und ihren Führern stand er mißtrauisch und ablehnend gegenüber. Er ging erst nach Breslau, als man ihm sagte, er werde sonst die Revolution im eigenen Lande haben. Gleich der monarchischen Legende müssen wir die Darstellung ablehnen, als ob die Volkserhebung eine r e i n p r e u ß i s c h e Tat gewesen sei. Daß zuerst die Gebiete, die am nächsten bei Moskau und am fernsten

von Paris lagen, den Schild erhoben, soll gewiß nicht verkannt werden, aber von den führenden Geistern waren die meisten Nichtpreußen: Stein aus Nassau, Arndt von der schwedischen Insel Rügen, Hardenberg und Scharnhorst aus dem Königreich Hannover, Fichte, Gneisenau, Körner aus Sachsen, Blücher ein nach Mecklenburg verschlagener Hesse, Rückert aus dem Würzburger Gebiet. Im Jahr 1806 war nicht nur das Heer und die Verwaltung niedergebrochen. Auch die Bevölkerung nahm den Wechsel des Geschicks ruhig und gleichgültig hin.

Wie kam es nun, daß in kaum sechs Jahren der gewaltige Umschwung in diesem Volk sich vollzog? Man nennt die Reformen von Stein-Hardenberg. Aber die Aufhebung der Leibeigenschaft vollzog sich zu gleicher Zeit, wie in Preußen, auch im Königreich Westfalen, in Sachsen, ja sogar in Polen. Überall zerbrachen die alten Abhängigkeiten. Die napoleonische Bewegung war eben nicht nur dynastisch-militärisch, sondern zu gleicher Zeit auch reformerisch, auflodernd, neue Zustände schaffend. Und es ist ein Stück subjektiver Ehrlichkeit, daß Napoleon auf St. Helena sagte: ‚Wenn die Welt meine militärischen Taten vergessen haben wird, wird sie noch meines großen Herzens gedenken.‘ Auch die Städteordnung von 1809 hat ihr Gegenstück in der französischen Einrichtung, die für alle westelbischen Gebiete galt und die wesentlich weiter ging, da sie nicht nur den Städten, sondern auch den Landgemeinden die Selbstverwaltung gab. Historisch betrachtet rollt die Beseitigung der Fron und die Gemeindefreiheit auf dem Weg von Paris nach Osten, und diese Woge gefriert ungefähr da, wo die preußisch-russischen Grenzen sind. Die preußischen Reformen erklären also nicht genügend die Erhebung des preußischen Volks. Eins kam noch hinzu: die Erkenntnis, daß der Einfluß des Volks entscheidend ist. Stein wies darauf hin, daß Feldherrn und Staatsmänner sich in größerer Zahl in freien Ländern, als unter despotischer Verfassung finden. Man fragte sich nach Jena, wie es der Mensch, der Napoleon fertig bringe, immer neue tüchtige Leute um sich zu sammeln. Und auch heute noch erzählt man von einem Reichskanzler — nicht dem jetzigen —, er habe ein kleines goldnes Büchlein an der Uhrkette getragen, um darin einzutragen, wenn er einen Menschen finde.

Freilufterziehung macht gesünder. Das haben sie gelernt damals. Scharnhorst, der bittere Grübler, studierte nicht nur die Taktik Napoleons, er empfand auch, daß ein Heer von halb bezahlten, halb gezwungenen Soldaten nichts vermöge gegenüber einer Armee, die nach der Melodie marschiert: Allons enfants de la patrie! So baute er seine Armeereform auf der jakobinischen Heeresordnung von 1793, und er ging darin weiter, als heute selbst radikale Reformer. Denn er verlangte die Wahl der Offiziere durch die Soldaten. Das Volk sollte sich sozusagen selbst militärisch organisieren. Und noch ein Faktor kam dazu, den die Sozialdemokratie aus Vorliebe für die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung hinwegstreiten möchte: die Macht der Persönlichkeit. Napoleon war Ludwig XIV. plus französische Revolution, er repräsentierte den König Sonne und die Volksbewegung dazu. Auch im gegnerischen Lager entstanden durch eine Art von Induktionsströmen große Männer, deren Stärke ohne den mächtigen Gegenspieler nicht erwachsen wäre. Selbst-

verständlich soll nicht geleugnet werden, daß auch die wirtschaftlichen Momente bei der Volkserhebung eine Rolle spielten. Mit Napoleon kam nicht nur die Befreiung von der Fron, sondern auch die Not, die Bedrückung, die Ausplünderung. Wo sein Wagen rollte, da regnete es nach beiden Seiten Auflagen, Steuern, Lieferungen, Kontributionen. Wer was hatte, mußte zahlen. Die Kontinentalsperre, die im Westen, in Elsaß, Württemberg, im Bayerischen die Anfänge der Industrie hob, brachte Not und Elend über den deutschen Osten und Norden, wo man auf die Getreideausfuhr nach England angewiesen war, denn Preußen und Polen spielten damals die Rolle von Argentinien und Kanada. Das alles zusammen aber genügte immer noch nicht, um die Deutschen zu einer Nation zu machen. Die Bauernbefreiung, die Städteordnung, die Versprechung einer Volksvertretung, die Heeresreform, die Handelskrise, das alles brachte erst den Gärungszustand, noch nicht die neue Form. In diese Zeit der Besinnung klingt mit einem Male wie aus unerhörten Weiten das Wort: deutsch, deutsche Nation!

Wir können uns kaum mehr vorstellen, wie der uns selbstverständliche Nationalitätsgedanke auf Leute wirkte, für die er neu war. Im Mittelalter gab es vier internationale Schichten: Kirche, Adel, Bildung und die Juden. Alles übrige, das Volk, gehörte zur Landschaft, war gleich dieser vertauschbare Ware. Das ging bis in die neue Zeit, und man bot noch 1813 dem König von Sachsen als Ersatz für sein Land Parma, Modena und Piacenza. Ob man über Sachsen oder Longobarden regierte, galt gleich, nur die Rentabilität sollte sich nicht verschlechtern. Das war die alte hochfürstliche Gesinnung. Bismarck berichtet, daß auch die preußischen Könige lieber polnische Untertanen nahmen als deutsche. Das war die alte Welt, die brav erzogen war zu einer Art von Königstreue, von der wir kaum mehr eine traumhafte Vorstellung haben. Und dieses Volk da unten, dieses Volk erhebt sich! Das englische hatte eine Revolution im 17. Jahrhundert, ohne welche die weltumspannende Ausbreitung des britischen Volkes nicht zu erklären wäre. Die französische Revolution räumte mit dem Sonnenkönigtum auf und Ludwig XVI. büßte die Sünden seiner Väter. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Die Deutschen waren in einer besonderen Lage. Sie hatten ihre Abrechnung zu machen nicht mit ihren einheimischen Herren, sondern mit dem einen, der über alle diese einheimischen Herren Herr geworden war. Das erste Mal, wo die Deutschen eine Herrschaft über sich fühlten, war es eine Fremdherrschaft. Eine Stimmung ähnlich der Englands 1660 und Frankreichs 1790 entsteht in Preußen. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Blücher sprach damals das Wort: Wenn die Fürsten nicht wollen, jagen wir sie mit dem Napoleon zum Teufel. Nachdem der fremde Herr herausgeworfen war, blieben aber die Hoffnungen des Volkes unerfüllt, und es entstand jene Enttäuschung, die ihren Ausdruck im Jahre 1848 fand. In dieser Luft entstand das Gefühl in den Leuten: Wir sind das Volk, wir sind der Staat.

Wir hatten damals das fabelhafte Glück, daß ein Geschlecht von

Dichtern und Denkern erstanden war, wie nie zuvor und nie nachher. Die Deutschen, die zuvor in der Kultur zur Miete gewohnt hatten, wurden mit Stolz sich bewußt, daß sie etwas Eigenes bedeuteten. Diese seelische Stimmung war eine reichlich gesättigte Lösung allererster Größe, der aber Form und Gestalt fehlte. Und da kommt der Freiherr vom Stein und sagt dem Ernst Moritz Arndt: Wir wollen zusammen einen Spaziergang machen und bereden, was Sie den Leuten sagen müssen! Das war dann der Kristallisationskern, der die Lösung gestaltete. ‚Ihr habt eine Geschichte, eine Vergangenheit, eine Sprache.' Was ist des Deutschen Vaterland? Eure Landesgrenzen sind nichts. Ihr seid ein lebendiges, wachsendes Volk. Diese Gedanken finden ihren größten Ausdruck in Fichte, der in seinen Reden so ganz deutsch war, daß man sie nicht ins Französische übersetzen und denunzieren konnte. Und dann Schleiermacher! Man darf nicht vergessen, daß auch die Pastoren ihren Anteil an dem Aufschwung hatten. Und die alten Glocken fingen neu zu läuten an, nicht zu einem ‚allerhöchsten' Geburtstagsfest, sondern zum Tauffest der Nation. Also: Universität und Kirche waren damals auch dabei. Die Bewegung ging aus von den mittleren Schichten des Volks, von Gelehrten und Bürgern, und sie trug deshalb auch einen stark idealistischen Zug. Dem trägt der ‚Aufruf an mein Volk' Rechnung, der als Kampfpreise vier Kulturgüter aufzählt: Gewissensfreiheit, Ehre und Unabhängigkeit, Handel und Kunstfleiß, Wissenschaft. Auch sonst zeigt sich der innerlich liberale Zug der ganzen Bewegung. So, wenn der König unterschreibt, ‚sein Volk' solle sich ein Beispiel nehmen an den Schweizern und Niederländern — an den Schweizern Wilhelm Tells, die ihre Rechte von den ewigen Sternen herunterholten, und an den Niederländern, die die Republik begründeten. So war aus den Preußen ein Volk geworden, das für einen neuen Glauben kämpfte. Dieses Volk marschierte um Leipzig herum und mit ihm Russen, die für ihren alten Glauben sich schlugen, und Österreicher unter ihrem Schwarzenberg, dessen Familie seit vier Generationen tschechisch geworden ist. Und es kam der Sieg und dann die Flucht Napoleons über Eisenach, Hanau, Frankfurt auf der alten Straße des Ruhms. Hinter ihm her zogen die Herrschaften vom Monarchenhügel, und Blücher durfte nicht nach Frankfurt hinein, weil Alexander I. ihm den Jubel der Frankfurter nicht gönnte. Hier in Frankfurt haben sie gesessen, die vom Monarchenhügel, hier wurde beraten und antichambriert, und mancher ist hier wieder ‚von Gottes Gnaden' geworden, manchem aber ist das auch mißglückt. Und in Paris mußten die Blücherschen draußen bleiben, weil ihre Stiefel zu schmutzig waren, und hinein durften die Truppen, die sich fern vom Schuß blanker gehalten hatten! Es kam der Wiener Kongreß und Europas Kleid wurde neu geflickt. Aus alt und neu wurde ein ‚Deutschland des Monarchenhügels' zusammengestückelt. Die Enttäuschung war tief und schmerzlich. Geblieben aber waren zwei Dinge: die militärische Organisation und das volkstümliche Sehnen, die zum preußischen Heer und zur Paulskirche führten. Und als beide sich fanden, entstand das Deutsche Reich.

Wer in Leipzig bei der Jahrhundertfeier war, der bewunderte den Glanz und die Pracht. Menschen über Menschen zogen heran, Fahnen ohne Ende und Zahl, und die Bundesfürsten marschierten unter den Klängen aus dem ‚Parsifal' als Gralsritter zu dem Riesenmal. Kurz, es war eine großartige Feier, bei der auch nichts Unvorsichtiges gesprochen wurde von keiner Seite. Noch bedeutsamer als diese Feier wäre aber eine Regierungsausgabe der Werke Steins, nicht für die Bibliotheken, sondern als gesetzgeberische Taten. Das wäre ein Denkmal aere perennius im Sinne der Toten, die auf dem blutigen Schlachtfeld fielen...."

* * *

Ja, das war ein „heiliger Krieg"! Aber leider sind heilige Kriege so vereinzelte Ausnahmen in der Weltgeschichte, daß es einem schwer über die Zunge geht, die beiden Begriffe in einem Atem zu nennen. Und doch liegt das Problem des Krieges tiefer, als es heute von seinen Lobrednern wie Hassern genommen zu werden pflegt.

„Während Menschen mit gesunden Sinnen", sagt Emerson in seinem Essay „Über den Krieg" (in deutscher Übersetzung von Sophie von Harbou neu herausgegeben vom Verlag der „Friedens-Warte", Berlin W), „heutzutage den Krieg als eine epidemische Tollheit ansehen, die hie und da ausbricht, wie etwa die Cholera und Influenza, — mit dem einzigen Unterschied, daß seine Bazillen das Hirn statt der Eingeweide vergiften —, erscheint er uns in einer fernen Vergangenheit als ein integrierender, in seiner Art notwendiger Bestandteil im Zusammenhang der Ereignisse....

Der Geschichtsforscher nimmt dieses übermäßige Blutvergießen früherer Jahrhunderte, zumal eines Blutvergießens im Namen Gottes, um so bereitwilliger als etwas Unvermeidliches hin, als er weiß, es handelt sich um einen vorbereitenden und vorübergehenden Zustand, der tatsächlich der Kultur förderlich ist. Der Krieg erzieht die Sinne, setzt den Willen in Tat um, stählt den Körper und bringt die Menschen in kritischen Augenblicken in so rasche und unmittelbare Berührung, daß es gilt, sich Mann an Mann zu messen. Auf seinem eigenen Gebiet, bei den Tugenden, die er liebt, duldet er keine Spiegelfechterei, er schüttelt vielmehr die ganze Gesellschaft bunt durcheinander, bis jedes Atom, den Gesetzen seiner eigenen Schwere gehorchend, an die ihm gebührende Stelle fällt. Der Wert gesunden Menschenverstands und weiser Voraussicht kann ihm nicht lange verborgen bleiben, und er weist Odysseus den Platz unmittelbar neben Achilles an. Seine Führer, auserlesene Männer, deren Mut und Tatkraft in fünfzig Schlachten geprüft und bewährt worden ist, brennen vor Eifer, es einer dem andern an neuen Verdiensten, an Großmut, Gastlichkeit, einem glänzenden Auftreten vorauszutun. Das Volk eifert seinen Führern nach. Der starke Volksstamm, in dem der Krieg zur Kunst ausgebildet worden ist, greift seine Nachbarn an, besiegt sie und lehrt sie seine Geschicklichkeit und seine Tugenden. Ein erweitertes Gebiet, vergrößerte Heere und ein umfassenderer Interessenkreis ruft neue Kräfte und Fähigkeiten wach, und der Stamm gewinnt zusehends an Bedeutung. Und schließlich, nachdem er sich mehr und mehr vervollkommnet hat,

trägt sein Einfallen in fremde Gebiete alle Geheimnisse seiner Weisheit und seiner Künste, als edle Aussaat, in neue Gefilde....

Wir sehen den Krieg als den Mittelpunkt der gesamten Geschichte, als die Hauptbeschäftigung der berühmtesten Leute; wir beobachten, wie er noch heutzutage die Begeisterung der halben Welt erregt, fast aller jungen, unerfahrenen Personen; wir verfolgen ihn in dem fortwährenden Schauspiel der stummen Natur, wo sich die verschiedenen Gattungen oder die einzelnen Individuen der gleichen Gattung unaufhörlich befehden. Das Mikroskop offenbart uns ein stetes Gegeneinanderrasen der Atome. Wir sehen in einem durchleuchteten Wassertropfen unermeßlich kleine Lebewesen gegeneinander anschwimmen und kämpfen, und dieser kleine Weltball ist ein nur allzu getreues Abbild des großen.

Was bedeutet all dieser Krieg, der auf den niedersten Stufen der Schöpfung beginnt und bis zum Menschen heraufreicht? Vertritt er nicht offenbar ein großes und wohltätiges Lebensprinzip, das der Natur sehr am Herzen liegt? Was für ein Prinzip ist das? Das der Selbsterhaltung! Mit dem Leben zugleich pflanzt die Natur jeglichem Geschöpf den Trieb der Selbsterhaltung ein, das stete Bestreben, zu sein, jeglichen Widerstand zu überwinden, seine Freiheit zu wahren und sich ein dauerndes, gesichertes und wohlbehütetes Dasein zu bewahren. Und jeglichem Geschöpf sind diese Ziele so erstrebenswert, daß es immer wieder sein Leben dafür einsetzt, sie zu erringen.

So tief aber auch dieses Grundgesetz mit dem Sein jedes einzelnen Wesens verwoben ist, so ist es doch immerhin nur ein einzelner Trieb, und obschon einer der ersten, ja, der Urtrieb, so wird er dennoch gemildert und in Schach gehalten, sobald die andern Triebe auf der Bildfläche erscheinen. Sie lenken alsbald seine Kräfte in harmlose, nützliche und edle Bahnen, zeigen, welcher Zweck jenem Triebe tiefsten Grundes innewohnt und berauben ihn schließlich seiner Giftzähne. Sehr früh entfaltet sich der Trieb der Selbsterhaltung unter der rohen und brutalen Form des Krieges; es geschieht dies, solange die andern Triebe noch kindisch und unbeholfen sind, und dauert bis zu deren voller Entfaltung. Was in der Menschheit zum Kriege drängt, ist ihr kindlichster, ihr unerfahrenster Teil. Ein leerer und kindischer Sinn begehrt nach derartigen Reizmitteln, und alle Knaben haben einen Hang, Katzen zu töten. Stiergefechte, Hahnenkämpfe und Wettringen sind die Freuden desjenigen Teiles der menschlichen Gesellschaft, dessen animalische Seite bisher die einzig entwickelte ist. In einigen Teilen unseres Landes, wo die moralischen und geistigen Fähigkeiten bisher noch fast gänzlich brach liegen, ist der Brennpunkt jeglicher Unterhaltung das Prügeln. Wer hat miteinander gerauft, und wer ist geprügelt worden? Der einzige Zug an einem Mann, einem Knaben oder einem Tier, der diese Leute interessiert, ist deren Kampflust. Warum das? Weil ihnen jeder andere Zug männlicher Tatkraft und männlicher Tugend fernliegt. Sie wissen nichts von Ausdauer, Duldsamkeit, nichts von Güte oder von Wahrheitsliebe. Versetzt derartige Leute in einen Kreis gebildeter Men-

schen, deren Unterhaltung um die großen Fragen kreist, an denen die menschliche Vernunft herumrätselt, und er wird sich so stumm und unbehaglich unter ihnen fühlen, wie ein Indianer in einer Kirche.

Für gesetzte und reife Menschen dagegen, die Bildung und geistige Regsamkeit besitzen, haben die Einzelheiten eines Kampfes etwas unerträglich Langweiliges und Empörendes. Ihnen ist eine derartige Unterhaltung nichts anderes als das Geschwätz irgendwelcher Monomanen, wie wir ihnen gelegentlich in Gesellschaft begegnen, die von nichts anderem als von Pferden sprechen können. Fontanelle sagt ganze Bände, wenn er erklärt: ‚Ich hasse den Krieg, denn er verdirbt jegliche Unterhaltung.'

Nichts ist charakteristischer, als daß die Sympathie für den Krieg ein Vorrecht der Jugend, und daß sie etwas Vorübergehendes ist. Nicht nur das moralische Empfinden bäumt sich dagegen auf —, Handel, Gewerbe, Wissenschaft, alles, was irgend im Verkehr der Menschen untereinander eine Rolle spielt, ist einig darin, den Krieg zu bekämpfen. Jedermann weiß, daß Handel und Krieg unversöhnliche Gegner sind. Wo kein Eigentum vorhanden ist, da hängt man den Bettelsack über die Schulter und geht auf die Suche nach Brot. Handel und Gewerbe aber werden durch jeden Krieg geschädigt und zerstört. Und überdies, Handel und Gewerbe bringen den Menschen dazu, einander Auge in Auge zu sehen; sie lehren beide Teile, daß ihre Feinde jenseits der See oder jenseits der Berge ebensolche Menschen sind wie sie selbst, Menschen, die lachen und Leid tragen, die Furcht und Liebe kennen, wie sie. Und Kunst und Wissenschaft, und mehr als alles andere die Religion, weben Bande zwischen den Völkern, denen gegenüber Krieg aussieht wie Brudermord — und was ist er im Grunde anderes?! Ist die ganze Geschichte, wie wir gesagt haben, ein Bild des Krieges, so ist sie doch nicht weniger eine Chronik der Beschränkung und Mäßigung der Kriege. Im elften und zwölften Jahrhundert waren die italienischen Städte so volkreich und so stark geworden, daß sie den Landadel zwangen, die Befestigungen ihrer Burgen, dieser Schlupfwinkel schlimmster Grausamkeiten, zu schleifen und ihren Wohnsitz in den Städten aufzuschlagen. Den Päpsten wird es ewig zur Ehre gereichen, daß sie die Tage des ‚Gottesfriedens' einrichteten, während derer in der gesamten Christenheit die Feindseligkeiten ruhten und den Menschen Zeit blieb, Atem zu schöpfen. Der Fortschritt der Kultur hat mit der Verwendung von Gift und Folter aufgeräumt, die einstmals für so unentbehrlich galten, wie heutzutage die Flotte. Und schließlich hat die Kriegskunst, dank der taktischen Errungenschaften und des Schießpulvers, die Gefechte, wie allgemein eingeräumt wird, weniger häufig und weniger mörderisch gemacht....

Durch Jahrhunderte (denn Gedanken brauchen Jahrhunderte und wachsen in Generationen von Menschen) hat sich die zivilisierende Menschheit die — wie soll ich sagen? — Tyrannei dieser ersten brutalen Form, die das Ringen um ihre Menschenrechte annahm, gefallen lassen; das heißt, durch Jahrhunderte hat sie in dieser Hinsicht das Triebleben der niederen Tiere, der Tiger, der Haifische, der Wilden und der Bewohner des Wassertropfens geteilt. Alles

Gute und alles Böse, das diese Form umschließt, hat sie in diesem Zeitraum gewissermaßen erschöpft, hat diese ihre Schmach so fest umklammert, wie es ihr der ärgste Feind nur irgend hätte wünschen können. Aber alles hat einmal ein Ende, und so auch dies. Der ewige Keim eines zum Besseren Reifens hat neue Kräfte, neue Instinkte entfaltet, die in Wahrheit bereits unter dieser rauhen, armseligen Rinde schlummerten. In einer und der anderen glücklichen Seele an verschiedenen Enden der Erde ist der göttlich-schöne Gedanke aufgetaucht: Kann nicht die Liebe so gut wie der Haß das Feld behaupten? Würde Liebe nicht das Gleiche oder gar ein noch Besseres erreichen können? Sollte es nicht möglich sein, daß statt des Krieges der Friede herrsche?

Dieser Gedanke ist nicht die Erfindung irgendeines Menschen, etwa St. Pierres oder Rousseaus, nein, er ist aus dem allgemeinen Fluten der Menschenseele geboren, — am lebendigsten aber regte er sich und zeigte sich am ersten in den reinsten und schlichtesten Seelen, und sie sind es daher auch, die ihn uns zuerst kundgetan haben. Schon aber gewahren wir ihn alle. Schon ist es ein Gedanke, der der gesamten Menschheit vertraut geworden ist, schon schließen sich ganze Gesellschaften zusammen, um ihn zu fördern. Man erläutert, man illustriert, man erwägt ihn mit größerer oder geringerer Klarheit — und seine Verwirklichung oder die Maßnahmen, die zum Herbeiführen einer solchen ergriffen werden könnten, werden je nach der Sehergabe des Propheten, der sich für ihn begeistert, vorhergesagt.

Die Idee an sich verleiht der Zeit, in der wir leben, ihr Gepräge. Die Tatsache allein, daß sie einen Kreis von Menschen so bis ins Tiefste beschäftigt, daß sie zum Gegenstand ihrer Gebete und ihrer Hoffnungen, ihres Zusammenwirkens und ihres lebhaften Austausches geworden ist, — beweist ihr lebendiges Sein. Hat sie soviel erreicht, wird sie auch weiter vordringen. Revolutionen kennen kein Rückwärts. Mag zunächst nur ein einziger Mensch unserer Hemisphäre die oberen Strahlen eines neuen Gestirns an unserem Horizont haben auftauchen sehen, ist es einmal aufgegangen, wird es steigen und steigen, bis es auch andern Menschen, ja, bis es großen Scharen sichtbar wird und schließlich zum Zenith aller emporklimmt. Es kommt nicht darauf an, wie lange sich die Menschen sträuben, an den Advent des Friedens zu glauben: schon liegt der Krieg in den letzten Zügen, und so gewiß die Kultur über die Barbarei und ein liberales Regiment über die Zeit der Hörigkeit den Sieg davon getragen hat, so gewiß wird sich das Reich des Friedens einmal über die ganze Welt dehnen. Es fragt sich nur, wie bald?...

Es gilt aber den Gedanken vertrauen und nicht den Verhältnissen.... So lassen wir uns immer wieder durch den äußeren Schein entmutigen, ohne zu bedenken, daß dessen Bedeutung einzig und allein in unserem eigenen Gemüt wurzelt. Letzten Grundes sind doch Gedanken das Fundament dieses ganzen unheilschwangeren Kriegsgebäudes, und Gedanken sind es auch nur, die es einstmals stürzen werden. Jedes Volk und jeder einzelne tritt nach außen hin solcher Art in die Erscheinung,

wie es seinem moralischen oder intellektuellen Zustand entspricht. Man achte nur einmal darauf, wie jede Wahrheit und jeder Irrtum, ja, jeder menschliche Gedanke sich allmählich materialisiert, d. h. sich in Gesellschaften, Häuser, Städte, Sprachen, Gebräuche, Zeitungen umsetzt.... Es kann nicht anders sein: zuerst werden Büchse und Schwert nach und nach ihre unbescheidene Aufdringlichkeit fallen lassen, dann werden sie völlig in den Hintergrund treten, wie Galgen und Pranger heute, und schließlich wird man ihnen nur noch in den Kuriositätensammlungen begegnen, wie heute Folterwerkzeugen und Giftbechern....

Da sagen nun manche: Besteht man darauf, jegliche Kriegsform zu verwerfen, dann gilt es konsequent sein und auch auf der Landstraße oder im eigenen Hause keine Selbstverteidigung üben. Soll man wirklich so weit gehen? Soll man an diesem Grundsatz, sich niemals zu verteidigen, auch dann festhalten, wenn einem die Kasse erbrochen wird oder wenn einem Weib und Kinder unter den eigenen Augen geschmäht und gemordet werden? Bejaht ihr auch das, heißt es, so ladet ihr Räuber und Mörder geradezu in euer Haus, und bald werden ein paar blutdürstige Tollköpfe die Guten niedermetzeln.

Denjenigen, die das Prinzip unbedingten Friedens durch einen Hinweis auf seine äußersten Konsequenzen ad absurdum geführt zu haben meinen, möchte ich erwidern, daß sie nur die eine Hälfte von Tatsachen ins Auge gefaßt haben. Sie betrachten nur die passive Seite des Friedensfreundes, seine Leidensfähigkeit, und vergessen, daß es auch seine Aktivität erwägen gilt. Wir dürfen aber von vornherein annehmen, daß nie jemand die Sache des Friedens und der Menschenliebe um des einzigen Zwecks, der einzigen Befriedigung willen, sich ausplündern und totschlagen zu lassen, zu der seinen gemacht haben wird. Ein Mensch wird nicht zum Märtyrer, ohne daß er eine tatsächliche Absicht verfolgt, ohne irgendwelche Beweggründe, die ihm solchen Einsatzes wert erscheinen, ohne irgendeine flammende Liebe! Gibt es irgendwo eine ganze Nation von Menschen, die einen so hohen Kulturstand erreicht haben, daß sie keinen Krieg erklären noch Waffen tragen wollen, weil solcher Wahnsinn in ihren Hirnen nicht mehr Raum hat, so handelt es sich um eine Nation von Liebenden, von Wohltätern, von wahrhaftigen, großen und hochbefähigten Leuten. Die Nation möchte ich kennen! Ich weiß, ich würde sie nicht träge dasitzen finden, die Hände im Schoß gefaltet! Von Liebe, Ehre und Wahrheit erfüllte Menschen würde ich finden, Menschen von gewaltigem Fleiß, Menschen, deren Einfluß sich über die ganze Welt fühlbar macht, Menschen, in deren Blick und Stimme der Urteilsspruch von Ehre oder Schande läge, deren Willensstärke und Überredungsgabe sich alle Kräfte beugen würden. Wo immer wir eine Nation sehen, die die Lehre des Friedens vertritt, da dürfen wir sicher sein, daß es sich nicht um ein Volk handelt, das Beleidigungen herausfordert, sondern dem im Gegenteil im tiefsten Herzen jedes, selbst des wildesten und armseligsten Menschen ein Freund lebt, ein Volk, gegen das alle Waffen machtlos sind, ein Volk, bei dem die Menschheit eine Stätte des Geborgenseins weiß, zu der sie mit ihren Tränen kommen kann, und die ihre Segenswünsche umkreisen.

Handelt es sich aber darum, was der einzelne Mensch im äußersten und schwierigsten Falle zu tun habe, so halte ich es immerhin für selten, daß einen guten und gerechten Menschen etwas derartiges treffe. Auch läßt sich vorher kaum bestimmen, was in solcher Lage zu machen sei. Ein Weiser wird sein künftiges Sein und Tun niemals im voraus verpfänden. Er vertraut darauf, daß ihm seine Natur und Gott zur rechten Stunde eingeben werden, wie er zu handeln habe....

Furchtsame Gemüter werden den Friedensgedanken nicht seiner Verwirklichung näher bringen. Feiglinge vermögen ihn nicht zu verteidigen noch zu fördern. Was Großes geschieht, kann nur von wirklicher Größe vollbracht werden. Der Mannesmut, der sich bisher im Krieg betätigt hat, muß der Sache des Friedens dienstbar gemacht werden, wenn anders der Krieg seinen Reiz für die Menschen verlieren und der Friede ihnen anziehend werden soll....

Was macht uns die Helden des griechischen und römischen Altertums so anziehend? Was verleiht dem romantischen Zeitalter mit seinem Lehnswesen, seinem französischen und englischen Rittertum, mit seinen Warwicks, seinen Plantagenets einen derartigen Zauber, daß es von Shakespeare bis zu Walter Scott den Stoff zu Tausenden von Romanen und Dramen geliefert hat? Das vollkommene Beruhen aller jener Menschen auf der eigenen Kraft! Mich wundert's nicht, daß einige Anhänger der Friedensidee eine starke Abneigung gegen Shakespeare empfinden. Kann sich doch kein Bauernlümmel und kein noch so blutiger Jakobiner dem Reiz entziehen, den das ganze Gebaren und Sich-Geben dieser hochmütigen Lords atmet. Wir begeistern uns wie Knaben und Barbaren an dem Auftreten von ein paar reichen und halsstarrigen Herren, die selbst ihre Ehre in die Hand nehmen, dem eigenen Mut und der eigenen Kraft vertrauen, der ganzen Welt Trotz bieten, und deren bloßes Auftreten eine Offenbarung von Leben und Heldensinn ist. Sind die Zeiten gefahrvoll, so fehlt's ihnen nicht an Gelegenheit, Proben ihres Mutes zu liefern, und daher wirkt ihr Name jedesmal wie ein Trompetentusch. Zum wenigsten sind sie uns lebendige Wirklichkeit. Sie sind keine Theaterfiguren, sie sind der Stoff, daraus jene Zeit und jene Welt gemacht war. Die wahren Helden ihrer Zeit sind sie. Was sie im Herzen hegen, ist ihnen jedes Opfer wert. Um eine Beleidigung zu sühnen, ist ihnen der ganze Glanz und Reichtum ihres Lebens, ja, ist ihnen ihr Leben selbst nicht zu teuer. Aber nehmt ihnen das Grundgesetz ihres Wesens, ihre Selbstverantwortlichkeit — und es bleiben Räuber und Schurken übrig.

Dieses absolute Beruhen auf der eigenen Kraft ist der eigentliche Reiz des Krieges, denn ein festes Selbstvertrauen ist uns gleichbedeutend mit Mannhaftigkeit. Aber es steigt eine neue Zeit herauf, eine wahrere Religion, eine tiefere Ethik, und der Mensch ordnet sich ihren Grundsätzen unter. Ich sehe ihn als den Diener der Wahrheit, der Liebe, der Freiheit, ein Fels unter den anstürmenden Wogen der Masse. Der Mensch, der sich selbst und seinen Grundsätzen treu ist, der keines Trompetentusches, keiner Titel und Würden, keiner Leibwache, keines

Ruhmes in fernen Landen bedarf noch ihrer wartet, der Mensch, der in einsamer Stille den rechten Schritt tut, ohne zu wanken, aus eigner Wahl und ohne der Folgen zu achten, der braucht, meines Erachtens, keinem andern zu weichen. Er wird sich lieber an seinem eigenen Türpfosten aufhängen lassen, als seine Freiheit und seine Überzeugung preisgeben. Was sind mir heute die Namen, die mir einstmals so lebhaft im Ohr klangen? Ein Mann, wie dieser, ist ein Freiherr von besserem Adel und edlerem Blut.

Die Sache des Friedens ist nichts für Memmen! Wahrt und verteidigt man den Frieden um der Furchtsamen und um derer willen, denen Wohlleben über alles geht, so ist es ein Pseudofriede und ein unwürdiger Friede. Dann, wahrlich, ist der Krieg besser, auch wird solcher dann nicht lange auf sich warten lassen. Soll der Friede von Dauer sein, so muß er von tapferen Menschen getragen werden, von Menschen, die um nichts schlechter sind, als Helden, die willens sind, ihr Leben in der Hand zu tragen und es jederzeit für ihre Ideale zu wagen, — die aber eins vor dem Helden voraus haben, daß sie niemals nach eines andern Leben trachten, — Menschen, die dank ihrer Einsicht oder ihrer sittlichen Höhe ihres eigenen innern Wertes so gewiß sind, daß sie weder ihr Eigentum noch ihr Leben für ein so großes Gut halten, als daß sie es um den Preis eines solchen Hochverrats ihrer Grundsätze retten möchten, wie ein Abschlachten von Menschen es ist. . . ."

* * *

Finden wir uns immerhin mit dem Kriege als einem — vorläufig — noch unentrinnbaren Übel ab, so bleibt er doch ein furchtbares Übel. Ein Tyrann, der schon in Friedenszeiten seine eiserne Hand auf die Völker legt, von ihnen Opfer erpreßt, die unendliches Elend aus der Welt schaffen, unendlichen Segen stiften könnten, würden sie auf positive Aufgaben verwandt. Höchste Gewissenspflicht der Regierungen, wie jedes einzelnen an seinem Teile, ist es, nichts, aber auch nichts unversucht zu lassen, was immer nur die Gefahr des Krieges bannen, seine erdrückenden Lasten mindern könnte.

In welchem Lichte erscheinen dann aber Zustände, die — auf das Gegenteil hintreiben? Zustände, wie sie uns weniger der Krupp-Prozeß selbst, als die unerhörte, ja skandalöse sittliche Begriffsverwirrung aufgedeckt hat, die als sein zersetzter Niederschlag auf der Bildfläche eines Teiles der „öffentlichen Meinung" — und nicht des wenigst einflußreichen — erschienen ist? Wer nicht schon durch Erfahrungen ähnlich massiven Kalibers eines anderen belehrt worden war, würde es nicht für möglich gehalten haben, daß ein in seinen Kreisen immerhin angesehenes nationales Blatt den Mut aufbringen könnte, „festzustellen", die Firma Krupp gehe aus diesem Prozeß makellos und rein hervor, es sei nichts entdeckt worden, was nicht vor der bürgerlichen Moral mit Ehren bestehen könne, ein Krupp-Skandal habe sich nicht ereignet, nur eine der bei den deutschen Musterknaben schier unausrottbaren querelles allemandes! Die Tatsache aber, daß ein Krupp-Direktor verurteilt worden ist, wird — in dem selben Artikel! — überhaupt nicht erwähnt!

An eine solche Robustheit freilich, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, reicht keine Äußerung anderer Blätter heran. „Aber ganz allgemein zeigt die Presse der Rechten bis weit in die Mitte hinein einen geradezu grotesken Eifer, die Ergebnisse des Prozesses zu verkleinern, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit einzuschläfern und so rasch als möglich die Debatte zu schließen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, die Prozeßverhandlung war schon viel zu lang und viel zu öffentlich, wenn ihr noch mehr redet, so kann der Firma Krupp (!!) hier oder dort ein Auslandsauftrag entgehen! Von den Fragen, um die es sich in Wirklichkeit handelt und die für das deutsche Volk und den deutschen Steuerzahler von ungeheurer Bedeutung sind, zeigen solche Auslassungen nicht die Spur einer Ahnung....

Das Reich kauft heute den ganz überwiegenden Teil seiner Rüstungsbedürfnisse für Heer und Flotte bei privaten Unternehmungen; Kanonen, Panzerplatten und vieles andere liefert ihm ausschließlich die Privatindustrie. Und die Kernfrage lautet nun: ist es richtig, daß das Reich sich für diese Lieferungen auf die Privatindustrie verläßt — oder hat dies solche Mißstände zur Folge, daß eine Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, zum mindesten die Errichtung von Reichsbetrieben für die Herstellung des Reichsrüstungsbedarfs (neben denen dann eine Privatindustrie für den Export bestehen bliebe) vorzuziehen wäre? Das ist der Zentralpunkt des Problems, auf den alle Einzelfragen zusammenlaufen....

Die Frage hat zunächst eine materielle Seite. Und bei den Milliardensummen, die das Reich jährlich für die Ausrüstung von Heer und Flotte aufwendet, spielt schon diese eine ungeheure Rolle. Die Bewaffnung muß qualitativ erstklassig sein. Aber zu dieser Vorbedingung, die ja selbstverständlich ist, tritt dann sofort die weitere, daß die Beschaffung der Rüstung möglichst billig sein muß: das Reich hat die unbedingte Pflicht, dafür zu sorgen, daß seine Rüstungsbedürfnisse, deren Kosten von der Gesamtheit der Steuerzahler aufgebracht werden und die bei unserem schlechten Reichsfinanzsystem ganz überwiegend auf den Schultern der Minderbemittelten lasten, nicht von einzelnen privaten Interessenten zu einer ungerechtfertigten Bereicherung ausgenützt werden. Ist diese Pflicht bisher erfüllt? Alles spricht in Wirklichkeit für das Gegenteil, spricht für die Annahme, daß das jetzige System der Rüstungslieferungen in riesigem Umfange zu einer Reichtumsansammlung in wenigen Händen auf Kosten der Gesamtheit führt. Die Rüstungsindustrie ist in größtem Umfange Monopolindustrie. Sie ist es durch die Eigenart des Betriebes, der für die Fabrikation vieler Artikel (vor allem von Kanonen) den Besitz großer Kapitalien voraussetzt, weil diese Fabrikation ohne langandauernde, kostspielige Versuche nicht durchzuführen ist. Sie ist es ferner durch das geschäftliche Verhalten der herrschenden Industriefirmen. Eine weitgehende Konzernbildung dient in der Rüstungsindustrie dazu, den Wettbewerb auszuschalten, im eigenen

Lande selbst sowohl, wie international: man kartelliert sich, um sich gegenseitig nicht ins Gehege zu kommen, man drückt sich nicht gegenseitig die Preise, sondern grenzt jedem sein Arbeitsfeld ab, auf dem er nun die Preise nehmen kann, die ihm belieben.

Dazu kommt weiter das kapitalistische Übergewicht der bestehenden Firmen über jede neu aufkommende Konkurrenz: die alten können die neuen erdrücken, indem sie ihnen jede Arbeitsgelegenheit wegschnappen, sie können die neuen unterwerfen, indem sie sie unter der Hand aufkaufen lassen oder indem sie einfach, auch durch Strohmänner, die Mehrheit ihrer Aktien an sich bringen und dann mit deren Hilfe den unbequemen Neuen stillegen. Und dazu kommt dann endlich das Verhalten des Reichs, des großen Käufers, der einer neu heraufkommenden Konkurrenz nicht erfreut einen Teil der Aufträge zuweist, um sich so von dem Monopol zu befreien, sondern das umgekehrt das Monopol stützt, indem es ausschließlich bei den Monopolfirmen kauft. Sehr lehrreich in dieser Beziehung war eine von uns veröffentlichte Zuschrift, hinter der eine der größten und kapitalkräftigsten Schiffswerften stand: Sie führte aus, daß eine Anzahl leistungsfähiger, großer Werke sehr gern ein Panzerplattenwerk als Konkurrenz gegen Krupp einrichten würden, wenn sie nur die Chance hätten, regelmäßig zu Lieferungen herangezogen zu werden, — die trüben Erfahrungen einzelner aber haben bisher alle solchen Pläne nicht zur Verwirklichung kommen lassen! So besteht in größtem Umfange ein faktisches Monopol. Und wie es ausgenützt wird — zur Hochhaltung der Inlandspreise weit über dem Weltmarktspreis! —, das haben frühere Panzerplattendebatten ahnen lassen.

Zu dem Materiellen aber kommt das Politische. Denn die Existenz einer privaten Rüstungsindustrie bedeutet zugleich die Existenz einer mächtigen Gruppe, deren ganzes Interesse nicht auf die friedliche Verständigung der Völker, sondern auf ihren dauernden Unfrieden, nicht auf die Annäherung der Nationen, sondern auf ihren feindlichen Abschluß gerichtet ist. Jeder Krieg, jede neue Wehrvorlage schafft der Rüstungsindustrie eine Hochkonjunktur. Was aber würde aus ihr werden, wenn die Völker wirklich einmal so vernünftig würden, die Rüstungslasten durch freundschaftliche Abmachungen zu vermindern, statt sie ununterbrochen zu vermehren? Es wäre das Ende ihrer Dividende! Ist da der Verdacht wirklich so absurd, daß die Rüstungsindustrie auch positive Geschäftspolitik zu treiben verstehe, daß ihr die Mittel nicht unbekannt seien, mit denen man die Völker verhetzt und dadurch die Stimmung für Rüstungsvermehrungen schafft? Wir denken skeptisch über den profitablen Idealismus, der mit nationalem Pathos dem eigenen Vaterlande und zugleich mit smarter Geschäftstüchtigkeit seinem möglichen Gegner im Kampfe die Rüstung liefert!"

Professor Lujo Brentano erinnert im „Berl. Tagebl." an die schon seit Jahren wiederholt durch die Zeitungen gegangene Mitteilung von den Nickel-

stahlpanzerplatten, die von der Firma Krupp um 800 Mark per Tonne billiger an die amerikanische als an die deutsche Marine verkauft worden seien. „Die Angabe ist unwidersprochen geblieben. Die Erklärung der Sache wurde mir von einem Engländer gegeben. Er sprach von einem internationalen Konzern der Rüstungsfirmen. Während sie in solchen Ländern, welche keine eigenen Gewehr-, Kanonen- und Panzerplattenfabriken haben, aufs eifrigste konkurrieren, hätten sie ein Abkommen, vermöge dessen keine zum Konzern gehörige Firma die anderen in deren eigenem Lande unterbiete, um nicht in ihren eigenen Ländern die Preise zu drücken. Damit hänge es zusammen, daß zum Beispiel Armstrong niemals in Deutschland, Krupp nie in England ein Angebot mache, da sich das Abkommen auf die Vereinigten Staaten nicht beziehe, hätten diese die gewünschten Panzerplatten so viel billiger als das Deutsche Reich von Krupp geliefert erhalten....

Es sind noch nicht viele Wochen her, da brachte die ‚Münchener Post' die Nachricht, die Direktion der mit Krupp konkurrierenden Firma Erhardt habe der Generalversammlung ihrer Aktionäre eine zur Steigerung der Leistungsfähigkeit derselben nötige Kapitalvermehrung vorgeschlagen, aber infolge einer Kontrolle der Aktien durch die Firma Krupp sei der Antrag von der Generalversammlung abgelehnt worden; die ‚Frankfurter Zeitung' hat dann mitgeteilt, sie habe bei Krupp angefragt, wie es sich mit der Sache verhalte, aber keine Antwort erhalten; hätte sie verneinend ausfallen können, so wäre sie wohl nicht ausgeblieben. Daher auch die hohen Preisforderungen, denen dann ‚Kornwalzer' zur Seite gehen, um zu hindern, daß anderen Firmen Zuschläge zuteil werden und so eine Konkurrenz aufkomme, die dem eigenen Streben nach dem Monopol gefährlich werden könnte. Das führt aber notwendig zur Frage: Wenn schon Monopol, warum nicht staatliches Monopol?...

Ganz abgesehen davon, daß bei staatlichem Betriebe unserer Rüstungsunternehmungen das, was uns abverlangt wird, keiner weiteren Korrektur durch ‚Kornwalzer' bedürfen würde, die Ersparung, die unseren Heeresausgaben daraus erwüchse, würde noch weit größer sein. In diesem Sommer ist ein ungemein belehrendes Büchlein des Chefredakteurs des Londoner ‚Economist', F. W. Hirst, bei Methuen & Co. in London erschienen, betitelt ‚The six panics'. Darin eine glänzende Darstellung, wie die Rüstungsfirmen der verschiedenen Länder es fertig bringen, den Rüstungseifer, der ihnen so hohe Dividenden abwirft, allenthalben in der Welt zu steigern. Es werden falsche Informationen über das verbreitet, was Rüstungsfirmen in anderen Ländern tun oder vorbereiten, um größere Aufträge zu Gegenrüstungen im eigenen Lande zu erhalten. All das würde ausgeschaltet, sobald die Großmächte sich entschließen würden, ihren gesamten eigenen Kriegsbedarf in staatlichen Unternehmungen herzustellen. Unendliche Millionen, die jetzt lediglich zu Zerstörungszwecken verwendet werden, würden für positive Kulturarbeit verfügbar werden, und eine große Ursache der

Gefährdung des Völkerfriedens, das Sonderinteresse der Rüstungsfirmen am Kriege, das, wie Hirst zeigt, durch Beeinflussung der Presse schon großes Unheil gestiftet hat, würde ausgeschaltet...."

Als einen „lächerlichen Schwindel" bezeichnet es die „Welt am Montag", wenn man uns einreden wolle, die Kruppherren hätten die Behörden eigentlich nur als edle Gönner des Deutschen Reiches bespitzelt: „Nein, sie taten es, um das Deutsche Reich gründlicher und ergiebiger prellen zu können. Sie taten es von dem Augenblicke an, als die Firma Ehrhardt mit Mühe und Not und unter dem Zwang, den der Reichstag ausübte, der Firma Krupp die erste größere Geschützlieferung für die deutsche Artillerie entriß. Durch die Konkurrenz Ehrhardts hatte das Deutsche Reich schon erhebliche Vorteile bei Munitionslieferungen gehabt; der Preis für ein in großen Mengen auch im Frieden zur Verwendung kommendes Geschoß war durch diese Konkurrenz von 51 Mark pro Stück auf ungefähr ein Drittel des Preises gedrückt worden. Fand die Firma Krupp diese Treulosigkeit im Kriegsministerium schon recht ärgerlich, so war es ihr vollends skandalös, daß sie nun selbst in ihr Geschützmonopol eine Bresche gelegt sah. Deshalb fing sie an, auf die radikalste Weise zu bespitzeln. Wenn andere dies für ein kleines Malheur halten und die Verwegensten uns nun sogar einreden wollen, der Staat hätte die Schuldigen vor Anklage und Strafe schützen müssen, so sehe ich darin das Zeichen der Abgebrühtheit, der wir verfallen sind."

Die Kommission, die damals zur Beschwichtigung der einmütigen Entrüstung des Reichstags zugesagt wurde und inzwischen zusammengetreten ist, soll jetzt nur noch „die bisherige Entwicklung der Grundsätze und Methoden für die Rüstungslieferungen in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwickelung" prüfen. „Das ist so etwa ein Gegenstand für einen Professor, der uns einen schönen Vortrag halten will. Vor Tische las man anders. Damals hieß es, der Stall sollte ausgemistet werden. Jetzt will man nur noch untersuchen, ob der Mist etwa zweckmäßig ist....

Nicht daran zu denken ist, daß in die verstohlenen Winkel und Ecken geleuchtet werde, wo sich die großmächtigsten Finanz- und Industrieherren mit den hohen Staatsbehörden verständigen. Wir werden nicht erfahren, welchen Einfluß die ‚Beziehungen und Kameradschaften' auf die Geschäfte haben, die der Staat abschließt und für deren Regulierung der Steuerzahler einzustehen hat. Wir werden nicht erfahren, wie Krupp und andere Firmen dem Reiche die Preise kalkulieren, und was sie daran verdienen. Man wird nicht untersuchen, ob es die Geschäfte des Reiches fördert, wenn der Admiral, der sie abschließt, die angenehme Aussicht hat, nach seiner Pensionierung bei den vier Riesenfirmen, mit denen er zu handeln hat, Aufsichtsrat zu werden mit einem Jahreseinkommen, das für andere Leute ein Vermögen ist. Wir werden dies und vieles andere nicht erfahren.... Denn —

die Geschäfte müssen auf alle Fälle befördert werden. Das ist der Weisheit tiefster Sinn und des Reiches höchste Bestimmung...."

„Die Geschäfte müssen befördert werden", in diesem Falle die Geschäfte der Firma Krupp. Mit welchen Mitteln und ob zum Schaden des Reiches und der Steuerzahler, spielt bei einem so großen und entscheidenden Interesse keine Rolle. Merkwürdig — man interessiert sich doch sonst nicht so für anderer Leute Tasche! Aber gerade darin muß eben die Größe liegen, die uns anderen in unserer Begriffsstutzigkeit und Rückständigkeit nicht eingehen will: daß es sich hier nicht mehr um Personen, sondern um ein Ideal, um eine Weltanschauung handelt. Um das Ideal des Geschäfts um des Geschäfts willen. Aus dieser Weltanschauung heraus kann es allein begriffen werden, daß die ganze Sache ins Lächerliche gezogen und als aufgebauschte Lappalie behandelt wird — um der Geringfügigkeit der für die Spionage und die anderen unsauberen Manöver aufgewandten Mittel willen. „Freibier und warmes Abendbrot, Theaterkarten und hier oder da ein blankes Goldstück", liest man in der „Hilfe", „seien nicht so erhebliche Dinge, um derentwillen es sich verlohnte, das Ansehen der Heeresverwaltung und eines nationalen Unternehmens aufs Spiel zu setzen. Welch eine Begriffsverwirrung! Es handelt sich weder um die Größe der Mittel, mit denen die Verleitung zur Untreue durchgeführt werden konnte, noch um die geschäftliche Bedeutung der beteiligten Firma. Wer dem Staate für gutes Geld gute Ware liefert, hat sich damit nicht das Recht erworben, auf nationale Verdienste zu pochen. Umgekehrt sollte die Bedeutung der Geschäfte, die Krupp mit dem Staate macht, bei dieser Firma das Gefühl wecken, daß sie mehr als jede andere die Verpflichtung zur allergrößten Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit im Verkehr mit dem Staate hat. Es wirkt geradezu lächerlich, aber auch in höchstem Grade peinlich, wenn vor Gericht allen Ernstes behauptet worden ist, die kleinen Gefälligkeiten des Herrn Brandt hätten nicht den Zweck gehabt, der Firma Vorteile zu verschaffen; es seien im Gegenteil infolge der Kornwalzerberichte nur Preisherabsetzungen vorgenommen worden — angeblich im Interesse des Staates. Wie kann man nur das Gericht und die Öffentlichkeit so beleidigend niedrig einschätzen! Das war ja gerade der Zweck der Übung; man wollte die Preise der Konkurrenz kennen, um sie unterbieten zu können und sich dadurch ein vollkommenes Monopol zu sichern. Darin aber liegt zweifellos eine schwere Gefährdung der Staatsinteressen. Schwerer jedoch als der wirtschaftliche Schaden, den der Staat dadurch erlitten hat oder doch hätte erleiden können, ist die moralische Schädigung nach außen und nach innen. Die Unbestechlichkeit unserer Beamtenschaft ist unser nationaler Stolz, und sie soll es bleiben. Wenn wirklich, wie ‚welterfahrene' Leute mit überlegenem Lächeln behaupten wollen, die Direktoren der Firma Krupp in der ganzen Welt mit anderen Verhältnissen rechnen müßten, so ist das doch kein Entschuldigungsgrund dafür, daß sie — sehr milde ausgedrückt — geduldet haben, daß durch einen Beamten ihrer Firma, der eigens dafür besondere Gehaltszuschüsse bekam, schmutzige Schleichwege und Hintertreppen benutzt worden sind. Solche Gepflogenheiten sollen und dürfen bei uns nicht einreißen, und wenn sie bereits irgendwo bestehen, sei es auch in noch so

geringem Umfange, so muß mit eisernem Besen ein gründliches Auskehren veranstaltet werden. Mag dadurch im Auslande der falsche Eindruck entstehen, daß bei uns Zustände vorhanden sind, die nach Korruption schmecken, so verschlägt das doch nichts gegenüber der Gefahr, daß durch Vertuschen im kleinen der Entstehung von Fäulnis im großen Vorschub geleistet wird. . . .“

Im kleinen fängt es immer an — wie sollte es sonst wohl anfangen? Da es doch, wie's scheint, einmal anfangen muß? — Der aber das weithin leuchtende und mit so auffälliger Bereitschaft in Empfang genommene Beispiel gab, war kein „Kleiner“, war — Krupp. Und Krupp ist doch nicht nur eine Firma, Krupp ist das Vaterland.

* * *

. . . Wenn's dann aber soweit gekommen ist und die Verquickung idealer Werte mit sehr profanen diese Werte breiten Schichten verdächtig, ja zuletzt zum unverhohlenen Spott und Ekel macht, dann hebt ein allgemeines Händeringen und Weherufen an. Dann kann man sich schier nicht retten vor den Klageliedern Jeremiä und den Trauerharfen, die an den Wassern Babylons überall in den Weiden hängen. Wie mir solche Heulmeierei, die nicht den Mut hat, sich die eigene Schuld zu gestehen und die Konsequenzen zu ziehen, zuwider ist! Die Hetze der Sozialdemokratie gegen „Patriotismus“ und „Kirche“ wäre sicher nicht ausgeblieben, auch wenn wir selbst weniger Mitschuld daran trügen. Aber wir stünden dem Gegner dann doch wohl anders gegenüber, nicht so ohnmächtig, wie es heute ja von den Ehrlichen und Einsichtigen schon laut bekannt wird. Und eine so wüste Hetze, wie sie heute ohne jede innere Hemmung dreist und breitbeinig aufprotzen darf, hätte sich wohl nicht auftun können.

Wie die unselige Verquickung des nationalen Gedankens mit rein dynastischen, privatwirtschaftlichen, Klassen-, Standes- und wer weiß wie vielen anderen Interessen noch seine freie, unbefangene und gerechte Würdigung in den breiten Massen gar nicht erst zugelassen hat, so hat auch die Tisch- und Bettgemeinschaft von Staat und Kirche in Preußen bewirkt, daß die breite Masse automatisch „Polizeistaat“ denkt, wenn „Kirche“ gesagt wird. In dem einen und in dem anderen Falle wäre es töricht, zu behaupten, daß diese unheilige Handhabung der Begriffe nun allein die Geringschätzung, um nicht zu sagen den Haß, der Masse verschuldet habe. Es lag System auch auf der anderen Seite darin, alle Menschlichkeiten bei der Vertretung und den Vertretern der Gegenpartei für ihre Zwecke auszuschlachten. Aber mußten wir ihnen so breite Angriffsflächen liefern? Das ist es eben, was unsere Position bei dem Ansturm gegen die preußische Landeskirche schier unhaltbar macht, uns fast zur Ohnmacht verdammt, daß wir unsere angreifbaren Linien so weit gezogen haben!

Was jetzt in der Reichshauptstadt aus den brodelnden Hexenkesseln der Massenversammlungen mit der Losung: „Raus aus der Kirche!“ mit übelriechenden Dämpfen an die Oberfläche steigt, das scheint freilich nach übereinstimmenden Schilderungen von Augenzeugen nur noch der Abschaum der Bewegung zu sein. „Ich habe“, berichtet Pfarrer Haecker in der „Kreuzzeitung“, „schon viele Versammlungen mitgemacht, Versammlungen aller Art, — in keiner

habe ich auch nur annähernd eine solche Fülle von gemeinsten und ekelhaftesten Unflätigkeiten erlebt, wie in dieser vom schönen Seelenbund der Konfessionslosen und der völkerbefreienden Sozialdemokraten veranstalteten. Endlich schlug die Stunde der Freiheit! Die Reden waren zu Ende! Dann kam die ‚freie Aussprache', die man verheißen hatte. Und nun kamen Szenen, die man miterlebt haben muß, um für sein Leben von allen Illusionen über die verbündeten Brüder befreit zu sein! Ein solches Maß von Rohheit, von geradezu idiotischer Verblödung, von Unfähigkeit auch nur zum Versuch einer gewissen Duldsamkeit gegen Andersdenkende. Auch ein sozialdemokratischer Redner, der, um seine Unentwegtheit zu zeigen, vor den gewagtesten und frechsten Behauptungen nicht zurückschreckte, sprach sein Erstaunen über den Geist dieser Versammlung aus. Aber ich glaubte ihm nicht mehr. Der sogenannte Vorsitzende machte nicht den leisesten Versuch, uns zu schützen, auch bei den gröbsten Lümmeleien nicht. Da kam ein Mann auf die Bühne, der offenbar einer Gemeinschaft angehört. Ehe er den Mund auftat, wurde ihm — er war als Gegner der Konfessionslosen vorgestellt — aus meiner Umgebung zugebrüllt: ‚Schuster!' Als ich einen der Schreier aus dem klassenbewußten Arbeiterheer fragte: ‚Ist das eine Schande bei Ihnen, ein Schuster zu sein?' antwortete mir dieser Mitstreiter der neuen Kulturbewegung: ‚Halte die Schn ....! Quatsch' mir nich an!' Der ‚Schuster' wurde niedergebrüllt, kopfschüttelnd trat er ab, — das Rätsel dieser Freiheitsfreunde wird ihm zu schwer gewesen sein. Ein anderer kam. Ein alter Mann. Neben mir lachten die Zielbewußten: ‚Den Ollen wer'n wir schon runterpfeifen!' Aber der ‚Olle' wurde nicht gleich heruntergepfiffen. Er durfte sich sogar des Beifalls der Masse erfreuen. Er bekannte sich als einen ‚Ausgetretenen'. Bravo! Aber — dann kam's anders. Der alte Mann war Mitglied einer kirchenfeindlichen Sekte und hielt es für taktlos, vor diesem Publikum in die Schmähungen über die Kirche einzustimmen. Doch als er sagte, daß er an den Herrn Christus glaube, da war es mit dem Beifall aus! Hier wurde ja nicht der Glaube, sondern nur die ‚Staatskirche' bekämpft. Also mußte der Mann ausgepfiffen werden. So will es die neue Logik und die neue Ehrlichkeit! Und dann das Getümmel — ach, hier versagt mir die Sprache —, als mitgeteilt wurde, daß zwei Geistliche sich zum Wort gemeldet hatten. Es waren Pastor Le Seur aus Lichterfelde und ich. Mein Amtsbruder sprach gewinnend, daß ich ihn fast beneidete. Er ist eine Erscheinung, die an sich Achtung und Vertrauen erweckt. Hier half das alles nichts. Er wurde niedergeschrien und -gepfiffen, so ruhig, so versöhnlich er sprach. Und was wurde uns zugerufen: Wenn wir die gröbsten Unwahrheiten zurechtstellten, ja, wenn wir gar ein Wort von unserem Glauben sagten, ‚Lügner, Lügner, Pfaffe, Schluß', auch Worte, die man nicht wiedergeben kann, ertönten, zum Teil aus ‚zartem' Frauenmunde. Die Hölle schien losgelassen...."

Der Berichterstatter der „Post" war schon so ziemlich auf alles gefaßt. Aber eines hat ihn geradezu erschüttert: „Ein solches Maß von Rohheit, eine solche Verlumptheit von Gesinnung" hätte er nicht für möglich gehalten. „Nicht nur, daß jeder, aber auch jeder, der auch nur andeutungsweise für seine Kirche einzutreten wagte, niedergebrüllt, vom Podium gezischt und mit unflätigen Schimpf-

worten bedacht wurde. Nein, nicht einmal zu Idealen sich zu bekennen ward einem Diskussionsredner verstattet. Als er an die echten, inneren Gefühle im Menschen appellierte, als er meinte, jeder Mensch müsse sich doch den Glauben an etwas Höheres bewahren, da ertönte ein tausendstimmiges ‚Huh‘, schrille Pfiffe durchgellten den Raum, höhnisches Lachen aus vollem Halse quittierte über ein solches Bekenntnis. Man glaubte in einer Versammlung von Verbrechern zu sein, nicht unter Menschen von Gefühl und Gesinnung. Will man Proben? Hier sind sie. Als ein Pfarrer die Rednertribüne bestieg, ertönten Zwischenrufe: ‚So siehste aus!‘ ‚Oller Pfaffenkopp!‘ und an einer anderen Stelle des Abends hörten wir die auf die Pastoren gemünzten Worte: ‚Verfluchte Lumpen!‘ ‚Schweinepriester!‘ Einem Herrn, der einen Zwischenruf machte, rief man zu: ‚Raus mit dem Pfaffengesicht!‘ Und einmal drang ein hundsgemeiner Zwischenruf an unser Ohr, ein Ausdruck aus Zuhälterkreisen, der sich jeder Wiedergabe entzieht.... Die eingeladenen Pastoren mußten unter einer Flut von Hohn, Gelächter und Beschimpfungen abtreten. Und dann kam eine Arbeiterfrau. Die schrie den Pastoren, die dicht neben dem Rednerpult standen, ins Gesicht: ‚An zehntausend Teufel kann ich glauben in dieser Welt, aber nicht an Ihren Gott, Herr Pastor!‘ Und die Menge brüllte Beifall. Ein widerwärtigeres Schauspiel, als die unreife Masse, die über die höchsten und letzten Probleme des Menschenlebens ‚diskutiert‘, ward selbst auf Berliner Boden selten gesehen. Alle hohen und schönen Empfindungen, alles Bessere und Tiefe im Menschen, jegliches Ideal und jegliche Überzeugung: alles wird zertrampelt, geschunden, verspottet, verlacht. Man gehe einmal in eine dieser Versammlungen und überzeuge sich von dem, was möglich ist unter entarteten Menschen. Mit Schaudern wird man gewahren, was hier im Anzug ist. Die Drahtzieher dieser neuen, dieser entsetzlichen Bewegung sind geistig völlig unbedeutende Menschen, die auch nicht den leisesten Beweis dafür erbracht haben oder erbringen können, Führer zu einem neuen Leben zu sein. Sie sind im Bunde mit den berufsmäßigen Verhetzern der Masse. Es ist ein Syndikat von Verführern, das da geschlossen ward. Das Ende vom Lied? Wir glauben es zu kennen: die Kirchen werden leer. Wir brauchen keine neuen mehr zu bauen. Aber vielleicht werden wir bald die Zahl unserer Zuchthäuser verdoppeln.“

Die Sache ist von dem Komitee „Konfessionslos“ organisiert, von der Berliner Sozialdemokratie in die Hand genommen worden. Zweck: Massenaustritt aus der Landeskirche. Ziel: Gesetzliche Gleichberechtigung aller Dissidenten. „Also eine Art Generalstreik der Unkirchlichen“, bemerkt Hermann Friedemann im „März“. „Da für den Einzelnen, zumal für den beamteten Einzelnen, der Austritt nicht frei von Unannehmlichkeiten wäre, wird die Sache organisiert. Einundfünfzig Vertrauensmänner in Köln, Hannover, Hamburg, Königsberg, München, Frankfurt schicken Listen umher und sammeln Namen. Beamte, Oberlehrer, Schulrektoren. Sie alle haben sich mit ihrem Wort verpflichtet. Am vorausbestimmten Tage soll die Mine auffliegen....

An äußerem Erfolg wird es dem Komitee nicht fehlen. Macht es der Kirche auch keine Seelen abwendig, die ihr noch gehörten, so erreicht es doch, daß die

Statistik berichtigt wird. Im Jahre 1905 zählte man im Deutschen Reiche nur 17 000 ‚Bekenner anderer Religionen und Personen ohne Angabe der Religion'; am 1. Dezember 1910: 224 000. In Berlin jeweils den sechsten Teil von allen.

Um zu wissen, wieviele wirklich in Deutschland ‚konfessionslos' sind, müßte man den Begriff genau bestimmen können. Das ist nicht möglich. Eine Freidenkerkirche gibt es nicht, und selbst der Grad der Verneinung ist vieldeutig. Wir wissen, daß in Berlin kaum ein Prozent der protestantischen Gemeindemitglieder die Kirche besucht; wissen, daß die sozialdemokratischen Wähler und ihre Angehörigen, eine Schicht von ziemlich zwanzig Millionen, größtenteils den Konfessionen fernstehen. Eine grob zugehauene Statistik könnte den Anteil der ‚Ungläubigen' an der Volksgesamtheit auf ein Drittel bis zwei Fünftel schätzen. Was ist damit gewonnen?...

Wer zweifelt im Ernst noch, daß die Kirche in die Defensive gedrängt ist? Wenn nicht die offizielle, so doch sicher die innere, glaubende. Mut gehört dazu, das schwarze Buch mit dem eingepreßten Kreuz offen über eine Berliner Straße zu tragen. Wer das Selbstgefühl hat und das furchtbefreite Gewissen, den leichten Erfolg der Negation und das Privileg des Spottes, das Theater, die Presse, die Karikatur und den Beifall der Bildungsmenge... der sollte nicht noch den Verfolgten spielen. Nur der Ehrfürchtige ist wehrlos gegen den Respektfreien, der in seiner Seele Gebundene schutzbedürftig gegen den Ungebundenen. Sucht ihr Martyrien, so findet ihr sie — bei der anderen Partei...."

Zur Vorbereitung der Versammlungen ist ein Zehnpfennigheft über den „geistigen (!!) Befreiungskrieg durch Kirchenaustritt" verbreitet worden. „In diesem Heftchen", unterrichtet die „Deutsche Tagesztg.", „wird durchaus geschäftsmäßig für das Komitee Reklame gemacht. Es werden die Erfolge seiner Tätigkeit hervorgehoben, Kirchenaustrittsmarken und Kirchenkehrauskarten angeboten; für freiwillige Spenden lag dem Hefte ein Postscheckformular bei. Das Komitee rühmt sich, daß die Zahl der Konfessionslosen bis Ende 1912 auf etwa 250 000 angewachsen sei, unter ihnen seien hervorragende Personen des öffentlichen Lebens.... Besonders hervorgehoben wird, daß neun amtierende Hochschullehrer, gegen 200 Beamte aller Art, über 35 Volksschullehrer und drei Kommerzienräte sich öffentlich als konfessionslos bezeichnen. Den Schluß des Heftes bildet eine Namensliste der konfessionslosen Personen...

Und wer sind denn die Herren, die sich für berufen erachten, den Austritt aus der Kirche zu predigen und zu betreiben? — Zunächst sind einige darunter, denen die Sache Geschäft zu sein scheint. Sie haben die Austrittsbewegung organisiert, sie haben sich in einem Winkelblättchen einen Winkel für ihre ‚Propaganda' gesichert, sie prunken mit der Zahl der Austritte und mit der hohen Stellung der Ausgetretenen, ihre ganze Tätigkeit macht den Eindruck des Nüchternen, Geschäftsmäßigen. Dazu kommen die Christentumshasser, denen der wirre Fanatismus aus den stechenden Augen schaut. Viele von ihnen haben einen deutlich bemerkbaren Stich ins Un- oder Übernormale, alle sind lebende Beweise der Richtigkeit des Wortes des Sozialdemokraten v. Vollmar, daß das freireligiöse Pfaffentum das schlimmste sei. Daneben wirken einige Wissenschaftler, die mit

den breiten Bettelsuppen des Monismus auch auf diesen Pfaden hausieren gehen möchten, weil sie sonst zu wenig Gelegenheit haben. Die Kerntruppe wird aber gebildet von sozialdemokratischen Führern und Mitläufern, unter denen sich manche befinden, deren Ahnen niemals einer christlichen Landeskirche angehört haben, die sich aber peinlich und weislich hüten, zum Austritt aus der Synagoge aufzufordern. Das sind häßliche Erscheinungen. Wie unendlich sympathischer war ihnen gegenüber die Persönlichkeit Paul Singers, der bis zu seinem Ende die Synagogenbeiträge gezahlt haben soll!... Religionslosigkeit ist aber Rückschritt zur Unkultur. Die Völker waren nur auf der niedrigsten Stufe der Kultur oder vielmehr der Kulturlosigkeit religionslos. Sobald sie aus dem Traume des Kindestums erwachten und sich selbst suchten und fanden, war ihr Denken und Sinnen darauf gerichtet, Gott zu suchen und zu finden."

Bisher, urteilt Pastor Falck in der „Berliner Morgenpost", wurde dieser Kampf gegen die Kirche hauptsächlich als ein geistiger geführt: „Es war der Kampf gegen die behauptete Unwahrheit der christlichen Lehren, der im Vordergrund stand. Jetzt ist aber ein Neues in die Austrittsbewegung hineingetragen worden, nämlich der politische Gesichtspunkt. Es war vor allem der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Liebknecht, der diesen Gedanken aussprach. Die Arbeitergroschen seien zu gut für eine Kirche, die nichts anderes als Polizeikirche und mit dem preußischen Klassen- und Militärstaat auf das engste verschwistert sei, wie der ‚Fall Kraatz' das vor aller Welt deutlich gezeigt habe.... Eine aktive Beteiligung der Sozialdemokratie im Kampfe gegen die Kirche wäre von hervorragender Bedeutung, wie denn auch in den vor kurzem veranstalteten Versammlungen einer der Diskussionsredner von seinem Standpunkt aus mit Recht an die Äußerung Liebknechts die Erwartung knüpfte, daß nun im Verhalten der Partei eine entsprechende Wendung eintreten würde. Ein geschlossenes Auftreten der Sozialdemokratie gegen die Kirche würde in der Tat eine Erschütterung ihrer Grundfesten bedeuten, während die bisher erfolgten Kirchenaustritte zwar empfindliche Verluste für die Kirche sind, ihren Bestand aber nicht gefährden konnten. In der Reichshauptstadt wenigstens könnte tatsächlich durch ein zielbewußtes Vorgehen der Sozialdemokratie der landeskirchliche Bau ins Wanken gebracht werden, und wir wissen ja, wie oft die großen Städte maßgebend für das gewesen sind, was nachher auch auf dem platten Lande in die Erscheinung trat. So kann tatsächlich eine ernste Krisis für die Kirche ausbrechen, und es erhebt sich die Frage, was will und wird die Kirche tun, um der ihr drohenden Gefahr vorzubeugen? Die Auffassung von der preußischen Landeskirche als einer reinen Polizeikirche ist natürlich trotz mancher unerfreulichen Erscheinungen, die in ihr zutage getreten sind, eine Übertreibung, und man tut der Kirche unrecht, wenn man ihr so schlechthin den Vorwurf macht, daß sie unsozial sei. Aber allerdings: der Charakter der preußischen Kirche als Landeskirche, ihre unleugbar sehr enge Verbindung mit dem Staat, ist für Tausende heute ein Anlaß, mit äußerstem Mißtrauen dieser Kirche gegenüberzustehen. Immer wieder begegnet man solchen Gedanken und Strömungen. Nun kann die Kirche auch sehr wohl noch in anderer Form bestehen, als in der

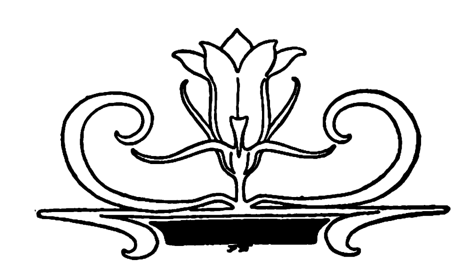
gegenwärtig geltenden der Landeskirche. Es ist zu erwarten, daß sie als Volkskirche erst ihren vollen Segen auswirken würde. Deshalb erstrebt der kirchliche Liberalismus die Trennung von Kirche und Staat, eine Forderung übrigens, in der sich der entschieden kirchliche Liberalismus mit der äußersten kirchlichen Rechten begegnet. Wäre sie bereits durchgeführt, so entfiele für die Gegner der heutigen Staatskirche jeder Grund zum Sturmlauf gegen die Kirche schlechthin. Aber es scheint, als ob die Kirche noch schwerere Übel wird erdulden müssen, als die unter denen sie heute schon leidet, ehe man sich entschließen wird, das Heilmittel anzuwenden, das ihr allein Erlösung von den Übeln bringen kann."

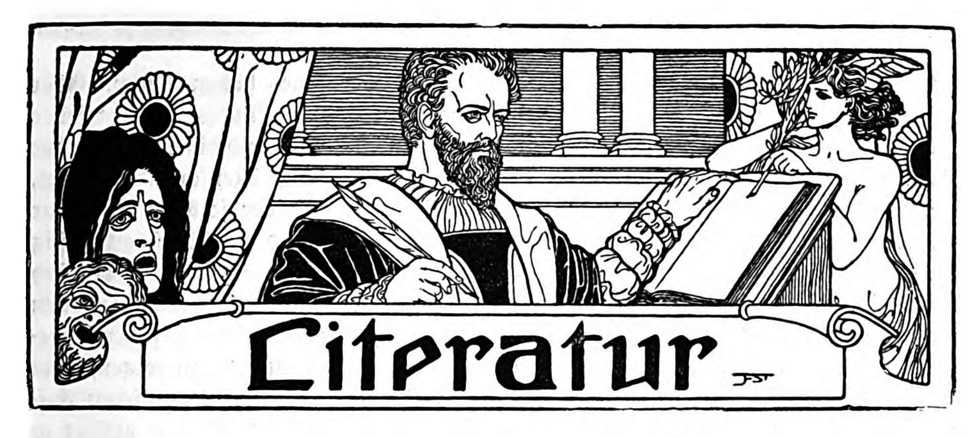
Mehr als 4000 Kirchenaustrittserklärungen sollen in den Versammlungen angemeldet, von nicht weniger als 20 000 Menschen sollen sie besucht worden sein. Nehmen wir die Ziffern als gegeben an, ja verdoppeln und verdreifachen wir sie meinetwegen noch: — was tut's? Jeder, der diese Dinge von einer anderen Warte aus betrachtet als der des Tages, wird sich mit den „Leipziger Neuesten Nachr." getrösten: „Kein kaltes Erwägen, keine spitzfindige Deduktion wird über die Leere hinwegführen, die überall dort entstehen muß, wo der Geist nur die Gegenwart kennt, wo das Jenseits als ein Kindermärchen, der Gottesbegriff als leere Vokabel erscheint. Die Halbgebildeten mögen in ihrer halben Bildung, in jener geistigen Dürftigkeit, die alle Rätsel zu lösen vermeint, weil sie die Tiefe dieser Rätsel nicht erkennt, eine Art von Ersatz, von Surrogat finden, sie mögen an den Problemen des Daseins vorübergehen, weil sie keine Probleme erkennen, aber noch immer haben die vornehmsten Geister der Menschheit, im vollsten Gegensatz zu jenen Halbgebildeten, religiös empfunden, und wenn auch die Massen zuweilen wohl der suggestiven Wirkung der ‚Aufklärer' erlagen, so kehrten sie zuletzt doch immer wieder zu der alten geistigen Heimat, zur Religion zurück. Denn auf die Dauer kann keine Nation sich mit den Halbheiten des Rationalismus begnügen, wird das Bedürfnis, tiefer zu schürfen, in alle Gänge des Lebens einzudringen, doch siegreich bleiben und dagegen Protest erheben, daß das unendlich tiefe Mysterium der Schöpfung und der Erlösung, alles Werdens und Vergehens mit frechen Fingern entweiht wird. Gewiß, manches ist erstarrt im kirchlichen Leben, uralte Formeln, die inhaltsleer wurden, werden andächtig konserviert: auch die Kirche muß nachgiebig sein gegen die wechselnden Formen des modernen Lebens, sie muß volkstümlicher werden, um das Volk wieder zu gewinnen. Die Sozialdemokratie aber will die Form zerschlagen und zugleich den Geist töten; ihren Arm führt der Haß, der in der Kirche zugleich ein Machtmittel des Staates erblickt. Darum ertönt der Schrei nach dem Austritt aus der Landeskirche — durch die Geldfrage glaubt man dem Feinde an den Leib zu kommen, seinen Körper auszubluten. Ein großer Irrtum. Denn selbst wenn der Plan gelänge, dann würde doch die Kirche Mittel und Wege suchen und finden, um sich über die Zeiten hinaus zu erhalten und jener Tage zu harren, in denen die Menschheit doch wieder, angeekelt von dem Dienste vor der Göttin Vernunft, zum alten Glauben und zur alten Heimat zurückkehrt. Der Irrtum einer Stunde mag in der Straßen-

dirne eine Göttin erkennen — ist die Stunde verflossen, dann sinkt auch der Irrtum von den Augen."

Ja, es kann diese „Bewegung", wie der schon erwähnte Pfarrer Haecker hoffen möchte, noch eine ganz andere Wirkung haben: „Sie kann einen von ihr nicht gewollten Segen bringen, — wenn wir noch fähig sind, uns segnen zu lassen, sie kann uns aufwecken! An unserem Christentum, an unserer Kirche kann auch berechtigte Kritik geübt werden! Mehr Wahrhaftigkeit im Leben des einzelnen und der Gemeinden, mehr Übereinstimmung mit unserem Glauben, mehr Raum für unser heiliges Kreuz mit seiner alles überwindenden Liebe, die alles trägt und alles glaubt und alles hofft und alles duldet, mehr Entschiedenheit: das ganze Herz dem ganzen Christus! Weg mit allem Spielen mit der Gotteswahrheit! Keine Konzessionen an den Zeitgeist! Alle Konzessionen an den Heiligen Geist! Ich darf so reden, weil ich selbst unter dem Wahn gelitten und gesündigt habe, man könne dem ‚modernen Menschen' helfen, wenn man das Evangelium ‚modern' verkündige. — Es ist modern für alle Zeiten, so wie es ist, mit seinem Ernst und seiner Kreuzesliebe. Und — Brüder und Schwestern, schließt die Reihen, mehr Liebe für unsere Kirche! Sie hat ihre Mängel! Aber es sind unsere Mängel! Weg mit aller Trägheit, mit allem Pessimismus, der doch Unglaube ist! Auf die Schanzen! Wir wollen unter der Kreuzesfahne unser Volk befreien von den Spukgewalten, die es verderben! Wenn sie wieder rufen, die Roten und die Konfessionsblassen, — wir wollen hingehen!"

Ein Manneswort, ein Bekennerwort! In hoc signo vinces.





Der Nobelpreis für Literatur

Von Hermann Kienzl

Wäre Deutschland nicht Deutschland, die Beleidigung seines Dichters hätte einen lauten Sturm hervorgerufen. Kaum ein anderer unter den lebenden Poeten ist so heimisch in den Herzen des Volkes, wie der weise und schlichte Peter Rosegger. Widerspruchslos reicht die Nation dem steirischen Waldschulmeister ihren Lorbeer und jenes Immergrün der Liebe, das seine greise Stirne noch stolzer schmückt. Ein Volksdichter nicht nach dem herkömmlichen Sinne des Wortes! Nicht einer, der dem Volke schmeichelt, der hinabsteigt zu den verworrenen Instinkten der Menge. Ungeschmälert hat Rosegger sein edles Selbst erhalten, und die Menschen sind zu ihm empor geklommen, in seine reine Luft der Höhen. Was dieser Dichter und Menschenfreund auch denen gilt, die nicht der Heimatlaut seiner Muttersprache bewegen kann, haben tausend Zungen aller Länder bekundet, als man am 31. Juli dieses Jahres seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Und wir wissen: in Frankreich und Rußland, in England und Amerika, im skandinavischen Norden und auf Inseln der Südsee werden Roseggers Schriften gelesen und geliebt. Ein paar Akademiker aber — in Stockholm — rümpften die gelehrten Nasen und sprachen: Non liquet.

Daß die Nobelpreisjury an Rosegger hochmütig vorübersah, ist an sich weder ein Unglück noch ein Verbrechen. Rosegger selbst kann den Nobelpreis missen, und auch die Welt ist nicht gewohnt, ihre Neigung und ihr Urteil in Fragen des Geistes von dem Spruche einiger ernannter Richter abhängig zu machen. Für sie trägt der ungekrönte Dichter die unsichtbare Krone. Es wäre jedoch der großherzig gemeinten Stiftung Nobels zugute gekommen, wenn die Jury den Einklang mit der Volkesstimme gefunden hätte.

Literarische Preisgerichte sind nichts weniger als Gottesgerichte. Die meisten dieser Senate haben bedenkliche Rücksichten zu üben, oder ihr Diktum ist sogar abhängig von der landesherrlichen Sanktion. Von solchen Akademikern meinte der scharfäugige Leo Berg, man bezahle und dekoriere sie dafür, „daß sie die Welt vor unnützen geistigen Aufregungen bewahren“. Das Nobel-Kollegium freilich steht

nicht unter dem Einfluß einer Staatsverwaltung oder eines hohen Herrn. Aber es gibt auch andere Abhängigkeiten; solche des allzu zahmen Mutes, der vor jeder Maus, die über den Weg läuft, erschrickt. Über den Wetteifer und die Eifersucht der Nationen gestellt, soll die Nobeljury, den Blick auf die ganze Menschheit gerichtet, die bedeutendsten Schöpfer bestimmter Wissenschaften und der schönen Literatur erküren, deren Werke allen Völkern zum Segen gereichen und die Menschen geistig verbinden. Für solches Amt bedarf es eines hohen und starken Sinnes, der sich von kleinlichen Bedenken nicht anfechten läßt. In den zwölf Jahren, in denen nun regelmäßig die fünf Nobelpreise zur Verteilung kamen, zeigte es sich wiederholt, daß man, statt der furchtlosen Sicherheit einer Überzeugung zu folgen, dem Bestreben verfiel, vor allem den Schein des Unparteiischen, Unpolitischen aufrechtzuhalten, zu welchem Zwecke man erst recht „politisierte". Nur so erklärt es sich, daß die Nobelpreisjury zaghaft schon an mancher Größe vorüberging, der vor anderen der Preis gebührte. Jetzt, da August Strindberg im Grabe ruht, ist die Schmach nicht mehr zu tilgen, daß dieser Weltdichter, daß der mächtigste Genius, den Schweden der Menschheit schenkte, von seinen Landsleuten, den Verwaltern des Nobel-Erbes, nicht für würdig erkannt wurde. Er ist beiseite gestoßen worden, obwohl an ihm der Wille des Erblassers noch besonders deshalb hätte erfüllt werden können, weil Strindberg mit schweren materiellen Sorgen kämpfte. Eine Bewegung in allen Kulturländern war dem Aufruf des Dichters Adolf Paul gefolgt, der für Strindberg den Nobelpreis gefordert hatte. Die Preisjury aber blickte ängstlich nach der herrschenden Clique in Schweden, die über Strindbergs „Schwarze Fahnen" erbost war, und Strindberg schleppte sein Sorgenbündel weiter.

Auch in diesem Jahr wurde der Nobelpreis für Literatur einem reichen Manne zuerkannt. Als man den Namen des Preisträgers zum erstenmal auf dem europäischen Kontinent vernahm, war man geneigt, die Zeitungsdepesche für einen schlechten Witz zu halten. Einen bengalischen Inder, ausgerechnet einen Bengalen, hatten die Juroren entdeckt! Ehrfurcht vor Indien. Das Land des Himalaya ist die Urheimat der arischen Philosophie und Dichtung. Dort, wo die Fakire sitzen und ihre Nabel betrachten, wachsen auch heute noch ernste Denker. Es will nichts sagen, daß man sie in den Abendländern wenig kennt. Allerdings aber widerspricht es den Zwecken der Nobelstiftung, einen dem weitaus größten Teil der Kulturmenschheit völlig Unbekannten zu wählen. Denn ein solcher kann nicht als verbindendes Glied zwischen den Völkern eingeschätzt werden. Der reiche Inder Rabindranath Tagore ist weder ein Weltberühmter, noch ein Werdender (er zählt 53 Lebensjahre), noch ein Bedürftiger. Den Versuchen, ihn in England populär zu machen, war vor Jahren der Erfolg nicht günstig. Daß er ein tiefsinniger Poet ist, kann jetzt, nachdem von seinen vielen Werken ein dünner Band „Hohe Lieder" ins Deutsche übersetzt ist (Verlag Kurt Wolff, Leipzig), von uns nicht bestritten werden. Seltsam schwingen seine Hymnen, und die tiefe Frömmigkeit des Buddhisten ist so irdisch als göttlich. Nur wer aus vorgefaßter Absicht gegen sein eigenes Gefühl unredlich wäre, ließe es Tagore entgelten, daß die Verlegenheit der schwedischen Literaturbonzen den stillen Dichter über Ge-

bühr erhöhte. In einem Briefe schreibt Rosegger, daß er von den Gedichten des Inders innig ergriffen worden sei ... Aber auf der anderen Seite könnte doch nur ein von allem Fremden rasch hypnotisierter Deutscher flugs bereit sein, Würdigung bis zur Huldigung zu übertreiben.

Wäre übrigens die Nobeljury aus freier Liebe und Erkenntnis auf Rabindranath Tagore geraten und hätte sie ihn gewählt aus keinem anderen Grunde, als weil ihr die Bedeutung des indischen Dichters hoch im Glauben stand, so würde sich schwerlich grundsätzlicher Widerspruch erheben. Die Bedenken gegen die national begrenzte Wirkungssphäre Tagores und das Unnötige seiner Geldunterstützung wären vielleicht verstummt in der Freude darüber, daß der Gewählte wirklich zu den Edlen des Erdballs gehört. Am wenigsten wir Deutsche kennen jenen Chauvinismus, der einen Bürger aus dem grenzenlosen Vaterland der hohen Geister nach Art und Stamm frägt.

Doch die Wahl Tagores hatte eine Vorgeschichte. Die besonderen Umstände, unter denen diese Wahl zustande kam, geben ihr einen odiosen Charakter. Ein tschechischer Wind trieb — und der Dampf der Furcht zog das Schifflein der Stockholmer, das schon in einem deutschen Hafen eingelaufen war, nach dem fernen Indien. Das Häuflein rabiater Tschechen, die aus engbrüstiger Deutschfeindlichkeit gegen Roseggers Wahl hetzten, scheute man sich zu kränken; die Nation der geduldigen Deutschen zu beleidigen, schien weniger gefährlich ... Es steht fest, daß die Nobelpreisjury entschlossen war, in diesem Jahr den Literaturpreis an Peter Rosegger zu verleihen. Daß der Entschluß standhielt, bis der Slawophile Dr. Jensen von einer Gastreise zu den österreichischen Slawen zurückkehrte und ein dreister Protest der Tschechen gegen Roseggers Preiskrönung in Stockholm bleichen Schrecken statt rosarötlicher Heiterkeit hervorrief. Die Kulturhelden von Kuchelbad und vom Berge Tabor erhoben ihre Stimme vor dem Forum der gebildeten Menschheit! Sie behaupteten, mit dem idealen Kosmopolitismus Nobels vertrage sich nicht die Gesinnung Roseggers, der die Millionenstiftung des Deutschen Schulvereins ins Leben gerufen habe und „wahrscheinlich" seinen Nobelpreis eben diesem Zwecke zuführen werde ... Ist es nötig, solcher Albernheit Antwort zu geben? Welchen Wert die Verbreitung deutscher Schulbildung hat, das wissen die Slawen Österreichs gar wohl zu schätzen, die mit ihren Idiomen verlassen und verloren wären. Niemals hat der Deutsche Schulverein in Österreich ein slawisches Kind vergewaltigt, nie die Grenzen seines segensreichen Wirkens überschritten, nie anderes gewollt und getan, als den kleinen Bübchen und Mädchen an der Sprachgrenze ihre Muttersprache erhalten. Und Rosegger! Der Friedensapostel, auf dessen Antlitz ein Abglanz Tolstoischer Menschenliebe schimmert, er ein Völkerverhetzer?! Ist Treue zur angestammten Natur, zur Heimat, zum Volkstum Verrat am Menschheitsgedanken? Beschämend, daß man die Frage aufzuwerfen hat! Jener treffliche Dr. Jensen freilich wußte anderen Bescheid. Er holte sich ein lauteres Wissen, als er mit dem einen Bein bei den Slowenen in Laibach, mit dem anderen bei den Kroaten in Agram stand und sich böhmischen Powidl aus Prag um den Mund streichen ließ ...

Es kam noch schlimmer. Als die Klugen von Stockholm wahrnahmen, daß

sie allzuklug gewesen, und rundum ein Gelächter erscholl über den bequemen Erfolg der Tschechen, da verleugnete man die Ursache der Wirkung. Also sprach nun Dr. Jensen: Nicht die österreichischen Slawen hätten Rosegger „gestürzt“, sondern die Preisrichter selbst hätten erkannt, daß die dichterische Bedeutung Roseggers nicht ausreiche für den Nobelpreis ... Wirklich? Das hätte man also im allerallerletzten Augenblicke „erkannt“, ohngeachtet der gegenteiligen Überzeugung vom vor-vorgestrigen Tage?! Es wäre müßig, auf das Wesentliche dieser anmaßenden Behauptung einzugehen. Festzunageln ist nur die brutale Taktlosigkeit, die alles in Schatten stellt, was je bei ähnlichen Gelegenheiten erlebt ward. Man entblödete sich nicht, einen Dichter, der niemanden herausgefordert, sich nicht als Preiskandidat gemeldet, sich nie vorgedrängt hatte, man entblödete sich nicht, einen Mann, dem Millionen Herzen Dank schulden, mit einer Kränkung zu überfallen, ihn geringschätzig abzuurteilen, ihn (soweit dies in der Macht der Beleidiger lag) bloßzustellen. Und warum? Weil man irgendeinen Lappen brauchte, die eigene Blöße zu bedecken. Man wollte nicht vor den tschechischen Schreihälsen zurückgewichen sein; anständiger dünkte es die gelehrten Herren, dem friedlichen Dichter grob ins Gesicht zu schlagen!

Hat die Nobelpreisjury den Peter Rosegger bloßgestellt? Konnte sie das? Nein.



Alte Moden

(Berliner Theater-Rundschau)

Einer unserer Funkelnagelneuen, Herbert Eulenberg, hielt zu Berlin einen Vortrag: „Wie ich gespielt werden möchte“. Es ist immer das Vorrecht der Jugend, die Welt im Wassertropfen des eigenen Ich zu sehen. Und Eulenberg, so scheint's, wird einst als Greis noch jugendlich sein. (Wohl ihm!) Seine Selbstliebhaberei ist freilich besonders heftig; doch tritt sie so naiv, so arglos auf, — man kann ihm nicht ernstlich gram sein. Sprach er von der neuen Kunst, so meinte er sich, und sprach er von sich, so meinte er die neue Kunst. Führte er Beispiele an für die höchsten Aufgaben der Schauspielerei, so spannte er ganz selbstverständlich Shakespeares Lear und seinen eigenen Simson zusammen. Na ja, gut also, wenn er nur wirklich Offenbarungen verkündete! Was war's? Um vieler Worte Meinung mit wenig Worten wiederzugeben: Die Dichtung höherer Art habe eine andere Wahrheit als die Wirklichkeit. Ihr Schauspieler müsse sich lossagen von dem „Illusionsverfahren“, d. h. von dem Bestreben, die Urbilder für seine Gebilde im Leben zu suchen und sie abzuspiegeln; er müsse auf phantastischem Niveau eine neue Welt bilden helfen. Die Vorzüge der Innerlichkeit und des „denkenden Schauspielers“ seien Hemmungen für das romantische Drama, als welches das eigentliche Drama sei. Die Eingebung schaffe Gebilde, die niemals wären und immer seien. Seelische, ja auch körperliche Auswüchse lockten den Dichter, im Grotesken, Ironischen und im Schwung der Gefühle sei die neue Kunst, auch die des Schauspielers, heimisch. „Theater, nicht Wirklichkeit, Schein, nicht reales Sein“ — so lautet diese Losung.

Wer Eulenbergs Dramen kennt, den überraschen seine Theorien nicht. Sie sind anwendbar auf seinen „Natürlichen Vater“, überwinden aber nicht etwa bloß den Naturalismus,



sondern auch die „Iphigenie". Überwinden die Klarheit Goethes, der das edelste Menschentum (ohne Auswüchse!) entschleierte. Auch Eulenberg gehört zu den vielen, die eine Weltbeglückungslehre vom eigenen Leibe abnehmen. Weil er nicht anders sein kann, als er ist, soll alles böse sein, was anders ist... Aber ist das eine Neuigkeit? Die Methode sowohl wie die Postulate sind wohlbekannt. Mit anderen Schlagworten sagten die Epigonen der achtziger Jahre ungefähr dasselbe, als sie sich ihres Eigentums, nein, ihrer Lehensgüter gegen die reinigende Sturmflut des Naturalismus zu erwehren suchten. Und weiter, viel weiter zurückhorchend, hören wir Eulenbergs Worte aus dem Munde August Wilhelm Schlegels, der anno 1808 Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur hielt. Auch die alten Romantiker bekämpften in Natur und Leben die Erbfeinde ihrer metaphysischen Kunst, und nicht aufrichtig beugten sie sich vor Goethe. Wenn sie selbst aber auf Rhodus springen sollten, dann zeigte es sich, daß mancher von ihnen aus der Not eine Tugend gemacht. Ihre dramatischen Schöpfungen waren selten lebensfähig; also trug das Leben die Schuld. Nicht so steht es um Eulenberg, der eine dramatische Potenz ist. Aber auch er macht die Mängel seiner Art zu idealen Forderungen. Weil es ihm nicht gelingen will, Menschen mit unverzerrten Zügen zu bilden, soll die Verzerrung Kunstgesetz sein. Doch daß er schon über seine eigenen Gesetze hinaus strebte, gestand er in dem Prolog zu seinem mißlungenen Schauspiel „Zeitwende".

* * *

Unsere Zeit, die so von Evolutionen und Revolutionen dampft, hat doch auch den Krebs unter den Jahreszeichen. Wir schmücken unser Heim mit Biedermeier-Möbeln. Wir kleiden und entkleiden unsere schönen Frauen nach der Direktoir-Mode. Wir vergnügen uns wieder vor dem Puppentheater, das die Seligkeit unserer Kindertage gewesen! Als das Theater selbst noch in den Kinderschuhen stak, ergötzten sich auch ernsthafte Leute an dem Spielzeug der Marionetten. Später dann nahm man sie nicht mehr ernst, obwohl sich das Puppentheater mit den Fortschritten der Mechanik äußerlich entwickelte. Heute erst, da die bibliophilen Maulwürfe in Gräbern wühlen, fällt ein später Nimbus auf den Grafen Pocci, der im Vormärz und in den angrenzenden Jahren eine ganze dramatische Literatur für die am Draht gelenkten Holzfigürchen geschrieben hat. Heute wendet der Januskopf der Mode das eine Gesicht auch dem alten Marionettentheater zu, und die blasiertesten Leute sieht man mit Kunstkennermienen vor der kleinen Bühne sitzen, die längst auf Jahrmärkten nur mehr der letzte Unterschlupf des Hanswurst gewesen. Im allgemeinen ist's von zweifelhaftem Wert, zu überwundenen Entwicklungszuständen zurückzukehren. Mit dem Kitzel des Kuriosen würde sich das bißchen Rührung bald verflüchtigen, müßte man die alten Herrlichkeiten wieder alltäglich verkosten. So ganz die alten Marionetten sind es freilich nicht, die wir jetzt haben. Und auch nicht mehr die alten primitiven Marionettendichter. Die „Stilisierung" bemächtigte sich der putzigen, steifen, eckigen, niedlichen Drahtpüppchen zu neuen Zwecken. Man suchte mit ihnen bestimmte groteske und sogar tiefsinnige Absichten zu erfüllen, man brachte das Menschendrama auf eine kindliche Formel und führte es im Gleichnis des Puppenspiels vor. So entstanden ein paar sehr eigentümliche und dichterische Stücke von Arthur Schnitzler, darunter „Der tapfere Cassian".

Auch Maurice Maeterlinck will seine mystische Tragödie „Der Tod des Tintagiles" für das erneuerte Puppentheater geschrieben haben. Das schmerz- und gespensterhafte Drama wurde von dem „Marionettentheater der Münchner Künstler" während eines Gastspiels in Berlin gegeben. O, der Dichter hatte eine irreführende Vorstellung von der Vollkommenheit der Puppenbühne! Auf dem Münchner Theaterchen, gewiß dem besten seiner Art, bewegen sich die Figürchen erstaunlich, die Dekorationen und Kostüme sind von Künstlern entworfen, die verborgenen Sprecher und Sänger sind von der Menschenbühne entliehen. Aber das Unzulängliche schlug, gegen den düsteren Wunsch der Dichtung, allfort ins Possierliche über, und jeder Zupf und Hupf der Figuren weckte den Wunsch nach mensch-

lichen Gebärden. Was Maeterlinck an das Marionettentheater denken ließ, das ist schon zu verstehen: Die unheimliche, grausame „Tintagiles“-Tragödie ist der realen Welt entrückt und fast nur ein schattenhaftes Symbol. Symbol wessen? Das ist nicht genau, höchstens mit des ehrlichen Geistersehers Hamlet Worten zu sagen: „Es gibt mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel“. Nachtalben (böse Königin mit bösen Weibern) bannen mit Lockzwang den kleinen Tintagiles in den Gespensterturm, rauben ihn hütender Schwesterliebe, morden ihn hinter verschlossener Tür. Alles wie im Traum. Traumhaft-schrecklich die marternden Ängste des Kindes, traumhaft die Musik rauschender Worte. Zu körperlich schienen dem Dichter warme Menschenleiber. Die Marionettenbühne, so dachte Maeterlinck, entmaterialisiert. Aber Holz ist erst recht Materie, und eine, die nicht von den wechselnden Zügen eines Menschenantlitzes durchgeistigt wird. Statt hinauf ins Schemenhafte wurde das schaurige Gedicht hinabgezogen in die Travestie. Die Grenzen der Marionettenkunst wurden durch die Überschreitung deutlich. Sie ist angewiesen auf das Naive, Groteske, Schnurrige, Niedliche, Ironische. Dem Sentimentalen, dem Erhabenen und der Lyrik widerstrebt sie aus dem Grunde ihres Wesens.

* * *

Mißgeschick oder Mißgeschicklichkeit ist den Nachfahren Otto Brahms verhängt, diesen ruhmbedeckten Eroberern Neulands, daß sie nun ihre kostbaren Kräfte an Olle Kamellen vergeuden müssen. An den letzten Novitäten des Deutschen Künstlertheaters kann der Herr Lehrer demonstrieren: Stücke, wenn auch frisch gebacken, schmecken muffig, wenn der Teig verschimmelt war. Galsworthy kam mit seinem Streikdrama „Kampf“ um zwanzig Jahre zu spät, und Henry Nathansen mit der Komödie „Die Affäre“ keinesfalls zu gelegener Zeit. Ja, in Paris schätzt man sie noch immer, diese sogenannten Gesellschaftssatiren, die nicht weh tun, weil die Pfeile nur Possen-Haubenstöcke und nicht Menschen treffen. Man würde es dort noch immer als einen sozialen Witz begrüßen, daß das Rudel Hunde, so einer Hündin nachläuft, sich aus dem Beamtenkörper eines Ministerialbureaus zusammensetzt. Im Verlaufe der Begebenheiten knüpft das ganze Bureau, vom Chef bis zum letzten Schreiber, mit der schönen Tippmamsell außeramtliche Beziehungen an. Doch ein Pariser Boulevarddichter besäße wenigstens den Mut seiner Banalität. Er würde sich mit dem Schnupfen begnügen, der von der Klapperschlange ausgeht und durch die Amtsräume wandert, würde sich nicht mit moralischen und seelischen Krankheitserscheinungen befassen. Der dänische Schriftsteller Nathansen strebte höher. Er gab der Dirne einen armen dummen Bräutigam, dessen treue Einfalt uns rühren soll, und suchte in einem Rattennest kollegialer Beamtenkorruption die tiefere Bedeutung der Komödie. Diese charakterlose Viel- und Halbheit macht sein Stück unangenehm. Gegen die im Lagerraum eines Beamtenkörpers so hoch aufgestapelte Niedertracht protestiert die Wahrscheinlichkeit, — und die immerhin tüchtige Milieu- und Typenzeichnung Nathansens zerstreut die Zweifel nicht. Was aber den sentimentalen Esel betrifft, so konnte ihn nicht einmal des Schauspielers Karl Forest wahre Menschlichkeit zweifüßig machen. Bleibt noch das Pasquill auf die arbeitenden Frauen. Auch sie werden danebengetroffen. Denn eine Prostituierte ist keine Stenotypistin, auch wenn sie in freien Stunden die Schreibmaschine bedient. Warum das Künstlertheater diesen Schmarren auftischte? Auch das ist alte Mode, daß ein Autor, der einmal Erfolg hatte (wie Nathansen mit dem Schauspiel „Hinter Mauern“), fortan ohne Anmeldung eintreten darf.

* * *

Der modernste Kopf trägt zuweilen eine altfränkische Perrücke. Man konnte unseren lieben Ludwig Thoma kaum erkennen, als er kürzlich in Vater Ifflands Kleidern vor das Publikum des Kleinen Theaters trat. Ohne Scherz: bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück ist der fortschrittliche Mann gewandert; auf halbem Wege besuchte er den guten Roderich Benedix und holte sich von ihm ein paar „zärtliche Verwandte“, die, obwohl nur Episodenfiguren, dem neuen Schauspiel den Namen gaben: „Die Sippe“. Von Iffland

ist der biedere Stil des engen Familienhauses, von Iffland die scharfe Scheidung von Reich-Schlecht und Gut-Arm, von Iffland die Tendenz. Nur daß bei Iffland etwa Kabinettssekretär hieß, was bei Thoma Reserveleutnant heißt. Einen Ausbund von Strebertum, von jämmerlicher Scheinwürde, die sich feig der maßgebenden Meinung unterwirft, findet man da und dort verkörpert. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Das Recht des entlarvenden und richtenden Dichters an solchen „Gott schuf ihn, also laßt ihn für einen Menschen gelten" bleibt bestehen, solange derlei Menschen bestehen. Nur durfte man von Ludwig Thoma gewärtigen, daß er auch die Pflicht des Dichters wahrnehmen werde: Menschen zu gestalten. Vergleicht man aber Thomas „Sippe" mit Ifflands „Der Verbrecher aus Ehrsucht" oder „Der Spieler", so muß man sagen: Der Alte hat seine Bösewichte und Tugendbolde mit mehr menschlicher Fülle ausgestattet, sie gewissenhafter von verschiedenen Seiten beleuchtet. Thomas Reserveleutnant ist überhaupt kein Mensch, ist nur eine personifizierte Tendenz. Ich behaupte nicht, daß seine Albernheit und hochgeachtete Niedrigkeit tendenziös übertrieben seien. O nein, es gibt in der feinsten Gesellschaft, gerade in ihr, Bürschchen genug, die Vater und Mutter verleugnen, wenn die Abstammung ihrer gesellschaftlichen Stellung oder die Überzeugungstreue der Anverwandten ihrer Karriere zu schaden droht. Wo die Wappenkunde die wichtigste praktische Wissenschaft ist; wo der Nimbus der „guten Familie" höher geschätzt wird, als Herz, Charakter, Tat; wo die Lakaienseelen mit Ehren und Würden belohnt werden: dort wimmeln die Höhenmenschen. Und Thomas Walter Eickenrot verleugnet nicht einmal sein Fleisch und Blut. Er mißhandelt bloß seinen alten, hilflosen Schwiegervater, der, zur Zeit des Sozialistengesetzes aus Deutschland ausgewiesen, jetzt von Amerika zurückgekehrt ist. Er schämt sich als Reserveleutnant, weil der einfältige Alte ohne Scham im Städtchen erzählt, daß er drüben ehrliche (aber nicht „standesgemäße") Arbeit geleistet hat; und er tobt, schimpft, weint, weil der Greis, gedrängt von der üblen Gastfreundschaft des Schwiegersohns, eine kleine Versorgungsstelle an einer sozialdemokratischen Zeitung annahm. „Ich bin erledigt", brüllt der Reserveleutnant. Es klopfe mancher an die Brust und frage sich im stillen Kämmerlein, ob ihn Ludwig Thoma nicht recht gut durchschaut hat...

Aber mit einer Handvoll Salzes allein läßt sich noch kein Theaterstück kochen und am wenigsten ein sentimentales Schauspiel. Dieses Novum: die Einkleidung des satirischen Wolfes in den Schafspelz eines Rührstücks, war Thomas schlimmster Irrtum. Vielleicht hätte sein Objekt für eine groteske Komödie gereicht. Im ernsten Drama war der Reserveleutnant als Hauptfigur unmöglich. Schon deshalb, weil er, wie der Mann hier vorgestellt wird, eine ernste Atmosphäre nicht haben kann. Dann, und vor allem, weil alle psychische Logik der anderen Personen und die Logik des Schauspiels an ihm scheitern. Wie kam der Fatzke zu einer vermögenslosen Frau? Wie zu einer Künstlerin aus den ihm nicht ebenbürtigen Bohêmekreisen? Wie kam die hochintelligente Frau Jenny zu dem Fatzke? Auf alle diese Fragen gibt Thoma keine Antwort, kann er nicht antworten. Und die kluge Gattin sollte wirklich so spät erkennen, wes Geistes Kind ihr Mann ist? Ausgeschlossen! Das sind theatralische Vergewaltigungen der Vernunft. Es wirkt wie eine Parodie auf Ibsens Nora, daß auch Frau Jenny ihren Mann als eine Enttäuschte verläßt, denn nur ein Bäh-Lamm konnte von ihm „das Wunderbare" erwarten. Und sogar die Theatralik des Stücks ist matt. Sie arbeitet mit geschwollenen Tränendrüsen. Es mußte der Erfolg ausbleiben.

* * *

Neben dem Ältlichen mit neuzeitlicher Fabrikmarke erfrischte doppelt ein Werk des Dichters, der immer anders ist als alle: Bernard Shaw. Sein Märchenspiel „Androklus und der Löwe" führt zwar zurück ins graue Altertum, zu den römischen Christenverfolgungen. Aber man weiß, wie Shaw die Weltgeschichte behandelt! Nicht mit größerem Respekt als die Heldenpose und die ideologische Phrase. Er anerkennt nur eine Autorität: die reine Menschlichkeit. Und dann kratzt Shaw von den historischen Personen auch

die Patina ab, die in vielen Fällen allein schon ihre Ehrwürdigkeit ausmacht. Sie stehen mit ihren Jahrhunderten auf dem Rücken da, als wären sie Geschöpfe von heute oder von morgen.

Bei diesem Verfahren, das außerdem unterstützt wird von einem parodistischen Stil des Bluffs, berührt es merkwürdig, wie ausgezeichnet im „Androklus"-Spiel das historische Verhältnis des Cäsarenstaates und der Staatsreligion zum Christentum getroffen ist. Mitten in dem Geschwirr von Witz und Bosheit, die dem Imperatorentum aller Tage, der Garde und den Höflingen aller Tage und dem Hader um die Glaubenswahrheiten gelten, mitten in einer sehr geistvollen Offenbachiade finden wir die lichtvollsten geschichtlichen Aufklärungen; mitten in lachender Ironie eine schöne und originelle Philosophie; mitten unter Spottreden, durch kein erhabenes Pathos über sie hinausgehoben, nein, sogar mit lächelndem Mund verkündet, ein schlichtes, ergreifendes Menschenherz. Es ist das Herz des Spötters Shaw und zugleich das des armen griechischen Schneiders Androklus, der ein harmloses Männchen und, ohne daß er es ahnt, der wahre christliche Held ist: Hat er doch sein Weibchen Megära ebenso ohne Klage über sich erduldet, wie er sich jetzt ohne große Worte den Bestien im Zirkus vorwerfen läßt. Ein mitleidiger Freund aller Kreatur war er all sein Lebtag, und dem kranken Löwen im Walde hat er den Dorn aus der Pranke gezogen. Da geschieht denn das wohlverdiente Wunder, wie's die bekannte Sage erzählt: Die Bestie in der Arena, vor der Androklus gottergeben kniete, frißt ihn nicht. Es gibt ein Wiedersehen, — und der dankbare Leu beleckt den Schneider, tanzt mit ihm, wird sein treuer Freund und sein Beschützer gegen die gefährlichere Bestie: den Kaiser.

Diese Szenen, am Ende des bunten, geistgefälligen Stücks, sind nicht lächerlich, sie sind lachend; und wir, die wir mitlachen, fühlen aus der Heiterkeit die Rührung aufsteigen. Freilich, unter den Schauspielern Deutschlands kenne ich keinen zweiten, der den Androklus so bis in die Wurzeln seiner Natur erleben und erfüllen könnte, wie Victor Arnold. Dieser große Künstler, der niemals darauf ausgeht, lachen und weinen zu machen, der in jeder Gestalt ein Leben lebt, gibt als Androklus eine schlichte Heiterkeit, die höchste Wehmut ist, und eine schlichte Wehmut, die höchste Heiterkeit ist. Die ganze Aufführung in den Kammerspielen war ein dem Genius Shaws wohlgefälliges Opfer.

Hermann Kienzl



Die Antworten des Herrn Siegfried Jacobsohn

Herr Siegfried Jacobsohn stellte an uns das Ersuchen, seiner Erwiderung auf den Artikel Hermann Kienzls: „Ein Angriff auf die Volksbühnen" (Novemberheft des Türmers) Aufnahme zu gewähren. Mit einer Berufung auf das Preßgesetz konnte dieses Verlangen nicht unterstützt werden. Außerdem war der Appell an die Loyalität ein seltsamer Einfall gerade des Herrn Jacobsohn, der, während er unserem guten Willen vertraute, gleichzeitig in seinem eigenen Blatt, der „Schaubühne", eine nicht sehr loyale Polemik gegen den Artikel des Türmers veröffentlichte. Im Einvernehmen mit Hermann Kienzl und auf dessen ausdrücklichen Wunsch erteilen wir trotzdem Herrn Jacobsohn das Wort. D. T.

* * *

„Unter allen Vorwürfen, die mir als Kritiker je gemacht worden sind, hat nur noch der gefehlt, daß ich irgendwelche Angelegenheiten des Theaters mit ‚Leichtfertigkeit' behandle. Bisher hieß es immer, daß ich diese Angelegenheiten viel zu wichtig nehme. Tatsächlich habe ich auch die Berliner Volksbühnen so wichtig genommen, daß ich erst sieben Jahre Mitglied

beider Freien Volksbühnen und Stammgast des Schillertheaters, dann sieben Jahre Kritiker dieser Theater gewesen bin. Also ist keineswegs richtig, was Hermann Kienzl behauptet, daß ich mir einbilde, ‚nach einer einzigen Theatervorstellung' das Wesen dieser Institute richtig einzuschätzen. Wohl aber hat mich jede Stichprobe, die ich neuerdings gemacht, darüber belehrt, daß es für mich und für diese Bühnen besser ist, wenn ich ihren Aufführungen fernbleibe. Selbst ihren Uraufführungen!? ruft Hermann Kienzl vorwurfsvoll. ‚Daß Jacobsohn diese Aufführungen Experimente nennt, die fast nie der Rede wert gewesen seien, ist ohne Belang; hat er doch keines der fünf Stücke kennen gelernt! Die Urteile seiner Zunftgenossen verachtet er.' Ich verachte sie so wenig, daß ich mich grade in diesem Punkt dem Urteil des ernsten Zunftgenossen unterworfen habe, der an Stelle Artur Eloessers für die Vossische Zeitung Theaterkritiken schreibt und vor einem Jahr für meine ‚Schaubühne' jene Werke abgetan — und damit in der Berliner Presse ganz und gar nicht allein gestanden hat. Jetzt habe ich mir auf Hermann Kienzls Rat die ‚Jungfrau von Orleans' im Schillertheater angesehen und bin erschrocken über diesen Mangel an Regie- und Schauspielkunst, der sich seit meinem letzten Besuch dieses Hauses erheblich vergrößert hat. Soll ich das nun wirklich jede Woche feststellen? Im Neuen Volkstheater haben mir die Aufführungen von Hebbels ‚Julia' und Eulenbergs ‚Leidenschaft' gleichermaßen mißfallen. Wer einen Pfirsich pflücken wollte und sich die Finger zerstochen hat — muß der wirklich immer wieder in den Distelstrauch greifen, um zu beweisen, daß hier keine Pfirsiche wachsen können? Wie es Hermann Kienzl gefällt — aber mir genügt eine solche Stichprobe im Winter."

Siegfried Jacobsohn

* * *

Dazu schreibt uns Herr Hermann Kienzl:

Herr Jacobsohn hat sich's gründlich überlegt, vier bis fünf Wochen lang, bis ihm eine Aufführung des Schillertheaters Gelegenheit zu einer — Ausflucht gab. Aber was hat eine Theatervorstellung im November zu tun mit Feststellungen, die ich im Oktober niederschrieb? Und was überhaupt das Schillertheater mit meiner Abwehr eines „Angriffs auf die Volksbühnen"? Wer die Entgegnung des Herrn Jacobsohn und dann nochmals meine Ausführungen im Novemberheft des Türmers liest, wird mit einiger Heiterkeit feststellen, daß es Herr Jacobsohn machte wie der Bub des Kropfbauern, der Hansl. Den legte Vater Kropfbauer übers Knie, weil er der Katze den Schweif abgehackt hatte, und das Bübli beteuerte weinend seine Unschuld: „Ich habe dem Stieglitz nichts getan!" Vom Schillertheater war in meinen Berichtigungen tatsächlicher Unwahrheiten des Herrn Jacobsohn nur insofern die Rede, als ich geschrieben hatte: „Von den drei Instituten, die Jacobsohn (siehe die gehässige Vorrede seines Buches!) in den Topf seiner Ungnade wirft, hebe ich die Neue Freie Volksbühne hervor, ohne damit die sozialen und künstlerischen Verdienste der Schillertheater und der älteren Volksbühne zu unterschätzen." Nach dieser kurzen Bemerkung befaßte sich mein Artikel ausschließlich nur mit dem Unrecht der Jacobsohnschen Angriffe auf die Neue Freie Volksbühne. Und dafür gab ich als Gründe an: daß das Schillertheater tatsächlich keine neuen Stücke mehr bringt und die ältere Freie Volksbühne kein eigenes Haus besitzt; die Neue Freie Volksbühne jedoch in ihrem Theater das alte und das neue Drama mit einem abgestimmten Ensemble pflegt und im Spieljahr 1912—1913 allein fünf Uraufführungen literarisch bemerkenswerter Dramen herausbrachte, von denen allerdings Herr Jacobsohn keine einzige gesehen hat; dessenungeachtet er, der während des ganzen Theaterjahres überhaupt nur einmal das Neue Volkstheater besucht hatte, das wegwerfendste Urteil über Repertoire und Darstellung dieser durchaus künstlerischen Bühne abzugeben wagte, indem er schrieb: derlei Theater verkündeten durch ihre volksbildenden Bestrebungen wie durch ein Aushängeschild, daß sie nichts können. Im Prinzip räumte ich in meinem Abwehr-Artikel ein, daß der Kunstkritiker nur künstlerische und nicht soziale Werte zu prüfen habe (obwohl es

nicht schwer wäre, die doppelseitige Wertvermehrung durch künstlerisch-soziale Bestrebungen zu begründen). Jedenfalls aber gehörten, so fuhr ich fort, soziale Vorurteile nicht zu den Voraussetzungen einer künstlerischen Kritik, und sei es kein Ruhmestitel für Herrn Jacobsohn, daß er von den kunstverlangenden Volkskreisen wegwerfend als von einem „Vorstadtpublikum" sprach, das sich „für eine oder für anderthalb Mark beseeligt und bereichert".

Was soll mir bei alledem die November-Aufführung der „Jungfrau von Orleans" im Schillertheater? Will etwa Herr Jacobsohn die Verantwortung übernehmen für jedes Stück, das künftig Max Reinhardt im Deutschen Theater aufführt? Für jede künftige Regieleistung Reinhardts? Ich habe die von Jacobsohn beim Schopf gefaßte Vorstellung des Schillertheaters nicht gesehen, doch wenn sie noch so übel gewesen wäre, die historischen Verdienste der Schillerbühnen konnte sie nicht erschüttern. In seiner Polemik tut Jacobsohn so, als ob ich als unbedingter Lobredner des Schillertheaters eine Beschämung erlitten hätte. (Schaubühne: „Das weiß ich, Herr Hermann Kienzl, auch ohne mich zweimal die Woche den Leistungen auszuliefern, an denen Ihr Herz hängt.") Die Leser des Türmers wissen, nebenbei bemerkt, daß ich im Laufe der letzten Jahre wiederholt auf das Sinken des künstlerischen Niveaus in den Schillertheatern hingewiesen und — mit Wohlwollen zwar, nicht mit Gehässigkeit — ihre höheren Zwecke gegen ihre qualitativen Leistungen gestellt habe.

Die Leser der „Schaubühne", denen meine Ausführungen im Türmer zum Teil unbekannt sein mögen, sind nicht in der Lage, nach den polemischen Ausfällen des Herrn Jacobsohn den wahren Sachverhalt zu erkennen. Das sollten sie ja auch nicht! Sie sollten nur der Gebärde des Jacobsohnschen Genius gehorsam applaudieren und mitleidig lächeln über den armseligen Philister, der sich den idealen Forderungen des Herrn Jacobsohn in irgendeinem Punkte zu widersetzen erdreistete. Auf meine sachlichen Darlegungen erwiderte in der „Schaubühne" Herr Jacobsohn: „Lassen Sie sich, Herr Kienzl, von Joseph Hofmiller erklären, daß Dichterwerke in solchem Milieu so viel gewinnen wie edler Tee, den man einem Heringsfaß nähert, und beackern Sie tüchtig und brav das Feld Ihres Fleißes weiter. Aber möglichst selten zusammen mit mir." Dieser Gestus der Geringschätzung konnte mich so wenig kränken, daß ich Herrn Jacobsohns Worte — sie haben einen autobiographischen Charakter, dünkt mich — gerne hier zitierte. An einer anderen Stelle sagt Herr Jacobsohn auf meine Vorhaltung, er habe nach dem Besuch einer einzigen Vorstellung die künstlerische Jahresleistung des Neuen Volkstheaters verächtlich gemacht: „Nun ließe sich freilich denken, daß ein Arzt mit einem einzigen Blick eine Krankheit erkennt, um die ein anderer viele Jahre streicht." Herr Jacobsohn lasse sich von jedem guten Arzte erklären, daß der glänzendste Diagnostiker die gewissenhafte Untersuchung des Patienten nicht verschmäht; und er lasse sich den Ausdruck sagen, mit dem man den Wunderdoktor bezeichnet, der aus der Ferne, etwa mit Hilfe des Urinfläschchens, Urteil und Rat verschleißt ...

Herr Jacobsohn betont in der dem Türmer zugedachten Erwiderung, daß er „sieben Jahre Mitglied beider Freien Volksbühnen und Stammgast des Schillertheaters, dann sieben Jahre Kritiker dieser Theater gewesen" sei. In der „Schaubühne" sagt er genauer, daß er vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr Mitglied der Volksbühne war. Es wäre doch wohl unedel, den Kritiker Jacobsohn heute auf das Urteilsvermögen eines dreizehn- bis zwanzigjährigen Knaben festzulegen ... Außerdem stand Jacobsohns Buch „Das Jahr der Bühne" in Diskussion, das ausschließlich die Theaterereignisse des Spieljahres 1912—1913 bespricht. Deshalb ist es wieder eine kleine Ungenauigkeit, daß Jacobsohn den Vorwurf, er habe als ein abwesender Kritiker seinen Angeklagten in contumaciam verurteilt, zu entkräften sucht mit der Bemerkung, daß er einst der Aufführung von Eulenbergs „Leidenschaft" im Neuen Volkstheater beiwohnte; denn dieses Stück wurde im Spieljahr 1912/13 nicht gegeben! In seinem Buch hatte sich Jacobsohn über das falsche Pathos und das Kulissenreißen in den (ihm fast durchaus unbekannten) Vorstellungen lustig gemacht — und

ich erwiderte, er müßte, wenn er nicht die Urteile seiner Zunftgenossen verachten würde, doch schon gehört haben, daß sich im Neuen Volkstheater unter Lichos Leitung ein reinlicher Stil und eine diskrete Stimmungskunst entwickelten. Nun beruft sich Jacobsohn auf abfällige Urteile eines Kritikers, der bis vor kurzem für die „Schaubühne" schrieb. Aber Herr Jacobsohn! Ich hatte doch nicht etwa verlangt, daß sie den günstigen Urteilen über das Neue Volkstheater blind glauben sollten! Nur so weit müsse fremdes Urteil, dachte ich, für Sie in Betracht kommen, daß es Sie bewegte, Leistungen, die Sie in Bausch und Bogen abschlachten, persönlich zu prüfen. Sie verzichten ja im übrigen nicht auf das Recht Ihres persönlichen Standpunkts. Da scheint es mir denn doch verfehlt, die hohnsprühenden kritischen Äußerungen Ihres Buches mit Eindrücken zu rechtfertigen, die — ein anderer empfangen hat.

Wie sich Siegfried Jacobsohn kunstpolitisch zu den Volksbühnen ins Verhältnis setzte, ist er wohl nicht besonders legitimiert, der Neuen Freien Volksbühne als guter Freund mit Ratschlägen zu dienen. Und doch tut er's, indem er — in seiner „Schaubühne"-Polemik gegen mich — die Wahl des künftigen Direktors des Volkstheaters ins Treffen führt. Ich persönlich kann mir nach diesem Vorwurf das Waschbecken des Pilatus bringen lassen.

Wer zufällig Nr. 47 der „Schaubühne" zur Hand nahm, erfuhr zu seiner Überraschung, daß Herr Jacobsohn der „demokratischen Kunst" nicht unbedingt feind ist. (Ein schlechtes Schlagwort: „Demokratische Kunst". Die Kunst kann nie und nimmer demokratisch sein. Der Verein ist es, der sie dem Volke vermittelt.) Jacobsohn hat nichts gegen die Losung: „Die Kunst dem Volke!" Nur sollte es Max Reinhardt sein, aus dessen Händen das Volk sich beschenken lassen möge. Dachte Herr Jacobsohn an das Privatunternehmen des Theaters der Zehntausend? Bei aller Verehrung, die ich dem künstlerischen Schaffen Reinhardts entgegenbringe: die schönste Errungenschaft der Neuen Freien Volksbühne, das Theater der Zukunft, das vom Volke selbst errichtet und frei ist von Furcht und Hoffnung des materiellen Gewinnes, das soll uns Herr Jacobsohn lassen stan!

Ja, stehen lassen! Es ist ja nicht wahr, daß ich einen „ergreifenden Mahnruf" an Jacobsohn gerichtet und ihn aufgefordert habe, sich das Recht auf Kritik nachträglich durch Besuch des Neuen Volkstheaters zu erwerben. Lediglich festgestellt wurde, daß er kein Recht besaß, über ihm Unbekanntes zu urteilen, und zu seiner Gepflogenheit, den Aufführungen der Volksbühnen fernzubleiben, wurde ausdrücklich bemerkt: „Möge er's übrigens dabei belassen! Aber möge er sich dann auch bequemen, über das zu schweigen, was ihm eine Terra incognita ist."

Hermann Kienzl



Die deutsche Sprach- und Literatur-Wissenschaft in Gefahr

Wenn man es heute erreicht, eine Sache auf die lange Bank zu schieben, kann man damit rechnen, daß sie in Vergessenheit gerät. Wie auch das anerkannteste Geschäft der Reklame bedarf, um sich gegen die Fülle der neu auftauchenden Angebote zu behaupten, so bedarf es auch im übrigen öffentlichen, ja auch im geistigen Leben des stets erneuten starken Hinweises, wenn man erreichen will, daß die Öffentlichkeit irgendeiner Frage eine lebhaftere Teilnahme bewahre.

In den ersten Wochen und Monaten nach dem Tode des Berliner Literarhistorikers Erich Schmidt häuften sich die Mitteilungen und Untersuchungen über die Frage seiner

Nachfolge in einer zuweilen peinlich berührenden Weise. Jetzt ist es still geworden, und die Mitteilung, daß ein durch besondere Arbeitsleistungen in keiner Weise ausgezeichneter Privatdozent zur vorläufigen Ausfüllung dieser Lücke im Lehrkörper der Berliner Universität berufen worden sei, ist, so auffällig sie war, kaum weiter besprochen worden.

Um so mehr verdient eine kleine Schrift des wohlberufenen Freiburger Professors Friedrich Kluge die allgemeine Aufmerksamkeit, die unter dem Titel „Zur Nachfolge Erich Schmidts“ (C. Troemers Universitätsbuchhandlung in Freiburg i. B.) einige „akademische Zeit- und Streitfragen“ in einer Art beleuchtet, die den klaren Beweis erbringt, daß es sich hier nicht um einen Einzelfall, sondern um ein System handelt. Die Frage, wer Erich Schmidts Nachfolger wird, tritt zurück hinter der berechtigten Sorge um die Zukunft der deutschen Literaturwissenschaft an unseren Universitäten, womit im engsten Zusammenhange die Zukunft auch der deutschen Sprachforschung steht.

„Auf den wissenschaftlichen Tagungen, die Ende September und Anfang Oktober in Marburg stattfanden, war unter den Germanisten die Zukunft ihrer Disziplinen im Mittelpunkt des Interesses. Sprachforscher und Literarhistoriker beunruhigten sich gegenseitig mit der Befürchtung, daß sie von der Zukunft nichts zu erwarten hätten; denn offen träte stellenweise die Tendenz zutage, die Germanistik in eine einzige Hand zu legen, während bisher unsere Wissenschaft zumeist durch zwei getrennte Ordinariate vertreten war, die man kurzweg als sprachliche und literaturgeschichtliche bezeichnen darf. Man diskutierte in Marburg sogar ernsthaft das schwer glaubliche Gerücht, es liege schon eine Instruktion der ministeriellen Organe an die philosophischen Fakultäten Preußens vor, darauf Bedacht zu nehmen, daß die deutsche Philologie in Zukunft nicht mehr zwei Ordinariate erhalten solle. So ist jetzt die ganze Germanistik in offener Unruhe über die Zukunft des germanistischen Fachbetriebs an deutschen Hochschulen. Und da fängt das öffentliche Interesse an, indem das Deutschtum überall sein Recht verlangt.“

Unter diesen Umständen gebührt dem Freiburger Sprachforscher aufrichtiger Dank für den Mut, „der weitesten Öffentlichkeit einmal darzulegen, wie es um den Betrieb deutscher Sprachforschung und Literaturwissenschaft in Deutschland aussieht. Es steht die Ehre und die Zukunft der Wissenschaft vom Deutschtum auf dem Spiele“.

In drei Abschnitten, „Deutsche Philologie“, „Deutsche Literaturwissenschaft“ und „Deutsche Sprachforschung“, umschreibt Kluge die Entwicklung dieser Wissenschaft von Jakob Grimm bis auf unsere Tage. Er zeigt einmal, wie sich bei dem Riesenumfang des Gebietes notwendigerweise die neuere Literaturgeschichte (etwa von Luther an) von der älteren Sprachwissenschaft ablöste, und auf diesem letzteren Gebiete der Schwerpunkt von der textkritisch-philologischen Behandlung der Sprachdenkmäler auf die Erforschung der Sprache verschoben wurde. Unser Kaiser hat für diese Entwicklung hohes Verständnis gezeigt, indem er bei den Jubiläumsfestlichkeiten der Berliner Akademie im Jahre 1900 die Zahl der ordentlichen Stellen der philosophisch-historischen Klasse von siebenundzwanzig auf dreißig erhöhte mit der Bestimmung, „die neugeschaffenen Stellen vorzugsweise für deutsche Sprachforschung zu verwenden“.

Kluge führt den unwiderleglichen Nachweis, daß die drei Männer, die — der Weg, auf dem es geschah, kann uns hier gleichgültig sein — die ausschlaggebende Macht in dieser Frage in ihre Hände zu bekommen wußten: Konrad Burdach, Gustav Roethe und Edward Schröder, in keiner Weise durch ihre wissenschaftlichen Leistungen zu dieser Stellung berufen waren. Er weist schlagend nach, daß wir vor allen Dingen von dem zuerst und zuletzt Genannten in einer langen Reihe von Jahren nichts bekommen haben, als unerfüllte Versprechungen.

„Die Gründe, die trotzdem zur Akkreditierung dieser Gelehrten geführt haben, interessieren mich im Grunde gar nicht, aber eine ernste Gefahr beginnt, wenn die Folgen ihres Wirkens die Entwicklung unserer ganzen Wissenschaft beeinflussen könnten. An der Vielgestaltigkeit

der germanistischen Aufgaben und besonders an der starken Differenzierung der deutschen Sprachwissenschaft und der deutschen Literaturwissenschaft kann nirgends ein Zweifel bestehen. Die Fülle der Aufgaben hat den alten Begriff der deutschen Philologie gesprengt und zwei Wissenschaften erstehen lassen, und überall stehen wir erst in den Anfängen der Arbeit. Daher darf eine unfruchtbare ‚Resignation' (zu der sich einmal Roethe bekannte. D. T.) nicht zur Beurteilung unserer ganzen Wissenschaft verwertet werden, und aus dem Fehlen erheblicher Leistungen auf jener Seite wünschen wir nicht den Schluß gezogen zu sehen, daß unsere Wissenschaften gar keine großen Aufgaben oder Probleme mehr bieten, daß die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Literaturwissenschaft erschöpfte Arbeitsfelder seien, deren Bearbeitung oder Bestellung nicht mehr lohnte!

Und doch, nur aus einer solchen Anschauung könnten wir die angebliche Tendenz des preußischen Ministeriums verstehen, dem deutschphilologischen Universitätsbetrieb statt zweier Ordinariate nur noch eines zu gönnen Aber wer könnte es wagen, derartige offensichtlich unrichtige Informationen zu liefern? Warum sollte gerade die Wissenschaft die unsere eigene Sprache und Literatur zum Arbeitsobjekt hat, ein Ordinariat verlieren, wenn etwa die klassische Philologie in Berlin mit drei ordentlichen Lehrstellen vertreten ist? Und sollte wirklich die deutscheste Wissenschaft nur die gleiche Zahl von Ordinariaten beanspruchen dürfen, die Spezialdisziplinen, wie etwa dem Keltischen oder dem Assyrischen zugestanden ist?"

Wie schon oft in unserem Universitätsleben, handelt es sich auch hier, ganz abgesehen von der persönlichen Seite, die ja bekanntlich gerade bei der Besetzung der Stellen unserer Universitätslehrer leider eine sehr große Rolle spielt, um die erneute Erhebung einer durchaus unfruchtbaren, weil allem gesunden Volkstum zuwiderlaufenden Art des wissenschaftlichen Betriebes. Es ist sehr bezeichnend für die innere Unlebendigkeit dieser Art, daß sie sich immer gegen die Muttersprache, gegen das eigene Volkstum wendet, und am liebsten alle Mittel der weiteren Anhäufung eines im Grunde toten Materials zuzuwenden sucht. Es ist traurig, daß diese Richtung gerade den Tod Erich Schmidts benutzen konnte, um aufs neue ihre Machtgelüste zu entfalten.

Alle Schüler Erich Schmidts wissen, daß das Beste, was er ihnen zu geben hatte, nicht sein reiches Wissen war; daß es vielmehr im Zwang seiner Persönlichkeit lag, sich immer und überall mit dem wirklichen Leben in Beziehung zu setzen. Das war das Künstlertum Erich Schmidts, und man kann wohl sagen, daß es in ihm selber immer mit dem ererbten Philologentum zu kämpfen hatte. Das jüngere Geschlecht aber, das zu seinen Füßen saß, fühlte bei ihm stärker, als bei irgendeinem anderen seiner Fachgenossen diese Lebendigkeit.

Sicher ist es schwer, gerade nach dieser Richtung hin einen vollwertigen Nachfolger für ihn zu finden. Persönlichkeiten sind immer selten. Dagegen ist es Spiegelfechterei, wenn so getan wird, daß sich der geeignete Literarhistoriker nicht finden lasse. Es darf nicht dahin kommen, daß die schwer erkämpfte Heimstätte, die die Wissenschaft von deutscher Art, Sprache und Dichtung an unseren Universitäten sich erworben hat, zu einem Museum erstarrt. Die künftigen deutschen Lehrer unserer höheren Schulen erhalten an dieser Stelle ihre wissenschaftliche Vorbildung und, was mehr ist, den Geist, in dem sie später die ihnen anvertraute Jugend in deutscher Sprache und Literatur unterrichten. Neben der Geschichte ist kein zweites Fach so außerordentlich wichtig für die studierende Jugend, für die Heranbildung eines vom deutschen Geiste erfüllten Geschlechtes. Es ist ein Wahnwitz den Einfluß dieses Wissensgebietes an unseren Universitäten sogar der Zahl nach einschränken zu wollen, wo das ganze Leben eine Stärkung gerade des geistigen Nationalismus gebietet. St.



Lese

Gerichtlich geschützte Freibeuterei

Vom sächsischen Oberlandesgericht in Dresden erging am 9. Oktober d. J. das Urteil, daß das weltberühmte deutsche Kinderbuch „Struwwelpeter", trotzdem sein Verfasser noch nicht 30 Jahre lang tot ist, doch laut § 11 des Gesetzes von 1870 über das Urheberrecht für den Nachdruck „frei" sei, weil nämlich die ersten sechs von den bisher erschienenen 324 Auflagen des Werkes nicht unter dem wahren Namen des Verfassers, sondern pseudonym herausgekommen und seitdem schon 30 Jahre verflossen sind.

Dagegen heben nun, so wird in der von Professor Paul Samassa herausgegebenen Zeitschrift „Deutsch-Österreich" berichtet, zahlreiche juristische und buchhändlerische Fachleute u. a. hervor, daß die angezogene Bestimmung (nach welcher anonym oder pseudonym erschienene Literaturschöpfungen bloß die bezeichnete kürzere Schutzfrist genießen), nicht durch die trübe Brille des Buchstabenreiters, sondern mit dem offenen Blick des gesunden Menschenverstandes gelesen, keinesfalls auch auf Werke ausgedehnt werden könne, deren Autor sich später selbst mit vollem Namen zu diesen bekannte, daß es also grausam vernunftwidrig wäre, Verleger und Erben ihrer wohlerworbenen Rechte durch ein findiges Konkurrenzmanöver berauben zu lassen, das sich auf eine etwas lockere und erweiterungsfähige Masche des Gesetzes gründet. Man wird dieser Auffassung um so mehr zustimmen müssen, wenn man sich vor Augen hält, daß jener Verleger, der seinen Nachdruck des „Struwwelpeter" mit Billigung des Gerichtes darum für einen befugten erklärte, weil er ja nicht eine der mit dem wahren Verfassernamen bezeichneten Auflagen 7 bis 324, nein, eine der zwar gleichlautenden (!), aber pseudonymen Auflagen 1 bis 6 nachgedruckt habe, die von ihm bewerkstelligte Neuauflage natürlich nicht pseudonym oder anonym, sondern unter dem bekannten und erfolgverbürgenden Schilde des tatsächlichen Verfassers auf den Markt warf . . .

Das sonderbare Dresdener Urteil wird zweifellos unabsehbare Folgen haben — da es ja auch schon außer dem Angeklagten und Freigesprochenen von anderen „Verlagsunternehmungen" vorausgeahnt und „eskomptiert" worden war.

So wurden sämtliche Aufsätze Gustav Freytags, die er einstens als Leiter der „Grenzboten" in dieser Zeitschrift veröffentlichte, aber entweder gar nicht oder nur mit seinen Anfangsbuchstaben unterzeichnete, in einem Bande gesammelt und herausgegeben, ohne daß die Erben Freytags, obwohl er noch „geschützt" ist, um die Erlaubnis gefragt worden wären oder einen Pfennig Honorar erhalten hätten; so erschienen zur peinlichen Überraschung des rechtmäßigen Verlegers Wilhelm Raabes „wohlfeile" Ausgaben derjenigen Erzählungen von Raabe, die er ursprünglich unter seinem Decknamen Jakob Corvinus drucken ließ — so erleben wir's in jüngster Zeit fast jeden Monat, daß irgendein neuer „Busch"-Band in irgendeinem bisher unbekannten Verlage erscheint.

Sehen wir uns aber — gerade das letztgenannte Beispiel bringt uns auf den springenden Punkt dieser Betrachtung — so einen „neuen Wilhelm Busch" etwas genauer an, dann fragen wir uns staunend, ob denn das wirklich derselbe Wilhelm Busch sei, den wir schon als Kinder liebten und als Erwachsene erst recht verstehen und würdigen lernten. Denn einesteils handelt es sich hier um allerlei zeichnerische Kleinigkeiten, die der Meister noch als Ringender, Unfertiger, in seiner Jugendzeit, entweder zu Gelegenheitsscherzen oder aber um des lieben Brotes willen anfertigte und die er darum auch später mit gutem Grunde in keinem seiner Bände aufnahm — andernteils um gelungene und allbekannte Schnurren, die jedoch in technisch so unzulänglicher, brutaler Form, auf so grobem Papier und mit so niederträchtig schlechten Klischees wiedergegeben werden, daß der feste Strich, die unendlich einfache und doch so viel ausdrückende Linie, kurz, die ganze Eigenart Wilhelm Buschs einfach nicht mehr zu erkennen ist. Für ein solches Vorgehen gibt es nur einen Ausdruck: Literarische Leichen-

schändung. Wem er zu stark scheint, der lasse sich schleunigst in einer Vorstadtbuchhandlung eines jener Dreißigpfennighefte vorlegen, die das „Reform-Verlagshaus" in Berlin als „Ausgewählte Bildergeschichten von Wilhelm Busch" massenhaft vertreibt und auf deren Rückseite es als weitere Verlagswerke „Jüdische Anekdoten", „Mikosch-Anekdoten" und — Heinrich v. Kleists Novelle „Die Marquise von O . ." unter dem Titel „? Wer ist der Vater?" mit einem Storch als Umschlagbild ankündigt. Und er erinnere sich, sobald sein Magen wieder in die natürliche Lage zurückgekehrt ist, gefälligst daran, daß Wilhelm Busch auf die peinlichst sorgfältige Reproduktion seiner Kunstwerke den allergrößten Wert legte, einen viel größeren selbst als auf die Honorarfrage, oder daß er zum Beispiel über die Zerlegung seines „Albums" in einzelne Hefte unversöhnlich verstimmt war, bloß darum, weil der rechtmäßige Verlag sie mit einem ihm (Busch) nicht zusagenden, obschon an sich ganz geschmackvollen und netten Titelbilde eigenmächtig versehen ließ. Hätte nur einer der Herren Schöppen vom Dresdener Oberlandesgericht jenen Berliner „neuen und wohlfeilen" Busch gekannt — das folgenschwere Urteil über die Berechtigung des Nachdruckes von anonym oder pseudonym erschienener Literatur wäre denn doch vielleicht etwas anders ausgefallen.

Man kann immerhin der Ansicht sein, daß die Rechte der Erben und Verleger eines schon bei Lebzeiten berühmt und reich gewordenen Autors nicht so schwer wiegen, wie das Recht des Publikums, diesen Autor möglichst bald unter Brechung des verteuernden Monopols allgemein kennen zu lernen. Aber höher als beide steht das Recht des Autors selbst, das Produkt seines Fleißes, seiner Kunst, seines Genies vor spekulativen Eingriffen, Ausschrotungen und Entstellungen geschützt zu sehen . . .

* * *

Im Zeichen des Bluffs

Die meisten großen Künstler sind vom Publikum verkannt und häufig genug beschimpft worden. Auf die Erkenntnis dieser Tatsache führt Richard Specht im „Merker" eine Erscheinung zurück, die gerade in unserer Zeit bedenklich zu werden droht: „Die Furcht vor dem Verkennen irgendeines Genies, die Feigheit davor, das Absurde als absurd zu erklären, weil hinter willkürlichen Wunderlichkeiten und absonderlichen Verzerrungen schließlich doch der Unband einer ungebärdigen, positiven Kraft stecken könnte. Eine Reaktion, die es bewirkt hat, daß kaum je zuvor ein großer Teil der Kunst einer Epoche derart im Zeichen des Bluffs stand wie die unsere. Das liegt nun freilich nicht nur in jener Furcht begründet, die lieber das Lächerliche und Groteske akzeptiert, als irgend einmal einer Begabung unrecht zu tun. Es liegt in der ungeheuren künstlerischen Überproduktion von heute. Es gibt fast keine Empfangenden mehr; fast jeder betätigt sich selber in irgendwelcher artistischen Weise, und wo früher ein genußfähiges und bereites Auditorium war, sitzt jetzt eine Majorität scheelsüchtiger und verbitterter Konkurrenten. Dazu: fast all die ‚Kunst', die jetzt getrieben wird, ist eine, die nicht mit dem Leben in Zusammenhang steht, sondern die aus dem Leben flüchtet; ist nicht Resultat lebendiger Zustände, kein Aufstellen großer Beispiele, kein Aufrufen zum Außerordentlichen; alle Wünsche und Begierden, alle Sehnsucht und alle Träume, die das Leben nicht befriedigt, all die Kräfte, die sich im tätigen Kampf des Tages bewähren, alle Taten, die im Ansturm des Daseins verdampfen sollten, werden behutsam in Äußerungen der Kunst hineingetragen. So daß Kunst und Leben ohne Wechselwirkung und ohne gegenseitige Bereicherung nebeneinander hergehen, wenn sie nicht gar einander verarmen und auslaugen . . ." Der Kritiker von heute sollte daher ganz besonders auf der Hut sein und acht geben, daß er nicht auf einen der zahllosen Bluffer hereinfalle. „Besser, Unbegabung zu fördern, die von selbst ins Nichts zurückfällt, als eine einzige jener Begabungen, die sich ein anderes Gesicht machen, als sie haben, die mit verstellter Stimme und verstellter Seele reden und die verrücktesten Grimassen schneiden, um nur bemerkt zu werden."

* * *

Die Muttermale des „Weißen Rößls“

Im „Berliner Tageblatt“ machte kürzlich Oskar Blumenthal die mitleidende Welt zur Vertrauten des „schneidenden Wehgefühls“, das jedesmal durch seine Seele ginge, wenn er die Inhaltsangabe seines jüngsten Werks in einem kritischen Bericht lesen müsse.

Selbst der wohlwollendste Beurteiler könne nur eine karge Wiedergabe des Stoffs bieten. Das Gerippe der Handlung werde freigelegt. Wie ein entblätterter Baum stehe sie kahl und reizlos vor aller Augen.

Dann aber fährt Herr Blumenthal fort:

„In der Knappheit des Zeitungsberichtes gehen meist alle Muttermale verloren, die ein Werk eigentümlich bezeichnen.“

„Man traut zunächst seinen Augen nicht“, bemerkt hierzu in der „Tägl. Rundschau“ ein Mann, dem der „Fall“ offenbar tiefes wissenschaftliches Interesse einflößt —: „Oskar Blumenthal, der seinen vergnügten Optimismus in ungezählten Kalauern der Welt übermittelt hat, bekennt sich hier zu der pessimistischen Ansicht, daß eine Dichtung durch Muttermale, also durch angeborene Leberflecke, Warzen und andere Mißbildungen, eigentümlich bezeichnet werde, und während die Medizin alle möglichen Mittel anwendet, um die nicht immer harmlosen Muttermale zu entfernen, wird seine Seele von einem ‚schneidenden Wehgefühl‘ durchzogen, wenn er sie im Zeitungsbericht nicht finden kann.

Sollen wir danach wirklich annehmen dürfen, daß die vielen ästhetischen Warzen in den Blumenthalschen Schwänken angeborene Muttermale sind?

Muttermale entstehen nach dem Volksglauben, wenn beispielsweise eine Frau, die einem freudigen Ereignis entgegensieht, durch den Anblick einer Maus oder einer häßlichen Ratte heftig erschreckt wird. Nun hat Herr Blumenthal mit seinen Schwänken zwar manchem einen heftigen Schrecken eingejagt; wer aber kann so lieblos gewesen sein, ihn selber zu erschrecken, wenn er mit der Andacht des Fruchtbaren den Schwank noch ungeboren mit sich herumtrug?

Oder sollten wir vielleicht annehmen dürfen, daß Herr Blumenthal sich noch immer nicht recht an die deutsche Sprache gewöhnt hat und daher ‚Muttermale‘ für etwas Schönes hält, das Mutter und Kind miteinander gemein haben, während es sich tatsächlich um Krankheitserscheinungen handelt, die bei der Mutter gar nicht vorhanden zu sein brauchen?

Es wäre das ja allerdings eine sonderbare geistige Verwirrung, aber einer derartigen Verwirrung scheint Herr Blumenthal augenblicklich auch in anderer Beziehung zu unterliegen. In seiner Klage über die Nacktheit der kritischen Inhaltsangaben fährt er also fort:

‚Die psychologische Begründung der Vorgänge schimmert kaum noch undeutlich hindurch. Das ganze maschenreiche Netz der Motivierung ist unbemerkbar‘ usw.

Wenn Herr Oskar Blumenthal, was wir im Interesse der Nation zu hoffen wagen, die ursprüngliche Klarheit seines Geistes wiedergewinnen sollte, wird er sehr leicht erkennen, daß er von einem vorübergehenden Verfolgungswahnsinn heimgesucht wurde, als er in seinen Schwänken ‚psychologische Begründung‘ und ‚ein maschenreiches Netz der Motivierung‘ annahm.

Und vielleicht zeichnet er uns dann gar in seiner beliebten, allgemein verständlichen Art die Possenfigur eines Kritikers, dem ein ‚schneidendes Weh‘ durch die Seele geht, weil er die ‚psychologische Begründung‘ und das ‚ganze maschenreiche Netz der Motivierung‘ im ‚Weißen Rößl‘ nicht finden kann.“

* * *

Die Poesie auf der Schulbank

Im Anschluß an eine kürzlich erschienene Schrift „Die Poesie in Not“ von Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus, in der „die schauerliche Einführung in die Poesie gegeißelt wird, die unsere Schulen jahraus jahrein dem heranwachsenden Geschlecht zu bieten wagen“, wirft Erich Schlaikjer in der „Welt am Montag“ die Frage auf: Was treibt denn im Grunde einen erwachsenen Menschen dazu — eine *Erzählung* in die Hand zu nehmen?

„Er will den Inhalt der Geschichte an sich erfahren; er sucht ein Erlebnis; er ist gespannt auf die künstlerische Schönheit; er ist auf einer niedrigeren Stufe gespannt auf das stoffliche Geschehen; er will über den Alltag hinaus.

Und was antwortet er, wenn man ihm eine Erzählung in die Hand gibt, in der er jeden Satz in- und auswendig kennt?

Sagt er nicht etwa so: ‚Ich danke sehr! Aber das Buch kenne ich bereits.‘

Und finden wir nicht alle, daß er damit wie ein vernünftiges Wesen gesprochen hat?

Reiben wir uns den Schulstaub aus den Augen und fragen wir ganz naiv, fragen wir so natürlich, wie wir nie innerhalb der Schule zu sein wagen: Suche ich einen Mann auf, um ihm eine Nachricht zu erzählen, die er schon lange kennt? Sucht die Dichtkunst uns auf, um uns Welten zu malen, die wir bereits lange kannten? Oder sucht sie uns vielleicht auf, um uns mit unbekannten Welten zu bereichern? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein.

Wie aber haben wir es in allen deutschen Schulen mit den Kindern gemacht?

Alle Jahre zu Ostern gibt es ein neues Lesebuch, aus dem das Kind in acht Tagen die Geschichten herausliest, für die es überhaupt Interesse hat. In den übrigen 51 Wochen des Jahres werden ihm diese Geschichten dann *immer wieder und immer wieder und immer wieder in die Ohren gedröhnt und mit Erläuterungen versehen und breitgetreten.*

Und wir wundern uns noch, daß gerade die begabten Kinder zu den Indianerheften greifen, um hier *das Erlebnis* zu suchen, das unsere abgedroschenen Lesestücke ihnen nicht zu geben vermögen?

Worüber wundern wir uns im Grunde?

Jeder von uns würde ja das Gleiche tun und würde eine Erzählung, die ihm immer wieder und immer wieder vorgekaut würde, um so sicherer mit einem gesunden Brechreiz ablehnen, je geistig anspruchsvoller er ist.

Es ist das große Verdienst von Jensen und Lamszus, daß sie *das Lesebuch in den Winkel werfen* und das ursprüngliche natürliche Verhältnis des *Erzählers zu seinem Publikum* wieder herstellen. Die Kinder erfahren bei ihnen nicht Geschichten, die sie lange kennen (gerade der aufnahmehungrige Geist des Kindes sträubt sich dagegen am meisten), sie werden mit Geschichten beglückt, die sie *noch gar nicht kennen*; und so wird eine gelangweilte Leseklasse in ein gespanntes Publikum verwandelt. Ist aber erst die innere Spannung da, dann ist der *Trieb zur Poesie* wachgerufen, und dann kann die poetische Aufnahmefähigkeit sich bilden . . .“





Von neuer Schönheit

Zu den Bildern von Leonhard Sandrock

Von Karl Storck

Die Schönheit liegt nicht in und bei den Dingen, sondern bei uns und in unserer Fähigkeit, die Dinge zu erleben. Wie uns die Erkenntnis dahin bringen muß, daß es nicht ein Gut und Böse gibt, daß das, was wir gemeinhin als bös bezeichnen, nur ein Noch-nicht-gut ist, so kann es, da alles Leben ein Bejahen ist, auch nichts Unschönes geben, sondern bloß ein Noch-nicht-schönes. Man wird ja die Anmaßung, solche Werturteile über die Erscheinungen der Welt lediglich vom menschlichen Herrenstandpunkte aus abzugeben, noch zuallererst beim Schönheitsempfinden gelten lassen können. Aber auch hier zeigt die Geschichte des künstlerischen Schaffens, wie auch der die Kunst beurteilenden Ästhetik, den sogenannten „Wandel der Schönheitsbegriffe". Prüft man diesen „Wandel" genau nach, so vollzieht er sich nicht etwa so, daß dem späteren Zeitalter häßlich erscheint, was einem früheren für schön galt, sondern wir haben durchweg das Umgekehrte: es gilt für schön, was zuvor häßlich erschien. Sagen wir auch hier besser: noch nicht schön erschien. Gewiß lassen sich auch Beispiele anführen für eine Ablehnung des zuvor als schön Empfundenen. Aber das beruht dann entweder mehr auf den Außendingen (der Gewandung zum Beispiel), oder aber es liegt an einer Art von Übersättigung. Ein Schönheitswert leidet Einbuße dadurch, daß er abgebraucht wird, und weil man das von ihm Zurückgedrängte an seiner Statt als höchste Schönheit empfindet, kann es dahin kommen, daß er geradezu als unschön bezeichnet wird. In Wirklichkeit aber empfinden wir nicht eine Unschönheit, sondern Überdruß. Der letzte Grund dieses Überdrusses ist, daß wir nicht mehr genug lebendiges Empfinden für die betreffende Erscheinung aufbringen können.

Also auch hier liegt die Ursache lediglich bei uns, und es handelt sich nicht um einen Wandel des Schönheitsbegriffes, sondern um eine Verschiebung der Richtung unseres Empfindungsaufwandes. In Wirklichkeit — und darin liegt das Trostreiche — zeigt die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kunst ein stetes Wachsen, eine dauernde Zunahme des als schön Empfundenen.

Man kann geradezu von einem Eroberungszuge des menschlichen Schönheitsempfindens sprechen, indem dieses Empfinden sich dauernd weiterer Gebiete bemächtigt und sicher einmal dahin gelangen wird, alles, was da lebt, was erlebensfähig ist, als schön zu empfinden. Während frühere Jahrhunderte nur den Menschen und eine ganz beschränkte Auswahl von Tieren als schön empfunden hatten — denn alles, was die Kunst darstellt, empfindet sie als schön, selbst wenn sie es als Symbol des Häßlichen zeigt —, ist später die Landschaft erobert worden. Gerade wer verfolgt, wie die Kunst hier eigentlich keine Art von Landschaft mehr kennt, in der sie nicht Schönheit entdeckt, sieht deutlich, daß es für uns nur darauf ankommt, den richtigen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus wir eine Erscheinung erleben können. Sobald wir sie so stark mit unseren Sinnen empfinden, daß wir sie zu einem Teil unseres Erlebens zu machen vermögen, ist diese Erscheinung für uns zum Bejahungswerte geworden. Das bedeutet für den künstlerisch Schöpferischen Schönheit. Denn ein Scheusal wie Richard III. ist dem künstlerischen Sinne ebenso voll höchster Schönheit, wie die schauerlichsten Groteskfiguren eines Callot. Dank dem Künstler sind dann wir, die ihn und seine Kunst zu erleben vermögen, in der Lage, diese Schönheit in den zuvor nur als abstoßend und häßlich empfundenen Dingen mitzufühlen.

Wir stehen gerade jetzt in einem der charakteristischsten Eroberungszeitalter dieses Kampfes um Schönheit. Was sich in Schlagworte wie Impressionismus,



Ausgehendes Fischerboot (Nienport) — Leonhard Sandrock



Fleet in Hamburg (Kohlezeichnung) Leonhard Sandrock

Pleinair, Pointillismus, Kubismus, Expressionismus fassen läßt, das gehört zu jener Verschiebung der Art der Sinnesaufnahme und Wiedergabe aller Dinge, die man als Wandel der Schönheitsbegriffe zusammenfassen mag. Es handelt sich dabei nicht um Eroberungen eines Neulandes, sondern um die Art, auch das Gewohnteste anzusehen; oft genug auch um ein mehr Verstandesmäßiges, weil Technisches, nämlich um die Art der Wiedergabe des Gesehenen oder Empfundenen. Diese Seite des künstlerischen Lebens kann sich in immer gleichen Kreisen vollziehen und zeigt auch tatsächlich jahrhundertelang kaum eine Verschiebung dieser Umgrenzung des Lebensgebietes, das der Kunst überhaupt als bearbeitenswert erschien.

So bedeutsam nun auch dieses Ringen um die Ausdrucksmittel ist, so fesselnd und schön dieses Wie der künstlerischen Mitteilung sein kann, so bleibt es doch klar, daß die wirkliche Bereicherung unseres Lebens an Schönheit nur durch eine Mehrung des Darstellungsgebietes erfolgen kann. Diese Mehrung kann einerseits in einer Vertiefung des Erlebnisses liegen. Daraus erklärt es sich, daß das schöpferische Genie auch dem bekanntesten und vertrautesten Stoffgebiete ungeahnte Schönheitswirkungen abgewinnen kann. Daneben aber muß als Wichtigstes die Mehrung des „Was“ stattfinden, eine Verbreiterung, Vergrößerung der uns gehörigen Welt. Gerade in der Hinsicht sind die letzten Jahrzehnte für die Kunst so außerordentlich fruchtbar gewesen, daß man in dieser Mehrung des künstlerischen Darstellungsgebietes einen Ausgleich dafür sehen darf, daß uns überragende künstlerische Genies versagt gewesen sind.

Die Vermehrung des Landschaftlichen, die mit der außerordentlichen Steigerung der Naturliebe um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts einsetzt, ist bis dahin vollendet, daß eigentlich keine Form der Landschaft mehr als unmalerisch

im Sinne von nicht malenswert gilt. Das Malenswerte jeder Landschaftsform ist sogar derartig selbstverständlich geworden, daß bereits diese Form in zahllosen Fällen völlig vernachlässigt wird und nur noch dazu dient, an ihr die Erscheinungen des Naturlebens aufzuweisen, wie es sich in den Spiegelungen des Lichtes und der atmosphärischen Dünste vollzieht. Ist hier nur vollendet worden, was der Wandel der Denkart im Zeitalter Rousseaus anbahnte, so hat die Umgestaltung unseres Lebens durch die Industrie uns vor ganz neue Aufgaben gestellt.



An der Katharinenkirche in Hamburg (Kohlezeichnung) — Leonhard Sandrock

Wie immer zeigte sich das materielle Leben auch da zunächst als rohe Gewalt. Mögen die Formen, in denen sich der Kampf ums Dasein äußert, noch so riesenhaft werden, sie behalten immer das Tierische eines Zwanges, während Kunst sich immer erst in der Luft der Freiheit entfalten kann.

So waren denn auch die Erscheinungsformen dieses neuen Lebens zunächst von gemeinster Rücksichtslosigkeit. Die Stätten der Industrie standen wie Schreckensorte in der Welt, ohne jede Rücksicht auf irgendein anderes, brutal dem nächsten Zwecke dienend, ohne jede Liebe gestaltet; wohlverstanden, auch ohne Liebe zu der Sache, der sie dienten, als denke man hier durchaus nicht ein Dauerndes zu errichten, ein Neues, Lebendiges zu gestalten, als gelte es lediglich Beute zu machen. Die ganze Entsetzlichkeit dieser Welteinstellung offenbarte sich dort am schauerlichsten, wo man sie zu „verkleiden" suchte. Es wirkten hier Überlieferungen eines vergangenen oder einem ganz anderen Boden entsprossenen Lebens ein. Daraus empfand man sein eigenes Tun als häßlich und suchte nun wenigstens die Stätten dieses Tuns zu verkleiden, zu maskieren. Man baute Fabriken in gotischem Stil, man verkleidete Schornsteine, als ob es Baumstrünke wären, man verputzte und beklebte die Wände mit allerlei Zierat und dergleichen mehr.



Nieuport bei Ebbe Leonhard Sandrock

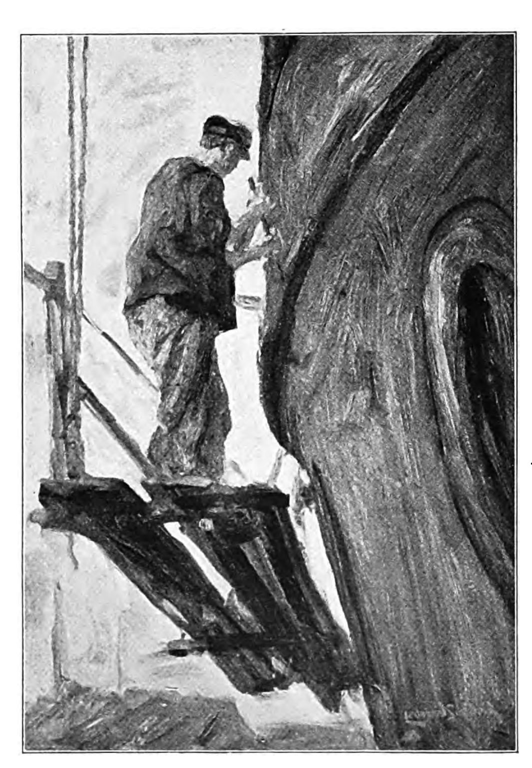
In jener Zeit konnte die Kunst diese Stätten nur aufsuchen aus ihr ursprünglich fremden Absichten. Die sogenannte „Armeleutmalerei" konnte sich an solchen Orten steigern zur großen sozialen Anklage. Was der Naturalismus eines Zola in der Literatur, das konnte diese Malerei in ihrer Art viel eindringender darstellen. Aber gerade hier zeigte sich sofort, daß wir nichts wirklich stark erleben können, „ohne es zur Schönheit zu wandeln". Wäre Zola nicht so „wissenschaftlich" gewesen, so hätte auch er — einige Stellen im „Germinal" zeigen es — bereits die Tribüne des Anklägers verlassen müssen. Einem Constantin Meunier wandelte sich das Gefühl des Mitleids in das schauernde Erleben eines Großen, über dem einzelnen Schicksal Stehenden, und so wurde seine Kunst zum Preisliede der Arbeit. Die sachlichen Augen eines Menzel, der sein ganzes Sein unerbittlich aufs Gegenständliche eingestellt hatte, entdeckten schon damals die überraschende Schönheit der Form in der Stätte der Industrie (Eisenwalzwerk, 1875).

Aber dieser Weg hätte nicht weit geführt, und es hätten ihn nur wenige gehen können. Solche Entdeckungen einzelner bleiben unfruchtbar, wenn sie nicht zu allgemeinen Erlebnissen werden können. Jene Mehrung unseres Schönheitsbesitzes, auf die es ankommt, kann nicht darin liegen, wenn es heißt: Ich vermag hier Schönheit zu entdecken, trotzdem es eine Stätte der Industrie ist. Die Eroberung ist erst dann gelungen, wenn es heißt: Hier ist Schönheit, weil es eine



Kohlennehmender Schlepper — Leonhard Sandrock

Stätte der Industrie ist. Dazu mußte freilich vor allen Dingen die Industrie selbst zum Bewußtsein ihrer Schönheit gelangen; sie mußte sich nicht mehr als beutegieriges Raubtier fühlen, sondern als Dauerwerte erzielender Schöpfer. Damit wurde auch die dieser Tätigkeit dienende Örtlichkeit aus einem Räuberlager zur Dauerstätte einer schöpferischen Arbeit. Den Charakter einer solchen Stätte aber sucht man nicht mehr zu verhehlen und zu verkleiden, sondern zu betonen. Aus diesem Gefühl heraus hat sich die neue Architektur entwickelt, die aus dem tiefen Erfassen des Zweckes, dem sie dient, durch ein starkes Erleben dieser ganzen Lebenstätigkeit zu künstlerischer Schönheit gekommen ist und ein Gebiet, das zunächst ein Feld des Abscheus war, zielbewußt in ein Gefilde ästhetischer Freude gewandelt hat. Der Geist der Technik, der zunächst nur aufgepeitscht war von den Notwendigkeiten dieser Arbeitsaufgabe, wurde, als er erst das Gebiet beherrschen lernte, „frei“ und konnte nun künstlerisch gestalten. Freudig hat Friedrich Naumann betont: „In allerlei Mühsal dieser Tage ist es etwas Hohes, daß wir die erste Generation der Eisenarchitektur sind.“



Arbeiter an der Dampferwand — Leonhard Sandrock

War es erst so weit, daß ein riesenhaftes menschliches Tun die ihm gebührende Erscheinungsform gefunden hatte, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß die außerhalb dieses Lebensgebietes stehende Kunst dieses Leben sah und sich zu eigen machte. In steigendem Maße hat die bildende Kunst unserer Tage sich dieses Gebietes der Industriearbeit bemächtigt. Und, wohlverstanden, immer mehr treten die sozialen Gründe bei diesen Darstellungen zurück; es ist nicht Mitleid, nicht aufreizende Tendenz, was den Maler hierher führt, — die Schönheit will er mitteilen, die er da überall sieht. Und wie sie ihn beglückt, will er mit ihr beglücken.

Auch der Künstler steht nicht nur in seiner eigenen Zeit, sondern trägt an den Überlieferungen und Meinungen der Vergangenheit. Und dort, wo es gilt, Neuland zu gewinnen, sind diese Überlieferungen Hemmungen. Es liegt hier ein Brief vor mir, in dem mich ein Künstler auf eine Ausstellung von Werken aufmerksam macht. Darin heißt es: „Es ist dort auch ein für mich neues Stoffgebiet ver-



Aus Emden Leonhard Sandrock

treten. Schon vor acht bis zehn Jahren, als ich von Friedrichshagen, meinem damaligen Wohnorte aus, auf der Fahrt zum Potsdamer Platz öfter die Station ‚Prinzenstraße‘ der Hochbahn passierte, war mir immer der Blick in die Englische Gasanstalt mit der sich um den Gasometer herumschwingenden Kurve der beladenen Eisenbahnloren aufgefallen. Aber ich steckte damals noch zu sehr in vorgefaßten Meinungen, um mich einfach daranzusetzen und das zu malen. Ich war ja Maler von Seebildern, also ging mich das Motiv eigentlich nichts an. Jetzt, wo ich allmählich eingesehen habe, daß man als Maler am besten stets das malt, was einem gefällt — ein bestimmtes Stoffgebiet bildet sich ja trotzdem bei jedem heraus, denn kein Mensch kann aus seiner Haut —, bin ich endlich dazu gekommen, einmal meine Sommerferienreise in die Gasanstalt zu unternehmen. Bei dem Blick von der Hochbahn herunter ist es natürlich nicht geblieben, denn im Retortenhaus, bei den koksausstoßenden Arbeitern und auf der Ladebühne mit den hin und her rollenden Kipploren, aus denen die Kohlen in die leeren Eisenbahnwagen oder auf den Kohlenberg hinunterpoltern, gibt's noch Motive in Fülle.“

Dieser Brief stammt von **Leonhard Sandrock**, einem der Künstler, die am eindringlichsten und rein malerischsten einige Ausschnitte unseres industriellen Lebens für die Kunst erobert haben. Und gerade weil er es so ganz als Maler tut, so durchaus frei von allen sozialen Nebenabsichten, hat er in so glücklicher Weise Schönheit erobert.

Sandrock bestätigt die Erfahrung, daß Männer, die verhältnismäßig spät und aus einem anderen Lebensberufe heraus zur Kunst kommen, sich durch eine

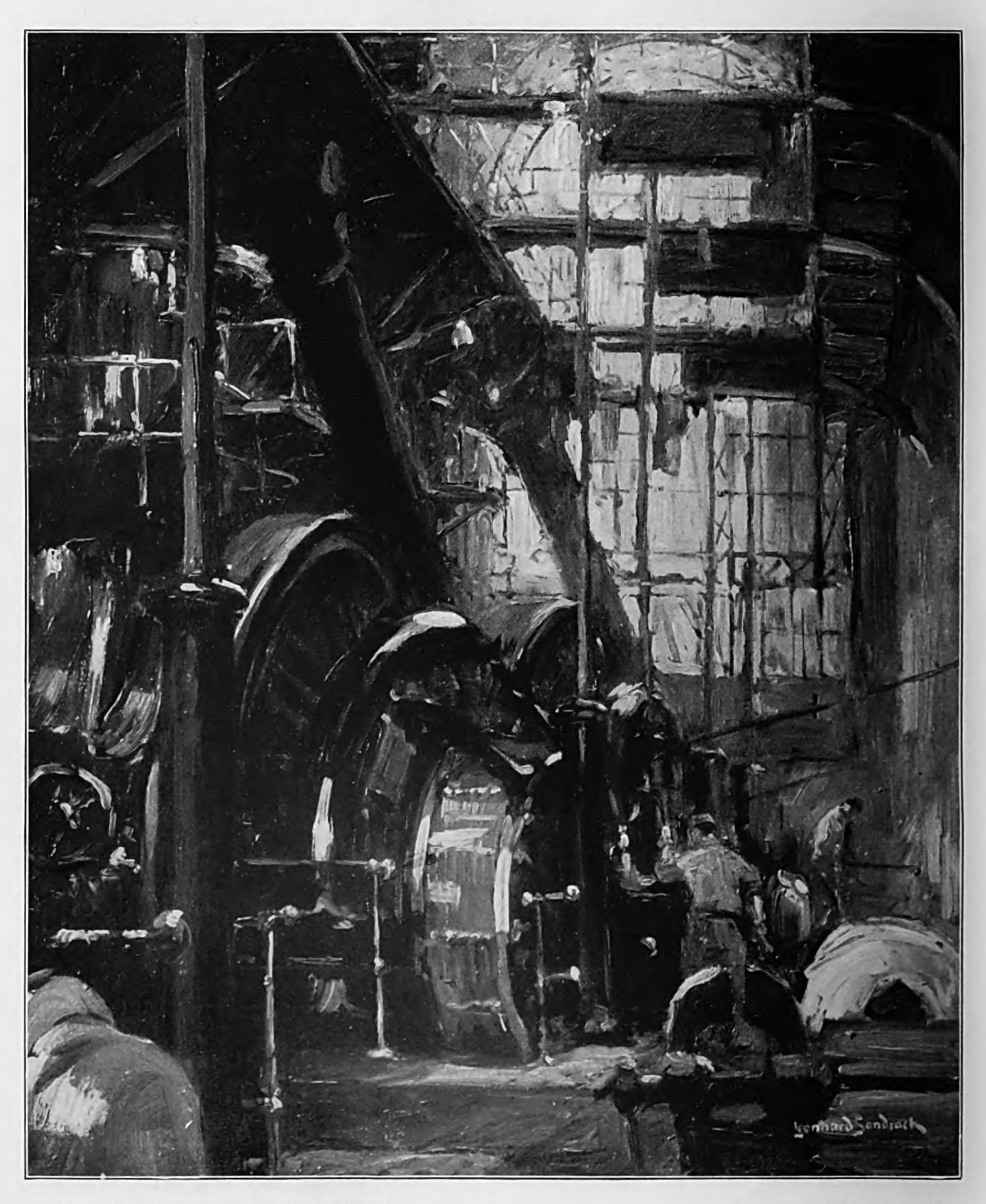
eigenartige Kunstauffassung und ein besonders inbrünstiges Verhältnis zur Kunst auszeichnen. Ich meine damit natürlich nicht jene sehr zahlreichen Leute, die, nachdem sie anderwärts oder anderswie es so weit gebracht haben, daß sie „es sich leisten“ können, einem mehr oder weniger anspruchslosen Kunstdilettantismus huldigen. Ich meine vielmehr jene nicht ganz seltenen Männer, deren ursprünglichster „Beruf“ die Kunst war, die aber aus irgendwelchem Lebenszwang heraus sich



Schweidnitz Leonhard Sandrock

einer anderen Tätigkeit widmen mußten. Als tüchtige Menschen haben sie nun mit aller Kraft diese als Beruf erfaßt und haben es darin auch so weit gebracht, daß sie nicht nur vor der Welt in ihm etwas galten, sondern daß er auch ihnen selbst eine gewisse Lebensbefriedigung brachte.

Was Lessing in seiner „Emilia Galotti“ so paradox meinte, daß Raffael auch dann das größte malerische Genie gewesen wäre, „wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden“, begegnet sich mit Goethes Geniedefinition Eckermann gegenüber, daß das Charakteristische in der Fähigkeit zur Produktion liege, wogegen es



In der Zentrale der Berliner Elektrizitätswerke Leonhard Sandrock



Untergrundbahn (Dahlau) Leonhard Sandrock

gleichgültig sei, auf welchem Gebiete sich diese äußere. Der schöpferisch veranlagte Mensch bewährt sich zuallererst auch in anderer Lebenslinie; kommt aber dann in reiferen Jahren irgendein Ereignis, das ihn aus dieser pflichtgemäß erwählten und tüchtig ausgefüllten Bahn hinauswirft, dann stellt sich in dieser Stunde der Frage: Was nun? die Antwort: Die Kunst! mit unüberwindlich gebieterischer Kraft auf.

Diesen Menschen wird die Kunst zur Lebensretterin. Indem sie ihnen ein sonst zernichtetes Leben wertvoll macht, ihnen durchaus Inhalt eines Erlebens wird, verlangt die Kunst umgekehrt auch diese Menschen in einem Maße für sich, wie es bei der regelmäßigen Künstlerentwicklung in der Regel nur in den ersten Jahren der jünglinghaften Schwärmerei, in der ersten trunkenen Liebe der Fall zu sein pflegt. Indem die Kunst diesen Leuten Leben wird, muß sie ihnen Inhalt ihrer Lebensanschauung werden und darum Mitteilerin dieser Lebensanschauung. Bei allen diesen Künstlern spielt das Was der Kunst eine außerordentlich starke Rolle. Und wenn sie kein hohes Künstlertum erreichen, so liegt das gewöhnlich daran, daß es ihnen nicht mehr oder nicht rasch genug gelingt, des Wie ihrer Kunst so Meister zu werden, daß sie dem bedeutenden Was den entsprechenden Ausdruck geben können. Gelingt es aber einem solchen Künstler, des Technischen Meister zu werden, so darf man sicher sein, daß bei ihm diese Technik Ausdruck wird.

Leonhard Sandrock ist Offizier gewesen, bevor er zur Malerei kam, gleich Fritz von Uhde. Wie dieser entstammt er einem evangelischen



Dammbau Leonhard Sandrock

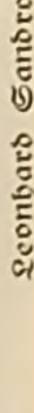


Auf der Helling (Cuxhaven) Leonhard Sandrock

Pfarrhause. Am 5. März 1867 ist er zu Neumarkt in Schlesien geboren. Nach bestandenem Abiturientenexamen trat er in die Armee. Nach siebenjährigem Dienst tat Sandrock als Oberleutnant des Feldartillerieregiments in Verten einen schweren Sturz vom Pferde, so daß er den Abschied nehmen mußte. Der „Sicherheit“ wegen hatte der Jüngling den Wunsch nach dem Künstlerberuf unterdrückt und hatte in den letzten Jahren die früh hervorgetretene malerische Begabung nur in besonders sorgfältig gezeichneten Krokis und vielbelachten Illustrationen zu Bierzeitungen zum Ausdruck gelangen lassen. Nun, wo sich die klug gewählte Sicherheit als unzuverlässig bewährt hatte, wagte der Mann, was dem Jüngling zu kühn erschienen war. Er ging in Richard Eschkes Atelier. Nichts in der Kunst Sandrocks erinnert an diesen Lehrer, dem er doch herzlichen Dank weiß für die strenge zeichnerische Zucht, die gerade für ein Talent, das so ganz voll malerischen Verlangens war, die rechte Zügelung bedeutete. Man möchte aus diesem Zwang zur Zeichnung einerseits und dem malerischen Verlangen andererseits das Streben, mit Farben geradezu zu modellieren, herleiten, das Sandrocks Bilder von Anfang an bis heute kennzeichnet.

Was er malen wollte, war Sandrock von vornherein klar. Natürlich das, was er liebte, was ihn erfüllte. Und von Kindheit an hatte es ihn unwiderstehlich





Leonhard Sandrock

Wagenpark

an die See gezogen. Im Wesen dieses Schlesiers lag etwas dem Wuchtigen, breit Hingesetzten des Niederdeutschen Wahlverwandtes. Und gerade dieses Schwere, wie es groß und kraftvoll wird, bei dem der Mangel an Beweglichkeit nicht auf Faulheit beruht, sondern durch das unbedingt sichere Tun im Augenblick der Not wettgemacht wird, — gerade dieses ausgesprochen Niederdeutsche und Seemännische wollte Sandrock malen. Und dafür hatte ihn auch der Beruf des Artillerieoffiziers gewissermaßen vorbereitet; denn auch da, im Umgang mit den schweren Geschützen, ist die Ruhe in der Bewegung ein Höchstes, und hinzukommen muß auch hier das völlige Verwachsen mit der Maschine, die selbst ein Kunstwerk ist voll Geist und Lebensfähigkeit, ein Wunder an Leistungskraft, und doch wieder nichts anderes sein darf, als Vollstreckerin des in sie hineinfahrenden Menschenwillens.

Das war es, was der in der Kunst so junge Mann malen wollte. Wie er es malen könnte, offenbarte sich ihm blitzgleich, als er in der Großen Berliner internationalen Kunstausstellung vom Jahre 1896 den Saal der Holländer betrat. Der schon damals über siebzigjährige Joseph Israëls zeigte im Verein mit den Marinemalern Jakob Maris und H. W. Mesdag eine Kunst, in der dank einer selbstverständlichen Heimathaftigkeit Technik und Inhalt zur völligen Einheit verschmolzen waren. Da war nirgendwo ein Zurückdrängen des einen zugunsten des anderen, noch gar ein Widerstreit zwischen beiden, was gerade in einer Zeit, die so von maltechnischen Problemen und Kämpfen erfüllt war, auf einen Menschen, der wie Sandrock um seines „Menschentums“ willen malen mußte, erlösend wirkte. Diese breite, starke Pinselführung von unbedingter Sachlichkeit, das Zusammenbringen eines Stückes Natur, einer Erscheinung des Lebens zum geschlossenen Bilde, in dem die Farbe gestaltend mitwirkte, und dabei doch bei aller Naturtreue ein Geistiges, Seelisches als letzte zwingende Kraft; alles das aufgewendet für Vorwürfe aus dem Leben des Meeres, der Schiffe und Schiffer, das war das, wozu ihn von Kind ab die Liebe lockte.

Sandrock zog nach Holland und lernte. Was er dort geschaffen hat, mußte unter dem Eindruck dieses Starken und Fertigen Nachahmung werden. Bald aber rang sich sein Eigenes durch. Dem Holländer steckt das „Genre“ von jeher im Wesen: die Dinge sind um des Menschen willen, ja sogar um eines menschlichen Geschehens willen da. Dem Deutschen Sandrock erschloß sich als Dank für seine hingebungsvolle Sachlichkeit die S e e l e d e s U n b e l e b t e n, und zwar zunächst die Seele des Schiffes.

Es sind ja auch Wesen von schier unendlicher Mannigfaltigkeit der Gestalt; ein jedes von ihnen wird für den verstehenden Blick zum Individuum, ja zum Charakter. Und sie haben ihr eigenartiges Leben: das Boot, das müde der Ruderschläge harrt, die es erst vorwärts treiben, das kleine Segelboot, das seine Flügel spannt und die Rahen gleichsam sehnsüchtig hinausstreckt in die Weite, in die es hineinfliegen möchte; dann die großen Segler, über dem schweren Leib ein geradezu kokettes Takelwerk, im Gewirre hundertfacher Seile und Stangen, von einem schier künstlerischen Frohbewußtsein, eine scheinbare Wirrnis zu höchster Zweckmäßigkeit geordnet zu haben; dann aber erst die großen Dampfkolosse,

die wie gefräßige Ungeheuer ganze Hekatomben von Kohlenstößen in sich schlingen, in deren Inneren als treibende Kraft die Urwelt des Feuers gebändigt ist, das in furchtbaren Stößen — unendlich gewaltiger als der riesigste Wal seine Wassergarben — durch die Schlote den rauchigen Atem hinausschleudert, der die Sonne verdunkelt und in düstern Wolken hängen bleibt über der Menschen Wohnstätten. Und doch, wenn die Maschine geht, erbebt dieses Riesentier unter der Hand des Steuerers gleich einem edlen Hengst und zieht gehorsam, ja schier freudig unbegreifliche Lasten. Freilich, ein Ungeheuer bleibt's, dem nie zu trauen ist, und wehe, wenn sein Beherrscher nur irgendwie die Zügel lockert!

Aus der unendlichen Fülle von Seebildern, die Sandrock im Laufe der Jahre geschaffen hat, zeigen wir eine Reihe charakteristischer Proben. Von einer beschaulichen Liebenswürdigkeit sind die Hafenbilder von Nieuport. Die ausziehenden Fischerboote in ihrer großartig einfachen Bewegung haben etwas in sich von der elementaren Sehnsucht des Menschen ins Weite. Die Seele dessen, der am Ufer steht, spannt so ihre Flügel aus und fliegt ins lockende Ungewisse. Wie oft findet auch solch Fischerboot gleich der Sehnsucht nicht mehr nach Haus!

Außerordentlich bezeichnend ist es für die Art unseres Malers, daß es ihn selbst im sonnigen Italien, im Lande der Blumen und der alten Bauten, der festlich eingestimmten Menschen und der feierlichen Kunst, vor allem hinzog an solche Stätten einer modernen Arbeit, die ja in dem zukunftsfrohen Italien von heute an manchen Stellen so überwältigend pocht, an die aber doch gerade sonst der Deutsche nicht denkt, wenn ihn die Sehnsucht hinunterführt, aus der allzu geschäftigen Welt seiner heutigen Heimat in die schöne, nicht bloß dem Tageszweck dienende „Freiheit". Ein malerisches Prachtstück ist dieser löschende Dampfer im Hafen von Genua geworden. Leuchtend baut sich die Häuserwelt am kühnen Berghang hinauf. Dort droben sind in ihrer Ruhe nicht zu erschütternde Paläste mit wunderbaren Höfen, die in unbegrenzter Genialität den abgeschrägten Boden aus einem Bauhindernis zu einer Bauschönheit wandeln. Unser Künstler aber sitzt unten im Hafen und malt diese Welt, die noch ein Jahrzehnt zuvor als schönheitsfeindlich verpönt war, haut mit wuchtigen Hieben dieses unruhige Haus des Dampfers hin, dessen Material bis in die letzte Planke hinein voll des sich nervös wandelnden Lebens ist; und alles an dem Riesenleib ist Unruhe und Bewegung.

O ja, diese Riesenkolosse sind raschlebig wie die Zeit, in der sie entstanden sind, und sie verzehren sich auch in diesem raschen Leben. Aber während der älteste Palazzo, ja noch der morsche Burgturm einer mittelalterlichen Feste seine Gebrechlichkeit zu verhüllen weiß, und sei es dadurch, daß er sich Efeugerank und moosiges Gebusche über die Wunden deckt, die ihm die Zeit geschlagen, legt der riesige Schiffsleib seine Gebresten offen dar. Er ist ein Kämpfer und schämt sich nicht der Wunden, die er im Kampf mit den Elementen davongetragen. Auf mich hat es überwältigend gewirkt, als ich zum erstenmal in einem Hafen solch wundes Schiff auf der Helling sah, auf der der Koloß, gerade weil er hilflos war und ohnmächtig zur Arbeit, noch viel gewaltiger wirkte, als wenn er in seinem Elemente schwamm.

Mit solchen Bildern erschien Sandrock seit Beginn des Jahrhunderts im Berliner Künstlerhaus und in den Ausstellungen der Moabiter Glashalle. Er

stach an beiden Stellen aus der Umgebung der allzu gleichmäßigen Berliner Malerei wohltuend heraus durch eine kräftige, oft derb zupackende Malweise, die Keckheit des Farbenauftrags und die durchaus persönliche Art, die eigenartigen Vorwürfe anzupacken. Vielleicht lag es gerade an seiner besten Tugend — dieser Sachlichkeit seiner Technik, die so gar nicht um eines Technischen willen da ist, sondern eben nur, um die Sache so herauszubringen, wie sie vom Künstler empfunden wird —, daß man in den Jahren, in denen der Kampf mit den Sezessionen alles Technische in den Vordergrund rückte, nicht mehr von diesen Bildern sprach. Eigentlich hat erst eine große Sammelausstellung, die der Künstler 1911 im Kunstsalon Schulte veranstaltete, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und der Öffentlichkeit zum Bewußtsein gebracht, welch starke künstlerische Kraft hier am Werke war, und welch bedeutender Reichtum an Kunstschaffen sich hier in aller Stille und Unaufdringlichkeit aufgestapelt hatte.

In dieser Ausstellung zeigte sich der Stoffkreis von Sandrocks Schaffen wesentlich erweitert, auch wenn man die stimmungsvollen Kreidezeichnungen aus Alt-Hamburg und solch köstliche Stücke, wie das verschneite Schweidnitz und das farbenbunte Emden als „außenseitig" ansah. Äußerlich betrachtet, könnte man sagen: zur Welt des Schiffes war die der Eisenbahn hinzugekommen. Es haben sich andere Arbeitsstätten angeschlossen. Unsere Bilder von der Zentrale der Berliner Elektrizitätswerke und dem Retortenhaus der Gasanstalt geben packende Beispiele dafür, was einem Künstler solche Arbeitsstätten erschließen. Der oben mitgeteilte Brief bezeugt, wie dem Künstler die Augen für alle diese bislang übersehene Schönheit aufgegangen sind, wie er nun aber auch das Handgelenk und den sicheren Blick hat, diese festzuhalten. Wir zeigen unseren Lesern noch zwei kleine Studien von dem Arbeitsfeld der nach Dahlem hinausstrebenden Untergrundbahn. Diese kleinen Bildchen beben von innerer Lebendigkeit. Man spürt es, wie sich vor den Augen des Künstlers das Dargestellte in der Arbeit wandelt. Dieses Unbeständige, nicht mehr Feststehende der Elemente zeigt sich in der schier trunkenen Haltung der Feldbahn, im wühlenden Arbeiten der Menschen. Solche Bilder muß der Künstler der Natur geradezu abstehlen. Was die Filmrolle in tausend Einzelaufnahmen als Sekundenausschnitt eines geschäftigen Handelns zeigt, wird hier durch die eindringliche Kraft des Erlebens und die zusammendrückende Energie des Gestaltens zu einer Lebensbetätigung, zur Lebensverdichtung.

Damit habe ich schon begründet, weshalb ich vorhin sagte, es wäre äußerlich, lediglich so die Erweiterung des Stoffgebietes aufzuzählen. Gewiß ist es für uns reizvoll, mit dem Künstler in die Wohnräume der Lokomotiven hineinzusteigen und diese Ungetüme bei der Toilette zu belauschen. Aber ein Tieferes erschließt sich in Bildern, wie „Der rote und der grüne Wagen". Da scheint für das Eigenleben dieser Wagen das aus ihrem Dasein aufs Menschenleben herübergenommene Bild von dem „Auf-ein-totes-Geleise-geraten" selber Geltung gewonnen zu haben. Darin liegt das wirklich Bedeutsame, daß der Künstler gerade diese Seele der unbelebten Dinge immer stärker und eindringlicher erlebt. Denn hier erlebt er letzterdings doch eben ein Menschliches. Die Dinge erhalten ja ihre Seele nur von des Menschen Gnade, dadurch, daß er sie so stark in ihrer

Wesenheit zu erleben vermag. Und so ist denn auch der Mensch in Sandrocks Werken im Laufe der Zeit immer stärker hervorgetreten. Während er früher vielfach nur als ein Maßstab, ein Mittel wirkt, das die Kolossalität der Dinge (etwa eines Schiffsrumpfes) verdeutlicht, wird er jetzt der Herr. Indem er die Arbeit an den Dingen verrichtet, erschließt sich uns der Punkt, an dem das Tote zum Lebensrhythmus geweckt und in den allgemein menschlichen Rhythmus mit hineingezwungen wird.

Der Heizer, der den Kessel der Lokomotive reinigt, reinigt *seine* Maschine, sein Instrument. Mit dieser Entwicklung hat eine künstlerische für Sandrock selbst Schritt gehalten, die man dieser Steigerung des Menschlichen parallel setzen muß: die *Betonung des Malerischen*. So wertvoll das Stoffliche bleibt, so darstellenswert es um seiner eigenen Form und Bedeutung willen ist, es wird für den Künstler in steigendem Maße Teilerscheinung der Welt, ein Stück Farbe in dieser Welt, um das Licht und Luft ihre Wandelkräfte spielen lassen.

So wird im gleichen Maße, wie wir den Menschen für Sandrock wichtiger werden sehen, der Mensch Sandrock selber freier diesen Dingen gegenüber. Und es lacht uns der Maler an in heller Freude als Künder leuchtender Schönheit. Ja wirklich, das ist schön. Man muß sich nur von den gewohnten Vorstellungen freimachen, man muß lange in solch ein Bild hineinsehen, in dieses Rot und Grün der auf den Seitengleisen stehenden Wagen, wie das mit dem Grün des verkrauteten Bodens zusammengeht und droben in hellgraue und gedämpft blaue Töne der Luft hineinwächst; muß sich in die Lichtfluten hineinstürzen, die durch die Riesenfenster dieser Elektrizitätszentrale über das tausendfältig schimmernde Material der Maschinen hereinbrechen, oder muß auch aus dem dunklen Lokomotivschuppen hinausschauen durch den Rauch und den Dunst in das lichte Blau der freien Natur.

Manch einer mag noch zurückhaltend und verschlossen vor dieser Kunst stehen. Ihm ist die Kunst ein „Gefilde der Seligen", und es ist sein höchstes Glück, in geweihten Stunden dem Treiben der Welt und der lärmenden Gegenwart zu entfliehen. O, ich kenne diese Kunst, ich liebe sie mit ganzem Wesen, und noch nie ist es mir schwer gefallen, aus lärmendstem Gewühl den Pfad in ihre Einsamkeit zu finden. Aber ich meine, *wir sind es dem Leben schuldig, daß wir die in seiner heutigen Form liegende Schönheit entdecken*. Wir sind es schuldig den Tausenden, die in dieses Leben hineingezwungen sind, von denen dieses Leben so viel Dienst heischt, daß ihnen die Kraft nicht mehr verbleibt zum Ritt ins romantische Land, die sich nicht im Jungbrunnen einer von allem zeitlich Begrenzten befreiten Kunst stark baden können für die Qual des Tages. Gelingt es uns nicht, diesen Millionen von Mühseligen und Beladenen die Schönheiten aufzuweisen, die auch ihr Leben besitzt, so müssen sie von diesem Leben erdrückt und zermalmt werden.

So ist die Eroberung dieser Welt für die Kunst nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine soziale — eine edelmenschliche Tat.



Die Berliner Herbstausstellung

Das Vorwort des Kataloges sagt, daß diese Ausstellung bereits vor der Scheidung, die im letzten Sommer die Berliner Sezession zerstörte, beschlossene Sache war. Ein Teil der Ausgetretenen — die Gruppe Cassirer — hat nun diese Ausstellung zusammengebracht. „Die Idee war, in dieser Herbstausstellung einen Sammelplatz für alle augenblicklichen künstlerischen Bestrebungen bis zu den allerjüngsten zu schaffen und ringenden Talenten Gelegenheit zur Öffentlichkeit in weitgehendem Maße zu geben."

Paul Westheim, der als leidenschaftlicher Parteigänger alles „Modernen" die Berichte über das Berliner Kunstleben in der Frankfurter Zeitung schreibt, beginnt seinen Aufsatz in diesem Blatte (27. November 1913) mit folgenden Ausführungen:

„Der Katzenjammer, der einen nach dieser Ausstellung befällt, ist die Folge jener verwirrten und verwirrenden Unrast, in der man einen gewichtigen Teil der Berliner Künstlerschaft hier unklar und unsicher hin und her torkeln sieht. Dieser Mangel an Haltung, an Zielsicherheit zeigt sich in dem Schaffen des einzelnen ebenso wie in der Stellungnahme derer, die hier als Ausstellungsleiter, als Juroren ein Bild geben wollten von alledem, was in unserem Kunstleben v o r w ä r t s w e i s t. Leute, die nun seit Jahren schon das Revoltieren als eine Art Nebenberuf betrieben haben, erhielten dank jener bedauerlichen Konstellation, der die Berliner Sezession zum Opfer gefallen ist, die schrankenlose Macht, einmal zu zeigen, was ihnen im Gegensatz zu den arrivierten Meistern der gewesenen Sezession als wesentlich und bedeutsam erscheint — und dargeboten haben sie, wenn man von Munch und Picasso absieht, ein Kunterbunt von wenig Bedeutendem und vielen, sehr vielen Erscheinungen, die nicht einmal als Experimente interessieren.

Berlin, wie hier wieder einmal handgreiflich zu fassen, ist keine leichte Stadt für den Künstler. Es ist reich an Antrieben, zum Bersten voll von Impulsen, die den Kühnen und Starken, den, der Halt in sich hat, der sich auf seinem festen Boden nicht ins Wanken bringen läßt, fortreißt zu den gewaltigsten Auswirkungen. Diese Bestie von Stadt ist ein Ansporn für den Gehaltvollen, den sie stachelt, sein Letztes zu geben, den sie treibt und peitscht, bis er über sich hinaus ins Monumentale wächst. Aber sie ist mit ihrer Gier nach den Attraktionen und Sensationen, mit ihrem Heißhunger nach dem Clou und der Nouveauté eine gefährliche Verführerin für das ringende, das seiner Fähigkeiten noch nicht ganz bewußte Talent. Mit jedem Tag muß es sehen, mit allen Sinnen empfinden, wie in diesem atemlos hetzenden Getriebe alle Widerstände versinken vor dem, was als Nouveauté die verblüfften Augen an sich reißt. Selbst Nouveauté zu werden, wird gar zu leicht eine der Vorstellungen, die sich verderblich in die Schaffensziele einmischen. Das Resultat sind Arbeiten, in denen die neueste, die aktuellste der Strömungen zur Schau getragen wird."

Ich füge gleich den Schluß an:

„Darf man diesen Verzweiflungsschritt, diese Flucht vor dem Übermaß alles dessen, was als Überlieferungswerte, was als Reize aus allen Ländern und Zonen, allen Epochen und Kulturgebieten auf den heutigen Künstler einströmt, einmal symbolisch nehmen? Schleppen sehr viele der Maler, die in dieser Ausstellung beisammen sind, sich nicht ab an dem gleichen Leiden? Ist es nicht die nämliche Überfütterung, die nämliche Unrast, die sie von Saison zu Saison, von Spiel zu Spiel treibt? Ist es Berlin, ist es ein Weltschicksal, das uns da einen Bankrott des Vielwissens und Vielgeschäftigseins erleben läßt?"

Es ist für unsereinen ein merkwürdiges Gefühl, so auf der Gegenseite Ausführungen zu lesen, die sich im wesentlichen mit dem decken, was man selbst schon seit Jahren verkündet hat. Ich halte es für durchaus überflüssig, an dieser Stelle auf die Leistungen in dieser Ausstellung im einzelnen einzugehen. Bemerkenswert ist nur, daß der Norweger Edward Munch, der seit Jahren durch seine teils ganz flächenhaften, in Farbe und Form außerordentlich ge-

waltsamen, einen krassen Naturalismus mit einer nicht minder krassen Mystik einigenden Bilder auffiel, hier mit seinen für die Aula der Universität in Christiania bestimmten Fresken als ein ganz Neuer erscheint. Angesichts der drei großen Bilder des untergehenden Sonnenballs, des einem Knaben die Schönheiten seiner Heimat wie im aufgeschlagenen Buch weisenden Vaters und der ihr Kind in stolzer Kraft säugenden Mutter wird man von einem starken monumentalen Geiste sprechen müssen, trotz aller Einwendungen, die sich innerlich gegen die Art der Darstellung erheben. Der Widerspruch richtet sich gegen das Skizzenhafte der Ausführung. Denn Skizze und Monumentalität sind innerlich sich aufhebende Begriffe. Wie der Monumentalbau architektonisch nach dem dauerhaften, in sich gefestigten und fertigen Material verlangt, so heischt auch das monumentale Bild naturgemäß eine malerische Fassung, die alles das vermeidet, was als Impressionismus des Augenblicks wirken kann. So haben es denn auch alle großen Monumentalmaler aller Zeiten gehalten. Ich bin im übrigen überzeugt, daß gerade in der großen Halle das Skizzenhafte den Eindruck noch mehr schädigen muß. Aber das ist ohne weiteres zuzugeben, daß in diesen drei Bildern der Geist des Dekorativen, der so viel Unglück in unserer neueren Kunst angerichtet hat, einmal seine fruchtbare Seite zeigt.

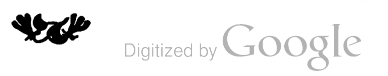
Dann enthält die Ausstellung drei größere Bildergruppen von drei Künstlern, die als abschreckende Beispiele dienen können. Das mit allen Gewaltmitteln emporgepeitschte Talent Max Beckmann offenbart seinen erschreckend frühzeitigen Bankrott in Bildern von einer peinlichen Leere und verletzenden Gewaltsamkeit.

Für Max Pechstein ist die Kritik zu einer Reklametrommel geworden und hat erreicht, daß er, der scheinbar allem ins Gesicht schlägt, was gefallen kann, nun schon über zwei Jahre der Modegötze von Berlin WW ist. Pechstein läßt sich diesen Ruhm etwas kosten, indem er sich wandlungsfähiger zeigt, als das durchtriebenste Pariser Schneidergehirn. Vielleicht daß das jetzt ausgestellte Abendmahl doch zur Erkenntnis verhilft, daß selbst die anmaßendste Atelierdreistigkeit auf die Dauer nicht ausreicht, als stürmische Genialität zu gelten.

Der Fall Pablo Picasso versöhnt schier durch seine unfreiwillige Komik. Der erwähnte Kritiker Westheim sagt: „Picasso ist, wenn man aus dem Munchsaal kommt, nur ein gesteigerter Intellekt. Ein höchst eindrucksfähiger und klug wählender Kunstverstand, der in allen Traditionen Bescheid weiß und mit einem fabelhaften Instinkt für das Besondere das findet, was der Nervosität der heutigen Zeit am weitesten entgegenkommt."

Es ist also darin doch wohl zugegeben, daß auch dieser Künstler lediglich versucht, den übelsten Instinkten der Menge zu schmeicheln. Und das ist überhaupt das Kennzeichen der ganzen Ausstellung. Man täusche sich doch nicht über solche einfache Tatsachen hinweg, daß diese Instinkte eines übernervösen, auf stets neue Kitzeleien erpichten, innerlich durchaus haltlosen, verlogenen, snobistischen Berlin WW doch um keinen Deut wertvoller sind, als die des niedrigsten und gewöhnlichsten Philistertums. Die letzteren haben im Gegenteil noch einen Wert des Beharrens für sich, ein Moment der Ruhe, das von den wirklich Lebendigen und Strebenden viel leichter abgewehrt und überwunden werden kann, als diese verzehrende Gier. Es ist geradezu ein Jammer, Jahr für Jahr tüchtige Begabungen sich in immer neuen Moden krampfen zu sehen, nur um die Aufmerksamkeit dieses elenden Kunstpöbels auf sich zu lenken. Man muß es gesehen haben, wie ein ursprünglich ganz ordentliches Talent wie Theo von Brockhusen sich wie ein wahnsinniger, wilder Mann gebärdet, der durch die Vermengung von Greco und van Gogh nun gleich von zwei Seiten her den Rekord der Modernität schlagen möchte. Man muß sehen, wie ein Erbslöh seine ganz natürlich und vernünftig gesehenen weiblichen Akte mit einer grünen Patina beschmiert und einem nun einreden will, auf die Weise entstehe dekorative Monumentalität.

Doch ich wollte ja von den einzelnen Bildern nicht sprechen. Man fühlt ordentlich, wie alle herumschielen, ob nicht irgendwo ein neuer —ismus auftaucht, durch den man diesem geistigen Parvenüpöbel die klingende Quittung für einen neuen Nervenkitzel abluchsen kann. Storck



Die Germania mit dem Stülpnäschen

Darf eine Germania mit dem Stumpfnäschen der Pariserin gebildet werden? Diese Streitfrage wird jetzt vor einem Pariser Gerichtshof verhandelt. Der Fall scheint uns aus mancherlei Gründen wert, hier nach dem Bericht der „Frankf. Ztg." mitgeteilt zu werden.

„Ein Frankfurter Kunstliebhaber bestellte vor acht Jahren bei dem weltbekannten Pariser Juwelierhaus Falize die Statuette einer ‚Germania', in Elfenbein und Metall auszuführen. Herr Falize wandte sich an den Bildhauer Bartholomé, den Schöpfer des ‚Monument aux morts', um einen Entwurf von ihm zu erlangen. Herrn Bartholomé machte der Auftrag einige Skrupel. Am 20. April 1905 schrieb er also an Falize einen sehr verklausulierten Brief. Er könne als Germania nur das Deutschland der Renaissance, das heißt eine Germania als Beschützerin der Künste darstellen. ‚Wenn eine Verwechslung möglich wäre,' heißt es wörtlich in dem Briefe, ‚wenn man nach den Verzierungen einer andern Epoche nur einen Augenblick vermuten könnte, es handle sich um das Deutschland von heute, dann ziehe ich vor, auf die Ausführung des Werkes zu verzichten ...' Man mag dieses Empfinden Bartholomés begreifen; aber man begreift dann nicht, wie sich dieses feine Empfinden mit den Festen verträgt, die Bartholomé sich in Düsseldorf bereiten ließ. Das Feilschen um vier Jahrhunderte Zeitunterschied in einem Sinnbilde Deutschlands berührt wie eine kleinliche Gewissensrettung vor der Öffentlichkeit. Doch das ist Bartholomés Sache. Der Auftraggeber und Herr Falize ließen ihm übrigens alle Freiheit. Denn der Frankfurter Kunstliebhaber scheint selbst kein Freund des heutigen Deutschland zu sein. Wenigstens schrieb Falize an Bartholomé, der Auftraggeber wolle eine Germania, die das mittelalterliche Deutschland darstelle, da er das moderne hasse, das von Preußen in einen eisernen Ring geklammert sei; er, der Sohn einer ehemals freien deutschen Stadt, wolle in dem Bildwerke nur die Vergangenheit und die Kunst verherrlicht sehen. Der Bildhauer lieferte sein Modell an den Goldarbeiter ab und erhielt dafür 10000 Franken. Die fertige Statuette kostete 80000 Franken. Sie wurde im Salon von 1911 ausgestellt, und zwar unter dem Titel ‚Renaissance protectrice des Arts'. Der Name Bartholomés wurde dabei nicht genannt. Aber Herr Bartholomé fand, daß man mit seinem Entwurf sehr frei umgegangen war. Die Germania hatte rosige Wangen, statt der in blassem Elfenbeinton, den Bartholomé vorgeschrieben hatte; sie hatte statt des Stülpnäschens der Pariserin eine ernste griechische Nase; sie trug ein Ordensband, ihr Sockel war zu niedrig und mit den Wappenschildern deutscher Städte verziert. Kurz, Bartholomé fand sein Werk entstellt und er klagte auf 25000 Franken Schadenersatz."

Soweit die Vorgeschichte der Komödie.

Der Komödie??

Kann man sich wohl vorstellen, daß sich ein französischer Kunstliebhaber an einen deutschen Künstler mit einem ähnlichen Auftrag wendet?

Kann man sich einen Franzosen (überhaupt den Vertreter einer andern Nation) vorstellen, der einen ausländischen, ja national feindlichen Bildhauer angehen würde, um von ihm ein Symbol der Nation seines Feindes zu erhalten?

Kann man sich einen Franzosen denken, der die heutige Gestalt seines Vaterlandes gegenüber einem Feinde desselben schmäht, um es diesem zu ermöglichen, ein Symbol für eine ihm innerlich fremde Sache zu schaffen?

Schwer ist zu entscheiden, wer in dieser „Komödie" die traurigste Figur spielt. Der „deutsche Kunstliebhaber" gar ist wunderbar edel gewachsen: als Kunstliebhaber und erst recht als Deutscher. S.





Parsifal-Vorspiel

Von Karl Storck

Wir treten ins neue Jahr mit den weihevollen, geheimnisreich umspielten, dann aber auch wieder so entschieden selbstbewußten Klängen des Vorspiels zu Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“. Man mag es symbolisch fassen als Eintritt in einen neuen Zeitabschnitt, der der Gesamtheit wie dem einzelnen die Pflicht aufdrängt, zurückzuschauen auf das Geleistete, und vorwärts zu blicken auf das in jedem Falle weit höhere Maß des noch zu Leistenden.

Es ist dem Menschen nicht gegeben, sein ganzes Leben zu einem Festspiel machen zu dürfen. Selbst Gott hat erst gearbeitet, bevor er in Ruhe feierte. Ein ähnlicher Gedanke des Lebensplanes ruht in aller Menschheit. Überall sehen wir das Streben nach einem oft weit über das Sittliche ins Praktische hinaus gehenden Gesetze, das nach einer Reihe von Arbeitstagen einen Ruhetag nicht nur vergönnt, sondern gebietet.

Aber der hat den Begriff „Feier“ und „Fest“ nur in der niedrigen Form erfaßt, der ihn lediglich als Ausruhen von der Tätigkeit, als ein Unterbrechen der Arbeit versteht. So gewiß schon diese Freiheit vom Zwang ein Beglückendes hat, so sicher es schon ein Vornehmes, Edles ist, ganz von sich selbst aus bestimmen zu dürfen, was ich mit dem der Arbeit entzogenen Tage anfange, — das wahrhaft Festliche kann nicht in diesem doch im Grunde negativen Freisein von Last nnd Zwang, sondern nur in einer bejahenden Steigerung des eigeuen Seins und des ganzen Lebens liegen. Sonst müßte eigentlich der Schlaf, der alle Mühsal, alle Qual lösende, das Symbol des Festlichen sein.

So aber ist es das Jauchzen: ein freies, von keiner Not geheischtes Betonen unserer Kraft. Ich meine, den Festtag unterscheidet vom Arbeitstag, daß der Mensch an ihm nicht Arbeitender ist, sondern Schaffender. Die in ihn von Gott selbst hineingehauchte Gottähnlichkeit liegt in diesem Schöpferischen, ob

es auch begrenzt sei auf uns selbst, daß kein anderer etwas davon erfahren wird, als das Heimlichste unserer Seele. Schöpferisch an uns selbst, weil wir uns hinausheben über das vom Zwang der Welt Gebotene zu einem freien und freiwilligen Tun. Dieses Festliche ist für des Menschen Seele so bitter notwendig, wie das tägliche Brot für seinen Leib. Nur daß die Seele in ihrer Verwandtschaft mit dem Zeit- und Raumlosen dieser Nahrung nicht in so gebieterisch kurzen Zwischenräumen bedarf, wie der erdhafte Leib. Aber noch immer, wenn der Mensch gegen Unterdrückung und grausame Tyrannei sich empört hat, in allen Revolutionen gellte der entfesselte Schrei der Menschheit nicht nur nach Brot, sondern auch nach Spiel. Und wer im Buch der Geschichte zu lesen vermag, sieht, daß überall und immer, wo die Unterdrücktheit sich mit Erfolg auflehnte gegen die Lasten der Gewalt, der seelische Hunger die stärkere Triebkraft war.

Die schönste Frucht, die auf dem von dieser seelischen Lebensnot durchackerten Felde reifte, ist die Kunst. Sie ist gleichzeitig die Frucht dieses Verlangens nach Festlichkeit und der höchsten Festentfaltung im einzelnen Menschen. Entsteht doch das wahre Kunstwerk nur dann, wenn sich die völlige Freiheit von allem äußeren Zwang eint der höchsten Notwendigkeit eines innerlichen Müssens. Nichts von dem, was zu dem gleichzeitig lähmenden und aufpeitschenden Begriffe „Kampf ums Dasein" gehört, wirkt mit bei der Schöpfung des wahrhaften Kunstwerkes. Der Künstler stellt sich geradezu außerhalb des Arbeitsgesetzes zu einem schrankenlosen Freisein von dieser schwersten Menschenpflicht, und gerade weil er so frei ist, erliegt er dem Zwang der Not, diese seine Freiheit schöpferisch zu gestalten für die Menschheit.

Denn auch der Künstler steht unter dem Zwang der Welt, und wenn das Wesentliche des Genies gerade darin liegt, daß ihm die Gnade verliehen ist, sich leichter zur höchsten seelischen Freiheit hindurchzuringen als ein anderer, so stellt sich im künstlerischen Schaffen selbst wieder der Zwang ein bei der Umsetzung des seelischen Erlebnisses in eine mitteilbare Form. Das war es, was Lionardo da Vinci meinte, wenn er sagte, es könne um so schwerer ein vollendetes Kunstwerk entstehen, je schwerer, je materieller das Material sei, in dem es zur Form gelange. Darum eben gelangt die absolute Musik auch viel leichter zu einem vollendeten Werke, als jede andere Kunst, weil auch ihr Mitteilungsmaterial am befreitesten ist von aller Erdenschwere.

Alle diese geschilderten Umstände erklären, warum es so selten dazu kommt, daß der Menschheit diese höchste Festesoffenbarung des vollkommenen Kunstwerkes zuteil wird.

Nun aber — so wirft man ein — sind diese Kunstwerke ja da, unvergänglich und ewig in ihrer Schönheit, und darum auch in ihrer Kraft, Festlichkeit zu entwickeln.

Gemach! Das Kunstwerk allein vermag nicht das Fest zu geben, es muß erlebt werden. Und nur der, der es erlebt, wird seiner festlichen Herrlichkeit teilhaftig. Dieses Genießen ist das Reproduzieren des Kunstwerkes in uns selbst, und nur in der höchsten Entwicklung aller in uns schlummernden seelischen Kräfte der Freiheit, und nur in dem glücklichen Zusammentreffen dieser persönlichen Freiheitsstunde mit der Möglichkeit, ein Kunstwerk zu genießen, ist die Gelegen-

heit zum künstlerischen Feste vollkommen. Darin liegt der unvergleichliche Wert jenes persönlichen Verhältnisses zur Kunst, das sich dadurch einstellt, daß ich mir ein vollendetes Kunstwerk in die unmittelbare persönliche Umgebung zu rücken vermag. Sei es, daß ich ein Originalwerk der bildenden Kunst besitze; sei es, daß ich meine musikalische Kraft dahin entwickelt habe, ein Tonwerk unter meinen Fingern erstehen zu lassen; sei es, daß ich meine Fähigkeit zu lesen so hoch gesteigert habe, daß sich mir die toten Buchstaben des gedruckten Werkes zum blühenden Worte verlebendigen.

Aber es liegen in der Natur des Kunstwerkes zwei Lebensbedingungen, die die Möglichkeit, so als einzelner durch die eigene Kraft künstlerische Feste zu erleben, aufs ärgste beschneiden. Es liegt nahe, daß großes Kunsterleben großer Ausdrucksmittel bedarf, um zur Gestaltung zu kommen. Der Künstler braucht dafür Kunstformen, die nicht mehr im Bereiche der technischen Reproduktionsfähigkeit des einzelnen liegen. Sicher hängt das aufs engste auch mit der sozialen Natur des großen Kunstwerkes zusammen. Diese soziale Natur des großen Kunstwerkes wirkt wie eine Schuldzahlung des Künstlers an die Menschheit, deren Arbeitsgesetz er sich entzieht, um in Freiheit Kunst zu schaffen. Das große Kunstwerk wendet sich fast immer an die ideale Gesamtheit und vermag nur in ihr idealen Gesamtheit voll erlebt zu werden.

Für die Neuzeit hat diesen Gedanken am tiefsten erfaßt Richard Wagner, und entsprechend seiner ursozialen Natur wurde ihm die Verwirklichung dieses sozialen Gedankens der Kunst zur höchsten Lebensaufgabe. Ein festliches Werk einem festlichen Volke in festlicher Vollendung darzubieten, das ist der Kern seines Festspielgedankens, das ist die eigentliche Idee von Bayreuth. Seit den Tagen der Blütezeit des griechischen Theaters war dieser künstlerische Festgedanke für das Theater nie wieder so groß gedacht worden, und jedenfalls nur ganz selten für die Kunst überhaupt. Einige bildende Künstler der Renaissance haben diese festliche Idee der Kunst voll erfaßt: Lionardo da Vinci, Michelangelo, den es darum zum Allkunstwerk größten Stils drängte. Aber was die höchste Schönheit der Renaissance ausmacht, verhinderte gleichzeitig die Verwirklichung dieser höchsten Festleistung der Kunst: das Gesamtleben sollte für diese Renaissancekünstler zum Kunstwerke werden.

Es mag — aus manchen Erinnerungswerken der Renaissance tönen solche Klänge — in einzelnen Stunden gelungen sein, das Leben selbst zum Kunstwerk zu gestalten; um so elementarer, vernichtender, grausamer brach dann die wilde Naturkraft des Lebens durch. Denn gerade dieses reale Leben verträgt jene höchste Freiheit nicht, die die Geburtsstunde des Kunstwerkes ist. Aber zum erstenmal empfing doch in dieser Zeit die Menschheit wieder Kunstwerke, die ganz und nur Kunst waren, ganz um ihrer selbst willen da, ganz in sich selbst stehend, aus sich selbst lebend für alle Zeit. In einigen Bildern Raffaels ist diese Selbstverständlichkeit, dieses ganz in sich Beschlossensein so überwältigend da, daß sie wie außerhalb des Lebens stehen und sich aus diesem Leben heraus kaum ein Weg zu ihnen findet, während sie einem einzelnen in seiner begnadeten Festesstunde zum Leben selbst werden können. Da versinkt einem vor der heiligen Cäcilie in der Galerie

zu Bologna die ganze Umgebung, die Zeit steht still, das Gefühl des Raumes verschwindet, der goldene Rahmen des Bildes umschließt alles, was einem von der Welt noch gilt! Die Welt der Seligen ist herabgekommen mit heiligem Schauer und wunschlosem Wohlsein.

Die heilige Cäcilie! Mit der Kirchenmusik sind sicher am häufigsten solche höchsten Festwirkungen der Kunst erzielt worden. Und wenn sie dort ersteht, wo der schaffende Künstler sie geschaut hat, dann tritt hier eine Vereinigung der festlichen Kräfte zusammen, wie sie sonst kaum zu erzielen ist. Im vollendet künstlerischen Raum haben sich die Menschen geschart als kirchliche Gemeinde, geradezu als Christenheit, festlich gewandet, festlich eingestimmt, gehoben und geläutert durch die Gnadenmittel der Religion, in einem Gedanken vereint, einig im Gefühl, eins in der Sehnsucht. Und die Wellen des Gefühls schweben von einer Seele zur anderen, sie wallen ineinander, mengen sich und verdichten sich zu den Fluten der Töne. Selber unfaßbar und doch in die sinnliche Welt hineingebracht, in übermenschlicher Sprache, in Formen, die nur einer Gesamtheit erreichbar sind (Mehrstimmigkeit) und doch von jedem einzelnen als Ganzes aufgenommen werden können, künden sie das Empfinden der Allgemeinheit mit einer Schönheit und Kraft, wie sie nur dem gesteigerten Empfinden eines einzelnen möglich ist. Nicht nur der aus der Kunstarbeit von Jahrhunderten herausgewachsene Gottesdienst der katholischen Kirche, nicht nur die schier erdrückend große Form, in der ein Joh. Seb. Bach seine Passionsmusik als Seelendrama schaute, zeigt diese Größe und Herrlichkeit des kirchlichen Allkunstwerkes, auch die Naturvölker kennen nach den übereinstimmenden Berichten aller Reisenden bei ihren Gottesdiensten diese überwältigende Wirkung festlicher Kunst.

Aber das eine dürfen wir nicht übersehen: die Kunst ist hier Dienerin, Auslöserin einer von anderen Kräften geschaffenen Stimmung. Es ist ein unvergleichlich hohes Dienen, aber ein Dienen bleibt es. Und darum war die Absicht der Renaissancekünstler im Hinblick auf Kunst unendlich größer. Den Künstler, der das Leben in seiner ganzen Not und Qual erlebt und durch die Stärke dieses Erlebens die Kraft gewinnt, vom Leben zu erlösen, — die Kunst, die so reines Kunstwerk und zugleich höchster Lebensinhalt und herrlichste Lebensgestaltung ist, hat erst der deutsche Geist erfühlt und erstrebt. Gerade aus dem Volke, das die schwersten Lebensschicksale erduldet hatte, bei dem sich vielen Gegenmächten der Natur reiches Unglück der Geschichte einte, um es möglichst lange im Werkel- und Arbeitstage niederzuhalten, ist diese stärkste Sehnsucht nach der Festesstunde des Lebens herausgewachsen. Und während noch in den beglückteren Ländern ringsum die Kunst nur Unterhalterin und günstigenfalls Verschönerin des Lebens war, während sie dort nicht darüber hinauskam, ein Vergnügen des Verstandes und Witzes oder eine Lust der Sinne zu sein, wurde sie durch Goethe und Beethoven bei uns zum stärksten Ausdruck des Lebens selber.

Schiller, der von den Künstlern der Zeit am stärksten das Volk als Nation empfand und — schon der jünglinghafte Dichter der „Räuber“ bestätigt das — am klarsten das Empfinden der sozialen Mächte der Kunst besaß, suchte naturgemäß dieses hohe Kunstideal in der sozialsten Form der Kunst zu verwirklichen,

im Theater. Den Gedanken Schillers am klarsten zu Ende gedacht und mit einer Energie, für die keine Bewunderung zu hoch gegriffen ist, gegen eine Welt von Widerständen in die Tat umgesetzt hat Richard Wagner mit seinem Allkunstwerke und seinem Festspielhaus in Bayreuth.

Es gibt kein anderes Kunstwerk, das so vieler Faktoren bedarf, um zur Mitteilung an die Welt zu gelangen, wie das Musikdrama. Schon um dieses Kunstwerk zu schaffen, muß als Schöpfer ein Wundermann erstehen, dem die Ausdrucksmöglichkeit in verschiedenen Künsten gegeben ist; oder es muß das fast noch Wunderbarere eintreten, daß zwei verschiedene künstlerische Persönlichkeiten sich im gleichen künstlerischen Sinne zusammenfinden. Aber selbst wenn das Werk geschaffen ist, vermag es nur durch das Zusammenwirken zahlreicher Kräfte in Erscheinung zu treten. Es teilt mit dem Drama die Anforderungen an die Bühne, an Regie und Szene. Dann verlangt es eine große Schar reproduzierender Künstler, die nicht nur gute Schauspieler, sondern auch gute Sänger sein sollen, die also auch ihrerseits wieder zwei weit voneinander abliegende künstlerische Fähigkeiten der Reproduktion in sich vereinigen müssen. Dazu der verwickelte Apparat des Orchesters, und das alles nur dann zum Zusammenwirken fähig, wenn immer die Gesamtheit vom gleichen Rhythmus beseelt ist. Nicht nur daß die Schöpfung eines wirklich künstlerischen Musikdramas so schwere Vorbedingungen stellt, die sicher nur in weiten Zeitabständen einmal werden erfüllt werden können, auch das vollendete musikdramatische Kunstwerk kann nur so schwer zu einer vollkommenen Aufführung gelangen, daß selbst die einzigartigen Vorbedingungen, wie sie Richard Wagner in Bayreuth geschaffen hat, dafür keine sichere Gewähr bieten.

Wohl aber hat Richard Wagner mit dem Gedanken „Bayreuth“ die Vorbedingungen zur Festlichkeit der das Kunstwerk Empfangenden in außerordentlicher Weise erhöht. Ganz entschieden liegt der höchste Zauber, den die in Bayreuth Versammelten empfangen, in ihrer eigenen festlichen Einstimmung, in dieser Verdichtung ihres ganzen Seins und der Umgebung, in der sie sich bewegen, auf den einen Willen, ein Fest der Kunst zu erleben. Aus dem Gedanken heraus, daß diese Kraft Bayreuth niemals geraubt werden kann, habe ich hier im Türmer immer davor gewarnt, so viele gute Arbeit, so vielen schönen Idealismus in der Protestbewegung für den „Parsifal“ zu verschwenden. Denn eine Verschwendung bleibt eine solche Arbeit, die von vornherein aussichtslos sein muß, weil sie den natürlichen Lebensgesetzen zuwiderläuft. Die Verlängerung der Schutzfrist von dreißig auf fünfzig Jahre — es gibt Gründe für und dagegen — wäre ja keine Lösung gewesen. Denn wir glauben so an die Dauerkraft des Wagnerschen Kunstwerkes, daß man dann eben zwanzig Jahre später vor dem gleichen Falle gestanden hätte. Dagegen aber, daß spätere Geschlechter ihren Willen einem Kunstwerk gegenüber durchsetzen, ihre Art, dieses Kunstwerk besitzen zu wollen, zur Geltung bringen, kann kein Kunstwerk geschützt werden. Es hat auch deshalb keinen Anspruch darauf, weil es mit seiner Loslösung vom Künstler ins Leben eingetreten ist und den allgemeinen Entwicklungsgesetzen des Lebens damit unterworfen wurde.

Nur wenige Tage noch, und die Glocken des Gralstempels hallen durch viele deutsche Theater. Werden es geweihte Glocken sein? Die Frage darf uns nicht bange machen. Ja, es werden Weiheglocken sein! Auch dann, wenn sie von ungeweihten Händen geschwungen werden, weil der Glockengießer ein Reiner war. So wahr der „Parsifal“ ein reines Kunstwerk ist, so wahr werden ihn Reine allerorten als reines Kunstwerk zu erleben vermögen. An uns liegt es darum, dieses edle Kunstwerk wie jedes andere echte Kunstwerk zu schützen gegen die gemeinen Instinkte der Welt. Der stärkste Schutz ist unsere Art, es zu erleben. Machen wir uns stark für dieses künstlerische Erlebnis, auf daß wir es selber empfangen, auf daß wir selber in ihm und mit ihm ein Fest erleben und festlich werden, dann ist jede Parsifal-Aufführung für uns ein Festspiel, und wir werden von ihm die Kraft gewinnen, unsererseits Ausstrahlungspunkte einer festlichen Kraft zu werden für alle jene, die mit uns in Berührung kommen.

Eine Geschichte der Oper

Eine Geschichte der Oper gehört schon lange zu den dringlichsten Wünschen der Fachwissenschaft und doch wohl auch der unzählbaren Opernfreunde. Seitdem die Oper besteht, hat ihr eigentlich die leidenschaftliche Liebe des breiten Publikum gegolten, weil sie zahlreichere Sinne des Menschen anspricht, als irgendeine andere Kunst. Dann ist sie die äußerlich vornehmste aller Unterhaltungsformen, kostbarer, höfischer, als das Theater, und der Zauber, den die Virtuosität zu allen Zeiten ausgeübt hat, geht von der Oper noch stärker aus, als vom Konzertsaal.

Diese Einstellung kommt natürlich auch einer geschichtlichen Darstellung der Oper zugute. Auch vor dem historisch wenig Bewanderten tauchen in der Verbindung mit der Oper nicht nur neben Namen und Schicksalen zahlreicher Komponisten die viel „interessanteren“ abenteuerreicher Sängerinnen und Sänger auf. Das höfische Leben erscheint im Hintergrunde. Dann weiß jeder, daß es über diese Kunstform zu den leidenschaftlichsten Meinungskämpfen gekommen ist, und daß gerade dadurch längst verschollene Werke zu einer gewissen Bedeutung auch für die Gegenwart gelangen. Es sind also zahlreiche, außerordentlich günstige Vorbedingungen für eine Geschichte der Oper, die sich an den weiten Kreis der Musikliebhaber wendet, vorhanden.

Um so merkwürdiger ist es, daß diese Geschichte der Oper noch immer nicht geschrieben ist. Denn ich glaube nicht, daß das soeben erschienene Buch „Die Oper“ von Oskar Bie (Berlin, S. Fischer; Pappband 25 M, in Leder 35 M) die Erwartungen erfüllen, das Verlangen befriedigen kann. Äußerlich ist es eine glänzende Erscheinung: ein großes Lexikonformat, in Papier und Druck ausgezeichnet, mit hundertsechsunddreißig Abbildungen und elf handkolorierten Tafeln. So erinnert das Buch lebhaft an des gleichen Verfassers Werk über den Tanz.

Ein auch als Vortragender sehr beliebter rheinischer Schriftsteller von Ruf erzählte mir über dieses Buch vom Tanz ein charakteristisches Erlebnis. Er hatte einen Vortrag über den Tanz übernommen und hoffte nun die ausgiebigste Belehrung in diesem äußerlich so kostbaren Werke zu finden. Nach der Lektüre mußte er sich gestehen, zwar eine Reihe sehr angeregter Stunden mit einem nur allzu bewußt geistreichen Manne verplaudert und dabei eine Masse

der verschiedensten Dinge gehört zu haben, aber etwas Zuverlässiges über die Entwicklung des Tanzes, die Rolle, die er zu den verschiedensten Zeiten gespielt hatte, ja die Eigenschaften der verschiedenen Tänze, wußte er nicht.

Ich glaube, mit dem Buche über die Oper wird es den meisten Lesern ebenso gehen. Der Verfasser verspricht übrigens nicht mehr. Einige Sätze aus dem einleitenden Abschnitte mögen das belegen. „Ich will noch einmal, ehe ich alt werde, dies heiter-ernste Theater an mir vorüberziehen lassen, das mir so oft das lieblichste und so oft das rührendste Erlebnis gewesen ist. Als junger Wagnerianer sah ich darin alles, was mich von höchsten Idealen bewegen konnte, und jetzt, bei Mozart und Verdi, sehe ich darin alles, was mir vorbeischwebte und im Dämmern des Lebens verloren ging ... Ich mache in den Jahren, da ich dies schreibe, auf nichts Anspruch, als eine persönliche Aussprache über ein Gebiet menschlicher Kultur, der ich mich reproduktiv nahe fühle, weil ich sie produktiv nicht leisten konnte. Immer ist das Schreiben die Rache am Schaffen."

Dieser letzte Satz enthüllt eine merkwürdige Einstellung, der man sonst zuallererst bei „Künstlern" begegnet, wenn sie sich über einen „Kritiker" erzürnt haben. Dann sehen sie in diesem Kritiker lediglich den gescheiterten Künstler, der sich gewissermaßen dafür rächt, daß es bei ihm nicht gereicht hat. Daß das „Schreiben" ein Ausfluß höchster Freude oder gewaltigen Zornes sein kann und in seiner Art genau so produktiv wie das künstlerische Schaffen selbst, daß es beim Historiker aus der Fähigkeit, vergangene Zeiten lebendig neu erstehen zu lassen, heraus wächst, liegt doch viel näher. Doch hören wir weiter Bie: „Aber wie nun darüber schreiben? Die bloße Geschichte dieser Kunstgattung zu erzählen, habe ich nicht Grund genug, noch die Geduld ... Ich kann nicht eine trockene Geschichte einer lebendigen Kunst nacherzählen, und gar die Geschichte einer Kunst, deren Wesen es ist, daß sie eigentlich gar nicht als Geschichte, sondern mehr als Spirale sich abspielt."

Das Buch wird von dem Satz eröffnet: „Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk", ein Satz, der nicht aus dem Erleben gewonnen ist, sondern aus der ästhetischen Spekulation. Bie hält ihn aber für tiefstes Erlebnis und schreibt darum auch: „Die Paradoxie der vereinigten Künste verführte die genialsten Meister immer wieder zum Schaffen, sie verführt auch den ärmsten aller nachzeichnenden Schriftsteller, sich von ihr aus einem Stoff zu nähern, den er in seinen festen Umrissen abzukonterfeien schaudert."

Der erste Teil dieses Satzes ist nicht wahr. Es gibt auch nicht einen einzigen genialen Opernkomponisten, den die „Paradoxie der vereinigten Künste" zum Schaffen verleitet hätte. Jene, denen diese Paradoxie zum Bewußtsein gekommen ist, sind die sogenannten Reformatoren, und ihr Lebensziel bestand darin, diese Paradoxie aufzuheben. Für die anderen war die Oper eine beispiellos günstige Gelegenheit zur Musik. Sie haben in dieser Gelegenheit geschwelgt, aber sie nicht als eine Zwiespältigkeit, sondern als einzigartige Unterstützung ebenso dankbar empfunden, wie durch Jahrhunderte den Ritus der katholischen Messe.

Oskar Bie ist ein Mann von großem Wissen. Aber ich glaube, er sucht bei alledem zu sehr sich selbst und zu wenig die Sache. Es mag sein, daß die Ursache dieser Einstellung in der inneren Unzufriedenheit darüber liegt, daß er auf den von ihm behandelten Kulturgebieten „nichts produktiv leisten konnte", so daß bei ihm nun tatsächlich „das Schreiben eine Rache am Schaffen" wird. Es handelt sich nun darum, ob einem Leser seine Art der Reproduktion hinreichenden Genuß bietet. Es gibt sicher viele solche Leute, sonst wäre der Verfasser nicht ein so beliebter Schriftsteller. Jeder wird sich während der Stunden, die er dem Buche widmet — am besten ist es, wenn sie weit auseinander liegen —, sehr angeregt fühlen. Daß diese Anregung nachhaltig wirke, kann ich nach meiner Natur nicht behaupten. Aber da der Verfasser so stark als künstlerisch Reproduzierender auftritt, mag dieses Ausbleiben der Wirkung an meiner ganz anderen Art liegen. Es läßt sich über so etwas nicht rechten, sondern man kann nur berichten.

Zum Schlusse sagt der Verfasser: „Nur als ein Bekenntnis — so nehme man das Buch. Wem das genug ist, der ist mein Freund und wird gern übersehen, wo irgendein Fleck stehen geblieben sein mag.“ Vielleicht müßte dieser Satz doch eher so heißen: „Mein Freund ist, wem das genug ist“, in der Meinung, daß man der Art des Verfassers verwandt sein muß, um von diesem Bekenntnis genug zu bekommen. Noch sei der Schlußsatz erwähnt: „Im Trubel der Großstadt habe ich das Buch geschrieben. Hätte ich mit der Natur gelebt — ich hätte es nicht zu schreiben brauchen.“ Auch hier regt sich in mir der Widerspruch. Kann uns die Großstadt hindern, auch mit der Natur zu leben? Und ich blättere noch einmal zurück in die Einleitung, wo der Verfasser von sich selbst sagt, als junger Wagnerianer habe er in der Oper alles gesehen, was ihn von höchsten Idealen bewegte, und weiter bekennt, daß er jetzt bei Mozart und Verdi stehe.

Nun, Wagner wie Mozart und Verdi waren alle leidenschaftliche Naturfreunde, und ihr ganzes Wesen, ihr Lebenswerk ist nur von dem voll zu erfassen, der gleich ihnen immer und überall den Weg zur Natur findet. Man wird einem Manne, der so offen bekennt, daß ihn die Großstadt am Leben mit der Natur behindert habe, gewiß nicht das Recht bestreiten, seiner Art gemäß auch diese Kunst zu reproduzieren, aber gebieterisch erhebt sich der Zweifel, ob eine auf solche Weise entstandene Reproduktion außer der Wahrhaftigkeit des Reproduzierenden auch die gebotene Treue gegen das reproduzierte Werk besitzt. St.



Ein Mahnruf an die Presse

Paul Marsop, der verdiente Vorkämpfer für die musikalischen Volksbibliotheken, weist in der „Deutschen Musiker-Zeitung“ auf einen bösen Übelstand unseres öffentlichen Musiklebens hin, der sich bei gutem Willen der Presse leicht bessern ließe. „Nur wenige unter denen, die sich die geistigen Führer des Volkes nennen, haben eine deutliche Vorstellung davon, welch riesenweite Kreise im Guten wie im Schlimmen durch die öffentliche Unterhaltungsmusik beeinflußt werden können. Und doch kommt sie noch für Millionen nahezu als einzige — leider oft vergiftete — musikalische Nährquelle in Betracht — ungeachtet der manchenorts ins Leben gerufenen Volkssinfonie- und Volkschorkonzerte.“

Trotz dieser großen Wichtigkeit solcher Veranstaltungen für die künstlerische Volksbildung werden sie von der Presse kaum beachtet. (Der Türmer hat allerdings oft genug auch auf diese Seite unseres Musiklebens hingewiesen.) Die Fachblätter sehen hochmütig an diesen Konzerten vorbei; viel würde ihr Eingreifen ohnehin nicht wirken, da sie ja vom Publikum solcher Konzerte nicht gelesen werden. Sehr schlimm aber ist das allgemein übliche Verhalten der Tagespresse. Die Unterhaltungskonzerte spielen zwar im Anzeigenteil eine sehr wichtige Rolle, im redaktionellen Teil werden sie (zum Teil gerade deswegen) mit nichtssagenden Lobhudeleien eines unkritischen Reporters abgetan. Das ist geradezu eine Irreführung des Publikums und eine schwere Beeinträchtigung aller Versuche zur Besserung durch gute Unterhaltungskonzerte. Denn wie soll das Publikum unterscheiden lernen?

Marsop rät, sich immer wieder an die politischen Zeitungen aller Parteischattierungen mit einem aufklärenden Memorandum zu wenden, für das er folgende Fassung vorschlägt:

„Sehr geehrte Redaktion!

Die Frage der öffentlichen Unterhaltungsmusik wird zurzeit in pädagogischen wie in künstlerischen Kreisen aufs lebhafteste durchgesprochen. Allgemein erblickt man heute in der Musik einen Faktor, der auf das Gemüt förderſam oder nachteilig einzuwirken vermag. Gute und gut ausgeführte Musik kann das Fühlen eines Menschen veredeln, schlechte einen Hang zum Oberflächlichen, zum Frivolen nähren, ja zur Verrohung des Charakters beitragen. Solcher

Wertung der Tonkunst im ethischen Bereich tragen der Staat und das städtische Gemeinwesen dadurch Rechnung, daß sie sich in Unterrichtsanstalten jeglicher Art die Pflege der Musik, insbesondere des Chorgesanges, angelegen sein lassen. Über die Bedeutung der sinfonischen, der ernsten Chor- und der Kammermusik-Konzerte für die Kultur der Gegenwart braucht kein Wort verloren zu werden. Doch diese bei durchschnittlich steigender Qualität der Leistungen meist rühmenswerten Veranstaltungen kommen nur für einen verhältnismäßig geringen Bruchteil des Volkes in Betracht. Die Tausende, die in ihnen geistige Auffrischung, Anregung, Erhebung finden, sie verschwinden gegen die Hunderttausende, ja Millionen, die allein oder fast nur durch die schier unübersehbaren Darbietungen der öffentlichen Unterhaltungsmusik mit der Tonkunst in Fühlung stehen. Um diese Unterhaltungsmusik ist es jedoch zum ansehnlichen Teil noch recht schlecht bestellt. Billigerweise wird man hier die äußere Einrahmung der Veranstaltung, die Zusammenstellung der Vortragsordnung, die Ausführung der einzelnen Stücke nicht allzu scharf zu kritisieren haben. Aber gefordert werden muß auch für die öffentliche Unterhaltungsmusik, daß man bezüglich der Form und des Inhalts der Darbietungen wie der Art der Wiedergabe unter ein gewisses mittleres Niveau nicht herabsinke, — gefordert im wohlverstandenen Interesse der Volksgesundheit!

Dieses Niveau wird jedoch nur dann durchgängig erreicht und behauptet werden, wenn man die Öffentlichkeit im weiten und breiten darüber aufklärt, was an derartigen Veranstaltungen, wie sie heute stattfinden, tadelnswert ist und was Ermutigung und Förderung verdient. Eine derartige Aufklärung kann aber nur durch autoritative Persönlichkeiten, nur durch Musiker erfolgen, die sich in jeder Beziehung als Fachvertraute erwiesen haben und zugleich den Grad durchgearbeiteter Allgemeinbildung besitzen, der erforderlich ist, um bedeutsame Fragen des Volkswohls mit objektivem, gerechtem Abwägen alles Für und Wider und in allgemein verständlicher, eindringlicher Rede zu behandeln.

Sie würden also einem notwendigen, keinen Aufschub duldenden Werk der Volkserziehung Ihre Hilfe leihen, wenn Sie, sehr geehrte Redaktion, einem Ihrer bewährten Herren Fachberichterstatter nahelegen wollten, die der öffentlichen Unterhaltungsmusik zuzurechnenden Veranstaltungen von Zeit zu Zeit oder doch wenigstens einmal in einer zusammenfassenden Artikelreihe zu Zwecken der allgemeinen Aufklärung vom musikkritischen und sozialen Standpunkt aus zu beleuchten."

* * *

Wir geben im Türmer den Wortlaut dieses Schriftstücks, das natürlich je nach Ort und Zeit Abänderungen verträgt, mit der Bitte an unsere Leser, ihrerseits in diesem Geiste zu wirken und so ein wichtiges Werk künstlerischer Volkserziehung zu unterstützen.



Unsere Notenbeilage

bildet die musikalische Ergänzung zu den Ausführungen des an der Spitze dieser Abteilung stehenden Artikels. Es ist nur noch zu bemerken, daß diese gut spielbare Bearbeitung von Kleinmichel herrührt, der für den „Parsifal" den Klavierauszug mit Text, wie die Fassung für Klavier allein, in neuer Form bietet, die auch der technisch nicht so vorgeschrittene Liebhaber bewältigen kann (Mainz, Schotts Söhne).





Der Skandal

So und nicht anders mußte es kommen. Es gab schlechterdings keine andere Möglichkeit. In den Sternen stand es geschrieben: aus der Entgleisung eines kleinen Leutnants mußte ein Weltskandal werden. Belagerungszustand, Trommelwirbel, „Laden!", Patrouillen mit aufgepflanztem Gewehr. Wüste Verhaftungen und Einkellerungen, auch von Gerichtspersonen, die wohl nicht „auseinandergehen" wollten. Offener Konflikt zwischen den Zivil- und Militärbehörden, und — als ein Akt antiker Nemesis ins Modern-Militaristische übersetzt — ereilt die „aufrührerische" Elsässer Bevölkerung die verdiente Strafe in der Person eines „gelähmten Schuhmachers", den der Leutnant mit einem schweren Säbelhieb über den Kopf „kampfunfähig" macht. Weil dieser „Gelähmte" den Leutnant beleidigt haben — soll und sich seiner Verhaftung widersetzte.

Nein, in der Vorstellungskraft der militärischen Gewalthaber im „eroberten Lande" fand sich keine Auskunft, dem Ungeheuerlichen und dazu — vernichtend Lächerlichen vorzubeugen. Es gab ja freilich eine sehr naheliegende: die doch nun einmal der Bevölkerung zugefügte, noch dazu herausfordernd unterstrichene Unbill ehrlich als solche anzuerkennen, ihre „Rektifizierung" bekanntzugeben und den Leutnant in der einen oder anderen Weise für einige Zeit vom Schauplatz seiner Taten verschwinden zu lassen. Wäre ein solches Verfahren nicht der Würde des Deutschen Reiches angemessener gewesen, hätte es nicht beredteres Zeugnis von ruhigem Machtbewußtsein abgelegt, als die zur Schau getragene fieberhafte militärische Aufgeregtheit und Geschäftigkeit? Wer bei geringem Anlaß gleich zur Waffe greift, pflegt nicht gerade durch Mut zu imponieren. Die Leutnants, die sich in Zabern bei ihren Einkäufen in den Läden von Patrouillen mit aufgepflanztem Gewehr eskortieren lassen, sind kein erhebender Anblick für uns. Dafür hat der Janhagel seine ehrliche Freude dran.

Aber die militärische „Autorität" duldete kein „Zurückweichen"! Ja, wenn die „Autorität" sich ihrer selbst nicht sicher fühlt, und wenn es sich um die Alternative: zurückweichen oder vorgehen, wirklich handelte. Weder zu dem einen noch zu dem andern lag ein zwingender Anlaß vor. Dies ist ja eben das Unzulängliche: man wußte in seiner Anschauungs- und Vorstellungswelt keinen andern Weg, wußte nicht das eine zu tun und das andere nicht zu lassen, Öl auf die Wogen zu gießen und doch und erst recht geradedurch zu steuern. Begreift man nun, was jenes englische Blatt seinem Staunen Ausdruck geben ließ — über den Mangel an „Phantasie", der hier auf deutscher Seite in so verblüffender Weise zutage getreten sei?

Daß im Elsaß gewissenlose Hetzer am Werke sind, daß es dort mancherlei tückische Elemente gibt, die jede Gelegenheit wahrnehmen, alles Deutsche zu verdächtigen und herunterzureißen, braucht man uns nicht erst zu erzählen und immer wieder von neuem breitzutreten. Wir wissen das längst. Und — hätten uns längst damit abfinden müssen, ohne in unse-

rem seelischen Gleichgewicht gestört zu werden. Denn die Zahl der mit ihrer deutschen Reichsangehörigkeit ehrlich Unzufriedenen ist im Elsaß, wie jeder Kenner bestätigen wird, eine verhältnismäßig so geringe, daß zur „Konservierung“ der dort immer noch herrschenden Zustände und gar zum Aufkommenlassen solcher Skandale, wie der von Zabern, schon ein hohes Maß von Talentlosigkeit oder — um mit dem Engländer zu sprechen — Mangel an „Phantasie“ gehört. Gr.

*

Offiziöse Berichterstattung

Es ist geradezu unglaublich, was für „Schwupper“ dem mit dem offiziösen Nachrichtendienst im Deutschen Reiche betrauten Wolffschen Telegraphenbureau unterlaufen. Die Kritiklosigkeit scheint in diesem Institut nachgerade zum Prinzip erhoben zu werden. Den Vogel abgeschossen hat das genannte Bureau mit seiner Berichterstattung über Zabern. Es hat über die Vorgänge daselbst kurz hintereinander zwei Darstellungen in die Welt gesetzt, die sich aber auch in allen Punkten völlig widersprechen. Die „Deutsche Tageszeitung“, ein konservatives Blatt, hat durchaus recht, wenn sie (ihr militärfreundlicher Standpunkt tut hier nichts zur Sache) diese „zuverlässige“ Nachrichtenstelle mit den folgenden vernichtenden Worten abkanzelt:

„Man muß doch mit einiger Deutlichkeit betonen, daß dieser Fall der Berichterstattung des offiziösen Bureaus ganz unerhört liegt. Man kann vielleicht nicht verlangen, daß das Wolffsche Bureau überall erste und völlig zuverlässige Kräfte beschäftigt; aber man muß doch fordern, daß ein Telegraphenbureau, das eine Art Monopolstellung in Deutschland genießt, wenigstens in solchen kritischen Fragen nicht erst durch gröblich falsche Darstellungen die ganze Öffentlichkeit des In- und Auslandes dermaßen zuungunsten des deutschen Militärs und damit der deutschen Zustände im allgemeinen irreführt! Es ist ja sehr erfreulich, daß wenigstens die inländische Presse größtenteils in der Lage gewesen ist, die authentische Darstellung ebenso schnell zu veröffentlichen wie die erste; aber es bedeutet doch den Gipfel der Verwirrung, daß überhaupt in derartigen Zeitläuften solche irreführenden Meldungen vom Wolffschen Bureau weitergegeben werden können.“

Hätte das offiziöse Bureau die Zaberner Angelegenheit mit der selben gründlichen Sorgfalt behandelt wie etwa den Wohnungswechsel des Herrn Dr. Diederich Hahn, wäre so etwas freilich nicht passiert — —

*

Läppisch

Der Kronprinz — so berichtet eine Notiz der freiwilligen Höfischkeit für die Wißbegier der Gleichgestimmten — hat sich in seiner Villa in Langfuhr eine besondere Kunstdrechslerwerkstätte einrichten lassen mit Drehbank, Motor und allem anderen Zubehör. „Dem Vernehmen nach findet diese kunstgewerbliche Beschäftigung des Kronprinzen auch das größte Interesse seiner Gemahlin und seiner Kinder.“

Früher verstanden die preußischen Prinzen nach altem Brauch ein Handwerk. Das Wort Handwerk ziemt sich anscheinend heutigen Tages nicht mehr, um so weniger, als alles Kunst sein muß und nur die Hauptsache fehlt — das Künstlergewissen und die persönliche Handschrift des guten Meisters, die im alten Handwerk waren. Damit soll am wenigsten der Kronprinz getroffen sein, der sich einen richtigen Danziger Drechslermeister zur Unterweisung bestellt hat, wohl aber solche Art von prüde verschönerndem Bericht. Der auch noch die kleinen Kinder des Kronprinzenpaares das häusliche „Kunstgewerbe“ mit dem „größten Interesse“ beehren läßt — wär's nicht der eigene Vater, so dürfte es wohl nur ein gnädigstes, hochgeneigtes Interesse der jungen Prinzen sein. —

Arme, verjudaste Sprache! Wie schön war: „Handwerk“, wie unstolz ist: „Kunstgewerbe“. Ed. H.

*

Ganz deutsch

Ein Petersburger Bericht der „Deutschen Tageszeitung“ schildert die Beziehungen zwischen Rußland und Schweden und erzählt u. a.: Der schwedische Gesandte „General Brändström gründet, da sich in den anderen Vereinen auch finnländische Schweden befinden, eine besondere Schwedische Gesellschaft unter seinem Ehrenvorsitze und dem Vorsitze des Herrn Albert Herlitz, der deutscher Abkunft und mit einer Berlinerin verheiratet ist, aber aus seiner Deutschenfeindlichkeit kein Hehl macht, vor allem die deutsche Sprache auf den Versammlungen der Gesellschaft verpönt. Aus dieser Gesellschaft wird eine russisch-schwedische Handelskammer hervorgehen, und die Führer dieser Gesellschaft streben in erster Linie danach, dem deutschen Handel in Rußland Abbruch zu tun.“ H.

*

Großstadt = Grab?

Nicht des einzelnen, obgleich auch dieser einzelne in der Großstadt oft genug früher daran glauben muß, als „wär' er geblieben auf seiner Heimatflur“. Aber — der Familie, des Geschlechts. Nach einer Statistik des Dr. Dezsö in Ofen-Pest über die Frage der Familienerhaltung in Stadt und Land sterben die Großstädter spätestens mit der vierten Generation aus, zum wenigsten gilt dieser Satz angeblich für Berlin, Wien und Budapest. Danach würde es die Regel sein, daß es in solchen Familien, die dauernd in der Großstadt gelebt haben, zur Geburt von Ururenkeln überhaupt nicht mehr kommt. „Das würde“, bemerkt die „Kreuzztg.“, „einen sehr schweren Vorwurf gegen die gesamten sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse in den Großstädten bilden, und man sollte meinen, daß durch eine möglichst große Erleichterung der Verkehrsmittel auch den Großstädtern Gelegenheit geboten werden könnte, genug frische Luft außerhalb der Arbeitsstunden oder wenigstens an Feiertagen aufzunehmen. Am schlimmsten steht es freilich gerade um die kleinen Kinder, mit denen man keine großen Spaziergänge täglich unternehmen kann, und die daher jahrelang von der Stadtluft leben müssen. Dort würde dann auch der Grund dafür zu suchen sein, daß durch das Großstadtleben die Erhaltung der Familien untergraben wird. Alle andern Vorschriften für die Lebensweise, die Enthaltsamkeit von Alkohol und andern Reizmitteln, die Vermeidung einer vorwiegenden Fleischnahrung usw. würden nur Ungenügendes leisten. Die Erhaltung oder Schaffung möglichst vieler und großer mit Bäumen bestandener Flächen innerhalb der Großstädte und ganz besonders die Anlage und Pflege von Vororten im Stil der Gartenstädte erscheint als das einzige große Heilmittel, das gegen das Aussterben der Großstädter genannt werden kann.“

Sehr schön — und doch alles vergebliche Liebesmüh', solange die dauernde Luftverpestung durch das gegenwärtige Automobilwesen „frische Luft“ weit über den Umkreis der Großstädte zu einem Begriff ohne Inhalt macht. Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, die „Abschaffung“ der Automobile zu verlangen, aber die Abschaffung der von ihnen ausgehenden Luftverpestung durch Ausgasen und Staubaufwirbelung ließe sich bei einigem ernsten Willen in verhältnismäßig kurzer Zeit erreichen. Wozu leben wir denn „im Zeitalter der Technik“ und — der Polizeiverordnungen, wenn das nicht einmal möglich wäre?! Aber das Geschäft der Automobilindustrie —!

*

Mörderkultus

Wir sind in Deutschland um eine Unart reicher geworden. Der Neuyorker Vertreter des „Berliner Tageblatts“ hatte die Ehre, von dem Mörder und Fälscher Schmidt empfangen zu werden, und kabelte umgehend die Unterredung mit Höchstdemselben an sein Berliner Hauptgeschäft.

Bereits um Sternickels willen hatte sich die gleiche Zeitung in Betrachtungen ergangen: wie ein solcher Mann von „vernichtender“ Größe immer noch etwas anderes sei

als alle, die namenlos im Durchschnitt vergehen, meinte sie schüchtern in einer Ecke. (Man tritt doch sonst immer dafür ein, daß das Gute um seiner selbst willen getan werden müsse: warum dann eine solche Herabsetzung der stillen Pflichterfüllung des „Durchschnitts"?)

Im selben Blatte konnte sich's Prof. Eulenburg nicht versagen, am Schlusse seines Aufsatzes über den neuesten Massenmörder ein wenig mit dem „Fall Wagner" wortzuspielen.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" drucken die Kabelschöpfung des „Berliner Tageblatts" geschäftig nach. Desgleichen geben sie die Offenbarungen wieder, die der Mörder eines halben Dorfes dem andächtig horchenden und schreibenden Pressevertreter anzuvertrauen die Gnade hatte. — — —

Haben diese Presseleute ganz vergessen, was sie der Würde ihres Standes schuldig sind? Dürfen sie sich wundern, wenn Bismarck und mit ihm viele von den Zeitungsmenschen verächtlich denken?

Wenn es so weitergeht mit der Verherrlichung des Auswurfs der Menschheit, dann können wir es noch erleben, daß den Herren Verbrechern von den Zeitungen Klubsessel und Zigaretten zur Verfügung gestellt werden, um die „Sprechstunde" möglichst stimmungsvoll zu gestalten. Selbstverständlich würde diese auch noch nach Vereinbarung vergütet.

Vielleicht werden noch die Stimmen „unsrer" Mörder gleich dem Gesange der Stars der Platte anvertraut und der besseren Hausmusik einverleibt. Außerdem sollte jeder seinen Lieblingsmörder im „Lichtspiel" bewundern können, wie die Fexen, die bis zur Verblödung Keulen schwingen, oder die Halbwelt, die ihre Pinscher spazieren führt. Geeignete Aufnahmen berühmter Verbrecher, zusammengestellt als „Leidenszeit unsrer Großen", würden hervorragende geschäftliche Erfolge versprechen. — — — Die Weltkultur im Pathé-Journal. —

Doch Spaß beiseite. Wie seltsam wir uns wundern, wenn ein Mörderscheusal nach dem andern angibt, vom Orange, berühmt zu werden, zu seinen Taten berufen worden zu sein. Dieses hohe Ziel zu erreichen, ermöglicht ihnen ja aufs vortrefflichste unsre „gelesenste" Tagespresse.

Unsres Erachtens ist die Öffentlichkeit allein berechtigt, durch Vermittelung des Gerichtes Aussagen Verhafteter zu erfahren. Daß die Rechtsprechung durch die Fragereien der Presseleute gewinnen könnte, glauben wir nicht. Der Tatbestand wird dadurch nicht im mindesten gefördert, sondern dem Missetäter nur der rechte Weg zur Schulderkenntnis erschwert durch den Selbstverherrlichungsschwindel, in den er sich hineinredet.

Wir glauben daran, daß die deutsche Presse sich ihrer hohen Aufgabe bewußt ist. Dann muß sie aber auch dem Unfug ein Ende bereiten und aus Menschenblut nicht Geld gewinnen wollen. Chr. B.

*

Dr. Friedmanns Geheimnis

Seit etwa Jahresfrist spuken in den Spalten der Zeitungen die seltsamsten und widerspruchsvollsten Gerüchte herum von einem Tuberkuloseheilmittel, das angeblich der Berliner Arzt Dr. Friedmann erfunden haben will. Vor etwa einem Jahre noch war der Name des Dr. Friedmann so gut wie unbekannt, heute dürfte er jedem geläufig sein, der zum Morgenkaffee die Zeitung liest. Mit einer gewissen Periodizität — so wie man etwa Reklamen in gewissen Zwischenräumen losläßt — kehrte die Ankündigung wieder, daß die Enthüllung des Geheimnisses unmittelbar bevorstehe. Vergangenen Sommer erregte es nicht geringes Aufsehen, als es hieß, Dr. Friedmann begebe sich nach Amerika, um die Wunderwirkungen seines Heilmittels zu demonstrieren und es zum Wohle der Menschheit freizugeben. Millionen, so verlautete, seien ihm zur Verwirklichung seines Planes zur Verfügung gestellt worden. Nach ein paar knappen Wochen meldeten Kabeltelegramme, daß die Neuyorker Ärzteschaft gegen das Auftreten Friedmanns protestiert hätte (aus Konkurrenzneid natürlich, meinten die Friedmann-Anhänger), daß die Experimente in den Krankenhäusern fehl-

geschlagen wären, und daß vom Washingtoner Gesundheitsamt eine Warnung vor Dr. F. erlassen worden sei. Sang- und klanglos kehrte Dr. Friedmann nach Deutschland zurück. Es ward still. Aber nicht lange, so vernahm man: Geheimrat Ehrlich, der Erfinder des Salvarsans, habe es übernommen, das Friedmannsche Tuberkuloseheilmittel nachzuprüfen. Unmittelbar darauf ein Dementi. Dann wieder Stille. Dann: Dr. Friedmann beabsichtigt, den Teilnehmern an dem Internationalen Tuberkulosekongreß sein Heilmittel vorzuführen und es von diesem Tage an den deutschen Ärzten freizugeben. — — —

Das war am 22. Oktober. Auf die Ankündigung erfolgte — nichts.

Die letzte Notiz, die dieser Tage das Licht erblickte, lautete:

„Dr. Friedmann in Budapest. Der Erfinder des in Deutschland so umstrittenen Tuberkulosemittels, Dr. F. F. Friedmann, hat sich auf Einladung des Bürgermeisters und der Stadtverwaltung von Budapest dorthin begeben, um an einer großen Reihe von Patienten sein Tuberkuloseserum vorzuführen. 160 Patienten sind in verschiedenen Krankenhäusern der Stadt Dr. Friedmann zur Verfügung gestellt [!! D. T.], die in den nächsten Tagen die Einspritzung erhalten werden."

Drei Tage später meldet der „Pester Lloyd": „Der Tuberkulosearzt Dr. Friedmann aus Berlin, der vorgestern in Budapest eingetroffen war und in der Klinik des Professors Koralyi Impfversuche mit seinem Heilmittel vorgenommen hat, ist wieder abgereist." Der „Pester Lloyd" wendet sich dann gegen die geheimnisvolle Art, mit der Herr Friedmann, von dessen Ankunft niemand etwas erfahren habe, zu Versuchen an Kranken zugelassen wurde. „Der Stadtphysikus von Budapest, Herr Magyarewic, erklärte, von einer offiziellen Berufung des Dr. Friedmann keine Kenntnis zu haben. Der Oberstadthauptmann der Staatspolizei in Budapest, der auch das Polizeirecht in der Hauptstadt ausübt, stellte fest, weder von der Ankunft noch von der Aktion des Dr. Friedmann irgendeine Kenntnis gehabt zu haben."

Angesichts dieser Fülle seltsamer, höchst seltsamer Vorkommnisse hat die mit alarmierenden Meldungen überschüttete Öffentlichkeit nachgerade ein Interesse daran, auf schnellstem Wege zu erfahren: Wer ist dieser geheimnisvolle Herr Dr. Friedmann eigentlich, und was hat es mit seinem Heilmittel auf sich? Niemand kennt Herrn Dr. Friedmann, und doch genießt er eine nun schon beinahe internationale Berühmtheit. Sein Heilmittel ist heiß „umstritten", obgleich es bis heute ein sorgsam behütetes Geheimnis ist. Das sind Widersprüche, die — schon um des Ansehens der Wissenschaft willen — dringend der Aufklärung bedürfen.

*

Zur Nachahmung empfohlen

Gegen den preußischen Landrat wird nur zu oft der Vorwurf erhoben, daß er von seinen Amtsbefugnissen einen zu ausgedehnten Gebrauch mache. Um so erfreulicher ist es, wenn sich die landrätliche Fürsorge auf Dinge erstreckt, die einen amtlichen Schutz wirklich verdienen. Unter diesem Gesichtspunkt verdient ein Erlaß zum Schutz der Dorfblumen hervorgehoben zu werden, den der Landrat Büchting in Lüneburg den Gemeindevertretungen seines Kreises hat zugehen lassen. Es heißt darin:

„Nur ab und zu sieht man einige kümmerliche Rosen oder eine Staude, während die prächtigen Sommerblumen und die alten, alljährlich wiederkommenden Pflanzen, die Stauden mit ihren oft weithin leuchtenden Blüten zur Seltenheit geworden sind. Ich denke dabei besonders an Fuchsschwanz, Strohblumen, Malven, Astern, Löwenmaul, Ringelblume, Goldlack, Phlox, Bartnelken, Feuerlilien, Sturm- oder Eisenhut, Glockenblumen, Christrosen, Pfingstrosen, tränendes Herz, Schwertlilien, weiße Lilien und die schöne Zentifolie (Moosrose). Wenn wir die Liebe zum eigenen Heim und dadurch zur Heimat wieder stärken wollen, müssen wir die Anpflanzung der schon von unseren Vorfahren mit Liebe

und Sorgfalt gepflegten schönblühenden alten Gartenblumen in jeder möglichen Weise wieder betreiben. Ihr Schönheitswert wird dann bald nicht nur vom Eigentümer, sondern auch von den Vorübergehenden wieder geschätzt und der trauliche Eindruck unserer Dörfer erhöht werden. Zur Erfüllung dieser Aufgabe durch Rat und Tat beizutragen, bin ich gern bereit."

Das ist ein Erlaß, der vorbildlich sein sollte! Gerade in einer Zeit, die mit Vorliebe auf das „Zweckmäßige" gerichtet ist, wirkt ein solcher Appell ans Gemüt besonders sympathisch.

L. H.

*

Detektiv-Finessen

Der Meineidsprozeß gegen die Kontoristin Hedwig Kunze, dem die Affäre des Opernsängers Garrison zugrunde liegt, hat wieder einmal recht bezeichnende Einblicke in die an dieser Stelle wiederholt unter die Lupe genommene Tätigkeit moderner Detektive gewährt. Der Detektiv Hoffmann schilderte vor Gericht stolz, auf welche „gerissene" Weise er die Angeklagte überführt hatte. Der Zeuge hatte sich in der Rolle des schüchternen Liebhabers an die Portierfrau des Hauses herangemacht, in dem die Kunze wohnte. Er erklärte der Frau, daß er sich für die Kunze interessiere und gern ihre Bekanntschaft zu machen wünsche. Die Portierfrau führte die Rolle des weiblichen „Postillon d'amour" mit Erfolg durch. Der Detektiv knüpfte dann mit der Kunze ein Liebesverhältnis an und versprach ihr, um sie sicher zu machen, auch die Ehe. Er mietete sich dann in der Dennewitzstraße ein und veranlaßte seine Ehefrau, das nebenan gelegene Zimmer zu mieten und sich mit der Kunze anzufreunden. Der weiblichen Schlauheit gelang es bald, die neugewonnene Freundin gesprächig zu machen und sie durch den Besuch der Zuhörerräume des Moabiter Kriminalgerichts dazu zu bringen, über die Prozesse, in denen sie als Zeugin aufgetreten war, zu sprechen.

Wie die Zeugin Hoffmann bekundete, habe ihr die Kunze immer mehr und mehr von den Prozessen erzählt und ihr schließlich unter Tränen eingestanden, daß sie einen Meineid geleistet habe.

Auf eine Frage des Vorsitzenden an den Zeugen, ob er sich denn nicht gescheut habe, derartige Mittel anzuwenden, erklärte der Zeuge, daß er nur geringe Bedenken gehabt habe, da ihm aus seiner früheren Tätigkeit als Kriminalbeamter bekannt sei, daß bei der politischen Polizei noch andere Finessen angewendet würden.

Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, was für welche.

L. H.

*

Gefühlvolle Zeitgenossen

Eine Novembergeschichte aus Paris. Auf der Polizei erscheint eine am Theater angestellte Dame und erzählt, sie habe in einem Lokal, „wo galante Damen verkehren", einen spanischen Diplomaten kennen gelernt, der in der braven Schweiz tätig ist, und mit ihm in einem verschwiegenen Hinterstübchen soupiert, wo sie dann seinem Liebeswerben „nicht länger" standzuhalten vermochte. Kurzum, als sie aus der süßen Betörung ihres Herzens in dem Hinterstübchen wieder zu sich kam, fehlte ihr ein Ring im Wert von „10000" Franken, da ja die standhafte Tugend solche mit Vorliebe auf den Händen trägt.

Der Diplomat wurde ermittelt, lieferte den Beamten den Ring aus und erklärte, er habe ihn lediglich zur stummen Erinnerung an eine liebenswürdige Stunde heimlich behalten wollen. Und da dies alles so wunderhübsch lyrisch und zart und verschwiegen war, so gab auch die Pariser Polizei gleichen diplomatischen Zartgefühlen nach, und der Rest ist Schweigen.

H.

*

Immer zuerst das Geschäft

Es bestätigt sich, daß das Pariser Haus Pathé Frères & Co. das alleinige Kinematographenaufnahmerecht für die Enthüllungsfeier des Leipziger Völkerschlachtdenkmals von dem deutschen Patriotenbund in Leipzig unmittelbar oder mittelbar erworben hat.

Man wird einigermaßen in Zweifel darüber sein können, welcher der beiden Teile die größere nationale Selbstverleugnung geübt

hat, der deutsche Patriotenbund, der die Aufnahme des deutschen Nationalfestes einem französischen Hause überließ, oder das französische Haus, das die Feierlichkeiten zur Erinnerung an einen großen Sieg über Napoleon und die Franzosen kinematographisch aufnahm und nun durch seine „Schlager-Abteilung“ in Berlin mit der üblichen Reklame weiter verbreitet. P. D.

*

Wieder-Spielen-Können!

Wenn Leibniz sagte: „Die Menschen sind nirgendwo geistreicher als beim Spielen“, so hat er dabei schwerlich an ein „Spielen“ gedacht, wie es heute wieder „betrieben“ wird. „Im Spiel“, bemerkt Gottfried Traub fein und tief in der „Hilfe“, „geht der Mensch in einen anderen Raum. Es hilft ihm wenig, welchen Rang oder welche Stellung er sonst bekleidet. Er muß zeigen, ob er selber einen Schatz von Frohsinn und Kraft, von Geltenlassen und Freude an Entdeckungen besitzt. Er tritt hier in die Reihe wie jeder andere auch. Ein gemeinsames Gesetz fügt die Menschen zusammen, das sie manche Lasten und Ehren vergessen läßt und ihnen allen die gleiche Regel gibt: den Menschen zu suchen und sich möglichst nah zu ihm zu stellen. So wirkt das Spiel erziehlich, und das Sprichwort redet nicht mit Unrecht von den ‚Spielverderbern‘. Sicherlich ist es nicht jedermanns Sache, in dieses Reich der leichteren Dinge einzutreten. Aber sie sind eine Probe für manche Tugend. — Vieles lernt sich im Spielen als goldne Regel des Lebens. Ist's nicht überhaupt fein, daß man spielen darf! Man sagt einmal zur bloßen Arbeit: ‚Ruhe!‘, man sagt zum bloßen Genuß: ‚Dränge dich nicht auf!‘ Man will hin und her gleiten zwischen Ernst und Scherz, sich erproben in einem Zwischenreich. Nicht des Tändelns, nicht des Scheines wegen: aber um der erfrischenden Kraft willen, die aus dem reinen Messen körperlicher Anmut und geistiger Behendigkeit entströmt. Der Gleichheitscharakter des Spiels wirkt gesund. Man lebt ein Weilchen in einer ‚anderen‘ Welt; vielleicht ist diese Welt ebenso ‚wirklich‘, wie die ‚wirkliche‘ Welt. Sicher kommt auch im Spiel der Sinn des Lebens zu uns und ruft uns als Menschen zu, nie zu vergessen, daß wir Kinder bleiben, auch im steifen Rock, daß wir auch mit allen Kräften der Welt nur spielen wie das Kind im Meeressand mit dem Ozean, und daß in allem, was da kommt und geht, das ewige Gleichmaß der Dinge sich durchsetzt ...“

*

Verantwortlich

In dem Strafverfahren gegen Alfred Kerr, den verantwortlichen Herausgeber der Zeitschrift „Pan“, wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften (Gedichte von „Klabund“) kam das Gericht zur Freisprechung. Das Gericht erklärte die Gedichte objektiv als unzüchtig, ordnete auch die Unbrauchbarmachung der Platten und der die Gedichte enthaltenden Nummer der Zeitschrift an. Aber für das Urteil gegen Kerr selbst handelte es sich nach dem Gerichtserkenntnis nur darum, „ob der Angeklagte Kerr den unzüchtigen Charakter erkannt und trotzdem die Gedichte veröffentlicht habe“.

Auf die Gedichte selbst wollen wir hier nicht eingehen. Man besudelt sich nicht gern, wenn es sich vermeiden läßt. Eine andere Frage scheint uns hier viel wichtiger.

Alfred Kerr ist freigesprochen worden. Nach der Darlegung des Gerichts kann das nur geschehen sein, weil Kerr „den unzüchtigen Charakter nicht erkannt hat“. Ob Kerr diesen unzüchtigen Charakter nicht erkannt hat wegen mangelnder geistiger Erkenntniskraft oder wegen seines über alle Materie emporgewachsenen künstlerischen Feingefühls, ändert nichts an der Tatsache, daß Kerr eine objektive Unzüchtigkeit nicht erkannt hat, die so hahnebüchen war, daß das Gericht während der Verlesung der Gedichte wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausschloß.

Das Gericht wagte also nicht die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß die Gedichte der kleinen Zuhörerzahl eines Gerichtssaals zu Ohren kämen, der verantwort-

liche Redakteur Kerr vermittelt dagegen diesen (vielleicht in eine kunstvolle Goldschale verpackten) Schmutz der weitesten Öffentlichkeit. Jeder Jugendliche, jeder Heranwachsende konnte diese Nummer des „Pan“ erwerben.

Es drängt sich einem da gebieterisch die Frage auf: Darf ein Mann, dessen Empfinden so geartet ist, daß er (gleichgültig aus welchen Gründen) den offen zutage liegenden objektiv unzüchtigen Charakter einiger Gedichte nicht erkennt, verantwortlicher Redakteur einer für die Öffentlichkeit bestimmten Zeitschrift bleiben?

Denn für diese Stellung ist es wesentlich, daß die Verantwortung nicht nur eine künstlerische, sondern mehr noch eine öffentlich-moralische ist. Wer gibt die Gewähr, daß Herr Kerr nicht schon wieder in der nächsten Nummer seiner Zeitschrift solchen „objektiven“ Schmutz verbreitet, weil er ihn subjektiv nicht als solchen erkannte? Der Verschleiß vergifteter Geistesnahrung ist damit geradezu gerichtlich gerechtfertigt.

St.

*

Im Laufschritt

Unsere „Kultur“ rast vorwärts. Wer auf der Höhe bleiben will, muß Empfinden, Weltanschauung, Kunstgefühl stets auf Laufschritt trainieren.

Aber das Letzte ist nun doch zu toll. Ganz Berlin WW steht atemlos, voll verzweifelten Entsetzens. Gestern noch zeigte das Tangofieber bei jedem vollkommenen Kulturinhaber 41,6 Grad, heute muß es auf 38 gesunken sein. Von Paris kam die Schreckenstunde: „Tango ist nicht mehr modern; die moderne Seele tanzt nur noch im langsamen Walzer mit.“

Ja, der Geist wäre willig, aber das Fleisch ist schwach. Das heißt die Beine, zumal die nicht mehr ganz jugendlichen. Noch sind ja die Tanzkurse nicht zu Ende, in denen man im Schweiße seines Angesichts die Beine schlenkerte und den Oberkörper zurückwarf, um tangofähig zu werden. Nun soll das alles vorbei sein?! Rettung kann nur von den Südsee-Kannibalen kommen. Die haben doch sicher einen Tanz, bei dem sich diese Verrenkungen verwerten lassen. Also wer hilft? wer rettet die hilflos zappelnde Seele?

St.

*

Gräßliche Gelehrsamkeit

Die Knaben vor vierzig Jahren spielten mit Bleisoldaten, die dutzendweis in gleichem Schritt und Tritt sich auf dem Marsch oder in der Attacke befanden; mit ihnen konnte man herrlich nach eigenem Willen manövrieren und die feinsten Gefechte ersinnen. Mit den heutigen, wie sie in den Läden dargeboten werden, bekommt man keine einzige Korporalschaft mehr zusammen; die eine Figur läuft, die zweite kniet, die dritte stirbt, die vierte ist ein Zelt oder ein Baum, es gibt nur immer diese unbeweglichen Zusammenstellungen, woran die Phantasie nichts ändern und deren sie nur von Anfang überdrüssig bleiben kann. Das Selbsterdenken schon in den Jüngsten zu töten, scheint die auch bei den Spielwaren maßgebende Idee dieses pädagogischen Zeitalters zu sein.

Aus einer optimistischen Hoffnung, die Fabrikation könnte möglicherweise inzwischen einsichtiger geworden sein, machte ich dies Jahr einen neuen Versuch. „Hier“, sprach die Verkäuferin, „habe ich das Neueste in Bleisoldaten. Marokkaner und Spanier, die Italiener in Tripolis, oder wünschen Sie die Schlachten aus dem Balkankrieg? — Vielleicht etwas Historisches?“ fuhr sie duldsam fort, als ich betreten bei dem Vorgezeigten schwieg. „Die Kreuzzüge — ganz neu! Zwei Mark fünfzig. Belgrad 1717, ‚Prinz Eugen, der edle Ritter‘! Salamis 480 vor Christus? Oder Plataä? — Plataä, jawohl, 479 vor Christus! Schweizer Manöver 1912 bei Anwesenheit des deutschen Kaisers? Verkaufen wir sehr viel! Breitenfeld 1631? Marengo 1800? Zorndorf mit Gardedukorps? Vielleicht Leipzig — ich kann Ihnen da die ganz neue Ausgabe zeigen!“

So ein ungebildeter Vater, dachte kopfschüttelnd das Fräulein, als es mit abgekühlter Höflichkeit hinter dem Entweichenden die Ladentüre schloß.

Ed. H.

*

Das dankbare Vaterland

1.

Der Veteran Joseph Lang von H. bei W., der in den Kriegen 1866 und 1870/71 mitgefochten und ein Jahr nach dem zweiten Frieden die Hälfte seiner rechten Hand eingebüßt hat, erhält seit dem 1. Oktober 1913 vom Deutschen Reich monatlich 12,50 ℳ (früher 10 ℳ) mit der stillen Zumutung, davon zu leben. Aus seinem Schein zur Berechtigung eines Wandergewerbes, das er nur selten ausüben kann, ersieht man, daß er an den bayerischen Staat auch noch eine Steuer zahlen muß. — Der 70jährige Veteran Michael Rummer von M., der den großen Feldzug mitgeschlagen und vor Paris gekämpft hat, bezog längere Zeit die Reichshilfe von 10 ℳ. Als der Kaiserliche Dispositionsfonds seine Unterstützungen eröffnete, richtete er dorthin ein Gesuch. Er bekam monatlich 14 ℳ (seit dem 1. Oktober 1913 16,50 ℳ). Gleichzeitig wurde ihm aber die Reichshilfe von 10 ℳ gestrichen. Also bedeutet die neue Pension eine Aufbesserung von 4 ℳ (jetzt 6,50 ℳ) monatlich. Rummer besitzt keinen Pfennig Vermögen, hat aber auch noch seine Frau, ein altes Mütterlein, zu ernähren, das ebenso häufig krank ist wie er. Für Miete hat er monatlich 10 ℳ zu entrichten.

2.

Der Veteran Rieger, aber Veteran aus dem Nordamerikanischen Sezessionskrieg (Deutscher von Geburt) zog als armer Teufel in den Bürgerkrieg und kam als armer, invalider, erwerbsunfähiger Mann daraus zurück. Heute besitzt er ein Haus im Staate W. und ein kleines Vermögen. Alles durch Renten, die er vom dankbaren Staat und aus Stiftungen bezieht. Selbst seine Kinder erhielten bis zu einem gewissen Alter Renten. —

Diese lehrreiche Gegenüberstellung macht Maximilian Kolmsperger in der „Frankf. Ztg.“ So muß sich das Deutsche Reich von dem materiellen Amerika beschämen lassen! Es gibt der Langs und Rummers zurzeit noch einige Tausend. Aber von Jahr zu Jahr werden es weniger. In etwa fünfzehn Jahren, so hat man sich ausgerechnet, werden die maßgebenden Stellen der peinlichen „Sorge“ um die Veteranen enthoben sein. Wird das deutsche Volk untätig zusehen, wie diese karge Frist verstreicht, wird der Deutsche Reichstag nichts unternehmen, um der täglich und stündlich zusammenschmelzenden Schar alter Krieger zu einem wohlverdienten und menschenwürdigen Ehrensold zu verhelfen?

*

Inkognito

Das „Intime Theater“ in Wien bevorzugt Pikanterien. Nach einer Mitteilung der Leitung dieses Theaters wurde ihr „von hoher Seite“ nahegelegt, eine Parkettloge so einzurichten, daß die Insassen vom Publikum nicht gesehen werden können. Dieser Wunsch ist alsbald erfüllt worden. Eine Parkettloge wurde vergittert und mit verschließbaren Vorhängen ausgestattet. Nunmehr können auch Prinzen und Prinzessinnen sich an den Zweideutigkeiten der Vorstellungen des Intimen Theaters ungeniert erfreuen.

*

Sprachliche Extrakterentwicklung

Eben lese ich in den Anzeigen einer Berliner Zeitung: „Gesucht ein Starkstromdirektor ...“

Wir hatten in den Physikvorlesungen einen Professor, der nannte den jungen Mann, der ihm in den Experimenten aus der Wärmelehre half, ganz ernsthaft seinen Wärmeassistenten. Das steckte an: wir sprachen von unserm elektrischen Kollegheft und der magnetischen Prüfung.

Soviel ich weiß, hat auch der alte Gasanstaltsdirektor schon lange dem konzentrierteren Gasdirektor weichen müssen.

Es sollte mich nicht wundern, wenn wir demnächst Gasbuchhalter und Wassersekretäre dazu bekämen. Vielleicht steht auch schon der Schwachstromdirektor vor der Türe. Und wie lange wird es dauern, bis die Stadtverwaltungen endlich ihren Schneechef und ihren Lichtreferendar ernennen? Fr. M.

Dürerbund-Mittelstelle und deutsche Schrifttums-Leitung

Der Aufsatz „Kritik und Bevormundung" im Türmer von Dr. Karl Storck mit der sich daran knüpfenden Auseinandersetzung mit Ferdinand Avenarius in Sachen des „Dürerbundes" und der „Mittelstelle für Volksschriften" veranlaßt mich zu folgender Erklärung:

Als Mitglied des „Arbeitsausschusses des Dürerbundes" muß ich in den Verdacht kommen, in dieser Sache „Partei" zu sein und etwa an den letztjährigen Unternehmungen des Dürerbundes wie der vielberufenen „Mittelstelle" mitgewirkt oder doch meinen Namen mit dazu hergegeben zu haben. Um mich davon zu entlasten, ist ein Aufschluß nötig, wie die Eigenschaft als Mitglied des Arbeitsausschusses des Dürerbundes vom Vorstand desselben — wenigstens in meinem Falle — gehandhabt bzw. behandelt wird, zu dem ich vor einem Jahrzehnt von Avenarius eingeladen worden war. Gleich in der ersten Zeit hatte ich mich schon darüber zu verwundern, daß von irgendwelcher „Mitarbeit" kaum die Rede zu sein schien, nicht einmal, daß man über den Gang der Geschäfte und Unternehmungen irgendwie auf dem laufenden erhalten oder orientiert wurde. Die einzige „Mitarbeit" bestand darin, daß man alljährlich die Aufforderung zugestellt erhielt, Herrn Avenarius, Professor Schumann und noch einen dritten Herrn — immer dieselben Namen — wiederum in den Vorstand zu wählen, in Gestalt einer Postkarte mit Rückantwort, die nur mit dem Namen zu unterzeichnen war, zum Zeichen der Zustimmung. Bequemer konnte es einem solchen „Mitarbeiter" kaum gemacht werden; aber diese Mitarbeit erschien mir denn doch auf die Dauer etwas zu billig, und so forderte ich energisch der wirklichen Arbeit meinen Teil, die ich mit meinem Namen decken helfen sollte. Aber da kam ich schön an! Ich erhielt die Erklärung, daß diese Arbeit allein vom Vorstand besorgt würde und solchen, die er sich etwa vorbehielte, mit dazu heranzuziehen. Wir übrigen Mitglieder des Arbeitsausschusses also hatten das Zusehen und uns zu gedulden, bis die Allerhöchsten Herrschaften des Vorstandes sich für uns herbeilassen würden. Als ich mich aber durchaus nicht dabei beruhigen wollte, unter diesem autokratischen Kunstwartregiment nur dekorativ zu wirken, wurde mir bedeutet, doch wieder auszuscheiden, wenn mir die „Verfassung" des Dürerbundes und seine Maßnahmen nicht gefielen. Darauf hielt ich für angezeigt zu erwidern, daß ich nicht daran denke, den im übrigen hochgeschätzten und verdienstvollen Männern der Kunstwart-Dreieinigkeit diesen „Gefallen" zu tun und es ihnen so leicht zu machen, einen unbequemen Mahner loszuwerden; nachdem sie mich einmal für wert erachtet, Mitglied des Arbeitsausschusses zu sein, müßten sie auch die Konsequenzen daraus ziehen und meine mitwirkende Kritik ertragen, wenn sie mich nicht ins Allerheiligste der wirklichen Mitarbeit einlassen wollten. Ich würde also als Mitglied des Arbeitsausschusses nun erst recht verharren, um die weitere Entwicklung des Bundes zu verfolgen, in der Voraussicht, daß dessen autokratische Verwaltung eine „allergetreueste Opposition" hochnötig haben werde. In der Folge war ich indessen leider wegen anderweitiger Inanspruchnahme nicht mehr in der Lage, mich dieser Aufgabe zu widmen, wie ich gewünscht hätte, und wurde auch vom Vorstande natürlich nur um so kläglicher mit Nachrichten über die Bundesunternehmungen bedacht und geflissentlich von jeder aktiven Beteiligung ferngehalten. Ich mußte den Dingen einstweilen ihren Lauf lassen, auf „bessere Zeiten" wartend, die ein neues Eingreifen erlauben würden. Da dieselben aber nur immer schlimmer geworden und gegenwärtig bis zu der berufenen „Mittelstelle" gediehen sind, möchte ich doch die Gelegenheit wahrnehmen, hier öffentlich zu er-



klären, daß ich als Mitglied des Arbeitsausschusses des Dürerbundes, als welches ich noch immer geführt werde, die Verantwortung für dieses Unternehmen ablehne. Zu meiner Stellungnahme in der Sache selbst, bzw. dem Streitfall gegenüber, möchte ich dann noch folgendes bemerken:

Als Hauptfehler, den Avenarius begangen, ist bereits vom „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 125 vom 3. Juni) gekennzeichnet worden, daß er es unterlassen, sich vorher mit dem Buchhandel zu verständigen, als er zu einem derartigen so tief in seine Interessen eingreifenden Unternehmen schritt. Ein weiterer Fehler scheint mir, daß Avenarius nicht wenigstens noch andere Autoritäten und Kapazitäten aus den verschiedenen „Kultur-Lagern“, die sich gleich dem „Kunstwart“ und „Dürerbund“ um das Volksschrifttum bemühen und verdient gemacht haben, zur engeren Beratung mit herangezogen hat, um sich damit dem Buchhandel gegenüber vor allem die Gewähr einer Art literarkritischer Totalität des deutschen Schrifttums zu sichern und dem Odium zu entgehen, in erster Linie im Interesse der Kunstwartunternehmungen zu arbeiten, das Avenarius durch sein selbstherrisches Vorgehen jetzt auf sich geladen hat. Aber wie an meinem Fall gezeigt, hat er ja nicht einmal die Mitglieder des Arbeitsausschusses mit ins Geheimnis der „Mittelstelle“ gezogen, soweit sie nicht ganz besonders von ihm dazu begnadet wurden, welcher Ehre der Verfasser dieser Erklärung eben „leider“ nicht teilhaftig geworden ist.

Einen so schweren Fehler zu begehen, ohne die Folgen abzusehen, hätte ich allerdings dem klugen Avenarius kaum zugetraut. Der Verfasser hat dem Türmer bisher ferngestanden, und es ist hier das erstemal, daß er mit ihm in Verbindung kommt. Er ist damit frei von dem Verdacht, etwa im Interesse des Türmers zu stehen und seine Partei zu nehmen. (Ich habe mich selbst mit der Bitte um Aufnahme dieser Erklärung an die Redaktion des Türmers gewandt, da mir die Gelegenheit, mich darüber im Kunstwart zu äußern, versagt worden ist. Die Erklärung Avenarius' im ersten Dezemberheft des Kunstwart, daß er „einstimmig“ wiedergewählt und alle seine Handlungen vom Vorstand und Arbeitsausschuß gebilligt würden, entspricht also nicht den Tatsachen und der Wahrheit, denn ich gab meine Stimme nicht dazu. Ich habe A. sofort darüber zur Rede gestellt, und er will dies jetzt nachträglich als ein „abgekürztes Verfahren“ entschuldigen, indem nur die abgegebenen Stimmen damit gemeint seien. Ich aber erklärte ihm dies als eine Irreführung der Öffentlichkeit, die damit in dem Glauben gehalten wird, als seien sämtliche Stimmen für Avenarius abgegeben worden.) Das erste Gebot der Klugheit aber nicht nur, sondern der Pflicht unserem deutschen Schrifttum gegenüber, wäre für Avenarius gewesen, sich mit den Leitern des Türmers darüber zu benehmen, als er an seine „Mittelstelle“ ging, und so noch mit anderen maßgebenden und verdienten Organisationen, die sich seit Jahren um das deutsche Schrifttum bemühen und dabei ein Wort mitzusprechen berufen sind. Denn eine oberste kritische Instanz über dieses Schrifttum muß sich und kann sich nur aus den berufensten Autoren und geistigen Führern, aus den vorurteilsfreisten Sachkundigen aller Gebiete zusammensetzen, und kein einzelner oder eine besondere Gruppe darf sich dergleichen unter Ausschluß der übrigen Autoritäten anmaßen. Der Fall Avenarius hat daher nur wieder den Separatismus und die Uneinigkeit der geistigen Interessen den Geschäftsträgern gegenüber recht ans Licht gebracht, und indem er jene vor einem gewissen Verlegertum schützen wollte, sie durch das Fiasko seines autokratischen Vorgehens nur erst recht wieder diesem in die Hände geliefert.

In der Handarbeiterschaft ist Solidaritäts- und Standesbewußtsein, ist das Ehrgefühl und Streben nach Selbständigmachung längst erwacht. Sie hat die Fesseln der Lohnleibeigenschaft gebrochen und sich zu mächtigen Organisationen zusammengeschlossen, denen es gelungen ist, die Arbeiterrechte gegen die Arbeitgeber bis zu gewissem Grade durchzusetzen. Die geistigen Arbeiter allein haben es bisher noch zu keiner geschlossenen, durchgreifenden Organisierung gebracht. Außer Berufsorganisationen und Sonderkartells ist

ein Kartell der geistigen Arbeiter, der Geistnaturen, der Produktiven, der schöpferischen Kräfte gegen die Reproduzenten, die Verleger und Auftraggeber auch noch nicht einmal entfernt angebahnt worden. Die schöpferischen Naturen, unter denen wir alle geistig gestaltenden Kräfte verstehen, sind sich ihrer Aufgabe, ihrer Zentralstellung im Leben noch gar nicht bewußt geworden, die von ihnen heischt, die geistige Lebenshaltung und Gestaltung des Volkes zu bestimmen, vorzuzeichnen, in Richtlinien zu bringen, statt sie von den Geschäftsträgern bestimmen und sich diktieren zu lassen, was sie dem Volke im Schrifttum „vorschreiben“ sollen oder etwa „vormachen“ wollen. So sind sie unter den heutigen Verhältnissen die erbärmlichsten Lohnsklaven geblieben, in denen alles nach Organisation und Machtstellung drängt; und darum wären sie im Grunde eigentlich als ehrlos anzusprechen unter Zeitgenossen, die in allen übrigen Berufsständen ihre Ehre hineinsetzen, sich „unabhängig“ zu machen und auf eigenen achtunggebietenden Fuß zu stellen. Der Ausdruck „Tintenkuli“ ist nicht zu Unrecht geprägt und paßt auch noch auf manche unserer hervorragenden Romanciers, welche sich dem Bedürfnis gewisser großer Verleger anpassen, die ungewöhnliche Honorare zahlen, um dem Geschmack bzw. Ungeschmack des großen Publikums zu dienen. Die geistigen Arbeiter (Autoren genannt) aber pflegen ihre Genossen um eines solchen Verlegers willen, der nicht dem wahren deutschen Schrifttum und der Aufbildung der Leserwelt dient, sondern im Gegenteil dem vielmehr entgegenarbeitet, ohne viel Federlesen im Stich zu lassen, anstatt geschlossen gegen gewisse Verleger Front zu machen und sie zu zwingen, die Suprematie des Geistes und guten Geschmacks anzuerkennen, der sich aus eigener Einsicht die Aufgaben setzt, mit denen er im Schrifttum dem Volke dienen will, um es zu höheren Bildungs- und Geschmackswegen hinzuleiten; und damit auch die Presse und das Publikum zu zwingen, diese Suprematie des Geistes gelten zu lassen.

Die ganze moderne vielbeklagte Bildungsmisere und Kulturzersplitterung ist viel mehr in der Zerfahrenheit und Schwächlichkeit, in dem Mangel an Standesbewußtsein und Geistesehre der geistigen Arbeiter als anderswo zu suchen, und sie würde mit einem Schlage zu beheben sein, wenn die führenden Geister und geistigen Führernaturen zur Verständigung und Solidarität gegenüber ihrer zentralen Aufgabe im Leben des Volkes gelangen könnten. Nicht sowohl die Mißregierung und vielbeklagte Mißerziehung und Verschulung, nicht das verkehrte schematische Unterrichtswesen und dergleichen, sondern vor allem die Mißwirtschaft und geistige Fahnenflucht in den Reihen der Geistesarbeiter trägt die Schuld an unseren unleidlichen inneren Kulturverhältnissen. Letztlich hat sich das materielle Interesse vor dem geistigen zu verantworten, und nicht umgekehrt. Die Irreführung und Täuschung über dieses Verhältnis kommt daher, weil jenes Interesse in der Wirklichkeit des Alltags überall als das mächtigere erscheint und der geistige Arbeiter wie jeder andere an die materiellen Bedürfnisse gebunden ist, so daß man ihn ohne weiteres mit dem Handarbeiter in Reih und Glied einstellen zu dürfen glaubte. Dazu hat der Geistesarbeiter selbst auch ein gewisses Recht gegeben, indem er sich auf dem Markte ausbot und im Wettbewerb mit der materiellen Produktion für seine Erzeugnisse „Marktpreise“ zu erzielen suchte. Dieses Herabsteigen einzelner oder auch vieler Geistesarbeiter fordert aber nur zu um so energischerem Protest heraus, den Geist vor der völligen Verkrämerung und das deutsche Schrifttum vor der Verschandelung durch die feilen Schriftsteller zu retten kraft einer obersten kritischen und sichtenden Leitung, zu welcher nicht nur Kunstwart- und Dürerleute, sondern alle maßgebenden Autoren im Einvernehmen mit den vornehmsten Verlegern sich zu vereinigen hätten.

Heinrich Driesmans

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Kreuzfahrer — F. v. Khaynach



XVI. Jahrg. Februar 1914 Heft 5

Zum Gedächtnis Fichtes

(† 29. Januar 1814)

Von Rudolf Eucken

Die Gedenktage des vergangenen Jahres ließen sich nicht wohl feiern, ohne daß auch Fichtes ehrend und dankbar gedacht ward. Aber naturgemäß ward er dabei nur mit und neben anderen genannt, und gegenüber den Männern der Tat blieb der Denker leicht im Hintergrund. Nun aber bietet die Erinnerung an seinen Todestag einen willkommenen Anlaß, seiner eigentümlichen Größe und Bedeutung zu gedenken. Es bedarf dazu keiner ausführlichen Schilderung, denn dafür ist Fichte uns zu nahe und zu bekannt; auch eine urteilslose Anpreisung wäre nicht im Sinne des Mannes, der ein Haften an der Vergangenheit so entschieden wie möglich bekämpft hat. Wohl aber mag es gestattet sein, an die Lebenskräfte zu erinnern, welche sein Wirken beherrschten, und zu fragen, was er als ihr Träger uns heute noch an Aufgaben vorhält. Fichte ist weniger groß in der näheren Ausführung; sie mag uns oft eng und gewaltsam dünken, auch ist sie durch die rasche Bewegung der Zeit vielfach überholt. Vielmehr liegt seine Größe in einfachen Grundgedanken, die deutlich genug durch alles Problematische der Ausführung hindurchscheinen und immer neue Kraft zu wecken vermögen; das vor allem macht es möglich, daß Fichte noch heute unmittelbar zu uns sprechen und Gefahren unseres Lebens entgegenwirken kann.



Kreuzfahrer — F. v. Khaynach



XVI. Jahrg. Februar 1914 Heft 5

Zum Gedächtnis Fichtes

(† 29. Januar 1814)

Von Rudolf Eucken

Die Gedenktage des vergangenen Jahres ließen sich nicht wohl feiern, ohne daß auch Fichtes ehrend und dankbar gedacht ward. Aber naturgemäß ward er dabei nur mit und neben anderen genannt, und gegenüber den Männern der Tat blieb der Denker leicht im Hintergrund. Nun aber bietet die Erinnerung an seinen Todestag einen willkommenen Anlaß, seiner eigentümlichen Größe und Bedeutung zu gedenken. Es bedarf dazu keiner ausführlichen Schilderung, denn dafür ist Fichte uns zu nahe und zu bekannt; auch eine urteilslose Anpreisung wäre nicht im Sinne des Mannes, der ein Haften an der Vergangenheit so entschieden wie möglich bekämpft hat. Wohl aber mag es gestattet sein, an die Lebenskräfte zu erinnern, welche sein Wirken beherrschten, und zu fragen, was er als ihr Träger uns heute noch an Aufgaben vorhält. Fichte ist weniger groß in der näheren Ausführung — sie mag uns oft eng und gewaltsam dünken, auch ist sie durch die rasche Bewegung der Zeit vielfach überholt. Vielmehr liegt seine Größe in einfachen Grundgedanken, die deutlich genug durch alles Problematische der Ausführung hindurchscheinen und immer neue Kraft zu wecken vermögen; das vor allem macht es möglich, daß Fichte noch heute unmittelbar zu uns sprechen und Gefahren unseres Lebens entgegenwirken kann.

Fichte ist der Philosoph der Befreiungskriege vornehmlich durch seine großen Gedanken von der Nation überhaupt und von der deutschen im besonderen geworden. Er hat den Nationalitätsgedanken mit dem geistigen Wesen des Menschen und mit den höchsten Aufgaben der Menschheit in einer Weise verknüpft, wie das vorher nie geschehen war. Er sah in der Nation eine charakteristische Gestaltung des geistigen Lebens, worin dieses allererst eine anschauliche Nähe und eine bezwingende Kraft gewinne. In der Nation, so meint er, wird ein Zusammenhang geboten, der dem einzelnen allein einen festen Halt und einen sicheren Boden für sein Wirken auf Erden gewährt und ihm damit das irdische Dasein auch geistig zur Heimat macht; nur dadurch wird das Verlangen nach bleibender Dauer des Wirkens erfüllbar, worauf kein tüchtiger Mensch verzichten kann. Hier heißt es: „Diese (d. h. seines Volkes) Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird.“ Im deutschen Volk aber sieht Fichte das Volk der Ursprünglichkeit und der Innerlichkeit, das Volk lebendigen Schaffens; als ein solches sucht er es an den Grundzügen seiner Sprache und seiner Geschichte aufzuweisen, er zeigt, wie sich hier alle einzelnen Lebensgebiete, wie Religion, Philosophie, Erziehung, eigentümlich und groß gestalten, er schöpft aus solcher unvergleichlichen Eigentümlichkeit die felsenfeste Überzeugung, daß das deutsche Volk dem Ganzen der Menschheit unentbehrlich sei, daß es daher auch die härtesten Anfechtungen überwinden und Großes auch in Zukunft leisten werde.

So stärkt Fichte in trübster Zeit das Selbstbewußtsein des Deutschen durch ein kräftiges Herausheben der Grundzüge des deutschen Wesens. Er ist uns damit ein Mahner, uns über den Sorgen und Verwicklungen des Augenblicks, auch über unverkennbaren Mängeln und Schäden im einzelnen nicht die Freude am Ganzen verkümmern zu lassen, er mahnt uns, nicht am einzelnen zu haften, sondern den Blick auf das Ganze zu richten und seiner Größe allezeit eingedenk zu sein. Da aber für Fichte die Nation ihr Wesen in ihrem geistigen Charakter hat, so ist ihm die Nationalität kein bequemer Besitz, sondern eine unablässige Aufgabe, ein hohes Ideal. Wo derart die Sorge um einen geistigen Inhalt des nationalen Lebens voransteht, da läßt sich die eigene Größe nicht auf Kosten anderer erstreben, da kann sich kein selbstgefälliger Rassendünkel entwickeln, zu geistiger Trägheit verleiten und die Menschheit auseinanderreißen.

Es fließt aber jene hohe Schätzung der Nation und die stärkende Kraft, die davon ausgeht, bei Fichte aus dem Ganzen seiner philosophischen Denkart; Fichte liefert ein deutliches Beispiel dafür, daß die Philosophie für die nationalen und politischen Aufgaben nicht so unfruchtbar zu sein braucht, wie sie heute oft scheint. Allerdings muß, um in dieser Richtung wirken zu können, die Philosophie mehr sein als bloße Schulwissenschaft, als gelehrte Arbeit, sie muß sich an den ganzen Menschen wenden, seine Probleme teilen, seinem Streben Förderung bringen. Das aber war bei Fichte in vollstem Maße der Fall, seine Philosophie war durchaus eine Philosophie des Lebens und der Persönlichkeit, ein Ausdruck des ganzen

Menschen. Bekannt sind seine Worte: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist“, und: „Die Sphäre unserer Erkenntnis wird bestimmt durch unser Herz, nur durch unser Streben umfassen wir, was je für uns dasein wird.“ Mögen diese Worte im Näheren der Fassung Bedenken erregen, im Grundgedanken haben sie ein gutes Recht: in der Forderung einer Philosophie des Lebens und eines Zusammenhanges der Philosophie mit dem Ganzen des menschlichen Seins. Nur eine solche Philosophie kann kräftig auf das nationale Leben wirken und aller Verzweigung des geistigen Schaffens fruchtbare Antriebe liefern.

Leben aber war für Fichte Handeln, Handeln von innen heraus, Handeln aus klarem Denken und aus Versetzung des ganzen Daseins in Selbsttätigkeit. Zum Zentralbegriff wurde hier der Freiheitsgedanke, die Kultur war hier nichts anderes als „Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit“. Aber die Freiheit, die Fichte will, ist eine Freiheit positiver Art, ihr Kern liegt nicht im Verneinen, sondern im Bauen und Schaffen, auch bedeutet Freiheit hier nicht regellose Willkür, sondern sie trägt in sich selbst eine Bindung und ein Gesetz, sie steht in engstem Zusammenhang mit der Pflichtidee, wie denn Fichte die Welt „das versinnlichte Materiale unserer Pflicht“ nannte. Wie viele gibt es heute dagegen, welche die Freiheit nur in negativem Sinne verstehen und sich um so freier dünken, je mehr sie verwerfen und je leerer sie damit das Leben machen! Oder aber wir sehen den Freiheitsgedanken karikiert, indem er zur Empfehlung des „Sichauslebens“ jeder beliebigen Individualität verwandt wird. Fichte denkt anders und höher von der Freiheit, und seine Freiheit kann etwas Besseres leisten.

Diese Freiheit zusammen mit der Pflichtidee ist zunächst die Quelle einer kräftigen und männlichen Moral, einer Moral, die viel Arbeit und Opfer fordert, die aber auch mehr aus dem Menschen macht und ihm mit dem Bewußtsein einer unvergleichlichen Größe und Würde eine unerschütterliche Freudigkeit gibt. Diese Moral, eine stoische Moral auf modernem Boden, können diejenigen zu Hilfe rufen, welche in der Gegenwart die Gefahr einer moralischen Verweichlichung, einer matten Nachgiebigkeit gegen das Schwache und Mittelmäßige, einer Herabsetzung der Ziele des Lebens erkennen und bekämpfen. Möchten namentlich die Leiter unseres Erziehungswesens sich der Gefahr bewußt sein, welche in dem Herabschrauben der Ansprüche und dem Entgegenkommen gegen das Mittelmäßige liegt, möchte Fichte ihnen stets bei ihren Entschließungen gegenwärtig sein!

Wer wie Fichte im moralischen Handeln den Kern des Menschen sieht, der wird das Menschliche als Menschliches ehren und achten, der kann eine Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt, verkünden, ohne damit einer mechanischen Gleichmachung, einer Abschleifung aller Unterschiede zu huldigen. Nur müssen die Unterschiede zurücktreten vor der gemeinsamen Art und der gemeinsamen Aufgabe des Menschen. Das ist es, was Fichte in der „Erziehung zum Menschen“ „den an der Tagesordnung befindlichen Fortschritt“ erblicken läßt und in seinen nationalen Bestrebungen die Erziehung zum Ganzen, die Verbindung zu einer Gesamtheit zur Hauptsache macht. Damit die entschiedenste Verwerfung alles Kastengeistes und Standesdünkels, alles Sicherhebens des einen über die

anderen, „jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave". Daß wir hier noch vieles von Fichte lernen können, daß uns zu großem Schaden des deutschen Lebens künstliche Unterschiede noch oft das Bewußtsein der Gemeinschaft verdunkeln, das läßt sich leider nicht leugnen. Viel Kleinlichkeit und viel Verstimmung würde aus dem nationalen Leben verschwinden, ja manche ernste Gefahren würden sich mindern, wenn es darin besser würde und wir uns an erster Stelle als Menschen und als Deutsche, nicht als Glieder eines besonderen Standes fühlten. Wir haben hier vieles erst zu erringen, was anderen Völkern selbstverständlich ist.

Das Streben zum Reinmenschlichen und Wesentlichen beherrscht auch Fichtes Stellung zur Religion. Durch all sein Leben und Streben geht ein starker religiöser Zug, deutlich zeigt sich dabei, daß religiöse Gesinnung und Hochhaltung der Freiheit sehr wohl vereinbar sind. Daß Fichte dabei seinen eigenen Weg verfolgte, das hat ihn in harte Kämpfe verwickelt und ihm sogar den Namen eines Atheisten eingetragen. Aber er ließ sich durch alle Angriffe nicht beirren, er wurde dadurch nur getrieben, seine religiöse Überzeugung noch wärmer und innerlicher zu gestalten. Besonders charakteristisch ist dabei sein Verlangen, daß der Glaube vornehmlich auf das gestellt werde, was mit belebender Kraft stets gegenwärtig ist und von jedem erfahren werden kann, daß er nicht an geschichtliche Daten gebunden werde, die bestreitbar sind und sich nicht unmittelbar ergreifen lassen. Hier heißt es: „Man sage nicht: Was schadet's, wenn auch auf dieses Historische gehalten wird? Es schadet, wenn Nebensachen in gleichen Rang mit der Hauptsache gestellt oder wohl gar für die Hauptsache ausgegeben und diese dadurch unterdrückt und die Gewissen geängstigt werden." Heute suchen wir oft eine Befreiung von den Verwicklungen und Zweifeln in der Religion durch eine Wendung zur Vergangenheit, durch eine Wiederannäherung an frühere Gestaltungen. Das mag uns die Krise zeitweilig vergessen lassen, aber es führt nicht über sie hinaus, es bietet nur eine Scheinhilfe, die sich früher oder später als unzulänglich erweisen muß. Fichte hält demgegenüber eindringlich vor, daß wir an erster Stelle unser eigenes Leben zu führen haben und aus ihm unsere Überzeugungen schöpfen müssen, er widersteht allem Historismus, der uns leicht ein unklares Gemisch von Fremdem und Eigenem bietet.

In aller Arbeit Fichtes erscheint eine energische Konzentration, ein deutliches Herausheben der einfachen und wesentlichen Grundzüge des Lebens, zugleich ein Streben, seine Gegensätze klar herauszuarbeiten und durchgängig die Sache an den Punkt zu bringen, wo das große Entweder—Oder des menschlichen Daseins deutlich hervortritt. Fichte ist ein Denker nicht des Sowohl—Als auch als des Entweder—Oder, überall zerlegt sich ihm die Wirklichkeit in ein Für oder Wider, überall wird damit der Mensch zu einer bestimmten Entscheidung aufgerufen. Dies Drängen zum Einfachen und Wesentlichen muß uns schon deshalb schätzbar sein, weil es einem bedenklichen Zuge unserer Art entgegenwirkt. Wir Deutschen haben leider eine Neigung für das Komplizierte, wir sind nicht sonderlich geschickt, Haupt- und Nebensachen zu unterscheiden und Nebensächliches abzustreifen, auch hängen wir zu sehr an der Fülle des Stoffs und beschweren unser Streben mit zu viel Ballast. Daß es uns schwer fällt, einfache Grundzüge aus der Fülle heraus-

zusehen und uns allein an sie zu halten, das hat unserer Kunst, unserer Literatur, ja unserem ganzen Leben vielen Schaden bereitet, das hat unsere Arbeit oft nicht die Erfolge erreichen lassen, die ihre hervorragende Treue und Tüchtigkeit verdiente.

Wenn schon diese bleibende Gefahr uns einfache und durchdringende Persönlichkeiten in hohem Grade wertvoll macht, so läßt die Verworrenheit und Widerspruchsfülle der gegenwärtigen Lage uns die aufrüttelnde und scheidende Kraft, die von Fichte ausgeht, mit besonderem Dank begrüßen. Es fehlen dem heutigen Leben und Schaffen einfache große Linien; es kann sie nicht finden, wenn nicht die großen Gegensätze, die unser Leben enthält, klar und scharf herausgearbeitet werden. Sicherlich bedürfen wir heute einer Sammlung der Geister, aber eine solche kann gründlich nur erfolgen und gründlich nur wirken nach vorhergehender Scheidung, nach einem deutlichen Auseinandertreten der Widersprüche der Gegenwart. Dafür kann uns die Fichtesche Art eine treffliche Führerin sein.

So viel Kraft zur Klärung und Stärkung, so viel Antrieb zur Scheidung wie zur Sammlung der Geister könnte aus Fichte nicht wirken, wenn nicht seine Philosophie sein ganzes Sein gewesen wäre und dadurch die vollste Wahrhaftigkeit erlangt hätte. Weil jeder Gedanke aus persönlichem Leben hervorgeht und persönliches Leben ausstrahlt, konnte die eigene Festigkeit befestigend wirken und der eigene Glaube den Glauben anderer entzünden. Fichte hat kein leichtes Leben gehabt, und er hat seine Unzufriedenheit mit den Verhältnissen um ihn oft in schneidender Schärfe ausgesprochen. Aber insofern war die Zeit ihm günstig, als sie eben das verlangte, und zwar in einem höchst kritischen Augenblick verlangte, was er nach seiner Natur und seinem Charakter zu leisten vermochte; indem er Treue gegen sich selber übte, wurde er zugleich seinem Volk ein fester Halt und ein sicherer Führer. Er durfte noch die große Wendung erleben, aber er gewahrte auch schon manche Schatten, und die Liebe und Sorge für sein Volk begleitete ihn bis an sein Lebensende. Indirekt war auch er ein Opfer der Freiheitskriege, in rüstigem Mannesalter raffte eine tückische Seuche ihn hinweg. Mit frischer Jugend- und Manneskraft aber behält er seinen Platz im Gedenken des deutschen Volkes, seine Lebensarbeit hat reiche Frucht getragen, und die bleibende Wirkung, die irdische Ewigkeit, welche nach seiner Überzeugung die nationale Gemeinschaft dem Menschen verheißt, sie ist ihm selbst vollauf zuteil geworden.



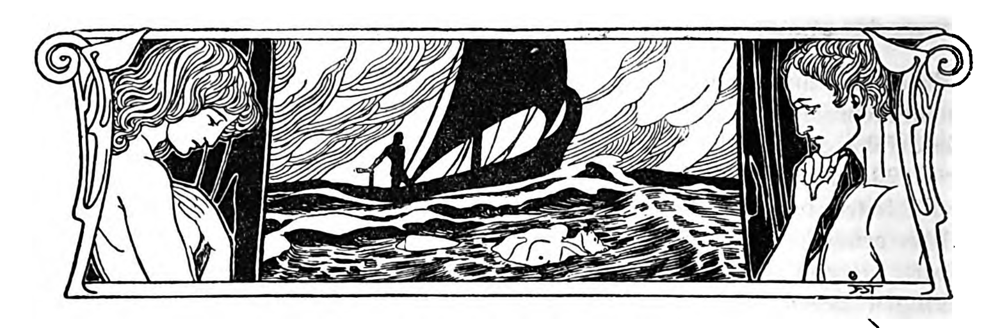
Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Vom Polytheismus und der Polygamie der Urzeiten sind wir über den Monotheismus und die Monogamie späterer Perioden heute zum Atheismus und — wenn diese Wortbildung gestattet ist — zur Agamie der freien Liebe gelangt. Man sieht, auch hier bewegt sich der Fortschritt in Spiralen.

*

Politik ist die Kunst des Staatsmannes und des Staatsbürgers, das für sein Volk Erreichbare zu wollen.





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

(Fortsetzung)

Drittes Buch

I.

Professor Harro Horsten war auf der Heimkehr.

Eine lange Seefahrt, nun aber winkte der Hafen. Das Weltmeer, der Ärmelkanal, Frankreichs Küste, die belgische, die der Niederlande ... das alles lag hinter der Furche des Schiffskiels. Wohin er auch die Flüge seiner Sehnsucht schickte, gen Süden und ostwärts, überall landeten sie auf deutschem Boden. Und das von schroffen Felszinken umgürtete Eiland, wo die deutschen Farben wehten (als er auszog, warf der Wind noch Wellen in Großbritanniens Flagge), tauchte am Horizonte auf.

In des Reisenden Angesicht ist zwar der Sonnenbrand einer anderen Hemisphäre eingegraben (der gibt drüben selbst dem Stubenmenschen etwas Hageres, Indianerhaftes), nun aber liegt ein weicher Glanz darauf.

Frische Brise, achtbare Wellenberge mit weißen Hauben (das Schiff durchschneidet sie in schräger, schlingender Lage), schäumende, grünglasige Hügel — aufgereiht, so weit das Auge reicht. Ein pochender Wind in Mast und Tauen und Segeln, ein Singen und Raunen, und unbekümmert die ruhig arbeitende Maschine. Es ist wie überall, und doch anders als an welscher Küste, es klingt wie schaumspritzender Märchengesang guter, deutscher, solider Nymphen.

An welscher Küste hat es geregnet, aber die Sonne ist wieder durchgekommen. Im Norden stand für kurze Zeit eine Wetterwand, drei Regenbogen — übereinander gewölbte, goldene Brücken ... Götterdämmerung? — Immer noch der alte, für und für lebendige Judengott, der nach den großen Wassern den siebenfarbigen Bogen in die Wolken setzte, zum Siegel seiner Zusage, die Welt nie mehr durch eine Sintflut zu verderben. — Die Sonne lachte dazu, ihr Gold strich bordseits über die Wellen hin. Und jetzt in deutschen Gewässern versinken Wetterwand und Regenbogen. Die das Schiff umtanzenden Wasserberge erinnern ihn mit ihren sanften Wandungen an die Sandhügel der zwischen Geest und Marsch gelegenen Dünenlandschaft, nicht weit von seines Vaters Hof. Der vom Gipfel herabfließende Sandhafer täuscht wohl Festigkeit vor, auf den Gipfeln

kann er aber den bleichen, wehenden Sand nicht verbergen. Da gleichen sie den Wasserwogen und ihrem schäumenden Gischt. Und einsam, graugrün liegen sie — hingestreckt in jagenden Reihen, ganz wie die jetzt gegen die Schiffswand stürmende bewegliche Unendlichkeit des Meeres.

Als er, ein junger Mensch, verstoßen, verjagt von seines Vaters Hofstelle ging, sah er sich zweimal um. Das erstemal, als er über die Gartenpforte gestiegen war; sie war verschlossen gewesen und ihm hatte der Schlüssel gefehlt. Aus der Haustür hatte er nicht gehen wollen, um die Stubenfenster des Alten zu vermeiden.

Er sah nach der Heimstätte zurück, von der er nur ein paar Körner Staub an den Stiefeln mitnahm. Da lag der große, reiche Hof, mit seinen Ställen und Scheunen im Schatten und Schutz der Bäume. Dick und satt und selbstzufrieden lag er da und kümmerte sich nicht um den davongejagten Sohn. Das Wohnhaus, das darangebaute Kuhhaus, das Dielenhaus, wo auch der Pferdestall war, die beiden Heuställe (alles strohgedeckt, die Kanten und Firste von Pappe eingefaßt), daneben das dachziegelrote Backhaus — keines kümmerte sich. Nur eines, die hohe Scheune mit dem blauen Giebel (der Anstreicher hatte die Farben aufgefrischt und das Fenster weiß eingerahmt), nur dies große Zyklopenauge sah nach ihm hin.

Sein Freund stand am Weg. Mit ihm ging er zusammen. Bei Fritz Harbecks Kate biegt die Straße in die Liether Sandberge ein, bei Fritz Harbecks sah er sich zum letztenmal nach dem Blaugestrichenen um. Es war das Letzte; den ruhigen, trostvollen Giebelblick nahm er mit, der hat ihn als Zusage der Wiederkehr in die Fremde begleitet.

Merkwürdigerweise fand er eine Art davon in der großen Hafenstadt wieder, als er an Bord ging. An der Landungsstelle ein altes, weitläufiges, aus roten Backsteinen aufgeführtes, mit roten Ziegeln gedecktes Haus, in nichts an die strohgedeckte Scheune erinnernd, als in dem ihm komischerweise angeklebten blauen Giebel, mit dem von weißen Brauen umgebenen Einauge. Und zwischen dem verlorenen Sohn und dem Giebel ging es hin und her, so lange wie sie sich sehen konnten.

„Bin ich so schuldig, wie mein Vater meint?“

„Schuldig sein und schuldig werden ist des Menschen Los. Schuldig bist du, aber nicht mehr, als du sein und werden darfst.“

„Und mein Vater?“ —

„Es ist nicht anders bei ihm, als bei dir. Er mußte handeln, wie er getan, es mußte kommen, wie es gekommen ist.“

„Kann noch wieder gut werden, was schlecht geworden ist?“ —

„Mein lieber Junge, es kann, und ich hoffe, es wird.“

„Wirst du bleiben, bis ich wiederkomme?“

„Wie Gott und meine Herren, die Handlung Illies & Co., wollen.“

Und während dieses stummen Gesprächs hatte sich das Schiff damals langsam in den breiten Strom durch den Hafen geschoben. — Der Strom war noch nicht vertieft, wie es später geschehen, große, tiefgehende Schiffe hatten Not, ohne Leichter hinein oder heraus zu kommen. — Jetzt war es anders.

Doch sieh, der alte Speicher ist noch da, hat auch noch seinen Giebel, aber der ist jetzt grün und beide sehen alt und verrunzelt aus. Ein paar Bretter sind lose, und in dem Auge fehlt ein Eckchen Glas. Er sieht aber unbekümmert und mit einer Art pfiffig philosophischer Überlegenheit drein.

„Guten Tag!“ sagt der Reisende.

„Guten Tag!“ der Giebel ... Und nach einer Weile: „Na, Junge, bist wieder da?“

„Jawohl, Alter, und ich denke, nicht zu früh.“ —

Aus dem Einauge ein schmunzelnder Blick. „Tüchtiger Stoß Jahre dahingerollt, seitdem du den Fluß hinunterfuhrst.“ —

„Ja, alt geworden, und mehr noch im Herzen, als an Jahren.“ —

„Alt? Ich schätze Ende der Dreißiger.“

„Kann stimmen.“ —

„Und da willst von Alter reden?“ —

„Wer seine Heimat verloren hat, ist immer alt.“ —

„Geh doch, die große holt dich wieder, die kleine wirst auch finden.“

„Meinst du?“

Sie tauschten Rede und Gegenrede, als das Schiff langsam vorüberfuhr. Der Landungsplatz war nicht mehr der alte, bis zum neuen war es noch eine kleine Strecke. Beim Anlegen fand Harro Horsten zu seiner Freude sein altes Absteigequartier „Zur Sonne“ an der Brücke durch eine bunte Mütze vertreten. Die erhielt seine Koffer. Er selbst wollte zu Fuß gehen, Bekanntes und Unbekanntes grüßen und sich grüßen zu lassen.

Schau, schau ... Rechter Hand, linker Hand, überall neue Häuser, und was für welche! — Sieh uns doch mal an, Freundchen, es lohnt! Aber er blickte kaum hin. Das hat man überall, und jenseits des großen Teiches wohl mehr noch als hier. — Was gehen ihn die Formen an, die Mörtel und Stein angenommen haben? Das schlägt keinen Funken aus seiner Seele.

Das Wetter ist zwar heiter, aber schon etwas hart, härter als sonst, wenn es zu herbsten beginnt. Und nun ist es Abend geworden, die Sonne am Untergehen. Dunst und Nebel erglühen im Weltenbrand. Wolken, zu Palästen getürmt, prächtiger Hochaltar, durchbrochener Säulendom, Springbrunnen von Licht und Farben aus Tor und Fenster und Rosenschimmer und Goldglanz darüber her.

Goldglanz auch auf seinem Angesicht. Er ist der Andacht voll. Er kann es nicht sagen, kann es nicht in Worten denken, kann nur fühlen, wie ihm ist. Und die Augen, die weichen Gesellen, wollen übergehen. — Wenn nur nicht so viel Volk vorüberhastete, wenn er allein wäre, er würde fließen lassen, was rinnen will. So voll ist er der Wehmut oder des Glückes voll.

Und als die Augen sich der Heimatwunder voll gesogen haben, senkt er die Lider. Und vor den geschlossenen steht eine hehre Gestalt, er sieht sie öfters, zumal dann, wenn er fühlt, daß das Glück ihn sucht. Er nennt sie seine gute Fee, seinen Stern. Hinter einem Schleier von Rosenrot und Goldglanz und Licht und Freude. Ihr Fuß berührt die Erde, aber des Himmels höchste Wolken beschatten ihr Haupt. Und ihre Hände segnen. Sie haben nichts anderes gelernt, sie können nur segnen.

Er ging und fragte nach seinem Gasthof, fand sich aber in dem Gassengewirr des Hafenviertels nicht mehr zurecht.

„Holla!“ rief ihn jemand an.

„Guck doch mal auf!“ — Er war wieder bei Illies Speicher, und das Einauge lachte.

„Das Abendrot hat dich mitgenommen?“ sagte es.

„Ja,“ entgegnete er, „ich muß es zugeben.“

„Ei, ei, so rührsam? Dann bist du auch wohl wieder Freund mit dem lieben Gott?“

„Ja, ja . . .“

„Denn man hin zu ihm!“

„Will ich auch . . .“

„Guten Abend!“ —

„Guten Abend!“ —

Nun nahm er sich vor, acht auf seinen Weg zu geben, und kannte sich denn auch wirklich aus. Auf dem Roßmarkt schrie ihn ein grellroter Säulenanschlag an:

Gibt es einen Gott? Vortrag, und nach dem Vortrag freie Aussprache. — Ein ihm unbekannter Redner. Im Elysium soll morgen abend festgestellt werden, ob es einen Gott gibt.

Gibt es einen Gott? Das war die Frage, die ihn aus der Heimat vertrieben hatte. Er trat, als er vor der Anschlagsäule stand, fest auf. Er fühlte, daß sein Fuß den Mutterboden seines Wesens berühre. — Gibt es einen Gott? Er wollte hin und seines Herrgotts Rechte wahrnehmen.

II.

Die Saalwände im Elysium sind nicht gewohnt, Worte und Reden von Gott und Religion und Ewigkeit zu hören und zurückzuwerfen und sind dessen froh; klingt es doch hart und ernst, so ganz anders als die weiche Tonflut Straußscher Walzer. Denn die sind ihrem Wesen nach Freude und Hingabe und irdische Liebe. Die Elysiumswände sind von Weltfreude vollgesogen, sie und ihre rohen Fresken, die ein guter Pinseler hingeklext hat, auch die Säulen, die die Wölbung tragen, haben ihren Anteil daran. Es kleben Dunst und Dampf von heißem Grog und kaltem Bier daran, Holzschlegelklang angesteckter Bierfässer und auch wohl ein derbes Wort, ein roher Fluch — und alles paßt zur Weltfreude, wie man sie im Elysium versteht.

Heute aber steht ein Prophet auf der Bühne, aber auch der beileibe kein Prophet des Glaubens, kein Wegweiser in die von uns über den Sternen erdichtete Welt. — Nein . . . ein Prophet des Unglaubens, einer, der beweist: Es gibt keinen Gott!

Und er führt ein besonderes, aber ein altes Stück auf, dessen Urheber er verschweigt, will er doch selbst dafür gelten. Er zahlt deshalb auch wohl kein Aufführungshonorar für die von ihm gestohlene Komödie, die er als Zugabe, oder vielmehr als Einleitung zu seiner Rede gibt.

Es ist ein Mann mit goldener Brille und stattlichem braunem Bart. Wenn

er lächelt (und er lächelt öfter, als nötig ist) dann lächelt er das Lächeln der Gutmütigkeit, der Überlegenheit. Wenn er lächelt, dann leuchten tadellose, gewissermaßen auch lachende Zähne über die Versammlung hin.

Es ist eine große goldene Uhr mit großer goldener Kette und schwerem Gebaumel, die er von seiner Weste loshäkelt und auf den Tisch legt.

„Hochgeehrte Versammlung!" spricht er. „Ich beabsichtige zu beweisen: es gibt keinen Gott. — Es sind Herrschaften hier im Saal, die an ihn glauben. An euch, ihr Gläubigen, wende ich mich. Eurem Gott will ich ins Gesicht sagen: du bist nicht, bist nichts als ein Fabelwesen, ein Idol, bist nicht mehr brauchbar. — Verschwinde! Wir wollen dich in den Ruhestand versetzen.

Gäbe es einen Gott, wäre er wirklich da, gäbe es einen des Alten Testaments oder auch nur den des Neuen oder einen ganz modernen, den sich jeder nach seinem Gefallen zurecht macht, einerlei — er würde es nicht ertragen, was ich ihm antun werde, würde sich's nicht gefallen lassen, würde mich vernichten, würde mich tot hinstrecken, so wie ich hier stehe. Wozu hätte er sonst seine Allmacht? — Eine bessere Gelegenheit, sein Dasein zu beweisen, fände sich nicht. Also! — Vernichtet er mich, so habt ihr ein Recht, zu sagen: Seht ihr wohl, er ist noch immer der Allmächtige, er, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der zornige Herr Zebaoth. — Tut er es aber nicht, bleibe ich leben, schlägt er mich auch nicht an Haupt und Gliedern, so müßt ihr sagen: der Mann auf der Bühne hat recht, er hat einen Popanz herausgefordert, ein Wesen, das gar kein Dasein hat. Dann müßt ihr mir zugeben: es gibt keinen Gott!"

Eine Kunstpause... eine halbe Minute.

Auf der Versammlung lagert Stille. Es ist die Stille, hier der Erwartung, dort des Entsetzens, in ein paar Ecken der Empörung.

Der Mann auf den Brettern räuspert sich und nimmt die hohe, erprobte Miene der Theaterhelden an. Und reckt die Rechte gegen den Kulissenhimmel.

„Wohlan, Gott in der Höhe! — Du, an den ich nicht glaube! Ich fordere dich auf, zu tun, wie ich sagte. Du bist ja allwissend, hörst also, was ich sage, bist allgegenwärtig, also hier im Saal, bist allmächtig, nun erhebe deine Allmachtshand und strafe den, der dich lästert! — Nun zeige, daß du ein eifriger Gott bist, der seiner nicht spotten läßt!

Hier liegt meine Uhr." Der Redner wies auf sie hin: „Sie zeigt einunddreißig nach acht, — fünf Minuten lasse ich dir, deine Allmacht, deine Gotteshand, dich selbst zu beweisen. Ich denke, für einen Allmächtigen, für einen, der über allen Zeiten in Ewigkeit thront, ist es genug, mich zu strafen. Das Wie überlasse ich deiner Weisheit, deiner Rache, deinem Zorn... Strecke mich tot hin oder gelähmt oder geistesverwirrt, schütte die Flammen deiner Qualen über mich aus, wie dir gefällt! Nicht wahr — bis acht Uhr sechsunddreißig Minuten!...

„Fertig! — Und nun greife zum Schwert der Rache, zum Donnerkeil, zum Waffensaal der Hölle — hier stehe ich und lästere dich. Strafe mich!"

Der Redner schweigt. — Und sein Gesicht lächelt wieder. Er lächelt über die Versammlung hin. Mit braunem Bart, mit weißen prächtigen Zähnen, mit goldener Brille. — Und an seiner Uhr zählt er die Minuten ab.

In der Versammlung tiefe Stille — die Stille, die Ruhe des Entsetzens, der Empörung. Hunderte zählen mit dem Redner, die Uhr in der Hand.

Eine Minute...

Der Mann ist unversehrt. Er streicht mit weißer Hand über den braunen Bart. Und wieder gießt er Ruhe und Vertrauen über die Versammlung aus.

Der Polizeibeamte, der die Versammlung überwacht, weiß nicht, was er machen soll. Er blättert in einer Taschenausgabe seines Strafgesetzbuches. Ist das, was vor seinen Augen geschieht, Gotteslästerung? Muß er die Versammlung auflösen? Aber er denkt an das Geschrei der Presse, an die Beschwerden, denkt an die Hydra der ihm erwachsenden Scherereien und — unterläßt es.

Zwei Minuten...

Der Held auf den Brettern hat die Uhr hingelegt, er trinkt ein Glas Wasser.

Und für und für im Saale tiefes Schweigen.

Drei Minuten...

Ein schwarz gekleideter Herr ist aus der Kulisse zu dem Redner gekommen. Mit dem unterhält der sich... murmelnd, leise...

Vier Minuten...

Er steht wieder am Tisch und lacht.

Befriedigt die Hände reibend geht er auf der Bühne auf und ab. Er lächelt nicht, er lacht. Mit vollem Munde, mit Augen und Zähnen.

Fünf Minuten...

„Eigentlich", sagt er, „ist die dem Herrn Jehovah gesetzte Frist um, aber wir wollen noch eine Minute zugeben. Er kann", spottet er, „zerstreut oder über Land gewesen sein, wie Gott Baal zu Elias Zeit, oder seine Uhr nicht in Ordnung, also noch eine Minute."

„Sechs Minuten... Es hilft alles nichts", höhnt der Redner. „Euer lieber Gott hat die Wette verloren."

„Nicht wahr," fragt er die Versammlung, „es ist alles recht und in Ordnung zugegangen?"

Vereinzeltes Zischen, aber es kommt nicht zur Entwicklung. „Jawohl", antwortet es aus hundert Kehlen, donnerndes Bravo durchbraust den Saal des Elysiums.

„Gesund an Haupt und Gliedern stehe ich vor Ihnen... Also: Es gibt keinen Gott!"

Wiederum vereinzeltes Zischen, ein paar Rufe: „Empörend, wo bleibt die Polizei?" — Aber das vergräbt der brausende Beifall.

„Wie könnte es auch einen Gott geben?"

Bei diesen Worten ist der Sprecher mit dem Einhäkeln der Uhr und ihres Gebaumels fertig geworden.

„Wie könnte es auch einen Gott geben? Ich habe Ihnen dargetan, daß er nicht ist, jetzt will ich beweisen, daß er gar nicht sein kann."

Harro Horsten saß unten im Saal. Er hatte die freche Komödie mit angehört, hörte nun auch die sogenannten logischen Beweise des Redners mit an. Alte Träume... alte Irrtümer... Der Mensch, der oben gestikulierte und sprach,

ging in Schuhen, die ein einigermaßen auf die Stimmen der Zeit Hörender längst ausgetreten hatte. Und die rohe Art, wie der Redner in die Innenwelt so manches noch ganz oder halb gläubigen Zuhörers hineingriff, ohne eine Spur von Verständnis für die jedenfalls subjektive Gefühlswahrheit dessen, was er zerstörte, das mußte Grimm und Kummer wecken. Harro rettete sich auf den Fittichen des Humors, den er glücklicherweise niemals vergebens beschwor, wenn er über die Dinge dieser Welt hinwegkommen wollte. Wohin? . . . Zu ihm . . . zu dem, dessen Dasein geleugnet wurde. Nicht immer aber gelang der Flug über die Sterne, zuweilen stieß er den Kopf an der blauen Himmelsdecke.

In der Regel begnügte er sich, den großen Gott zu bitten, sich zu ihm herabzubemühen, auf einen Augenblick seinesgleichen zu werden.

So tat er auch im Elysium. Oder vielmehr der Nichtauszusprechende kam ohne Zutun seines bewußten Vorsatzes zu ihm und wurde ihm zu Gefallen auf ein Stündchen ein Mensch. Ein Unsichtbarer, stand er neben Harro Horsten und nahm ihn bei der Hand. Und für alle Elysiumsbesucher unter einer Tarnkappe verborgen wandelten sie im Saal umher.

Erst gingen sie hinter der Säulenreihe des Saales auf und ab, hörten dem Redner zu und machten ihre Glossen. Dann wurde es dem Herrn der Welt zu langweilig. — „Wir fliegen hinauf!" sagte er. — Nun saßen sie in einer netten Himmelsloge, lehnten sich über die Brüstung und hörten und sahen hinab, was sich im Elysium weiter begebe.

„Der Grasaff!" lachte Gott. „Beweist, daß ich nicht bin. Habe mal einen Meister in die Welt gesetzt, der konnte Maschinen machen, die räsonnierten, nicht viel übler als der Mensch da, der auch mein Werk ist. Und ein von ihm gemachtes Werk hat ein Halbjahr hindurch Vorlesungen darüber gehalten, daß es keine Mechaniker gebe, gar nicht geben könne."

Bei Nacht und Sternenschein sahen sie durch Dach und Fach in den Saal vom Elysium. Und noch immer stand der Brillenmann mit dem braunen Bart auf der Bühne, triumphierend, handschlagend, den Herrgott mindestens zehnmal totschlagend. Und klar und hart drangen die Worte hinauf.

„Hör mal genau zu", sprach der Herr. „Da steht er, einen Haufen angelernter, halbwahrer Sätze wie einen Wollknäuel kauend."

Dabei lachte er gutmütig, der Allmächtige. „Aber", fuhr er fort, „alles nach meinem Plan. Ich habe ihn eigens aufs Podium gestellt. — Nicht wahr, Horsten, es geht wunderlich zu in meiner Welt? Aber sei getrost, es kommt alles zurecht.

Was sagst du? Was hätte ich tun sollen? — Ich hätte dem Mann, der mich lästert, einen Denkzettel geben sollen? Wenn auch nur einen kleinen?

Nein, mein Lieber, meine Weltregierung kann und will ich nicht nach dem Komment der Bierminuten eines Narren einrichten. Ich will es den Menschen auch nicht zu leicht machen, mich zu finden."

Von unten eine von Triumph geschwollene Stimme:

„Erst habe ich durch die Herausforderung Jehovahs bewiesen, daß er nicht ist, und dann Beweise auf Beweise gehäuft, daß er nicht sein kann. Ich eile zum Schluß."

„Wär' ich nicht der liebe Gott," warf dieser ein, „ich würde sagen: Gott sei gedankt, daß das Gequatsch ein Ende bekommt. — Nachher kommst du, Harro, hast es mir versprochen."

„Ich werde mein Versprechen halten."

„Daß du dich aber nicht unterstehst, zu beweisen, daß ich bin."

Er drohte ihm noch mit dem Gottesfinger ... Und dann sah Harro Horsten sich wieder im Saal des Elysiums und stand gleich darauf auf der Bühne des Tanzsaals.

Und wie er auf der Tribüne stand, tat er nach Gottes Befehl. Er sprach kein Wort, das man als Beweis für Gottes Dasein hätte ansprechen können. Er sprach nur von seiner eigenen Erfahrung, von seinen Erlebnissen. Das heißt, nicht von seinen äußeren, nur von seinen inneren, von seinem Verhältnis zu Gott, von der Entwicklung seines Gottesgefühls. Wie Gott der beste Freund seiner Kindheit, Gegenstand seiner Liebe, ihm fern und ferner gerückt sei, zuletzt nur noch im Dämmer lyrischer Andachten gefühlt und verehrt. Und wie er ihn zuletzt ganz verloren gehabt. Wie er ihn verloren gehabt, erst verschleiert im Pantheismus mit der Formel: Gott = Natur, dann inmitten einer vollends entgötterten Natur. Der gottverlorenen Öde dieses Tiefstandes widmete er eine eingehende Betrachtung. Und dann der Aufstieg, die Periode des Wiederfindens. Purpurne Morgenröte ... Aufgang der Sonne. Erst im Dämmern des Gefühls, dann in lebendiger Anschauung der Phantasie, endlich in fester Zuversicht eines in Gottes Armen sich geborgen Fühlenden, dem nichts widerfahren könne.

Aber war dies Gefundene ein Wiedergefundenes, war es das dereinst Verlorene? War es der taufrische Glaube der Jugend? Nein, jedenfalls nicht seine Form. Himmel und Hölle? Wer fragt darnach, wer will sich nicht genügen lassen an dem Einssein mit ihm und dem All, das er in sich und außer sich hegt und trägt?

„Hier und da", fuhr er fort, „mag einer auftreten und das Unglauben schelten, was ich Glauben nenne, mit dem ich lebe und auf den zu sterben ich bereit bin. Er mag mich zu den Lauen zählen, die der Herr, nach den Worten der Schrift, ausspeit aus seinem Munde als nicht kalt und nicht warm. Solche Worte werden fallen und andere noch, die bitterer schmecken als diese. Aber das wird nicht unsere (ich sage ‚unsere', denn ich weiß, ich spreche im Namen vieler Tausende), das kann die Festigkeit und Sicherheit unserer Zuversicht nicht erschüttern. ... Nicht als ob unser Schauen die nackte, platte Wirklichkeit treffe (in dem Sinn bleibt Gott hienieden für uns immer unerforschlich), nein, nicht das. Unser Ahnen kommt über das Gleichnisartige und Symbolische nimmer hinaus. Also nicht die Zuversicht der Wahrheit im platten Verstande, wohl aber die innere Gewißheit, in solcher Denkrichtung hier auf Erden das erhalten zu haben, was uns im Höchstmaß beschieden sein kann, nämlich — hier Seelenfrieden und nach unserem Heimgang Entwicklung zur höheren Tätigkeit.

Weshalb ich das sage? Warum ich der Allgemeinheit preisgebe, was mein Heiligtum hätte bleiben sollen? Weil ich selbst nichts bin als ein Teil des Ganzen. Weil ich weiß, daß viele die gleiche Bahn durchlaufen, weil ich weiß, daß viele hier im Saal versammelt sind, denen ich das Wort vom Munde nehme, unter ihnen

vielleicht manche, die keinen festen Boden unter sich fühlten, als sie diesen Saal der Gotteslästerung betraten. Zumal für die habe ich gesprochen.

Wenn eine Wage schwankt, wenn es zweifelhaft ist, welche Schale steigen, welche sinken wird, dann kann ein kleines Gewichtchen, ein Lot, ein Gramm den Ausschlag geben. Vielleicht ist mein schwaches Wort für den oder jenen dieses Gramm. Vielleicht ist jemand schwankenden Glaubens in diesen Saal gekommen und durch das, was er hier gesehen hat, noch ärmer, um eine Stütze seiner Zuversicht noch haltloser geworden. Da mag, wenn er diesen Raum verläßt, das, was ich an eigener Seele erfahren habe, ein Halt sein, ein Stab, worauf er sich stützt, ein Rohr, wenn auch nur ein schwaches."

So ungefähr sprach Harro Horsten und ging auf seinen Platz zurück. — Tiefe Stille ... lange Zeit ... dann Beifall. Erst schüchtern, dann brausend, voller Selbstvertrauen, die Zischer voll übertönend. Es gab also doch noch Hörer im Elysium, die für Brot und nicht für Steine nahmen, was er geboten hatte.

Aber nun schnellte der mit dem braunen Bart wieder auf das Podium. Man sah es den blinkenden Zähnen an, es ging auf des Vorredners Vernichtung. — Gut! — Der wollte lieber in seiner Abwesenheit hingerichtet werden. Er stand auf, drückte sich durch die Bänke und verließ den Saal.

III.

Elysium lag in einer Seitengasse, wo die Straßenbeleuchtung spärlich war. Sie hätte heute, wenn der Mond auch erst nach Mitternacht im Kalender stand, vielleicht ganz gespart werden können, denn der im Elysium geleugnete Herr der Welten hatte seine schönste Sternenhalle über Gläubige und Ungläubige gewölbt. Im feuchten Flußtal der großen Stadt hatte ein leichter Regen die Luft gewaschen, das Pflaster war noch feucht, und die Lichter des Himmels und der Erde widerglänzten darin. Himmel und Luft von erquickender Reinheit und Zartheit. Harro Horstens Schritt hallte in der Gasse nach. So einsam war es. Ein zweiter trottete hinter ihm her, das Gefühl des Alleinseins wurde dadurch nur vertieft. Die Wände nahmen Schritt und Tritt auf, auch das war lebendige Veranschaulichung der Einsamkeit. An der Ecke, wo die Elysiumsgasse in die große Verkehrsstraße fiel, kam es rascher, wie um ihn einzuholen. Das war denn auch wirklich der Fall, eine Stimme rief ihn sogar an. Harro wendete sich, er sah im Lampenlicht einen alten, hageren, ärmlich gekleideten Mann.

„Verzeihen Sie," sprach der Fremde, „daß ich Sie aufhalte, aber ich muß Ihnen danken."

„Mit wem habe ich die Ehre?"

Darauf die Antwort: „Mein Name tut nichts zur Sache, ich will nur danken, danken muß ich. Ich war im Elysium. Mir werden Ihre Worte nicht nur ein schwaches Rohr, sie werden mir ein starker Stab sein, eine Stütze, die ich nicht wieder aus der Hand lege."

Und er erzählte seine Geschichte — eine Alltagsgeschichte, weil sie öfter vorkommt, eine traurige für den, der sie am eigenen Leibe erfährt. Er war in guten Verhältnissen groß geworden, aber (nicht ohne eigene Schuld) wirtschaft-

lich und sittlich heruntergekommen und nun ein armer Mann, im Tiefstande irdischer Not, glücklicherweise aber auch im Beginn sittlichen Sichwiederfindens, da er angefangen hatte, an die eigene Brust zu schlagen. — Schon lange hatte er geglaubt, das Leben nicht länger tragen zu können, hatte beschlossen, nach dem Elysium zu gehen, zu sehen und zu hören, ob es wahr sei, was die Welt sage, daß alles Lug und Trug, das mit dem Glauben an Gott und an Gottes Güte. Und bei dem Vortrag des Propheten hatte er gedacht: es ist so. Hänge dir einen Stein um den Hals und ersäufe dich im Fluß, wo er am tiefsten ist. — „Aber da kamen Sie mit Ihrem herrlichen Wort, mit Ihrem Gottvertrauen. Nun bin ich gerettet, nun bin ich entschlossen, geduldig hinzunehmen, was kommt, und so glücklich zu sein, wie ich werden kann. Ich muß Ihnen danken."

Und er ergriff beide Hände von Harro und bedeckte sie mit Küssen.

Harro zog ein Goldstück, aber das wies der Mann lebhaft zurück. „Es würde das Andenken an diese Stunde verunreinigen. Sie müßten annehmen, daß es schließlich doch auf eine Bettelei abgesehen gewesen sei. Auch jetzt sage ich Ihnen nicht Namen und Wohnung. Das Bewußtsein, eine Seele gerettet zu haben, soll Ihnen rein erhalten bleiben. Ich will auch nicht wissen, wer Sie sind."

*

Die Erlebnisse des Abends hatten Harro erregt. Er fürchtete, nicht gleich schlafen zu können, suchte daher ein Kaffeehaus auf und vertiefte sich in die Tageszeitungen. Es war nicht mehr früh, als er vor seiner Herberge anlangte.

Die nannte sich noch immer nicht „Hotel", sondern Gasthof, „Gasthof zur Sonne", sah alt und konservativ aus, und war es auch. Zentralheizung, Fahrstuhl — unbekannte Dinge, aber elektrische Beleuchtung, die hatte man angelegt. — Harro mußte den Hausdiener herausklingeln, das Haus schlief in allen Ecken und Winkeln.

Eine Kurbelbewegung, und Flur und Treppe waren hell erleuchtet. — „Ich warte," sagte der Hausgeist, „bis Ihre Türe geht, dann drehe ich aus. Da haben Sie's überall hell."

Und es war gut, daß es überall hell war. Denn selbst im Hellen begegnete dem Professor etwas Wunderliches. Als er die Treppe hinaufstieg, war ihm, als ob ein Schatten neben ihm und mit ihm die Stufen nehme.

Und ganz sonderbar — ein Schatten, den er nicht mit Augen, sondern nur mit seinen Gedanken wahrnahm. Und in diesem nicht mit Sinnen, sondern nur in Gedanken wahrgenommenen Schatten tauchten je und je die Züge eines ihm bekannten Antlitzes auf — harte, gemeißelte Linien, trotzige Augen, hochgewölbte Brauen.

Nur in Gedanken. — Gesehen hatte er nichts, hatte es aber im Gefühl, daß neben ihm ein Mensch, ein Schatten, der trotzige Augen und hochgewölbte Brauen habe, die Treppe hinaufgehe.

Auf dem Treppenpodest wandte Harro sich rasch dahin, wo er es neben sich spürte. Aber es war niemand da. Seine Augen starrten in die leere Helle. Wie er aber weiter ging, war es wieder neben ihm. Wieder kehrte er sich scharf dahin um und wieder war nichts zu sehen.

So ging es einen langen Gang bis zu seiner Zimmernummer, der Gang in voller Ausdehnung erleuchtet, Harro aber fühlte bei jedem Schritt neben sich den unsichtbaren Begleiter. Einmal, zweimal stand er still, er hatte Atemzüge gehört, richtige Atemzüge ... tiefe, pfeifende. Früher hatte er einen gekannt, der so atmete, wenn ihn etwas drückte oder erregte. Das war sein Vater. — Bei ihrer letzten Unterredung hatte er es auch getan. Damals, als ihn noch der Zorn beherrscht hatte, noch nicht die unnatürliche, eisige Ruhe über ihn gekommen war. — Und wieder stand er still und sah sich um. Alles Körperliche, Gegenständliche sah er: das braunrote Gewebe des hingebreiteten Läufers, die von den schlafenden Gästen vor die Zimmertüren gestellten Stiefel und Schuhe, die zum Reinigen hingehängten Kleider, die Ziffern der Stubennummern — alles sah er, nur nicht die Ursache dessen, wonach er suchte.

Er betrat sein Zimmer, und in demselben Augenblick erlosch die Beleuchtung im Gang. Harro drehte die Stubenflammen auf. Der Raum war leer. Er untersuchte alles, die Ecken, die Erker, die Schränke, sah unters Bett. Alles leer und unverdächtig. Er war allein im Zimmer. Und doch verließ ihn nicht das Gefühl, daß jemand bei ihm sei und nur auf den Augenblick warte, wo er das, was sie nach noch unbekannten Gesetzen schied, durchbrechen dürfe.

Darüber kam er in eine wunderliche Stimmung, in der sein Gleichmut, den er als die Grundlage aller seelischen Gesundheit ansah, ins Wanken geriet. Und er sann auf Mittel, sich davon zu befreien.

Auf dem Schreibtisch standen Bücher, darunter Jens Peter Jacobsen, — nun wußte er sich geborgen. Die Blätter fielen bei „Frau Föns“ auseinander.

Er legte sich aufs Bett und las „Frau Föns“, diese so traurige und doch so unendlich beruhigende, uns wie mit weicher Frauenhand liebkosende Geschichte, die Geschichte der nie versiegenden Mutterliebe. Ja, was geht's den, dem man seine Liebe schenkt, denn auch groß an? — Und als er gelesen hatte, legte er das Buch weg, drehte die Flamme aus und räkelte sich unter die Decke ...

Er versuchte einzuschlafen, es gelang aber nicht gleich. Er hatte versäumt, die Rolläden des Eckfensters herunterzulassen. Der Mond war über die Dächer gestiegen und schien herein, an seinem Bett vorbei auf die Tapetenwand. Und auch der Schatten von Fensterrahmen und Vorhängen fiel darauf. Und immer war ihm, als ringe etwas ihm Unbekanntes mit dem Mond ... Ja, der Mond und sein in diesem Zimmer fremdes Licht, das fühlte er, das mußte weg, eher würde er nicht schlafen. Er stand auf, sperrte es ab, nun lag er in angenehmer Dämmerung. Nun mußte der Schlaf kommen. Er schlief auch wirklich ... Ziemlich lange. ... Wenigstens hatte er den Eindruck, recht lange geschlafen zu haben ... Aber dann wachte er mit einer Art Ruck auf ... Er war beim Namen gerufen worden ... „Harro, komm!“ ... Und noch einmal: „Harro, komm!“ ... Er richtete sich auf und sah — sah einen Schatten zu seinen Füßen am Bett ... Es war sein Vater.

Und der Schatten breitete seine Arme aus und wiederholte: „Mein Sohn Harro, komm!“

„Ja, Vater!“



J. G. Fichte  Nach einer Zeichnung Friedrich Burys

(Aus Klinkicht und Siebert: Dreihundert berühmte Deutsche)

Bei dem Laut der Stimme verschwand die Erscheinung, Harro fand sich aufrecht sitzend im Bett, der Mond lag noch immer auf den Rolläden.

„War es ein Traum?“ dachte Harro „oder war es mehr — der Ruf eines Vaters nach seinem Sohn? Dafür will ich es nehmen.“

(Schluß folgt)



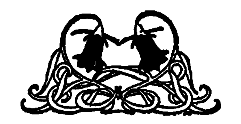
Der Mann mit der Hungerseele

Von Kurt Arnold Findeisen

Harte Hämmer schmettern
Und der Webstuhl saust.
Spitze Funken klettern
Um die Frönerfaust.
Hört sein Ohr doch leisen
Sang der Sonntagswelt,
Wunderglockenweisen,
Glanz- und glückgeschwellt.

Wächst ein blinder Glaube
Hinter rußiger Stirn:
Wie dem Alltagsstaube
Lacht der Sonnenfirn,
So im Wolkenlosen
Über Qualm und Brand
Träumt ein Land voll Rosen,
Blüht ein Friedeland.

Und die Sorgenseele
Streckt sich nächtelang
Aus dem Rauchgeschwele
Nach dem Wunderklang. —
Doch der Sohn der Glocken
Ängstet irr zurück:
Ist zu tief erschrocken
Vor dem Hungerblick! — —







Kaiser Karl der Große

† zu Aachen am 28. des Wintermonds 814, vormittags in der dritten Hora

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Aus einer Art von Ironie prunkt die Überschrift mit der Genauigkeit mittelalterlichen Wissens. In dessen psychologischer Begrenztheit liegt das Lähmende. Wir können viele Bände mit Tatsachen füllen, die wohldatiert und unumstößlich sind, auch mit Zuständlichkeiten, Charakteristiken von Zeitlagen, geistigen Strömungen, Ideen. Aber die handelnden Menschen in ihrem Wesen und Denken bleiben uns ewig zu wenig bekannt. Am undurchdringlichsten die Eigenen, Selbstwüchsigen; einen Ludwig I. oder Otto III., auch Heinrich III. übersehen wir schon einigermaßen, da wir die Suggestionen ausreichend kennen, deren Vollzieher zu sein sie mit Inbrunst und Aufopferung getrachtet haben. Sobald wir an die persönlichere Individualität heranwollen, begreifen wir, daß wir vor einem verhüllenden Vorhang sitzen, auf dem sich ein Schattenriß bewegt. Und mit allen Finessen abschätzenden Erratens können wir doch nie genau berechnen, in welcher Entfernung und Richtung zu der Figur, die sich da bewegt, der Lichtquell aufgestellt ist, der ihrem Umriß das Größenmaß und das Perspektivische der Zeichnung leiht. Von wichtigen Herrscherfiguren des Mittelalters wissen wir schließlich nur mechanisch: er brach auf, er bekriegte die und die, er erließ ein Gesetz, er „beschloß“, ohne daß wir ahnen können, welche letzten Erwägungen und möglicherweise welche aufreibenden Bismarckmühen diesen Entschließungen vorhergegangen sind.

So wie nun aber der durch taubes Geröll und schwülstigen leeren Sand sich Mühende an eine sprudelnde, üppige Oase gelangt, liegt inmitten der trümmerhaften mittelalterlichen Steinigkeit die Zeit Karls des Großen ausgebreitet da. Von ihm als Herrscher und waltendem Gesetzgeber, von dem Hausvater, dem eifrigen Bildungsfreund und königlichen Präsiden in der berühmten schöngeistigen Tafelrunde, von seinen Frauen und schönen Töchtern zu erzählen ist von je der Historiker Lust und Entschädigung gewesen. In der Tat, von ihm wissen wir, für eine so ferne Zeit, unerhört Genaues und Intimes, sehen ihn aus einer ähnlichen

Nähe, als ob wir der Hausgenosse und Gast bei einem mächtigen Gutsherrn wären, der Wert darauf legt, vom Großen bis ins Kleinste als Musterwirt zu wirken; wir bekommen die Listen zu lesen, was er in den Gärten zu pflanzen und zu setzen befiehlt, bis zu den unterschiedlich benannten Äpfelsorten, und zählen seine Inventare nach bis auf die einzelnen Stück Geflügel. Wir sehen am Morgen die Töchter ihm das Frühstück hinsetzen mit Rosen und frischen Blumen und einem Korb mit Früchten; wir können verraten, daß der schwere, sieben Schuh hohe Mann mit der hellen, hohen Stimme, die immer wie ein Widerspruch zu ihm überrascht, ein freudiger und starker Esser ist und es mit dem Trinken ebenso halten würde, wenn er nicht bemerkt hätte, daß er dann statt besser erst noch schlechter schläft. Selbst in diese Nächte dringen wir nach: wie er leicht und früh wieder aufwacht, das Licht im Öllämpchen anstochert und sein Wachstafel-Büchlein unter dem Kopfkissen vorholt, um nicht so als gefangene Beute der Gedanken sich unruhig hin und her zu werfen. Das nächtliche Defizit deckt er durch den wohlgehegten Mittagsschlaf nach Tisch, der sein bester und tiefster, zwei bis drei Stunden, geworden ist, — das typische Beispiel des überarbeiteten, immer von Gedanken, Geschäften gedrängten Mannes, der sich das Ausspannen nur auf elementarem Wege abzwingen kann, durch das geliebte stundenlange Bad in den Aachener heißen Quellen, wobei er nach germanischer Badegeselligkeit seine Haudegen, Gäste, Gasinden dazu lädt und sie so dann auch etwas von ihm ‚haben‘, oder durch die Jagdtage in den Hohen Venn- und Hunsrückwildnissen, die die Geschäfte und Sorgen daheim lassen, welche sonst der Vorsatz niemals zum Pausieren bringt.

Aber wir wissen mehr als ein Besucher; die menschliche Persönlichkeit ist zum Ausweichen nicht geeignet und denkt daran gar nicht, was schon viel besagt. Wir beobachten Karl oder schließen über ihn sehr zuverlässig aus seinen vier ohne Pausen einander folgenden Ehen, aus sonstigen Herzensromanen — da man diese mit Gründen nicht als Geringeres taxieren darf —, aus seinem Verhältnis zu allen seinen Kindern. Es liegen da Ausdrücke auf der Hand wie Epikureismus, Unbeherrschtheit, allzu weiche Abhängigkeit von umgebender Anmut und zärtlichschönem, süßem Weibestrost, Autoritätsmangel, fehlende Strenge gegen sich und in der Freude an den sieben schönen Töchtern. Der gewaltige Mann, der alle Feinde besiegt, alle Widerspenstigen niederwirft, ist freilich weder mit der ersten noch der dritten Frau fertig geworden. Die Selbständigkeiten dieser dritten, der höchst unbeliebten Fastrada, haben zu schlimmen Aufrührereien geführt, aber er hält sie, das ‚Quam ego!‘ bleibt aus, die Verstoßung und Heimsendung der Frau, von der er Kinder hat, zu ihrer Sippe. Nicht anders als die Töchter der ehelichen Königinnen werden die anderen Kinder am Hofe erzogen und gehalten, trägt auch Ruodheid zum Festtagsschmuck den Diademreif der Kaiserprinzessin in dem blonden Haar. Und die Knaben der wagenden Liebe seiner Töchter — welche er, was keineswegs allein politische Vernunft war, keinen Schwiegersöhnen gegönnt und „nicht aus seiner Nähe hat entbehren wollen“ — zieht der Großvater liebevoll erfreut an seine Brust, wenn sie zu ihm kommen und etwa ihres geistlichen Vaters dichterischen Gruß an den „geliebtesten David“ der gelehrten Tafelrunde zeigen. Die Macht und Größe Karls zerrinnt scheinbar dem Respekt, sobald man an den

Privatmann kommt, und seit seinem Sohne Ludwig, der immer fern von ihm war und als Kind schon den gascognischen Aquitaniern als Filialkönig gegeben ward, hat man es, doch nicht im Volksandenken, so gesehen.

Gewiß, es ist unmöglich, ihn sittlich zu idealisieren, und es fehlt bei ihm manches, was den besseren Durchschnitt ziert, der aus den Konventionen lebt und sich so klug und charaktervoll hält, als sie mit Schein und Wirklichkeit verlangen. Und man spricht dann leicht so von ihm, als ob es eine nur behagliche Kleinigkeit gewesen sei, alles, was dieses aneignende und nicht freigebende Herz liebend und verehrend umfaßt, so am gleichen Hof und nicht zurücksetzend zu vereinen, von Gattin und Mutter und geistlicher Tante bis zu den Töchtern verschiedener Geburt, und bei den Nachsichten, die er übt, so gerecht und öffentlich sich zu sagen, die Ursache oder die „Schuld" liege ja eigentlich bei ihm. Hier steht ein Hausvater und Monarch, der kein Verhüllen, keine Pose, kein Herrschermittel eines Ludwig XIV., keine Ehemittel eines Petrucchio kennt, der sich in keine Klüglichkeiten, Vorbedachte, Verzichte, landläufige Taktiken engt, der keinerlei Brutalität und Verächterei hat, der menschlich höchst einfach und jedem in seiner Nähe gleich nahe ist — und bei allem das Bild einer unvergleichlichen, weisen Überlegenheit, eine liebende Anerkennung und Ehrfurcht um ihn her hinterlassen hat. Ganz anders als sein ihn tadelnder Sohn Ludwig.

Der Schlüssel zu dieser Persönlichkeit ist das Riesentemperament, das ihm dann vielfältig auch gefährlich wird, die ungeheure, universalistische Kraftlebendigkeit, — die übrigens moralisch und christlich doch in durchaus noch anderen Bedingungen steht, als sie sich seitdem erst geklärt und befestigt haben. Spricht man von Willkür, zärtelndem Herzens-Egoismus, so soll man die innere Stärke, Treue, Konsequenz darin nicht übersehen. Erkennt man die von vorausbedachten Grundsätzen zu wenig geordnete Impulsivität, Momentanität, so liegt die Korrektur darin, daß, wie Friedrich der Große, so auch er der immer noch persönlich Souveräne, Überlegene ist, der unmittelbare Finder der jeweils gerechtesten oder der Sachlage nützlichsten, klügsten und hoheitlichsten Entscheidung. Sein eigentlicher, grundleitender Imperativ ist einmal nicht der Grundsatz, nicht die „Geschlossenheit" der Persönlichkeit, sondern die gigantische, universalistische Lebendigkeit, das Zueigenmachen, Allbewältigen, Festhalten, Nichthergeben, das ihn auch geistig und gedanklich in widersprechende Extreme führt, die es dann weiterhin durch die sich ergebenden richtigen Entschlüsse auf sich zu nehmen, auszugleichen, zu vereinbaren, gutzumachen gilt.

Wir machen uns derlei Psychologien in dem großen Karolingen klar, wovon sich zwar hier nur der Kontur andeuten läßt, um von da aus zu den schwierigeren politischen vorzudringen; dem Ergebnis werden wir dann leichter vertrauen. Auch hier der springende, kraftelementare Vollbringerdrang bei sich zeigendem Problem, eine Hochspannung verlangender Regsamkeit, Entschlossenheit, Energie, die nachgibt, die muß, die nicht viel besinnt und auch nicht abläßt, ehe sie etwas oder alles ausgerichtet hat. Karl geht auf die Aufgabe oder Forderung los, die da ist, dadurch kommt das gewisse Napoleonische in seine Eroberung. Doch unter monarchischen, nicht cäsaristischen Bedingungen, auch ohne ein England gegenüber,

ohne den potenten Gegenspieler, der ihn zu ungewünschten Annexionen und Feldzügen zwingt. Er kann immer sich selber folgen, kein Kräfteverbrauch geht den jeweiligen Zielen verloren. Schon während seiner Kriege, in denen sehr wenig Unterbrechung ist, gewinnt er für jenes große schöpferische Ordnen und dauernde Festlegen die vollausgenutzte Arbeitsmöglichkeit, wonach sich Napoleon, der Kaiser von Frankreich und Begründer seiner Dynastie, vergeblich sehnt.

Seine freie Bewegung wird durch nichts Vergleichbares gehindert. Er kann einen Krieg abbrechen, den spanischen, wie er einsieht, daß seine Raschheit den Feldzug auf eine falsche Nachricht gegründet hat. Seine Tatkraft kann die eine Einverleibung mit dem vollsten Nachdruck durchführen, seine Erkenntnis die andere rechtzeitig klug unterlassen. Sein Handeln ergibt ihm seine weiteren Entschlüsse, sein Imperialismus entsteht durch die Tatsachen, sein Reich rundet sich zum Organismus durch den Fortgang der Entschlüsse.

Vollbringen und Übriglassen sind nicht die Ausführungen eines lange vorgezeichneten Programms. Es ist ja vollends auch nichts den modernen öffentlichen Ideen Ähnelndes vorhanden. Eine nationalistische „Idee" der Unterwerfung der noch fehlenden Deutschen könnte — noch gar keine Deutschen kennen, sie müßte, als grundsätzlich volklich, dann schon die Unterwerfung der Germanen fordern, bis an die Nordlandsfjorde und an das Dreigötterheiligtum auf der Upsala-Ebene. Karl ist nur Franke, und somit *ist* er allerdings Germane, fühlt so und fühlt sich so und lebt und wohnt auch seinem Herzen nach auf heimischem, fränkischem Gebiet. — Wie die allgemeine Leitidee fehlt auch das programmatisch planende Moment der Eitelkeit, gegen die Karl so höchst empfindlich ist. Idee des Eroberns ist in der Kirche vorhanden, die christianisieren will, nach jeglichen Seiten, und *diese* Gedankenwelt wirkt allerdings auf ihn ein, durch befreundete Männer, durch gedankenstarke Literatur, wie die Geschichtsphilosophie des Augustin, durch Überlieferungen in der fränkischen Geschichte. Der Kirche gegenüber ist Karl der bereitwillige, zugängliche König, wie es schon für den guten Christen natürlich ist. Aber das Handeln aus Sachlage, die Entschließung des Laien, Germanen, Politikers ertrinkt nicht in der kirchlichen Gedankenwelt. Seine erste politische Verbindung, die er als König eingeht, muß das ihm erblich befreundete Papsttum auf das heftigste erschrecken. Es ist ihm Genugtuung, die Ungläubigen zu bekriegen, aber wäre er die Kreuzfahrernatur gewesen, wozu ihn nachfolgende Sage gemodelt hat, so wäre der Kraftvolle, Ungestüme sogleich in den spanisch-maurischen Angelegenheiten stecken geblieben, aus denen er sich so rasch herauszieht. Mit dem Schwert und mit hartem strafrechtlichen Schutz pflanzt er das Kreuz der Kirche bei den Sachsen auf. Aber er exekutiert auch darin nicht abhängiger einen Missionsgedanken, als umgekehrt dieser ihm und seinem Reiche dient. Eine plandurchdachte Politik, was er als Herrscher erreichen will, die programmatische Geschlossenheit, auf die wir die Frage eingestellt haben, verdankt er auch seinem Christentume nicht.

Ferner hat ihn keine Absicht geleitet, Kaiser zu werden. Es ist kein dekorativer Ehrgeiz da, der das Elementare, Impulsive seiner Energie einzuschränken, das was damit gemeint ist, zu verkleinern nötigt. Er steht zu der Kaiserwürde der Byzantiner, wie der Große Kurfürst und seine Nachkommen zu Österreich: dort

ist der Kaiser. Nach christlichem, keine Kritik zulassendem Denken dauert das römische Reich als das letzte der danielischen Weltreiche bis zum Erlöschen der Irdischheit, bis zu ihrer Vollendung in die augustinische jenseitige civitas Dei. Der Franke empfindet keine Demütigung darin, dem Oberrang des romäischen Kaisers in der fiktiven Dünnigkeit, womit er nach dem Westen reicht, Geltung und Höflichkeit zu erweisen. Daß es einmal ein Ostrom und Westrom gegeben hatte und folglich auch wieder geben könne, darauf hat offenbar Karl kein Gewicht gelegt. Die Zeit sieht nur d a s Kaisertum. In diesem Fall nehmen wir nun deutlich wahr, wie die Zusammenhänge den Karolingen geschoben haben, sie und ihre Auslegung durch bestimmte Personen. Das römische Reich, verkörpert zu Byzanz, steht zu dem römischen Nachfolger Petri im kirchlichen scharfen Gegensatz, zur gleichen Zeit, da das Papsttum in Rom bitter nötig einen Schützer und weltlichen „Arm" braucht. Des römisch-geistlichen Kreises kühner, revolutionärer Gedanke ist das Los vom Kaisertum. Der durch seine Vorfahren befreundete Karolinge ist mächtiger, länderreicher geworden als der Romäer, ein Ausbreiter der rechtgläubigen Kirche; als ein erwünschter Befreier von der Langobardenmacht steht er nun mit der seinen in Italien. Geistliche Klugheit beredet die Anbahnung s e i n e s Kaisertums, der Papst persönlich geht nach Sachsen, seine andauernden Stadtnöte führen den Helfer und Richter herbei, und ehe die Angelegenheit „in die Wege geleitet ist", welcher Ausdruck hier paßt, überrascht ihn der Papst in der Peterskirche durch die Krönung — zum Usurpator, denn so fühlt sich der Gekrönte.

Er hat das Geschehene auf sich genommen, auch in dem sehr peinlichen Teil nach Byzanz hin, das ihm nichts schenkt. Ein minder Rechtlicher, minder Ehrempfindlicher, minder Germanischer hätte sich um den ohnmächtigen Romäer gar nicht gekümmert. Die endliche, laue Beruhigung dort im Jahre 812 kostet Karl die Abtretung von Venedig. Mit hinlänglicher Deutlichkeit beobachten wir Abkühlungen des neuen Kaisers nach der Richtung der kirchlichen Gedankenwelt, ein Bewußter- und Starrerwerden des Laien. Der Kaisertitel erhält die andeutungenreiche, motivierende, längliche Kanzleiform, die u. a. ein schroffes a D e o coronatus und das verbleibende karolingische Königtum betont. Durch den kirchlichen Ludwig I. wird der Titel sofort gründlich geändert, der „König" ganz beseitigt. Wer feine Organe hat, versäumt zu Karls Zeiten nicht, auch den kuning anzusprechen. Mit den „fremden" Kleidern darf man ihm nicht kommen, wenn man ihn nicht erzürnen will, er trägt seine fränkische Tracht, für gewöhnlich sehr schlicht, an Festtagen königlich verziert, einen Kaiserornat gibt es nicht. Erst seine Leiche kann man in einen der feinen Stoffe von Byzanz wickeln, die ihm so peinlich geworden sind. Die Zeit, da er so aufmerksam ergeben sich den Augustin vorlesen läßt, liegt zurück, ebenso die unermüdliche Bemühung mit Alkwin um die kirchliche Lateinbildung und Lateinsprache, welche richtig erst Karl in den Sattel gehoben hat, um sich das künftige, mittelalterliche Deutschland zu unterwerfen. Das geistige Klerikerministerium ist zerflattert, die alten Freunde sitzen draußen von Tours bis Salzburg in den Oberpräsidialstellen — auf dem Hochsitz der Bistümer, Abteien und ihrer Schulen. In die Zeit des Karolingen nach der Annahme des Kaisertitels fallen die kodifizierende Feststellung der germanischen Volksrechte

bei den einzelnen Stämmen, die schriftliche Sammlung der alten Heldenlieder in heimischer epischer Sprache, welche uns durch die nachmalige Reaktion leider wieder verloren sind, die maßgebende einheimische Benennung der Monate und der Winde, die der mit dem Landmannswesen eng verwachsene große Ordner persönlich vornimmt, der Versuch einer Grammatik der Volkssprache, wobei zunächst an das Rheinfränkische zu denken ist, um sie besser schriftbar, gleich dem Latein, zu machen. Und hiermit kommen wir zu dem, was Karl für die nationale Geschichte bedeutet. Nämlich nicht weniger, als daß es Deutsche gibt, daß sie geschichtlich entstanden sind.

*

Wir müssen uns losmachen von der unwillkürlichen Vorstellung eines von Anfang gegebenen „deutschen Volkes“, welche ungelehrte und gelehrte Geschichtsbücher beherrscht und sie womöglich schon Armin als einen Führer der Nation auffassen läßt. — Die jetzigen Deutschen wissen zu Karls Zeit von keinem deutschen Volkstum. Der Lesegebildete kennt den Begriff der Germanen, den die Kelten und Römer ethnographisch festgestellt hatten. In ihnen besteht diese Völkereinheit, die eine stark und breit entwickelte, ungemein differenzierte ist. Bis auf den heutigen Tag zeigt sich, parallel mit den Germanen gemessen, die Dünnigkeit und Entwicklungsarmut des Slawentums darin, daß nicht einmal seine „Völker“ so verschieden voneinander in der Art und Sprache sind, wie nur die deutschen „Stämme und Mundarten“, etwa der heitere, musikalische Bajoware — Bayer und Österreicher — gegen den Friesen.

Hunderte von kleinen Völkerschaften setzen das ältere Germanentum zusammen, in lauter Kleinübergängen, welche dann wieder, ähnlich wie geologische Flötze und Schichtungen, sich verwerfen, bunt zerzaust, zersprengt und versprengt sich darstellen, durch eine höchst verwickelte Verschiebungs- und Wandergeschichte seit der frühen Vorzeit her. Die Geschichte hatte dazwischen zu ordnen begonnen, Komplexe zu bilden; es entstanden Bünde der Völkerschaften und hielten sich auch zum Teil, so daß wir sie nachträglich „Stämme“ nennen, ebenso wie die, die aus großwachsenden Völkerschaften geworden sind. Weiter hat vor jetzt hundert Jahren die Philologie geordnet. Sie schuf die Begriffe Westgermanen (Deutsche), Nordgermanen, Ostgermanen, d. i. Rückwanderer aus Skandinawien aufs Festland (Goten, Burgunden, Rügen und andere), wobei sie zwar einzelne solcher Rückwanderer zu den Westgermanen schlägt, weil sie von da ab mit diesen in nahem Ausgleich und entscheidender Verbindung waren. Die Germanistik quittiert eben außer Urverhältnissen auch mit über die Resultate der Geschichte, hinsichtlich Näherungen, Scheidungen, Gruppierungen, sie kann keinen reinen Stammbaum geben und weiß wohl, daß er überhaupt, cum grano salis, Gewaltsamkeit ist.

Zu Karls Zeit gibt es noch keine gemeinsamen Erinnerungen, die die, welche man heute Deutsche nennt, näher aneinander binden. Sie werden durch Einzelstammliches und durch Geographisches bestimmt, empfangen dadurch und durch Nachbarschaften die Richtung ihrer Unternehmungen, Interessen und ihre Kultur. Die Urgeschichte bereitet dem Lebendigen keine Hindernisse. In Britannien werden die plattdeutschen Sachsen mit Angeln, Jüten, Volksteilen der ostgermanischen

Rügen und solchen der Barden (Langobarden) und Friesen recht bald zu einem „Volkstum“, Angelsachsen. Wie zur Zeit der Römer, so tendieren auch zur Zeit der christlichen Franken die Sachsen zur See hinaus, sie und die Dänen leben und denken auf keine merklich verschiedene Weise, opfern den gleichen Göttern und verstehen sich als Freunde oder Feinde am natürlichsten. Und an der südlichen Seite flirten die Bajowaren mit den Langobarden. Keine befangene Rücksicht auf richtige Grammatik hindert die alten norddeutschen Sachsen, sich mit den Jüten und Dänen ohne sonderliche Mühe zu verstehen und einen ungefähr gemeinsamen Wortschatz zu pflegen — der den Deutschen von der Waterkant heute drum in Dänemark anheimelt, nicht anders wie Essen und Trinken auch, Häuserbau, Läden im Keller und sonstige Beziehungen und Parallelismen, die sich lange Zeit fortsetzen. Dem richtigen Sachsen dagegen, der zu Karls Zeit an den Rhein kommt oder über den Main hinaus, dem ist alles fremd, das sind völlig andere Menschen, Ausdrücke, Sitten. Noch Otto der Große sitzt zu Regensburg mit den bayrischen Herren beim Königsmahl, und sie verstehen kein Wort voneinander.

Das ist die Herbeiführung Karls, daß er mit gewaltiger Hand in diese auseinanderstrebenden Verhältnisse gegriffen und die zentrifugale Weisung in eine zentripetale umgezwungen hat. Aus politischen und geschichtlichen Motiven; die volklichen entstehen dabei. Die Wiederbeibringung der Bayern ans Reich geschah aus langobardisch verquickten Anlässen und war als geschichtliche Ehrenpflicht aufzufassen. Rivalitäten und Zusammenstöße mit den Sachsen, die ja an die Franken westlich, gegen den Niederrhein, auch grenzen, waren alt. Karl Martell begriff überdies, daß das gallisch-fränkische Reich und sein Befehlshaber geradezu unerläßlich die kernhafte Heerbannstärkung brauche, die sich aus den gesunden, altertümlichen Bauernvölkern ostwärts vom Rheine schaffen ließ. Schon er hinterläßt eine „sächsische“ Frage dem Enkel. Sobald dieser als neuer König die Hände frei bekommt, geht er an die Lösung. Und darin nun hat den Vielerobeerer jederzeit ein wunderbar glücklicher Instinkt geleitet, was er durchhalten muß oder bei was selbst der Erfolg gefährlich wird, so daß es gut ist, Begonnenes aufzugeben, — oder auch vermittelnd nur eine Dependenz, ein Filialkönigtum einzurichten, womit sich das fränkische Reich nicht ohne weiteres identifiziert, wie im eroberten Italien und baskischen Aquitanien. Da, wo jetzt Deutschland ist, läßt sich der Karolinge auf kein gesondertes Reichsland ein, auf keine Statthalterschaft, selbst auf kein militärisches Beamtenherzogtum, womit man früher schon in germanischen Stammgebieten, doch nicht günstig, operiert hatte. Zwei Jahre lang residiert Karl selber mit dem Hof unter den Bayern, persönlich führt er die rechtsrheinischen Kriege, persönlich richtet er die fränkische Verfassung ein, stößt von da in wieder neuer Offensive vor, in solcher, die die Bayern, Sachsen, Thüringer als die ihrige, für sie unternommene verstehen, gegen Awaren und slawische Wenden, Sorben, Tschechen. Aber hier, wo das Germanische aufhört, gibt er nur Zukunftsdeutungen der Germanisation, begnügt sich mit der Einschüchterung, dem mächtigen Nimbus des Reichs bei diesen Völkern — bei denen der Name Karol ihr Wort (Kroll, Krull) für den Begriff des Herrschers wird! —, mit der Rückwirkung auf seine neuen Untertanen. Um das gewonnene germanische Reich zieht er die militärisch

verstärkten Markgrafschaften; innerhalb dieser überzieht er das Land mit dem homogenen Netz der fränkischen Verwaltungsgrafschaften; und zu rigorosen Strafgesetzen fügt er verständnisvolles, nützliches Entgegenkommen für Wünsche und Verhältnisse im Lande, welches die Organisation der Kirche und die Belehrung durch sie in das Reich eingemeinden helfen muß.

Zu einer germanischen Eroberung durch Karl ist es nicht gekommen, oder vielleicht: nicht mehr. Bei den Dänen hatten die Sachsen fortgesetzte Aufmunterung zum Widerstand, ihre vornehmen Flüchtlinge und Kriegsherzöge Aufnahme gefunden. Und dann geschah, daß sich auch unter ihnen ein hochstrebender, vielleicht Karl kongenial zu nennender König erhob, Göttrik, der ein Machtreich von Südschweden bis an die Schlei in der Hand hielt und es als Instrument politischer Expansion zu gebrauchen willens und fähig war. Er kam mit Karl zum Kriege aus Grund der entrissenen festländischen Interessensphäre. Nicht umsonst wird von der fränkischen Historiographie betont, was das für ein Mann ist: „von ehrgeiziger Absicht geschwellt, die sich die Macht über ganz Germanien zusprach; Friesenland und Sachsenland sah er wie seine natürlichen Provinzen an, die Obotriten" — in Mecklenburg, Karls ehemalige slawische Verbündete — „hatte er schon abhängig von sich gemacht, demnächst, rühmte er, werde er auf Aachen" — die Reichsresidenz — „marschieren, und so eitel das alles war, war es ihm zuzutrauen." (Wir spüren noch hier, wie Karl zu seinem Vertrauten, zu Einhard, der jenes schreibt, über so große Programmacher spricht.) Göttriks Haltung und Machtmittel haben aber Karl zu der Erkenntnis und dem Entschluß geführt, Schiffe zu bauen, über eine Reichsflotte zu verfügen, zunächst zur Abwehr, zum Schutz, aber in der Folgerung zur Machtentscheidung über die See, ein Gedanke, der genügend weiter verfolgt den fürchterlichen Heimsuchungen im neunten Jahrhundert durch die Nordleute vorgebeugt haben würde. Es gab in der Tat keinen wirklichen Grund, an Göttriks Danewirkschanzen stehen zu bleiben, die Jüten und Dänen nicht so gut wie die Sachsen in das Reich hineinzuziehen. Aber Göttrik wird von einem Gefolgsmann ermordet, und Karl stirbt. Der Kampf um die Germanenherrschaft im Nordosten ist zu Ende, ehe er richtig begonnen hat und ehe die in Bau gegebene Flotte schwimmt. Die Grenze, die er zerstört haben würde, beginnt von da ab die Nordgermanen und die Deutschen zu scheiden.

Karl hatte 813 seinem Sohn Ludwig die Nachfolge im Kaisertum ohne Vermittlung geistlicher Hand übertragen und dem nach Aachen Berufenen befohlen, in der Pfalzkapelle die auf dem Altar liegende Krone sich selber aufzusetzen. Ludwig der Fromme war der dritte, einzig übriggebliebene seiner ehelichen Söhne, der dem Vater fremdeste, der Aquitanier, der weitab ging von den letzten Gedankengängen und Stellungnahmen Karls, wie von allem Verständnis für ihn. Er bestieg den Thron voll subjektiv löblichsten Dranges nach Umkehr und Umgestaltung.

Dieser unglückseligen Regierung ist ja das Karolingenreich zerbrochen. Vom nationalen Standpunkt, der kein damaliger war, können wir das nicht bedauern, wenn wir auch um so mehr beklagen, daß der durch Karls deutschfrohe Richtung und Ermutigung entstehenden althochdeutschen und altsächsischen Schriftliteratur so bald nach ihrem Aufkeimen wieder der Lebensatem genommen ist, im Gegen-

satz zu der angelsächsischen. — Was den ostfränkischen Reichsteil, wie man damals sagte, die Deutschen, zusammengehalten hat, sind nicht Verwandtschaftsgefühle, sondern die einheitliche, straffe Organisation durch den großen Kaiser, die Interessierung des einheimischen Adels für die Grafenämter dieser Verwaltung, das Ansehen und die Sympathien, die Ludwig der Deutsche gewann, und nicht zum wenigsten die Kirche im Lande, deren Bischöfe, Äbte, Geistliche, Missionare germanische Männer waren, und die, als Institution und Teil der römischen Kirche, von den Reaktionen des Partikularismus lediglich zu fürchten hatte. Als es mit dem Kaisertum abermals bergab ging, haben die deutschen Laiengroßen, um endgültig vom Reichsgedanken des Abendlandes loszukommen, also aus ihrer solidarischen Auflehnung, den nach Abkunft, Bereitschaft, Fähigkeit geeignetsten Oppositionsführer auf den Schild erhoben, Arnulf. So ist das Wählen aufgekommen, und mit allen seinen Schattenseiten hat es, in verwickelter und krisenvoller Ereignisfolge, die Nation gerettet.

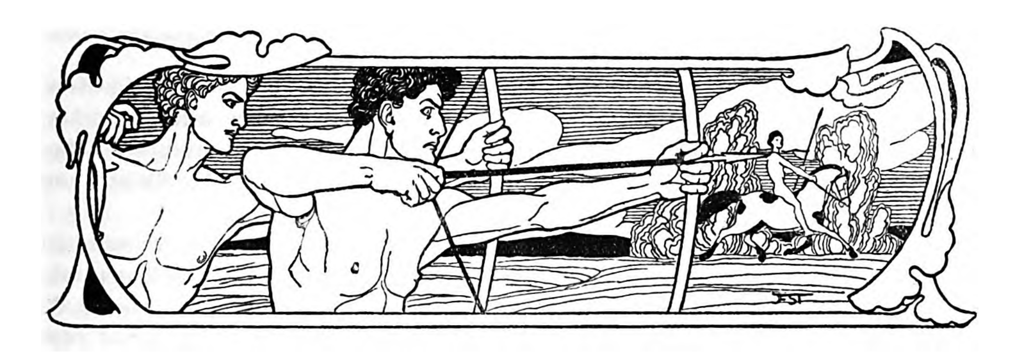
Es ist uns nicht erlaubt zu sagen, das Reich der Deutschen habe in Karls des Großen Absicht gelegen. Wohl aber dürfen wir aussprechen, wenn eine Reihe von Herrschern wie er, klar über seine späteren Gedankengänge und mit ihnen einverstanden, das karolingische Reich regiert hätte, so würden sein ostrheinischer Schwerpunkt und seine germanische Richtung zu stetiger Verdeutlichung gekommen sein. Die Geschichte hat die Entstehung eines nationalen Deutschtums auf engere Weise herbeigeführt. Aber selbst von Karls Regierung möchte man, wenn man ganz in sie eindringt, den Ausspruch wagen: eine höhere selbstschöpferische Vernunft der Geschichte hat ihn, bei kühn allseitig ausgreifenden Unternehmungen, das organisch Mögliche instinktiv herausfühlen lassen und sich seiner so kraftvoll ungestümen wie arbeitsam ausdauernden Persönlichkeit bedient, die in allem eine so völlig germanische ist, — so auch in ihrem geistigen und politischen Universalismus, der aber zunehmend sicherer die Ziele seiner Kraft dort, wo ihre Wurzeln sind, im Heimischen, erkennt.



Lippen · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Mädchen-Lippen sind wie blasse Schwestern,
Die sich scheuverträumt aneinander schmiegen.
Frauen-Lippen, das sind die Rosen von gestern,
Die auf weinüberströmten Tafeln liegen.
Knaben-Lippen, — trotzig gespannte Bogen,
Deren Pfeile über die Sterne fliegen.
Männer-Lippen, — von Gram herabgezogen,
Wie sich Joche über den Lasten biegen.





Die Flucht des Prinzen von Preußen
nachmaligen Kaisers Wilhelm I.
Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen

(Schluß)

Englisches Hof- und Diplomatenleben

So kam der 9. April heran; schon früh versammelten wir uns auf dem Gesandtschaftshotel, von wo aus ich nebst einigen andern zum Rekognoszieren ausgeschickt wurde. Ich begab mich zuerst an die Themse und fand am rechten Ufer die Ausgänge aller Brücken mit Abteilungen von 30—50 policemen besetzt, um den anrückenden Chartisten den gesetzlichen Widerstand zu leisten; für den Fall aber, daß letztere Gewalt anwenden und die Konstabler überwältigen sollten, waren die Häuser am linken Ausgange der Brücken mit Bewilligung der Hausbesitzer durch Infanterie-Abteilungen besetzt, welche die Brücken sofort beschießen konnten. Zur Unterstützung als Reserve standen auf Trafalgar Square, Covent Garden Market ganze Regimenter von Konstablern. Truppen sah man nirgends; sie waren alle in das Innere der zu verteidigenden Regierungsgebäude zurückgezogen, namentlich die Horse Guards ins Kriegsministerium, in das Gebäude des auswärtigen Ministeriums in Downing Street, in die Parlamentshäuser, in die Bank usw. Letztere namentlich war ganz besonders zur Verteidigung eingerichtet und hatte nun die Eingänge sehr stark barrikadiert und das flache, mit einer Balustrade versehene Dach des einstöckigen Gebäudes mit aus Sandsteinen gebildeten Schießscharten couronniert. Unterdessen halten die Chartistenkolonnen sich auf den angewiesenen Plätzen auf dem rechten Themseufer konzentriert, wo in großer Aufregung und unter heftigen Reden der Moment der Aktion abgewartet wurde. Die Häupter derselben hatten aber ihre Kundschafter ausgeschickt, und diese waren nach einigen Stunden mit einer so niederschlagenden Nachricht der Gegenmaßregeln der Regierung eingetroffen, daß sie bald einsahen, daß mit Gewalt nichts durchzusetzen sein würde. Sie teilten dies der Masse des Volkes mit und schlugen nun vor, die Petition durch eine Deputation dem Parlament überreichen zu lassen. Die Massen, wahrscheinlich hungrig und müde durch den langen Konzentrationsmarsch — die Leute waren zehn Stunden auf den Beinen —, nahmen diesen Vorschlag unerwartet günstig auf. Eine Deputation von 12 Personen wurde schleunigst

gewählt, und diese setzte sich mit dem enormen Papierballen, der die Unterschriften der Petition enthielt und durch 6 Kerle auf einen Wagen gehoben werden mußte, nach den Parlamentshäusern in Bewegung, wo die Überreichung ordnungsmäßig erfolgte. Die Massen zerstreuten sich sehr bald, um zu frühstücken, die Polizei zog dann ab, und bald nach zwei Uhr war alles vorüber.

Was mir bei den Anstalten der Regierung zur Bekämpfung des gefürchteten Aufstandes am meisten aufgefallen war, ist, daß man nirgends einen Soldaten sah, trotzdem daß die Regierung in größter Nähe, und zwar in London selbst bis 9000 Mann vereinigt hatte. Bei einer späteren Gelegenheit sprach der Prinz mit dem Herzog von Wellington hierüber, und dieser sagte: „Glauben Sie mir, Kgl. Hoheit, es ist der größte Fehler, wenn man bei befürchteten oder beginnenden Volksaufständen Truppen auf Straßen oder öffentlichen Plätzen aufstellt, denn was geschieht in solchem Falle? Entweder neckt oder beleidigt der Pöbel die Leute und ruft dadurch Selbsthilfe oder Exzesse hervor, oder, was noch schlimmer und wohl bei unsern oder deutschen Truppen weniger zu fürchten ist, er fraternisiert mit denselben. Unter allen Umständen werden aber die Truppen unnütz fatigiert, so daß sie nicht immer die nötigen Kräfte behalten, um einen vielleicht langen Straßenkampf durchzuführen. Bei allen bürgerlichen Unruhen müßten solange wie es irgend geht, die bürgerlichen Autoritäten allein wirken, die Truppen müssen aber in der Ruhe sein, und zwar in abgeschlossenen Räumen; und das Volk muß wissen, daß sie, wie eine drohende Wolke, bereit sind, hervorzubrechen, wenn es befohlen wird. Ist den Anforderungen des Gesetzes genügt, und fühlt die bürgerliche Gewalt, daß sie nicht imstande ist, die Ordnung wiederherzustellen, dann erst ist es Zeit, die Militärgewalt zu Hilfe zu rufen, dann aber darf nicht mehr unterhandelt werden, sondern es muß sogleich ein Einschreiten mit aller Kraft erfolgen!"

Der 9. April hatte wie ein Alp auf die englische Gesellschaft gedrückt, und alles atmete auf, als er so glücklich vorüber. Man sah ein, daß auch die mächtigste Massendemonstration, wenn sie auf ungesetzlichem Wege erfolgte, durch ein energisches Verhalten der Regierung leicht bekämpft werden könnte. Eine Wiederholung des 9. April war fürs erste nicht zu fürchten, und daher konnte man London jetzt mit Sicherheit verlassen. Der Prinz nahm daher eine Einladung der Herzogin von Kent (Mutter der Königin) an, sie auf einen Tag nach Frogmore, einem ihrer kleinen Landsitze, zu besuchen, der sehr schöne Treibhäuser und Obstgärten hat. Wir fuhren zum Lunch hin, trafen dort niemand außer der Herzogin und ihrer nächsten Umgebung und vertrieben uns die Zeit bis vier Uhr, wo wir nach London zurückfuhren, ganz angenehm mit Besichtigung der dortigen Lokalitäten. Die Herzogin selbst führte uns in den Treibhäusern herum, und bei dieser Gelegenheit hatte ich abermals einen Beweis von meiner großen Ähnlichkeit mit dem Prinzen. Wir wanderten durch ein wahrhaftiges Bukett von schönen Kamelientöpfen, als die Herzogin eine ganz besonders schöne Blume sah, sie abbrach und mit einer freundlichen Verbeugung mir präsentierte. Ich war ganz verblüfft, da ich ein Mißverständnis vermutete, zauderte daher, die Blume anzunehmen, und gab dadurch der Herzogin Gelegenheit, mich näher zu fixieren. Nun bemerkte sie den Irrtum, lachte und sagte: „Entschuldigen Sie den blunder, die Blume war für den Prin-

zen bestimmt!" Ich machte meinen Diener, der Prinz lachte, und die Herzogin übergab ihm die Blume, brach aber sogleich eine zweite ab und überreichte sie mir mit den Worten: „Sie sollen dabei nicht zu kurz kommen!"

Wenige Tage später gab der Prinz im preußischen Gesandtschaftshotel ein diplomatisches Diner, zu dem die Minister und die Vertreter der fremden Höfe eingeladen wurden. Merkwürdigerweise ließ der russische Gesandte, der Baron Brunnow, sich entschuldigen mit der sehr banalen Form: par cause d'engagement préalable. Das war Wasser auf Bunsens Mühle; er rieb sich die Hände, lief im Hause umher und rief: „Das ist prächtig, jetzt gibt es Krieg mit Rußland" usw. Bei weiterer Nachforschung erfuhren wir aber, daß Bunsen eigentlich der Attentäter war, indem er sich vor kurzem am dritten Ort und in Gegenwart des Baron Brunnow höchst unpassend über das Verhalten der russischen Regierung zu jener Zeit geäußert und gesagt hatte: der Kaiser müsse jetzt Polen freigeben, zu einem selbständigen Staate konstruieren usw. Brunnow hatte das natürlich überall vermerkt und wollte ein Zusammentreffen mit Bunsen im preußischen Gesandtschaftshotel vermeiden; hatte aber die für einen alten Diplomaten aus der Nesselrode-Schule oben angeführte, höchst unpassende Formel gewählt (statt zu sagen: par cause d'indisposition), wodurch seine Entschuldigung den Charakter der Rücksichtslosigkeit annahm. Auch fühlte der Prinz sich sehr verletzt dadurch.

Ersterer mochte sich auch nicht ganz beruhigt fühlen, denn als wir drei Tage darauf mit ihm auf einem Diner bei dem Herzoge von Cambridge (frühern Vizekönig von Hannover) zusammentrafen, war er sehr verlegen. Nach der Tafel zog er mich in eine Ecke und sagte mir, wie es ihm schmerzlich sei, daß er nicht dem Befehl des Prinzen zur neulichen Tafel hätte folgen können, allein das Zusammentreffen mit Bunsen in dessen Hause wäre ihm zu unangenehm gewesen. Dieser hätte sich zu rücksichtslos zu ihm benommen; wie könnte Bunsen sich herausnehmen, ihm gegenüber zu sagen, was der Kaiser mit Polen machen sollte; das wäre gerade, als wenn ich dem Gesandten Bunsen vorpredigen wollte, was der König mit der Provinz Pommern anzufangen hätte. Es sei ihm aber sehr daran gelegen, alle Mißverständnisse zu beseitigen und besonders sich persönlich beim Prinzen zu entschuldigen, ob ich ihm *dazu* nicht die Gelegenheit verschaffen wollte? Ich erwiderte ihm, daß das nicht leicht sein würde, da der Prinz sich durch seine Entschuldigung *sehr* verletzt fühle. Die einzige Art, wie es vielleicht ginge, wäre: dem Prinzen die Sache über den Kopf zu nehmen; er möge also morgen um ein Uhr auf das Gesandtschaftshotel kommen, ich würde dort sein und suchen, den Prinzen zu bestimmen, ihn anzunehmen. Das weitere wäre dann seine Sache.

So geschah es denn auch. Als ich den Baron Brunnow meldete, wollte der Prinz ihn zuerst gar nicht empfangen. Ich stellte ihm vor, wie Brunnow den Fehler, den er begangen, einsehe und den natürlichen Wunsch hätte, sich persönlich zu entschuldigen; er möge ihm doch dazu Gelegenheit geben, um so mehr, als wie es mir nicht gut schiene, wenn wir in einem gespannten Verhältnis zu dem Gesandten einer Macht wären, die allein noch ein Interesse für Preußen und die Königsfamilie hegte. — Dies wirkte, der Prinz nahm ihn an, und Brunnow kam nach einer halben Stunde sehr glorios aus dem Kabinett des Prinzen. — Alles

war in Ordnung. — Erst später erfuhr ich auf einem einsamen Spaziergange in Strathfieldway durch den Grafen Dietrichstein, österreichischen Botschafter, was denn eigentlich den Baron Brunnow so weich gemacht hätte. Letzterer hatte nämlich selbst einige Zweifel über die Richtigkeit seines Benehmens in betreff des Prinzen gehabt und war zu dem Grafen Dietrichstein, mit dem er sehr befreundet war, gefahren, um dessen Ansicht zu vernehmen. Der Graf hatte ihm darauf gesagt: „Hören Sie, lieber Brunnow, das ist eine unangenehme Geschichte. Soviel ich weiß, ist Preußen nicht im Kriege mit Rußland, und soviel ich weiß, ist der Prinz der Bruder ihrer Kaiserin und der nächste persönliche Freund des Kaisers. Wenn nun der Prinz an seine Schwester schreibt und sich mit vollem Recht über Sie beklagt, so riskieren Sie, daß Sie abberufen werden. Vergessen Sie nicht, daß Bunsens Geschwätz Sie nicht zu einer Rücksichtslosigkeit gegen den Bruder Ihrer Kaiserin berechtigte. Suchen Sie die Geschichte in Ordnung zu bringen."

Daß dem Baron Brunnow dies gelang, war unserm Gesandten Bunsen gar nicht recht. Er faselte von Deutschland und Deutschtum und hatte wie die damaligen Liberalen überhaupt die Idee, daß es dem liberalen Schwindel eine Kleinigkeit sein würde, ganz Rußland mit der Armee, die er als hauptsächlichsten Wert des Absolutismus ansah, wie zum Frühstück zu verspeisen. Ich hatte damals manche Kämpfe mit ihm, allein es war vergebens, ihn zu vernünftigen Ansichten zu bringen.

Unterdessen gingen die Wogen der Revolution immer höher. In Berlin wurde der Antrag gemacht, den Prinzen von Preußen aus dem Heere und dem Staatsdienste zu entfernen, und in Österreich und den übrigen deutschen Staaten sah es noch viel toller aus. Rußland fing an, seine Kräfte an seiner Westgrenze zu konzentrieren, und selbst ein Teil der Garden marschierte aus. Die Kaiserin schrieb damals an den Prinzen: „Man spricht hier im Publikum viel über einen möglichen Krieg mit Preußen, allein unsre alten Unteroffiziere und Soldaten wollen das gar nicht begreifen und erklären es für eine Unmöglichkeit, daß sie sich gegen ihre alten Freunde, die Prusker, schlagen sollten; *so tief haben die Traditionen von 1813—14 Wurzel gefaßt.*"

Um diese Zeit kam dann auch infolge der allgemeinen Verwirrung der *Fürst Metternich* mit der Fürstin unter dem Namen eines Herrn von Meyer in London an. Man war in einiger Verlegenheit, wie man sich diesem Herrn, dem Repräsentanten der Vergangenheit, gegenüber benehmen sollte. Graf *Dietrichstein* erklärte: „Da er inkognito hier ist, so nehme ich gar keine Notiz von ihm; er ist *nie* mein Freund gewesen, warum soll ich mich seinethalber in Verlegenheit bringen?" Der Fürst verhielt sich sehr zurückgezogen und verschwand, wie er gekommen, ganz still. Wie dieser merkwürdige Mann seine Stellung damals ansah, geht aus einem später an den Fürsten Pückler gerichteten Briefe hervor, wovon hier ein Auszug Platz finden möge: „Lieber Fürst! Karl Hügel hat mir Ihr Schreiben vom 12. d. M. zur Kenntnis gebracht — die Geschichten, welche der Verstorbene dem Verstorbenen schenkt, haben mich erfreut; Sie gehören zu den Lebendigen, und es dürfte am Ende wohl möglich sein, daß in unsrer ungewissen Zeit in dem Verstorbenen (auf d. Briefe Pücklers an einen Verstorbenen)

mehr Leben liege als d e m des Lebens sich Rühmenden. Sie irren sich nicht, wenn sie auf meinen Gleichmut bauen; dieser Mut gehört allen denjenigen an, welche wissen, was sie wollen, weil sie wissen, was recht ist, und in diesem Gefühle liegt eine Kraft, welche sich als Ruhe inmitten der Bewegung zeigt. Die Geschichte, diese große Jury, gründet ihre Aussprüche auf zwei Grundlagen: auf die Gegenwart und Zukunft — auf die Ausgangs- und die Anfangspunkte.— Die Gegenwart bildet nur eine Brücke von dem einen zu dem andern Ufer. Das Leben verläuft auf den Ufern und n i c h t auf der Brücke; und daß ich meine Lage nicht auf dem Übergangspunkt aufschlug, das wird die Geschichte mir bezeugen. — Eine andre, weit wichtigere Lehre wird die Geschichte bieten, es ist d i e, daß die Freiheit nur auf den Grundlagen des Rechts, welche stets die der Ordnung sind, zu wurzeln vermag. Ich habe für die Ordnung gelebt und sonach die Freiheit gewollt, nicht die schillernde, sondern die wahre, erwärmende, lebendige. Habe ich mich geirrt, so ist es nicht meinem Willen, sondern meiner Geistesschwäche zuzuschreiben. Die letztvergangenen Monate scheinen mir aber der Anklage nicht günstig zu sein; meine moralische Ruhe haben sie wenigstens wanken zu machen nicht vermocht. Qui vivra — verra, zu den letztern gehöre ich nicht, die Geschichte aber wird leben, und ihrem Verdikt sehe ich getrost entgegen. — Meine Frau dankt Ihnen herzlich für die sie betreffende Erinnerung; es wird sie wie mich freuen, wenn wir uns im Leben noch treffen. Das W a n n und W o läßt die Gegenwart nicht bestimmen. Ich kenne in der Gegenwart nur zwei Plätze — auf der Bühne und in den Logen. Von der Bühne abgetreten, habe ich d e n in den Logen bezogen; in den Kulissen weiß ich nicht zu stehen, im Parterre finde ich die Gesellschaft zu gemischt, und das Paradies suche ich in der andern Welt; Sie wissen sonach, wo ich zu finden bin.“

In Deutschland war damals der F l o t t e n s c h w i n d e l in seiner Blüte, man wollte eine Flotte in aller Eile aus der See herauswachsen lassen, ohne zu bedenken, daß eine Flotte einer jahrelangen Pflege bedarf, um zu etwas wahrhaft Nutzbringendem zu gedeihen. Die englischen Seeoffiziere, mit denen darüber gesprochen wurde, sagten: „Lassen Sie sich nur nicht verführen, den Hamburgern, Amerikanern usw. Schiffe abzukaufen, um sie zu Kriegsschiffen umzuformen. Das ist weggeworfenes Geld, denn keine Verstärkung derselben reicht hin, um dem gewaltigen Stoß zu lange zu widerstehn, den das Feuer der jetzigen schweren Geschütze auf den Schiffskörper ausübt, wenn er nicht von Hause aus dazu gebaut ist. Man kann Gott danken, wenn man mit einem solchen Fahrzeug nicht plötzlich in offener See sinkt.“ Da wir aber damals gar keinen Einfluß auf die Schritte im Vaterlande hatten, so wurde denn auch eine Masse Unnützes angekauft, das sich bald als unbrauchbar zeigte.

Obgleich nun der Prinz gar kein Interesse am Seewesen nahm, so wollte er doch der herrschenden Manie Rechnung tragen und beschloß, eine Besichtigung der Marine-Etablissements in Portsmouth vorzunehmen, damit es in den Zeitungen ausposaunt würde. Wir fuhren nach Portsmouth und wurden dort von dem Hafenadmiral empfangen und herumgeführt. Wir sahen die höchst interessanten Repschlägereien der Blockmaschine, die Ankerketten-Proben, die dry docks

und die wichtigsten Etablissements. Für mich, der ich Portsmouth von früher kannte, war das Interessanteste der „Ajax“, ein früheres Linienschiff von 74 Kanonen, das man rasiert, auf 50 Kanonen reduziert und als ersten Versuch mit einer Archimedes-Schraube versehen hatte. Der Kapitän Austin sagte mir, die ganze Sache wäre noch sehr in der Kindheit, denn er hätte die Schnelligkeit des Schiffes noch nicht über 6 Knoten, d. h. 6 Seemeilen die Stunde, treiben können. Indessen schiene sie doch von großer Bedeutung zu sein, weshalb man jetzt zwei neue Schiffe zu 50 Kanonen, den „Plumser“ und den „Buldot“, baue, die ganz für die Schraube eingerichtet würden und von denen man hoffe, daß sie schneller gehen würden. Kapitän Austin hatte sich nicht getäuscht, denn die jetzigen Schraubendampfer laufen 13 Knoten die Stunde, und es gibt wohl kaum ein Kriegsschiff mehr, das nicht mit der Schraube versehen wäre.

Der Prinz schien von alledem ziemlich gelangweilt; mehr Vergnügen machte es ihm, als wir nach dem Übungsschiff für die Seeartillerie fuhren, das im obern Hafen verankert war und aus Geschützen aller Kaliber teils einzeln, teils in Lagen nach der Scheibe geschossen wurde. Trotz des Höllenlärms hatten sich viele Damen aus Portsmouth an Bord eingefunden, wahrscheinlich um die Bekanntschaft des Prinzen zu machen, ein Zweck, der wenig erreicht wurde, da der Prinz der englischen Sprache nicht mächtig und nur wenige der Damen etwas Französisch sprachen. Nach der Schießübung fuhren wir zum Gabelfrühstück zum Hafenadmiral. Während wir am Tische saßen, wurde demselben eine telegraphische Depesche von der Admiralität in London gebracht; dies machte den alten Herrn ganz ärgerlich. Er wandte sich an den Prinzen: „Nein, Kgl. Hoheit, mit diesen neumodischen Einrichtungen ist es gar nicht mehr auszuhalten. In frühern Zeiten kam die mail täglich einmal an, und da erhielt man seine Befehle. Jetzt aber sitzt irgendein Lord der Admiralität, die meistens gar keine Seeleute, sondern allerhand Käsekrämer sind, auf der Admiralität, wo ihm vor Langerweile etwas einfällt, worauf er sogleich den Telegraphen in Bewegung setzt. So will ich wetten, daß auch in dieser Depesche nichts Vernünftiges steht. Da haben wir's: Send to-morrow another young man as master mate to the North Pols! Es geht nämlich morgen eine Expedition nach dem Nordpol ab, und da ist es wahrscheinlich einem der Herren plötzlich eingefallen, daß es gut wäre, wenn dem master (der Offizier, der die seemännische Schiffsrechnung führt) noch ein weiterer Gehilfe beigegeben würde. Wo soll ich aber jetzt um drei Uhr einen für diese Stellung geeigneten jungen Mann auftreiben, der bereit ist, schon morgen früh nach dem N o r d p o l zu fahren?!“ Als wir nach dem Lunch im Garten spazieren gingen, sagte mir der alte Herr plötzlich: „Ich habe einen jungen Mann für den Nordpol. Gestern ist nämlich die Königin Adelheid auf einem Linienschiff von Madeira angekommen, das drei Monate dort geankert hat. Dasselbe wird jetzt abgetakelt, und an Bord befindet sich ein junger Mann, der sich ganz für die Stelle, die besetzt werden soll, eignet. Da er nun disponibel wird und durch seinen Aufenthalt an der afrikanischen Küste viel Hitze eingesogen hat, so kann er sich jetzt am Nordpol abkühlen; ich will gleich nach ihm schicken.“ Bald kam der junge Mann, der Admiral sagte ihm: „Ich soll der morgen nach dem Nordpol abgehenden Expedition noch einen jungen Mann als master mate zu-

Karls-Fresken im Rathaus zu Aachen I
Die Eröffnung der Gruft durch Otto III.



Alfred Rethel

Karls-Fresken II.
Der Sturz der Irmensäule



Alfred Rethel

teilen und habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie diese Stelle tüchtig ausführen werden. Sind Sie dazu bereit?" Er erwiderte sogleich nach Art der englischen Seeoffiziere: „Ay, ay, Sir." „Nun," sagte der Admiral, „dann treffen Sie Ihre Vorbereitungen; kaufen Sie sich auch noch einen warmen Rock, es soll da oben etwas kühl sein!" Der Kandidat für den Nordpol empfahl sich, der Admiral sah ihm nach und sagte lächelnd: „There he goes to the Northpole, when he comes back — if he comes back, no doubt he will yet perferment."

Bald nach diesem Intermezzo kehrten wir nach London zurück. Hier fing das gewöhnliche Getreibe von Diners um acht Uhr abends, routs um elf Uhr und Bällen, die um Mitternacht begannen, in höchst ermüdender Weise wieder an. Es wurde aber bald wieder durch einen Besuch beim Herzog von Wellington in Strathfieldsays, wozu derselbe den Prinzen eingeladen hatte, und zu dem ich und Graf Pourtales ihn begleiteten, unterbrochen. Strathfield ist ein großer Grundbesitz, der dem Herzog nach der Schlacht von Waterloo als Nationalbelohnung zugesprochen wurde. Das Parlament hatte dazu 600 000 Pfund, ungefähr 4 Millionen Taler, votiert; da aber das ursprüngliche Grundeigentum von Strathfield allein nicht bedeutend genug war, um diese Summe zu absorbieren, so wurden noch verschiedene Ländereien der Umgegend angekauft, so daß nun der Grundbesitz allerdings sehr bedeutend wurde, während das Schloß selbst, ungeachtet verschiedene An- und Ausbauten vorgenommen waren, der Größe des Besitztums nicht entsprach; wenigstens erreichte es die Pracht und Ausdehnung andrer Schlösser englischer Peers bei weitem nicht. Dennoch fanden sehr viele Personen dort ein Unterkommen, denn wir trafen dort: den Marquis Douro mit seiner schönen Frau, ältesten Sohn des Herzogs; Lord Wersley, jüngsten Sohn des Herzogs mit seiner Frau und seinem Schwiegervater, einem Mr. Pierrepoint; Lord Cowley, jüngsten Bruder des Herzogs und langjährigen Botschafter in Paris, nebst Frau; Lord Clamwilliam, früher lange Gesandter in Berlin; Lord Strafford, früher Gesandter in Konstantinopel; Graf Dietrichstein, österreichischer Botschafter in London, und den preußischen Gesandten Bunsen. Bedenkt man nun, daß der Prinz und die verheirateten Gäste jeder wenigstens zwei Zimmer, die unverheirateten jeder eines haben mußten, daß jeder Gast seine Bedienung mitbrachte, daß für alle eine verhältnismäßige Anzahl Equipagen vorhanden sein mußte, so kann man sich die Ausdehnung einer solchen Wirtschaft denken. Der Herzog war damals 79 Jahre alt, war aber, trotzdem seine nicht bedeutende Körpergröße noch durch Gebücktgehen etwas beeinträchtigt wurde, sehr rüstig, denn in den darauffolgenden Tagen machte er mit uns oft Spazierritte von drei Stunden, ohne daß er davon besonders angegriffen war. Das Alter zeigte sich bei ihm in einer großen Schwerhörigkeit, wogegen er bei regem Geiste die klarsten und lebendigsten blauen Augen behalten hatte, die in Verbindung mit einem lieblichen Zug um den Mund, wenn er, wie einst, freundlich sprach, einen um so anregenderen Eindruck machte; jeder mußte bedenken, daß dieser alte Herr ein Mann war, der den mächtigsten Einfluß auf die Geschichte Indiens und Europas gehabt hatte! Bei unserer Ankunft wurde der Prinz von dem Herzoge empfangen und auf sein Zimmer geleitet; allein auch bei Pourtales und mir machte derselbe nach alt-

englischer Sitte den Wirt, indem er uns persönlich mit den Worten unsre Zimmer anwies: „I hope you will be comfortable here." — Bald darauf trafen wir mit dem Marquis Douro und Lord Wersley zusammen, letzterer sagte zu seinem ältern Bruder: „Now we must arrange a smoking room for our Prussian friends." „To be sure," erwiderte der erstere, „but we must get it upon the upper floor, because you know the old gentleman can't bear smoking; we had better first speak to Miss Wilson." Diese war eine alte Dame aus den mittleren Ständen, die an der Spitze des Haushalts des Herzogs stand und dessen volles Vertrauen besaß und großen Einfluß auf den alten Herrn ausübte. Was Seine Herrlichkeit der Marquis Douro nicht persönlich vorzutragen wagte, das wurde in Miß Wilsons Hände gelegt, und letztere muß die Negotiation auch erfolgreich durchgeführt haben, denn es wurde das Rauchzimmer eingerichtet.

Unser Aufenthalt in Strathfield war zugleich angenehm und interessant. Angenehm durch den Komfort und durch die Art der Geselligkeit, die bei Vereinigungen keinen Zwang auferlegt, sondern jedem völlige Freiheit der Bewegung läßt; interessant durch die vielen bedeutenden Persönlichkeiten, die sich dort eingefunden hatten. Im allgemeinen war die Hausordnung nachstehende: Morgens 10 Uhr wurde das Frühstück gemeinschaftlich genommen, zu welchem Ende eine Anzahl kleiner Tische zu sechs Kuverts gedeckt und aneinander gereiht waren. Das Frühstück war das gewöhnliche englische: Tee, Kaffee, weiche Eier, kalter Braten, bacon, toart, mufings, Brot und Butter. Nur diejenigen Gäste, die sich unwohl fühlten, nahmen ein leichteres Frühstück auf ihren Zimmern ein. Nach dem Frühstück (das etwa bis 11 Uhr dauerte), bis 2 Uhr, machte ein jeder, was er Lust hatte, worauf kurz vor dieser Zeit zum Lunch geläutet wurde. Bei letzterem, der ungefähr bis 3 Uhr dauerte und wozu zwei warme Gerichte serviert wurden, erschien man sans gêne im Morgenanzug, und hier wurden nun die Partien für nachmittags verabredet. Man hatte dazu mit Rücksicht auf die Jahreszeit die Stunden von ½4 Uhr bis 7 Uhr sowie Equipagen und Reitpferde aus dem Stalle des Herzogs zur Disposition, die denn auch redlich zu Ausflügen in die Umgegend in Anspruch genommen wurden. Die Reitpferde gingen auf solchen Ritten ungemein frisch und, was sehr angenehm war, ohne im Anfang Stallmut zu zeigen, da sie, um ihnen dies zu nehmen, morgens zwei Stunden durch die Reitknechte geritten waren, eine Vorsicht, die bei dem enormen Füttern der englischen Pferde durchaus notwendig ist.

Um ½8 Uhr erscholl die Glocke zum erstenmal, daß man sich zum Diner bereiten möge, und kurz vor 8 Uhr zum zweitenmal, um die Gäste zu diesem feierlichen Akte, bei welchem man stets ohne Hut und Handschuhe, aber im Gesellschaftsanzuge erschien, zusammenzurufen.

Die Tafel, an der außer den Gästen im Hause auch noch einzelne Gutsherren der Nachbarschaft, die aber keineswegs zur hohen Aristokratie gehörten, teilnahmen, war in einem mäßig großen Salon serviert und mit vielen prachtvollen silbernen Aufsätzen, alle Geschenke einzelner Städte und kaufmännischer Korporationen, bedeckt. Der Herzog stellte sich an dem einen Ende, sein ältester Sohn, Marquis Douro, an dem andern Ende der Tafel auf. Nachdem die Gäste

Platz genommen hatten, wurde vor beide eine silberne Terrine mit Suppe hingestellt, aus der sie stehend die Suppe für die Gäste auffüllten, nachdem das Tischgebet vorher gesprochen. Erst nachdem jedem Gast serviert worden war, machten sie der Gesellschaft eine Verbeugung und nahmen selbst Platz. Bei der ersten Schüssel stand der Herzog wieder auf und brachte mit den Worten: „Her Majesty the Queen!“ die Gesundheit der Königin aus, worauf die Gäste eine leichte Verbeugung machten und ohne anzustoßen austranken. Gleich darauf erhob er sich zum zweiten Male und brachte in gleicher Form: „His Majesty the King of Prussia!“ die Gesundheit des Königs aus, womit denn alle Toaste beendet waren. Im übrigen verliefen die Diners in englischer Weise, mit dem Unterschiede, daß bei dem Herzog die englischen Gerichte prädominierten, während bei der übrigen Aristokratie die französische Küche die Majorität hatte, ohne jedoch die Genialität der Küche der vornehmen Franzosen zu erreichen. Woran das liegt, weiß ich nicht, denn die englische Aristokratie gab fabelhafte Gehalte, um französische Köche ersten Ranges zu haben. Ob aber das englische Klima den Köchen die Phantasie benebelte, oder ob sie die einfachen Engländer nicht würdig für die höchsten Anstrengungen ihres Geistes hielten, kurz die meisten Diners waren etwas monoton und schwerfällig.

Um aber auf die Tafel des Herzogs zurückzukommen, füge ich noch hinzu, daß natürlich beim Abräumen des Tischtuches die Damen aufstanden und sich zurückzogen, während die Herren noch eine halbe Stunde bei Cherry und Claret zurückblieben. Im ganzen dauerte die Tafel aber doch nicht länger als anderthalb Stunden, so daß man gegen zehn Uhr sich wieder bei den Damen einfand. Hier wurde Kaffee herumgereicht; einzelne setzten sich zum Whist hin, während die andern sich unterhielten.

Mitunter wurden dabei sehr interessante Themas verhandelt. So entsinne ich mich, daß eines Tages einer der Gäste, ich weiß nicht mehr, wer es war, dem Herzog sagte: er müsse doch etwas Besonderes in seiner Kriegführung gehabt haben, daß es ihm gelungen sei, sowohl in Indien als in den langjährigen Kriegen auf der spanischen Halbinsel stets siegreich aus allen Schlachten hervorzugehen. — Der alte Herr lehnte das ganz entschieden ab: „No, no nothing particular Idie just as the others.“ Als man ihm darauf erwiderte, daß es undenkbar sei, daß eine solche lange Reihe von Erfolgen nur dem Zufall zugeschrieben werden sollte, sagte er: „Wenn man d a s als etwas Besonderes gelten lassen will, so glaube ich, daß ich mehr als irgend ein anderer General darauf gehalten habe, daß meine Truppen, besonders die Infanterie, im Gefecht so lange wie möglich gedeckt blieben. Wenn keine Hügel in der Gefechtslinie Deckung gewährten, so ließ ich die Infanterie selbst in Ackerfurchen sich niederlegen, bis der Augenblick des Gewehrfeuers gekommen war. Wenn nun der Feind zum Angriff vorging, so ließ ich ihn bis auf zweihundert Yards herankommen, dann sprang die Infanterie auf, gab ihm auf Kernschußweite ein tüchtiges Feuer und ging dann sogleich zum Bajonettangriff über, der bei dem überraschten Feinde meist gelang. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ich beim Angriff meinen Feind vor mir sehe oder nicht; selbst wenn ich auch weiß, da und da steht er, das unerwartete

Erscheinen des Verteidigers macht immer einen gewaltigen Eindruck auf den Angreifer, und es gehören sehr gute Truppen dazu, um dadurch nicht ins Stutzen zu geraten. Außerdem hatte ich den Vorteil, daß meine Infanterie ihre Kräfte sparte und daß sie dem feindlichen Artilleriefeuer eine geringere Zielscheibe bot. Wesentlich ist es auch, die zur Unterstützung der Infanterie aufgestellte Kavallerie zu verhindern, sich zu weit von der Infanterie zu entfernen, weil die Kavalleriekommandeure sich sonst gar zu leicht zu Unternehmungen auf eigene Hand hinreißen lassen, die, selbst wenn sie gelingen, keinen Einfluß auf das große Ganze ausüben können und dafür den Nachteil haben, daß die Infanterie, die immer die Hauptwaffe bleibt, einer wesentlichen Unterstützung beraubt wird. Kavalleriekorps können selbständige Unternehmungen machen, nicht aber die der Infanterie zugeteilte Kavallerie. Daher ließ ich jeden Kavalleriekommandeur, der gegen diesen Grundsatz handelte, vor ein Kriegsgericht stellen. Ich glaube, daß in den oben angegebenen Maßregeln die große Festigkeit meiner Gefechtslinien zu suchen ist, die mich vor Niederlagen bewahrt hat."

Unser Aufenthalt in Strathfield dauerte vier Tage, und er gehörte zu den interessantesten, die ich erlebt habe. Anfang Mai kehrten wir nach London zurück.

In Preußen hatten sich die Verhältnisse etwas, wenn auch nicht viel gebessert. Ich stand damals mit dem verstorbenen Grafen Henckel v. Donnersmarck, dem Großmeister der Freimaurer von Deutschland, in Korrespondenz, und suchte denselben zu veranlassen, durch die Logen zugunsten des Prinzen zu wirken. Derselbe erwiderte, daß das jetzt ganz unmöglich sei, denn die Stimmung gegen ihn sei derart, daß er bei einem kürzlich abgehaltenen Freimaurerfest es nicht hätte wagen können, den Namen des Prinzen zu nennen. Da nun auch der Antrag des Ministeriums vom 11. Mai beim Könige, den Prinzen zurückzurufen, in den unteren Klassen Berlins große Aufregung verursacht hätte, so schien der Moment unserer Rückkehr nach Preußen in große Ferne gerückt.

Inzwischen hatte der Prinz eine Einladung der Königin nach Osborne House auf der Insel Wight angenommen, wohin ich und Graf Pourtales ihn begleiteten. Osborne House war damals im Entstehen, d. h. der Pavillon der Königin und das Kavalierhaus waren fertig, nicht aber das Verbindungsgebäude, so daß die Gemeinschaft beider durch einen Gang im Souterrain unterhalten wurde. Obgleich nun die Lokalität ziemlich beschränkt war, so liebte die Königin den Aufenthalt dort doch sehr.

* * *

Nachwort der Frau Major O.

Bis hierher gingen die aufgezeichneten Mitteilungen meines verstorbenen Mannes, denen ich aus seinen Briefen an mich einen Abschluß geben möchte.

Während dieses langen Wartens auf die Rückberufung des Prinzen von Preußen mußten die Herren, so gut es in der Möglichkeit, die Zeit in London ausfüllen. Das tägliche Einerlei wurde ab und zu durch Diners bei verschiedenen Marquis unterbrochen, so z. B. beim Marquis Douglas, besonders anregend

durch die Anwesenheit einer Masse politisch interessanter Leute, besonders erschöpfend durch die lange Dauer, von 8 bis ½1 Uhr nachts. Seit einigen Tagen hatte sich das Wetter zum Guten gewendet, und obgleich ein kalter Nordost weht, so scheint doch die Sonne, soweit es ihr in London möglich ist. Denn hier liegt selbst an hellen Tagen ein Schleier über der Stadt, der jede Fernsicht verdeckt. Entschädigt wird man durch den Blick in der Nähe, denn hier schweift er über herrliche grüne Matten. In London selbst ist meine größte Unterhaltung (so fährt mein Mann fort) in den Parks: Hyde Park und Regent Park. Anziehend dort sind die Massen herrlicher Equipagen, die Menge von Herren und Damen zu Pferde, die man zwischen 4 und 6 Uhr dort sieht; ferner reizende Babys, die auf dem grünen Rasen sich tummeln oder an dem Wasserbassin, das der Serpentine River dort bildet, spielen. Für das etwaige Hineinfallen der Kinder sorgt die Royal human societe, die dort eine Masse Vorrichtungen zum Retten der Kinder bereit hält.

Was Du mir über die Berliner Zustände mitteilst, ist wahrlich nicht erfreulich; ich hoffe daher, wir bleiben nach der Rückkehr in Potsdam. Sehr erfreulich sind die Nachrichten von den Siegen der Unsrigen in Schleswig; es tut sehr wohl, den alten Geist der Tapferkeit der Preußen wieder zu sehen, und so dürfen wir günstige Resultate erwarten. Wir alle klagen, hier in London weilen zu müssen, während Großes sich auf dem Kriegsplatz abwickelt. — Graf Pourtales geht heute als Kabinettskurier nach P. ab und wird dich besuchen.

Gestern war bei dem herrlichen Wetter im großen Garten von Regent Park eine Blumenausstellung, die in jeder Beziehung herrlich, und mich so sehr es wünschen ließ, dich hier an meiner Seite zu haben. Welche Freude hättest Du in dem Anschauen dieser prachtvollen Gewächse gehabt! Denke Dir einen Raum, nocheinmal so groß wie unser zoologischer Garten, mit dem tadellosesten Rasen bedeckt, auf dem Tausende von Herren und Damen einher spazieren und Kinderchen jubelnd spielen; dabei von den mannigfachsten Strauch- und Blumenspezies bepflanzt. In der Mitte des Gartens ein ungeheures Treibhaus, nach allen Seiten Glas, rund herum in vier enormen Zelten die eingelieferten Pflanzen. Zahllose Töpfe von Azaleen und Eriken in mannigfachsten Farben, drei bis vier Fuß hoch. Berliner Ausstellungen kommen doch hiergegen sehr klein vor.

Am 11. Mai war der Prinz in meiner Begleitung zum frühen Diner, ½7 Uhr abends, und dann zu einem Konzert älterer Musik eingeladen. Es war das erste eigentliche Staatsdiner, das ich bei Ihrer Majestät mitmachte, und war geblendet durch die Pracht des Gold- und Silbergeschirrs, die sich hier entwickelte. Leider konnte ich bei der sehr schnellen Art, zu servieren, gar nicht am Essen teilnehmen, da ich die Ehre hatte, neben der jungen Prinzessin von Sachsen-Weimar zu sitzen, die eben mit der verwitweten Königin aus Madera gekommen war und die mich sehr über Preußen ausfragte. Nach der Tafel fuhren wir in Gala und dreizehn Staatsequipagen nach dem Konzertsaal in Hannover Square. Das Volk stand in Massen auf der Straße, und beim Eintritt in den Saal wurde die Königin mit der Hymne „God save the Queen“ empfangen. Dann begann die klassische Musik, die zwar teilweise etwas langweilig, aber doch sehr schön ausgeführt wurde.

Die besten Mitglieder der italienischen Oper wirkten mit: Mario, Gardoni, Madame Castellon, die Alboni, Tamborini; alle aber verschwanden gegen den alten Lablache. Dieser außerordentliche Sänger ist jetzt sechzig Jahre alt, enorm dick und hat einen ganz grauen Kopf; seine Stimme ist so frisch wie vor dreißig Jahren, sie tönt wie eine schöne tiefe Orgel.

Den 12. Mai. Ich schloß gestern, weil ich mich zu dem ersten Drawing Room, den die Königin nach ihrer Entbindung abgehalten, anziehen mußte. Dies ist eine Cour, bei der Damen vorgestellt werden. Es ist dies eine Defiliercour und in bezug auf Schönheit der jüngeren Damen und Glanz der Toiletten ein prachtvoller Anblick, dabei aber ebenso auffallend wegen des unglaublichen Mangels aller Grazie in der Haltung der Damen. Bei dieser Gelegenheit sah ich denn zum ersten Male die famose Miß Burditt Couts, das reichste Mädchen Englands. Sie war verhältnismäßig sehr einfach angezogen, hatte im ganzen edle Züge, aber einen schrecklich schlechten Teint — das gewöhnliche Schicksal alter Jungfern in England. Das arme Mädchen ist an ihren zehn Millionen untergegangen.

Der gestrige Tag war ein sehr fatiganter, denn gegen 8 Uhr fuhren wir zum Diner bei Lord Hardinge, der eine sehr kleine, aber eine sehr auserlesene Gesellschaft gebeten hatte, worunter die Herzöge von Devonshire und Northumberland, der Marquis von Londonderry, Lord Aberdeen, Lord Aulok und der erste Lord der Admiralität. Das Diner dauerte bis 11 Uhr. Danach mußten wir leider noch nach den Almaks, den Subskriptionsbällen der hiesigen vornehmen Welt, fahren. Gar keine luxuriöse Einrichtung, indessen ein Reichtum schöner junger Mädchen, daß man bei uns drei Bälle damit ausgestattet hätte. Das Tanzen schrecklich, besonders das Walzen, alles bunt durcheinander; dann ein so gewaltiges Antanzen, woraus sich die mit Rostbeef Genährten nichts machten; man lachte und tanzte weiter. Gegen 2 Uhr kehrten wir erst todmüde heim.

Wie sehr ich mich täglich nach einer Ruhe sehne, begreifst Du. Dabei bin ich persönlich viel schlimmer dran wie meine Kameraden, denn als erster Adjutant werde ich meist überall noch persönlich eingeladen. Glaubst Du, liebes Kind, daß ich Einladungen bis auf vier Wochen liegen habe?

Nun schließe ich noch mit den besten Grüßen unserer Geschwister an Dich, und eigentlich deren Wunsch, Dich hier zu haben. Indessen unsere Zeit zählt nur noch nach Tagen hier in England, und würde ich es nicht für meiner würdig erachten, da ich den Mut in so schweren Zeiten zu so vielem anderen gehabt, nicht den Mut zu besitzen, mich nun noch einige Zeit von Dir getrennt zu sehen. Ich will bis auf die Neige in dieser Mission meiner Pflicht getreu sein, so wird uns Gott nicht verlassen.

Den 16. Mai. Ich höre heute, daß unser Sein hier nur noch sehr kurz sein wird und wir als erste Annäherung an die Heimat zuerst nach dem Haag gehen. Die Kunde ist aber tiefes Geheimnis und darf nicht verlauten. — —

*

Heimkehr

Hier endeten die Aufzeichnungen meines Mannes aus dem Jahre 1848 über die historische Reise nach England.

In Preußen hatten sich durch die Vermittlungen der Freunde des damaligen Prinzen von Preußen vernünftige, versöhnliche Gefühle über diesen ritterlichen, edlen Fürsten angebahnt. So wurde denn die Rückberufung des Prinzen beschlossen, mit Begeisterung verlangt. Der Prinz Wilhelm von Preußen kehrte am 26. Mai aus England zurück, sich in seinen politischen Anschauungen den Strömungen der Zeit anpassend, daher mit Entlassung seiner treu bei ihm ausgeharrten drei Adjutanten.

Mein Mann trennte sich von seinem teuren königlichen Herrn und reiste als Kabinettskurier über Köln, die Krondiamanten von Preußen unter seiner Obhut führend, direkt nach Potsdam, wo er im Stadtschloß seine Meldung bei Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin von Preußen machte, nachdem er auf Sanssouci sogleich von König Friedrich Wilhelm IV. in gnädigster Weise empfangen wurde. Vor der Audienz der Prinzessin von Preußen mußte mein Mann eine ganze Stunde antichambrieren; und welche Zeiten hatten ihn von seiner Familie getrennt! Indessen wer ein Soldatenherz sich mit Treue bewahrt, der gehorcht und — schweigt.

In vier Tagen ging mein Mann zur aktiven Armee nach Flensburg, wo ihm die Auszeichnung zuteil wurde, unter den Befehlen des Fürsten Radziwill zu stehen, dem Stabe seines Hauptquartiers beigegeben zu werden.

So schloß diese Mission meines Mannes nach England im März und April 1848, die als eine Bevorzugung des Schicksals von uns immerhin angesehen, einzig und allein als eine stille Pflichterfüllung für unsern teuren Kaiser, als eine historisch hervortretende Tat, zu welcher doch der ganze Mut eines tapferen Mannes gehörte.

Regen · Von Karl Müller-Poyritz

Stille, wie auf einer lieben
Mutter Lied, mein Hochwald lauscht,
Was für himmlische Geschichten
Silbern ihm der Regen rauscht.

Wie in einem Kreis von Freunden
Steh' ich in der Schar der Föhren:
Von des Regens Himmelsmärchen
Lasse ich mich hold betören.

Während noch auf stillen Pfaden
Sinnend meine Seele schreitet,
Bricht ein Sonnenstrahl durch Wolken,
Der den Blick in Fernen leitet,

Der mir kündet, daß die Tropfen,
Ehe sie als Regen sanken,
In der Sonne Himmelsnähe
Und verborgne Schönheit tranken.





Ernst Haeckel

Von Prof. Dr. J. Reinke

Am 16. Februar 1834 wurde Ernst Haeckel als Sohn eines Regierungsrats zu Potsdam geboren. Die Gymnasialzeit verlebte er in Merseburg, wohin sein Vater versetzt worden war; seine Mußestunden füllte er damals hauptsächlich mit Botanisieren aus. Daneben machte auf den Schüler die Lektüre von Goethes Werken einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. 1852 bezog er die Universität Berlin, um Botanik zu studieren, und hörte besonders gern bei Alexander Braun, der auch mein Lehrer war, und der seine spätere evolutionistische Richtung in der Naturphilosophie beeinflußt haben dürfte; doch verließ er Berlin bereits wieder im Herbst 1852, um sich der Medizin als Berufsstudium in Würzburg zuzuwenden, wo Kölliker und Virchow seine Lehrer waren. 1854 nach Berlin zurückgekehrt, schloß er sich an den großen Physiologen Johannes Müller an, durch dessen Anregung er zum Zoologen wurde. Haeckel hat später oft von Johannes Müller mit Begeisterung und Bewunderung gesprochen, und doch ist er weit von dessen geistigen Pfaden abgewichen; denn Johannes Müller war ein ausgesprochener „Dualist". Im Frühjahr 1855 ging er nochmals nach Würzburg, wo er bei Virchow Assistent wurde, bei jenem Manne, der Haeckels populärwissenschaftliche Agitation später so scharf abgelehnt hat; doch hat Haeckel stets anerkannt, daß er Virchow als Lehrmeister viel zu danken habe. 1858 ließ Haeckel sich als praktischer Arzt in Berlin nieder, um aber schon 1859 die Praxis wieder aufzugeben und eine Reise durch Italien zu machen. Die Frucht des Aufenthalts an den Küsten des Mittelmeers war sein zoologisches Hauptwerk, die Monographie einer als Radiolarien bezeichneten Gruppe einzelliger Tiere. 1861 als Privatdozent für Zoologie in Jena habilitiert, rückte er dort schon 1862 zum außerordentlichen, wenige Jahre darauf zum ordentlichen Professor der Zoologie auf. Er hat seitdem die Jenenser Hochschule nicht mehr verlassen. Hier schlug seine Persönlichkeit feste Wurzeln, und um die Universität Jena hat er sich große Verdienste erworben. Die Liebenswürdigkeit seines Wesens und die Begeisterungsfähigkeit für seine Wissenschaft gewannen ihm die Herzen der Kollegen und der Zuhörer.

Unter seinen zoologischen Werken mögen neben der Bearbeitung der Radiolarien noch die Monographien über verschiedene Gruppen von Quallen, namentlich über die Röhrenquallen, genannt sein; eine Aufzählung aller einzelnen Schriften kann hier nicht in Frage kommen. Mehr und mehr gewann aber schon in seiner frühesten Jenenser Zeit das Vorwalten einer spekulativen und naturphilosophischen Richtung in Haeckel die Oberhand, und diese war es, welche die allgemeine Aufmerksamkeit der Biologen auf ihn richtete. 1866 erschien als zweibändiges Werk die Generelle Morphologie, in der Haeckel die Biologie mechanisch und „monistisch" zu begründen suchte. Neben vielen anregenden und geistsprühenden Gedanken gelangt in diesem Buche schon der ganze Schematismus seines Denkens mit seiner Hochflut von Fremdwörtern zum Ausdruck. Naturphilosophie und exakte, auf Erfahrung gegründete Naturforschung sucht er schon hier „monistisch" miteinander zu verschmelzen. Allen „Dualismus" behandelt er seitdem wie ein Verbrechen; er glaubt seinen Gegnern nichts Ärgeres antun zu können, als wenn er sie Dualisten nennt. So lehrt er denn auch die Einheit von Stoff und Kraft, von Materie und Geist, von Natur und Gott. Lediglich kausal dürfen Lebensvorgänge beurteilt werden, beileibe nicht auch teleologisch! Das Leben ist nur ein komplizierterer Bewegungsprozeß als das Rollen einer Kugel auf einer schiefen Ebene. Verdienstlich ist, daß Haeckel schon hier den kolloidalen Zustand der zellbildenden Substanzen als eine Grundlage der Lebenserscheinungen hinstellt. Dagegen irrt er in seinem Vergleiche der Zellbildung mit der Kristallisation, der ihn verleitet, beide so verschiedene Vorgänge fast einander gleichzusetzen; denn damit fällt für ihn jeder wesentliche Unterschied zwischen lebloser und belebter Substanz. Die „Urzeugung" niedrigster Lebewesen aus anorganischer Materie bereitet ihm keine theoretischen Schwierigkeiten mehr: sie gehen aus ihr wie Kristalle aus einer leblosen Mutterlauge hervor.

Schon 1863 hatte Haeckel in einem auf der Naturforscherversammlung zu Stettin gehaltenen Vortrage sich zum Propheten der Abstammungslehre und des Darwininismus gemacht und neben der tierischen Abstammung des Menschen die Entstehung der ersten Organismen aus leblosem Stoffe gelehrt. Diese Lehren werden in der „Generellen Morphologie" weiter ausgeführt, und die „phylogenetische" Fortbildung der ursprünglichen einfachsten Organismen bis zur Fülle der heutigen Tier- und Pflanzenwelt hinauf wird unter freiem Waltenlassen der Phantasie zur Darstellung gebracht. In dieser seiner Abstammungslehre schließt sich Haeckel im ganzen Darwins und Wallaces Erklärungsversuchen an, doch werden ihm Vererbung und Anpassung unter den Händen gleichsam zu Naturkräften; auch glaubt er ein neues Naturgesetz entdeckt zu haben, das „Biogenetische Grundgesetz", wonach die Ontogonie, d. h. die individuelle Entwickelung eines Tiers oder einer Pflanze die abgekürzte Wiederholung seiner Phylogonie oder Stammesentwickelung sein soll. Als Ergebnis seiner Spekulation entwirft er Stammbäume der Organismen von den Urorganismen („Moneren") bis zum Menschen hinauf.

Die „Generelle Morphologie" ist ein Buch für Fachgelehrte und Philosophen, es will in der stillen Studierstube gelesen und beurteilt sein. Doch die



Begeisterung des Adepten veranlaßte Haeckel, schon 1868 sich in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ in gemeinverständlicher Darstellung an die weitesten Kreise der Gebildeten zu wenden und ihnen in temperamentvollem Schwunge seine Lehren als wissenschaftliche Entdeckungen vorzutragen, wobei vielfach die Phantasie statt der Erfahrung die Zügel ergreift, und daher leider die Grenzen zwischen Tatsachen und Hypothesen sich oft verwischen.

Dies Werk hatte einen großen buchhändlerischen Erfolg, ward indes in den Kreisen der Fachleute wenig beachtet oder stieß hier auf scharfen Widerspruch. Ähnlich ging es mit seiner im Jahre 1874 erschienenen „Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen“. Im Übereifer der Verkündigung seiner neuen Lehre war Haeckel wenig wählerisch in der Darstellung seiner mit der Sicherheit des Dogmatikers vorgetragenen Ideen. Der hervorragende Leipziger Anatom Wilhelm His hielt es daher schon 1874 für seine Pflicht, die Leichtfertigkeit Haeckelscher Beweisführung in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ aufzudecken (His, „Unsere Körperform“, Leipzig 1874, S. 168 ff.). In diesem Buche weist His darauf hin, daß in Haeckels Abbildungen vom Embryo des Hundes, des Huhns und der Schildkröte drei Klischees einer und derselben Zeichnung, nur mit verschiedenen Namensunterschriften benutzt wurden; daß auch in den Abbildungen der „Anthropogenie“, soweit es sich um Haeckelsche Originalzeichnungen handle, diese Zeichnungen „teils höchst ungetreu, teils geradezu erfunden sind“, und der als Meister auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte des höheren Tierkörpers anerkannte Anatom konnte sich daher nicht enthalten, Haeckel gegenüber auszusprechen: „Ich bin im Glauben aufgewachsen, daß unter allen Qualifikationen eines Naturforschers Zuverlässigkeit und unbedingte Achtung vor der tatsächlichen Wahrheit die einzige ist, welche nicht entbehrt werden kann. Auch heute noch bin ich der Ansicht, daß mit Wegfall dieser einen Qualifikation alle übrigen, und sollten sie noch so glänzend sein, erbleichen.“

Der Nachweis dieser bedauerlichen Entgleisungen hat leider Haeckel auch in seinen späteren Veröffentlichungen nicht davor bewahren können, seine Ideen als Dogmen zu verkünden und mit allen zulässigen und auch unzulässigen Mitteln zu vertreten. Es wird darauf noch zurückzukommen sein.

In einer 1876 erschienenen rein spekulativen Schrift „Die Perigesis der Plastidule“ bemüht sich Haeckel, schon die leblose Materie als beseelt und jedes Atom als mit Empfindung und Willen begabt hinzustellen. Er bekennt sich damit als Hylozoisten in der Tendenz, die Kluft zwischen der leblosen und der belebten Natur auszufüllen. Er übersieht dabei, daß der Begriff Seele damit jeden Sinn verliert; und, wie schon Kant den Hylozoismus für den „Tod jeder Naturphilosophie“ erklärt hat, so möchte man den alten Materialismus vorziehen, der die Seele des Menschen als eine Äußerung des Gehirnmechanismus zu denken sucht. Bald begnügte Haeckel sich indessen nicht mehr mit solchen Äußerungen eines naturphilosophischen Dilettantismus, die ihm seitens des Würzburger Zoologen Semper die Vorwürfe des Dogmatismus, des Unfehlbarkeitsdünkels und der Phantasterei eintrugen, der Haeckels Werke schlankweg für naturphilo-

sophische Romane erklärte, — sondern auf der 50. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu München (1877) hielt Haeckel einen Vortrag, in dem er zu zeigen versuchte, daß die Biologie in ihrem größeren Teile überhaupt nicht exakt behandelt werden könne. In diesem Vortrage, den ich mit angehört habe und während dessen ein Teil der anwesenden Zoologen demonstrativ den Saal verließ, ging Haeckel aber noch viel weiter. Nachdem er ausgeführt, daß das Hassen und Lieben der Atome, die Anziehung und Abstoßung der Moleküle, die Empfindung und Beseelung der Zellen, die Gedankenbildung und das Bewußtsein des Menschen nur verschiedene Stufen eines universalen Entwicklungsprozesses darstellen sollten, forderte er, daß seine Entwicklungslehre fortan auch in den Schulen mit Einschluß der Volksschulen gelehrt werde und namentlich an die Stelle des überflüssig gewordenen Religionsunterrichts zu treten habe; damit erst werde der endgültige Sieg des Monismus über den Dualismus erfochten sein. Zwischen den Zeilen konnte man heraushören, daß die Weltgeschichte in zwei große Perioden zerfalle: in den Abschnitt seit dem ersten Auftreten des Lebens auf unserem Planeten bis zum Siege der Abstammungslehre und in einen zweiten Abschnitt: von da ab aufwärts in die Zukunft.

Diese Rede Haeckels veranlaßte seinen alten Lehrer Virchow, ein paar Tage später auf der gleichen Naturforscherversammlung ihm auf das schärfste entgegenzutreten und darauf zu bestehen, daß man die Grenzen zwischen wahrer Wissenschaft und willkürlichen Spekulationen ins Blaue hinein strenge zu wahren habe. Nur vollkommen gesicherte und erwiesene Tatsachen dürften in den Wissensschatz der Nationen aufgenommen werden, und vor allen Dingen dürfe man nicht völlig phantastische und unbewiesene Spekulationen in die Köpfe der deutschen Lehrerschaft unter der Flagge wissenschaftlicher Erkenntnisse hineintragen; zu jenen rechnete Virchow ausdrücklich die Affenabstammung des Menschen, die wohl ein diskutables Problem sei, über die jedoch die Wissenschaft bis jetzt nicht das allergeringste habe feststellen können. Ebenso entschieden verwarf Virchow Haeckels Urzeugungslehre unter dem Bekenntnis, daß wir von einem Hervorgehen des Organischen aus dem Anorganischen nicht das geringste wüßten, sondern daß die Wissenschaft nur in der Lage sei, solcher Hypothese zu widersprechen. Endlich erklärte Virchow Haeckels Atom- und Zellularpsychologie für ein bloßes Spiel mit Worten ohne jeden ernsthaften Sinn.

Trotz all solchen Widerspruchs erfuhr Haeckels Popularität in den breiten, der Naturforschung fernstehenden Massen eine lawinenhaft fortschreitende Steigerung; auch darf nicht verschwiegen werden, daß bei einer Anzahl von Zoologen Haeckels Propaganda entschiedene Billigung fand. Haeckel selbst hat 1878 in einer Schrift „Freie Wissenschaft und freie Lehre" lebhaft gegen Virchows Kritik protestiert, wobei seine Polemik in dem Vorwurfe der wissenschaftlichen Rückständigkeit Virchows gipfelt.

Über die verhältnismäßig ruhigere Zeit bis zum Jahre 1899, die besonders durch Aufarbeitung eines großen, von der englischen Challenger-Expedition mitgebrachten Materials ausgefüllt wurde, auch ein dreibändiges Werk allgemeinen

Inhalts unter dem Titel „Systematische Phylogenie“ (Berlin 1894/96) brachte, können wir hinweggehen. Im Jahre 1899 aber ließ Haeckel die größte Bombe platzen, die er zu versenden hatte, seine „Welträtsel“, ein Buch, das den bedeutendsten Einfluß auf die Massen auszuüben bestimmt war, wenn auch dieser Einfluß überwiegend ein irreführender und darum unheilvoller gewesen ist.

In diesem Buche, von dem eine billige Volksausgabe in Hunderttausenden von Exemplaren gedruckt worden ist, wiederholt Haeckel zunächst seine in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ dargestellten Lehren. Er geht dann aber weiter, indem er gleich anfangs unsere politischen und sozialen Zustände für mehr oder weniger in mittelalterlicher Barbarei befangen erklärt und ihnen die helle Leuchte seines „Monismus“ und seiner Entwicklungslehre entgegenstellt. Er will die von du Bois-Reymond anerkannten sieben Welträtsel teils gelöst, teils beseitigt haben, so daß für ihn nur ein einziges Welträtsel übrig bleibt, sein überaus unklares „Substanzproblem“; die herrschende Volksreligion erklärt er für bewußte oder unbewußte Täuschung. In späteren Teilen des Buches wird besonders der herrschenden Psychologie scharf zu Leibe gegangen; eine Unsterblichkeit der Seele wird natürlich für reinen Aberglauben erklärt. Die drei „Zentraldogmen“ der Metaphysik: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, will Haeckel endgültig gestürzt haben.

In großer Ausführlichkeit geht Haeckel auf die Begriffe Substanz, Materie, Kraft und Energie ein und phantasiert hierüber das Unglaubliche zusammen. Ein Kampf zwischen Masse und Äther soll die Ursache aller physikalischen Prozesse sein. Auch die Physik müsse in vielen ihrer Gedankengänge umkehren gleich der Psychologie; so sei z. B. der zweite Hauptsatz der Energetik zu streichen, weil er seinen (Haeckels) physikalischen Ansichten widerspreche.

Endlich besitzen die „Welträtsel“ auch einen theologischen Abschnitt. Haeckel verwirft darin jede Form des Theismus und erklärt seine eigene Anschauung für Pantheismus, worunter er die Einheit Gottes und der Welt versteht. Selbst ziemlich tief in die Bibelkritik läßt Haeckel sich hierbei ein. Auch die sogenannten „apokryphen Evangelien“ beschäftigen ihn, und er sucht aus ihnen glaubhaft zu machen, daß der römische Hauptmann Pandera der Vater Jesu Christi gewesen sei; da dieser Name „unzweifelhaft“ auf hellenischen Ursprung deute, so tritt Haeckel für die hellenische Abstammung Christi ein, indem er erklärt: „Es erschien mir notwendig, diese wichtigen Fragen der Christusforschung hier offen im Sinne der objektiven Geschichtswissenschaft zu beleuchten“. Ich denke, daß dieses Zitat genügt, um eine Vorstellung von der Exaktheit der bezüglichen Forschungen Haeckels zu geben, und man braucht wohl nur noch ohne Kommentar nachstehende Äußerung Haeckels aus dem theologischen Teile seines Buches hinzuzufügen:

„Die monistische Kosmologie bewies auf Grund des Substanzgesetzes, daß es keinen persönlichen Gott gibt; die vergleichende und genetische Psychologie zeigte, daß eine unsterbliche Seele nicht existieren kann, und die monistische Physiologie wies nach, daß die Annahme des freien Willens auf Täuschung beruht. Die Entwicklungslehre endlich machte klar, daß die ewigen, ehernen Naturgesetze der anorganischen Welt auch in der organischen und moralischen Welt Geltung haben.“



In der Schlußbetrachtung des Buches endlich heißt es:

„Die alte Weltanschauung des Ideal-Dualismus mit ihren mystischen und anthropistischen Dogmen versinkt in Trümmer; aber über diesem gewaltigen Trümmerfelde steigt hehr und herrlich die neue Sonne unseres Real-Monismus auf."

Schade, daß Haeckel vollständig die Tatsache entgeht, daß es selten einen krasseren Dogmatismus gegeben hat, als er selbst ihn in seinen „Welträtseln" vorträgt.

Wenn der äußere Erfolg dieses Buches ein ungeheurer war, so ist dies wohl in erster Linie der zuversichtlichen Art zuzuschreiben, in der Haeckel seine meisten Lehren als Ergebnisse der Naturforschung verkündet, ohne daß Skrupel und Zweifel ihn dabei plagen. Weil das Niveau naturwissenschaftlicher Bildung in den breiten Massen der Kulturvölker noch immer ein recht niedriges ist, so fehlt es diesen Massen am nötigen Urteil, um Haeckels Lehrsätze irgendwie kritisch nachprüfen zu können. Weil aber das meiste an diesen Lehren wissenschaftlich anfechtbar ist, namentlich das ganze physikalische Fundament, auf dem er sie aufbaut, die schwersten Irrtümer enthält, so konnte der Einfluß der „Welträtsel" nur ein verderblicher sein, weil sie Verwirrung in die Köpfe bringen und ganz falsche Vorstellungen von dem hervorrufen, was tatsächlich Errungenschaft der Naturforschung ist. Aus diesem Grunde habe ich selbst bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, daß ein gründlicherer naturwissenschaftlicher Unterricht in den Schulen das einzige Mittel sei, um dem durch Haeckels „Welträtsel" hervorgerufenen geistigen Rausche entgegenwirken zu können.

An der schärfsten Kritik den „Welträtseln" gegenüber konnte es nicht fehlen. Von philosophischer Seite traten ihnen besonders Johannes Rehmke, Erich Adickes und Friedrich Paulsen entgegen. Alle drei erklärten das Haeckelsche Werk für philosophisch wertlos, zum Teil in sehr scharfen Ausdrücken. Unter seinen physikalischen Kritikern sind der Engländer Lodge und der Russe Chwolson zu nennen, beide Fachleute ersten Ranges. Lodge erklärt Haeckels „Monismus" für unreif und zugleich veraltet, seine physikalischen Vorstellungen für unzulänglich, seine Lehre von der Atom- und Zellenseele für unwissenschaftlich. Von Chwolson mußte Haeckel sich sagen lassen: „Alles, aber auch alles, was Haeckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen."

Auf biologischem Gebiete erfuhr Haeckel durch den Zoologen A. Braß eine kritische Zurückweisung von ähnlicher Schärfe. Besonders bemerkenswert ist darin der Widerspruch gegen Haeckels Monerentheorie. Haeckel wollte schon vor längerer Zeit niederste mikroskopische Organismen entdeckt haben, die er Moneren nannte und die lediglich aus einem „strukturlosen" Protoplasmaklümpchen bestehen sollten; diese angeblichen Moneren spielen, wie schon erwähnt, in Haeckels Urzeugungstheorie eine wichtige Rolle. Braß wies indessen nach, daß es solche Moneren gar nicht gibt, wie er auch die Haeckelschen Stammbäume, namentlich seinen Stammbaum der Säugetiere, für völlig aus der Luft gegriffen erklärt hat.

Der theologische Abschnitt der „Welträtsel" endlich verfiel der schärfsten Kritik durch den Kirchenhistoriker Loofs, auf die hier nicht näher eingegangen

werden kann, wie denn überhaupt die Hochflut der Schriften gegen und für die „Welträtsel“ anderweit nachgesehen werden möge. —

Das letzte größere Werk Haeckels, „Die Lebenswunder“, erschien 1904, bald darauf ebenfalls von einer billigen Volksausgabe gefolgt. Das Buch will eine allgemeine Biologie in populärer Form sein, schweift aber auf alle möglichen anderen Gebiete über. Der Darstellung der „Lebenswunder“ fehlt der Enthusiasmus, das „suggestive Feuer des Temperaments“, dem die „Welträtsel“ ihre Erfolge zu danken haben. Ich meinerseits fand die Lektüre des Buches trocken und langweilig. Dabei ist im einzelnen vieles zu beanstanden, z. B. daß Haeckel noch immer an der Existenz von Moneren festhält, wohin er nunmehr die Bakterien und die Cyanophyceen rechnet, niedere Pflanzen von ganz kompliziertem Zellenbau, wenn ihnen auch der Zellkern fehlen mag. Die Urzeugung dieser „Moneren“ wird auch hier aufrechterhalten; durch Anpassung an verschiedene Existenzbedingungen sollen sich die Moneren dann mehr und mehr verändern; die Veränderungen werden erblich übertragen, und schließlich entsprießen dieser Wurzel der Organisation Blütenpflanzen und beseelte Säugetiere bis zum Menschen hinauf. Vielfach beschäftigt sich Haeckel auch in den „Lebenswundern“ wieder mit seiner monistischen Philosophie, mit den christlichen Kirchen und mit der Ethik. Er stellt den Satz auf von der Dreieinigkeit der Substanz, die sich aus den drei Grundeigenschaften des Stoffes, der Energie und der Empfindung zusammensetzen soll. Es wird ferner die Fiktion aufrechterhalten, als ob Haeckels Monismus mit den Ansichten Goethes übereinstimme. Aus den ethischen Betrachtungen der „Lebenswunder“ sei noch hervorgehoben seine Verteidigung des Selbstmordes, seine Forderung der Tötung krüppelhafter Kinder und sein Tadel der Bestrafung eines Verbrechens gegen das keimende Leben.

Um seine Lehren noch weiter in das „Volk“ hinaustragen zu können, gründete Haeckel 1906 den Monistenbund, der eine Organisation aller in Haeckels Sinne „monistisch“ denkenden Leute bilden sollte; eine kirchen- oder sektenartige Gemeinschaftsbildung, die letzten Endes doch auch auf eine Art neuer Religion hinausläuft mit neuen Dogmen und neuen Unfehlbarkeitsansprüchen; orthodox und unduldsam — dies Urteil haben selbst unkirchliche Kritiker über den Monistenbund gefällt. Es kam eben alles darauf an, gewissen Instinkten der breiten Volksmassen entgegenzukommen, um dadurch für den Haeckelschen „Monismus“ die Bahn frei zu machen. In der Tat hat Haeckels Ansehen in weiten Kreisen der Laienwelt in dem Maße zugenommen, als die Fachmänner von ihm abrückten.

Unter vielen anderen bin auch ich den Bestrebungen des Monistenbundes in einer am 10. Mai 1907 im Preußischen Herrenhause gehaltenen Rede entgegengetreten, deren Hauptziel allerdings war, durch Hinweis auf die Propaganda des Haeckelschen Monismus einen besseren naturwissenschaftlichen und namentlich biologischen Unterricht in den höheren Schulen zu erreichen. Ich fand damals überwiegend eine recht abfällige Beurteilung meines Vorgehens in der Presse, hatte indes die Genugtuung, daß allmählich immer weitere Kreise mir im Grunde recht gegeben haben. Besonders zwei Vorwürfe machte man mir: Einmal, daß ich im Herrenhause gesprochen hätte, wo Haeckel mir nicht habe antworten können;

sodann, daß ich Gewaltmaßregeln des Staates gegen eine „wissenschaftliche Forschungsrichtung“ verlangt hätte. Beide Vorwürfe sind grundlos. Von jeder Herrenhausrede kann man das gedruckte Stenogramm nach wenigen Tagen in Händen haben; hätte ich dagegen in einer beliebigen öffentlichen Versammlung meine Rede gehalten, so würden nur die mehr oder weniger irrtümlichen Berichte der Tageszeitungen darüber vorgelegen haben. Was den zweiten Vorwurf anlangt, so habe ich ausdrücklich erklärt, daß der von mir für schädlich gehaltenen Propaganda des Monistenbundes nur mit geistigen Waffen entgegengetreten werden dürfe, und zwar mit den Waffen wissenschaftlicher Aufklärung; gerade deswegen forderte ich gründlicheren naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Schulen. — Es bedarf wohl kaum eines Hinweises darauf, daß von keiner größeren Freiheit die Rede sein kann, als sie die Presse und die Wanderredner des Monistenbundes in Preußen genießen, und nichts hat mir ferner gelegen, als dagegen aufzutreten.

Haeckels wissenschaftliche Arbeiten gelangen, soviel mir bekannt geworden, mit folgenden zwei Schriften zum Abschluß, die beide in ihrer Darstellungsweise sich an weiteste Kreise der Gebildeten wenden. Die erste erschien 1907 unter dem Titel: „Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné“; die zweite von 1908 nennt sich: „Unsere Ahnenreihe; kritische Studien über phyletische Anthropologie“. In diesen letzten Schriften wird wieder, von den „Moneren“ ausgehend, eine zusammenhängende Stammtafel der Tiere bis zum Menschen hinauf unter freiestem Waltenlassen der Phantasie aufgestellt; so wird nach Haeckel die 23. Vorstufe in der Ahnenreihe des Menschen von den „Mallotherien“ oder „Urzottentieren“ eingenommen, von denen noch niemals ein Paläontologe oder Zoologe das geringste gesehen hat. Außerdem verfuhr Haeckel in den beigegebenen Abbildungen gewisser Embryonen, die ihm als „Beweisstücke“ dienen sollten, derart willkürlich, daß er sich wieder die heftigsten literarischen Angriffe und die schärfste Kritik zuzog. Aus diesem ganzen Streite sei nur auf die gutachtliche Äußerung hingewiesen, die Professor Franz Keibel zu Freiburg, einer der hervorragendsten lebenden Embryologen, in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht hat. In bezug auf Haeckels Zeichnungen menschlicher Embryonen sagt Keibel, die erste abgebildete Stufe sei eine schlechte Kopie nach einem vom Grafen Spee beschriebenen Embryo; die zweite und dritte seien Phantasiegebilde, bei denen mehr oder weniger weitgehend Keime von Affen verwertet sind; „die menschlichen Embryonen dieser Stadien — es sind solche bekannt — sehen ganz anders aus“. Solcher Beispiele unzulässiger Schematisierungen führt Keibel noch eine ganze Reihe an und gelangt dann zu folgendem Ergebnis:

„Nach dem eben Ausgeführten ist als festgestellt zu betrachten, daß Haeckel in vielen Fällen Embryonen entweder frei erfunden oder Abbildungen anderer Autoren wesentlich abgeändert wiedergegeben hat, und zwar nicht nur dann, wenn es galt, Lücken durch Hypothesen auszufüllen; und auch ohne anzugeben, daß es sich um Schemata und hypothetische Formen handelt. Weiter ist festzustellen, daß in unseren guten Hand- und Lehrbüchern so nicht verfahren wird, und daß ein solches Verfahren als durchaus unwissen-

schaftlich zu bezeichnen ist. Mindestens für ebenso unzulässig halte ich es, in populären Darstellungen solche Bilder zu geben. Braß hat also seine Vorwürfe gegen die Häckelschen Embryonenbilder im wesentlichen zu Recht erhoben. Fälschungen, wie Braß es tut, möchte ich sie nicht nennen, weil Haeckel zweifellos in gutem Glauben gehandelt hat. Die Phantasie und der Fanatismus des Religionsgründers läßt ihn die Dinge so sehen, wie er sie darstellt."

Damit will ich diese unerfreuliche Seite von Haeckels literarischer Tätigkeit verlassen. Dagegen sind noch zwei Werke seines Lebensabends zu nennen, an denen jeder seine Freude haben kann, die 1900 erschienenen „Kunstformen der Natur" und die 1901 folgenden Malayischen Reisebriefe aus „Insulinde". Beide Werke sind besonders wertvoll durch die zahlreichen künstlerisch vollendeten Abbildungen.

Die beiden letztgenannten Werke geben uns in gewisser Hinsicht einen Schlüssel zum Verständnis von Haeckels Persönlichkeit in die Hand, die von allen, welche ihn näher kennen, als eine anziehende und liebenswürdige geschildert wird. Haeckel war und ist seinem innersten Wesen nach eine Künstlernatur, und mit Künstleraugen blickte er in die ihn umgebende Welt, schaute aber auch seine eigenen Vorstellungen und vorgefaßten Meinungen in diese Welt hinein. Weil er sein subjektives Empfinden so vielfach einer vorurteilslosen und exakten Erforschung der Natur voranstellte, so daß er schließlich nicht mehr zwischen dem, was wahr, und was nicht wahr ist, zu unterscheiden wußte, mußte ihn dies zu schweren Konflikten mit der exakten Naturforschung führen. Niemals war er von einmal ausgesprochenen Irrtümern abzubringen. Als ein solcher Irrtum wurde z. B. das von ihm so genannte „biogenetische Grundgesetz" von zahlreichen Biologen nachgewiesen, unter denen ich nur K. E. von Baer, Victor Hensen, Oskar Hertwig und mich selbst nennen will; das hat auf Haeckel anscheinend niemals den geringsten Eindruck gemacht. Seine Orthodoxie ist unerschütterlich, das wird selbst von seinen wissenschaftlichen Freunden zugegeben. — Noch eine Stimme, die von Professor Roux in Halle, möge hier vernommen werden. Auch dieser ausgezeichnete Forscher kann Haeckel den Vorwurf nicht ersparen, „daß er bei seinem kühnen, berechtigten Fortschreiten die Grenze nicht erkannt hat, wo seine Deduktionen zu weit über das erfahrungsmäßig Ermittelte, ja über das überhaupt Ermittelte hinausgehen, und daß er jeden Andersdenkenden als geistig minderwertig hinstellt oder gar seine bona fides anzweifelt. Aber es ist unzulässig und ebenfalls ein Fehler, einen Mann, dessen Arbeit die Wissenschaft einen großen, gewaltigen Fortschritt verdankt, nur nach seinen, wenn auch gleichfalls großen Irrtümern zu beurteilen, ihm diese am Abende seines Lebens in übertriebener, gehässiger Weise vorzuhalten, statt das Große, was ihm die Wissenschaft verdankt, anzuerkennen."

Auch ich stehe nicht zurück, in Haeckels „Genereller Morphologie", seinen umfangreichen monographischen Arbeiten und in seinem feurigen Eintreten für die Entwicklungslehre große, anregende und befruchtende Verdienste um die Wissenschaft anzuerkennen, und niemand kann es mehr bedauern als ich, daß Haeckel in seiner späteren literarischen Tätigkeit, für welche die „Welträtsel" typisch sind, sich Gebieten zugewandt hat, wo er zersetzend, die exakten Fundamente

der Wissenschaft unterminierend, mit einem Worte schädlich gewirkt hat. Aus diesem Grunde habe ich seit dem ersten Erscheinen seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ zu Haeckels Gegnern gehört; doch bin ich mir bewußt, daß ich niemals ein Gefühl von Feindschaft oder Feindseligkeit gegen die Person dieses Mannes in mir habe aufkeimen lassen, über dessen Einfluß auf das gesamte geistige Leben der Zeitgenossen heute ein abschließendes Urteil noch nicht möglich ist. Während seines langen Lebens hat Haeckel viele Freunde gewonnen und sich viele Gegner geschaffen. Mögen ihm die erreichten achtzig Lebensjahre eine leichte Bürde sein; möchte er fortan feiern und in ruhiger Gelassenheit dem Ausklingen seiner Kraft und seines Werkes entgegensehen. Wir alle nähern uns einem Ziele, das keiner verfehlen wird.



Schwermut · Von Ernst Stemmann

Das ist die Angst: Wenn ich des inne werde,
Daß dieser Welt mein Wesen nicht gehört;
Ich bin auf einer fremden, fremden Erde.
Mein Herz ist heimatlos — und bang verstört. —

All meine Schritte sind ein irres Wanken —
Ich stöhne auf, und kann mich nicht besinnen —
Wo kam ich her? Was wollt' ich hier beginnen? —
Und hilflos tasten meine Traumgedanken. —

Zuweilen nur, wenn schwarz die Winde wehen
Und schauernd in den wilden Büschen wühlen —
Dann rauscht's in mir wie ein verwandtes Fühlen,
Wie einer fernen, fernen Welt Verstehen.





Lilis großes Erlebnis

Von O. Gabrieli

Der Gottesdienst ging seinem Ende entgegen, und Lili atmete erleichtert auf. Da es aber Sünde war, sich darüber zu freuen, fing sie schnell an, mit doppelter Inbrunst zu beten. Doch sie war zu müde, um ihre Gedanken konzentrieren zu können. Ihre Augen wanderten an den Heiligenbildern entlang, blinzelten in das Kerzenlicht hinein und blieben an dem Madonnenbilde haften. Dies erschien ihr als die heiligste Stätte der Kirche. Die unzähligen bunten Lämpchen, die vor dem Bilde hingen — alles Spenden der frommen Gläubigen, deren Gebete erhört worden sind —, verbreiteten ein mildes Licht und bargen für sie, in dem flackernden Schein der roten, grünen und blauen Flämmchen, eine unsagbare Schönheit. Nur dieses Bildes wegen ging sie gern in die Kirche, und jedesmal, wenn sie müde und ungeduldig wurde, oder wenn ein „sündiger“ Gedanke, der mit Gebet und Kirche nichts zu tun hatte, ihr durch den Kopf schoß, blickte sie zu dem Bilde herüber, und all der Friede der überirdischen Abgeschiedenheit strömte ihr von ihm entgegen.

Die monotone Stimme des Diakonus, die den ganzen Raum erfüllte und, wie Lili sich einbildete, das unruhige Flackern der Kerzen verursachte, schlug einlullend an ihr Ohr und nahm ihr den letzten Rest der pflichtmäßigen Aufmerksamkeit. Ihre Gedanken nahmen wieder die „sündige“ Richtung ein, flogen ins Freie hinaus, wo ein herrlicher Wintertag war, fuhren sie im Schlitten durch die Straßen Moskaus nach Hause, saßen mit ihr beim Mittagsmahl und hatten jedem der Angehörigen etwas zu erzählen. Dann wanderten sie ein wenig im Hause herum, beschäftigten sich eine Weile mit der Lehrerin, die jeden Nachmittag zur Stunde kam, und waren gerade im Kinderzimmer angelangt, als der Chor einsetzte und sie wieder in die Kirche zurückrief.

Verstohlen blickte Lili ihre Mutter an. Blaß und unbeweglich kniete diese neben ihr und hielt die Augen zu Boden gesenkt. Lili seufzte und wußte nicht warum. Sie sah sich die übrigen Betenden an. Da es einfacher Alltag war, hatten sich nur wenige zum Gottesdienst eingefunden — meistens Frauen, ärmlich gekleidet. Sie beteten alle mit Inbrunst und ganz versunken. Die Hand schlug mechanisch das Zeichen des Kreuzes, die Augen gen Himmel gerichtet, bewegten sie un-

hörbar die Lippen. Manche lagen auf den Knien und neigten den Kopf so tief, daß die Stirn den Fußboden berührte. Einige seufzten und weinten, und eine alte Frau hinter Lili murmelte unaufhörlich immer dieselben Worte:

„Herr, erbarme dich unser! ... Vergib uns unsere Sünden! ... Erhöre uns, Herr! ...“

„... Mama sieht anders aus als die anderen ...“, dachte Lili und wunderte sich.

„... wahrscheinlich weil sie reich ist, und die anderen sind arm ... Es gibt viele Arme auf der Welt ...“

Sie steckte die Hand in die Tasche und fühlte, ob das Geldstück noch da war. Mit dieser kleinen Münze hatte sie sich bereits den ganzen Gottesdienst über beschäftigt. Sie wußte nicht, ob sie es auf den Teller legen sollte, wenn der Küster herumging und die Spenden für die Kirche einsammelte, oder ob es besser wäre, das Geld einem der Bettler, die draußen vor der Kirche warteten, zu geben.

„... Wenn ich das Geld auf den Teller lege, so ist es für den lieben Gott. Es soll einem für den lieben Gott nichts leid tun. Aber eigentlich braucht er es nicht! ... Wenn ich's einem Armen gebe, kann er sich dafür ein Stück Brot kaufen und braucht nicht zu hungern ...“

„... ich werde es den Bettlern geben ...“

Sie hob den Kopf und umklammerte die Münze noch fester mit den Fingern. Aber da fiel ihr Blick auf das Christusbild, und es schien ihr, als ob seine Augen traurig und vorwurfsvoll auf sie gerichtet seien.

Unwillkürlich lösten sich ihre Finger, und die Münze klapperte auf das Puppenarmband, das in ihrer Tasche lag.

„... ja ... man soll Menschen nicht dem lieben Gott vorziehen ... Es heißt: der Mensch ist ein Erdenwurm ... und Christus ist für uns am Kreuze gestorben ... Papa sagt: Wer Hunger hat, soll arbeiten, und betteln ist überhaupt eine Schande! ... Ich werde das Geld doch lieber auf den Teller legen!“

Hinter ihr seufzte die Alte:

„Herr, erbarme dich unser! ... Vergib uns unsere Sünden! ... Erhöre uns, Herr! ...“

„... die Armen können auch manchmal nicht dafür ...“ ging es wieder in Lilis Kopf herum. „... manche sind alt oder krank, oder haben Unglück gehabt ... abgebrannt oder so ... Christus sagt, man soll alle Menschen lieben wie sich selbst ... und die Reichen müssen den Armen helfen ... und der liebe Gott braucht es doch wirklich nicht! Ihm gehört sowieso die ganze Welt! ...“

So stand Lili unschlüssig da, trat von einem Fuß auf den anderen und konnte nicht einig mit sich werden. Je mehr sie grübelte, desto unschlüssiger wurde sie, bis schließlich all die Heiligenbilder auf sie herabzublicken begannen und ganz gespannt waren, was sie nun machen werde.

Schon begann der Küster seine Wanderung in den vordersten Reihen, und fast alle legten etwas auf den Teller. Die Frauen holten ihre großen bunten Tücher aus der Tasche, öffneten mit zitternden Händen den Knoten und entnahmen ihm die spärlichen Kupfermünzen. Leise klirrend fiel das Geld auf den Teller.

Lili blickte zur Mutter Gottes herüber, aber Maria hüllte sich in tiefes Schweigen.

„Willst du mir nicht sagen, was ich tun soll?“ fragten die Augen des Kindes.

Die Flämmchen blinzelten gleichgültig und unbeteiligt weiter.

Lili beschloß, auf eigene Faust das Geld den Armen zu geben. Aber da hörte sie schon, wie die Mutter das Portemonnaie öffnete, der Küster stand vor ihr und hatte ein so strenges Gesicht, daß Lili unwillkürlich ihre Hand aus der Tasche zog und die kleine Münze auf den Teller legte. Sie hatte dabei ordentlich Herzklopfen gehabt.

„... jetzt ist nichts mehr zu machen ...“, dachte sie ein wenig verblüfft und fand sich resigniert in ihre Lage.

Nun kamen die letzten Gebete, der Priester stand mit dem Kruzifix in der Hand und sprach seinen Segen.

Als die Kirche sich zu leeren begann, sagte die Mutter:

„Wir müssen einen Augenblick warten. Ich möchte noch den Priester sprechen.“

Bald darauf sahen sie ihn durch die leere Kirche auf sich zukommen.

Die Mutter sagte:

„Geh, Lili! Erwarte mich draußen, ich komme gleich!“

Lili hüpfte fröhlich hinaus.

Draußen, vor dem Kirchentore, waren viele Bettler versammelt. Sie hatten sich von beiden Seiten der niedrigen Stufen verteilt, einige sitzend, andere stehend, und warteten auf milde Gaben.

Mitten unter ihnen blieb Lili stehen und sah ganz fein aus in ihrem schwarzen Pelzmantel und der weißen Mütze.

„... Nun habe ich gar keinen Groschen mehr ...“, dachte sie.

Sie blickte verlegen von einem zum anderen, und auch die Bettler sahen sie schweigend an.

„... wie arm sie sind! ... Fast gar nichts haben sie an ... nur Lumpen mit Löchern ... in dieser Kälte ...“

„... krank sind sie auch ...“, dachte Lili und betrachtete einen alten Mann, der entzündete, triefende Augen hatte. Weiter unten saß ein blasser Mensch mit einer widerlichen, eitrigen Wunde auf dem entblößten Bein. Lili erschrak über diese Wunde und wandte sich nach der anderen Seite. Aber auch dort war der Eindruck nicht besser. Sie sah aufgedunsene Gesichter, kranke Gliedmaßen, kummervolle Blicke ...

Als sie aber diesen Blicken begegnete, fühlte sie, wie eine verborgene Feindseligkeit ihr von ihnen entgegenströmte, und wie peinlich es war, so da zu stehen und sich schweigend anzusehen.

Sie beschloß daher, wieder in die Kirche zurückzukehren, als plötzlich eine heisere, weinerliche Stimme neben ihr sagte:

„Fräuleinchen, schenk uns was! ... Schenk uns armen Leuten was! ...“

Lili drehte sich um und sah ein dickes, aufgedunsenes Weib mit einer roten Nase und wässerigen Augen. Sie hielt einen sechsjährigen halbnackten Knaben an der Hand, der ganz blau gefroren war und am ganzen Körper zitterte. Seine

Füße und Hände waren voller Frostbeulen, und aus den Augen rannen ihm unaufhörlich dicke Tränen.

Lili blickte ihn eine Weile an und errötete, weil er ihr so furchtbar leid tat und sie sich schämte, nichts geben zu können.

„Ich habe nichts ...“, sagte sie leise.

Doch als ob dieses Wort einen Kontakt zwischen ihr und den anderen hergestellt hätte, fingen sie plötzlich alle an zu bitten, streckten ihr die Hände entgegen und kamen näher.

„Der liebe Gott wird's dir vergelten! ... Gib uns was! ... Wir haben heute noch nichts gegessen! ... Hab Mitleid mit uns! ... Schenk uns was in Jesu Namen ...“

„Du bist reich, und wir sind arm ...“, sagte das Weib. „Sieh dir meinen Jungen an ... sieh ihn dir nur an! ...“ Und sie stieß den Knaben zu ihr hin. „Bettle doch!“ raunte sie ihm zu.

Der Knabe streckte die Hand aus und wimmerte leise mit erfrorenen Lippen: „Schenk mir ... was ...“

Lili trat einen Schritt zurück.

„Ich habe wirklich ... wirklich nichts!“ sagte sie und hatte Tränen in den Augen.

„Du wirst schon was haben! ... Wir werden unser Lebtag für dich beten! ... Gib uns ein Almosen! ...“

„Laßt sie doch!“ sagte eine alte Frau. „Ihr seht ja, daß es ein Kind ist. Was wollt ihr von ihr! ...“

„Ha!“ sagte der Mann mit der Wunde. „Ein Kind! ... Sie hat mehr wie wir alle zusammen!“

„Ja, ja ... mehr hat sie ... Das ist richtig! ... sie kann uns was geben ... Wozu braucht so 'n Kind überhaupt das Geld! ...“ riefen alle durcheinander.

„Laßt ab!“ sagte die Frau. „Was wollt ihr von so 'nem Kind!“

Die anderen aber schrien:

„Halt 's Maul, wenn du nichts willst! ... Ich hab' heut' seit dem frühen Morgen nichts gegessen! ... Sie kann uns ruhig was geben ... sie hat genug! ...“

„Mein Jung' ist bald erfroren, und die kann im Pelzmantel da stehen! ...“ schrie das dicke Weib, das sichtbar betrunken war. „Ist mein Kind etwa schlechter wie die? ... Wo ist da die Gerechtigkeit, frag' ich euch ... wo? ...“

„Recht hat sie!“ sagte der alte Mann mit den triefenden Augen. „Recht hat sie! ... Das ist nicht nach Gottes Wort gelebt ... Man muß nach Gottes Wort leben ...“

Der Mann mit der Wunde aber spuckte aus und brummte verächtlich:

„Laßt die Teufelsbrut in Ruh'! Sie ist wie ihresgleichen ...“

Die anderen gerieten in Aufregung.

„Ja! Alle sind sie gleich ... alle! ... Von klein auf sitzt das in ihnen ... Ist das zu glauben! ... So 'n Kind und hat keinen Funken Erbarmen im Herzen! ...“

„Doch, doch! ...“ rief Lili außer sich. „Ihr tut mir leid ... so leid ... Aber ich habe kein Geld ... Was soll ich euch geben?! ...“

Und im selben Augenblick schoß es ihr durch den Kopf:

„... Christus sagt, man soll sein letztes Hemd ausziehen und den Armen geben ... Gewiß, wenn ich kein Geld habe, muß ich etwas anderes geben ... Kleider oder sonst was ...“

Sie zögerte einen Augenblick, dann hob sie den Kopf und sah das Weib mit einem Lächeln an:

„Soll ich dir meinen Mantel schenken?“ fragte sie laut, innerlich über den guten Einfall jubelnd.

Das Weib schwieg und sah sie verständnislos an. Auch die anderen schwiegen und sahen zu ihr herüber. Einen Augenblick lang war es so still, daß man jeden Atemzug hören konnte.

„Du kannst ihn dann deinem Jungen anziehen, damit er nicht so friert“, fügte sie leiser hinzu und begann ihren Mantel aufzuknöpfen.

Aber kaum hatte sie ihn ausgezogen, als das Weib ihr eine zitternde Hand entgegenstreckte und den Mantel so hastig an sich riß, daß Lili fast gefallen wäre.

Und da geschah etwas, was Lili nicht erwartet hätte.

Die Bettler stürzten sich auf das Weib und begannen um den Mantel zu raufen. Sie hingen an ihrem Arm, ein jeder suchte heranzukommen, stieß den anderen weg und wurde selbst vom Dritten fortgerissen. Es erhob sich ein Lärm, ein Schreien, Schimpfen, Fluchen ... Das Weib wehrte sich und schwenkte den Mantel über dem Kopf. Zwanzig Hände streckten sich aus, um ihn zu greifen. Stöcke hieben durch die Luft. Jemand kreischte. Der Knabe weinte laut. Harte Schimpfworte flogen über den Platz. Selbst die sitzen gebliebenen Krüppel stießen Verwünschungen aus und drohten mit ihren Stöcken.

Lili war vor Schreck gelähmt. Wortlos, wie gebannt, starrte sie auf die Raufenden und zitterte vor Furcht und Empörung.

Kam denn niemand, niemand, um dem Weib zu helfen?

Sie drehte sich langsam Hilfe suchend um und blickte in ein verzerrtes Gesicht, das dicht an sie herangekrochen war, sah ein Paar gierige Augen auf sich gerichtet und eine grauenhafte Hand mit gekrümmten Fingern langsam nach dem kleinen goldenen Herzchen tasten, das an ihrem Halse hing.

Ein Entsetzen packte sie. Sie sprang zurück und schrie ... und schrie ...

Im nächsten Augenblick lag sie schluchzend in den Armen der Mutter.

„Lili, Lili! was ist geschehen? Mein Gott! Man hat dich beraubt! ... Wie entsetzlich! ...“

Man rief nach der Polizei, doch — der Platz war leer ...

Lili aber wiederholte schluchzend immer wieder:

„Ich ... hab' es ihnen ... geschenkt ... Ich ... hab' es ihnen selbst ... geschenkt ... Aber sie wollten noch mehr ... sie wollten mein Herz haben ... mein Herz ...“





Der Frankfurter Salvarsanskandal und das große Schweigen

Auch für die Staatsanwaltschaft nützlich zu lesen

Von Heinrich Müller

Das Novemberheft des „Türmers" brachte bedeutsame Auslassungen über das Salvarsan und seine gewaltsame Anwendung den Prostituierten gegenüber im städtischen Krankenhause zu Frankfurt am Main. Wie dort ganz richtig bemerkt wurde, sind die durch den „Türmer" veröffentlichten Vorhaltungen bereits früher, und zwar durch die Frankfurter Wochenschrift „Der Freigeist", in weit schärferer Fassung zur Sprache gebracht worden. Die Anschuldigungen des „Freigeist" waren ungemein heftig und kompromittierend. In einer Reihe von Artikeln wurde den Ärzten des Hospitals der Vorwurf gemacht, daß sie die von der Sittenpolizei eingelieferten Prostituierten mit Gewalt als Versuchskaninchen zu Salvarsan-Kuren benutzten. Der Herausgeber der Wochenschrift, Karl Waßmann, und sein Mitarbeiter „Rigolo", der eigentliche Urheber der Angriffe, wiesen unwidersprochen nach, daß die meisten Patientinnen, die gewaltsam mit Salvarsan behandelt worden waren, eine schwere und dauernde Schädigung ihrer Gesundheit davongetragen haben. Ein Teil der Patientinnen ist erblindet. Bei anderen Mädchen haben sich dauernde Lähmungen der Arme und Beine eingestellt. Ferner wurde einwandfrei nachgewiesen, daß die Gewaltbehandlungen mit Salvarsan bisher mehr als fünfzehn Todesopfer gefordert haben. Der Frankfurter Magistrat hat zwar diese Behauptung in einer Erklärung als unwahr hingestellt und nur ein Todesopfer zugegeben, aber der Herausgeber des „Freigeist", dem diese Erklärung seltsamerweise nicht zuging, hat von seinen Anschuldigungen nichts zurückgenommen. Im Gegenteil. Er hat seine Anklagen noch verschärft und dem Magistrat sein Beweismaterial angeboten, ohne daß der Magistrat von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht hätte!! Als der „Freigeist" Mitte April 1913 die Kampagne gegen Ehrlich und sein Salvarsan einleitete, wurden die Prostituierten im Frankfurter Hospital

lediglich mit Salvarsan behandelt. Diese Tatsache hat die Wochenschrift unter Beweis gestellt, irgend ein Dementi von maßgebender Stelle ist nicht erfolgt, und konnte auch gar nicht erfolgen, weil an dieser Tatsache nichts zu berichtigen war. Sofort nach den ersten Angriffen des „Freigeist“, von denen die Ärzte des Hospitals mehrfach in Kenntnis gesetzt wurden, wurde plötzlich die kombinierte Behandlung mit Salvarsan und Quecksilber eingeführt. Als die Presse sich mit der Affäre zu beschäftigen begann, sandte der Frankfurter Magistrat zwar Erklärungen an die Presse, aber er dementierte die schweren Angriffe des „Freigeist“ nicht. Obgleich er eine Berichtigung auf Grund des Preßgesetzes sogar hätte erzwingen können. Dann kam die Erörterung der Affäre in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung, die bekanntlich den größten Staub aufwirbelte. Trotz des Widerspruches der sozialdemokratischen Fraktion bezeichnete der Vertreter des Magistrats, Stadtrat Meckbach, die Anschuldigungen des „Freigeist“ als unrichtig. In einer öffentlichen Protestversammlung, die tags darauf stattfand, hielt der Herausgeber der Wochenschrift, Karl Waßmann, seine Anschuldigungen in jeder Beziehung voll und ganz aufrecht. Auf diese abermalige Herausforderung reagierte der Magistrat nicht mehr. Seit dieser Versammlung herrscht vielmehr im Frankfurter Rathause ein geradezu beängstigendes Schweigen. Dieses absichtliche Schweigen erscheint um so rätselhafter, als sich hinterher die Darstellung des Magistrats, die Staatsanwaltschaft habe gegen den „Freigeist“ kein Strafverfahren eingeleitet, als Wortklauberei herausstellte. Die Staatsanwaltschaft hat in der Affäre tatsächlich ein Strafverfahren eingeleitet, allerdings ein Strafverfahren wider Unbekannt. Dieses Verfahren wurde laut „Kleine Presse“ in Frankfurt Anfang September eingestellt, also zu der gleichen Zeit, als der Magistrat seine bekannten Dementis ausstreute. Dieses eigenartige Zusammentreffen gibt zu einigen Schlußfolgerungen Anlaß. Um in der Presse zu erklären, es schwebe gegen den „Freigeist“ kein Strafverfahren, mußte sich der Magistrat jedenfalls bei der Frankfurter Staatsanwaltschaft informieren. Und die Staatsanwaltschaft hat dem Magistrat zweifelsohne von dem schwebenden Verfahren wider Unbekannt Mitteilung gemacht. Fünf gegen eins ist also zu wetten, daß der Magistrat mit vollem Bewußtsein das Strafverfahren gegen den „Freigeist“ dementierte. Die Tatsache, daß tatsächlich ein Verfahren wider Unbekannt in der Schwebe war, verschwieg er wohlweislich. Das Schweigen des Magistrats wird noch auffälliger, wenn man auf die tatsächlichen Feststellungen der „Volksstimme“ in Frankfurt hinweist. In ihrer Ausgabe vom 5. September 1913, also drei Tage nach der Erörterung der Affäre in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung, beschäftigte sich ein besonderer Kenner der Verhältnisse mit dem Salvarsan-Skandal. Unter anderem schreibt er:

„Die Besprechung der Anfrage der Stadtverordneten Dr. Hertz und Genossen an den Magistrat hat ferner einwandfrei ergeben, daß im hiesigen städtischen Krankenhause eine kombinierte Behandlung mit Salvarsan

und Quecksilber durchgeführt wird. Allerdings vergaß Stadtrat Meckbach hinzuzufügen, daß diese kombinierte Behandlung erst auf die Angriffe im „Freigeist" eingeführt wurde. Vorher wurden die Prostituierten lediglich mit Salvarsan behandelt. Den springenden Punkt stellt die Tatsache dar, daß die Zwangsheilung der Prostituierten nur in Frankfurt am Main durchgeführt wird. Ich habe mich in einer Rundfrage an alle größeren Spitäler des Inlandes und an eine große Anzahl Krankenhäuser des Auslandes gewendet und von allen maßgebenden Stellen die Auskunft erhalten, daß nirgends eine sogenannte Zwangsheilung mit Salvarsan durchgeführt wird. In allen Krankenhäusern wird es den eingelieferten Prostituierten völlig freigestellt, ob sie sich mit Salvarsan behandeln lassen wollen, oder ob sie die altbewährte Quecksilberkur vorziehen. In den meisten Fällen wird den Prostituierten von den Ärzten von einer Salvarsankur abgeraten, weil die minderwertige körperliche Beschaffenheit dieser Mädchen eine Salvarsankur nicht ratsam erscheinen läßt. Ich habe mit Ausnahme von Frankfurt am Main im ganzen Deutschen Reich keinen einzigen Fall ermitteln können, in dem eine sogenannte Zwangsheilung mit Salvarsan stattgefunden hat. Die Zwangsheilung der Prostituierten mit Salvarsan wird also lediglich in Frankfurt am Main durchgeführt. Das läßt eben den Schluß zu, daß die Prostituierten hier vielfach Versuchszwecken dienen."

Diese unwidersprochenen Feststellungen lassen die ganze Affäre in einem anderen, viel grelleren Lichte erscheinen. Laut „Kleine Presse" in Frankfurt hat Stadtrat Meckbach namens des Magistrats ausdrücklich erklärt: Es wäre eine Pflichtvergessenheit, wenn die Ärzte des Krankenhauses die Behandlung mit Salvarsan unterließen. Wie vereinbart sich diese Erklärung des Magistrats mit den Feststellungen der „Volksstimme", die bis heute auch in der medizinischen Fachpresse unwidersprochen geblieben sind? Und weiter: Wie kommt der Magistrat dazu, zu behaupten, nach dem Standpunkte der Wissenschaft und nach übereinstimmendem Urteile der Sachverständigen ist heute die kombinierte Behandlung mit Salvarsan und Quecksilber unbedingt notwendig? Wer sind die Sachverständigen, deren Urteil für den Frankfurter Magistrat maßgebend war? Nach dem „Türmer" verneinen die Sachverständigen doch wohl in ihrer übergroßen Mehrheit die unbedingte Notwendigkeit der Salvarsan-Therapie. Und nur dann wäre die Gewaltbehandlung der Frankfurter Prostituierten gerechtfertigt, wenn die Wissenschaft auf dem Standpunkte ihrer unbedingten Notwendigkeit angelangt wäre. Davon ist sie aber heute weiter entfernt, als der Laie allgemein anzunehmen geneigt ist. Nach alledem hat aber jedenfalls die Öffentlichkeit ein Recht darauf, zu wissen, welche Sachverständigen dem Frankfurter Magistrat zu seinem seltsamen Evangelium verhalfen. In seiner Ausgabe vom 15. November 1913 veröffentlicht der Herausgeber des „Freigeist", Karl Waßmann, einen offenen Brief an den Magistrat, der geeignet ist, Licht in dieses mysteriöse Dunkel zu bringen. Karl Waßmann zählt in diesem offenen Briefe zunächst die Widersprüche auf, in die sich der Magistrat allmählich verwickelt hat,

dann schildert er in kurzen Zügen den bisherigen Verlauf seiner Kampagne gegen Ehrlich und sein Salvarsan, verweist auf das bedeutsame Material, das der „Türmer“ beigebracht hat, und richtet schließlich an den Magistrat die Anfrage, ob er bereit ist, ihm die Namen seiner Sachverständigen zu nennen. Auf die Antwort des Magistrats darf man gespannt sein, bis heute ist sie indessen nicht erfolgt.

Schließlich noch eins. Lehnt im Frankfurter Hospital eine Prostituierte die Behandlung mit Salvarsan ab, so wird sie mit kürzeren oder längeren Haftstrafen von der Sittenpolizei bestraft. Die Haftstrafen werden gegebenen Falles durch mehrtägige Hungerkuren verschärft. Nach Verbüßung der Haftstrafen — wir folgen hier den Darlegungen der „Volksstimme“ vom 8. und 12. September 1913, die keine Berichtigung erfahren haben — werden die Mädchen wiederum in das Krankenhaus eingeliefert, und die Behandlung kann beginnen, da die meisten Mädchen durch die Haftstrafen und Hungerkuren mürbe werden und alles über sich ergehen lassen, nur um wieder die Freiheit zu erlangen. Wie wir weiter mitzuteilen in der Lage sind, werden die Haftstrafen in einzelnen Fällen sogar durch Dunkelarrest verschärft. Wir haben in Frankfurt also das seltsame Schauspiel, daß die Prostituierten vom Polizeiarzt in das städtische Krankenhaus eingeliefert werden, weil sie nachgewiesenermaßen krank sind, und trotzdem stört die Sittenpolizei den Verlauf der Heilung. Sowohl der „Freigeist“ wie auch die „Volksstimme“ forderten dringend Aufklärung für dieses seltsame Eingreifen der Sittenpolizei in den Betrieb eines Krankenhauses, doch zog es der Frankfurter Magistrat vor, sich in Schweigen zu hüllen. Und dieses Schweigen spricht Bände. Alles in allem genommen hat die Gewaltbehandlung der Frankfurter Prostituierten so viele Absonderlichkeiten und Seltsamkeiten ergeben, daß die Haltung des Frankfurter Magistrats unverständlich erscheint, wenn man nicht annehmen will, daß er unter der Knute des Ehrlich-Syndikats steht. Professor Dr. Ehrlich wohnt in Frankfurt, seine Forschertätigkeit spielt sich in Frankfurt ab, und die berühmten 606 Versuche, die Salvarsan in seiner ersten Gestalt erforderte, wurden jedenfalls auch in Frankfurt durchgeführt. Obgleich der Herausgeber des „Freigeist“, Karl Waßmann, zwei offene Briefe an Professor Dr. Ehrlich veröffentlichte, in denen er Aufklärung darüber forderte, ob der Gelehrte die Gewaltbehandlung der Prostituierten zu Versuchszwecken kenne, ob er diese Gewaltbehandlung billige, und ob er das Material verwerte, das ihm die Gewaltbehandlung der Prostituierten fortgesetzt liefere, und obgleich unwidersprochen festgestellt wurde, daß die gewaltsame Salvarsan-Therapie nur im Frankfurter Hospital angewendet wird, hat auch Professor Dr. Ehrlich bisher in allen sieben Sprachen geschwiegen. Uns und jedem logisch denkenden Menschen gibt dieses rätselhafte Schweigen zu denken.





Die Gebet-Klinik

Die Gesundbeter, als deren jüngstes Opfer Nuscha Butze einen vorzeitigen Tod fand, sind, wie ein Gewährsmann der „Berl. Volksztg." erzählt, vor etwa zwölf Jahren aus Amerika zu uns gekommen und haben hier rasch festen Fuß gefaßt. Durch Frömmler eifrig gefördert, hatte die Gesundbeterei bald einen riesigen Umfang angenommen. Besonders in Potsdamer hocharistokratischen Kreisen wurde geradezu fanatisch „gesundgebetet". Der Umfang, den dieser Unfug annahm, wurde schließlich so groß, daß man sich sogar in der Berliner Stadtverordnetenversammlung mit ihm beschäftigte und ihn als „das Überbrettl der Heilsarmee" bezeichnete. Hatte doch die Frau eines Berliner Realgymnasialdirektors es fertig gebracht, die Aula der ihrem Manne unterstellten städtischen Lehranstalt für den Unfug der Gesundbeterei zur Verfügung zu stellen!

Die vielen Gerüchte, die über die Gesundbeterei im Umlauf waren, veranlaßten mich, ihnen auf den Grund zu gehen und die damalige Vorsitzende der „Vereinigung christlicher Wissenschaften" aufzusuchen. Ein Blick in das Adreßbuch belehrte mich, daß das sehr lukrative Geschäft der „metaphysischen Heilkunst" von zwei Damen Schön betrieben wurde, und zwar von Fräulein Ida Schön, Flottwellstraße 4, die sich als Vorsitzende der „Vereinigung der christlichen Wissenschaften" bezeichnete, und Fräulein Ulrike Schön, die in der Bamberger Straße wohnte und sich als „Vertreterin der metaphysischen Heilmethode" ausgab. Ich begab mich vorerst zu Fräulein Ida Schön, weil mir diese als die Seele des Unternehmens und ihre Wohnung als die „metaphysische Klinik" bezeichnet wurde. Fräulein Schön heilte selbst mittels des metaphysischen Verfahrens, einer Prozedur, an deren Erfolg nur sie selbst und die bedauernswerten Kranken glaubten, die in merkwürdiger Verblendung auf diese Kurmethode ihre ganze und letzte Hoffnung setzten.

Im Flur des Hauses empfing ich schon einen peinlichen Eindruck. Eine gänzlich gelähmte, alte Dame, die trotz ihres schweren Gebrechens noch Sinn für elegante Toilette bewahrt hatte, wird von zwei „gallonierten" Dienern, die sie hierhergebracht haben, aus einem Rollstuhl gehoben und über einige Stufen in die Wohnung des Fräuleins Schön getragen. Geräuschlos öffnet sich die Tür, als ob dahinter schon jemand auf den Besuch gewartet hätte; kaum ist die arme Kranke im Korridor, wird die Tür rasch wieder geschlossen.

Ich lese auf einem blanken Messingschild: C. J. Ida Schön. Ich trete ein und befinde mich in einem eleganten Vorzimmer, in dem dicke Teppiche das Geräusch der Schritte dämpfen. Niemand, der mich empfängt. Rechts gewährt eine offene Tür einen Blick in einen großen Saal, dem ein langer, mit grünem Tuch bespannter Tisch, auf dem eine Menge von Broschüren verteilt liegt, das Aussehen eines Beratungszimmers gibt. Ich gehe neugierig hinein. Kaffee-

braune, in der Höhe wassergrüne Tapeten, die dem Auge sehr angenehm sind, bekleiden die Wände. Dem Eingang gegenüber hängt ein Schild: „Ich bitte, nicht von Krankheit zu sprechen.“ Außerdem sind in Holz gebrannt biblische Sprüche zu lesen. Auf den Stühlen um den Tisch und auf den Bänken an den Wänden sitzen zumeist Frauen und Kinder, aber auch einige ältere Herren. Das Leiden, das ihnen anhaftet, ist ihnen ins gramgefurchte Antlitz geprägt. Nur aus ihren Augen leuchtet ein Strahl der Verzücktheit und Hoffnung. Nach ihrer Kleidung zu schließen, gehören alle den gutsituierten Klassen an. Für Arme ist in diesen eleganten Räumen offenbar kein Platz. Niemand fragt mich nach meinem Begehr. Ich lasse mich an dem grünen Tisch nieder, um einen Blick in die Bücher zu werfen. Es sind Statuten der „Vereinigung christlicher Wissenschaften“ und aus dem Englischen übersetzte Abhandlungen über das metaphysische Heilverfahren. Die Statuten bieten kein besonderes Interesse, nur eines ist auffällig, und zwar daß ungeheuer viel vom Mitgliedsbeitrag und vom Säckelwart die Rede ist. Und dann noch, daß, wer einmal aus der Vereinigung ausgetreten ist, immer wieder in den Verein zurückkehren kann. Interessanter sind die metaphysischen Abhandlungen, die in schwülstiger, verworrener Weise philosophische und psychologische Themen behandeln. Religion und unbedingtes Gottvertrauen spielen die Hauptrolle.

Ich habe keine Zeit, mich eingehender in die Lektüre zu vertiefen, denn ein schrecklicher Anblick nimmt mich ganz gefangen. Eine breite Glastür hat sich geöffnet, und ich sehe in einen großen roten Saal, durch dessen hohe Fenster das Tageslicht hell hereinflutet. Eine Anzahl bequemer Rohrstühle steht darin, und in einen davon wird eine ältere, am ganzen Körper gelähmte Dame — dieselbe, die ich bringen sah — hineingesetzt. Ihr Ächzen und Stöhnen beweist, daß der Unglücklichen der Transport große Schmerzen bereitet. Die Tür wird von einer jungen Dame in bescheidener Haustracht — offenbar einer „Assistentin“ —, die nun ins Wartezimmer tritt, eilig geschlossen. Die Assistentin tritt an ein junges Mädchen heran, streichelt ihm die Backen und versichert, daß es bald „drankommen“ werde. Da sieht sie mich. Ihr fragender Blick veranlaßt mich zu einer Erklärung:

„Ich bin gekommen, um mich über die Art der Krankenbehandlung, die Sie vornehmen, zu unterrichten.“

„Ja, das ist nicht so leicht gesagt ... Wünschen Sie selbst ...?“

„Nein, es handelt sich um eine mir nahestehende Dame, bei der bisher ärztliche Hilfe vergeblich gewesen ist, und die sich nunmehr Ihnen anvertrauen will. Ich möchte aber vorher über Ihre Behandlungsmethode unterrichtet sein.“

„Die Behandlung? Ja, eigentlich ist es keine Behandlung, es geschieht alles auf dem Wege metaphysischen Verfahrens.“

„Und worin besteht das?“

„Man konzentriert sich.“

„Ich bitte, was verstehen Sie darunter?“

„Ja, das läßt sich nicht so schnell erklären. Wissen Sie, wir müssen sehr vorsichtig sein. Wir werden so häufig absichtlich mißverstanden und haben so viele Feinde ...“

„Ich will Ihnen gestehen, daß ich persönlich nicht an die Wunderkraft der metaphysischen Heilmethode glaube, daß ich vielmehr unbedingter Anhänger der medizinischen Wissenschaft bin. Es handelt sich mir nur darum, die Patientin ihrem Wunsch entsprechend genau zu informieren. Was geschieht also während der Behandlung?“

„Da Sie so aufrichtig sind, will ich versuchen, Ihnen die Sache zu erklären. Es geschieht zunächst nichts; man setzt die Kranke in einen Stuhl, nimmt an ihrer Seite Platz und spricht mit ihr. Dabei konzentriert man sich ...“

„Das habe ich schon von Ihnen gehört; aber was verstehen Sie unter ‚man konzentriert sich‘?“

„Das ist das Aufgehen im Geiste Gottes, der in uns wohnt. Ein Strahl dieses gött-

lichen Geistes geht nun vom ‚Heiler‘ — wir haben vorläufig kein anderes Wort — auf die Kranke über und macht sie gesund.“

„Oder auch nicht?“

„Zumeist ja. Die Ärzte heilen ja auch nicht alle Kranken.“

„Muß man stets sehr fromm gewesen sein, um dieser Kur durch Strahlen des göttlichen Geistes teilhaftig zu werden?“

„Durchaus nicht. Denn Gott weiß von dem Bösen nichts. Er schafft nur das Gute. Das Böse ist eine andere Kraft.“

„So, so. Könnte ich nicht Fräulein Schön selbst sprechen?“

„Das ist jetzt nicht möglich; es sind zu viele Patienten da. Aber heute abend um 8 Uhr ist hier Unterricht. Fräulein Schön ist nämlich autorisiert, auch Unterricht zu erteilen.“

„Ah! Und von wem?“

„Von — — Mrs. Eddy [Präsidentin der amerikanischen Gesundbeterliga].“

Ich versprach, abends wiederzukommen. Als ich fortging, führte eine elegante junge Dame einen alten Herrn in den Saal. Er war blind. Kaum fühlte er, daß er die Türschwelle überschritten hatte, als er schon laut und hastig fragte: „Bitte, komme ich gleich dran?“ Der Ärmste konnte es nicht erwarten, in Behandlung genommen zu werden.

*

8 Uhr abends. Ich habe mich zu dem „Unterricht“ eingefunden. Die breite Tür mit den matten Glasscheiben, die früher das Wartezimmer von dem Behandlungssaal trennte, ist ausgehoben. Bänke, breite gepolsterte Strohsessel und Klappstühle sind in gleichmäßigen Reihen hintereinander aufgestellt. Der Behandlungssaal ist merkwürdigerweise grellrot tapeziert. Ein Christusbild hängt an der Wand und ein Schild mit der Inschrift: „Das Reich Gottes ist nicht in Worten, sondern in Kraft.“ Am Ende der beiden vereinigten Säle steht auf einem Podium ein Rednerpult mit zwei brennenden Kerzen.

Draußen auf der Straße war's kalt. Die Appartements sind geheizt, und eine angenehme Wärme umfängt einen beim Eintritt. Aber es ist kein Garderoberaum hier, und die Erschienenen — Kranke und Gesunde — müssen in den Überkleidern bleiben. Im Saale sitzen ungefähr zweihundert Personen zusammengepfercht, es wird immer wärmer und schließlich unerträglich heiß. Ich fürchte, daß bei dieser Methode das „Böse“ in uns die Oberhand gewinnen und in einem fürchterlichen Schnupfen zum Ausdruck kommen wird ...

Doch, wer ist da? Zumeist Frauen, alte und junge. Auch einige Herren. Ein Greis, der mit zum Gebet gefalteten Händen andächtig lauscht. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken, eine absolute Willenlosigkeit spricht aus seinen Zügen: der Typus der Hilflosigkeit. Ganz vorn in der Nähe des Podiums sitzt ein fast zum Skelett abgemagerter Mann. Ein hippokratischer Zug ist seinem Antlitz aufgeprägt, und seine Augen lodern in unheimlichem, fieberhaftem Glanze. Da tönt mit einem Male unangenehmes Rasseln an mein Ohr. Eine Dame in kostbarem Pelzwerk atmet durch eine Kanüle. Sie hat vor vielen Jahren einen Luftröhrenschnitt überstanden und glaubt nun, daß sie auf dem Wege des metaphysischen Verfahrens wieder zu einer normalen Atmung gelangen werde. Die meisten der Anwesenden sind Patienten und tragen eine feste Zuversicht zur Schau. Die Assistentin placiert alle. Dann werden die Türen geschlossen, und Fräulein Schön besteigt das Podium.

Die Dame ist etwas anspruchsvoll. Sie erhebt nicht früher ihre Stimme, als bis unbedingte Ruhe im Saale herrscht. Ein strafender Blick trifft die Geschwätzigen. Ich habe Zeit, Fräulein Schön zu betrachten. Sie ist mittelgroß und sehr schlank. Also unscheinbar. Aber ihr Kopf ist ungeheuer interessant. Sie ist ungefähr fünfzig Jahre alt, und das schwarze Haar, das modern frisiert ist, leicht angegraut. Die Züge sind außerordentlich markiert. Die Nase spitz, das Kinn spitz, die Lippen scharf gezeichnet, das Auge hell und scharf. Und scharf ist ihre Stimme, da sie nun dekretiert: „Wir singen Lied 219, Vers 1.“ Bei den klagenden Tönen des

Harmoniums wird nun gesungen. Dann liest Fräulein Schön ein Kapitel Jesaias und erteilt hierauf — die Stimmung ist genügend vorbereitet — „Unterricht".

In einem langen Vortrag erläutert sie das Wesen der „christlichen Wissenschaft", neben der es keine andere gebe. Der Körper sei von Gott erfüllt. Sünde und Krankheit, alles Leid der Welt sei das Resultat einer falschen Auffassung des Seins. Die Sünde entstehe aus der irrigen Voraussetzung, daß die Materie Freuden schaffen, die Krankheit aus der ebenso falschen Annahme, daß die Materie Schmerzen empfinden könne. Unser Körper sei an und für sich fühllos, wie der Staub, in den er dereinst zerfällt. Der sterbliche Geist lügt uns Schmerzen vor. Alle Krankheit entstehe im sterblichen Geist. Eine Ansteckung von Person zu Person gebe es nicht. Die Arzneien seien kein Produkt der christlichen Wissenschaft. Jesus habe nicht mit Arzneien geheilt. Wirken die Arzneien immer und bei allen gleichmäßig? Nein! Also sind sie nicht christlich!

Mit ihrer scharfen, durchdringenden Stimme und mit dem fortwährenden pathetischen Durcheinanderwerfen von Gottesbegriff, Religion und Sünde bearbeitet die Vortragende die Zuhörerschaft, über die sich nach und nach ein Gefühl der Zerknirschtheit und absoluter Widerstandslosigkeit verbreitet; die Augen, die früher in Verzücktheit erstrahlten, blicken jetzt stier drein. Die meisten Anwesenden sitzen gebeugten Hauptes mit offenem Munde da, und nur, wenn das Wort „Heil" schneidend durch den Raum tönt, geht ein Zucken durch die kranken Körper.

Der Vortrag ist zu Ende. Fräulein Schön bittet jeden, hervorzutreten, der etwas zu erwidern oder aus eigener Erfahrung über das metaphysische Heilverfahren zu sagen hätte. Aber niemand meldet sich. Dann wird ein geistliches Lied gesungen, und dabei gehen zwei geflochtene Strohkörbchen von Hand zu Hand. „Milde Gaben" fallen klirrend hinein. Ich hatte einen „Sechser" vorbereitet. Als aber eines der Körbchen zu mir kam, fühlte ich mich tief beschämt: es lagen fast nur Taler, Zweimark- und Einmarkstücke darinnen. Und dazwischen lag auch Gold ...

Nachdem solchermaßen abgesammelt und das Lied beendet war, erhoben sich die Leute und eilten, ohne sich vorher abzukühlen, erhitzt ins Freie.

Das war der „Unterricht".

Ich blieb noch, um Fräulein Schön selbst zu sprechen. Sie erzählte mir fast mit denselben Worten wie ihre Assistentin, wie sie das „metaphysische Heilverfahren" anwende. Sie konzentriere sich, gehe ganz in dem Geiste Gottes auf, und ein Strahl dieses göttlichen Geistes fließe hinüber in den Körper des Kranken.

„Bitte, schmerzt das?"

„Bei manchen ruft es ein wohliges Gefühl hervor. Manche glauben, Schmerzen zu empfinden. Das ist individuell. Es ist selbstverständlich, daß die Krankheit, wenn sie in ihrem Grunde angepackt und aufgewühlt wird, sich wehrt und stärker schmerzt. Das ist die Reaktion."

Ich kann ein Lächeln nicht unterdrücken. Fräulein Schön bricht indigniert ihre Erklärungen jäh ab und sagt: „Bitte, lassen Sie sich von Fräulein Heise" — das ist die Assistentin — „die eine oder die andere unserer Schriften geben. Daraus werden Sie alles ersehen."

Fräulein Heise gibt mir zwei Heftchen: „1 Mark 25", sagt sie lächelnd.

„Und was kostet die Behandlung?"

„Das richtet sich nach der Vermögenslage des Patienten", lautet die kaufmännische Antwort.

Als ich das Haus verließ, wurden in Rollstühlen die letzten Patienten weggebracht.

*

Als ich vor mehr als elf Jahren diese nahezu unglaublichen Vorgänge enthüllt hatte, hatte ich eine lange Unterredung mit dem damaligen Berliner Polizeipräsidenten v. Windheim, der ein scharfer Gegner der Gesundbeterei war und sie geradezu als Gotteslästerung

bezeichnete. Er mochte vielleicht einen Augenblick lang sich mit dem Gedanken getragen haben, daß man dem Unfug und Schwindel mit dem Gotteslästerungsparagraphen zu Leibe rücken könnte. Er erzählte mir, daß der Kaiser ihn nach Erscheinen meiner Enthüllungen nach Potsdam kommen ließ und ihm während der Tafel in Gegenwart der Kaiserin und vor der versammelten Hofgesellschaft befohlen habe, energische Maßregeln gegen die Gesundbeter zu ergreifen. Und Präsident v. Windheim ging energisch vor. Wenn ich mich recht erinnere, wurden einige amerikanische Gesundbeterinnen ausgewiesen, und die „metaphysische Klinik" in der Flottwellstraße schloß alsbald ihre Pforten, durch die so viel Elend und Krankheit gegangen waren. Lange Zeit war es mit der Gesundbeterei stille. Aber nach und nach begann sie wieder zu grassieren. Frau Nuscha Butze ist tot. Ein Opfer des Gesundbeterschwindels. Die Nachricht, daß das Polizeipräsidium beabsichtige, gegen die Gesundbeter vorzugehen, wird — dementiert.



Die Sprachenfrage im Elsaß unter Frankreich

In Türmers Tagebuch der Dezembernummer wurde mehrmals französisches Denken und Tun auf den verschiedenartigsten Gebieten erwähnt, um die Unwirklichkeit deutschen Handelns ins rechte, grellste Licht zu rücken. Es wurde dort auch als Tatsache hingestellt, daß die deutsche Sprache in Elsaß-Lothringen vor 1870 nie gewaltsam unterdrückt worden ist. Von einer Vergewaltigungspolitik der französischen Regierung gegenüber der Muttersprache der deutschen Elsaß-Lothringer kann allerdings nicht gesprochen werden. Trotzdem sind aber doch viele Versuche gemacht worden, in den beiden Départements du Rhin der deutschen Sprache zugunsten der Nationalsprache ihre dominierende Stellung zu nehmen. Von Ausführungen sehr hart und mittelalterlich anmutender Maßregeln schweigt allerdings die Geschichte. Schuld am Mißlingen der ernst und zielbewußt gefaßten Beschlüsse tragen jedenfalls die inneren und äußeren Schwierigkeiten, mit denen die französische Regierung zu kämpfen hatte.

Das gewaltig aufflackernde Nationalbewußtsein der Franzosen in den schweren Zeiten der großen Revolution hat viele Arbeitsstätten gesucht und gefunden. Damals, als man das Land und seine Einrichtungen nach allen Richtungen hin sezierte und bloßlegte, um zu zerstören und neu aufzubauen, ist man sich auch manches Fremden, das dem Volkskörper anhaftete, bewußt worden. Abtöten aller fremden Glieder, brutales Vernichten alles dessen, was nicht zum Wesenskern des Volkes gehört, so lauten die Forderungen, die die Gedankenwelt der Reformer beherrschen. Auch sein Heiligtum suchte man dem deutsch-elsässischen Volke zu nehmen, die Muttersprache, auf die brutalste Art und Weise.

Der erste Schritt dazu wurde im Jahre 1792 getan. Im Register des allgemeinen Rates, 17. Dezember 1792, wird von der elsässischen Bevölkerung gesprochen als solcher, die nach Sprache, Sitte, Tracht eher Deutsche als Franzosen seien. Voller Voreingenommenheit gegen die deutsch sprechenden Elsässer kamen die vom Konvent ernannten Regierungskommissare in das Land, ausgerüstet mit dem besten Willen, der Bevölkerung, wenn es sein mußte, unter Anwendung von Gewaltmitteln, die französische Sprache und damit französisches Wesen aufzuzwingen. Das war der Beginn eines Sprachenkampfes, der gar bald große Dimensionen annahm. Nachdem von unablässig arbeitenden Nationalagenten durch eine intensive Propaganda gegen die deutsche Schule der Boden vorbereitet worden war, wurden sämtliche Schulen im Elsaß von den Volksrepräsentanten aufgehoben und durch französisch-nationale Schulen ersetzt.

Am 27. Januar 1794 wurde im Konvent eine mit großem Interesse aufgenommene Rede gehalten, durch die die Annahme eines Dekrets betreffend Ausrottung der fremden

Sprache in verschiedenen Provinzen des Landes durchgesetzt werden sollte. Man hatte Erfolg mit einer großen Stimmenmehrheit. In jeder Landgemeinde der Departements Korsika, Côtes-du-Nord, Morbihan, Finistère, Haut-Rhin, Bas-Rhin sollte innerhalb zehn Tagen ein Lehrer der französischen Sprache angestellt werden. Die Exekutive hatten die Volksgesellschaften. Kurze Zeit darauf wurde in Straßburg ein Ausschuß von sechs Mitgliedern gebildet, der die Aufgabe hatte, Lehrer, die sich meldeten, zu prüfen.

Man verstieg sich noch zu weit strengeren, grausamen Maßregeln. Die im Jahre 1793 ins Elsaß gesandten Kommissare, Lacoste und Bandot, wollten die deutsche Sprache vollends verbieten. Am 17. April 1794 wurde von dem Berichterstatter des jakobinischen Klubs in Straßburg, dem Straßburger Philanthropen Simon, im Namen des Erziehungskomitees ein Bericht vorgelesen, in dem die Mißerfolge in der Sprachenfrage scharf beleuchtet wurden. Die Anstellung französischer Lehrer in zweisprachigen Landesteilen genügt nicht. Der Zweck, die deutsche Sprache durch die französische zu verdrängen, wird nur halb erreicht, weil die zu Lehrenden nach der Entlassung aus der Schule schon wieder von Deutschsprechenden umgeben sind und ihrer Muttersprache doch immer den Vorzug geben. Aber schleunigste Förderung des Unterrichts in der französischen Sprache tut not. Deshalb wird eine verzweifelte Maßregel vorgeschlagen. Diejenigen französisch sprechenden Einwohner aus dem Innern des Landes, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben und Güter im Elsaß kaufen wollen, sollen darin unterstützt werden, und umgekehrt: allen Deutschsprechenden soll der Ankauf von Gütern im Innern ermöglicht und erleichtert werden. Eine gleiche Anzahl französisch sprechender Einwohner sollte aus dem Innern in die beiden Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin verpflanzt werden. Sprachliche Halbierung des Elsaß war das Ziel dieser Vorschläge.

Nachdem dieser Beschluß einstimmig angenommen worden war, hatte man ihn an den Wohlfahrtsausschuß nach Paris abgesandt. Damit endeten die ersten Versuche.

Erst in den dreißiger Jahren faßte man wieder den Gedanken auf, französischem Volkstum, französischem Wesen mit Hilfe der Sprache die Wege zu ebnen. Aber man hatte manches gelernt. Man suchte das Heil nicht mehr in so strengen Maßregeln, wie sie der Konvent durchgeführt wissen wollte. Nichtsdestoweniger waren aber die angewandten Mittel viel gefährlicher für die deutsche Sprache. Die Gefahr lag in ihrer konsequenten, systematischen Durchführung.

Im Unterrichtsgesetz Guizot vom 28. Juni 1833 war die französische Sprache im Elsaß als Lehrgegenstand vorgeschrieben worden; nach dem Schulregulativ von 1853 sollte sie als Unterrichts- und Schulsprache dienen. Die folgende Zeit gibt nun ein deutliches Bild vom Eroberungszuge, den sie durch die deutschen Lande links vom Rhein anzutreten beginnt. Davon nur einige charakteristische Beispiele. In einer Sitzung des Bezirksrates von Saarburg wurden Wünsche laut, auch in den Gemeinden, in denen nur deutsch gesprochen wird, nur französisch sprechende Lehrer anzustellen. Der französisch zu erteilende Unterricht sollte Mittel zum Zweck sein. In einigen Tageszeitungen des Meurthe-Departements erschienen ungefähr zu gleicher Zeit spaltenlange Artikel, in denen ohne weiteres das Verbot des deutschen Unterrichts in den Schulen Deutsch-Lothringens und des Elsaß verlangt wird.

Wie sehr man die deutsche Sprache in den Hintergrund schob, beweist auch ein Blick auf den Stundenplan der damaligen einklassigen Primärschule im Elsaß. In den Morgenstunden, in denen das Kind geistig am regsamsten ist, wird durchweg französischer Sprachunterricht erteilt. Der Deutschunterricht wird während der vorgeschrittenen Nachmittagsstunden gegeben.

Die Erfolge einer solchen konsequenten Arbeit charakterisiert schon teilweise die halbamtliche Schultabelle vom Jahre 1863. Das Elsaß marschiert an der Spitze der fortgeschrittenen Provinzen. Und die Untersuchung der sprachlichen Volksschulverhältnisse im Elsaß vor 1870 ergab die Tatsache, daß die elsässischen Volksschulen, wenn vom Akzent abgesehen wurde, in der französischen Sprache ihren Schwestern jenseits der Vogesen nicht nachstanden.



Karls-Fresken IV.
Der Einzug in Pavia

Alfred Rethel

Diese Mittel waren insofern gefährlicher als Gewaltmaßregeln, als sie vom Volke nicht als solche empfunden wurden, also auch keinen Keim zur Auflehnuug gegen ein als Zwang gefühltes Prinzip in sich bargen. Man ging den sichersten Weg und hätte, wenn nicht durch den großen Krieg ein Wendepunkt in der elsässischen Geschichte eingetreten wäre, einen wesentlichen Teil deutsch-elsässischen Volkstums vernichtet. Roell



„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Der Prophetensang aus den Freiheitskriegen

Zu keiner Zeit ist in Deutschland die politische Harfe so stark, so leidenschaftlich und so schwungvoll gerührt worden, wie in der Ära der Befreiungskriege. Zahllos sind die politischen Gesänge, die berufene und dilettantische Poeten angestimmt haben, und nie vordem und nachdem ist eine derartige Fülle guter vaterländischer Gedichte geschaffen worden. Das Goethesche: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" verliert in den Zeiten außerordentlicher politischer Verhältnisse Ansehen und Berechtigung. —

Die jungen Romantiker wetteiferten miteinander, durch ihre Poesien das Volk zu entflammen. Klemens Brentano, de la Motte-Fouqué, Joseph von Eichendorff, Theodor Körner und Max von Schenkendorf, dessen Bruder Karl 1813 im Kampf fürs Vaterland fiel, waren die hervorragendsten Vertreter der patriotischen Dichtung. An ihrer Spitze aber stand Ernst Moritz Arndt, der seine kernigen Vaterlandslieder vom achtzehnten bis zum neunzigsten Jahre — seinem Todesjahr 1860 — schrieb.

Der bibelfeste Rügener Inspektorssohn hat den deutschen Volkston getroffen wie selten einer. Und in seinem schönsten Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" hat sich der gute Patriot auch als ein guter Prophet erwiesen. Das Gedicht schlug damals mit elementarer Gewalt ein, man nannte es die „deutsche Marseillaise", als es zu Anfang des Jahres 1813 bekannt wurde. Und als am 17. April 1814 ein Dankesfest gefeiert wurde zu Ehren des Einzuges der Verbündeten in Paris, da trug die berühmte Schauspielerin Madame Bethmann die Arndtsche Dichtung im Berliner Opernhause vor unter dem grenzenlosen Jubel des Auditoriums.

Eine Komposition zu dem Gedicht gab es damals noch nicht, aber noch im selben Jahre setzte der Student Cotta in Jena, der in hohem Alter als Prediger auf dem Dorfe Willerstädt im Weimarischen starb, die Verse in Musik. Doch die Melodie drang nicht in die Massen, erweckte beim großen Publikum keinen Widerhall.

Erst 1825, also elf Jahre später, fand sich der richtige Komponist in der Person des königlich preußischen Musikdirektors Reichardt. Von seiner theologischen Studienzeit her mit Arndt befreundet, besuchte der inzwischen zur edlen Musika übergegangene Reichardt den berühmten Freund in Bonn. Es war damals eine trübe, schwere Zeit für den Dichter des Liedes vom deutschen Vaterland. Der vierte Teil vom „Geist der Zeit" war erschienen, in dem Arndt „seine kühne Sprache und erschreckende Wahrheit" — wie der Freiherr vom Stein das Werk zensierte — gegen den Feind im Innern richtete und den Gewinn aus den Befreiungskriegen auch für die innere Entwicklung Preußens verlangte. Die Quittung auf die energische Mahnung des Bonner Professors der neueren Geschichte blieb nicht aus: Arndt wurde vom Amt suspendiert.

So trat der große Volksmann notgedrungen in das Privatleben zurück, trauernd, doch nicht entmutigt. In dieser Gemütsverfassung traf Reichardt seinen alten Freund und Studiengenossen, der während des Besuches die Bitte an ihn richtete, sein Lied neu zu komponieren, wie er zuvor schon den „Mann" und den „Feldmarschall" vertont hatte.

Aber es galt für Reichardt erst die Cottasche Melodie zu überwinden, die in ihm noch immer lebte. So dauerte es bis zum August 1825, ehe Reichardt seine Komposition schrieb. Während einer Wanderfahrt durch das Riesengebirge, die er mit vier musikalischen Freunden unternommen, erklang das Lied von der Höhe der Schneekoppe zum erstenmal. Und von dort aus tönte es fort durch alle deutschen Lande und entzündete die Herzen. Nicht nur in der Heimat! Überall, wo Deutsche wohnten, in allen Erdteilen, weckte es die Begeisterung. Aber auch die Fremden waren von der Melodie ehrlich entzückt.

So wurde bald nach dem Entstehen der Komposition in Mexiko ein großes Gesangsfest veranstaltet, für das die Geistlichkeit, die daran teilnahm, den großen Saal des Hauptklosters zur Verfügung stellte, da sich kein anderer Raum der Stadt als groß genug erwies. Nachdem die englischen, französischen, italienischen und amerikanischen Sänger ihr Programm erledigt hatten, trugen die Deutschen Arndts Lied vor. Die Hörer waren hingerissen von der Melodie, und das Lied wurde da capo verlangt. Und zum Schluß begab sich der Bischof, von der Geistlichkeit umgeben, zum Dirigenten, dankte für den Genuß und gab seiner Freude Ausdruck, endlich die berühmte „missa protestantica“ kennen gelernt zu haben.

In Paris, wo Reichardt sich im Jahre 1849 einige Zeit aufhielt, wurde er nur als Monsieur le compositeur de la Marseillaise prussienne vorgestellt.

Merkwürdig mag es uns heute berühren, daß die Tendenz des Liedes, die deutsche Einheit, von sogenannten guten Patrioten so erbittert bekämpft wurde, daß Reichardt sich zu der öffentlichen Erklärung bewogen fühlte, weder er noch der Dichter hätten eine politische Einheit Deutschlands als etwas Mögliches oder Wünschenswertes im Sinne gehabt, sondern nur die geistige und politische Einigkeit aller Deutschen.

Eine Auslegung, mit der Arndt allerdings nicht einverstanden war. Denn als Reichardt ihn von jener Erklärung in Kenntnis setzte und befragte: „Nicht wahr, Sie dachten bei der Dichtung des Liedes nicht an eine Einheit Deutschlands?“ erwiderte er: „Doch wohl — aber an eine ideelle Einheit!“

Julius Knopf



Ein Sozialistenführer über das Christentum

Mit folgender Ansprache, die A. von Broecker in der „Hilfe“ mitteilt, wandte sich Ramsay Macdonald, der nach dem Urteil eines Engländers „intellektuellste, philosophischste unter den englischen Sozialistenführern“, an die Arbeiter:

„Fünf Behauptungen möchte ich niederlegen ... Meine erste Behauptung ist die: die Arbeiterbewegung ist nicht unvereinbar mit der Religion, und zweitens — und die Umkehrung ist ebenfalls wahr — die Religion läßt sich gut mit der Arbeiterbewegung vereinigen. Viele Menschen suchen diese beiden Dinge zu trennen. Sie sind in großem Irrtum. Als ein Mitglied der Arbeiterpartei bekümmere ich mich nicht um die religiösen Ansichten eines anderen. Aber das möchte ich bestimmt festlegen: die Arbeiterbewegung muß zu einer Quelle der Erleuchtung zurückkehren, die außerhalb der Arbeiterbewegung liegt. Ebenso möchte ich diese andere Behauptung aussprechen: Wenn die Kirche rein, klar und wahrhaftig bleiben will, besonders wahrhaftig, muß sie ihre Hände an den Pflug legen, wo der tägliche Pflüger am Werk ist, um den Boden der menschlichen Natur für die Saat vorzubereiten, welche die göttliche Hand ausstreuen wird, wenn der Boden recht vorbereitet ist. Dies sind die zwei schwerwiegenden Behauptungen. Die Arbeiterbewegung muß eine Stärke und Macht fühlen, die nicht aus ihr selbst kommt. Die Kirche darf nicht in geistlichen Abstraktionen leben, sondern muß an den edlen Taten des geringsten Menschen Interesse zeigen und sie zu fördern suchen. Ich lege noch zwei andere Behauptungen nieder, es sind

Folgerungen der beiden ersten. Die dritte Behauptung ist: die Arbeiterbewegung muß von Begeisterung für Menschlichkeit erfüllt sein, sie muß ihren Triumph in der Vervollkommnung der Menschlichkeit finden und einen Anker des Lebens suchen. Der Mann, der die Schweine füttert, muß seinen Kopf senken. Er kann nicht anders. Ein Mensch, der immer hinter dem Geld her ist, bloß materielle Schätze ansammelt, dessen Herz wird sich verhärten. Ihr seid gewohnt, euch auf dem Gipfel der Berge, in der freien Luft aufzuhalten, ihr seid gewohnt, auf die weite Landschaft der göttlichen Schöpfung zu blicken, ihr seid gewohnt, euren historischen Sinn lebendig zu erhalten, ihr habt Verständnis für die Straße, auf der ihr kommt, und ihr habt einen Begriff von der Straße, auf die ihr gehen wollt, und ihr könnt das nicht, wenn ihr nicht auf diese oder jene Weise durch irgendeinen geistigen Prozeß das ganze Leben in einem großartigen Schema zusammenfaßt und auf eine vollkommene Idee bezieht. Alle Unvollkommenheit muß vergehen. Wenn wir unter den Umständen, unter denen wir arbeiten müssen, gut und erfolgreich arbeiten, so müssen wir den Glauben an eine zu vervollkommnende menschliche Natur haben und an die Ewigkeit der menschlichen Natur.

Die Umkehrung davon ist ebenfalls wahr, und das ist meine vierte Behauptung, nämlich, daß die Religion ihre größte Teilnahme und ihr größtes Interesse an allem zeigen muß, was dazu beiträgt, Menschlichkeit zu erhöhen. Predigen allein genügt nicht. Es ist nötig, aber es gibt manches zu tun, das eben so gut ist, wie Predigen. Du kannst am Sonntag noch so fromm sein; wenn die Gebote des Sonntags keinen Einfluß auf die Wochentage haben, so ist auch der Sonntag ein leerer, verlorener Tag für uns. Du kannst nicht Gott und dem Mammon dienen. Wenn ich gutgesinnte Menschen, welche glauben, recht zu tun, sagen höre: ‚Nun wohl, das ist eben Geschäft', und im geschäftlichen Leben, meinen sie, herrscht eben ein anderes Gesetz als am Sonntag, dann sage ich, diese Menschen haben noch nicht einmal die elementarsten Züge des christlichen Glaubens erkannt. Wenn ihr einen Beweis dafür haben wollt, so fragt euer Herz, wie ihr handelt. Menschen, die ihr Leben in Sonntag und Wochentage einteilen, haben ihr Gewissen erdrückt, sind blind gegen die wirkliche Beschaffenheit ihres eigenen Glaubens. Darum, wenn ich Menschen über den Atheismus der sozialistischen Bewegung reden höre, sage ich, daß sie dreierlei zu lernen haben: 1. was Atheismus bedeutet, 2. was Christentum bedeutet, 3. was Sozialismus bedeutet. Dann erst dürfen sie sich ein Urteil über die Beziehungen zwischen Sozialismus und Atheismus erlauben. Tatsächlich lehren uns die Erfahrungen des Lebens, besonders als Parteiführer und Sekretäre und Parlamentsmitglieder, daß den Menschen am wenigsten zu vertrauen ist, die Materialisten sind und keinen großen Glauben an die Menschheit haben.

Die Menschen, die unserer Arbeiterbewegung nicht gut gesinnt sind, sind diejenigen, die die dumme, alberne Literatur lesen, die jeden Abend oder jede Woche in London veröffentlicht wird, die solche Leute ergötzen soll, die heidnischen Beigeschmack lieben. Aber die Menschen, die standhafte Kämpfer, große Soldaten und ausgezeichnete Offiziere in unserer Armee sind, sind diejenigen, die zur Kirche gehen, die Glauben haben, die überzeugt sind in ihrem innersten Herzen, daß hinter uns die Natur und hinter der Natur etwas Göttliches steht.

Meine fünfte Behauptung faßt alle Gedanken noch einmal in einer Art dogmatischer Behauptung zusammen: Es gibt überhaupt keinen Dualismus. Du kannst nicht sagen, daß Sozialismus etwas Wirtschaftliches ist und Religion etwas Geistiges, und beide können getrennt bleiben. Das ist nicht nach dem göttlichen Schöpfungsplan. Eben so gut könntest du Ende nächster Woche auf die Felder gehen und sagen: „Hier ist ein Blatt, dort ist ein Zweig, dort ist eine Wurzel, sie sind alle verschieden und getrennt." Das ist Unsinn. Der Mensch, der über die wirtschaftliche Lage auf der einen Seite und Religion auf der anderen als von zwei verschiedenen Denkungsarten

spricht, schwatzt genau solchen Unsinn wie der, welcher vom Blatt spricht, das von der Wurzel getrennt ist, ebenso, wie die Wurzel vom Zweig geschieden sein soll. Wenn du solche botanischen Exemplare siehst, so erblickst du die vollkommene Lebenseinheit eines Baumes, und wenn du große religiöse Bewegungen siehst, die Hand in Hand mit wirtschaftlichen Bewegungen, mit politischen, mit geistigen, mit sozialen Bewegungen gehen, es ist ein Ding, ein Wesen, eine Einheit, die sich entwickelt, die sich aber in verschiedenen Formen zum Ausdruck bringt; die göttliche Idee streitet noch mit dem Unvollkommenen, um Herr zu werden und alles in das Vollkommene zu verwandeln. Das ist die ganze Lebensmethode. Da ist kein Dualismus, da ist keine absolute Trennung. Wirtschaftliches Leben beeinflußt das geistige Leben, und das geistige Leben das wirtschaftliche. Armut ist keine Garantie dafür, daß sich ein Aufstand dagegen erhebt. Die armen Leute sind nicht die revolutionären Elemente. Nur selten sind die großen Bewegungen unter den arbeitenden Klassen von ihnen selbst ausgegangen. Wenn ihr unsere Geschichte betrachtet und die Perioden beachtet, in denen aus den Arbeitern eine große kämpfende Armee wurde, so werdet ihr finden, daß sie ihre Gedanken aus ihrer Umgebung erhielten, aus dem Leben der Allgemeinheit, von dem sie nur ein Teil sind. Und solche Ideen riefen große Führer für die Allgemeinheit hervor, brachten große Armeen hervor und befähigten die Arbeiterklassen zu den Siegen, die sie errungen haben.

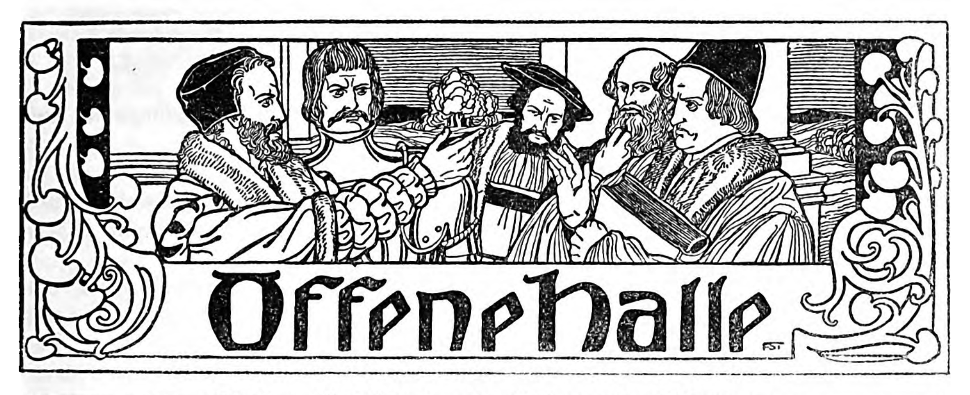
So ist es jetzt. Wir sind so weit, daß wir fühlen, daß Armut Unrecht ist (that poverty is wrong), daß wir neu belebt sind durch ein religiöses Erwachen, durch einen ethischen Eifer, durch moralische Entschlossenheit. Dieser innere Mensch, dieses innere Licht, dieses religiöse Gefühl, diese unsere Seele lehrt uns, daß alle äußeren Ungleichheiten und Unrechte geheiligte Nöte sind, damit wir uns in unserer großen aufrührerischen Zahl erheben und unsere Feinde auf dem Schlachtfelde schlagen können und die Besitzungen einnehmen können, die für uns bestimmt sind.

Die Kraft, die hinter unserer Bewegung steht, ist nicht materiell, sie ist geistig. Sie soll uns nicht befähigen, unsere Magen zu füllen oder unsere Taschen, sie soll uns befähigen, besser, reiner, heiliger zu leben, als wir jetzt leben können. Wir fühlen, daß jedes Kind, das schmutzig, schlecht gekleidet und schlecht genährt einherläuft, eine Sünde gegen Gott ist. Ich habe in meinem Leben den Gottlosen in großer Macht gesehen, der sich ausbreitete wie die grünen Zweige eines Baumes, und ich habe ihn ein oder zwei Wochen später gesucht und konnte ihn nirgend finden. Die gläubige Propaganda, die die Arbeiterbewegung braucht, ist diejenige, die durch religiöse Überzeugung beeinflußt wird.

Die Arbeiterbewegung muß ihre religiösen Wurzeln haben, die religiöse Bewegung muß ihre Spitze in der Arbeit haben. Du kannst die beiden nicht voneinander trennen. Darum sind meiner Ansicht nach und meiner Erfahrung nach die Menschen, die helfen, wenn das Unwetter kommt und der Sturm heult und harte Arbeit getan werden muß, solche, die an Gott glauben, die glauben, daß sie Werkzeuge in der Hand des Höchsten sind, die nicht wie tote Dinge betrachtet werden, sondern von jener Macht erleuchtet werden, für seinen Willen zu arbeiten und seine Absichten zu verwirklichen. Das ist meiner Ansicht nach das Wesen der Religion. Darum bin ich heute abend hier und sage euch, die ihr an der Arbeiterbewegung interessiert seid: wendet euch den größeren, tieferen, weiteren Betrachtungen des Lebens zu, und ihr, die ihr an jene größeren, tieferen, weiteren Betrachtungen des Lebens denkt, wendet euch der Arbeiterbewegung zu, weil ihr dort eure Bestimmung erfüllen könnt."

Wann werden solche Worte von deutschen Arbeiterführern an deutsche Arbeiter in öffentlicher Versammlung gerichtet werden?!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die verlorene Autorität

Die Frauen unserer Zeit haben — zum großen Teil — den Respekt vor der Persönlichkeit und dem Wesen des Mannes verloren. Das ist eine Tatsache, die auf weiblicher Seite noch lebhafter und schmerzlicher empfunden wird, als sie Oskar H. Schmitz in seinem zum Teil im Türmer 1, XV abgedruckten Aufsatz festzustellen versucht.

Nur die Ursachen sind noch andere, als der Verfasser annimmt. Der Mangel an schöpferischem Geist, den er, als in dem wachsenden Wohlstand unserer Zeit und seinen verhängnisvollen Gefolgschaften begründet, dafür ansieht, hat das nicht vollbracht.

Wenn das auch sicher ist, daß einer deutschen Frau weder der Ästhet noch der Erwerbende zu imponieren vermag.

Aber — wie viele schöpferischen Geister hat denn jede Epoche hervorgebracht? Ihre Zahl war verschwindend klein, der unproduktiven Allgemeinheit gegenüber. Oder warfen jene Großen ein so helles Licht auf die ganze Männerwelt, daß auch der Kleinste und Geringste davon belichtet wurde und die Frau in ihm nun einen Schöpfergeist und Heros erblickte, der ihre eigene Armseligkeit himmelhoch überragte und überstrahlte?

Dazu hätte es einer so mächtigen weiblichen Phantasie bedurft, daß sie reichlich jener Schöpferkraft nahe gekommen wäre.

Und dennoch besaß der Mann früher eine fast unbedingte Autorität.

Aber auch andere Dinge besaßen früher solche Autorität und haben sie verloren: die Kirche, das Königtum, die Schule usw.

Wo ein kritischer Geist Platz greift, ist es bald um den Hermelin — sei er nun echt oder falsch — geschehen. Er sieht in der Umhüllung den nackten Menschen, die nackte Sache, wie sie sind.

Doch auch unsere kritische Zeitstimmung erklärt nicht alles. Sie war nur der Anfang.

Wenn der Herrscherhermelin fällt, kann der Respekt für die Sache und den Menschen, die dahinterstecken, auch steigen, statt fallen.

Der Inhalt, der Gehalt ist's, der zwingt.

Nicht nur noblesse oblige, auch Autorität verpflichtet. Sie ist an ein Sein gebunden, nicht an den Schein.

Es gab Zeiten, wo das junge Mädchen, die Frau, dem Manne bewundernd und verehrend gegenüberstand. Das waren die Zeiten unserer d e u t s c h e n Großmütter und Mütter.

Unsere Großväter haben geholfen, Deutschland zu befreien, und unsere Väter haben den mit Not und Blut erkämpften Besitz in Schlichtheit und Recht zu erhalten gesucht, haben den äußeren Feind abgewehrt, haben ihn niedergeworfen und das Vaterland geschaffen.

Sie konnten das, indem sie Herren über sich selber waren.

Unserer Zeit blieb es aufbewahrt, das Doppelterrungene zu höchster geistiger und kultureller Blüte zu bringen.

Wir hören überall die protzende Kulturhymne singen.

Und was sehen wir? Eine Kultur, die danach strebt und jagt, der Schwelgerei und Üppigkeit, einer Pseudokunst und Pseudobildung zu d i e n e n, statt sich zu immer edleren Höhen zu entfalten.

Wir sehen Männer, die sich selbst nicht beherrschen können, die ihre Kraft und Hoheit selbst so wenig achten, daß sie sie — vergeuden, und den traurigen Rest ihres entnervten und entidealisierten Ich an die Meistbietende verkaufen.

Männer, die nur noch das eine Ideal kennen, sich mühelos die prächtige faule Bärenhaut zu erhandeln — gerade als wären sie alle Orientalen geworden.

Wie manches charakterstarke und stolze Mädchen bleibt heutzutage lieber frei — als daß es sich mit diesem männlichen Ideal abfindet. Soll man den Frauen verdenken, wenn sie selber die schlummernden Kräfte aufrufen in sich, um in diesem Strom nicht ihr besseres Ich zu verlieren und mit unterzugehen. Nicht durch die lauten Schreierinnen wird die wahre Frauenbewegung vertreten; sie liegt in dem Willen und Wesen der deutschen Frauen, die das Unglück unserer Zeit klar erkennen und die Kraft haben, ihre Ideale zu wahren.

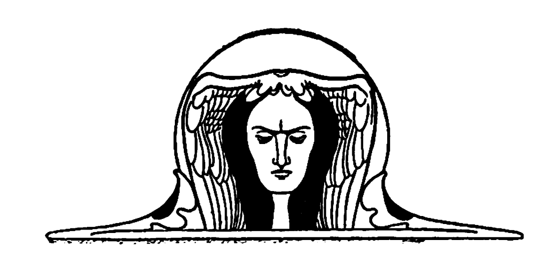
Nicht die physische Stärke des Mannes kann die klardenkende und tieffühlende deutsche Frau von heute zwingen oder überzeugen von der Autorität des Mannes — dann müßte ja jeder Athlet, jeder brutale Lümmel ihnen als Ideal erscheinen —, sondern allein die sittliche Kraft, die ihnen beweist, daß der Mann in der Selbstzucht nicht unter ihr steht.

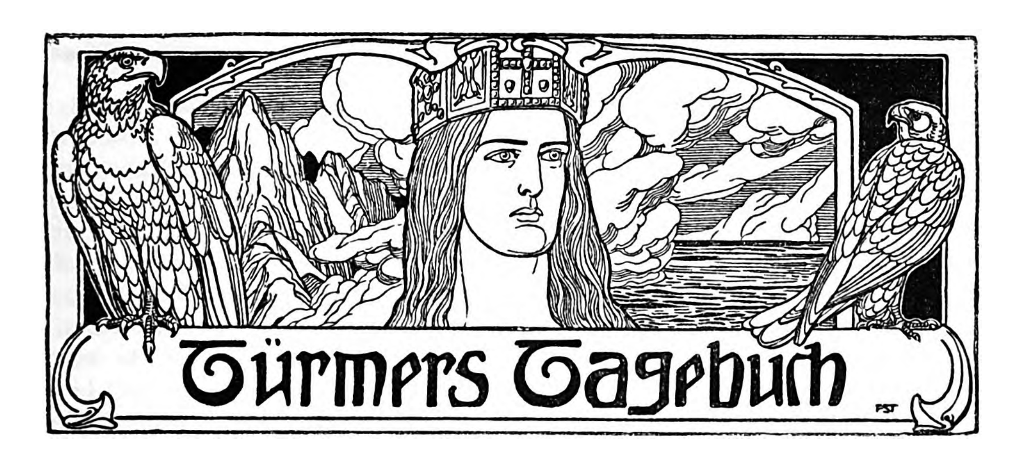
Ich glaube nicht, daß es der deutschen Frau von heute einen ebenso großen Eindruck machen würde, wenn der Mann heimkehrt mit blutigem Schwert und sagt: „Siehe da, ich habe drei Landesnachbarn erschlagen."

Wir denken heute über den Krieg anders als früher und wissen, daß er durch Diplomatie vermieden werden kann. Wir bewundern seine Roheiten und Greuel nicht mehr. Wir fürchten äußere Feinde nicht.

Wohl aber wird der Mann ihr glorreich erscheinen, wenn er ihr sagen kann: „Siehe, ich habe heute einen schlimmen inneren Feind niedergerungen und über ihn gesiegt."

Hero Max





Silvesterbeleuchtung · Das bißchen Zabern · Elsaß-Lothringen, ein Kulturproblem · Eine Groteske · Solidarität · Traugott Jagow, der Futurist · Kasperle-Theater · Bülow

Das Jahr ist tot. Es lebe das Jahr! „In vielen Neujahrsübersichten", läßt sich Friedrich Naumann im „Berl. Tagebl." vernehmen, „wird den Führenden und Regierenden Lob und Preis gesagt, daß sie alles so wunderbar gut gemacht haben. In den alten Zeiten lobte man Gott den Allmächtigen und sang und blies von den Kirchtürmen: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Das war besser und größer gedacht, als wenn jetzt lauter kleine Werkmeister und Monteure der Weltgeschichte angeblasen und angesungen werden, als ob sie wer weiß wie klug, erhaben und weitblickend gewesen seien. Es geschieht nämlich sehr oft, daß der große Unbekannte, der hinter den Dingen ist, ... das erst wieder ausbessert, was die Hochwohlweisen versäumt haben, daß aber dann die Diener der letzteren sich schleunigst über ihre Papiere beugen und mit schönen Buchstaben schreiben, was für Meister wir neuerdings besitzen."

So ungefähr im Jahre 1913. Es ist schließlich alles viel besser gegangen, als man von vornherein erwartet hat: „Wer sich genau vergegenwärtigt, was in politisch unterrichteten Kreisen vor einem Jahre etwa gesprochen wurde, der muß anerkennen, daß die Luft reiner und die Aussicht klarer geworden ist. Das Verhältnis von Deutschland und England ist besser, der Friede am Bosporus ist leidlich fest, die mitteleuropäischen Mächte sind ohne Schaden aus den Prüfungen dieser letzten Zeiten herausgekommen. Das alte Jahr schließt in auswärtiger Politik (und diese ist immer die Voraussetzung alles übrigen Daseins, da ein Krieg der unabsehbare Abbruch aller friedlichen Mühen und Hoffnungen sein würde), das alte Jahr schließt in europäischer und außereuropäischer Politik für uns befriedigend, was nun für einige Professoren und solche, die es werden wollen,

der Anlaß ist, den gegenwärtigen Reichskanzler und den über ihm stehenden Kaiser in eine silvesterfrohe Beleuchtung zu setzen.

Über den Anteil des **Kaisers** zwar an den europäischen Wendungen und Wandlungen kann man nicht sprechen, da er sich privatim vollzieht und durch die Verantwortlichkeit des Kanzlers gedeckt sein soll. Gewöhnlich verfährt man in monarchischen Kreisen nach dem Rezept, daß wohlgelungene Unternehmungen vom Monarchen erdacht worden sind, während weniger glückliche Regierungshandlungen möglichst vom Kanzler auf den Staatssekretär abgeschoben werden. Da nun also die Dinge leidlich gut gegangen sind, steht nichts im Wege, sie dem Monarchen auf sein persönliches Konto zu setzen. Doch auch der **Reichskanzler** will gern heimlicher Kaiser sein, über den Ministerien und Reichsämtern wohlgeborgen thronend, ein Abbild der Weisheit, die nicht aus der Masse aufsteigt, sondern die an sich existiert und an der aller eigenwilliger Volkswille abprallt wie Wintergewässer an steinerner Mole. Während Fürst Bülow von Rom aus den berechtigten Versuch macht, seine Kanzlerzeit in guten Ruf zu bringen, wird von denen, die niemals die gewesenen Größen kennen, jetzt sein Nachfolger höher gehoben, als irgendein Träger der Macht seit Bismarcks Abschied aus der Wilhelmstraße.

Nun gönnen wir gern jedem seine Ehre und sind auch überzeugt, daß die persönliche Unantastbarkeit und Redlichkeit des gegenwärtigen verantwortlichen Leiters der deutschen Politik ein nicht unbeträchtlicher Aktivposten in unserer internationalen Rechnung ist, aber man täusche sich doch nicht darüber, daß der gute äußere Ausgang verwickelter Dinge noch lange nicht hinreicht, um dem deutschen Volke für die Zukunft ein Gefühl der Sicherheit zu geben! Wir gehen in das Jahr 1914, ohne daß man weiß, wohin die Fahrt sich richten soll, denn die Mehrheit des Volkes **glaubt offenbar nicht an die Silvesterbeleuchtung von 1913.**"

Die Zaberner Vorgänge haben diese Stimmung nur ausgelöst, nicht geschaffen. An sich hätte der Fall leicht überwunden werden können, wenn er ein Einzelfall gewesen wäre. Aus diesem Einzelfall erwuchs aber ein Kampf um die **Leitung des Staates**, und die Kundgebungen des Reichstags waren „ein **Ausdruck der Hilflosigkeit eines großen, opferbereiten, geschichtswilligen Volkes**, das auch am Schlusse des Opferjahres 1913 (das den Wehrbeitrag bewilligte) nicht weiß, wie es zu einer vom Volke getragenen Regierung kommen kann".

„Dabei handelt es sich nicht, wie die Konservativen glaubhaft machen wollen, um eine theoretische Forderung der Demokratie oder des Republikanismus. **So demokratisch** ist die Mehrheit der Deutschen **garnicht**, daß sie aus reiner Lust am richtig gedachten Prinzip einen politischen Streit vom Zaune brechen möchte. Weit entfernt davon! Solange das Staatsschiff leidlich gut geleitet wird, ist es der Mehrheit in allen Parteien praktisch ziemlich gleichgültig, nach welchen theoretischen Regeln der Kapitän ausgewählt wird. Daß die Frage nach der Einsetzung und Absetzung des obersten Reichs- und Staatsbeamten heute von links bis rechts überall besprochen und überlegt wird, ist ein Ergebnis der **prak-**

tisch vorhandenen Zweifel am Können der Regierenden. Es will jeder gern seine Pflicht tun, es wollen die Parteien dem Vaterlande dienen, es haben selber die Sozialdemokraten die Militärkosten mit bewilligt, das Volk in allen seinen Teilen ist weit entfernt von öder, inhaltloser Oppositionsmacherei, nur damit Lärm entstehe. Der Geist ist ernst und will ernst sein, aber eben dieser Geist von 1913 schließt mit der Frage: Was kann ein Volk tun, um richtig regiert zu werden?

Das ist das Thema für das neue Jahr. Nach einer Zeit starker wirtschaftlicher Kämpfe wendet sich das Interesse den politischen Grundfragen zu. Nicht als ob die Wirtschaftskämpfe zwischen Agrariern und Liberalen, zwischen Kapitalisten und Sozialisten zu Ende wären! Sicherlich nicht! Aber alle Teile fühlen, daß höher als der Vorteil der Einzelgruppen die Staatserhaltung selber steht, und daß es für diese ängstlich ist, wenn ohne Vertrauen weiter regiert wird.

Das Jahr 1914 wird ein Erinnerungsjahr an die Politik der heiligen Allianz und des Wiener Kongresses sein. Hinter das glänzende Beispiel nationaler Erhebung schiebt sich das Erinnerungsbild regierender Rückständigkeit. Metternich war der Mann von 1814. Was soll unsere Zeit aus dieser Jahrhunderterinnerung lernen? Soviel ist gewiß, daß sie lernen soll, nicht blind auf die Weisheit sterblicher Menschen zu trauen. Das Volk soll selber politisch etwas Eigenes wollen...."

* * *

Nein, es geht wirklich nicht um „das bißchen Zabern"! Freilich gibt es auch heute noch weltfremde Geister in Deutschland, die erstaunt fragen, was denn eigentlich los sei? So viel Lärm wegen einiger Straßenszenen in einer kleinen elsässischen Stadt, — wie kann man sich darüber bloß aufregen?

„Die so denken und reden," erklärt die „Frankf. Ztg." „empfinden weder für ihr Volk, noch für ihr Recht. Gewiß wäre es eine Kleinigkeit gewesen, die ersten Funken in Zabern auszulöschen, bevor eine Flamme daraus wurde, es muß indessen heute leider gesagt werden, daß diese Absicht augenscheinlich nicht vorhanden war, daß man vielmehr das loyale Städtchen Zabern auserſehen hatte, Autorität zu stabilisieren. Der junge Leutnant, der den ganzen Salat angerichtet hat, ist vom Kriegsminister im Reichstag geradezu verherrlicht werden. Leider erscheint seine Tat heute in einem weit übleren Lichte, als bisher, weil nunmehr aktenmäßig konstatiert ist, daß er die Kenntnis der beschimpfenden Bedeutung des Ausdrucks ‚Wackes' durch eigenhändige Unterschrift bestätigt hat. Er wußte das, er kannte das Verbot — trotzdem aber besaß er den traurigen Mut, auf die Tötung eines ‚Wackes' eine Prämie auszuloben, und er gestattete zugleich lächelnd, daß sein Untergebener diese Stechprämie erhöhte. Jugendlicher Kasernenhumor, gewiß keine Kopfjägerei, aber jedenfalls schwer beleidigend für eine anerkannt deutschtreue Bevölkerung. Der Leutnant ist bestraft worden, aber der Kriegsminister weigert sich, der schwer gekränkten Bevölkerung jene Genugtuung zu geben, die in der Veröffentlichung dieser Strafe liegen würde. Hätte man den jungen Mann,

der von anderen Achtung für seinen Rock beansprucht, aus Zabern versetzt, wäre die Flamme erstickt gewesen.

Das geschah nicht, weil die ‚Autorität' in Gefahr schien. Daß nun die Art, wie das Militär in dem loyalen Zabern weiter operierte, provozierend empfunden wurde, ist nicht erstaunlich, erstaunlich ist eher die Ruhe, die (von Janhagel und — „Genossen" abgesehen. D. T.) von der Bevölkerung bewahrt wurde. Einige glaubten für die Beschimpfung durch den Leutnant sich revanchieren zu sollen, andere machten sich des Lächelns oder gar des Lachens schuldig. Lachen aber scheint bereits staatsgefährlich zu sein, es ist dem deutschen Reichsbürger nicht mehr gestattet, der an dem Militär mit einer vorschriftsmäßig-griesgrämigen Miene vorbeizugehen hat. Ja, zum Teufel, hat man denn gar kein Verständnis für diese Groteske, die uns in der ganzen Welt blamieren muß? Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr werden hinter ruhige Bürger hergejagt, weil irgend einer unter ihnen gelächelt oder sogar gelacht hat! Und weil man des Lächlers nicht habhaft werden kann, sperrt man ganz Unbeteiligte rücksichtslos in den Kohlenkeller — keine Aufrührer, sondern Gerichtspersonen, Landgerichtsräte, gouvernementale Redakteure. Man hält sie fest und entzieht sie ihrem zuständigen Richter. Und das ist der Punkt, der nicht bloß Zabern angeht, sondern das Deutsche Reich, nicht das Militär, sondern uns alle... Es ist das Wesen des Rechts- und Verfassungsstaates, daß die Freiheit des Bürgers geschützt ist und sie nur unter Bedingungen beeinträchtigt werden kann, die *in den Gesetzen mit verbindlicher Kraft für jedermann* festgelegt sind. *Niemand darf die Gesetze außer acht lassen*, auch der Kaiser ist an sie in den ihm vorbehaltenen Gewalten gebunden. Kein Oberst und kein General steht über dem Gesetz. Wehe uns, wenn es jedem Offizier gestattet wäre, die Bürger nach Belieben zu behandeln und sie nach Gutdünken festzunehmen. Die Verletzung des Rechtes durch das Militär, die unter Billigung des Generals von Deimling erfolgte *widerrechtliche Freiheitsberaubung, der Bruch mit dem Rechtsstaat und mit der Verfassung* durch Überhebung der militärischen Autorität, das ist der Endpunkt in Zabern! Und das ist eine bitter ernste Sache, eine Frage, die an die Wurzeln des modernen Staates rüttelt..."

Gewiß brauchte der Fall des jungen Leutnants an sich ganz und gar nicht tragisch genommen zu werden. Er wäre ohne viel Aufhebens und jedenfalls viel glimpflicher — *auch für den Leutnant selbst, auch für die „Autorität"* — erledigt worden, wenn ihm die Sühne, die dann nicht einmal eine besonders empfindliche zu sein brauchte, auf dem Fuße gefolgt wäre. Aber diesen geraden, diesen selbstverständlichen Weg ist man eben *nicht* gegangen: „Man hat die schützende militärische Hand über den jugendlichen Herrn gehalten und *damit* seine Äußerung nicht nur zu einer *Kollektivbeleidigung des ganzen Landes* werden lassen, sondern auch einen Gegensatz zwischen Militär und Zivil konstruiert, der außerordentlich erbitternd und aufreizend wirken mußte. Es wird der Grundsatz, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch durch das tatsächliche Verhalten etabliert, daß dem Militär gegenüber die Zivilbevölkerung recht- und wehrlos ist, daß *der jüngste Leutnant mehr*

gilt als die Ruhe und der Frieden eines ganzen Landes, und daß unter gar keinen Umständen auch nur der Schein erweckt werden darf, als lasse man sich von den in der bürgerlichen Sphäre geltenden Begriffen von Recht und Sitte die Richtlinie vorschreiben....

Ungeschickter kann man wirklich nicht operieren, als es hier geschehen ist und noch geschieht. Die Rezepte der scharfmacherischen alldeutschen Presse kommen zu Ehren, die Stimmen der besonnenen, nach beiden Seiten zur Ruhe und zum Frieden mahnenden Blätter verhallen ungehört. Die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung', die alsbald bei der Hand war, die Verhängung einer dreijährigen Diktatur als radikales Beruhigungsmittel zu empfehlen, fährt durch Veröffentlichung einer Zuschrift, in der Ruhe um jeden Preis gefordert wird, ‚und wäre es die Ruhe des Kirchhofs unter einer Militärdiktatur', fort, ihre Eisenbart-Kuren zu ordinieren. In der ‚Deutschen Tageszeitung' setzt ein Generalmajor z. D. auseinander, ‚daß jeder Offizier, und vor allem der junge Leutnant, um den es sich hier handelt, es als eine Schmach ansehen würde, wenn man ihm ansinnen oder ihn zwingen wollte, unter den obwaltenden Umständen das Feld zu räumen und damit womöglich den Schein auf sich zu laden, als suche er der ihn vielleicht bedrohenden persönlichen Gefahr aus dem Wege zu gehen.' Der Gedanke, daß auch das Militär ein begangenes Unrecht anzuerkennen und unter Umständen wieder gutzumachen habe, ist dem Verfasser jenes Artikels etwas so Unfaßbares, daß er von General von Deimling, der als die treibende Kraft des Widerstandes gegen ein wie immer geartetes Entgegenkommen wohl angesehen werden darf, sagt: ‚Wenn er überhaupt ein persönliches Eingreifen für notwendig gehalten hätte, so hätte er jedenfalls andere Wege zur Unterdrückung des Straßenunfugs gewählt, als einige beruhigende Worte usw.' Worauf das hinzielt, darüber kann kein Zweifel sein — Säuberung der Straße mit den von Oberst von Reutter bereitgehaltenen Maschinengewehren! Ist's Wahnsinn gleich — hat's doch Methode! Daß das Heer eine Einrichtung des Volkes ist, für die es seine Söhne und seine Steuern opfert, daß das Heer eine Einrichtung ist, die nicht souverän über dem Bürgertum steht, sondern ein Bestandteil des Volksganzen ist, dem es sich einzufügen hat, unterworfen den Gesetzen, die vom Reichstag und Bundesrat gegeben werden, und kontrolliert durch das Parlament, das scheinen Herren dieser Art ganz zu übersehen...

Die Zahl der ‚Fälle' in Elsaß-Lothringen hat sich in den letzten Jahren bedenklich gemehrt. Von rechts her macht man die Verfassungsänderung dafür verantwortlich, die dem staatlichen Eigenleben des Landes und der politischen Betätigung seiner Bürger einen größeren Spielraum gewährt, als das früher der Fall war. Und weil sie nur diesen äußeren Zusammenhang sehen, ohne sich Mühe zu geben, auch einmal den inneren Zusammenhängen nachzugehen, machen sie die Verfassungsreform verantwortlich für die Unruhe und fordern, daß sie in Scherben geschlagen werde. Es ist richtig, daß die verschiedenen Vorkommnisse mit dem Einsetzen der Bewegung für die Verfassungsreform und ihrer Durchführung zeitlich ziemlich genau zusammenfallen, es wäre aber falsch, die Schlüsse daraus zu ziehen, die von rechts her gezogen werden. Ein erheblicher Teil der

beklagenswerten Fälle ist zunächst auf Mißgriffe und Fehler der Verwaltung oder, wie jetzt in Zabern, des Militärs zurückzuführen, und was übrig bleibt, darf nicht ohne weiteres als üble Folge der gewährten größeren Freiheit hingestellt werden. Unter dem alten Notablenlandtag war das politische Interesse gering; es ist gewachsen unter den neuen Verhältnissen. Darüber sollte man sich in Altdeutschland freuen, denn der Wunsch nach staatlicher Selbständigkeit und die lebendige Anteilnahme an der Verwaltung und dem staatlichen Ausbau des Landes sind der beste Beweis dafür, daß man willens ist, im Deutschen Reiche sich einzurichten, als Glied des Ganzen, aber als vollwertiger und gleichberechtigter Kontrahent. Daß diese Gleichberechtigung fehlt, daß das Land noch immer in Abhängigkeit von Berlin erhalten wird, verletzt seinen Stolz und mindert seine Freude am Ganzen. Solange dieser Zustand herrscht, wird es Ruhe und Frieden im Lande nicht geben. Daß man den Elsaß-Lothringern die volle Autonomie als Preis künftigen Wohlverhaltens vor Augen hält, als Prämie für gute Führung, kränkt ihren Bürgerstolz und führt ihnen das Vorhandensein eines Mißtrauens gegen sie vor Augen, das jene gereizte Stimmung erzeugt, die dann von der anderen Seite wieder als Beweis für die Notwendigkeit solchen Mißtrauens angerufen wird. So paradox es denjenigen erscheinen mag, die mit der gepanzerten Faust glauben Ruhe schaffen zu können: es gibt nur ein Mittel, wirklichen Frieden herzustellen — das ist die Gewährung der vollen staatlichen Selbständigkeit Elsaß-Lothringens. Vertrauen gehört dazu, diesen letzten entscheidenden Schritt zu tun; aber dieses Vertrauen würde belohnt werden."

Die Rechtsfrage als solche liegt ja für jeden, der sich und anderen nicht Sand in die Augen streuen will, sehr einfach. Kann nur einfach liegen, wenn anders wir in einem Rechtsstaate leben. Wie der Berliner Staatsrechtslehrer Dr. Anschütz in der „Deutschen Juristenzeitung" an der Hand der einschlägigen Bestimmungen Schritt für Schritt feststellt, kann der Regimentskommandeur nach dem Reichsgesetz vom 30. Mai 1892 über die Verbreitung des Kriegszustandes in Elsaß-Lothringen den Kriegszustand, unter sofortiger Meldung an den Kaiser, an sich zwar in Szene setzen. Dies hat er aber nicht getan. Das Militär kann sich auch auf jene Sonderbestimmungen im Zaberner Falle unmöglich stützen, auch nicht auf einen „Notstand". Grundlegend ist Art. 36 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, der bestimmt:

„Die bewaffnete Macht kann zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausführung der Gesetze nur in den vom Gesetze bestimmten Fällen und Formen und auf Requisition der Zivilbehörde verwendet werden. In letzterer Beziehung hat das Gesetz die Ausnahmen zu bestimmen."

Der klare Sinn ist der: Das Militär darf in außermilitärischen, insbesondere polizeilichen Angelegenheiten nur als Vollstreckungswerkzeug und nur dann verwendet werden, wenn es von der zuständigen Zivilbehörde gerufen wird. Diese Vorschrift gilt als Bestandteil der preußischen Militärgesetzgebung gemäß Art. 61 R.-Verf. im ganzen Reiche

(ausgenommen Bayern), also auch in Elsaß-Lothringen, und zwar noch heute, da sie durch ein Reichsgesetz bisher nicht abgeändert wurde. Da eine Requisition der bewaffneten Macht durch die Zivilbehörde nicht erfolgt war, die Zivilbehörden, auf ihre eigene Kraft vertrauend, obendrein gegen jede Usurpation ihrer Kompetenz durch das Militär auf das entschiedenste protestiert hatten, war es schon deshalb ein Rechtsbruch, wenn die Usurpation dennoch, wie geschehen, erfolgte. Es war gesetzwidrig, wenn das Militär proprio motu und mit Gewalt das Publikum von den öffentlichen Straßen und Plätzen vertrieb, gesetzwidrig, wenn es unter Zerstörung von Tor und Tür in die Wohnungen eindrang, um nach „Schuldigen" zu suchen, und ein ganz flagranter Rechtsbruch, wenn die festgenommenen Personen in den Pandurenkeller der Kaserne eingesperrt und dort bis zum nächsten Tage gefangen gehalten wurden.

Über die Interpellationsdebatte im Reichstag bemerkt Professor Anschütz u. a.: „Wenn der Reichskanzler dem Militär das Recht vindiziert, sich gegen rechtswidrige Angriffe mit der Waffe zu wehren, so ist das selbstverständlich und wird von niemand bestritten, trifft aber nicht den Kernpunkt der Sache... Und höchst bedauerlich ist es, wenn er es für berechtigt hält, daß das Militär seine Interessen schützt, ‚auch wenn bei den Maßnahmen, die ergriffen werden, die gesetzlichen Grenzen nicht eingehalten werden' (!!)..."

* * *

Aber lassen wir einmal das „Recht" beiseite, versetzen wir uns in die Seele dieses durch zwei Jahrhunderte unserem Reichswesen entfremdeten Bruderstammes. Da ruft nun der katholische Pfarrer aus dem Elsaß M. Reichwaldt, ein treuer Vorkämpfer der deutschen Sache, wehklagend aus: „Reden hätte man müssen, unbedingt reden, mit aller Offenheit! Wir Elsässer lassen mit uns reden, vor allem diejenigen, die schon längst ihre besten Kräfte einsetzen, um die deutsche Sache im Reichsland zu fördern und die Gegensätze auszugleichen. Wir warteten mit Schmerzen — soll ich es sagen? — mit Tränen in den Augen auf Klarstellung der Sachlage. Was manche von uns als Lebensziel sich gesetzt haben, die Versöhnung, die Beseitigung aller Hemmnisse des Fortschritts, die Erlangung vollständiger politischer Freiheit, alles wurde in Frage gestellt, wenn die Gemüter sich nicht beruhigten. Es erfolgten nur ungenügende Erklärungen und dagegen Schlag auf Schlag Strafmaßnahmen. Stellt man sich in Altdeutschland denn gar nicht vor, wie leicht es dadurch den Hetzblättern wurde, die Volksseele immer mehr zum Kochen zu bringen? Was nutzt solchem Schaden gegenüber der stumme, starre Standpunkt: Ansehen der Armee, Staatsautorität vor allem? Starr hätte er meinetwegen sein dürfen, aber ja nicht stumm! Was ist denn Ansehen, was bedeutet denn Autorität anderes als anerkanntes Recht, zu regieren? Um ‚anzuerkennen' müssen doch die Regierten vor allem ‚erkennen'. Oder möchte jemand allen Ernstes behaupten: die einzige oder auch nur vornehmliche Sprache der Autorität sei die der Bajonette und Maschinengewehre? Warum gäbe man sich denn sonst auch in Altdeutschland so viele anerkennenswerte Mühe, das Reichsland auch ‚moralisch' zu erobern und die alteinheimischen Bewohner zu ‚gewinnen'?...

Nicht einmal Paßzwang, nicht Diktatur und andere Staatsaktionen schnitten so in das Innerste eines jeden Elsässergemütes wie das jetzige Benehmen der Militärverwaltung. Jene Maßregeln beengten nur einzelne, hier kommt ein allgemein menschliches Empfinden, und zwar eines der tiefsten, in Frage. Entweder wird unser Ehrgefühl, sagen wir gleich, unser Menschengefühl — restlos befriedigt, oder das Deutsche Reich ertötet in uns die Grundlage jedes Ansehens."

Man vergegenwärtige sich doch, daß die Zustände im Reich und die Verwaltung, die es über das „eroberte Land" gesetzt hatte, auch nicht immer dazu angetan waren, zu der physischen Eroberung die moralische zu fügen. „Charakteristisch für den immer latenten Gegensatz zwischen der Zivil- und Militärherrschaft" erinnert Heinz Haupthoff in der Bremer Zeitschrift „Die Güldenkammer", „bleibt wohl der arge Streit, den Fürst Chlodwig Hohenlohe um den militärischen Doppelposten vor dem Statthalterpalais führen mußte. Der Vorgänger Chlodwig Hohenlohes war der Generalfeldmarschall Edwin Manteuffel, der die Statthalterschaft mit viel militärischem Pomp besorgte. Hohenlohe besaß keinen hohen militärischen Rang, am wenigsten einen solchen, der ihm den Doppelposten gewährleistete. Allein der Schillingsfürst hatte eine feine Witterung für Imponderabilien und er ahnte ganz richtig, daß es dem Prestige der von ihm repräsentierten Zivilgewalt Abbruch tun würde, vor allem in den Augen der Straßburger, wenn der Kommandierende in Straßburg seinen Doppelposten habe, des Statthalters Türe dagegen nur von einem bürgerlichen ‚Portier' behütet werde. Bismarck hatte Verständnis dafür und setzte durch, daß der Doppelposten blieb, wenn auch der andere Wunsch des Schillingsfürsten, die Generalsstreifen zu erhalten, nicht in Erfüllung ging. Diese Begebenheit liegt fast dreißig Jahre zurück, allein sie mutet an, als ob sie ein tagesgeschichtliches Ereignis wäre, so frisch und so unmittelbar ist ihre Wirkung. Sie ist auch nicht anekdotenhaftes Beiwerk, das man einflicht, um den Fluß der Darstellung interessant zu unterbrechen. Vielmehr dient sie dazu, den weiten historischen und politischen Rahmen einzustellen, in welchem das Kulturproblem Elsaß-Lothringen erstehen soll. Tatsächlich ein Kulturproblem voll reicher und soziologischer Zusammenhänge, beweiskräftig auch für unsere kolonisatorischen Fähigkeiten. Wir hatten verlorene Provinzen zurückerobert und hatten dann die nicht minder schwierige Aufgabe, sie uns national wieder einzugliedern. Die Aufgabe war schwer, weil Elsaß und Lothringen rund zweihundert Jahre zu Frankreich gehörten, *während eines Zeitraumes, in welchem Frankreich die Blüte seiner nationalen Kultur und seine größte Machtentfaltung erlebte.* Wir kennen die Verwaltung des vorrevolutionären Frankreichs aus Toquevilles und Taines eindringenden Studien, wir wissen, daß die straffe Zentralisation auch die Eigenart bestimmter Landesteile zurechtkommen ließ, wo solche wenigstens vorhanden war. Die Revolution hat hieran nicht viel geändert, das Kaiserreich, die Restauration, das Julikönigtum und napoleonische Cäsarodemokratie auch nicht. Es ist doch charakteristisch, daß das Elsaß sein deutsches Sprachgut bewahrte; nicht minder seine eigengeartete Lebenskultur, in der sich vielerlei Elemente mischten, die ethnographisch und politisch zu werten sind. Man kann auch aus

völkerpsychologischen Gründen verstehen, warum sich Elsässer und Lothringer in den Staat Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger verhältnismäßig leicht einordneten, sofern man berücksichtigt, daß Frankreich staatlich und kulturell damals ein Ganzes war, daß die französische Kultur ihren Eroberungszug durch das festländische Europa antrat, während umgekehrt das heilige römische Reich deutscher Nation, durch Religionskriege entkräftet, in schwachen Territorialstaaten auseinanderfiel, die weder nach innen noch nach außen besondere Anziehungskraft übten. Immer aber muß man betonen, daß Frankreich die Psyche des Elsasses, d. h. die der Bevölkerung germanischen Stammes, zart behandelte und sich damit begnügte, den Firnis der französischen Kultur aufzutragen, der nach außen dann die Provinzen als gallizisiert erscheinen ließ. Oder hat man vergessen, daß unsere Heere 1870 im Elsaß eine reindeutsche Bevölkerung fanden, deutsch wenigstens in ihrer Sprache und in dem Teil von Lebensgewohnheiten, das sich nicht anders als rassenmäßig bedingt erklären läßt? Diese reindeutsche Konfiguration prägte sich auch für die Folgezeit aus, so daß die statistische Untersuchung über rein- und gemischtsprachige Gemeinden, die die reichsländische Regierung 1881 veranstaltete, das bemerkenswerte Resultat ergab, daß Unterelsaß nur verschwindend wenig reinfranzösische Gemeinden besaß, noch weniger Oberelsaß, die beide auch nur einen sehr geringen Prozentsatz gemischtsprachiger Gemeinden hatten, während nur Lothringen unter der Gesamtzahl von 752 Gemeinden 341 ausschließlich französisch sprechende besaß, ferner 30 gemischte, aber vorwiegend französische Gemeinden. Vergleichszahlen bietet die Volkszählung von 1910, die für das Reichsland eine Bevölkerung von rund 1 900 000 Köpfen ergab, von denen etwa 200 000 Französisch als ihre Muttersprache bezeichneten....

Als uns das Reichsland zufiel, hätte uns reifere Einsicht wohl gebieten oder empfehlen können, den soziologischen und kulturellen Aufbau der Bevölkerung sorgfältig zu studieren. Allein dazu reichte es bei uns um so weniger, da wir gerade im Begriff standen, die Periode staatlicher Zersplitterung abzuschließen, den geographischen Begriff Deutschland politisch und kulturell aufzufüllen. Das Reich war keineswegs eine Einheit, barg in sich so viele Gegensätze, von denen gerade die schärfsten auch die neuen Provinzen trafen, so den konfessionellen, der den Kulturkampf auslöste, was unleugbar zur Vertiefung der protestlerischen Gesinnung im Elsaß und in Lothringen beitragen mußte, zumal der Klerus die politische Führung in die Hand nahm, um sie bis heute nicht wieder abzugeben. Weiter kam in Betracht, daß selbst der divinatorische Blick Bismarcks dem reichsländischen Problem gegenüber versagte. Zunächst galten sie ja als erobertes Land, das vornehmlich die Militärs interessieren mußte, da sich nach gemeiner Anschauung der Revanchekrieg Elsaß und Lothringen als Schauplatz aussuchen werde. So waren die siebziger und achtziger Jahre im ganzen eine herbe Leidenszeit, weil in Straßburg und Berlin alles unter militärischem Gehwinkel eingestellt war, was sich äußerlich schon darin kundgab, daß das Reichsland anfangs eine oberpräsidiale Verwaltung und Verfassung hatte, die sich in allen Dingen dem militärischen Kommando unterordnete. Die Umwandlung in die Statthalterschaft

hat praktisch daran nicht viel geändert, weil eben alles von der Persönlichkeit des Statthalters abhing und abhängt, ob er der tatsächliche Regent des Landes ist oder nur eine dekorative Figur...

Man hat prinzipielle Fehler gemacht schon darin, daß die Verwaltung des Landes von Beginn an in nicht oder wenig geeignete Hände gelegt wurde. Als Ludwig XIV. die Provinzen vom Reiche losriß, legte er nicht Südfranzosen oder Beamte aus Bordeaux oder der Bretagne nach dem Elsaß. Die französische Verwaltung machte in ihrer Rekrutierung dem Elsaß gegenüber keine Ausnahme, weshalb sie auch nicht die Schwierigkeiten hatte, die sich sonst aus dem eigenartigen Charakter der Bevölkerung entwickeln mußten. Wir aber schickten Nord- und Süddeutsche wahllos nach dem Elsaß und nach Lothringen, erschwerten künstlich die Annäherung und Angliederung, weil es sich anfangs in fast allen Fällen nicht um dauernde Überweisung handelte. Schärfer noch trat das in der militärischen Verwaltung hervor, denn die Offiziere kamen durchweg aus dem Reich, ebenso die Rekruten, während die elsässischen Rekruten in Norddeutschland kantoniert wurden. Alles Maßregeln, die unter dem Sehwinkel dauernder militärischer Gefahr berechtigt waren, die aber doch unmöglich die protestlerische Gesinnung von Grund aus umformen konnten. So hat sich diese Gesinnung kräftig gehalten, eine geistige und politische passive Resistenz geboren, die sich vor allem bei den Reichstagswahlen äußerte. Bismarck mußte bei den Septennatswahlen 1887 erleben, daß in Elsaß und Lothringen überall Protestler gewählt wurden, weshalb er im Einvernehmen mit Chlodwig Hohenlohe die administrative Hand schwer auf die Bevölkerung niederfallen ließ. Es hatte sich also gezeigt, daß Edwin Manteuffels Taktik, die Notabeln und den hohen Klerus zu hofieren, nichts taugte (die selbe kurzgestirnte Kastenpolitik, die auch gegen das preußische Polentum geschwungen wurde. D. T.).

Das Reich, präziser Preußen, hatte sich eigentlich eine unlösbare Aufgabe vorgenommen, als es aus Mangel an Erfahrungen den alten Sundgau mit untauglichen Mitteln germanisieren wollte. Man muß wieder den weiten Horizont der historischen Entwicklung sehen, berücksichtigen, daß Deutschland als ‚Einheitsstaat' die Reste des Territorialsystems keineswegs abgestreift hat. Im Gegenteil, sie haben kräftige Schößlinge hervorgetrieben, ihre alte Bodenständigkeit behauptet, was Pangermanisten als Unheil, ihre historisch eingestellten Gegenfüßler als Segen betrachten mögen. Allein im Reichsland, besonders im Elsaß, war die ferne Erinnerung daran nicht verschwunden, als Glied des alten Reiches über eine Fülle territorialer Selbständigkeiten geboten zu haben. So läßt sich die Wandlung in der Psyche des Volkes kontrollieren, bis sie klar und deutlich über die Bewußtseinsschwelle tritt. Deutschland hielt seine Eroberung fest, es fuhr mit rauher Hand in die Beziehungen, die noch tausendfältig nach Frankreich hinüberleiteten, sozial, kulturell, wie sie bei der zweihundertjährigen Tradition die natürlichsten Dinge auf der Welt sind. Doch wollte man im Elsaß seine Eigenart behaupten, für die man bei den Eroberern scheinbar so wenig Verständnis fand. Auch das ist zu erklären, denn die Bevölkerung war immer noch Objekt der Gesetzgebung durch das Reich, weil man Mißbrauch von der Selbständigkeit



Karls-Fresken V
Taufe Wittekinds

Ⓣ

Nach Alfred Rethel von Josef Kehren

fürchtete. Und diese wollten Elsässer und Lothringer erreichen, um so mehr, je größer die zeitliche Distanz zu den Ereignissen wurde, die sie an Deutschland zurückgebracht hatte ...

Nun hat das Reichsland seine Verfassung, die allerdings nur ein Zwitter ist, denn es fehlt die völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit, wie sie die bundesstaatliche Einordnung voraussetzt. Indessen sind hier Imponderabilien zu respektieren, die ihre empfindsamen Stellen so gut im Reiche, als auch im Reichslande haben. Wir müssen es zunächst als Tatsache hinnehmen, daß Elsaß und Lothringen im Ablauf der vier Jahrzehnte nicht germanisiert worden sind in dem Sinne, daß sie ihr geistiges, ihr wirtschaftliches und kulturelles Gesicht völlig dem Rhein zukehrten, daß sie sich soziologisch in das Reich eingliederten. Das braucht durchaus nicht erschütternd oder nur betrüblich zu sein, da es sich vornehmlich um die Sünden von Unterlassungen und Mißgriffen handelt. Wir haben das Tempo der Germanisierung wahllos beschleunigt, nachgeholfen, ursprünglich durch den militärischen Druck, dann durch die Verwaltung, die ein ganz eigentümliches Verhältnis zu der Bevölkerung hat. Immer wirkt noch der Geist mit, der argwöhnisch beaufsichtigt, nicht voll vertraut, der sich selbst objektiviert und deshalb der Psyche des Volkes, seiner kulturellen Eigenart oft so verständnislos gegenübersteht. Und unleugbar ist, daß sich in den letzten Jahren das eine oder das andere zuungunsten der Germanisation geändert hat. Vor fünfzehn Jahren war Wetterles Journal ein kleinformatiges Wochenblatt von geringer Auflage, das, wie wir zufällig erfuhren, hauptsächlich nach Frankreich versandt wurde. Heute hat es an Einfluß, an Bedeutung und Umfang beträchtlich zugenommen ... Und das Wichtigste ist, die Generation, die nach 1870 geboren wurde und heranwuchs, sie pflegt vielfach die Tradition, die mit der Einsargung des letzten Optanten begraben schien. Hierher gehört alles, was als Souvenir français, als Lorraine sportive, als Cercle des étudiants alsaciens-lorrains, was als die Propaganda der Nationalisten für die ‚Doppelkultur' im Reiche vielfach mit Staunen und Mißvergnügen beobachtet wurde. Wenn die Massenpsychologie sich zur angewandten Völkerpsychologie ausweitet, so werden wir dieser auch sonst beobachteten Erscheinung wohl näher treten, als wir dás jetzt tun, wo wir uns begnügen, diesen Rückschlag rein politisch zu werten. Und dabei machen wir wieder den Unterlassungsfehler, der sich allgemein dem Reichsland gegenüber als Versäumnis nationaler Pflichten kennzeichnet. Gewiß, der Reichskanzler und die sonst zuständigen Instanzen haben Beamte dahin gesandt, die regierten und verwalteten, die kamen und gingen, die aber, von Ausnahmen abgesehen, niemals in den richtigen Kontakt mit der eingesessenen Bevölkerung gelangten. Sonst haben wir uns im Reiche wenig oder gar nicht um das Elsaß, um Lothringen gekümmert, abgesehen von den Monaten, da die Verfassungsfrage das politische Interesse aufpeitschte. Alles geht unabänderlich seinen Gang, auch die militärische Belegung, die noch immer so gehandhabt wird, als ob das Reichsland aus eben eroberten Provinzen bestünde. Man könnte hier auf den Fall Zabern exemplifizieren, doch möge der Hinweis genügen, daß er nur eine Folge des Systems ist,

das die Germanisation nur im militärischen Rahmen sieht. So haben wir im Reichsland durchweg Offizierkorps, die sich aus Norddeutschen rekrutieren, deren kastenmäßig traditionelle Exklusivität in der behaglichen Lebensdemokratie besonders des Elsasses doppelte Schranken um sich herzieht. Man lebt nebeneinander, nicht miteinander, man versteht sich nicht und will sich nicht verstehen. In der Flut der Erscheinungen hat der Fall Zabern ja keine Bedeutung mehr; aber er gibt noch Vergleichsmöglichkeiten insofern, als das eine wie das andere sich nicht hätte ereignen können in einer Umwelt, in der Offiziere und Eingesessene nicht als völlig fremde Wesen aneinander vorübergehen...

Wir suchen die Lösung des Problems darin, daß man einzig die Kultur und Eigenart des Volksganzen berücksichtigen muß, daß die Germanisation sich nicht nur nach Bedürfnissen der norddeutschen Umwelt richten soll, sondern sich mit der elsaß-lothringischen Sonderkultur heimisch einzuleben hat. Mit gewaltsamer Eindeutschung, die den staatlichen Verband sprengt, die in alle Nervenstränge unsägliche Verbitterung leiten würde, ist da erst recht nichts zu helfen, würde vielmehr Reibungsflächen von unübersehbarer Ausdehnung schaffen. Allein wir dürfen das Reichsland kulturell nicht verkümmern lassen, müssen, als Volksganzes, danach trachten, alle Strahlen der elsässischen Volkskultur nach Deutschland zu leiten, an seiner Literatur, an seiner Kunst ebenso teilnehmen, wie wir es wirtschaftlich längst umfaßt haben, was sich vor allem in der industriell-kapitalistischen Entwicklung zeigt. Und umgekehrt, aus dem Reiche alles hinübergeben, was vorhandene Beziehungen stärkt und stählt, was neue knüpft. Solche Brücken fehlen, sie zu bauen ist notwendig, ebenso, sie sehr tragfähig zu machen.

Vielleicht beginnt die neue Germanisation des Reichslandes erfolgreich an dem Tage, da wir es kulturell neu entdeckten und uns selbst damit eine Fülle von rhythmischer Kraft und von ursprünglicher Eigenart offenbarten.

Oder sollte die deutsche Kultur nicht stark genug sein, die organisch gewordene elsaß-lothringische Sonderart zu ertragen? Es ist doch ein Umbildungsprozeß im Fluß, der Zeit braucht, der indes auch durch das forcierte gallische Interesse nicht mehr unterbrochen werden kann. Das wird immer latent bleiben, wofür als Erklärung die feine Bemerkung Gabriel Hanotaux dienen möge von der besonderen französischen Aktivität an der Ostgrenze. Seitdem Belgien aus dieser politischen Interessenzone schied, waren es Luxemburg und die Rheingrenze, auf die sich diese Aktivität konzentrierte. Nun sind es notwendig Elsaß und Lothringen, die vor 1870 niemals die umsorgten Lieblinge Mariannes waren. Dennoch können wir gelassen bleiben, moralische Eroberungen machen, auch wenn das Reichsland ein Eigenstaat wird, mit singularen Kultur- und Lebensinteressen. Die Geschichte ist ja dazu da, daß wir nichts aus ihr lernen. Immerhin hat Altengland den Fehler nicht wiederholt, den es gegenüber den nordamerikanischen Freistaaten machte. Das Kolonisieren will eben gelernt sein."

* * *

Unser Zeitalter des Kapitalismus und des Verkehrs ist der Aufbewahrung kleiner „Eigenstaaten" mit „singularen Kultur- und Lebensinteressen" so wenig

hold, daß es schon künstlicher Reize, der Aufpeitschung eines bewußten Oppositionsgeistes bedarf, ihnen Dauer zu verleihen. Diese Gefahr ist es also wohl nicht, die uns von einem Elsaß-Lothringen drohte, in dem einmal erst der Oppositionsgeist mangels Nahrungsmitteln an Entkräftung entschlafen wäre. Was dann noch an Eigenwuchs erhalten bliebe, wäre nur eine Bereicherung unseres Volksganzen, das wir eher fördern als mindern müßten. Es wird schon mehr weggeschliffen, als gut ist, und oft ist es gerade unser Bestes, was wir aus lauter Allerweltssucht, „Anpassungs“-Bedürfnis und Uniformierungsgelüst zum Schleifstein tragen. Aber ein unergründlich tiefsinniges Problem bleibt es, den Oppositionsgeist dadurch zum Verhungern zu bringen, daß man ihn auf Mastkur setzt, durch Diktatur einen Zustand zu schaffen, der keiner Diktatur bedarf, moralische Eroberungen mit Säbel und Schießgewehr zu machen. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!“

Ist dies schon ein Problem, von allen exotischen Reizen umgabt, — ihm tritt ein ebenbürtiges Gegenstück zur Seite. Während mit dem Geschrei von Tobsüchtigen gegen eine ganze, in ihrer großen Mehrheit — trotz allen Gekreisches! — friedliche und im Grunde freundlich gesinnte Bevölkerung mobil gemacht und mit dem schwersten Geschütz angerückt wird, sinkt die gepanzerte Faust kraftlos herab und belfert nur das Mäulchen, wo es sich in der Tat um Herausforderungen handelt, deren Duldung ein beschämendes Eingeständnis feiger Ohnmacht ist. Denn das bloße Schäumen des Mundes und Knirschen der Zähne mit der geballten Faust in der Tasche ändert nichts an diesem Zustande tatloser Duldung und macht die Situation nur lächerlich. Ich habe hier die zahlreichen greifbaren Einzelfälle im Auge, in denen Deutsche in ihrem eigenen Hause von schamlosen Verächtern ihrer Art auf das Frechste verhöhnt, beschimpft, geistig, sogar körperlich gemißhandelt werden. Hier gilt es mit der ganzen rücksichtslosen Strenge des Gesetzes und der Staatsgewalt zuzupacken und durchzugreifen, wo aber das Gesetz versagen sollte, nicht Ausnahmebestimmungen zu schaffen, sondern die entsprechenden Paragraphen des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich zu verschärfen oder zu ergänzen. Damit würden nur Schuldige von den ihnen gebührenden Strafen — und das von Rechts wegen — ereilt, nicht aber eine ganze Bevölkerung, schuldig oder nichtschuldig, summarisch für minderen Rechts erklärt und unter Polizei- oder Militärwillkür gestellt werden. Keine Schonung den frechen Hoch- und Landesverrätern! Mögen sie ihre Gesinnung im Herzen tragen und vor ihrem Gewissen verantworten, so gut oder so schlecht sie's können, — Gesinnungen stehen nicht unter Staatskontrolle. Wer aber solche Gesinnung öffentlich gegen den Herrn des Hauses zur Schau trägt, um ihn verächtlich zu machen, zu beschimpfen und zu schädigen, der muß sich auch über die Folgen klar sein, der soll auch fühlen, wer der Herr im Hause ist, und daß dieser Herr Mannes genug ist, seiner Hausordnung auf das nachdrücklichste Respekt zu verschaffen. Wenn der „Courier de Metz“ über die begeisterte Aufnahme französischer Matrosen in Athen unter der Überschrift „Unsere Matrosen“ berichtet, so ist das Hochverrat, und wenn ein angebliches Witzblatt, wie die illustrierte Wochenzeitung von Zislin, „Dur's Elsaß“, das deutsche Volk in Wort und Bild auf das

infamste — dazu noch unter blutschänderischem Mißbrauch der deutschen Sprache — besudelt, so ist das nicht weniger als Hoch- und Landesverrat. Reichen aber Gesetz und Rechtsprechung des Deutschen Reiches und Volkes nicht einmal dazu, dieses Reich und dieses Volk gegen solchen Schimpf und Verrat zu schützen, dann ist das ein schmachvoller Zustand, der jedem ehrliebenden Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben muß und die längste, aber auch die allerlängste Zeit gedauert haben sollte. Wenn das Gesetz die Majestät des Fürsten schützt —: ist die des Vaterlandes und der Nation minderen Ranges?

Und nun sehen wir uns einmal diese deutsche Welt als Wille und Vorstellung mit unseren eigenen klaren Augen an: liegt nicht ein grausamer Humor darin, daß hier auf der einen Seite nackter, ob auch nach der gegenwärtigen Rechtsprechung vielleicht nicht „strafbarer" Hoch- und Landesverrat, öffentliche Infamierung der ganzen deutschen Nation in Ergebenheit als ein unabänderliches Fatum mit etlichen allgemeinen Entrüstungsphrasen hingenommen wird, während auf der anderen Seite wegen der „Beleidigungen" eines Jünglings im Offiziersrock, wegen despektierlichen „Lächelns" und anderer Ungebühr Maschinengewehre aufgepflanzt, Verhaftungen vorgenommen werden, ganz Deutschland, der ganze Erdkreis alarmiert wird? Ist das nicht eine erschütternde — Groteske? — Es scheint, wir haben jedes Augenmaß verloren. Mit Kanonen schießen wir auf Spatzen, mit Pustrohr und Papierkügelchen auf fletschendes Raubgezücht, das in unser Haus bricht und uns die Pranke mitten ins Gesicht schlägt. Wir empfinden eben nur die „Beleidigungen", die uns als Mitgliedern unseres „Standes", unserer „Klasse" eine Gänsehaut erregen, nicht die Schmach, die uns als Glieder des Volksganzen, als Söhnen der Mutter Germania ins Gesicht gespien wird.

Nun, ein jeder muß ja wissen, worin er seine höchste Ehre setzt, was ihm das Teuerste vor allem ist...

In einer Versammlung in Essen schilderte Dr. Reismann-Grone die Zustände im Reichslande: „Elsaß-Lothringen ist deutsch, und wir lieben dieses deutsche Volk so wie jeden anderen deutschen Stamm. Aber dieses Land ist mit einer Flut von Spionen, französischen Hetzern und Französlingen überzogen ... Vor zehn Jahren hatten wir drei französische Zeitungen, heute fünfzehn, und die Presse hetzt tagtäglich gegen alles Deutsche. Hier (Redner zeigt ein Bild der schon rühmlichst erwähnten Wochenschrift „Dur's Elsaß" vor) sehen Sie, wie man uns Deutsche andauernd beschimpft; hier sehen Sie den deutschen Michel abgebildet mit der schwarz-roten Zipfelmütze als einen stoppelhaarigen Kerl mit roter Schnapsnase, und so wird in diesem elsässischen Witzblatte, das in Tausenden von Exemplaren übers Land geht, der Deutsche stets als ein abstoßender, gemeiner Kerl, vor allem der deutsche Wanderer als ein plumper, brillenbehafteter unrasierter Bummler dargestellt, der Franzose aber stets elegant, bildschön, meist in zärtlicher Beziehung zu der Elsässerin oder Lothringerin, während der tölpelhafte deutsche Liebhaber hinter ihm herläuft. Dies ist die Germania (Redner zeigt das Bild vor), ein gemeines Fischweib mit Triefaugen, die deutsche Kaiserkrone auf dem Kopf, welche mit einem anderen Frauenzimmer zusammen, die Verkörperung der deutschen Frau, Elsaß-Lothringen zerreißt. — Hier ein Bild: der

reitende Kaiser; hinter ihm laufen die deutschen Beamten und Offiziere und fangen entzückt in Hüten und Helmen Orden und den Dreck des kaiserlichen Pferdes auf. Und für die deutsche Frau gibt es immer nur ein Bild: ein ekelerregendes, fettwanstiges, ungekämmtes Frauenzimmer, während die Französinnen und Elsaß-Lothringerinnen in der schicksten Form und Toilette erscheinen. Hier etwas für die Lehrer im Saale. (Redner zeigt ein Bild.) So werden deutsche Schullehrer im Elsaß an den Pranger gestellt: ein schlampiger Knote, der mit der Klopfpeitsche die Elsaß als Kind verprügelt; daneben steht wieder die gemein karikierte Germania. Und so geht das in Hunderten von Abbildungen wöchentlich weiter. Ich zeige ein Blatt, aber Dutzende sind derselben Gesinnung. So werden wir Deutsche in Elsaß-Lothringen behandelt!...

In Bild, Schrift und Wort wird seit Jahren das Deutschtum gemein beschimpft, der Deutsche als ein feiger und fießer Schuft dargestellt. Das Deutschtum steht in Elsaß-Lothringen am Pranger und der Deutsche ist rechtlos; vom Nachtwächter herauf bis zum Statthalter beugt sich alles vor den Französlingen, welche das Land beherrschen; und die Gemahlin des Statthalters schickt dem wegen Beleidigung eines hohen altdeutschen Beamten auf zwei Monate ins Gefängnis gesandten Wetterlé Geschenke in die Zelle, und sie spricht mit Vorliebe bei öffentlichen Gelegenheiten Französisch in einem Lande, das seit 1870 zum Deutschen Reich gehört."

Dem hält nun Theodor Frisch im „Hammer" entgegen — und die Leser mögen selbst urteilen, ob dies auch die Meinung des Türmers ist und immer war:

„Wir meinen aber, gegen diese Zustände kämpft man nun nicht dadurch erfolgreich an, daß man gegen den verhetzten Pöbel den Säbel zieht, sondern dadurch, daß man die Quellen dieser giftigen Gesinnung verstopft. Der pöbelhaften Presse und anderen frechen Hetzern ist nachdrücklich zuleibe zu gehen, vor allem aber auch darauf zu halten, daß nicht durch Schwächlichkeit in der obersten Leitung die Anmaßung der Reichsfeinde genährt und gehätschelt wird. Schwäche von oben kann nicht durch Schneidigkeit von unten ausgeglichen werden; umgekehrt: wenn der feste klare Wille oben vorhanden ist, so kann man unten und im kleinen geduldig und nachsichtig sein. Das ist die klügere Politik. Im übrigen aber sollte durch eine geschickt geleitete Presse die geistige Erziehung dieser irregeführten und verbitterten Stammesbrüder in die Hand genommen werden. Leider bekundet der Deutsche nach dieser Richtung wenig Talent — und die Regierung nicht einmal das rechte Verständnis für eine solche Aufgabe. Man hat noch nicht erkannt, daß die Dinge des Lebens schließlich nicht durch äußere Maßregeln und Gesetze, sondern von innen — durch den Geist geschaffen und geleitet werden."

Der „Hammer" ist ein Blatt, das in liberalen Kreisen als „reaktionär bis auf die Knochen" gelten darf. Danach sollte es doch etwas nachdenklich und besinnlich stimmen, wenn dieses „reaktionäre" Blatt sich auch sonst im Falle Zabern genötigt sieht, Regierung und Rechtsparteien den Star zu stechen: „So sehr auf die Wahrung der militärischen und staatlichen Autorität gehalten werden muß, darf man doch nicht so weit gehen, die Vertreter dieser Autorität um jeden

Preis schützen zu wollen, etwa auch dann, wenn sie ihre Befugnisse überschritten und durch verfehlte Maßnahmen erst Anlaß zu Mißstimmungen geben... Hätte ein kluger Oberst, sobald sich der bürgerliche Unwille bemerkbar machte, den jungen Offizier schleunigst auf Urlaub geschickt, so hätten sich wohl die Gemüter wieder beruhigt. Anstatt dessen durfte der Leutnant, von einer Patrouille mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, in der Stadt umherspazieren, um die Gemüter noch weiter zu reizen. Ja, es mußte noch zur Massenverhaftung harmloser, ehrenwerter Bürger kommen und zu deren Einsperrung und schlechter Behandlung in einem scheußlichen Kellergewölbe, dem Pandurenkeller, und schließlich zum Säbelhieb auf den lahmen Schuster — und immer noch kam keiner auf den Einfall, den unvorsichtigen Leutnant, der auf die gereizten Bürger doch wie ein rotes Tuch auf den Stier wirkte, für die zornigen Augen einige Zeit unsichtbar zu machen... Es soll hier keineswegs einer schwächlichen Nachgiebigkeit das Wort geredet werden. Das Ansehen des Waffenrockes ist mit Nachdruck zu wahren, und noch mehr das Ansehen des Heeres als Werkzeuges der obersten Gewalt im Staate. Ebenso sorglich aber muß die Machtbefugnis des Heeres vor Übergriffen gehütet werden...

Es wird schwerlich jemand die unklugen Worte jenes Leutnants billigen wollen — wenn sie auch aus den besonderen Umständen heraus vielleicht zu verstehen sind. Man muß nicht rechtfertigen wollen, was nicht zu rechtfertigen ist. Edel und ritterlich ist es ferner, dem zu Unrecht Verletzten eine Genugtuung zu gewähren. Das ist nicht Schwäche, sondern Großmut; und gerade der Starke weiß, daß er sich dabei nichts vergibt.

Die Verfehlungen des Leutnants sind unbestreitbar. Darum mußte, sobald sich die erste Beunruhigung in der Bürgerschaft zeigte, von einer maßgeblichen Stelle das Wort ergehen: ‚Jawohl, hier ist gefehlt worden! Die Abstellung folgt auf dem Fuße. Das Vergehen wird geahndet werden.' — Und bei einer gleichzeitigen Entfernung des schuldigen Offiziers aus der Garnison wäre gewiß bald Beruhigung eingetreten.

Und was wurde nun daraus?

‚Es ist dem Deutschtum ein unberechenbarer Schaden zugefügt worden. Wir stehen bekümmert und klagend vor dem Trümmerfeld unserer Versöhnungspolitik. Es entstehen uns Zweifel, ob unsere Politik richtig war und ob uns das Volk weiter folgen wird. Der gestrige Tag war schlimmer als eine verlorene Schlacht...' So jammerte der reichsfreundliche elsässische Abgeordnete Dr. Ricklin im Reichstage vom 4. Dezember. Er hat nicht übertrieben. Die Verstimmung der Elsässer gegen das Deutschtum ist heute grimmiger als vor 40 Jahren; und wenn in dieser langen Zeit die Versöhnung um gar nichts vorwärts kam, so darf man wohl an der Weisheit des Systems zweifeln.

Aber damit ist das Unheil dieses Vorganges noch nicht erschöpft. Wenn Reichskanzler und Kriegsminister vor dem Reichstage nicht den rechten Ton treffen konnten, so mag ein besonderes Mißgeschick gewaltet haben, — wenn nicht ebenfalls das verhängnisvolle System und die ihm zugrunde liegende verirrte Anschauung die Schuld trägt."

Aber auch das Verfahren der Parteien der Rechten sei „wiedereinmal nicht glücklich“ gewesen: „Es ist kein Ruhm in den Augen des Volkes, als ein williger Schleppenträger mit der Obrigkeit durch dick und dünn zu gehen. Wenn die Regierung irrt, so soll man ihr das sagen. Der ganze Mann hat in jeder Lage des Lebens zu beweisen, daß er sein eigener freier Herr ist und den Mut seiner Meinung besitzt. Es ist nicht konservativ, nicht staatserhaltend, mit dem Mantel der Liebe Schäden zuzudecken, die Volk und Staat in Gefahr bringen. Die Mühlen der Links-Demagogen würden bei uns nicht so erfolgreich klappern, wenn ihnen nicht von Regierung und Rechtsparteien durch allerlei Mißgriffe so reichlich Wasser darauf geliefert würde...“

Das alles konnte auch im „Türmer“ stehen und hat — mit etwas andern Worten — auch hier gestanden.

* * *

„Solidarität“, meint der Zentrumsabgeordnete Erzberger im „Tag“, „ist eine schöne Erscheinung, aber sie gebietet auch, daß man für Auswüchse nicht eintritt, sondern im Interesse der Gesamtheit sich von solchen lossagt. Leutnant von Forstner ist nicht der deutsche Leutnant, Oberst von Reuter ist nicht der deutsche Regimentskommandeur; auch handelte es sich in den Zaberner Vorkommnissen nicht um die ‚Manneszucht‘, sondern um die — wie der Reichskanzler sagte — ‚Ungehörigkeit eines Offiziers‘; der Leutnant hat schwer gefehlt, ehe ein Rekrut sich gegen eine Vorschrift vergangen hat. Man kehre die Sachlage nicht um. Im Interesse des deutschen Heeres liegt es, recht scharf sich zu trennen von Ungehörigkeiten aller Art und nicht aus falschem Solidaritätsgefühl zu bemänteln...

Um ‚demagogische Beeinflussung‘ handelt es sich nicht, sondern um Gesetz und Recht und Erhaltung des Staatsgedankens. Hier aber hat der Reichstag ein großes Verdienst zu buchen. Ein mir bekannter altdeutscher Beamter im Reichsland, der mit der einheimischen Bevölkerung enge Fühlung hat, schreibt mir dieser Tage: ‚Dank der Haltung des Reichstags ist der durch die Militärbehörden angerichtete Schaden nicht so schlimm. Wäre aber nicht diese Stellungnahme des Reichstages eingetreten (wie sie die Elsässer in ihrem Pessimismus nicht erwartet haben), so wäre wirklich alles kaput gewesen...‘ Wer solche Mängel feststellt und rücksichtslos gegen sie vorgeht, der liebäugelt nicht mit dem Demos, sondern der sorgt für die Wehrfähigkeit unseres Volkes, unbekümmert, ob es einzelnen Offizieren angenehm ist oder nicht.“

☞ Es würde vielleicht nicht schaden, wenn auch in unser Heer ein frischer Wind hineinwehte, der deshalb noch lange nicht die Fenster der Autorität und bewährten Überlieferung aus den Angeln zu reißen brauchte. Es sollen jetzt 4000 neue Offiziersstellen besetzt werden. Dazu macht nun Max Bewer in der „Rhein.-Westf. Ztg.“ einen Vorschlag, der auch von dem Gedanken der „Solidarität“ ausgeht, diesen Gedanken sogar noch erweitert und erhöht, aber — nach

etwas anderer Richtung. Der Vorschlag ist so kerngesund in seiner Mannhaftigkeit, so naheliegend, so — deutsch, daß er wahrscheinlich — glatt unter den Tisch fallen wird. Lassen wir den Urheber selbst ihn vortragen:

„Der befürchtete Offiziermangel für die gewaltig vermehrte Armee läßt mich einen Gedanken aussprechen, der zuerst befremdet und zum stärksten Widerspruch reizt, bei beruhigtem Nachdenken aber, wie ich im Gespräch mit heerliebenden Männern selbst erfahren, auch den Widerstrebenden mit wachsender Sympathie erfüllt. Das preußische Offizierkorps war zur Zeit Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege durchaus kein preußisches Internat, wie es seit 1870/71 das deutsche für Deutschland ist. Die preußischen Könige erteilten das preußische Offizierspatent an kriegstüchtige Männer aus allen, selbst feindlich gestimmten deutschen Kleinstaaten. Aus Hannover kam Scharnhorst; aus Baden Gneisenau; Blücher aus Mecklenburg; Theodor Körner aus dem Napoleon verbündeten Sachsen; gleichfalls aus Sachsen Ferdinand von Schill, dessen Vater ein Deutschböhme war. Aus Salzburg, Holland, selbst aus Frankreich vertriebene Refügié-Familien schenkten der preußischen Fahne wie in den Courbière und Verdy du Vernois ritterliche Männer. Kam Moltke selbst nicht aus der dänischen Armee zu uns?! Und war ein Liebling Friedrichs des Großen, General Keith, nicht ein Schotte?! ... Diese preußische Weitherzigkeit sollte im groß-germanischen Drang unserer Zeit auf die blutsverwandten Nachbarstämme und auf das für das deutsche Mutterland stets hell begeisterte Deutsch-Amerikanertum ausgedehnt werden. Deutsche Offiziere haben in den Sezessionskriegen Amerikas ihr Blut vergossen; Goeben focht in Spanien; Moltke in der Türkei; Steuben in den Vereinigten Staaten. Von 21 russischen Generalen, die an der Leipziger Völkerschlacht teilnahmen, trugen 19 deutsche Namen, wie Osten-Sacken, Kellermann, Richter, Kauffmann, Stackelberg u. a. Noch heute geben wir militärische Erzieher nach dem Balkan, nach Argentinien und Chile, Japan und China. Könnte und sollte das deutsche offizierbedürftige Mutterland nicht selbst endlich einmal ein Sammelbecken germanischer Kriegskraft werden? Es ist einer der tiefsten Grundtriebe des deutschen Volkscharakters, daß er föderativ ist, d. h., daß er für alles Stammverwandte einen organisch-verbindenden Sinn besitzt, dem nur zu oft die praktisch zugreifende Hand fehlt. Hier streckt sie sich uns entgegen! Vom Rütli-Bund bis zu den Generalstaaten Hollands, den Vereinigten Staaten Amerikas und dem Bundesstaate Bismarcks klingt allerwärts in den germanischen Herzen der Wunsch nach einer freien kameradschaftlichen Vereinigung! Der zentralistische Imperatorengeist der Romanen, der in Napoleon ein Zwangsweltreich wollte, ist dem individuellen Selbstgefühl der Germanen zuwider. Aber zu einem freiwilligen Bündnisschluß und zur dauernden Bundestreue ist es immer bereit. Diesem urgermanischen Trieb sollte sich die deutsche Heeresmacht nicht engherzig verschließen. In ihrem kameradschaftlichen Schoß sollte er erst die stärkste Keimkraft finden. Gerade die Armee ist berufen, der weitblickenden Rede des Kaisers am norwegischen Frithjof-Denkmal, Deutsche, Skandinavier und Angelsachsen sollten in der Welt zusammen-

stehen, wachsenden Inhalt zu geben! Die Verwirklichung dieses weiten Gedankens braucht nicht überstürzt zu werden. Denn jedes organische Werk bedarf der Geduld des stillen Wachstums. Es verschlägt nicht viel, aktive Offiziere, wie einst Moltke aus Dänemark, nach Deutschland zu versetzen. Es müssen planmäßig wie junge Baumschulen, ‚Germanen-Korps' den Kadettenkorps angegliedert werden, die gesunde Söhne aus guten germanischen Auslandsfamilien schon vom 14. Lebensjahr zur soldatischen Ausbildung annehmen. Viele deutsch-amerikanische Familien würden sich glücklich schätzen, auf diese glücklich organisierte Art ihre Kinder dem alten Vaterlande wieder dauernd zurückgeben zu können. Aber auch aus Tirol, Kärnten und Steiermark, dem Stammland Andreas Hofers, den flämischen Niederlanden, der deutschen Schweiz, den Ostseeprovinzen, Schweden und Norwegen würden Anmeldungen zum Dienst in der größten Armee der Welt ergehen. Nicht nur unser Heer wird neue kriegerische Kräfte, sondern unser ganzes Volkstum wird durch diesen großdeutschen Einschlag an Triebkraft im Auslande gewinnen, wie das kluge Preußen einst durch seine weitherzige Offizierpolitik in den Familien des ganzen deutschen Vaterlandes nationale Wurzel schlug!"

Eine Gemeinbürgschaft aller deutschen Stämme, des ganzen deutschen Volkstums, als weithin wehende Standarte aufgepflanzt in unserem deutschen Heere, — das wäre einmal eine „Solidarität"! Das wäre nach all dem unerquicklichen Auseinanderfliehen und Gegeneinanderstreben ein Band, das um so fester und enger zusammenschlösse, je mehr es sich weitete. Das wäre endlich einmal eine — Tat!

* * *

Auf Solidarität scheint nun Herr Traugott von Jagow, Polizeipräsident von Berlin, nicht gerade erpicht zu sein. Obwohl hoher politischer Beamter, Rittmeister und Dr. juris, hat er in dieser dreifachen Eigenschaft dreifach den Fehdehandschuh hingeworfen: einer hohen Regierung, hohen militärischen Vorgesetzten und einem hohen Gericht. Wozu schon ein zweites Paar Handschuhe angerissen werden mußte. Herr Traugott von Jagow hat dies in einer Kundgebung getan, die gleichzeitig tiefe Blicke in den Zukunftsstaat offenbart, dem wir entgegenreifen, wenn sich die Vorstellungen und Voraussetzungen, die der Kundgebung zugrunde liegen und sie krönen, verwirklichen sollten. Da jeder, der auf Bildung Anspruch erhebt, sich mit dieser Kundgebung vertraut und sie zu seinem unveräußerlichen geistigen Besitztum gemacht hat, so hieße es den Leser beleidigen, sie noch hier vorzusetzen. Erinnert sei nur, daß Herr von Jagow das Urteil des Kriegsgerichts gegen den Leutnant von Forstner für völlig unhaltbar erklärt; daß nach seiner Rechtskunde gegen den Leutnant überhaupt nicht prozessiert werden durfte, weil der Leutnant bei der einseitigen Säbelmensur mit dem lahmen Schuster auf dem „grünen Rasen" von Dettweiler sich in Ausübung eines „Aktes der Staatshoheit" befand, daher von seinen Vorgesetzten der „Kompetenzkonflikt" erhoben werden mußte. Das ganze Verfahren sei rechtswidrig gewesen, das Gericht, das den Leutnant trotzdem verurteilt hat, habe dies zu Unrecht getan, und das Berufungsgericht sei gehalten, das rechtswidrige Urteil aufzuheben. Wenn aber, fügte der unbarmherzige Richter des Gerichts mit düsterer Strenge drohend hinzu, wenn

aber doch die geltenden Bestimmungen eine andere Rechtslage ergeben sollten (man kann nie wissen), dann wäre das eine „Schande für den vornehmsten Beruf"! Proklamiert ist der allerhöchste Erlaß in der „Kreuzzeitung", die ihn denn auch unbedenklich gegengezeichnet hat. „Das Unbegreiflichste von dem vielen Unbegreiflichen, das die Behandlung der Zaberner Dinge gezeitigt hat", nennt ihn die „Köln. Volksztg.", das führende Zentrumsblatt.

Der Stoß war mit so derber Wucht geführt worden, daß ihm nicht aus dem Wege gegangen werden konnte und vielleicht auch nicht — sollte. Von den offiziösen Blättern erschien zuerst die „Kölnische Zeitung" auf den Schanzen. In fast wörtlicher Übereinstimmung mit ihrer Antipodin vom Zentrum nennt sie die Proklamation des Polizeipräsidenten von Berlin „eine Kundgebung, die nach ihren Motiven und nach ihrer sachlichen Berechtigung wohl den Gipfel aller Unbegreiflichkeiten erreicht. Wenn konservative Blätter in diesen Tagen in bewußter Verdrehung des Sachverhalts die Darstellung immer wieder in die Welt schicken, als ob irgend jemand im ganzen Deutschen Reich mit Ausnahme der Sozialdemokratie wegen der Zaberner Vorgänge gegen das Heer und seine Rechte etwas habe unternehmen wollen, so zuckt man darüber die Achsel; denn der Standpunkt, den diese Blätter vertreten, mutet einen an, wie aus einer andern, weit zurückliegenden Welt. Wenn aber eine so autoritative Persönlichkeit, wie der Polizeipräsident von Berlin, in dessen Hände von Amts wegen die Wahrung der Zivilgewalt für die Reichshauptstadt gelegt ist, sich jetzt ohne ersichtlichen Grund in die Zabernaffäre einmischt, und nicht nur die Rechte des Militärs gegenüber den Rechten der Zivilbevölkerung in den Vordergrund schiebt, sondern sogar ein schwebendes gerichtliches Verfahren in einer ungewöhnlich scharfen Weise zu beeinflussen sucht, so ist das doch ein Vorgang, der zum energischen Widerspruch Veranlassung gibt."

Juristisch gehört schon ein anerkennenswertes Maß von Verwegenheit dazu, ein solches Reiterstückchen auf so grundlosem Rechtsboden zu unternehmen. Es ist ein richtiger „Husarenritt". Das Konfliktsgesetz vom 13. Februar 1854 gilt nur für Preußen, existiert also für Elsaß-Lothringen nicht. Eben so gut konnte der rechtskundige Polizeipräsident von Berlin ein spanisches Gesetz heranziehen. „Aber", führt das „Berl. Tagebl." Herrn von Jagow zu Gemüte, „er hat auch das preußische Gesetz von 1854 nicht richtig verstanden. Denn der Divisionskommandeur oder der kommandierende General kann nur dann den Konflikt erheben, ‚wenn Personen des Soldatenstandes wegen Handlungen, welche von ihnen bei Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung ihrer Dienstverrichtungen vorgenommen sind, bei anderen als Militärgerichten belangt werden.' Hätte sich also der Dettweiler Vorgang in Preußen ereignet, wäre der Leutnant von Forstner wegen Körperverletzung und rechtswidrigen Waffengebrauchs vor ein bürgerliches Gericht zur Aburteilung gezogen worden, dann hätte General von Deimling den Konflikt erheben können. Nun aber handelt es sich gar nicht um Preußen, es handelt sich auch gar nicht um ein anderes Gericht, sondern um ein Kriegs-

gericht. Die ganze Auffassung des Herrn Polizeipräsidenten schwebt also in der Luft. Über seine ganz unverständliche Behauptung, daß ‚Strafverfolgung wegen eines Akts der Staatshoheit unzulässig' sei, die er sogar als einen ‚selbstverständlichen Rechtsgrundsatz' hinstellen möchte, ist vollends nicht zu streiten. Die Gesetze gelten ‚selbstverständlich' auch bei Akten der Staatshoheit...

Was Herr von Jagow, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, beweisen wollte, ist klar. Er will verhindern, daß ein Schutzmann, der einen Passanten niederschlägt oder daß ein Leutnant, der einem lahmen Schuster mit dem Säbel über den Schädel haut, zur gerichtlichen Rechenschaft gezogen werden. Wenn derartige Grundsätze zur praktischen Geltung gelangten, dann wäre es allerdings mit dem Rechtsstaat aus; dann würde sich der Bevölkerung die Überzeugung bemächtigen, sich ‚in Feindesland' zu befinden. Und man darf sich nicht darüber täuschen: ähnliche, wenn auch nicht ganz so schroff ausgedrückte Erwägungen lagen auch dem Verhalten des Kriegsministers bei der Zaberner Interpellation, lagen auch der Preßhetze gegen die Zaberner Zivilbevölkerung, gegen die Zivilbehörden in den Reichslanden und gegen das Straßburger Urteil zugrunde. Es ist kennzeichnend für den Geist in diesen frondierenden Kreisen, daß die ‚Kreuzzeitung' auf die Bemerkung des Kriegsgerichtsrats Becker: ‚Um für Satisfaktion zu sorgen, sind die Gerichte und Behörden da', mit folgender Bemerkung reagiert: ‚Wir stehen nicht auf dem Standpunkt, daß eine solche gewaltsame Umwandlung der Anschauungen, auf denen bisher die Erziehung in unserer Armee ruhte, ohne schwere Schädigung ihres Geistes möglich ist.' Das heißt doch nichts anderes, als daß für den Offizier die gesetzlose Willkür zu gelten habe.

Das Jagowsche Vorgehen ist um so unglaublicher, als es auch in die Reichsgeschäfte mit brutaler Rücksichtslosigkeit eingreift. Die Zaberner Affäre war schlimm genug. Nicht bloß der Reichstag, auch der Kaiser und bis zu einem gewissen, wenn auch leider ungenügenden Maße auch der Reichskanzler haben sich bemüht, den fatalen Eindruck des Militärregiments in Zabern zu verwischen. Nun kommt der Berliner Polizeipräsident und reißt alle Wunden wieder auf; nun macht er alle Versöhnungs- und Beschwichtigungsbestrebungen wieder zuschanden... Und wie sollten sich die Elsaß-Lothringer ruhig gefallen lassen, wenn Herr von Jagow von den Zaberner Offizieren sagt, daß sie ‚fast in Feindesland stehen'? Diesem ‚Feindesland' hat der deutsche Reichstag auf Antrag des jetzigen verantwortlichen Kanzlers eine Verfassung gegeben, die es im wesentlichen den übrigen Bundesstaaten gleichstellt. Der Reichskanzler hat auch erklärt, daß diese Verfassung aufrecht erhalten werden solle und daß die Reichslande nicht nach preußischem Rezept regiert werden können. Tut alles nichts. Herr von Jagow wirft der Reichsregierung, wirft den Reichslanden, wirft der überwiegenden Mehrheit des Reichstags den Fehdehandschuh hin. Und ein solcher Mann, der die Autorität des Gerichtes und der Regierung in dieser Weise zu mindern unternimmt, ist angeblich ein Hüter der Autorität, ist Polizeipräsident von Berlin!"

Aber ein „anständiger Mann“ ist er doch. Das müssen ihm selbst ganz links stehende Blätter einräumen: „Wer immer ihm begegnet, rühmt seine Liebenswürdigkeit und ist für ihn eingenommen“. Nach dieser Verbeugung vor der Persönlichkeit des Herrn von Jagow tritt die „Welt am Montag“ in ihre Abrechnung mit dem Polizeipräsidenten und Dr. juris ein: „Herr von Jagow ist Polizeipräsident. Als solcher hat er sich viele und erhebliche Niederlagen geholt. Sein polizeilicher Scharfsinn hat trotz des riesigen Apparates, den er bewegen darf, nicht genügt, um aus seinen Schutzleuten die herauszufinden, die den Arbeiter Hermann getötet haben. Ich muß wirklich sagen, daß eine Polizei, die in ihren eigenen Reihen zwei beamtete Totschläger nicht ausfindig machen kann, nicht sehr tüchtig sein kann. Denn unzweifelhaft hat ja Herr von Jagow gerade in diesem Falle Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die beiden Totschläger ausfindig zu machen. Schon deshalb, weil er ja sonst in den Verdacht kommen könnte, daß er die beiden Schutzleute nicht ausfindig machen wollte. Ein Verdacht, der öffentlich ausgesprochen, aber vom Gericht als falsch gekennzeichnet worden ist. Es steht nun fest, daß die Macht und das Genie der Polizei in Berlin nicht ausgereicht haben, aus einem eng begrenzten Kreise die beiden Totschläger zu ermitteln. Das ist um so mehr zu beklagen, als nach der juristischen Ansicht des Herrn von Jagow diese beiden Schutzleute, auch wenn man sie ermittelt hätte, durch Herrn von Jagow vor Strafe hätten geschützt werden können und müssen. Denn Herr von Jagow ist ja, wie sein juristisches Gutachten in der ‚Kreuzzeitung‘ zum Falle Leutnant von Forstner beweist, der Ansicht, daß alle ‚Akte der Staatshoheit‘ vor Strafe geschützt werden müssen, selbst wenn sie viel mehr Akte der Roheit als solche der Hoheit sind. Was also stände hiernach im Wege, den Kompetenzkonflikt zu erheben, wenn etwa die beiden Totschläger Herrmanns noch ermittelt und vor Gericht gestellt würden? Viel weniger als im Falle von Forstner, denn hier in Berlin gälte wenigstens das von Herrn von Jagow angezogene reaktionäre Gesetz von 1854, und außerdem würden die Schutzleute vor das Zivilgericht kommen, auf das allein sich jenes Gesetz bezieht. Das Gutachten des Herrn von Jagow in der ‚Kreuzzeitung‘ ist also in bezug auf den Fall von Forstner eine mangelhafte Leistung, die ein auch nur geringes Maß juristischer Kenntnis und Schulung verhindert hätte. Es ist geradezu ein Muster juristischer Unmöglichkeit und Unkunde. Aber auf die Totschläger des Arbeiters Herrmann angewandt ist es weniger verkehrt.

Selbstverständlich würde es aber noch mehr als Erbitterung erregen, wenn etwa durch den bei Herrn von Jagow so beliebten Kompetenzkonflikt die Totschläger des Arbeiters Herrmann vor Strafe geschützt würden. Ich glaube auch nicht, daß sich ein Gerichtshof dazu hergäbe, den Spuren des Herrn von Jagow auch in diesem Falle zu folgen. Aber man kann an der Heranziehung des Falles Herrmann ermessen, was für Staatsansichten unser Polizeipräsident hat! Eigentlich laufen diese Ansichten darauf hinaus, daß die Beamten und Militärs, wenn sie in ihrem Amte handeln, auch bei der schwersten Überschreitung ihrer Befugnisse, bei Vergehen und Verbrechen, nicht verfolgt

werden dürfen! Das wäre der Kriegszustand des ganzen Volkes gegen die Beamten, die ja leider bei uns noch immer dafür angesehen werden, daß sie eigentlich allein den Staat bilden und ausmachen. Das wäre die zum Gesetz erhobene Gesetzlosigkeit, die Zerrüttung des Staates!...

Der Jurist von Jagow hat erst vor wenigen Monaten von den zuständigen Gerichten die Bescheinigung erhalten, daß sein ebenfalls berühmter Erlaß über die Karfreitagskonzerte in der ‚Neuen Welt‘ juristisch unhaltbar war. Er ist also weder als Jurist noch als Polizist erfolgreich. Aber er ist auch Offizier, Reserveoffizier. Ist er vielleicht auf dem Felde, das ihm ja nach seinem eigenen ‚Gutachten‘ in der ‚Kreuzzeitung‘ als das vornehmste erscheint, ein großes Licht? Seine neueste Tat spricht jedenfalls nicht dafür, denn zu den ersten Qualitäten eines Offiziers gehört ja wohl gerade die Gesinnung, gerade das Verhalten, die Herr von Jagow in seinem ‚Gutachten‘ nicht gezeigt hat, nämlich die Subordination. Herr von Jagow aber, der Reserveoffizier, rüffelt öffentlich das Urteil eines Kriegsgerichts. Ich für mein Teil würde auch dieses gerne und ganz einem Reserveoffizier als Recht zugestehen, aber wie verträgt sich das gerade mit den Hoheitsansichten des Herrn von Jagow selbst? Er bei seinen Anschauungen kann doch unmöglich einem Reserveoffizier solch eine öffentliche Auflehnung gegen ein Kriegsgerichtsurteil und sogar gegen eine Anordnung des Gerichtsherrn, also eines hohen Offiziers, zubilligen! Er muß sich also bei seinem Verstoß in der Meinung befunden haben, daß er eigentlich eine höhere Autorität sei als ein Kriegsgericht und ein Gerichtsherr. Sonderbare Ansicht!

Und welche Autorität mag das sein?

Wer die Menschen und die Dinge richtig wertet, die hier in Frage kommen, der weiß es wohl: der Politiker von Jagow ist es, der in der ‚Kreuzzeitung‘ das Wort genommen hat, nicht der Doctor juris, nicht der Offizier und nicht der Polizist...“

Das preußische Gesetz vom 13. Februar 1854, auf dessen „Rechtsgrundsatz“ Herr von Jagow sich stützen zu dürfen vermeint, enthält, wie ein Richter im „B. T.“ ausführt, an sich ein Ausnahmerecht, nämlich eine Ausnahme von dem Grundsatz, daß niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden darf. „Prinzipiell haben die Gerichte selbst darüber zu entscheiden, ob der Rechtsweg zulässig sei. Das Gesetz, und nur das Gesetz (nicht Analogien) trifft Bestimmung auch über ‚diejenigen Bedingungen, unter welchen öffentliche Zivil- und Militärbeamte wegen durch Überschreitung ihrer Amtsbefugnisse verübter Rechtsverletzungen gerichtlich in Anspruch genommen werden können. Eine vorgängige Genehmigung der vorgesetzten Dienstbehörde darf nicht verlangt werden‘. (Artikel 97 der preußischen Verfassungsurkunde.) Die in dem Gesetz von 1854 berücksichtigte Meinung einer vorgesetzten Dienstbehörde, daß der Beamte in dem speziellen Fall seine Befugnisse nicht überschritten habe, führt auch lediglich infolge Erhebung des sogenannten ‚Konflikts‘ zu der Prüfung durch den dafür bestimmten Gerichtshof. Nur wenn dieser die Vorentscheidung trifft, daß ein Beamter seine

Befugnisse nicht überschritten habe, ist das gerichtliche Verfahren einzustellen. Es handelt sich also auch bei dieser Vorfeststellung um ein gesetzlich festgelegtes gerichtliches Verfahren. Kein Beamter darf durch Willkür der ihm vorgesetzten, ihn etwa deckenden Dienstbehörde seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.

Eine andere Frage ist — und diese materiell-rechtliche Frage darf mit derjenigen der formellen Verfolgbarkeit nicht verwechselt werden —, ob ein Beschuldigter rechtswidrig gehandelt hat oder nicht. Auch bei der Mißhandlung ist Rechtswidrigkeit des Tuns Tatbestandsmerkmal, und ihre Feststellung gehört zur Verurteilung. Sollte schon jede Verfolgung wegen der Betätigung in Ausübung von Staatshoheitsrechten unzulässig sein, dann wären wir übel dran! Ich setze den Fall, ein ‚nachgeordneter' Beamter des Herrn von Jagow hätte mich zu vernehmen und er beleidigte mich durch Zwischenbemerkungen und Kritiken — sollte ich schutzlos dastehen, nur weil sein Vorgesetzter annimmt, der Beamte habe nicht mehr gesagt, als er verantworten dürfe? Nur dann, wenn der Beamte im Rahmen des ihm delegierten Staatshoheitsrechts bleibt, handelt er nicht rechtswidrig. Ob das der Fall, hat jedoch wenn ein ‚Konflikt' nicht erhoben wird, das erkennende Gericht aus eigener Prüfung zu entscheiden. Das ist der Gesichtspunkt, den das Kriegsgericht selbstverständlich auch erwogen hat, und den auch die Berufungsinstanz, an die sich Herr von Jagow mit so befremdender Deutlichkeit wendet, zu erwägen haben wird. Keine formelle Vorfrage, sondern die materielle Hauptfrage: rechtswidrig oder nicht rechtswidrig? — kommt in Betracht. In dem Gesetz von 1854 ist eben angenommen worden, daß über die materielle Frage Gericht und vorgesetzte Dienstbehörde verschiedener Meinung sein können, und deshalb wurde in den dort vorgesehenen Fällen und in seinem Geltungsbereich einem besonderen Gerichtshof die Vorentscheidung übertragen, ob ein Beamter seine Befugnisse überschritten habe."

Aber, aber — kann denn das alles ernst sein? Sind wir nicht einem Spaßvogel aufs Glatteis gegangen, der uns hinterher auslacht? Ja, merkt man den Spaß nicht? fragt das „Hamb. Fremdenbl.". „Der aus drei bis vier Schritt Entfernung heraus berechnete Akt, in dessen Verlauf die ungeschliffene Schneide eines Säbels mit der Stirn eines lahmen Schusters in eine Berührung trat, deren Folge ein zehn Zentimeter langer Hautdefekt war — ein Tausendsassa, der Forstner! —, war ein ‚Akt der Staatshoheit'. Humor liegt immer im Kontrast, und Herr von Jagow liebt die Grotesken. Zudem ist er Sachverständiger in Massenattacken. Daß ein lahmer Schuster keine Masse ist, auf die Attacke geritten werden muß, sondern eben nur ein lahmer Schuster, den fünf Soldaten („sechs bis acht", stellte der Anklagevertreter in seiner Verteidigungsrede fest. D. T.) umstanden und einer festhielt, und daß man auch bei Akten der Staatshoheit nicht über das Maß des Gesetzlichen hinausgehen kann, ist für Herrn von Jagow angesichts der Güte obiger Pointe nur von untergeordneter Bedeutung. Denn alles, was man bei der Beseitigung eines Hindernisses bei militärischen Übungen tut, ist eben ein ‚Akt der Staatshoheit', also auch, wenn man sich die Nase putzt, um selber nicht behindert zu sein, oder etwa, wenn

man einen, der im Wege steht, statt ihn zum Weggehen aufzufordern, bequemerweise gleich niedersticht. Kurzum, man darf dabei tun, was einem einfällt, eine Überschreitung der Befugnisse gibt es nicht, man ist dauernd Staatshoheit und kann nicht zur Rechenschaft gezogen, angeklagt oder gar bestraft werden — meint Traugott von Jagow! Lacht denn noch keiner?"

Wäre es ein beliebiger Herr X oder Y, der diese „Weistümer" aus seines Busens Tiefe hervorholte, so hätte sich schwerlich ein Blatt von Bedeutung zu ihrer Aufnahme bereit gefunden, und wenn, dann hätte sich die Erörterung immer noch mehr oder minder in humoristischen Formen vollzogen. Es ist aber der Polizeipräsident von Berlin, einer der ersten Machthaber der preußischen Monarchie, der Mann, in dessen Hände die Ausübung der Zivilgewalt und des Verwaltungsrechts seines ausgedehnten Bezirks gelegt ist. Dieser Mann ist es, der diese Vorstellungen und Begriffe von Gesetz und Recht vor der breitesten Öffentlichkeit und in demonstrativer Weise als die für ihn maß- und richtunggebenden promulgiert. Und das in schroffstem Widerspruch und offener Auflehnung gegen die berufenen höheren und höchsten Organe der Rechtsprechung und Staatsregierung. Daß dies möglich war, daß es Ereignis werden konnte, ohne daß ihm ein anderes Ereignis auf dem Fuße folgte, das beleuchtet unsere innerpolitische Lage mit einer Grellheit, die nicht zu überbieten ist und nie überboten worden ist, was bei unseren Verhältnissen schon etwas bedeuten will. Es scheinen sich in den Kreisen unserer höheren Bürokratie in aller Gemächlichkeit anarchische Zustände vorbereiten zu wollen, wie sie für Elsaß-Lothringen durch den Prozeß gegen den Obersten von Reuter als herrschende bereits gerichtsnotorisch geworden sind.

Wer sich persönlich als der am meisten Leidtragende bei den juristischen Enthüllungen des Herrn von Jagow betrachten müßte, das ist ohne Zweifel der bedauernswerte junge Leutnant von Forstner. Ich sage das ohne jede Ironie. Dieser junge Mann ist viel weniger schuld, als diejenigen seiner Vorgesetzten, die ihn aus der schiefen Lage und Beleuchtung, in die er nun einmal geraten war, nicht wieder herauszuholen verstanden, nachdem sie ihn ohnehin schon auf einen falschen Posten gestellt hatten. Denn mit seiner rührenden Jugend und dabei, wie es scheint, nervösen Reizbarkeit war er in einem so diffizilen Lande überhaupt fehl am Ort. Wenn dann unter solchen Verhältnissen und solchen Umständen einen so „jungen Dachs" eine Dummheit überläuft, so ist sittliche Entrüstung dieserhalb nur lächerlich. Hier galt es einzig und allein, in aller Seelenruhe und ohne jedes Aufheben den begangenen Fehler mit selbstverständlicher Gelassenheit einzugestehen und gutzumachen, mit dem unbefangensten Lächeln von der Welt zu erklären: „Na gewiß doch, lieben Leute! Hat sich verhauen, der Frechdachs. Nicht böse gemeint, aber hilft nicht. Hat sein Fett weg — selbstmurmelnd. Oder glaubt ihr, daß wir auf euch gewartet haben?" Wenn der Oberst noch ein wenig Humor zu Hilfe nahm — mit Humor kann man viel in Süddeutschland —, so wären er und am Ende sogar das Karnickel Forstner in Zabern vielleicht noch populär geworden. Aber die ganze Sache scheint von Anfang bis Ende so humorlos wie nur möglich gehandhabt zu sein.

Man wußte es besser. Man ließ dem Verhängnis seinen Lauf. Und so kam es denn auch richtig zu der Schlacht von Dettweiler. Es waren die peinlichsten Augenblicke in der Gerichtsverhandlung gegen Forstner, als dieser sich verantworten sollte, wieso er sich dem lahmen Schuster gegenüber in der Notwehr befunden habe und befugt geglaubt, ihn mit der blanken Waffe anzugreifen. Es war über die Maßen peinlich. Die Auffassung Forstners ließ sich beim besten Willen nicht retten. Aber auch gar nicht! Je länger die gequälten Versuche fortgesetzt wurden, um so deutlicher stellte sich das wahre, das beschämende Bild der Situation dem Hörer oder Leser vor die Augen: der Schuster zwischen „sechs bis acht" Soldaten, die ihm hart „auf dem Leibe" standen, von denen einer ihn sogar noch festhielt. In drei bis vier Schritt Entfernung von diesem Angriffsunfähigen, ja wehrlos Gemachten — der Leutnant, der sich von einem „Angriff" bedroht fühlt, in der „Notwehr" — „sechs bis acht" Bewaffnete gegen einen Waffenlosen! — die drei bis vier Schritt gegen den „Feind" erst zurücklegen muß, um seinen Säbel auf den Kopf des anderen niedersausen zu lassen. Das ist der „Akt der Staatshoheit", auf den Herr von Jagow seine neue Rechtslehre gründet, den er dem armen Forstner aufs neue — anhängt.

Herr von Jagow ist kein beschränkter Tagespolitiker. Er ist Futurist. Die Bilder, die er aus dem Film seiner fortgeschrittenen Vorstellungswelt uns Sklaven rückständiger Rechtsnormen, ungebührlicher Gesetzesbestimmungen projiziert, verwirren und blenden zwar heute noch unsere blöden Augen durch ihre freudige Farbenpracht. Aber wir werden uns daran gewöhnen. Daran gewöhnen, daß die deutsche Menschheit in zwei Klassen geteilt wird: in eine, die unbedingt zu befehlen hat, und in eine andere, die unbedingt zu parieren hat. Die erste Klasse bilden das Militär und die Beamten. Ihre Machtvollkommenheit untersteht nur dem eigenen Ermessen: erlaubt ist, was gefällt. Die zweite Klasse bildet der von der ersten übrig gelassene Rest. Es lohnt nicht, auf das Kroppzeug weiter einzugehen.

Ist Herr von Jagow etwa — nicht Futurist? Muß er nicht im Spiegel der Zukunft gelesen haben, als er sein vernichtendes Urteil über die Verurteilung Kamerads von Forstner fällte? Die Tatsachen haben ihm noch mehr recht gegeben, als er vor ihrem Eintritt zu offenbaren für gut befand. Nicht nur der Leutnant von Forstner ist vom Oberkriegsgericht freigesprochen worden, — freigesprochen sind sie alle, auch der Oberst von Reuter und der Leutnant Schad. Aber — weit entfernt, mich sonst mit den Gaben Herrn Traugotts von Jagow vergleichen zu wollen — in diesem letzten Falle muß ich mir wenigstens einen Teil der gleichen Prophetengabe anmaßen. Auch meine Wenigkeit — und vielleicht noch mancher außer mir — war so frei, den Ausgang des Prozesses gegen von Reuter und Schad vorauszusehen. Aus der ganzen „Milieu-Stimmung", nicht zuletzt auch aus gewissen Äußerungen und Einstellungen des Anklagevertreters und des Verhandlungsführers gewann ich alsbald eine so lebhafte, so todsichere, so unerschütterliche Überzeugung von dem unausbleiblichen Ausgang, daß ich nicht umhin konnte, mit Blei auf dem Zeitungsblatt apodiktisch zu beurkunden: „werden glatt freigesprochen!" Als Rettungsengel erschien eine geheime Dienst-

vorschrift vom 23. März 1899 auf der Bildfläche, die angeblich die Bestimmungen einer Kabinettsorder vom 17. Oktober 1820 enthält, also einer Verfügung aus den Zeiten des Absolutismus, die selbstverständlich durch Einführung der Verfassung null und nichtig, eine historische Antiquität geworden ist. „Damit fällt", bemerkt die „Germania", „die Begründung des freisprechenden Urteils im Prozeß Reuter hinsichtlich der tatsächlichen Feststellung, wie auch der juristischen Würdigung in sich zusammen." Auch dieses Blatt hat die Anklagerede des Kriegsgerichtsrats Dr. Ossiander „in Wahrheit mehr als Verteidigungsrede" empfunden. Auffälligerweise habe das Kriegsgericht nur diejenigen Zeugenaussagen als glaubwürdig erachtet, die zugunsten der angeklagten Offiziere ausgefallen sind: „Und auf einem derartig künstlich konstruierten ‚Tatbestand' soll dann die juristische Würdigung aufgebaut werden! — Selbst ein Versagen der Zivilbehörden — worüber noch ein Näheres zu reden sein wird — würde den Oberst Reuter nicht berechtigt haben, eine Art Militärdiktatur in Zabern aus eigener Machtvollkommenheit einzuführen, so wenig, wie seine eigene Macht dazu hinreichte, die von ihm angedrohte Verhängung des Belagerungszustandes über Zabern auszuführen, was auch das Kriegsgericht anerkannt hat. War aber nicht schon diese Androhung ein militärischer Übergriff des Obersten von Reuter?"

„Daß Reuter freigesprochen wurde", schreibt das „Berl. Tagebl.", „regt niemanden auf, obwohl das Prozeßverfahren mit der ungenierten Beiseiteschiebung unbeeinflußbarer Zeugen und den kameradschaftlichen Händedrücken auf ein Haar dem Verfahren von Rennes und ähnlichen Prozessen glich. Daß auch der Kamerad von Forstner gerettet wurde, nimmt man, da das Gericht ihm nur eine begrenzte Zurechnungsfähigkeit beimaß, achselzuckend hin. Aber durch die ganze Debatte hindurch ging die große Frage, ob jene Kabinettsorder, die in schmachvoller Zeit auf Geheiß eines ausländischen Ministers verübt wurde, noch Geltung hat? Die Frage, ob jeder militärische Draufgänger selbständig, nach Gutdünken, die Zivilverwaltung absetzen und die ‚Herstellung der Ordnung' übernehmen darf? Bleibt sie bejaht, nachdem sie so offen gestellt wurde, so hört Preußen auf, ein Rechts- und Verfassungsstaat zu sein ... Wird die verfassungswidrige, gemeingefährliche Kabinettsorder als köstliches Wertobjekt weiter bewahrt, so ist das die unverblümte Ermutigung für die Forstners jeglicher Garnison, den Bürgern, die ihnen respektlos erscheinen, den Schädel einzuhauen. Jeder eben ausgebrütete Zögling der Kadettenschule, der auf dem Antlitz eines Zivilisten ein im Entstehen begriffenes Lächeln zu ahnen glaubt, kann, wenn der Schutzmann den Fall zweifelhaft findet, das Schlachtschwert ziehen."

Es ist nicht zu bestreiten, daß in Zabern mehr Unfug gegen das Militär verübt wurde, als erträglich war. Und sicher machte auch der Oberst von Reuter eine viel bessere Figur, als der Kreisdirektor Mahl, der sich vom Diner nicht losreißen und seine Frau nicht allein in der Gesellschaft lassen konnte, als ein lästiges Telegramm: „Aufruhr in Zabern", die Gemütlichkeit störte. Aber Recht ist Recht, und Gesetz ist Gesetz. Wo diese Grundlagen erst untergraben werden, da ist bald der ganze Staat auf Sand gebaut und keinen Pfifferling wert. Denn der nächste

stärkere Sturm von innen oder außen kann ihn umblasen wie ein Kartenhaus. „Anspruchslose Gemüter“, schreibt die „Frankf. Ztg.“, „haben in diesen Tagen von dem Freimut sich bestricken lassen, mit dem Herr von Reuter vor Gericht sich zu dem bekannt hat, was er denkt und tut. Es ist gewiß richtig, daß hier eine Lebens- und Weltauffassung sich enthüllt hat, die in ihrer Art ganz ehrlich und geschlossen ist. Aber das Weltbild, das in diesem Kopf lebt, muß jeder auf das entschiedenste ablehnen, der von der Würde des Menschen, wie man sie im konstitutionellen Staat versteht, einen Hauch verspürt hat. Dieser Mann, der sich sehr tapfer vorkommt, wenn er mit der Heraufbeschwörung eines Blutbades spielt, bei dem auf wehrlose Straßenpassanten mit Maschinengewehren geschossen wird, der es mit dem besonderen Ehrgefühl des Offiziers für vereinbar hält, einen grundlos Verhafteten, weil er ihm mit Grund den Gruß verweigert, zu beschimpfen, der sich in einer ernsten Angelegenheit mit einem Staatsanwalt um kindische Etikettenfragen streitet und der als Rat zweiter Klasse auf den Kreisdirektor herabsieht, dem erst die vierte Stufe der Ratsherrlichkeit beschieden ist, — dieser Mann mag auf seine Art ein einheitlicher und ganzer Charakter sein, aber diese seine Art ist im modernen Verfassungsstaat unerträglich. Einmal erklärte dieser Vertreter eines längst verdorrten Militärabsolutismus: ‚Ich will nicht, daß die Leute lachen. Wenn das weiter geschieht, werde ich schießen lassen!‘ und in demselben Gespräch: ‚Ich betrachte es als ein Glück, wenn jetzt Blut fließt!‘ Ein Militarismus, der sich so gebärdet, ist eine Gefahr für den Staat.“

Nützlich und lehrreich zu lesen ist, wie das Ausland urteilt. Es sieht in dem Ausgang der Prozesse weniger einzelne Gerichtsurteile, als ein Gericht über das deutsche Volk. Besonderes Erstaunen wird in der Pariser Presse darüber ausgedrückt, daß Reuter freigesprochen wurde, nur weil er meinte, recht gehandelt zu haben. „Damit“, bemerkt ein sonst gemäßigtes Blatt, „wird der Zynismus zum mildernden Umstand erhoben.“ Der „Figaro“ aber sagt: „Die Armee hat den Sieg über die Nation davongetragen. Man muß für unsere Nachbarn mehr Mitleid als Entrüstung empfinden.“ In England, wo diese Entscheidungen dem öffentlichen Empfinden ebenso unverständlich bleiben, wie sie das deutsche Ansehen schädigen, wird das Mißtrauen gegen die deutsche Politik aufs neue wachgerufen. Denn, folgert man dort, das Militär, dessen Wille in Deutschland entscheide, könne seiner Natur nach nicht friedlich gesinnt sein, daher ruhe aber auch Deutschlands friedliche Politik nur auf zwei Augen, nachdem sich auch der Kronprinz in seiner bekannten Kundgebung für den Militärabsolutismus erklärt habe. Deutschland, in vieler Beziehung das intelligenteste und zivilisierteste Land, gleiche in seiner politischen Entwicklung mehr Rußland, da in ihm das Militär über Gesetz und Volkswillen stehe. In dem uns verbündeten Italien lauten die Urteile fast noch — mitleidiger, und das Bundesorgan der Schweiz, der „Bund“, hält die Zaberner Angelegenheit mit diesen Urteilen nicht nur nicht für erledigt, vielmehr erst recht in den Vordergrund der politischen Ereignisse gerückt. Die Angelegenheit werde noch lange als schwere Sorge auf der innern deutschen Politik

lasten bleiben. „Daß die Urteilsbegründung juristisch auf sehr schwachen Füßen steht, muß jedem Laien einleuchten. Wenn solche Rechtsauffassungen in Deutschland allgemeine Gültigkeit erhielten, so wären die Grundlagen des Rechts- und Verfassungsstaates untergraben. Aus dem Urteil spricht der Offizier, nicht der Jurist... Es ist damit eine Unsicherheit des Rechtslebens geschaffen, die unerträglich ist.“

Wie konnte man dem zuchtlosen Pöbel, den jetzt nur triumphierenden, schadenfroh grinsenden Hetzern heimleuchten, wenn man von Anfang den einfachen, einzig gegebenen Weg gegangen wäre, sich streng an Recht und Gesetz gehalten und die anderen ins Unrecht gesetzt hätte! Da waren einmal die Handhaben gegeben, diese ganzen verkehrten Verhältnisse einzurenken und dabei doch des Beifalls aller ordnungsliebenden Elemente auch in dem vielberufenen Lande selbst sicher zu sein!

Aber — das „Vaterland“ mußte „gerettet“ werden!

Und Traugott von Jagow, der Futurist, einer der ersten sein, der die Siegesmeldung vom Freispruch erhielt. Er und sein berühmter politischer Genosse, Herr von Oldenburg von, auf und zu Januschau. Und zwar durch den Gerichtsvorsitzenden, von Pelet-Narbonne, in eigener Person und auf telegraphischem Wege. Ich hielt diese Kombination: Jagow und Oldenburg-Januschau, vom Vorsitzenden des freisprechenden Gerichts zum Freispruch beglückwünscht, zuerst für den beißenden Witz eines Satyrikers. Wenn bestritten wird, daß die Telegramme „Glückwünsche“ enthielten, weil sie nur lauteten: „Freispruch. Beste Grüße. Pelet“, so ist das doch nur eine dürftige Wortklauberei. Denn für Kondolenztelegramme wird wohl keiner diese freudig-beflissenen Kundgebungen halten. Man könnte sich eher versucht fühlen, von Ovationen zu reden.

Zuerst die Kronprinzentelegramme, dann das Echo aus dem Gerichtssaal an die Adressen der beiden „stärksten Männer“ in Preußen und im Reiche, ein jeder lorbeerbedeckt aus blutigen Schlachten gegen den bestehenden Rechts- und Verfassungsstaat. So ist es richtig: man soll nicht nur eine deutliche Handschrift schreiben, man soll noch unterstreichen. — Wie „eins in dem andern lebt und webt“! Wie sie sich „die goldenen Eimer reichen“! —

Die Aktien der Sozialdemokratie steigen wieder. Man darf sich bei so bewandten Dingen mit ihrer Bekämpfung auch nicht gar zu sehr übernehmen. Wir werden, scheint's, unsere Kräfte auch noch zum Kampf gegen andere Fronten sehr nötig haben. Am Ende ist der Futurismus der Sozialdemokratie für's erste immer noch die geringere Gefahr. Denn zur Verwirklichung ihres Zukunftsstaates hat sie keine bewaffnete Macht ins Feld zu führen. Und auch zur Absetzung der bestehenden gesetzlichen Gewalten, zur Ausschaltung der gesetzlichen und verfassungsrechtlichen Bestimmungen hat sie nicht die Macht, von der — andere Gebrauch zu machen wissen: — à discretion.

Uns aber ist das Hemde näher als der Rock.

* * *

Es muß ja sein, aber es wird einem bisweilen verdammt sauer, an den guten Glauben derer zu glauben, die ohne in der Lage zu sein, an den feststehenden Tatbeständen zu rütteln, diese doch in einer Beleuchtung, Verkleidung und — Verrenkung ihrem Publikum vorführen, denen zum Kasperle-Theater nicht einmal das blecherne Pathos des — Drahtziehers fehlt. Nun gibt es politische Kinder und Narren genug, die dergleichen Künste für bare Wirklichkeit nehmen, in das blecherne Pathos der Drahtzieher begeistert einstimmen und gar nicht merken, daß es ja nur Kasperles armselige Künste sind.

Immerhin werden durch dies „Geschmuse" auch ernsthaftere Leute mit ganz abenteuerlichen Vorstellungen erfüllt, deren wohlgemeinte Verlautbarung ihnen dann zum Schaden noch den Spott fügt. Wenn man gewisse Kundgebungen in der „Kreuzzeitung" liest, müßte man in der Tat glauben, man befinde sich nicht unter den als artige und gehorsame Staatsbürger ihrem friedlichen Gewerbe nachgehenden Deutschen von 1914, sondern in den Anfängen, wenn nicht inmitten des „tollen Jahres" von 1848. „In der Geschichte der Kreuzzeitung", spottet die „Köln. Volksztg.", „hat es nie an Episoden gefehlt, wo die Herren vom Schwertadel den Thron für bedroht erachteten und demgemäß ihr Verhalten einrichteten. Pensionierte Generale und Obristen holten die mehr oder minder rostige Durandarte von der Wand und hieben auf die Demokraten ein, daß die ‚Schwarte' knackte. Auch jetzt genießen wir dieses Schauspiel wieder. Die Zaberner Affäre hat in der Armee und in altkonservativen Kreisen eine Stimmung erzeugt, als ob der Untergang der Welt nahe sei. Man glaubt, die Armee solle wehrlos gemacht werden, und es liege in der Intention der Reichstagsmehrheit, den Offizier dazu zu verpflichten, sich nicht mehr zu wehren, wenn er an der Spitze seiner Truppen vom Janhagel angegriffen werde. Statt dessen solle er zum Staatsanwalt laufen und einen schriftlichen Klageantrag einreichen. Aber so liegt die Sache nicht. Das will niemand. Niemand mutet einem Offizier, der gewappnet dasteht, zu, sich nicht zu wehren, wenn er von einem Strolch einen Schlag ins Gesicht erhält. Es geht aber zu weit, wenn in einer Stadt, die Gericht und Verwaltungsbehörden hat, mitten im Frieden die Zivilbehörden zwei Tage lang aufs Trockene gesetzt werden und das Militär regiert wie in Feindesland. Man kann unmöglich den Grundsatz der Superiorität der Militärverwaltung über die Zivilverwaltung akzeptieren, sonst könnten auch einmal ‚ein Leutnant und zehn Mann' (unter Herrn von Oldenburg-Januschau als Höchstkommandierendem. D. T.) den Reichstag auseinanderjagen und die Reichsboten in einen beliebigen ‚Pandurenkeller' sperren. Aber die alten konservativen Herren sehen die Dinge mit anderen Augen an: die Zeiten von 1848 kommen wieder. Warum nicht gar die von 1789 und 1793? Gerüchtweise verlautet schon, die Nationalliberalen wollten eine Submission auf Lieferung von Guillotinen ausschreiben. Was kann damit anders bezweckt werden, als den Konservativen die Köpfe abzuschlagen? Doch im Ernste gesprochen! Im Jahre 1848 war das Volk unbotmäßig und die Monarchen zitterten. Seitdem waren — wenigstens in Deutschland — noch zu keiner Zeit die Fürsten so mächtig und so angesehen wie jetzt, während das Volk williger und lenksamer ist als jemals zuvor. Die Wehrvorlage, die in Frankreich

nur nach furchtbaren Anstrengungen durchging, während die Linke bei dem Sturze des Ministeriums Barthou ausrief: ‚Nieder das Dreijahrgesetz‘, wurde im Reichstag glatt erledigt; sogar die Sozialdemokraten hielten den Bewilligern die Leiter. Und angesichts solcher Erscheinungen spricht man von einer ‚Neuauflage des tollen Jahres!‘ Da sollte und könnte man wirklich bessere Witze machen.“

Und das eigene Volk wie sich selbst — nicht lächerlich machen. Es sind lustigerweise immer die selben Organe, die uns nicht herzergreifend und händeringend genug beschwören können, uns doch ja — und sei's auf Kosten der inneren Gesundheit — vor dem Auslande keine Blößen zu geben und dabei selbst unser Volk als eine Rotte tollwütiger Trottel hinstellen, im Begriff, jegliche „Autorität auszurotten“, den „Pöbel auf den Thron zu setzen“ und was dergleichen schwülstiger Phrasen, die minderer Kolportage entlehnt sein könnten, mehr sind. Man kommt da einfach nicht mehr mit und tut vielleicht auch am besten, die unverwüstlichen Vaterlandsretter allein sich an ihrem ranzigen Öl berauschen zu lassen. Der Becher kreist ja in der strammen Runde der Aufrechten fleißig genug. Und es ist ein köstlicher Anblick, wie die Helden in Walhall schmunzelnd einander zutrinken.

Kasperle hat immer noch ein groß Publikum.

* * *

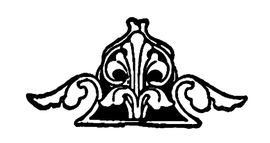
Vielleicht haben solche Episoden, so wenig sie unser Ansehen erhöhen, so unbarmherzig sie unsere Blößen aufdecken, doch einen erzieherischen Zweck. Zum mindesten nötigen sie zum Nachdenken über politische Fragen. Und es ist ja schon viel gewonnen, wenn der Deutsche überhaupt zur Beschäftigung mit politischen Fragen gebracht wird. „Was uns Deutschen politisch fehlt“, sagt Fürst Bülow in seiner Arbeit über „Deutsche Politik“ („Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“, Reimar Hobbing, Berlin), „das ist nicht zu erringen durch Veränderungen auf dem verfassungsrechtlichen Gebiet. In den Parteien, denen vermehrte Rechte zugute kämen, *fehlt es ja selbst* noch vielfach zu sehr an politischem Urteil, politischer Schulung und Staatsbewußtsein. Noch steht in Deutschland eine große Summe der Gebildeten, denen ja die Führung im Parteileben gebührt, dem politischen Leben gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüber. Sehr kluge und gelehrte Männer *betonen oft mit einem gewissen Stolz, daß sie von Politik nichts verstehen und auch nichts wissen wollen.* Die Unkenntnis der allerelementarsten Dinge des Staatslebens ist oft erstaunlich. Die Zeiten sind vorüber, in denen es für das Staatswohl nichts ausmachte, ob die Nation etwas von den Gesetzen verstand, die ihr gegeben wurden. Das Geschäft der Gesetzgebung liegt heute nicht mehr allein in den Händen mehr oder minder fach- und sachkundiger Beamter, sondern das Parlament arbeitet mit. Aber die Tätigkeit der Fraktionen vollzieht sich auch in unseren Tagen oft noch kaum anders als die ehemalige reine Beamtentätigkeit: *bei vollkommener Verständnis- und Urteilslosigkeit weiter Kreise der Bevölkerung.* Bei wirtschaftlichen Fragen regen sich wohl die Interessengruppen in Landwirtschaft, Handel und Industrie, bei einigen Spezialfragen regen sich die für die speziellen Dinge eigens gegründeten

Vereine, aber im allgemeinen läßt man das Diktum der Parlamentarier *mit der vollen Passivität des beschränkten Untertanenverstandes über sich ergehen.* Wird dann das fertige Werk am Leibe gespürt, so setzt eine herbe Kritik ein, die sich aber auch nur auf den Einzelfall beschränkt, ohne eine Belebung des politischen Verständnisses zur Folge zu haben. Die aktive Anteilnahme am Gange der politischen Geschäfte, die *fehlt* uns Deutschen, eine Interessiertheit, die nicht gelegentlich des in mehrjährigen Zwischenräumen wiederkehrenden Wahlkampfes erwacht, sondern sich befaßt mit den großen und kleinen Fragen des staatlichen Lebens. *Sache der Gebildeten ist es,* diese politische Erziehung in die Hand zu nehmen, Sache der geistigen Führer, denen kein Volk so willig folgt wie das deutsche. Die lässige Gleichgültigkeit geistig und ästhetisch empfindsamer Naturen gegenüber dem politischen Leben, die vorzeiten einmal unschädlich war, ist heute nicht mehr am Platz. Die Gegenwart, die voll ist von ernsten und großen politischen Aufgaben, die in den Parlamenten eine Teilnahme des Volkes an den Staatsgeschäften geschaffen hat, *braucht ein politisches Geschlecht.* Und Regierungspflicht in dieser Gegenwart ist es, nicht dem Parlament neue Rechte zu schaffen, sondern die politische Teilnahme des Volkes in allen Schichten zu wecken durch eine lebendige, national entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik. *Die Kritik,* die jede Politik, die nicht farblos ist, auslösen muß, ist *kein Schade,* wenn auf der anderen Seite positives Interesse geweckt wird. *Das Schlimmste im politischen Leben ist die Erstarrung, die allgemeine schwüle Windstille.*“

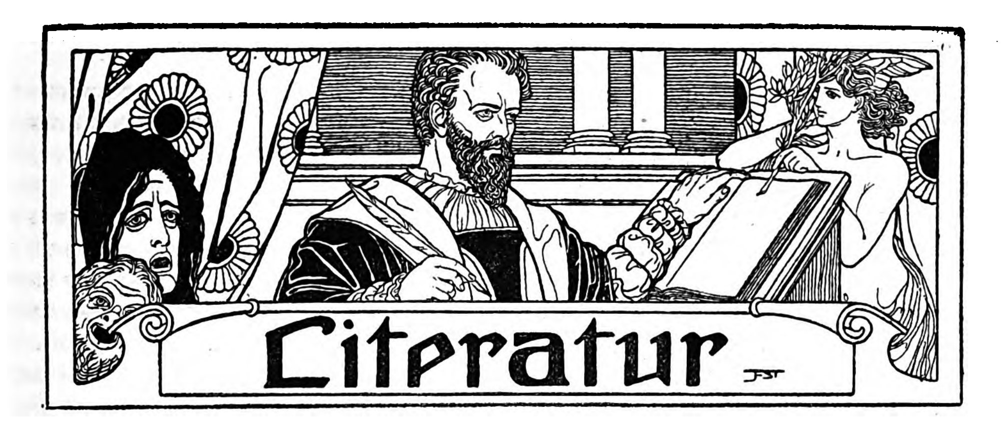
Die Zustände, die Fürst Bülow hier schildert, sind so wahr wie beschämend, und es interessiert, daß auch der frühere Reichskanzler dies so scharf hat sehen und — empfinden müssen. Jeder dieser „Fälle“, von denen alle Welt spricht, löst zwar unterschiedlichen wohlmeinenden Leuten aus den Kreisen der Gebildeten die Zunge. Aber wie unsicher bewegen sie sich auf dem ihnen ungewohnten Boden, und wie schwer fällt es ihnen, die Dinge als solche zu nehmen, nicht als Abhängigkeiten mitgeschleppter Anschauungen und abgestempelter Schlagworte. Das Schlagwort ist es recht eigentlich, das unser politisches Leben beherrscht. Es beweist aber weniger als nichts für oder wider die Richtigkeit einer Meinung, ob man sie nun mit „reaktionär“ oder „demokratisch“, mit „konservativ“ oder „liberal“ abstempelt.

Auch was Bülow über den preußischen Staat und die Sozialdemokratie, über Landwirtschaft und Industrie und manches andere mehr anführt, erhebt sich erfreulich über die Gemeinplätze landläufiger Publizistik. Dieser frühere Reichskanzler hat wirklich noch bei Lebzeiten was zu sagen. Und das ist — viel.

Ob Bethmann — auch — —?







Bacon ist Shakespeare

Von Dr. Gustav von Buchwald

Bacon is Shake-speare, ist der Titel eines Buches, in dem Baronet Edwin Durning-Lawrence (London und Neuyork 1910) den endgültigen Beweis dieser Behauptung führt, so daß nicht dem mindesten Zweifel Raum bleibt.

Das ist ein Resultat, wofür die ganze Welt leidlich gebildeter Menschen Sir Edwin Dank wissen wird. Wer, in ähnlicher Lage wie ich, anfangen muß, daran zu denken, daß seine Zeit und sein Augenlicht nicht mehr lang bemessen ist, hat die beruhigende Freude, daß dies eine hübsch ausgestattete und gut geschriebene Buch ihn der Mühe überhebt, wieder einmal eine ansehnliche Literatur, die ziemlich abseits von seinem Wege liegt, durchlesen zu müssen. Ich habe auch die besondere Freude, völlig bestätigt zu finden, daß ich den Anfang zur Lösung der Frage zufällig einmal in der Hand gehabt habe.

Mein Beruf führte mich dazu, etwas tiefer in die altgriechische Psephenlehre einzudringen. Sie lieferte mir den Schlüssel zu einer Erkenntnis, deren Veröffentlichung ich ebensowenig für zeitgemäß halte, wie Bacon die Publikation seiner Theaterstücke unter dem richtigen Namen, oder Kopernikus seine heliozentrische Berechnung. Wenn nicht unser Deutsches Reich zerfallen und die Volkswut losgelassen werden soll, so muß eine gründliche Veränderung in unseren Wissenschaften vorgehen. Ich bin nur ein kleines Nadelöhr, durch das die hochweisen Herrn hindurchgehen müssen. Mit der Zeit wird es weit genug befunden werden. Das vorliegende Buch des Baronets Edwin Durning-Lawrence ist ein kräftiges METANOEITE für das, was uns als deutsche Shakespeare-Forschung bislang aufgetischt wurde.

Also mitten in diesen Untersuchungen über die Bedeutung eines bisher nicht als solchen anerkannten Psephenzaubers fiel mir der Titel des Stückes ein, das zuerst unter dem Namen William Shakespeare erschien, „Loves Labours lost“ (1598).

Jedem fällt dabei die Alliteration der drei L auf. Viele Menschen des keltgermanischen Sprachkreises lieben es, den Klang ihrer Verse, bisweilen sogar der

Prosa, durch Alliteration zu verstärken. Zu diesen gehört aber der große Dramendichter nur in sehr bescheidenem Maße, und ich glaube bei ihm mehr an Zufall als an Absicht. Bei diesem Titel aber ist die Absicht unverkennbar. Es fragt sich nur, war sie auf den Klang gerichtet oder auf Isopsephe?

Das griechische Wort Psephos bedeutet ursprünglich den kleinen steinernen Stift der Mosaikarbeit — in übertragener Bedeutung aber einen Buchstaben mit bestimmtem Zahlenwert. Man zählte das Alphabet zu 24 Buchstaben, gerade so wie die homerischen Gesänge in den meisten Ausgaben mit großen Buchstaben bezeichnet werden. War ein Wort psephisch gedacht, so war dem Kenner die Aufgabe gestellt, ein anderes zu finden, dessen Buchstaben den gleichen Zahlenwert hatten. In der griechischen Gespensterwelt galt dasselbe Gesetz wie in der deutschen, englischen, dänischen usw. Konnte man den Namen des Geistes nennen, so mußte er sterben, gehorchen oder verschwinden. Deswegen vertraut der Geist meist auf seinen seltsamen Namen, den der Mensch so leicht nicht raten wird, wie z. B.: „O wie gut, daß niemand weiß, Daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Bei den griechischen Geistern, d. h. in den meisten Fällen umherirrenden Seelen, deren Körper nicht rituell bestattet waren, herrschte deswegen eine begreifliche Abneigung davor, den richtigen Namen zu nennen. Sie gaben nur eine Isopsephos davon. War nun der Beschwörer ein guter Mantiker, so brauchte er nur die falsche Isopsephos in die richtige umzudenken, und der Geist war gebannt. Bewegt sich solche Geschichte auf heraklitischem Vorstellungsgebiet und die richtige Isopsephos lautet auf „Wasser", so mußte die Seele ins Wasser, denn Heraklit sagt: der Seele Tod ist das Wasser.

Außer der Zauberei gebrauchte man die Psephen auch als Geheimschrift. Diese schleppte sich durch das Mittelalter hin bis in neuere Zeit, ja als Spielerei kommt sie noch in den Rätselecken von allerlei Winkelblättern vor. Wer heute Geschichte studiert, lernt das in einem guten Kolleg über Diplomatik. Wer, wie Bacon, sich dem diplomatischen Dienst widmete, mußte viele solche Witzchen lernen und neue hinzufinden. Er hatte in Sir Amias Paulet, dem er auf dessen Gesandtschaftsreise nach Paris beigeordnet war, jedenfalls einen guten Lehrer, denn Sir Amias dechiffrierte die Noten der gefangenen Schottenkönigin. Das kostete Maria Stuart den Kopf.

Dies genügt wohl für die Frage: Kann man dem Sir Francis Bacon zutrauen, daß er sich gelegentlich der Schrift in Psephen bediente? Die Antwort lautet: Ja, mit höchster Wahrscheinlichkeit.

Legen wir nun das englische Abc mit 24 Buchstaben zugrunde, so müssen wir i und j als einen Buchstaben und u und v ebenso rechnen.

Zählt man nun die Alliteration des auffälligen Titels aus, so hat man l = 11 × 3 = 33. Wie wichtig diese Zahl für die Baconforschung ist, das habe ich in vollem Umfang erst aus dem Buche von Sir Edwin gelernt. Immerhin war mir durch 33 die Anregung zur Aufspürung der Isopsephos gegeben, sie lautet B = 2, A = 1, C = 3, O = 14, N = 13, also in Summa 33. — Hier wird es mir schwer, an Zufall zu glauben, aber zu einem Beweis langte das mir für meine Kritik nicht. Es mag dies auch wohl nicht sehr wichtig sein, denn Sir Edwin hebt diesen Titel

nicht besonders hervor. Matt, aber nicht schlafmüde, saß ich bei der obenerwähnten Arbeit am Schreibtisch und merkte, daß ich frei werden müsse von ihr, um mein bescheidenes Teilchen Schlaf zu erhalten. Ich nahm mir zur Zerstreuung das Stück her; englisch in der Ausgabe von J. Payne Collier (London 1842), deutsch von Gildemeister (Leipzig 1870).

Beim Blättern stieß mir die albern aussehende Szene 1. Akt V auf, und als ich a e i o u als Antwort auf die Frage (quis quis) welcher? las, sagte ich mir: das muß nach einer Geheimschrift in Vokalen gemacht sein. Ich faßte in meinem historischen Apparat auch gleich die richtige Kopie aus Blaise de Vigenère, die ich mir vor Jahren auf irgendeiner Bibliothek gemacht hatte. Ich setze sie hierher, denn sie läßt sich gut auf Postkarten zum Schutz gegen neugierige Dienstboten und Postboten benutzen.

	A	E	J	O	V
A	b	f	l	p	t
E	c	g	m	q	u
J	d	h	n	r	x
O	e	i	o	s	a

Das war richtig geraten, aber ich muß sehr müde gewesen sein, denn ich beging die Dummheit, nicht darauf zu achten, daß im Englischen der Buchstabe J groß gedruckt war. Meine Lösung gab keinen Sinn.

Sir Edwin hat gleich das Richtige getroffen und gesehen, daß das groß gedruckte J eine neue Zeile eröffnet, also e nach a = f, o nach l = r, u nach o = a. Das gibt Fra, welche Abkürzung Sir Francis Bacon in seinen Briefen gebrauchte, wie Faksimile eines Briefes von 1595 auf Seite 107 zeigt.

Nun kam ich auf das lange lateinische Wort honorificabilitudinitatibus, das ich gelegentlich in lateinischen Scherzbriefen gebrauche. Wenn dies auffällige Wortmonstrum einen Zweck haben soll, sagte ich mir, so muß es den Zweck haben, durch Isopsephen anderer Worte zu verraten, daß dies unter dem Namen William Shakespeare erschienene Stück von dem Herrn $3 \times 1 = 33$, also von Bacon herrührt. Die Psephenwerte $B = 2$, $A = 1$, $C = 3$, $O = 14$, $N = 13$ steckten darin und $F = 6$ konnte die Initiale des Vornamens geben. Die einfachste Form war nun die, aus den anderen Buchstaben lateinische Worte zu bilden, denn dann mußte ja dieselbe Psephensumme des Wortes, nämlich die Zahl 287, wieder herauskommen. Jedenfalls lag eine Absicht darin, daß das Wort nicht im Nominativ, sondern anscheinend ohne viel Sinn im Dativ erschien.

Der zu suchende Sinn konnte nur der sein, daß Bacon der Verfasser dieses und vielleicht auch anderer mit Shakespeare bezeichneten Stücke sei. Die siebenfache Verwendung von J legte den Gedanken an Verwendung von Pluralformen nahe. Das Fehlen von E und P verbot die naheliegenden Worte fecit und scripsit = machte und schrieb, auch konnte das Wort Poemata nicht gebraucht werden. Darum riet ich auf das allernächste Ludus, Plural Ludi, für Theaterstück, denn Comoedia war durch das fehlende E auch ausgeschlossen, und setzte versuchsweise Hi ludi, diese Theaterstücke, in den Anfang. Wenn man dazu den auszählbaren Genitiv F. Baconis setzt, so gab das Sinn.

Der zu vermutende Satz „sind hier gedruckt“ = sunt hic impressi verbot sich aus obigen Gründen. Ich hatte an Vokalen nur A, O, U je einmal und J dreimal zur Verfügung; an Konsonanten N, R, B je einmal und T dreimal. Daraus bildeten sich mir die Worte ORBI = dem Erdkreis, und NATI, die Geborenen oder die Kinder, welch letztere Bedeutung Bacon jedenfalls aus Vergil kennen mußte. Um zu wissen, was mit diesen Kindern F. Bacons angefangen war, blieb nun nur die Möglichkeit, ein passives Perfekt zu finden, in dem T zweimal, U einmal und J auch zweimal vorkommt. Als Endung bot sich Ti von selbst und als einzig mögliche Bildung Tui also tuiti = „sind anvertraut“. Ich las also Hi ludi, nati Baconis, tuiti orbi: „Diese Theaterstücke, Kinder des F. Bacon, sind anvertraut dem Erdkreis.“ Ein stolzes aber gerechtfertigtes Dichterwort, im Gefühl, daß England allein für diese Dichtungen zu eng ist.

Vorläufig war ich mit diesem Resultat zufrieden, vergaß, die Vokalschrift noch einmal zu prüfen — und — meine Lampe erlosch, denn es war Morgen geworden.

Anderen Tags kamen schlecht geschriebene Gräntzakten aus der Zeit Bacons vor meine Augen, und die verdrängten alles andere aus meinem Kopf.

Wenn man nun aber glaubt, ich hätte mir eingebildet, mit diesem bißchen Dechiffrierkunst die Baconfrage gelöst zu haben, so irrt man. Das hat erst Sir Edwin Durning-Lawrence getan. Dazu gehört noch sehr viel mehr, und das ist in dem Buche „Bacon is Shake-speare“ enthalten. Ich habe hier diese meine Prüfung nur gegeben, um zu zeigen, wie man solche Erwägungen anstellt, denn wo Sir Edwin seine Resultate fix und fertig bietet, möchte ein oberflächlicher Kopf vielleicht als Zufall ansehen, was nur durch systematische Behandlung gewonnen werden kann. Und nun das Spassige von der Geschichte: meine Lösung war dem Sinne nach richtig, aber die von Sir Edwin ist doch noch richtiger. Die Wortstellung ist eine andere, und nach Seite 92 ff. steht das siebenundzwanzig Buchstaben lange Wort in der siebenundzwanzigsten Zeile auf Seite 136 der Folioausgabe als hunderteinundfünfzigstes Wort und ergibt einen spondäischen Hexameter, in dem ein Fehler gemacht sein sollte nach den Lehren Priscians, der ca. 525 in Konstantinopel Grammatik lehrte. Darauf bezieht sich die Äußerung über Priscian, die in der Folioausgabe anders lautet als in dem von mir benutzten Druck. Hier weiche ich von Sir Edwins Deutung ab, welcher auf Grund von philologischen Forschungen meint, Bacon habe hier keinen Fehler gemacht. Diese Forschungen halte ich für illusorisch und bin der Meinung, daß Bacon absichtlich die Aussprache des F = ef, die im englischen wie im deutschen Vers Hebung sein kann, hier als Länge angesetzt hat, um anzudeuten, man solle in diesem Falle einmal unrichtig skandieren.

Nach Sir Edwins richtiger Ordnung, Seite 100,

Hi
Ludi
F
Baconis
Nati
Tuiti
Orbi

ergeben die Initialen H.L.F.B.N.T.O. = die Zahlensumme 73. Die Endbuchstaben J.J.S.J.J.J. aber 63. Das ist addiert die Seitenzahl 136 der Folioausgabe. Die Mittelbuchstaben U D A C O N T A F U T T R B aber geben 151. Das ist die Zahl des Wortes in gewöhnlichen Typen auf dieser Seite. Die Gesamtsumme aber bildet 287. Damit ist die Richtigkeit dieser Lösung vollkommen bewiesen.

Diese Psephenrechnung mit den Seitenzahlen kombiniert, ist ein so künstliches Stück Diplomatik, daß sie nur von einem Manne herrühren kann, der berufsmäßig chiffrieren und dechiffrieren mußte. In dieser Lage aber ist Bacon auf seiner Pariser Gesandtschaftsreise gewesen, und Sir Edwin erbringt sogar aus Bacons Werken den Nachweis, daß er während dieser Zeit eine Chiffernschrift erfunden hat, die noch heute als Morsealphabet in Gebrauch ist.

Eine Parallele zu dieser Schlußfolgerung gibt der Autor in seiner Vorrede, Seite VII. Wolfe Tone bemerkt in seinem Tagebuch, daß die französischen Soldaten sich genau so bei der Invasion in Irland benahmen, wie die französischen Soldaten in ihrer Haltung in Heinrich V. beschrieben sind, und ruft aus: „Das ist wunderbar!“ Tone setzt hinzu, daß Shakespeare niemals einen französischen Soldaten gesehen haben konnte, wir aber wissen, daß Bacon bei seinem Aufenthalt in Paris beträchtliche Erfahrung davon hatte.

Bacon war Mitarbeiter von Camdens „Remains“ und hat auch hier jetzt entdeckte Andeutungen geliefert, wie den erfundenen Namen Bacon Creping und „solche Namen wie Shakespeare, Shotbolt, Wagstaffe“. Diese wieder finden sich als Zeichnungen auf dem Titelblatt eines lateinischen Lehrbuches von Gustavus Selenus, d. h. der Mann im Mond, das man 1624, also ein Jahr später als die englische Folioausgabe in Deutschland erscheinen ließ. Vielleicht ist Bacon selber der Verfasser, jedenfalls ist dieser ein Teilnehmer an Bacons Geheimnis.

Was Baronet Edwin Durning-Lawrence hierüber und ähnliches vorträgt — es ist zuviel für diesen Aufsatz —, läßt den aufmerksamen Leser mit aufrichtiger Bewunderung erkennen, daß Sir Edwins Kunst in der Entschleierung der des Sir Francis in der Verschleierung ebenbürtig ist.

Man war fast allgemein in Deutschland voll von Bewunderung für die Königin Elisabeth und auch für ihren Nachfolger, daß sie es über sich gewannen, so herbe Wahrheiten aus junger Vergangenheit, wie sie die Königsdramen brachten, von der Bühne anzuhören. Man glaubte, England habe in dieser Epoche eine in Deutschland noch heute nicht erreichte Freiheit des Wortes besessen.

Ja, das wird man sich gründlich abgewöhnen müssen! Sir Francis Bacon hatte allen Grund, im Verborgenen zu bleiben. Dafür sind in diesem Buche einige Nachweise gegeben. Ben Jonson sollte in einem Stücke etwas gegen die Schotten gesagt haben und ward dafür dazu verurteilt, daß ihm Nase und Ohren abgeschnitten werden sollten. Er ward freigelassen und gab seinen Freunden ein Gastmahl. Bei diesem zeigte ihm seine Mutter eine Tüte mit tödlichem Gift und sagte: das würde sie ihm vor der Exekution ins Glas gemischt haben, die Hälfte davon wäre für sie selber bestimmt gewesen. Die eigene Mutter! Der Fall redet dicke Bücher!

Wer aber war der Mann, den alle Welt so lange als Dichterfürsten pries?

Er gehörte eine Zeitlang dem Schauspielerstande an, der mit tiefer Verachtung

belegt war. „Ein Schauspieler ward nie gehängt, er ward oft ausgepeitscht und verlor gelegentlich seine Ohren" sagt Sir Edwin Seite 139, „aber ein Schauspieler von gutem Ruf würde vermutlich eine große Bestechung abgelehnt haben. Immerhin war da aber ein habgieriger geldverleihender Mann von wenig oder gar keiner Reputation. Der trug einen Namen Shaxpur (Schüttelsporn), der in Bacons Schriftstellernamen Shakespeare (Schüttelspeer) verdreht werden konnte. Und dieser Mann ward gewonnen, aber so lange wie er lebte, forderte er beständig mehr und mehr Geld. Das Versprechen eines Wappens (das den Träger einem eximierten Gerichtsstande zugesellte, wie früher bei uns in Mecklenburg ein Adels- oder Doktortitel, also für den Wucherer von Wert sein mußte) war vermutlich ein Teil des ursprünglichen Vertrages. Dies stellte sich als unmöglich heraus. Aber als Bacons Freund Essex im Jahre 1597 Graf, Marschall und Chef des Heroldkollegiums war, und Bacons Vertrauter (servant) Camden, dem Bacon bei der Vorbereitung der Annales geholfen hatte (vgl. Spedding, Bacons Works, Band 6, Seite 35, und Letters, Band 4, Seite 211), zum Clarenceux, King of Arms, ernannt war, wurde 1599 die Wappenverleihung an Shakespeare bewerkstelligt. Shakespeare muß vorläufig bald nach 1593 gewonnen sein, als ‚Venus und Adonis' unter seinem Namen erschien, denn im nächsten Jahre 1594 ward die ‚Bändigung einer Widerspenstigen' gedruckt, worin die Eröffnungsszene einen betrunkenen Warwickshirebauer — und Shakespeare war ein betrunkener Warwickshirebauer — zeigt, der als ‚Mylord' aufgeputzt ist und für den das Stück gespielt wird." „Die frühe Date der Gewinnung Shakespeares erklärt, wie im Jahre 1596 ein Versuch zur Wappenverleihung gemacht zu sein scheint, wir sagen scheint, denn die Date mag vielleicht ein Betrug sein wie der Rest der lügenhaften Urkunde." Der Charakter des Betrunkenen scheint dem Shakespeare von Stratford eigen gewesen zu sein zeitlebens. Er kehrte von einem Gelage voll von Wein zurück und ward bald darauf, am 23. April 1616, vom Fieber hinweggerafft.

Dieser Shakespeare als Dichter ist Schwindel, wie sein Denkmal und die Bilder von ihm. Sein Denkmal in der Kirche zu Stratford mit der Feder und dem Papierbogen ist eine Fälschung, die erst nach 1709 angefertigt ist, denn das im Jahre 1656 gedruckte Buch Antiquities of Warwickshire von Sir William Dugdale zeigt eine andere Figur. Sie hält keine Feder in der Hand, sondern drückt einen Wollsack oder ein Kissen mit beiden Händen gegen den Magen. Diese selbe Büste ist 1709 in Rowes Life of Shakespeare wieder abgebildet. Wenn auch das Gesicht ein wenig verschönert ist, ward doch die Kleidung in allem Charakteristischen genau wiedergegeben. Das Bild bei Dugdale zeigt einen gemeinen Gesichtsausdruck und hat Anspruch auf Porträtähnlichkeit. Die jetzige Büste, die mir selbst in der Tracht nicht zur Zeit zu stimmen scheint, dürfte nach dem angeblich authentischen Porträt angefertigt sein, mit dem die Folioausgabe von Martin Droeshout geziert ist. Dieser Künstler kann den Mann von Stratford in seinem Leben nie gesehen haben. Dies wahrhaft authentische Bild ist der ärgste Humbug von allem. Mit den guten Nachbildungen weist Durning-Lawrence aufs klarste nach, daß Droeshout gar kein Porträt, sondern eine Maske mit einem Hemdkragen und einem ausgestopften Rock darunter gezeichnet hat. Jeder oder jede — ich habe den Versuch

angestellt — mit einigem Verständnis für Schneiderei — viel gehört ja nicht dazu — erkennt sofort, daß dieser Rock zwei linke Ärmel hat.

„Linkshändig schreiben“ bedeutet aber im Englischen soviel wie unter einem Pseudonym schriftstellern.

Die Bedeutung von „linkshändig“ tritt mit voller Klarheit auf dem Titelbilde zu Bacons berühmter Schrift über die „Erweiterungen der Wissenschaften“, die 1645 in Holland erschien. Bacon mit wenig Porträtähnlichkeit, aber doch erkennbar, zeigt mit der rechten Hand auf ein aufgeschlagenes Buch. Mit der Linken hebt er einen Schauspieler auf einen Felsen, der von einem Tempel (des Ruhmes) gekrönt ist, empor. Der Mime hält in der Linken ein durch zwei Schließhaken verschlossenes Buch in der Hand, auf dessen Deckel ein Emblem gezeichnet ist, welches den „Spiegel der Natur“ bedeutet — eine gute Bezeichnung für Bacons Dramen. Der Schauspieler ist als Mime im altgriechischen Stil durch seine Kleidung aus Bocksfell kenntlich gemacht, denn die Darstellung von Tieren ist ethnologisch als Anfang der Schauspielkunst jetzt über den Erdball nachgewiesen. Das griechische Wort für Bock heißt Tragos, wovon Tragödie als Bezeichnung von Trauerspielen im Volksmund von Hellas sitzengeblieben ist.

Ich dächte, klarer hätte das Verhältnis auf einem Bilde nicht angedeutet werden können. Bacon muß diese Darstellung bei Lebzeiten angeordnet haben.

Das Bild der Folioausgabe von 1623 besagt mit vollster Deutlichkeit, daß der „edle“ Shakespeare eine Maske für einen verborgenen Dichter ist. Ganz dasselbe erzählt, richtig gelesen, das B. J. unterzeichnete Gedicht an den Leser, das vermutlich von Ben Jonson herrührt, der mit der Geheimschrift Bacons vertraut war und sie hier auch anwandte, denn die Auszählung der Buchstaben ergibt dieselbe Summe wie in Loves labours lost das lange Wort, nämlich 287.

Durch mehrere Faksimiles erweist Sir Edwin, daß der Mann von Stratford ein richtiger „Bauer“ (clown) war, der nicht einmal den Anfangsbuchstaben seines Namens schreiben konnte. In den wenigen Schriftstücken, die vorhanden sind, ist ersichtlich die angebliche Unterschrift von der Hand des gerichtlichen Schreibers gemacht.

Das ist für ein palaiographisch geschultes Auge zweifellos erkennbar, obwohl diese Nachbildungen nicht ganz auf der Höhe stehen, welche die Geschichtswissenschaft jetzt zu fordern berechtigt ist. Immerhin mag man sich mit meiner Anerkennung zufrieden geben, denn ich habe sehr viele Urkundenfaksimiles gepaust und nach der Pause drucken lassen und kenne auch die Schwierigkeiten, die sich dem Photographieren entgegenstellen. Als der sogenannte Shakespeare mit Bacons Geld New Place im Stadtgebiet von Stratford am Avon für 60 Pfund gekauft hatte, wohnte bei ihm ein Notar im Hause, denn ohne Hilfe hätte er den Brief des Richard Quiney — es ist das einzige erhaltene Schriftstück an Shakespeares Adresse — nicht lesen können. Der Inhalt ist die Bitte um eine Anleihe von 30 Pfund am 25. Oktober 1598. (Seite 51.)

In demselben Jahre schreibt Abraham Sturley an einen Freund in London über eine Aufnahme von Geld bei Shakespeare auf ein paar Stücke Land. (Seite 52.) Am 4. November desselben Jahres schreibt dieser A. Sturley an den genannten R. Quiney, daß ihr Landsmann Shakespeare ihnen Geld verschaffen würde.

Um 1598/90 schreibt Adrian Quiney an seinen Sohn Richard: „Wenn du handelst mit William Shakespeare oder Geld dabei bekommst, bringe dein Geld nach Hause."

Kein einziger Brief existiert, der sich auf Shakespeare als Schauspieler oder Dichter bezieht! Kein Buch ist in seinem Nachlaß gefunden. — Aus gerichtlichen Protokollen geht folgendes Dichterbild hervor:

Im Jahre 1600 verklagte Shakespeare John Clayton in London wegen 7 Pfund und gewann den Prozeß; auch verklagte er Philip Rogers aus Stratford wegen eines Darlehens von 2 Schillingen.

Im Jahre 1604 verklagte er Philip Rogers wegen einiger Scheffel Malz, die er ihm zwischen März und Ende Mai in diesem Jahre verkauft hatte. Die Gesamtsumme dieser Schulden belief sich auf ein Pfund und fünfzehn Schillinge.

Im Jahre 1608 verklagte er wegen einer Schuld von 6 Pfund John Addenbroke und dessen Bürgen Horneby. — Ein verurteilter Schuldner ward damals ins Gefängnis geworfen und war somit verhindert, seine Familie zu ernähren und die Schuld durch redliche Arbeit und deren Erlös abzutragen.

Wäre ich Schauspieler und sollte Shylock darstellen, ich würde Maske machen nach der Büste Shakespeares bei William Dugdale!

Betrachten wir diesen Dichtergenius, der nicht lesen und schreiben konnte, in der Beleuchtung seiner Zeitgenossen, wovon eine beträchtliche, vielleicht erschöpfende, mindestens aber ausreichende Menge von Beispielen angeführt werden, so finden wir Spott über den Clown mit dem Wappen sehr deutlich gezeichnet.

In „Every non out of his humour", das in demselben Jahre 1599 aufgeführt ward, wo der Wucherer von Stratford sein Wappen erhielt, bezeichnet Ben Jonson Bacon in der Rolle des Puntarvolo durch dessen Wappen, das einen schreitenden Eber zeigt, und läßt den Mann von Stratford als Sogliardo auftreten — das ärgste Schimpfwort im Italienischen.

Sogliardo erzählt Puntarvolo und Carlo Buffone in dem allerbäurischsten Englisch, daß die „Harrots" — will sagen Herolde — ihm sein Wappen sehr teuer gemacht hätten. Es habe 30 Pfund gekostet. Aber er könne sich jetzt Gentleman nennen.

Der Spaßmacher und Puntarvolo lassen sich den Wappenbrief zeigen und werden gefragt, wie ihnen das Wappen gefällt? Puntarvolo kann's nicht recht ververstehen. Sogliardo sagt ihm: „Das ist Euer Eber ohne Kopf, schreitend." Puntarvolo spottet: „Ein Eber ohne Kopf, das ist was ganz Rares." Der Spaßmacher meint, der Herold müsse den Sogliardo richtig beschrieben haben: „Ein Schwein ohne Haupt, ohne Gehirn, ohne Verstand, wahrhaftig ohne irgend was, schreitend zur Edelmannswürde." Puntarvolo liest die Devise „Nicht ohne Senf". „Nicht ohne Recht" (non sanz droict) ist die Devise, die vermutlich Camden als King of arms zu „gentle Shakespeares" Wappen setzte. Eine bittere Ironie, wie sie aber in älteren Heroldsämtern nicht selten war. So fand ich in dem Stiftsarchiv zu Uetersen in Holstein solchen Spott. Ein Edelmann sandte sein einfaches altes Wappen nach Wien an das Kaiserliche Heroldsamt mit der Bitte um eine tapfere Verbesserung. Er bekam, natürlich gegen schwere Gebühren, sein altes Wappen unverändert

zurück und als tapfere Verbesserung auf dem Helm einen „Esel in seiner natürlichen Farb“.

Das aufklärende Bild in dem Buche des Mannes im Mond ist in Deutschland in Lüneburg gedruckt. Bacon hat also, als er seine Stücke dem Erdkreise anvertraute, auch an Deutschland gedacht und von hier mehr Gerechtigkeit erhofft, als in England zu finden war. Im deutschen Gemüts- und Geistesleben hat er jedenfalls ein größeres Gebiet erobert als im englischen. Es dürfte nun wohl an der Zeit sein, daß er auch bei seinem rechten Namen genannt werde.

Da werden allerlei deutsche Honorificabilitudinitates wohl oder übel daran müssen, ihre Kolleghefte zu ändern und ihre Weisheiten als falsch zu bezeichnen. Denn es ist doch nicht angenehm, sich von einem so berühmten Staatsmann wie John Bright sagen zu lassen: „Jeder Mensch, der glaubt, daß William Shakespeare von Stratford Hamlet oder Lear geschrieben habe, ist ein Narr!“ (Is a fool.) Grob aber wahr!

Auf Seite 178—182 stellt Durning-Lawrence eine Reihe von Äußerungen von sehr verschiedenen Männern zusammen, welche die Autorschaft des Mannes von Stratford leugneten. Lord Palmerston sprach von der „Explosion der Shakespeare-Illusion“. Lord Houghton, früher R. Monkton Milnes, erzählte Palmerstons Worte an Dr. Appleton Morgan mit dem Zusatz: er selber glaube auch nicht länger an Shakespeare als Verfasser der Dramen. Von Amerikanern werden genannt: Ralph Waldo Emerson, John Greenleaf Whittier, Dr. W. H. Furneß und Mark Twain.

Aus Deutschland nennt Sir Edwin nur einen Mann, dessen Ansicht aus einer großen politischen Erfahrung heraus kommt, die ihm wohl niemand abspricht.

Im Jahre 1892 sagte Fürst Bismarck zu Sydney Whitman: „Er könne nicht verstehen, wie es möglich sein könne, daß ein Mann, wie hoch begabt auch mit genialen Intuitionen, das geschrieben haben könne, was man Shakespeare zuweist, es sei denn, er wäre in Berührung gekommen mit den großen Staatsangelegenheiten, hinter die Kulissen des politischen Lebens und zugleich vertraut mit all den sozialen Höflichkeiten und Verfeinerungen des Denkens, die in Shakespeares Zeiten allein zu finden waren in den höchsten Zirkeln.“ —



Das Warum des Warum

(Berliner Theater-Rundschau)

Der Philosoph Leibniz beklagte sich, die Königin Sophie Charlotte von Preußen frage, so oft er ihr ein philosophisches Problem erklärt habe, immer noch weiter; sie verlange „le pourquoi du pourquoi“. Im Grunde sollte sich jeder Philosoph freuen über solche Frager. Sie führen ihn tiefer hinein. Bis er zuletzt freilich, und wär's vor der Urzelle, die Antwort schuldig bleiben muß. All unser Wissensfortschritt ist immer wieder ein neues Darum des Warum. In der Wissenschaft hat nur das festen Grund, was sich erkennen und in das System von Ursache und Wirkung einreihen läßt. Friedrich Heinrich Jacobi

schilt den Idealismus in der Philosophie „Nihilismus“ (in einem Brief an Fichte); er meint das Wort durchaus nicht im politischen Sinn, den es erst ein halbes Jahrhundert später (durch Turgenjew) erhalten hat. Der philosophische Nihilist ist der Schwärmer, der seine Eingebungen nicht dem Natur- und nicht dem Kausalitätsgesetz unterwirft. Das Kennwort haben ihm die Gegner angeheftet, wohl in der Meinung, aus nichts werde nichts.

So in der Philosophie, in der Wissenschaft. Aber in der Kunst? Die ganz große Kunst entsteht aus Eingebung und ist Offenbarung. Sie hebt uns über die Sphäre dessen, was wir mit spekulativem Denken und mit scharfsinniger Beobachtung erreichen können, hinaus; denn das Gefühl, dem sie neue Schwingen gibt, fliegt höher als der Gedanke. Eine Beethovensche Sinfonie entwertet das Reale zum wesenlosen Scheine. Nicht nur in der Musik, der von Erdenschwere befreitesten Kunst, auch in der Dichtung, die sich auf das Menschlich-Irdische beschränkt, erleben wir das Wunder. Es durchbebt uns, so oft wir einen Hauch verspüren von dem Wissen höherer Art, das wir in den Gehschulen der Denkgesetze nicht erlernen. Das Geheimnis des Genies streift L e s s i n g in der „Hamburgischen Dramaturgie“, wo er sagt: „Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus. Oft stehen wir und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: ‚Aber wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! Wie ist es möglich, daß ihm das nicht beifiel! — Überlegte er denn nicht?‘ O, laßt uns ja s c h w e i g e n; wir glauben, ihn zu demütigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; alles, was wir besser wissen, als er, beweist bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nötig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.“

Die erhabensten Freuden der Kunst stammen nicht von der kalten Vernunft, und der Verstand der Verständigen genießt sie nicht. Doch hat die Vernunft das Bedürfnis, Rechenschaft abzulegen über die Erlebnisse der Seele. Ein klarer Kunstverstand läutert, zügelt, formt die Eingebungen des schaffenden Künstlers; und indem wir die Eindrücke, die wir vom Werke des Künstlers empfangen haben, n a c h p r ü f e n, erhöht sich das Erträgnis des Kunstgenusses. Die Kunstkritik, die künstlerische Kritik der Kunst, beruht auf einem Kompromiß zwischen der Genußfähigkeit und der Logik. Zuerst genieße, — dann ergründe das Warum! Kunstschöpfungen, vor denen die letzte Frage nach dem zureichenden Grunde verstummt und die aus dem heiligen Dunkel von Delphi geboren scheinen, sind pythische Wunder. Sie sind selten. Aber auch die Kinder der Welt, ist nur ihr Auge sonnenhaft, wollen empfunden sein, ehe sie gerichtet werden. Freilich, wenn nur der logische Verstand Mechanismen erfunden hat...?

* * *

Der Hauch des Genies umwittert die ungereiften Dichtungen des in seinem Mai gestorbenen G e o r g B ü c h n e r. Keiner von den dahingesunkenen Jünglingen, die im Ehrengrabe der Literaturgeschichte bestattet sind, hat solche Versprechungen hinterlassen! Weder Theodor Körner, noch Wilhelm Hauff, noch auch Hölty. Von ihnen allen übrigens unterschied sich Büchner, dem nur vierundzwanzig Lebensjahre beschieden waren. Miteinander gemütsverwandt waren auch jene nicht. Doch sie und manche andern hatten gemeinsam, daß ihnen das Fatum eine merkwürdige Frühreife des Geistes beschied. Sie schienen, als sie die Feder hinlegten, in ihrer Entwicklung abgeschlossen. Da war nichts Gärendes und Werdendes mehr. Anders Büchner: sein ganzes Dichten ein jung-titanisches Ringen mit dem ungebändigten Chaos. Wäre jedem stürmischen Most, wenn ihm nur Zeit gelassen wird, die edle Klarheit des Weines gewiß, an Büchners Grab hätte die Welt eine verschüttete Schöpfung zu beklagen. Und dennoch ist das Recht der Anklage gegen Feind Mors unsicher. Die physische und die geistige Lebens-, die physische und die geistige Schaffenskraft, das ist nicht zwei, das ist eins. Jeder gibt, was ihm gegeben war. Es müßte denn ein vorwitziger Ziegel vom Dache

Karls-Fresken VIII
Übergabe der Reichskrone an Ludwig den Frommen



Nach Alfred Rethel von Josef Kehren

fallen und den Unfertigen erschlagen! Hat sich Grabbe geklärt? Noch weniger als der Detmolder zeigte Büchner die Fähigkeit, sich in die Formen der Kunst zu fügen, die doch mehr sind als Verordnungen; die Naturgesetze sind. Ein Teil der Kraft, die Großes schafft, ein mächtiger Teil, aber nur ein Teil war Georg Büchner.

Wenn bloße Pietät einen Toten hervorzerrt, seine bleichen Wangen rot schminkt, seine starren Glieder in künstliche Bewegung setzt, ist's ein peinlicher Anblick. Die Büchner-Jahrhundertfeier des Lessingtheaters machte einen Lebenden lebendig. Unbedingt gilt es von der Aufführung des Trauerspielfragments „Wozzek“ und bedingt von der des romantischen Lustspiels „Leonce und Lena“, obwohl gerade dieses Phantasiespiel in manchem Belang unserem Zeitgeist nahesteht. Ich meine nicht bloß den Serenissimus-Ulk, der ja viel älter ist als Büchner. Seine Majestät war, ehe Büchner das Königreich Popo entdeckte, gewöhnlich mit dem Turban und türkischen Pumphosen bekleidet. Doch über der Fürstenposse, dieser lächerlichen Kehrseite der revolutionären Wut, die Büchner in „Dantons Tod“ ausgetobt hatte, blaut in „Leonce und Lena“ der Himmel der Romantik. Die späte, mit Ironie gesättigte Romantik Heines und Brentanos, mit durchaus persönlichen Zügen eines anderen Schwärmers und Spötters, umkost und stichelt uns in der Aventiure des Prinzen, den Langeweile zum Vagabunden macht und der auf der Mondscheinwiese sein Gänseblümchen pflückt, die durchgegangene Prinzessin. Ein Schnaderhüpfel von der demokratisierenden Liebe ist dieses Märchenspiel! Es zerfließt in Jean Paulsche Breite und Wortsinnigkeit. Wenn nur auch unsere Schauspieler von heute das Organ besäßen für die oszillierenden Lichter des Jean Paulschen Gemütes! Und Büchner hat es unseren „Modernen“ sogar recht bequem gemacht: sein blasiertes Prinzchen sieht einem ästhetischen Snob der Gegenwart sehr ähnlich. Hofmannsthal hat in dem schönen Jugendgedicht „Der Tor und der Tod“ die Büchnersche Figur kaum verändert, hat bloß ihre komischen Möglichkeiten mit traurigen vertauscht — und sein Claudio ist 1894 geboren! Aber die Schauspieler machten „Leonce und Lena“ zeitfremd. Sie spielten das Stück antikisierend, mit historischem Respekt, nicht mit der Frische ihrer eigenen Jugendtage. Gegen diese akademische Würdigkeit kam der echte romantische Zauber der Walserschen Dekorationen nicht recht auf.

Dagegen „Wozzek“. An diesem Trauerspiel auf Fidibusschnitzeln, diesem Fragment in Fetzen, vollbrachte dieselbe Bühne an demselben Abend ein Wunder. Dem Leser lockern sich die Zusammenhänge zwischen den asthmatisch kurzen Szenen, die hingewühlt sind wie Stoßseufzer. Der Zuschauer hatte es merkwürdigerweise leichter, die Einheit auf sich wirken zu lassen. Unzählige Male veränderte die Drehbühne den Schauplatz und die Situation. Die Veränderungen gingen aber so rasch vor sich, daß die Zäsuren nicht die Stimmung störten. Insoweit vergrößerte die Bühne wenigstens nicht die Risse zwischen den Szenen. Aber sie tat mehr als das Buch, den Sinnen die charakteristische Atmosphäre der „Wozzek“-Dichtung aufzudrängen. Als wären wir in engbegrenztem Raume gefangen, unter einem bestimmten Luftdruck, dem man nicht entrinnen kann, so empfand man den inneren Stil des fragmentarischen Dramas als Bann. Der Regisseur (Barnowsky) hatte diesen inneren Stil: die Gedrücktheit und Ausweglosigkeit, nach außen gewendet; sichtbar, hörbar, fühlbar. Ob in der kahlen Wachtstube der Kaserne mit der schlechten Petroleumlampe; ob in der helldunklen kleinen Stube der Soldatenbraut, die ihr Kind wiegt und die, von dumpfer Not um die halbe Willensfreiheit betrogen, dem armen Wozzek untreu wird; ob im Laboratorium des gewissenlosen Experimenten-Doktors oder in den Gassenwinkeln der Kleinstadt; ob am verrufenen Ufer des nächtlichen Teiches oder in der wüsten Sommerschenke: überall lag jener Schatten, der ungreifbare und düstere Schatten, der das Wahrzeichen der Dichtung ist; der Schatten, der mit einem Unglücksmenschen geboren und der sein Schicksal ist. Winzige und niedrige Bühnenausschnitte waren mehr als das bloße Symbol eines in der Enge erstickten Menschendaseins; denn seelisch wirkte diese Umwelt des unglücklichen Wozzek, als wäre sie ihm von

seiner Natur bestimmt und angeheftet. So ging das Tragische eines Menschenloses über in die leblose Welt, es erfüllte die Luft, die wir mit dem Menschen Wozzek atmeten, mit Bangigkeit und Mitleid; und es entstand auf der Bühne eine Einheit, die von der szenischen Zerrissenheit des Schauspiels nicht beeinträchtigt wurde. Daß die Darsteller alle den Grundton innehielten, den gedämpften und herb-grotesken, war die wichtigste Bedingnis.

Der Vollendung ferne blieb Georg Büchners Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels. Doch hier weht der Atem eines wahren Schöpfers. Der den Soldaten Wozzek schuf, der konstruierte nicht Wirkungen nach mechanischen Gesetzen, löste nicht mathematische Gleichungen auf; der empfand und schaute einfach ein besonderes Wesen und dessen notwendiges Schicksal. Der Wozzek, schwerfällig, opferwillig, treu und duldend, gehudelt von aller Welt, des bitteren Soldatenloses bitterster Knecht, betrogen endlich von seinem letzten Glauben (von seinem Weibe), kann weder Ausdruck noch Ausgleich finden. Es ballt sich in ihm. Er muß morden, sich töten. Er muß? Warum? Weil er selbst sein muß, wie er geboren wurde. Wer weiter frägt, steht vor dem Warum des Warum . . .

* * *

Nichts leichter dagegen, als die Antworten zu finden auf die Fragen, die Ernst Hardt in seiner Komödie „Schirin und Gertraude“ aufwirft. Warum kehrt diesmal der sagenhafte Graf von Gleichen, der Bigamist, nicht als ein schlanker Held der Liebe, sondern als dickwanstiger Falstaff aus dem Morgenlande heim? Weil Ernst Hardt ein Lustspiel schreiben wollte. Und ebendarum und gewiß aus keinem anderen Grunde kommt es zwischen den beiden Weibsen diesmal anders, als in den vielen Tragödien mit dem Gleichen-Motiv. In allen jenen Dramen ging es um die Liebe zweier Frauen zu einem Mann; um die Liebe, die über niederbrechende Vorsätze der Dankbarkeit und Entsagung hinweg den Alleinbesitz begehren muß. Bei Ernst Hardt begehrt weder die Türkin Schirin noch die Deutsche Gertraude den fetten Herrn sonderlich. Im Gegenteil, es verbünden sich die beiden Frauen gegen den Mann, sie stellen ihn kalt und sind einander mit schwesterlicher Zärtlichkeit zugetan. Warum? Weil der Graf dick und faul ist und weil Ernst Hardt ein Lustspiel schreiben wollte. Die Verzerrung und Umkehrung ernster Verhältnisse nennt man Travestie. Sie hat ziemlich geringen künstlerischen Belang, aber eine verbürgte Wirkung auf bescheidene Kostgänger. Wer mag so sauertöpfisch sein, dem Dichter das lotterige Scherzen zu verargen? Nein, das tu ich nicht. Aber gegen die unzukömmlichen Ansprüche muß man rebellieren. Ein derber Scherz, der nichts weiter ist, will derb genommen sein. Hardt hat ihm seinen Ästhetizismus aufgepfropft und damit ein auffallend schlechtes Stilgefühl bewiesen. Das Kokettieren mit poetischer Tiefe befremdet um so mehr, als die Unwahrscheinlichkeit des Frauenfriedens psychologisch gar nicht begründet wird. Der Spaß ist unwahrscheinlich, denn ein Ehring macht eine Frau zur Herrin nicht bloß über das Bett, auch über den Tisch und das sonstige Hausgerät des Mannes. Daß sich zwei Frauen in solchen Besitz gutwillig teilen, könnten wir nur glauben, wenn ihre besondere Art keinen Zweifel übrig ließe. Schließlich: der Einfall reichte für einen, höchstens für zwei Akte. Hardt hat ihn zu vier Akten breitgetreten. Warum? Es mußte ein abendfüllendes Stück werden! — Das Publikum des Deutschen Künstlertheaters brachte dem preisgekrönten Dichter viel Wohlwollen entgegen.

* * *

Von Otto Hinnerks romantischem Lustspiel „Graf Ehrenfried“ bleibt in der Tat nichts übrig, als ein großes Warum. Warum wird so kindischer Kinkerlitz aufgeführt? Antwort: Aber es geschah ja im Königlichen Schauspielhaus!

Ein anderes Lustspiel kam um vier Jahrzehnte zu spät. In den siebziger Jahren, als die deutsche Bühne im allgemeinen eine Nuntiatur von Paris war, herrschte auch bei uns die moralisierende Komödie. Fingerdick wurden die Tendenzen aufgestrichen, und der Räsonneur war die wichtigste Person im Stücke. Damals (mit seinen ersten Dramen schon einige

Zeit zuvor) tauchte der abenteuerliche Henry Becque als ein kühner Reformator des „Konversationsstückes“ auf. Er schrieb Komödien, in denen die Leute wie Menschen sprechen, nicht wie Repetiergewehre, die mit den gesammelten Pointen des Autors geladen sind. Er schuf Menschen, nicht bloß Rollen. Er gab ihnen gerade so viel Moral oder Unmoral mit auf den Weg, als sie im wirklichen Leben haben mochten. Man fand diese Stücke, in denen sich der Naturalismus in Salonkleidung ankündigte, „unmoralisch“, während sie doch nur amoralisch waren (also, in ihren gesellschaftlich begrenzten Bezirken, die Eigenschaft hatten, die Goethe im Widerspruch mit Schiller vom Drama verlangt). Daß der Höhenwuchs auch des besten Becqueschen Schauspiels (der „Raben“) ein bescheidener war, lag an den Stoffen, die den Verfasser seiner Natur nach reizten. Henry Becque war kein Löwe, höchstens ein Salonlöwe.

Die guten Becqueschen Qualitäten zeigt auch das Lustspiel „Die Pariserin“, das uns einst die Réjane und die Déprès französisch vorführten und das jetzt in der deutschen Übersetzung von Walter Reiß in den Kammerspielen gegeben wurde. Aber die Methode ist heute längst eingebürgert und die Handlung gerade dieses Stückes von zahlreichen jüngeren Komödien her bekannt. Die drei Akte drehen sich um die Frau, die ihren Mann mit den Liebhabern und jeden Liebhaber mit einem anderen und mit ihrem Mann betrügt. Das Schopenhauersche Weibchen in eleganter Pariser Toilette. Nicht der Dämon von Augiers „Armer Löwin“ haust in Frau Klothildens schönem Busen, und über ihrem Haupte schlägt kein pathetisches Verhängnis zusammen. Doch gerade die stupende Natürlichkeit der Vorgänge hat einen grimmigen Humor, und wer zu horchen versteht, hört — ohne daß der Verfasser das Wort ergreift — den surrenden Unterton der Satire. Ist's doch ein Mann, der diese Eva hinstellte, einer, der sich zum betrogenen Geschlechte zählt! Freilich, verglichen etwa mit Wedekinds Lulu oder mit einzelnen Strindbergschen Gestalten, erscheint uns Madame Klothilde nur wie ein Nippesfigürchen. Daß Gertrud Eysoldt, die ja das künstlerische Urbild der verkörperten Lilith-Instinkte ist, das Dämchen nicht nur lüstig und listig, sondern auch bedeutsam gab, war wider die Abrede mit dem Dichter. An Stelle menschlicher Imponderabilien (lies: der Mensch!) hat die Klothilde etwas anderes: den Parfum, den undefinierbaren Charme der Pariserin.

* * *

Theaterverarbeitungen von Romanen sind in der Regel Verstümmelungen. Verhältnismäßig glimpflich hat man dem „Jettchen Gebert“ mitgespielt, das Georg Hermann aus seinem hübschen Roman in ein Schauspiel übertrug. Die intimen Reize des Berlinischen Biedermeiertums, die Differenzierungen in einem westlich akklimatisierten jüdischen Familienhause sind sorgfältig bewahrt worden. Für den Theaterzuschauer, der die Entladung von Energien sucht und sie in dem kaum bewegten Stilleben der drei ersten Akte nicht findet, allzu sorgsam; der Feinschmecker jedoch hatte für Artiges zu danken — auch der Regie und den Schauspielern des Kleinen Theaters, die eine verschollene Wirklichkeit mit Feingefühl belebten. Wesentlich unterscheidet sich „Jettchen Gebert“ von anderen Judenstücken. Hier wird nicht tendenziös an dem Problem der Judenfrage gebosselt, wird nicht das Rassenelement zu billigen rührsamen oder komischen Effekten ausgenützt. Eine Menschengemeinschaft von Guten und Bösen und Gut-Bösen ist durch zeitliche und völkische Besonderheit zwar herausgehoben aus dem Allgemeinen, aber nicht von ihm losgelöst. Wie überall, ergeht es auch in der Familie Gebert den stillen, vornehmen, wehrlosen Menschen übel. Den Plan behaupten die Lauten, Skrupellosen, Fixen. Gerade im Judentum heben sich die zwei Kategorien scharf voneinander ab. Wehmütig sieht der Dichter die einen sinken und weichen, und er spricht an einer Stelle von den anderen, die, vor einigen Monaten aus dem Osten eingewandert, in Berlin geboren sein wollen; und nach ein paar Jahren seien ihre Großeltern angebliche Berliner. Aus anderem Stamme sozusagen als die feilschenden Emporkömmlinge ist das sinnige und hochherzige Mädchen und ist der sanfte Jason Gebert, ein

alternder Junggeselle, der sich vor der Welt verschloß und in feiner Herzenskultur dahinlebt. Die beiden haben nicht die Stoßzähne und Beißzangen der Erfolgreichen. Das Mädchen, dem von seinen Zieheltern die Rechnung für empfangene Wohltaten vorgehalten wird, opfert seine Liebe, fügt sich in die Kaufehe, geht dann klaglos in den Tod. Warum? Auch Schiller wußte es nicht genauer, als er deklamierte: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde."

* * *

Im Schillertheater wurde ein „Andreas-Hofer"-Drama von Walter Lutz aufgeführt.

Die Zeit, die vor der Heldenpose den Respekt mehr und mehr verlor, erhöht das Andenken des schlichten Blutzeugen von Tirol. In Romanen und Novellen von Rosegger, Bartsch und Trentini (um nur einige von vielen zu nennen) hielt das Jahr 1809 dichterische Auferstehung. Auf der Bühne erschien Andreas Hofer schon im Jahre 1828 — in Karl Immermanns „Trauerspiel in Tirol". Nun haben ihn zwei neue Dramatiker gerufen: der Innsbrucker Franz Kranewitter und der Württemberger Walter Lutz. (Der Meraner Hofer-Volksspiele von Karl Wolff übrigens nicht zu vergessen!)

Das Schauspiel von Walter Lutz hat einen starken und echten geschichtlichen Realismus. Es ist ein gradliniges Stück, ohne viel psychische Komplikationen, die ja auch den Tiroler Bauern nicht wohl anstünden. Man möchte immerhin eine genauere Erschließung des Haspinger und des Speckbacher, der beiden interessantesten Gestalten des Bauernkrieges, wünschen. In schöner Plastik ragt der Sandwirt von Passeier. Sparsam und wohlgewogen sind die Worte, die er spricht. Keine Phrase, kein schönrednerisches Pathos fälscht seine mannhaft keusche Seele. In untersetzter Gelassenheit, treu bereit zu jedem schmerzlichen Opfer, das Haupt erhoben von Kraft und Rechtsgefühl, aber nicht umflattert von Blitzen der Leidenschaft, steht und stirbt dieser Mann. Was weiß er von Ruhm und Gloria? Was von den schönen Gebärden des römischen Fechters, denen die Zuschauer im Zirkus der Welt Beifall jauchzen? Er frägt nicht nach Ehre und Glanz, in der Einfalt des Gemütes handelt er, sich selbst getreu. Er tut, wie er ist. Diese Gestalt wächst bis zum Schlusse. Das Ende: die Gerichtsszene zu Mantua, ist die Höhe. Allen Glauben hat Andreas Hofer verloren — seine Tragödie ist die Tragödie der Fürstentreue! — mit trockenem Aug' scheidet er von der verräterischen Welt. Aber: hat ihn alles verlassen, so doch er nicht sich selbst! Was die Ästheten „Stil" nennen, das ist dem ungelehrten Kopf und Herzen des Tirolers der Anker des Pflichtgefühls; er wahrt seine prunklose Würde und stirbt lieber, als daß er um Gnade bettelt.

In der Gestalt Hofers ist das Tiroler Volk von 1809 verkörpert. Es kämpft und blutet außerdem vielhundertköpfig in dem Schauspiel von Walter Lutz. Prächtig entfaltet sind die Volksszenen, doch war es der belohnte Ehrgeiz des Dichters, nicht durch Massenwirkungen den leeren Schall großer Ereignisse hervorzurufen, vielmehr ihr Entstehen im heimlichen Grunde der Herzen zu erspähen. — Dem Volksdrama, das mehr ist als ein wirksames „Volksstück", war ein warmer Erfolg beschieden.

* * *

Kein Weg und kein Steg scheint zu führen von den lichten Höhen Tirols zu der Nordlandsdämmerung Strindbergs. Aber die Welt ist weit, hat Gipfel und Schluchten. Wo blendendes Sonnenweiß in den Lüften flutet, leuchtet nicht die Lampe des Einsamen.

Strindberg: das Genie in seiner Einsamkeit! Strindberg hat Dramen geschrieben, in denen weit Ruchloseres, Grauenvolleres geschieht, als in dem Nachtstück „Wetterleuchten". Aber ich kenne kein anderes, das so namenlos traurig wäre, — traurig wie eine todesstille Heide. „Wetterleuchten" ist das Drama eines Abgestorbenen, in dem nur noch der quälerische Abglanz der Vergangenheit lebt. Eines Mannes, der vom Leben müde wurde. Der sich, dem Maulwurf gleich, verkriecht, — verkriecht in illusionsloser Alltäglichkeit. Die Blitze, die von ferne aufleuchten, zeigen die Ruine eines schönen Tempels. Auch dieser Mensch

hat einst zu Pan gebetet, ließ froh und stark die Stürme um seine Brust wehen! Jetzt scheut er den Schritt jedes Menschen. Und als in das ewige Grau seines abgeschiedenen Daseins noch einmal, flüchtig, die Erscheinung der Frau tritt, die sein Glück, sein Verderben gewesen ist, bebt er zusammen. Nur seine Erinnerung hatte sich noch gesehnt, aber die Erinnerung ist es, der er grollt und flucht. Das Drama „Wetterleuchten" hat sozusagen einen „guten" Ausgang. Denn das Übel: eben die Erinnerung, wird ausgetilgt, wird verlöscht von der vorüberhuschenden Wirklichkeit. Da er den Vampyr, der sein Blut gesogen, wieder gesehen, ohne trügerischen Farbenschimmer wieder gesehen hat, wird nichts mehr die Friedhofsruhe des Einsamen stören...

Fast nur mehr die Reflexbewegungen des Lebens zucken in diesem Drama. Aber wie viel erzählen sie, was alles ergründen sie! Wie ein Beichtvater von den Lippen eines Sterbenden die ganze Last der Jahre abnimmt, fühlt Strindberg ausgerungene Kämpfe und Krämpfe an den müden Gebärden eines Mannes, der mit seiner eigenen Leiche ging. Bassermann hat das nach Innen gekehrte Auge, hat den verwehenden Ton für den Scheinlebendigen, und die Eysoldt ist die Viper, die es nicht verschuldete, daß sie eine Viper ist; eine Viper, der nun auch das Schicksal Giftzahn und Lebenskraft genommen hat... Neben diesen Sichtbaren stand der Unsichtbare im Bunde: Reinhardt, der Regisseur, der vielleicht nie noch dem Leblosen eine so unheimlich eindringliche Macht geliehen hat, wie den lichtarmen Bühnenbildern in „Wetterleuchten". — Das Unergründliche, das Warum des Warum, gähnt aus diesem Schauspiel.

Hermann Kienzl



Bibliophilen?

Natürlich, schreibt der bekannte Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs in der Zeitschrift „Die Tat", haben wir nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Bücherfreunden oder Bibliophilen — wird der Leser sich sagen. Haben wir nicht Käufer für Veröffentlichungen wie: die Hundertdrucke des Verlags von Hans von Weber, die Drucke der Ernst-Ludwig-Presse, unzählige Memoirenwerke und monumentale Klassikerausgaben bei Georg Müller, die Tempelklassiker? Kurz, ist nicht fast die ganze Weltliteratur im letzten Jahrzehnt bibliophil neu gedruckt? Wir fingen als Nachfolger der Engländer an, und heute haben wir sie dank der bücherschluckenden Spezies der Bibliophilen bereits überflügelt.

Nun, ich habe inmitten dieser jetzt fast 20jährigen Bewegung von Anfang an gestanden, wohl als der erste Verleger, der bewußt den Künstlern Aufgaben stellte, um ohne Nachahmung des englischen oder französischen Geschmackes, ohne Nachahmung von Empire oder Biedermeier einen deutschen Buchstil zu schaffen. Natürlich konnte dieses nur im Zusammenhang mit der Entwicklung des modernen Stils im Kunstgewerbe geschehen, und die Künstler mußten sich erst an ihren Aufgaben entwickeln. Und ohne weiteres kam auch das Publikum nicht gleich mit, das ein prunkvolles Aussehen liebte. Das Schwierigste war aber: Weder die Buchdrucker noch die Papierfabrikanten, weder die Buchbinder noch ihre Lieferanten waren auf etwas Neues eingestellt, so daß wir Verleger unser Material für Bücher aus England selbst beziehen mußten und mit den Künstlern berieten, welche Anweisungen für den Satz an den Buchdrucker zu geben seien. Das Verlegen war damals ein künstlerisches Experimentieren, jedes Buch mußte originell sein und einen Fortschritt bedeuten. Aber bald merkten die Künstler am Jugendstil, daß es nicht möglich ist, fortdauernd originell zu sein, und so ergab sich aus der Sehnsucht, zu bestimmten variablen Stilformen zu kommen, eine Anlehnung an historische Stile.

All die Bibliophilen, die heute als Büchersammler herumlaufen, wissen meist nichts von diesen Nöten, diesem Ringen um eigene Formen, um allgemeingültige Grundsätze zur typographischen Gestaltung des Satzbildes. Ja, selbst heute haben nur wenige ein Auge für

typographische Finessen eines Buches, denn ihr Auge ist zu ungebildet. Sie merken oft so gar nicht, ob die Letter dem geistigen Wesen des Buches entspricht oder nicht. Genau so wie die Sozialdemokraten ein paar Schlagwörter haben, wie „Ausbeutung und Kapitalismus", „Solidarität des Proletariats" usw., bei denen jeder Genosse ein erhebendes Gefühl hat, ohne denken zu müssen, genau ebenso haben die Bibliophilen von heute ein paar Schlagworte. Wie: Sumachgegerbtes Leder — Edles Papier — Stimmungsvoller Druck. Überhaupt läuft bei ihnen ihr Buchinteresse meist darauf hinaus: handgearbeiteter, vom Verleger besorgter Ganzlederband mit Handvergoldung. Und die Hauptbedingung ist, daß von diesen Bänden nur wenige Exemplare vorhanden sein dürfen.

Das sollte das Ende unseres ehrlichen Ringens um den Stil unserer Zeit für das Buch sein: Arbeit für Snobs, für Bücherspekulanten, die ihre Bücher nur darauf ansehen: Wie hoch war euer Preis auf der letzten Auktion, wieweit seid ihr „tadellos" erhalten, d. h. unbenutzt, damit ihr Seltenheitswert repräsentiert! Ich kenne die Korrespondenz des Vorsitzenden eines großen Bibliophilenvereins. Anfrage: Wie werde ich Bibliophile? Antwort: Kaufen Sie die numerierten Exemplare des Inselverlags! Nun, dieses Rezept kann man weiter ausspinnen. Anfrage: Wie werde ich musikalisch? Antwort: Hören Sie Richard Strauß! Oder: Wie werde ich energisch? Kaufen Sie aus dem Verlag ††† das betreffende Buch zum Preise von ℳ 2.50.

„Tadelloses Material" ist das Schlagwort dieser Büchersnobs. Zuerst beschnüffeln und beriechen sie den Einband und schwatzen nach, was sie in ihrem Leiborgan gelesen haben. Das Leder ist bekanntlich ein Naturprodukt, das nicht an jeder Stelle gleichmäßig sein kann. Aber um Gottes willen, keine Ungleichmäßigkeit. Sie denken gar nicht daran, daß das Leder weiter lebt und sich verändert, und daß erst ein Buch mit der Zeit schön wird, wenn es Patina bekommt.

Es ist selbstverständlich, daß wir Verleger darauf hinstreben müssen, daß wir dauerhaftes Material verwenden, aber ob das, was unsere Industrie heute fabriziert, dauerhaft ist, dafür fehlt uns noch der Beweis. Wir gebrauchen so viele chemische Zusätze, daß doch vielleicht in fünfzig Jahren unser Leder und unser Papier zerfällt, und mag es sich zehnmal sumachgegerbt oder holzfrei nennen. Welche Patinaschönheiten unsere heutigen Bücher später haben, wir wissen es nicht. Darum hat ein Buch, das nicht gelesen wird, seinen Beruf verfehlt. Darum ist ein Buch, das neugedruckt eine Erstausgabe vor 100 Jahren imitiert, ein Wechselbalg, denn seine Form paßt nicht zu dem heutigen Material, und wer es kauft, zeigt, daß er kein Bibliophile ist.

Ein Mensch, der sich Bücher des Lederrückens halber in seinen Bücherschrank stellt, der Bücher des Namens ihrer Verfasser halber kauft, unterscheidet sich in nichts von dem Spießbürger, der in reichvergoldeten Einbänden sich seine Klassiker leistet; beide dekorieren ihre Zimmer mit Bücheratrappen. Man kann kein Bücherliebhaber sein, wenn man ein fader Hohlkopf mit einem großen Geldbeutel ist. Bücherliebhaberei kann man nicht aufschnappen, sie ist eine Sache der inneren Bildung. Sie muß wachsen, gleichwie eine gute Weinkennerschaft auch erst die Phase einer gewissen Lebenskultur, eine Ausbildung des Geschmacksinnes ist ...

Ich kann mir keinen wirklichen Bibliophilen denken, der wahllos alle schönen Bücher sammelt; er muß immer ein persönliches Spezialgebiet haben ... Jeder wirkliche Bibliophile wird seiner Bücherei etwas von seinem persönlichen Geschmack aufdrängen. Er bestimmt die Farben der Einbände, er bevorzugt gewisse Vorsatzpapiere, er kann nicht anders, er muß bestimmte Schriftsteller nebeneinander stellen, ihm schwebt irgendeine Sinfonie von Büchergeistern vor. Ja, eigentlich muß er ein Landhaus in schöner Gegend haben und wenigstens Sonntags dort allein sein. Auch die Humanisten in der Renaissance lebten ja im Sommer fern den Städten. Und dann drängt es ihn wieder zum Leben, denn alles geistige Leben braucht das Auswirken in der menschlichen Gesellschaft.

Ich muß immer lächeln über die Pseudomarquis aus dem 18. Jahrhundert, die unter den Bibliophilen herumlaufen. Sie bevorzugen galante Histörchen mit Kupfern, auf denen

die Busen entblößt sind; sie wollen ihre Erotik verfeinern und sind selbst nichts weiter wie schillernde Seifenblasen oder Mollusken. Ihre Frivolität ist künstlich, denn im Grunde sind sie sentimental. Zu Hause laufen sie in ausgeschnittenen Schuhen mit seidenen Strümpfen herum, auf deren Farbe ihr ganzer Anzug abgestimmt ist. Hat ein solcher Elegant das Anrecht, beispielsweise einen schön gedruckten Faust zu besitzen? Nein, er wird ihn nie „besitzen", und wenn er sich auch den Druck der Doves-Presse oder sonst eine deutsche Liebhaberausgabe kauft. Er wird nicht einmal merken, ob ein Faust in deutschen Lettern oder in Antiqua gedruckt sein muß. Er wird überhaupt keine seelischen Feierstunden haben, in denen er Faust lesen muß, denn für ihn gilt nicht das Goethesche: „Erwirb es, um es zu besitzen".



Der Sieg der deutschen Schrift

Nachdem man noch bis über die neunziger Jahre bei uns die Meinung hören konnte — sogar von augenärztlicher Seite —, die Deutschschrift sei den Augen schädlicher als die Lateinschrift, ist es jetzt dem Assistenten am Physiologischen Institut der Universität Kiel, Dr. Alex Schackwitz, gelungen, mit Hilfe eines von ihm selbst hergestellten Apparats den einwandfreien experimentell-physiologischen Beweis des Gegenteils zu erbringen. In seinem Bericht darüber in der „Kreuzztg." setzt sich Dr. Schackwitz zuerst mit der Frage auseinander: Wie erkennt man und worauf beruht die bessere Lesbarkeit einer Schrift?

„Ein Wort über die Physiologie des Lesens wird es erklären. Das Auge führt beim Lesen ruckweise Bewegungen aus; in den Ruhepausen dazwischen faßt es einen Teil der Zeilen auf. Je mehr Bewegungen das Auge beim Lesen machen muß, desto stärker wird es angestrengt: die vielen kleinen Bewegungen sind es, die das Auge ermüden und schädigen. Diejenige Schriftart muß also die lesbarste sein, die einen möglichst großen Zeilenabschnitt während einer Ruhelage des Auges auf einmal erfassen läßt. Durch den erwähnten Apparat ist es nun zum erstenmal gelungen, die Augenbewegungen des Lesenden genau aufzuzeichnen; der Augapfel selbst registriert die Anzahl und die Zeitabstände seiner Bewegungen. Legen wir Versuchspersonen, die Fraktur und Antiqua gleich geläufig lesen, gleichlautende Texte beider Schriften in gleicher Größe und Satzanordnung vor, so entscheidet also das Aufzeichnen der Augenbewegungen zahlenmäßig, welche Schriftart das Auge stärker in Anspruch nimmt.

Die bisherigen an Studenten angestellten Versuche haben ergeben, daß eine gewöhnliche Buchzeile in deutscher Schrift durchschnittlich mit 5 Augenbewegungen, in Lateinschrift mit 7 Augenbewegungen bewältigt wird. Beispielsweise erfordert ein in Fraktur gesetztes Buch von 100 Seiten etwa 17 500, ein Antiquabuch derselben Seiten- und Zeilenzahl 24 500 Bewegungen. Durch diese Untersuchungen ist die lesetechnische Überlegenheit der Fraktur experimentell einwandfrei festgestellt. Man wird ihr im allermindesten Falle 25 v. H. Überlegenheit zubilligen müssen. Die Lateinschrift strengt das Auge um ein Beträchtliches stärker an, als die Deutschschrift. Der Grund hierfür liegt in der schärferen Charakteristik der Fraktur (Unter- und Oberlängen, Buchstabenkoppelungen, individuelle Mannigfaltigkeit der Einzelformen), wodurch bildhaftere Wörtergruppen entstehen, als bei der vorzugsweise aus Geraden und Kreissegmenten gebildeten Lateinschrift.

Die Physiologie ermöglicht so eine Entscheidung der Schriftfrage. Die raschere Ermüdung des Auges infolge der größeren Zahl kleiner Bewegungen entscheidet gegen die Lateinschrift. Was den Einfluß der Schrift auf die Kurzsichtigkeit angeht,

so ist nach den neueren augenärztlichen Forschungen die Hauptursache der Kurzsichtigkeit eine angeborene Anlage zu übermäßigem Längenwachstum des Augapfels. Im Entwicklungsalter, also in der Schulzeit, müssen kleine ruckweise Augenbewegungen diese Neigung zum übermäßigen Längenwachstum verschlimmernd beeinflussen. Das Lesen von Lateindruck wirkt also wegen der dabei erforderten zahlreicheren und kleineren Augenbewegungen auf jeden zur Kurzsichtigkeit Veranlagten in besonderm Grade schädigend ein. Aus diesen Gründen ist für den Druck der Schulbücher vorzugsweise die Verwendung der deutschen Schrift schulhygienisch aufs ernstlichste zu fordern.

Von der Anwendung der zweckmäßigen deutschen Schrift braucht uns auch die Rücksicht auf das Ausland nicht abzuhalten. Die deutsche Druckschrift ist für jeden Ausländer ohne Mühe lesbar. Die Legende von ihrer ‚Schwerlesbarkeit‘ wird u. a. widerlegt durch die Gewohnheit des Auslandes, gerade da, wo es auf rasche Lesbarkeit ankommt, deutsche Schrift zu verwenden; man findet sie (um nur wenige Beispiele herauszugreifen) auf türkischen Postkarten wie argentinischen Banknoten, auf japanischen Schuldverschreibungen wie italienischen Ausstellungslisten, englischen und amerikanischen Zeitungsköpfen und Reklameanzeigen. Ja, die Engländer drucken aus ästhetischem Wohlgefallen ganze Werke in Fraktur (sogar in Indien!). Unserm Ansehen bei den übrigen Völkern kann es also keineswegs nützlich sein, wenn wir unsere deutsche Schrift verleugnen.“



Lese

Schriftsteller über Verleger, Publikum und — „Kollegen“

Der Verlag Georg Müller, München, veröffentlicht in einem Katalog die Antworten auf eine Rundfrage an Schriftsteller über das Thema „Schriftsteller, Verleger und Publikum“. Hier nur zwei. Die eine ist optimistisch, die andere pessimistisch; aneinandergereiht eine Harmonie. Der Renaissanceschilderer und ehemalige Staatsminister Kasimir von Chledowski ist der Optimist: „Herr Verleger hat uns eine ungemein schwierige Aufgabe zu lösen gegeben: den Schriftsteller, den Verleger und das kritisierende Publikum unter einen Hut zu bringen. Die Lösung dieser Frage ist so ungewöhnlich, daß sie mich an die Fabel vom Wolf, der Ziege und dem Krautkopf erinnert, welche von einem Flößer paarweise von Ufer zu Ufer übergeführt werden sollten, ohne daß der Wolf die Ziege und die Ziege das Kraut auffresse. Man müßte den Erfindungsgeist dieses Flößers haben, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Die einzige Hoffnung auf eine glatte Lösung der Frage ist die, daß es unter den Verlegern nur wenige Wölfe gibt, unter den Schriftstellern nur selten Böcke zu treffen sind und unter dem Publikum nur hier und da ein Krautkopf hervorragt.“

Der Pessimist ist Alfred Döblin. Er geht aufs Ganze: „Nur die Vielheit der Verleger entschuldigt ihre Existenz.“ Ergo: der Verleger hat seine Existenzberechtigung nur von der Konkurrenz erborgt. „Geldmangel allein macht den Verleger nicht, Dummheit allein nicht den Leser. Betriebsamkeit einer Badfrau nicht den Autor. Hinzukommen muß beim Verleger die Arroganz, die Giftigkeit beim Publikum, die Hohlheit beim Schriftsteller.“ Das Publikum ist „Dantes Hölle, in Etagen tiefer steigend, aber überall Hölle. Im tiefsten Schlund die ‚Kollegen‘; ich gönne ihnen den Tod und die Wiedergeburten im Scheidewasser.“

Verleger, Publikum, Kollegen —: falsche, heuchlerische Krokodilenbrut!! Gr.

* * *

Ein Nachwort zum Fall Hauptmann

Der Verlag S. Fischer in Berlin hat zum fünfzigsten Geburtstage Gerhart Hauptmanns eine sechsbändige Volksausgabe seiner Gesammelten Werke veranstaltet, von der er in seiner Selbstanzeige mit Recht behaupten darf, „daß sie in der Vereinigung von Vollständigkeit, Geschmacksicherheit und, was das Wichtigste ist, Billigkeit unter den Gesamtausgaben lebender Dichter ihresgleichen in unserem Buchhandel nicht hat".

„Was aber nicht, durchaus nicht unterschrieben werden kann," bemerken die „Süddeutschen Monatshefte", „ist ein anderer Satz jener Selbstanzeige: ‚Über das Werk des Dichters erübrigt sich jedes Wort, es ist zum Besitz des Volkes geworden wie kein anderes im letzten Menschenalter.'

Wenn es der allgemeine Unstern unserer Literatenliteratur ist, daß sie vom Volk nicht rezipiert wird, so ist bei keinem unserer Zeitgenossen das Mißverhältnis zwischen Erfolg und Berühmtheit so schreiend, wie bei Hauptmann. Niemals gab es einen Autor, von dem fast jedes einzelne Werk selbst von seinen Anhängern derart preisgegeben, die Gesamtleistung hingegen dermaßen und trotz alledem gepriesen worden wäre. Wir kennen in der Literatur keinen Fall, in dem versucht worden wäre, eine Summe negativer Größen so dreist mit einem positiven Vorzeichen zu versehen. Kein einziges Werk Hauptmanns hat sich auf den Spielplänen der deutschen Theater zu behaupten vermocht, es sei denn allenfalls der Biberpelz, der dem Possenbedürfnis eines Spießbürgertums mit satirischen Anwandlungen entgegenkommt. Das Schicksal aller andern Werke, vielmehr jenes Drittels, Viertels, Fünftels des Gesamtwerks ist, ab und zu, weil irgendein Gast die eine Rolle spielt, irgendein neuer Darsteller die andere vor zehn Jahren mit Erfolg gespielt und noch nicht vergessen hat, zwischen einem Ehebruchs-Schwank und den Fünf Frankfurtern neueinstudiert zu werden, leere Häuser zu machen, zu verschwinden. Heine machte sich über Platen lustig, der Iliaden und Odysseen prahlend ankündigte. Hauptmann zehrt seit fünfzehn Jahren von einem Vergangenheitsruhm, der damals schon als Vorschuß für zukünftige Leistungen gemeint war. Das jeweils zur Diskussion stehende Werk wird verbindlich, bereitwillig, unter vier Augen geopfert. Aber, gibt man uns zu verstehen, Hauptmann gab uns immerhin ... man stockt: denn beim letzten ‚immerhin' bezog man sich aufs vorvorletzte. Aber er wird uns doch einmal geben, er muß uns doch endlich einmal geben ...

Es läßt sich nicht vermeiden, in diesem Zusammenhange nochmals von jenem ‚Festspiel in deutschen Reimen' zu sprechen, von dem freilich die Veranstalter des kindischen Entrüstungsspektakels am liebsten ihr Leben lang nichts mehr hören möchten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich abermals beschämend, wie weit die Deutschen in Dingen des nationalen Taktes hinter anderen Nationen zurückstehen. Als vor Jahren Sardou in seinem Revolutionsstück Thermidor eine Schilderung der Schreckenszeit auf die Bühne brachte, die sich ungefähr mit derjenigen im zweiten Teil der Origines de la France contemperaine von Taine deckt, hielt Clémenceau in der Kammer seine berühmte Rede über das Thema La Révolution est un bloc. Das Stück mußte abgesetzt werden, weil die Nation es nicht duldete. Man stelle sich vor, Gabriele d'Annunzio hätte zur Unabhängigkeitsfeier des dritten Italien ein Festspiel gedichtet, in welchem Österreich ungefähr die Rolle gespielt hätte, wie bei Hauptmann Frankreich, Radetzky diejenige Napoleons, Garibaldi die Blüchers, und das ebenfalls genau da aufgehört hätte, wo es hätte beginnen müssen, bei dem cinque giornate: das italienische Publikum, das vor kurzem erst nicht erlaubte, daß das Machwerk einer Frau Toselli in einem römischen Theater gespielt werde, hätte sich gegen eine Verunglimpfung seiner nationalen Erinnerungen mit seinem ganzen Temperament gewehrt. Der Unwille der Nation hätte das Werk in einem Augenblick von der Bühne weggefegt, wenn Verfasser und Komitee wirklich so naiv gewesen wären, es auf sie zu bringen. Nicht daß die letzten paar Aufführungen des deutschen Festspiels abgesetzt werden



mußten, ist ein Skandal, sondern daß die erste zu Ende gespielt werden konnte. Das Publikum hätte wie ein Mann aufstehen und gehen müssen bei der Stelle, wo der alte Fritz, das Deutsche radebrechend, eingeführt wird; hier war der Punkt, wo die Taktlosigkeiten und Albernheiten des Textes als unerträglich empfunden werden mußten. Daß sie nicht so empfunden wurden, beweist nur, daß die Zuschauer historisch und künstlerisch gleich unreif waren.

Wenn der deutsche Kronprinz drohte, sein Protektorat über die Breslauer Ausstellung niederzulegen, wofern das Stück nicht abgesetzt werde, so machte er nur von einem Rechte Gebrauch, das jeder Privatmann als Protektor hat: seinen Ehrenvorsitz niederzulegen, wenn ihm irgend etwas an d r Sache nicht paßt. Ich setze den Fall, Hauptmann hä te in seinem Festspiel Ausfälle, wie er sie auf die Katholiken zu machen für angebracht hielt, auf die Israeliten gemacht und der deutsche Kronprinz daran be echtigten Anstoß genommen: die ganze linksliberale Presse, die sich in Entrüstung nicht genug tun konnte, hätte ihm zugejubelt und alle Schmocks geschrien wie ebenso viele Shylocks:

O excellent young man!
'tis very true: o wise and upright judge!
How much more elder art thou than thy looks!

Da an dem Werke, von dem selbst der neueste Katalog von S. Fischer sich nur eineinviertel Seiten zu zitieren getraut, nichts zu retten war, mußte der Skandal vom literarischen aufs parteipolitische Gebiet hinüber eskamotiert werden. Veteranen, die sich über das Festspiel entrüstet hatten, waren natürlich lauter Idioten. Die Versammlungsschreier hingegen, die sich über seine Absetzung entrüsteten, waren die Blüte deutscher Intelligenz. Man wetteiferte zu protestieren, zu telegraphieren und sich zu blamieren. Die traurigste Rolle bei der Komödie spielte der Verfasser. Man schämte sich für ihn, wenn er mit jedem neuen Antworttelegramm mutiger und aggressiver wurde und sich immer besser in die Rolle des Volkstribunen fand. Karl Kraus hat in der Julinummer der ‚Fackel' unter der Überschrift ‚Und Hauptmann dankt' den ganzen Humor dieser Protest- und Danktelegramme so endgültig formuliert, daß jedes Wort überflüssig wäre ..."

* * *

Vom lieben Raaben

Aus dem Nachlaß Wilhelm Raabes bringt der neue „Raabe-Kalender" Sprüche. Hier ein paar kunstphilosophische:

Das wahre Kunstwerk ist seiner selbst wegen da, nich dessen, der vor ihm steht, sitzt oder liegend auf dem Sofa hm beizukommen sucht. Was geht den Lear, den Macbeth, den Hamlet das an, was ihr über ihn denkt, schreibt oder drucken laßt? Jetzt zeigt mir das neue Werk, dem das letztere einerlei ist.

Die Bücher sind die besten, die der Verfasser selber nicht zum zweiten Male „machen kann", über die er sich selber wundert.

Nur diejenigen Werke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet. Dieses kann auf die mannigfaltigste Weise geschehen, auch teilweise: idyllisch — im großen Epos — im Drama. Aber ein Werk kann technisch noch so vollendet sein und doch tot bleiben.

Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel, welcher einem auch nicht gratis aufgedrückt wird!





Die Rolle des Häßlichen in der Kunst

Von Erich Everth

Lessing meint in seinem Laokoon, das Häßliche habe ein Recht nur als Teil eines Werkes, das als Ganzes nicht häßlich sein dürfe. Denn „der Endzweck der Künste ist Vergnügen" (man muß nur das letzte Wort nicht mißverstehen: jene Zeit meinte damit dasselbe, wie wir mit dem Worte Freude, das uns etwas Adliges bedeutet, während uns „Vergnügen" an „Amüsement" grenzt). Und Max Klinger in seiner Schrift über Malerei und Zeichnung ist der Ansicht, daß die farblose, also weniger wirkliche, graphische Kunst das Häßliche eher geben könne, ohne zu verletzen, als die Malerei. Und in der Tat, beide haben recht. Klingers Gedanke vermag uns weiterhin das Phänomen zu erklären, weshalb etwas Häßliches, das wir als häßlich durchaus erkennen und bezeichnen, in der Kunst doch Interesse und Aufmerksamkeit abgewinnt: ganz einfach deshalb eben, weil z. B. ein verwachsener lebender Mensch uns bedauernswert scheint, der ein langes Leben mit diesem Gebrechen behaftet ist, wogegen die Zeichnung eines solchen Körpers nicht so lebendig, also nicht so stark auf uns wirkt und wir keinen Anlaß zu Mitleid und Traurigkeit spüren, da niemand vorhanden ist, der darunter leidet. Es ist ja „nur Phantasie", wie wir sagen, „ein Schauspiel nur" oder „bloß ein Bild", nicht mal ein Bildnis! (So wie wohl Kinder nach einer traurigen Geschichte fragen: „Aber das ist doch wohl nicht wahr, das ist doch nur ein Märchen?" und das sie dann erleichtert.)

Einen wie starken Zuschuß von Häßlichkeitselementen man verträgt, das ist individuell, aber irgendein „Versöhnendes" muß dabei sein für jedes aufnehmende Individuum, damit es das ihm häßlich Scheinende erträglich findet! Wie viele Dissonanzen in der Musik, oder auch optisch in der bildenden Kunst, eine Zeit verträgt, das ist auch verschieden; der Barock zum Beispiel war die Zeit der Disharmonien, aber auch sie wurden noch gelöst in einem größeren Ganzen, wenn auch nicht so schnell, nicht so leicht und nicht innerhalb eines kleinen Raumes schon. Je weitere Zusammenhänge nun das Bewußtsein zu sehen und zu umspannen vermag, und je schärfer es auffaßt, kurz je erwachsener es wird, desto

mehr wird es auch Häßliches ertragen und immer noch letzte Harmonien, die darüber hingehen oder die sich „zwischen den Zeilen" verbergen, zu finden wissen. Ein Bewußtsein, das stark unter Eindrücken der Wirklichkeit steht, das den Jammer und die Greuel des Alltages durchgekostet hat, wird auch in der Kunst mehr davon vertragen, ja wird einen Zuschuß von solcher herben Wirklichkeit verlangen, soll es nicht von geschönten oder versüßlichten Formen reden.

Solch ein Mensch wird ja auch Sinn haben für das Tragische und Monumentale einerseits, für den Humor und die Satire andererseits, er wird auch das Ergreifende und Erhabene, das Charakteristische und Charaktervolle lieben. Und gerade zu diesen Kategorien hat das Häßliche Beziehungen und steuert ihnen in den meisten Fällen Elemente bei!

Beim Monumentalen zum Beispiel: Wenn das Häßliche rein sinnlich, z. B. in häßlichen Linien, das Auge alle Augenblicke stocken läßt und unterbricht, aufhält und quält, etwa „verdrehte" Linien zu verfolgen gebietet oder abgehackte, holprige und gebrochene, nicht gelinde geschwungene; und wenn dieselben Linien an ruckartig arbeitende Gebärden des Malers und nicht an gelassene oder gelöste noch flotte erinnern; oder wenn sie auch stoßweise zu atmen scheinen, statt ruhig sich zu heben und zu senken, — nun, so hat auch das Monumentale strenge gerade Linien mit harten Absätzen, in schroffen, meist rechten Winkeln, strengt also das Auge an und läßt den Betrachter angespannte Bewegungen der Glieder, die diese Linien bildeten, nachfühlen. Und wenn der Künstler hier mit der räumlichen und sonstigen Größe der Aufgabe zu ringen scheint, so wirkt der zu gestaltende Stoff um so überlegener, bedeutender und das Ringen des Künstlers wird ergreifend und manchmal sogar selber erhaben! Gerade wenn es ihm nicht leicht „von der Hand geht", wenn er nicht aus dem Handgelenk arbeitet, dann hat er offenbar Gewichtiges zu sagen, so empfinden wir, oder dann hat er ein großes Thema und ein hohes Ziel. So etwas drückt sich eben nicht in eingeübten, gewohnten Gebärden und also Formen aus, so etwas ist absonderlich, so etwas geht nicht leicht ein, wie es nicht leicht herauskommt, es ist nicht glatt wie eine abgegriffene Münze; und es ballen sich vielleicht im Kopfe des Schaffenden Gedankenmassen, die sich gegenseitig Konkurrenz machen, und wo sich bald der eine Impuls verschiebt und bald der andere, wo es sozusagen erst ein Gedränge im Hirn und in der Hand des Künstlers gibt, und wo nicht fein säuberlich und geduldig eines nach dem anderen in glatten Linien „nach der Reihe" herauskommt. An Max Klingers Formen etwa ist vieles herb, dies Wort bedeutet uns dann aber eine Würze; das Herbe scheint uns da die schwere Arbeit des ernsthaften Künstlers zu bedeuten, bei dem es trotz alles großen Könnens nicht geht wie geschmiert, und dem die Gebärden bei der Durchdrungenheit von großen, gar nicht gemütlichen oder zarten Stoffen von selbst herbe geraten und vielleicht gewaltig werden. Diese Gebärden und Linien werden aber ganz anders aussehen als etwa unbeholfen stammelnde, die in ihrer Häßlichkeit höchstens rührend wären. Bei Klinger bricht das Ungewohnte, Unerhörte, in Einsamkeit Erfühlte natürlich schwerer heraus als bei manchen anderen banale Inhalte, die schon gewohnte Leitungsbahnen in unseren Ausdrucksgebärden finden. Und wo vieles oder Umfassendes aus-

gedrückt ist (ein „großer Gedanke" war dem 18. Jahrhundert z. B. nach Montesquieus Definition der, der vieles umfaßt und auf diese Weise recht allgemein gültig ist), nun da ringen eben die verschiedenen Gedankenelemente miteinander, um sich durchzusetzen in der Aussprache; in solchen Momenten wird ja auch im täglichen Leben die sprachliche Rede stockend und schwer, wie z. B. bei Bismarck, der gerade dadurch den Eindruck der überwältigenden Fülle der arbeitenden und sich frisch formenden Gedanken hervorbrachte. Da ist das Gehirn fiebernd in Tätigkeit, da stolpert die Zunge, da sind die Gebärden des Malers auch nicht kühl und leicht beherrscht und gefällig geglättet und abgerundet! — Das alles also kann eine eckige und kantige Formensprache bedeuten. Beim Monumentalen nennen wir das Schroffe dann hart und finden diese Härte charaktervoll, sei es als Härte des Werkstoffes, etwa des dauernden und schwer zu bearbeitenden Granits, oder als Härte des Darzustellenden, etwa bei einem Bismarck-Roland; da ist die Härte Ausdruck von etwas Positivem, wo denn auch lauter Positives, etwa Kraft, Energie neben den herben Formelementen gegeben ist und so die häßlichen nur einen Teil bilden. — Das Kräftige sodann, das in häßlichen Formen liegen kann, das Aufreizende, das nicht bequem aufzufassen ist, auch das paßt ersichtlich zum Monumentalen und Erhabenen: wie alles Große „unnahbar" ist und nicht leicht zu bewältigen und das Monumentale daher auch in den Formen entsprechend abweisend, ablehnend, abwehrend sein wird, so mutet auch das Häßliche uns nicht an, geht uns nicht ein, kommt uns nicht entgegen, ist nicht schmeichlerisch, nicht dem Auge sich einschmiegend, nicht behaglich, nicht vertraulich, sondern unwirtlich, wie vieles Große und Bedeutende. Unwirtlich ist das Hochgebirge, unwirtlich einsam sind große Männer, selten bequem gesellig. Das sehr Charaktervolle ist überhaupt selten bequem, ist meistens nicht bloß eigenartig, sondern auch eigenwillig.

Schon das Charakteristische aber ist uns nicht gewohnt, ist nicht abgegriffen, nicht glatt, sondern hat ein eigentümliches Gepräge. Jede bestimmte Eigenart, manchmal wohl gar Einzigartigkeit ist nicht alltäglich, nicht konventionell und äußert sich auch nicht in Formen, die unserem Auge gerade recht angepaßt sind; sie zeigt nicht solches Gesicht, sie macht nicht solche Bewegungen. Aber solches Gesicht wird auch nicht bloß struppig oder schrumplig scheinen, sondern „knorrig" werden wir vielleicht sagen. Diese Wirkungen sind stark, sind erregend, vielleicht ergreifend.

Und auch zum Ergreifenden und Erhabenen überhaupt hat das Häßliche seine Beziehungen. Denn es hat nicht nur eine sinnliche und Gebärdenseite, sondern in häßlichen Formen, z. B. des Menschengesichts und -körpers, äußert sich auch Kummer und Not, Harm und Entbehrung! Knochig und trocken ist etwa der Abgezehrte, und in verkrümmten, gedrückten, scheuen oder hastigen Gebärden äußern sich solche Menschen und solche Zustände. Da wird nichts auf „schöne Formen" gegeben, und wenn man so etwas darstellen will, darf man auch nichts auf schöne Formen geben, darf es nicht schönen und versüßlichen. Das fälscht und bedeutet gefühlsmäßig kein starkes, ehrliches, echtes Mitleid, das den Ernst der Sache sieht, sondern eine weinerliche Rührseligkeit, die sich selber in der schönen,

leichten Geste des Bedauernden gefällt. Hier die reine und wertvolle Kunst, die das Häßliche kennt und erkennt und vielleicht mahnend aufzeigt, zu unterscheiden von dem oberflächlichen, milden und halbgerührten Zeug, das ist eine Aufgabe innerer Sauberkeit. Hier wäre verschönen ekelhaft, die Häßlichkeit aber, wie schon gesagt wurde, kann ergreifend sein, ja erhaben für unser Mitleid.

Das Tragische gar in seinem unerbittlichen Ernst und mit seiner Not kommt überhaupt nicht zustande ohne starke Motive des Häßlichen. Wie sehr da an den Hemmungen aller Art widriges Geschick und niedrige Gemeinheit beteiligt ist, kann man sich schnell an Beispielen klarmachen. Das Bösartige und Zerstörende äußert sich aber anschaulich wieder in häßlichen Gebärden und Formen! Man denke an die großen, schlimmen Gegenspieler wie Shakespeares Jago, man sehe aber an dem Helden Richard III. selber, welche Massen von Scheußlichkeit der tragische Eindruck verträgt und wie das Grausige selbst durch seine Größe zur tragischen Größe und Würde, Erschütterung und Erhebung kommen kann. Man hat davon gesprochen, daß etwas „Interessantes im Bösen" liege. Man fand es an der Hand von Nietzsche darin, daß der Böse viel Intelligenz zu seinen Schlichen und um sich zu behaupten brauche. Es ist aber noch mehr, so scheint mir, interessant daran: eben das Ausgefallene, das in seiner Ausgeprägtheit Seltene, ferner das meist Verheimlichte, Unterdrückte; und dann direkt das Zuwidere und Verbotene, das unseren Widerspruchsgeist und die Neugierde reizt, das in kleinen, unschädlichen Dosen gekostet nur pikant schmeckt und das Allgemeinbefinden nicht gleich stört.

Nun, so etwas Pikantes ist auch das Häßliche; „mal etwas anderes", eine schärfere Würze, die den Gaumen reizt und den Magen nicht gleich verdirbt, zumal wenn es, wie Lessing rät, als bloßer Teil eines größeren Ganzen auftritt. Nur in großen Dosen werden beide satanisch, das Böse wie das Häßliche; aber auch das reizt bekanntlich bisweilen, das Wort Satanismus erinnert uns ja daran. Dann ist die Lust am Bösen und am Häßlichen pervers, verkehrt, nicht mehr mit Gesundheit verträglich. Das Perverse selbst ist übrigens auch eine Krankheit, und also ist sein anschaulicher Ausdruck häßlich wie alles Verzerrte. Perverse Maler wie Crivelli, der Venezianer, oder der Franzose Moreau geben in ihren Bildern viele häßliche Züge neben schwelgender Farbenwollust, eine nicht sehr angenehme Mischung. Moreau liebte die Fäulnis, wie man Hautgout liebt, seine Nerven bekamen nur noch von solchen Eindrücken eine Sensation, die gesunde Sinne chokieren; er reagierte auf fast nichts anderes mehr als auf die gepfeffertsten, starken, betäubenden Eindrücke um jeden Preis, also auch auf das Gräßliche und Grausame, Furchtbare. Was anderen schon anstößig ist, war der einzige Anstoß, der ihn noch in Erregung versetzen konnte. Wie das Häßliche uns konträr ist, so haben wir hier beim Perversen ganz die Empfindungen, die schon der Sprachgebrauch in allem Ernst und aller Schärfe als konträr bezeichnet. Perversität ist totale Umkehrung, Verschiebung, Verkehrung der Gesundheit. Wir bezeichnen es nicht mehr nur als widrig, sondern als widerlich. Das Häßliche in kleineren Graden oder geringerem Umfange ist nicht so schlimm. Es ist sogar bisweilen komisch (um nun mit einem freundlichen Ausklang zu schließen und das Lustige zuletzt zu bringen).

Wenn *Aristoteles* (nicht ausreichend) definierte: „Das *Komische* ist das kleine Häßliche“, so sieht man wohl den Zusammenhang des Häßlichen zunächst mit dem Spott, der Satire. Ihr ätzender, scharfer Geist, der boshaft erfinderische und peinlich treffende, bindet Witziges und Häßliches zusammen, und die Ironie, der Hohn (dieses Beizen, Geißeln, Peitschen) pflegen gar nicht liebenswürdig zu sein. Worüber man aber noch lachen kann, das ist — darin bekommt Aristoteles recht — noch nicht *allzu* schlimm und ärgerlich. Man sieht ferner wohl, wie das Ausgefallene, das eigentlich nicht sein Sollende und Verpönte, das seltsam Befremdende des Häßlichen nun nicht bloß interessant und prickelnd, sondern auch verblüffend und zwerchfellerschütternd wirken kann: wenn das Komische stets auf einem Gegensatz beruht, wie wir umfassender als Aristoteles sagen, indem z. B. etwas Kleines am Großen oder etwas Mißlungenes am Vollendeten aufgezeigt wird, so bildet das Häßliche eigentlich *immer* einen Gegensatz zum Erwünschten und zumeist Erstrebten, bietet deshalb also Chancen für komische Wirkungen; und es kann auch ersichtlich der eine Teil, das eine Glied des komischen Gegensatzes selber etwas Häßliches sein. So erreicht z. B. Th. Th. *Heine* drastische Wirkungen, indem er zwischen eine Unsumme häßlicher Züge einzelne hübsche mengt, etwa seinen unglaublichen Engeln zierliche Schnürschuhe mit fein gebundenen Troddeln anzieht.

Das Häßliche ist also interessant auch wegen seiner Verwandtschaft mit dem Komischen, nicht nur wegen der mit dem Bösen und Charakteristischen. Ja, vom Charakteristischen, Charaktervollen geht sogar eine Linie wie zum Häßlichen auch zum Komischen hinüber durch die *Karikatur*. Denn karikieren heißt chargieren, also überladen, übertreiben; man übertreibt da auffallende und bezeichnende Züge, die man beim bloß Charakteristischen nur herausarbeitet; man verschiebt etwa die gewohnten Proportionen der Teile an einem Menschenbild. Manchmal wirkt das erheiternd als „verdreht“, wenn es aber ohne Laune geschieht, wird man es als verrenkt und verwachsen mit körperlicher Unbehaglichkeit nachempfinden und also in bildlicher Darstellung häßlich finden. Man schafft beidemal ein „Zerrbild“, das aber deutlich übertrieben sein muß, um komisch zu wirken; es muß unwirklich und nicht ernst gemeint sein, sonst wird es quälend und verletzend, vielleicht also schlimmer als häßlich. Manche Karikaturen sind mehr häßlich als lustig — gegen solche hegte *Goethe* bekanntlich eine starke Antipathie, der sie zeitlebens nicht leiden mochte, nicht weil man jemand „zum besten hatte“ — dafür hatte er viel Sinn —, sondern weil die Sachen oft nur entstellend wirkten. Das *tolle* Übertreiben aber hat in sich selbst seine Korrektur und seine Lösung, weil es in sich selbst den Widerspruch trägt und sich aufhebt, zum Unsinn führt; wir nehmen es nicht mehr ernst, sondern als unfreiwillige Entgleisungen oder z. B. bei politischer Satire als bewußte Übertreibung, manchmal aber auch als ungerechte Übertreibung. Politische Angriffe empfindet man gleich nicht so grimmig, wenn sie sich in lustige, launige Formen kleiden. Dann ist der Autor frei und überlegen und nicht verbohrt in die Sache, es macht ihm Spaß, und er macht zum guten Teil nur Spaß. Auch unfreiwillige Übertreibungen können uns belustigen, man denke an Schopenhauers oder Weiningers verbissene Wut gegen



die Frauen. Wo bei dieser Stärke aber die Grenze ist zum rein Häßlichen oder gar zum Ärgernis (auch das Häßliche ist noch etwas anderes als eine belästigende oder beängstigende Wirkung), das ist immer nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Beängstigende Wirkungen entstehen dann, wenn wir der Verzerrung gegenüber nicht frei und überlegen genug sind, um lachen zu können oder uns überhaupt ästhetisch zu verhalten.



Haspinger Anno Neun

Unter den Gemälden, die Albin Egger-Lienz während der beiden letzten Jahre in Deutschland gezeigt hat, findet sich eins, von dem selbst die Gegner des Künstlers mit einer gewissen inneren Anteilnahme sprechen: es ist der Haspinger. Wenn dieses Bild sogar widerstrebende Augen zur Achtung zwingt, wird man es um so begreiflicher finden, daß die Freunde des Malers im Haspinger seine vielleicht bedeutendste Leistung sehen. Die Achtung jener, die Verehrung dieser berechtigen zu der Auffassung, daß dem Gemälde ein Wert innewohne, der es dem Streite der Meinungen entrückt, es in eine Sphäre hebt, die eine bedachtsame Betrachtung fordert.

So stark der Haspinger auch in der Fremde noch wirkt, das Bild hat an seiner Atmosphäre eingebüßt, scheint verstümmelt zu sein, weil es dem Boden entzogen ist, auf dem es wuchs. Man sollte es in seiner Heimat, in St. Martin, sehen. Das kleine Hochgebirgsdorf im Gsieser Tal ist Haspingers Geburtsort, und es war nur natürlich, daß man ihn eben dort zur Feier des Jubeljahres 1909 ehren wollte. Keinen besseren Gedanken konnte es geben, als dem Pater in einer neuen Schützenhalle ein monumentales Wandbild zu widmen. Leider ist das neue Gebäude sehr unerfreulich geraten; wie gern hätte man an Stelle dieser dünnen, getünchten Fachwerkwände ein schlichtes, wuchtiges Holzhaus bäuerlichen Stils gesehen! Aber Eggers Bild läßt das Äußere, läßt auch das schlimme Innere, die bunten Wappen und Girlanden eines Stubenmalers, vergessen. Jetzt nimmt der Haspinger in dem mäßig großen, rechteckigen Raum eine ganze Schmalseite ein, nur durch einen niederen Sockel über den Boden erhoben. Hier muß man das Bild sehen, um es künstlerisch ganz würdigen zu können, es gewinnt einen Hintergrund, atmet und lebt, scheint ein saftdurchströmter Körper zu sein, dem die Umwelt pulsendes Blut unaufhörlich zutreibt. Die gesteigerte Wirklichkeit des Gemäldes hebt sich ab von dem schlichten Leben dieser knorrigen, eigenwilligen Bergbauern. Eine schwächere Lösung würde zusammenfallen, ganz klein werden, dieses Bild wächst und dehnt sich in dem warmen, lebendigen Dunstkreis bäuerlicher Arbeit, an der Stätte, die der tief eingewurzelten Freude am Schießhandwerk dient.

Die Wirkung des Haspingerbildes ist so klar, so unmittelbar ergreifend, daß man sich fast scheut, in Worte umzudeuten, was der Künstler in eine großartige Sichtbarkeit geformt hat. Pater Rotbart führt die Bauern zum Kampf. Mächtig ausschreitend stürmt er an der Spitze der Menge einher, die Rechte umklammert den gesenkten, nackten Säbel, die Linke hält ein Kreuz umfaßt und reckt sich zornig empor. Haspinger betet laut und blickt zu dem Kreuze auf. Die Bauern sind hart hinter ihm, zornige Entschlossenheit lodert in ihren Gesichtern, dröhnt in den schweren Riesenschritten der großen Menge. Nicht ein äußeres Gebot, nicht soldatische Zucht hält diese Männer zusammen, e i n empörtes Wollen glüht in ihnen allen, zwingt die Werkzeuge stiller Friedensarbeit als schreckliche Mordwaffen in ihre Hände. Sabien, Stutzen oder Beil tragen sie vor sich, umklammern mit eisernem Griff Stiel oder Lauf,

Haspinger 1809  A. Egger-Lienz

bereit, in jedem Augenblick zu furchtbarem Schlage auszuholen. Dieser donnernde Ansturm wird ins Übernatürliche erhoben, gewinnt die Erhabenheit eines elementaren Ereignisses, gleicht in seiner Unabwendbarkeit der furchtbarsten Gefahr der Berge, der Lawine.

Das Größte an Eggers Haspinger möchte ich jene Bescheidenheit nennen, die eine Vollkommenheit der künstlerischen Mittel restlos in dem Bildgedanken aufgehen läßt, so daß am Ende die Tafel fast kunstlos wirken mag. Mit einer herrischen Selbstverständlichkeit stellt sich das Bild vor uns hin, läßt uns zunächst gar nicht dazu kommen, nachzuforschen, was denn die Wirkung so stark mache.

Eggers Haspinger ist ganz innerlich dem tirolischen Volkstum verbunden, aus ihm gewachsen. Der Rotbart konnte in seinem eigensten Wesen nicht tiefer erfaßt werden. Wer die Geschichte des Jahres Neun auch nur oberflächlich kennt, sieht diesen draufgängerischen Hitzkopf nicht anders als beim Zuschlagen. Es brennt ein unbezähmbarer Kampfeseifer in ihm. Als die Nachdenklichen schon erkannt hatten, daß ein Widerstand nutzlos, gefährlich, ja ein Unrecht gegen das eigene Volk sei, wollte er das Schwert doch nicht aus der Hand legen. Über diese Wirkung hinaus greift das Bild ins Allgemein-Menschliche, richtet ein hohes Fanale dem gerechten Zorn eines gequälten Volkes auf, gibt dem einzelnen Bauern eine heldenhafte Größe, macht ihn zum Vollstrecker eines tief im Menschen überhaupt verankerten Willens, des Willens zu Freiheit und Selbstbestimmung. Spätere Jahrhunderte werden den Haspinger als ein Dokument ansehen, zu ihm kommen müssen, wenn sie den Grundzug unserer Zeit in einem großen Symbol begreifen wollen.

Im Haspinger zeigt sich Egger als der wirkliche Monumentalmaler, ein großer und darum einfacher Gedanke ist mit den großen und einfachen Mitteln einer geläuterten Kunst in seine unverrückbare Form gebracht. Zu solcher Erkenntnis hilft nicht zum wenigsten die Durchsichtigkeit und Einfachheit des künstlerischen Werkzeuges. Der malerische Impressionismus gibt bei der Darstellung einer großen Menschenmenge den verschwimmenden Eindruck wogender Masse, von der jeder einzelne aufgesaugt wird. Im monumentalen Impressionismus bleibt der einzelne in seinem Umriß, in seiner Geste klar, indes der durchgehende Rhythmus, der in allen schwingt und doch in verschiedener Weise von jedem ausstrahlt, das Ganze zusammenfaßt. Die Selbständigkeit des Individuums zeugt Beschränkung auf wenige; statt der Masse wird nur eine kleine Zahl hingestellt, aber diese so aus der gedachten Unübersehbarkeit herausgeschnitten, daß Blick und Gedanke überall fortsetzen und ergänzen. Eine starke rhythmisch beseelte Endlichkeit schafft den Eindruck der Unendlichkeit, wir übertragen die Ausdruckskraft des einzelnen auf die vom Bildrande verdeckten Begleitenden und Nachfolgenden, wir sehen nur einen Teil und empfinden das Ganze.

Die Stärke des Andringens wird mit dem steil auf uns zu sinkenden Boden noch dadurch erhöht, daß die Bewegungsrichtung der uns natürlichen Blickbewegung von links nach rechts entgegengesetzt ist, das Auge stößt sich sozusagen an der konträren Richtung, muß einen Widerstand überwinden und empfindet darum den Gegensatz um so mehr.

Das wuchtige Ausgreifen der Männer wird im Gleichklang gebunden; weil diese Bauern keine Soldaten sind, gehen sie nicht im gleichen Tritt. So bleibt das Automatenhafte des Parademarsches ganz fern, ein jeder macht seinen eigenen Schritt, und der Marschrhythmus erhält einen natürlichen Wechsel im Takt. Der Kampfesmut im Antlitz der Bauern gewinnt tatkräftigen Ausdruck in den Waffen, die jeder, wagerecht vor sich, mit starken Händen umfaßt hält. Unter Ärmel und Hemd fühlt man die eisern angespannten Muskeln. Rein optisch genommen bewirkt die gleichmäßig wiederkehrende Horizontale der Waffen die Teilung und Bindung der Menge, schafft den dekorativen Takt der Bildfläche. Die Einzelform gibt das unbedingt Notwendige, räumt innerhalb des Dekorativen der Fläche ihren Platz ein, ohne darum das Körperhafte, die organische Wahrheit, zu opfern. Der rasch ansteigende Boden läßt im Hintereinander und Übereinander mäßige Tiefenwirkung zu, verhindert aber eine

zu starke Räumlichkeit, die den Gesetzen der Wandschmückung zuwiderlaufen würde. Schließlich fügt sich in den monumentalen Rhythmus des Ganzen die Beschränkung der Farbe auf wenige ausdrucksvolle Töne.

Seitdem Eggers Haspinger der künstlerischen Kritik zugänglich ist, hat man oft genug die Größe dieser monumentalen Lösung anerkannt und geglaubt, ihr kein besseres Lob zugestehen zu können, als daß man sagte, von dem Gemälde gehe die gleiche bezwingende, große Wirkung aus wie von Hodlers „Aufbruch der Jenenser Studenten". Es ist sehr lehrreich, dieses Urteil genauer zu untersuchen. Unmittelbar neben das Bild des Schweizers Eggers Haspinger zu stellen, hieße ungerecht gegen Hodler sein. Die gesammelte Wucht des Haspingerbildes würde Hodlers marschierende Soldaten schon deshalb erdrücken, weil sie nur die Begleitung, nicht die führende Melodie im Gemälde sind. Nicht ihrer Problemlösung, aber ihrer Problemstellung nach können beide Kunstwerke miteinander verglichen werden; nämlich als monumentale Historienbilder. Daß Hodler ein solches hat schaffen wollen, daran darf man wohl nicht zweifeln. 1809 und 1813, fast der gleiche politische Horizont steht über beiden Bildern. Es gibt künstlerisch kaum eine erhabenere Aufgabe als die ungeheure Spannung dieser Jahre, in denen eine Hingabe aufblüht, die in der Geschichte ihresgleichen sucht, in eine monumentale Form zu steigern, so den wundervollen Rhythmus der großen Zeit für uns einzufangen. Aber Hodlers Bild heißt: „Aufbruch der Jenenser Studenten". Nichts als den Aufbruch will er geben, sein Gedanke mag gewesen sein, dem Einfachsten Größe zu leihen. Ein Jüngling zieht den Waffenrock an, ein zweiter schnallt den schweren Tornister auf, ein Dritter besteigt sein Roß, ein vierter läßt in begeisterter Gebärde seinen Enthusiasmus ausströmen, indessen oben schon Kolonnen in Reih und Glied vorübermarschieren. Der Künstler zieht diesen Männern die historische Uniform an, um damit sein Bild zeitlich festzulegen. Nur hier, also im Äußerlichen, steckt eine Beziehung zum Befreiungsjahr. Die Gebärde des Mannes am rechten Bildrand scheint erfüllt von einem stilisierten Enthusiasmus, den man bei Körner wiederfinden könnte, ja, vielleicht denkt mancher gar an das Pathos Schillers. Dieses Pathos ist aber nur Hodlerisch; solches zu sagen könnte höchstes Lob sein, wenn Hodlerisches Pathos erlebt und nicht erfunden wäre, wenn uns Hodler zu überzeugen vermöchte, sobald er den Boden eines stillen zeitlosen Seins verläßt. Was den Schweizer reizt, ist die dekorative Geste der Linie, nicht daß sie dem Bildgedanken innerlich verbunden sei. Dieser kühle Intellekt errechnet die Wirkung seiner Bilder, treibt ein oft geistvolles Spiel mit Linien und Flächen. Logische Einsichten ersetzen nicht den künstlerischen Instinkt, und es ist doch bezeichnend, daß die Franzosen Hodlers Malerei „la peinture cérébrale" genannt haben. Dort wo Hodler das große Pathos, die innerste Gebärde geschichtlichen Geschehens künstlerisch zu formen sucht, scheitert er an den Grenzen seines eigenen Wesens. Der Mangel an innerer Wärme, an jenem Miterleben, das jenseits des Artistischen liegt, macht ihn unfähig, die Größe der historischen Erscheinung zu fassen. Das Ergebnis ist dann eine Vielheit von Posen, und eben im „Aufbruch der Jenenser Studenten" wird man das Gefühl nicht los, daß alles zusammengetragen ist, ohne gebunden zu sein. Keine der Figuren lebt aus sich selbst, sie stehen, damit wir eine eindrucksvolle Gebärde, eine federnd elegante Stellung genießen sollen, sind ganz ohne Selbstverständlichkeit. Wollte man das Bild an dem großen historischen Hintergrunde messen, diese pathetische Ankleideszene würde ins Lächerliche herabgedrückt. Man kann Hodler vieles zugestehen, ein außerordentliches Gefühl für das Leben und die Ausdruckskraft der Linie, ein starkes Bewußtsein der Gesetze dekorativer Flächenfüllung, die Gabe, vor den abtastenden Blick Reize dieser Art zu legen, denen nachzugehen ein Genuß ist. Aber man sollte sich hüten, aus Hodler einen monumentalen Maler zu machen: wo er das Große, das Monumentale will, muß er sich an artistischer Finesse erschöpfen, denn solche Aufgaben liegen außerhalb des Bereiches seiner doch nur dekorativen Fähigkeiten. Kein besserer Beweis dafür, als eben das Bild in Jena, über dessen künstlerische Entstehungsgeschichte, süßliche Farbe und unbegreifliche Aufstellung noch mancherlei zu sagen

wäre, wenn der Raum es zuließe. Das sublimste Gefühl für die Reize dekorativer Flächenaufteilung, für die rhythmische Beseeltheit der Linie genügt nicht, um ein monumentales Bild zu malen. Beides muß genährt werden von dem innerlichsten Erleben eines großen Gedankens. Es mag wohl altmodisch sein, dies heute zu sagen, aber der Verfasser gesteht, daß solche Auffassung ihn die Geschichte gelehrt hat, und eben darum nicht Hodler, wohl aber Egger-Lienz ein monumentaler Maler genannt werden dürfe.

[Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt dem Manuskript einer Studie des Verfassers über Egger-Lienz entnommen, die im Laufe der nächsten Monate bei Weise & Comp. in Berlin erscheinen wird.]

Curt H. Weigelt



Der Maler Karls des Großen

Wir haben kein beglaubigtes Bildnis des geschichtlichen Karl. Die berühmte Reiterstatuette aus Metz, die sich im Pariser Museum Carnavalet befindet, ist ebenso heftig angefochten worden, wie das Mosaikbild im Lateran, wozu dann noch obendrein kommt, daß dieses ältere Mittelalter gar keine treuen Bildnisse anstrebte. Und auch die Miniatüre einer Handschrift der Klosterbibliothek von St. Paul in Kärnten, die bis in die neueste Zeit viel Glauben gefunden hat, ist jetzt wohl endgültig als Bildnis aufgegeben worden.

Mir ist noch sehr lebhaft die Enttäuschung gegenwärtig, die mir als Knaben die künstlerisch ja überraschend lebendige Metzer Reiterstatuette bereitete. Dürers berühmtes Bild aus dem Germanischen Museum in Nürnberg hatte sich bereits zu tief meinem Vorstellungskreise eingegraben. Und ich glaube, unbewußt trägt jeder dieses Dürersche Karlsbild im Innern mit sich. Denn es ist die Verkörperung des Gedankens kaiserlicher Majestät. Und so als lebendiger Kaisergedanke steht der große Karl in der deutschen Sage und Legende und von da aus auch im Geschichtsbewußtsein der Allgemeinheit. Welches Befremden und wieviel scharfen Widerspruch erregte es in weiten Kreisen, als Friedrich Wilhelm Weber in seinem Sange „Dreizehnlinden" bewies, daß der alte Niedersachsentrutz gegen den fränkischen Eroberer nicht erloschen war. Seither haben manche Dichtungen das in weit stärkeren Tönen bewiesen.

Aber das Gefühl des Majestätischen, wahrhaft Kaiserlichen und darüber hinaus die Vorstellung, daß in diesem Manne auch die körperliche Erscheinung seinem weltgeschichtlichen Berufe entsprechen mußte, bleibt in uns bestehen. Und wer heute die Wallfahrt nach Aachen unternimmt, der tut es, so ihn nicht die Wunderkraft der Heilquellen oder des Reliquienschreines der Heiligen Drei Könige ruft, im Gedanken an den großen Karl. Der Kunstfreund sollte diese Fahrt nach der alten Kaiserpfalz nicht unterlassen. Zwar wird das Münster manchem in seiner überprunkvollen Restauration eine Enttäuschung bereiten, aber im einzelnen birgt es kostbare Schätze. Dann bringt der Krönungssaal im Rathaus das gewaltige Erlebnis der Fresken Alfred Rethels. Und wenn der künstlerische Gewinn auch Einbuße erleidet, das menschliche Erlebnis vor diesen Fresken wird noch stärker dadurch, daß es ein tragisches ist. Tragisch durch das Schicksal des Künstlers, der sie geschaffen, und durch das Schicksal seines Werkes.

Der Ruhm dieser Fresken bei der Allgemeinheit ist verhältnismäßig jung, und nur langsam setzt sich die Überzeugung durch, daß hier die Historienmalerei wirklich einmal ganz künstlerisch-menschliche Notwendigkeit und damit auch vollkommenes Kunstwerk geworden ist. Hoffentlich bleibt einer Zukunft, die zu dieser Ansicht allgemein vorgedrungen sein wird, das Geschick erspart, vor Ruinen stehen zu müssen.

Es gibt kaum eine gedichtete Tragödie, deren erster Akt so ganz in Licht getaucht ist, wie die Lebenstragödie Rethels. Das Licht wirkt nur um so heller, da es durch einige düstere

Flecken im Bilde gehoben wird. Der äußere Rahmen für die Kindheit ist das in seiner Einsamkeit wild unheimlich wirkende Haus Diepenbend am Nordabhang des großen Aachener Waldgebietes, wo unser Künstler am 5. Mai 1816 geboren wurde. Der dichte Wald ist durchrauscht von Sagen und Erinnerungen an den großen Karl, die der phantastische Knabe früh in sich aufnahm und mit ungelenken Händen zeichnerisch zu gestalten suchte. Unheimlich, geheimnisvoll wirken die heißen Quellen, die kochenden Dämpfe, die hier allerorten aufsteigen.

Schwere Heimsuchungen tragen in das Leben der Eltern einen harten Kampf ums Dasein. Aber der Knabe gewinnt in schier unbegreiflicher Weise Macht über den Zeichenstift, und als Dreizehnjähriger findet er Aufnahme an der Düsseldorfer Malerschule. Hier war seit drei Jahren Wilhelm Schadow Direktor, und sein unzweifelhaftes Lehrtalent, seine straffe Organisation, hatten der Akademie rasch zu einer neuen, bisher von keiner deutschen Kunstschule erreichten Blüte verholfen. Die Schule konnte der eigenartigen Richtung des jungen Talentes nicht viel anhaben. Im Gegensatz zu Schadow, der immer mehr auf die Darstellung des Ruhigen, Elegischen, Sentimentalen, auf eine in kirchlichen Zeremonien gipfelnde Religiosität hinlenkte, liebt Rethel von Anfang an die von starkem Leben und tätiger Leidenschaft durchpulsten Szenen. Sein eigentliches Element ist der Kampf, und das bleibt für sein ganzes Leben so. Das entspricht seiner elementaren Gemütsanlage, der alles Differenzieren abging. Große elementare Gefühle, der ganze Mensch eingestellt auf ein starkes Erleben, und dieses womöglich so gesteigert, daß es aus dem Erlebnis des einzelnen ins Welthistorische wächst, das ist der ureigentliche Rethel, der schon in den ersten Stücken des Bonifatius-Zyklus von 1833, also in Werken eines Siebzehnjährigen, klar herausleuchtet. Die späteren Bilder dieses Zyklus zeigen dann ein Nachgeben Rethels gegen das Verlangen der Zeit nach Ruhe, Sanftmut und Milde, nach Feierlichkeit auch im Äußeren. Auch sein späteres Schaffen weist immer wieder solche Bilder auf. Es bleibt immerhin erstaunlich, wieviel ganz seiner Eigenart Gemäßes in seinem früh vollendeten Gesamtwerk steht. Denn wir müssen bedenken, daß Rethel ins Grab des Wahnsinns stieg in einem Lebensalter, in dem für die meisten anderen großen Maler des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt erst die Zeit ihrer scharfgeprägten persönlichen Eigenart begann. Die Künstler des neunzehnten Jahrhunderts haben es nicht leicht gehabt, zu ihrem Persönlichen zu gelangen.

Im allgemeinen freilich waren die zwei mittleren Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland für die Historienmalerei so günstig, wie keine andere, und vor allem dem zweiten Viertel der Zeit von 1820 bis zum Revolutionsjahr 1848 erfüllt die Historienmalerei das innerste nationale Verlangen. Die schwere Enttäuschung, die der ungeheure Aufwand nationaler Kraft in den Freiheitskriegen erleiden mußte, die lähmende Zeit der politischen Reaktion, trieb das ganze nationale Empfinden einer Kunst zu, die die erträumte deutsche Herrlichkeit wenigstens als Besitz der Vergangenheit im Bilde vor die darbende Gegenwart zaubern konnte. Und so gewiß es auch dieser Zeit der eigentlichen malerischen Romantik an starkem historischen Gefühl, an wirklichem künstlerischen Temperament gefehlt hat, an Ehrlichkeit des Empfindens, an treu nationaler Gesinnung und auch an wahrhaftiger Darstellung ist sie der Historienmalerei des dritten Viertels des Jahrhunderts weit überlegen. Erst dort trat an Stelle dieser Empfindung die Theatralik und die Kostümprotzerei. Daß jene ältere Zeit schwächlich war, mehr in der Sage, Legende und Anekdote stecken blieb, nicht zum eigentlich Historischen gelangte, gereicht ihrer künstlerischen Ehrlichkeit im Vergleich zur Herrschaft Pilotys und Kaulbachs nur zum Ruhme. Über seine Kraft kann keiner.

Aber es ist doch sehr fraglich, ob ein Menschenalter später Rethel überhaupt zur Ausführung der Karlsfresken berufen worden wäre. In der Begeisterung, mit der die ersten Entwürfe dieser Fresken aufgenommen wurden, offenbart sich die innerste Sehnsucht dieser Zeit. Im Unvermögen, dieses Sehnen mutig durch die Tat zu stillen, liegt das Tragische dieser Jahrzehnte. Die Künstlertragödie Rethels ist die natürliche Folge.



Vorerst aber war der Himmel hell. Als Zwanzigjähriger verkauft Rethel so viele Bilder, daß er getrost eine reichliche Unterstützung des Elternhauses übernehmen kann. Als Illustrator wird er rasch bekannt und gesucht. Es sind nicht die starken Werke, die ihm den lauten Beifall verschaffen, aber dieser starke Rethel, der sich selbst als geborener Schlachtenmaler fühlt, kommt in den „Vor der Schlacht von Sempach knienden Schweizern", in der „Auffindung von Gustav Adolfs Leiche" zu lebhaftem Durchbruch.

Zwanzigjährig verläßt Rethel Düsseldorf als grollender Sezessionist und geht nach Frankfurt, wo er ein getreuer Jünger Veits wird, der durch seine menschlichen Eigenschaften auch als Maler auf die damaligen Künstler einen Zauber ausübte, den wir aus seinen Werken nicht mehr herauszufinden vermögen. So steht Rethel nun auch äußerlich im Kreise der Nazarener. Er erlebt den inneren Zusammenbruch des Nazarenertums und vollendet ihn, indem er selber die ursprünglichsten Ideale dieser Kunstrichtung in einer letzten Vereinigung von Natur und Stil erfüllt.

Frankfurt bringt ihm das fast unbegreiflich reiche Jahr 1840. Die vorangehenden Frankfurter Jahre bedeuten ein Nachlassen gegen die letzte Düsseldorfer Zeit. Der Künstler selber klagt in seinen beredten Briefen über Unsicherheit und Unklarheit. Man möchte über diese Klagen lächeln, sie gehören ja einem zwanzigjährigen Jüngling. Aber es lebte in Rethel ein geheimer Druck. Er hat ein inneres Gefühl, daß ihm nur eine kurze Zeitspanne bewilligt sei, so daß er mit der Zeit geizen, mit allen Kräften sich der Arbeit hingeben müsse. Wie ein Zufall wirkt der Umstand, der ihm die Erlösung bringt, indem er ihn auf die ihm gemäße Aufgabe stößt. Eine Fußnote der in diesem Jahr 1840 erschienenen Nibelungenausgabe des Verlages Wigand entschuldigt, daß die letzten zehn Zeichnungen einer jungen Hand anvertraut werden müßten, da die berühmten Bendemann und Hübner wegen Arbeitsüberhäufung die übernommene Arbeit nicht zu Ende führen könnten.

Die zehn Holzschnitte, die Rethel so aushilfsweise lieferte, sind das bildnerisch Bedeutsamste, was bis heute deutsche Kunst aus dem Nibelungenlied gewonnen hat. Es war, als hätte ihn der Umgang mit diesen Helden der deutschen Vergangenheit gestählt. Auf das Preisausschreiben, das der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen" zu Weihnachten 1839 für die Bemalung des Aachener Saalbaues, in dem siebenunddreißig deutsche Könige gekrönt worden waren, erließ, antwortete Rethel mit so bedeutsamen Skizzen, daß seine Mitbewerber ihre Entwürfe zurückzogen, als sie die seinigen sahen, und ihm neidlos den Sieg zuerkannten.

So überwältigend wirkte in einer Zeit, die immer das Romantisch-Liebliche oder Seltsame bevorzugt hatte, diese gewaltige Erfassung des geschichtlich Großen. Vierundzwanzigjährig stand Rethel vor einer Aufgabe, wie sie sich glänzender und ehrenvoller kein Künstler träumen mochte. In der einen Tatsache, daß es noch sieben Jahre dauerte, bis der preisgekrönte Künstler an die Wände herankam, offenbarte sich die traurige Tatsache, daß ein klein gewordenes Geschlecht wohl noch einmal den Augenblick eines großen Gedankens, nicht aber die Kraft zu seiner großen Ausführung zu finden vermag. Man mag in der vorzüglichen Einleitung, die Joseph Ponten dem Rethelbande in den „Klassikern der Kunst" voranschickt, die einzelnen Szenen eines Kampfes nachlesen, die einer bürgerlichen Tragikomödie angehören würden, läge nicht am Ende als Opfer die Leiche eines königlichen Künstlers, wodurch das Ganze ins Tragische gehoben wird.

Gewiß hat Rethel die Zeit des Wartens nicht verloren. In ihr schuf er noch gedrängter in der historischen Einfachheit, packender im Zusammenschluß der entscheidenden Momente eines auseinanderliegenden geschichtlichen Vorganges „Hannibals Übergang über die Alpen". Aber in der Zeit dieses Wartens, die gleichzeitig mancherlei Änderungen in den ersten Plänen mit sich brachte und sehr viel persönliche Verbitterung im Geleit hatte, ging ein großer Teil der Arbeitsfrische verloren, die auch rein körperlich eine riesige Leistung wie die Erstellung dieser Fresken heischte. Dann kam bei Beginn der Arbeit die traurige Erkenntnis, daß die Technik

des Freskos in der Zeit des Klassizismus verloren gegangen war. Ein Menschenalter nach des großen Tiepolo Tod hatte genügt, diesen Verlust unwiederbringlich zu machen.

Diese technischen Schwierigkeiten, im Verein mit örtlichen Widerwärtigkeiten und mit einer steigenden Reizbarkeit des Künstlers, brachten es mit sich, daß diesem die ersehnte, nun immer nur im Sommer durchführbare Arbeit schließlich so verhaßt wurde, daß er am liebsten auf die Hälfte der Wände verzichtet hätte. Das Revolutionsjahr machte Rethel durch seine Totentanzbilder zum wirklich volkstümlichen Künstler, so volkstümlich, daß es ihm mit seinen Bildern erging, wie den Dichtern alter Volkslieder: man liebte und besaß das Werk, seinen Schöpfer kannte man nicht. Dann gewann er auch noch die lang ersehnte Braut. Aber er war bereits ein gezeichneter Mann, als er den Ehebund schloß. Krankheiten in der jungen Ehe mögen den Verfall beschleunigt haben, die Ende 1852 als unabänderliche Tatsache feststand. Sechs volle Jahre verbrachte Rethel dann noch in einer glücklicherweise sanften Dämmerung, in der er, der wie kein anderer im Riesenbuch der Geschichte zu lesen verstand, nun in den Geschichtenbüchern der Kinder blätterte. Am 1. Dezember 1859 war er erlöst.

So schwer es einem zu sagen ankommt, seine unheilbare Erkrankung ist im damaligen Aachen eher als Erlösung denn als schwerer Schicksalsschlag empfunden worden. Der willige, ganz geschickte, aber jeder Genialität bare Kehren führte die zweite Hälfte der Fresken nach Rethels Entwürfen aus. Er gab dem Publikum, was es wünschte: Ölbilder, die an die Wand gemalt sind, süßlich in der Farbe, ohne Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten, die die Freskokunst in ihrem Wesen in sich schließt. Dieser Schaden ist eher zu ertragen, als der andere, daß infolge der falschen Malmittel und durch schwere bauliche Heimsuchungen auch Rethels Gemälde arg gelitten haben. Da die letzten Festigungsversuche nun schon anderthalb Jahrzehnte sich bewährt haben, darf man wohl die Hoffnung hegen, daß das Zerstörungswerk nicht weiter vorschreiten wird.

Betritt man heute den Krönungssaal im Aachener Rathause, dessen dekorative Ausstattung durch Schaper nach meinem Gefühl wohlgelungen ist, so bedauert man, daß seinerzeit die oppositionelle Partei nicht gesiegt hat, trotzdem Rethel in ihr den Feind sah. Einmal aus architektonischen Gründen. Es bleibt für allezeit schade, daß die Südseite vermauert ist und man jetzt den wunderbaren Blick auf die Pfalz und das Münster nur aus einem halbwegs angeklebten Erker genießen kann. Dann fehlt es dadurch dem Saal am Licht, an der Sonne. Aber man bedauert es auch für Rethel selbst.

So schwer es dem kritischen Verstande fallen mag, daran zu glauben, die Geschichte zeigt uns doch immer und überall wieder ein Walten höherer Notwendigkeiten, in dem — wenigstens für den späteren Betrachter — das Geschick des Einzelmenschen weniger Ursache als Folge ist. Wenn Rethel nach Vollendung des vierten Bildes, dem „Einzug Karls des Großen in Pavia", erlahmte, so hat das den tiefsten Grund darin, daß er das Stärkste, das wirklich Persönliche, was er aus der Geschichte Karls hier geben konnte, damit erschöpft hatte. Ja, wenn man ihn seine ursprünglichen Skizzen hätte ausführen lassen. Aber sowohl der „Empfang der sarazenischen Gesandtschaft" wie das „Deutsche Kirchenkonzil" waren dem Parteikampf zum Opfer gefallen. Jetzt waren die vier letzten Bilder Momente einer solchen Ruhe, eines mehr im Leben jedes Fürsten wiederkehrenden Geschehens, daß der wahre Rethel in ihnen nicht zum Ausdruck kommen konnte. Nur noch einmal, im allerletzten Bilde: „Karl der Große übergibt seinem Sohn Ludwig dem Frommen die Krone des Reiches", reißt sich der Künstler empor wie der lebensmüde Karl selbst zu überragender Größe in dieser einen Gestalt, deren hehr erschauter Heldenhaftigkeit auch die schwächere Hand Kehrens nichts anhaben konnte. Aber das vorangehende Bild, die „Erbauung des Münsters", wo Karl der Große schier zum Maurermeister herabsinkt, ist betrübend schwach, und sowohl „Wittekinds Taufe" wie auch „Karls Krönung durch Papst Leo" überragen nicht das, was auch von anderen tüchtigen Kräften im Historienfach geleistet worden ist.

Ganz anders die vier ersten Bilder, die auch heute noch trotz der schweren Heimsuchung durch die Zeit auch farbig in einem Maße Wandbilder sind, wie keine andere deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, auch in der Farbe, in der der Kalk der Wand als Material mitspricht. Nur die „Zerstörung der Irminsäule" ist hier nicht der ganz große Rethel. Er ist der Mann der Tat und nicht des nachherigen Redens über sie. Und der Karl, der mit dieser rhetorischen Gebärde die Umgebung darauf hinweist, was geschehen, ist nicht der Held, der in Rethels Herzen lebt. Um so großartiger, überwältigender stürmt er über das Schlachtfeld bei Cordova. Die jauchzende Anspannung aller Kraft, die niederwerfende Wucht der sieghaften Bewegung, mit der der Kaiser sein Schwert durch die Luft schwingt, rast durch das ganze Bild und zwingt auch heute den Beschauer nieder zu Bewunderung und erschauernder Ehrfurcht vor diesem gewaltigen Geiste. Und die Phantastik der durch Augenbinden gegen den ungewohnten Anblick der Stiere geschützten Pferde, die entsetzte Raserei der Stiere, die entfesselte Wut bei Mensch und Tier, die Wildheit der Bewegung, — alles ist in einer unvergleichlichen Vereinigung von Naturwahrheit und größtem Stil geschaffen.

Auf gleicher Höhe steht „Karls des Großen Einzug in Pavia". Das Zusammendrängen der hundertfach abgestuften Empfindungen bei den verschiedenen Menschen auf einen einzigen elementaren Zweiklang: hier stolzer rücksichtsloser Sieg — dort knirschende Unterwerfung; hier freie, wie von höheren Mächten getragene Bewegung — dort ein Sich-selbst-in-die-Erde-verkriechen-wollen. Hier Sieg — dort Niederlage, mit der ganzen Wucht des über Menschen, Länder und Zeiten entscheidenden Schicksals, das ist der eigentliche Inhalt dieses Bildes. Wer die dargestellten Personen sind, ist demgegenüber völlig gleichgültig. Hier ist Geschichte Gestalt geworden. Wo dieser Geist der Geschichte mit seinem starken Odem weht, versagt Rethel nie. Wie er aus dem Greise Karl noch den die Jugend überragenden Helden zu gestalten vermochte (in der Krönung Ludwigs), so empfinden wir alle Schauer vor Tod und Ewigkeit im Anblick des toten Kaisers, dem ein der Bürde nicht mehr gewachsener Nachfolger im Grabe die demütige Huldigung darbringt.

So hat dieser wahrhafte Historienmaler nicht nur die Tat, sondern auch die Tatsache in voller Größe zu empfinden und zu gestalten vermocht. Möge endlich die Zeit anbrechen, in der dieses ragende Beispiel deutscher Kunst auch für die Schaffenden seinen vollen Segen erschließt.

Karl Storck





Der enthüllte Gral

Von Karl Storck

Pünktlich am Neujahrstage ist an einigen deutschen und an mehreren ausländischen Bühnen Wagners „Parsifal“ aufgeführt worden. Seither ist kaum ein Tag vergangen, an dem nicht eine weitere Bühne folgte; noch einige Wochen und es wird kein deutsches Theater von Rang und Ansehen mehr geben, das nicht durch das Bühnenweihfestspiel wenigstens für einen Abend zu einem Kunsttempel geadelt worden wäre. Denn das eine darf jetzt schon als sicheres Ergebnis festgehalten werden: das deutsche Volk und das deutsche Theater haben die Belastungsprobe bestanden. Daran konnte auch nur Weltfremdheit oder Voreingenommenheit zweifeln.

Wer unser Gesamttheaterleben mit sachlichem Blick verfolgt, hat gewiß nirgendwo Grund, von einem Hochstand zu sprechen. Aber so rückhaltlos man zugeben muß, daß weitaus der größte Teil des Theaterbetriebs Geschäftsmache, oberflächliche Spielerei, aufgeregte Sensationsgier und noch Schlimmeres ist, so wäre es doch eine üble Schwarzseherei und eine grobe Ungerechtigkeit, dem deutschen Volke die Fähigkeit und den Willen, im Theater sich erbauen und ergreifen zu lassen, abzusprechen und diesem Theater, wie es ist, das Verdienst abzuerkennen, an so und so vielen Abenden mit zahlreichen Aufführungen einer edlen Kunst mit schönem Wollen und gutem Können zu dienen.

Mag das Theater mit einem großen Teile seiner Kräfte im höheren Sinne kulturfeindlich wirken, mit einem sehr beträchtlichen Teile seiner Leistungen wirkt genau das gleiche Theater im höchsten Sinne kulturfördernd. Heute so gut wie früher.

Es ist ganz ausgeschlossen, das Theater als Ganzes aus unserem heutigen Leben herauszureißen und durch eine Einrichtung zu ersetzen, die dem entspricht, was bei den Griechen das Theater gewesen ist. Es ist überhaupt eine Torheit, unser heutiges Theater mit diesem griechischen Theater zu vergleichen. Unser

Theater ist etwas ganz anderes, nach jeder Richtung hin, so wie auch unser Gesamtleben ein ganz anderes ist. Aus der Veränderung des Lebens heraus, wie sie etwa mit der Renaissance einsetzte, ist das Theater der Gegenwart erst geworden und es hat sich mit dem Gesamtleben seither dauernd verändert.

Eine ganz andere Frage ist es, ob es nicht möglich wäre, neben dieses aus dem neuzeitlichen Leben herausgewachsene Theater eine Einrichtung zu stellen, die dem entspricht, was den Griechen das Theater war. Das heißt, die Möglichkeit ist keine Frage, sie ist durch Richard Wagners Bayreuth grundsätzlich und in weitem Umfang auch praktisch bejaht. Neben diesem Streben nach dem Theater als „Festspielbühne“, wie wir der Einfachheit wegen das griechische Theater, das im Grunde ja mehr und auch noch etwas anderes war, nennen wollen, bleibt fast noch bedeutsamer das Streben, unser übliches Theater in kultureller Hinsicht wertvoller zu machen. Und da scheint mir das Rechenexempel sehr einfach: Auf die Gewinnseite ist jeder Spielabend zu buchen, den wir dem unkünstlerischen oder gar gemeinen Theaterbetrieb abjagen.

Für das Volksempfinden, für die Gesamtheit der das Theater Aufsuchenden, ist dieses Theater und alles, was damit zusammenhängt, eine Welt für sich. Nicht nur das Gebäude, in dem Theater gespielt wird, auch alle die Kräfte, die in dem Theater zur Hervorbringung der darin dargestellten Werke mitwirken, liegen außerhalb unseres persönlichen Lebens. So gewiß ein ganz großartiger Kulturfaktor darin liegt, wenn das dramatische Kunstwerk gewissermaßen aus dem Volke selbst heraus entsteht, wenn dieses Volk in seinen besonders dafür begabten Kräften für sich selbst Theater spielt, so liegt auf der anderen Seite doch auch ein ganz großartiger Wert in dieser völligen Trennung der Gesamtwelt des Theaters von der übrigen. Zum mindesten liegt in dieser völligen Trennung ein Schutz für die Gesamtheit. Diese Gesamtheit bleibt frei gegenüber jener Welt des Scheins. Sie braucht sich mit ihr nur so weit zu beschäftigen, als jeder einzelne aus dieser Gesamtheit es tun will. Er kann diese ganze Welt des Theaters völlig unbeachtet beiseite liegen lassen. Er braucht sie aber — und darin liegt der große Vorteil — auch nur dann zu benutzen, wenn sie wertvoll, wenn sie im höchsten Sinne Kulturwert ist. Unser Theater kann einem Gefäße verglichen werden, in dem ebensogut Schnaps, Gift, fade Limonade, wie der köstlichste Wein dargeboten werden kann, und es liegt bei jedem einzelnen, zu wählen. Wer nur den Edeltrunk schlürft, hat es nicht nötig, darüber zu schelten, daß am andern Abend aus der gleichen Quelle Giftgetränk fließt.

Das einzige, was wir unter den heutigen Verhältnissen erstreben können, ist, dafür zu sorgen, daß möglichst oft der Becher mit dem Edeltrunk gefüllt sei. Es gibt Leute, die behaupten, ihnen könne auch der edelste Wein aus einem Gefäß nicht schmecken, wenn sie wissen, daß zu anderer Stunde darin ein Giftgetränk war. Das können nur Leute behaupten, die nicht wirklich dürsten. Wenn heute abend auf einem Theater ein Drama Shakespeares in guter Aufführung dargeboten wird, so ist es dem, der hungert und dürstet nach dieser kostbaren Speise, vollständig gleichgültig, ob tags zuvor ein gemeiner Schwank auf denselben Brettern gespielt worden ist. Was geht mich diese ganze Bretterwelt, was gehen mich, soweit ich Kunst

genießen will, die Persönlichkeiten der Menschen an, die da oben mimen? Ich will nichts von ihnen wissen, ich will nur das Werk des Dichters. — Daß ich als Kunstpolitiker, als sozial empfindender Mensch anders denken muß, steht auf einem anderen Blatte; aber diese Empfindungen haben mit meinem Kunstgenuß nichts zu tun.

Wir alle, jeder von uns, hat es in der Hand, daran mitzuwirken, daß das Theater von heute zum edlen Kunstfaktor wird. Wir brauchen bloß persönlich nach wahrer Kunst im Theater zu verlangen und müssen dieses Verlangen wirklich betätigen. Gerade daß unser Theater ein Geschäftstheater ist, hilft uns. Früher im Luxustheater lag es bei der Laune eines Fürsten, zu bestimmen, daß nur der elendeste Schund und die lüsterne Gemeinheit darin Platz hatten. Heute bestimmt der Kassenrapport. Wenn alle, die behaupten, daß ihnen an Kunst etwas liegt, das Theater nur dann besuchen, wenn wirkliche Kunstwerke dargeboten werden, es dann aber auch wirklich besuchen, ihm dagegen grundsätzlich fernbleiben, wenn es eine Stätte niederer Unterhaltung ist, dann ist der Theaterdirektor der erste, der nur edle Kunstwerke darbietet. Das Problem liegt nach dieser Richtung hin ganz einfach und man kann es nicht nüchtern genug ansehen. —

Von diesem ganz nüchtern-sachlichen Gesichtspunkte aus ist der deutschen Opernbühne seit mehr als einem Menschenalter keine größere Wohltat widerfahren, als durch die Freigabe von Richard Wagners „Parsifal". Und es ist damit das in dieser Hinsicht unvergleichliche Lebenswerk Richard Wagners erst vollendet worden.

Es hat keinen zweiten Dramatiker gegeben, der so feindliche Worte gegen unser heutiges Theater gesprochen hat, wie Richard Wagner. Und doch hat dieses heutige Theater (soweit es Opernbühne ist, in mancher Beziehung aber auch über diese hinaus) keinem anderen Künstler so viel zu danken wie Richard Wagner.

Die Feindschaft Richard Wagners gegen das heutige Theater hatte zwei Gründe: einen persönlichen und einen sachlichen. Der persönliche war, daß es ihm in jahrelangen Kämpfen nicht gelang, mit seinen Werken auf diesen Theatern Fuß zu fassen. Da Richard Wagner nicht nur vom künstlerisch-dramatischen, sondern auch vom theatralischen Wert seiner Werke mit Recht voll überzeugt war, mußte er den Grund für die Ausschließung seiner Werke von den Theatern im Gesamtcharakter dieser Theater erblicken. Dieser Gesamtcharakter des Theaters machte die Bühne entweder künstlerisch oder finanziell unfähig, seine Werke aufzuführen. Aus dieser Überzeugung heraus hat der Festspielgedanke Richard Wagners vor allem seine praktische Größe erhalten. Die ungeheure Tatkraft dieses Mannes konnte sich an Theorien nicht genügen lassen. Seine urdramatische Natur mußte die Aufführung seiner Werke als Lebensnotwendigkeit empfinden, und es war für Wagner tatsächlich ein Kampf ums Dasein, wenn er eine Bühne schuf, die nach seiner Überzeugung seine Werke überhaupt erst richtig aufführbar machte. Gewiß hat auch der Kulturpolitiker, der Volksmann Wagner, starken Anteil an Bayreuth. Aber daß es bei ihm nicht beim Festspielgedanken blieb, daß er ein Festspielhaus sich erzwang, der widerspenstigen Welt Festspiele abtrotzte — dazu befähigte ihn nur sein Daseinskampf als Künstler. Er hat sich in diesem Lebenskampfe als der

Stärkere erwiesen und hat alle Gegenmächte überwunden. Daß Richard Wagner wenigstens als Theoretiker dann schließlich dazu kam, dieses Festspieltheater als die einzige seinen Werken gemäße Form aufzustellen, ist leicht begreiflich.

Ich sagte ausdrücklich: als Theoretiker. Der durchaus im Leben stehende Künstler Richard Wagner ist ja gar nicht vor die entscheidende Frage gestellt worden, ob er seine Werke dem so stark bekämpften profanen Theater entziehen konnte. Der Greis Wagner hat zwar den „Parsifal" für Bayreuth allein bestimmt. Ob es der Kämpfer Wagner getan hätte, der Mann, der noch mit dem Leben rang und dieses Leben, wie es war, sich unterwerfen wollte, ist eine andere Frage. Sie ist insofern müßig, als auch der stärkste Wille des größten Einzelmenschen in seiner Wirkung zeitlich und räumlich begrenzt ist, wie dieser Einzelmensch selbst.

Die Zeitspanne ist nun auch für das letzte Werk Wagners gefallen, der Raumzwang ist aufgehoben. Nun hat die Welt um Wagner zu kämpfen; das profane Theater steht im Kampf um den „Parsifal". Das Endergebnis kann nicht zweifelhaft sein. Das profane Theater wird siegen, weil es von diesem Kunstwerk besiegt werden wird.

Der „Parsifal" wird damit das Schicksal — das Wort im höchsten Sinne von Mission — vollenden, das die übrigen Werke bereits gehabt und erfüllt haben. Denn — und das wird bei der Wertung von Wagners Lebenswerk gewöhnlich nicht hoch genug angeschlagen — Richard Wagners Werke haben die Leistungsfähigkeit unserer Opernbühnen in kaum zu überschätzender Weise gegen früher gehoben. Das törichte Gerede, daß seine Dramen stimmenmörderisch seien, wird ja heute von keinem ernsten Menschen mehr nachgesprochen. Wagners Gesangsweise „ruiniert" nur Stimmen, die nicht gut geschult sind, und diese werden auch durch die Musik anderer Komponisten zugrunde gerichtet. Allerdings sind heute mehr ungeschulte Stimmen im Theater tätig als früher. Das liegt einesteils daran, daß durch die ganz unverhältnismäßige Zunahme der Opernaufführungen, außerordentlich viel mehr Stimmen gebraucht werden als früher, und zweitens daran, daß allerdings die Gestalten in Richard Wagners Dramen so gewaltig, und hochdramatisch sind, daß auch ein in technischer Hinsicht minderwertiger Sänger in ihnen vorübergehend Erfolge durch dramatischen Vortrag und geistige Kraft gewinnen kann.

Was aber so dem stimmtechnisch Minderbefähigten zugute kommt, tritt natürlich erst in seinem vollen Werte beim Künstlersänger hervor. Und da haben wir denn doch die ganz einfache Tatsache, daß heute an einem halben Hundert Bühnen ein Werk wie „Tristan und Isolde" herausgebracht wird, das vor einem halben Jahrhundert vom ersten deutschen Operntheater (der Wiener Hofoper) nach über sechzig Proben als „unaufführbar" zurückgelegt wurde. Welche Steigerung in den Ansprüchen an alle: Orchestermusiker, Dirigenten, Maschinisten, Sänger und nicht zuletzt an das Publikum, bedeutet diese vollkommene Veränderung des Bildes! Nun haben wir die Tatsache, daß in Deutschland jährlich etwa zwölfhundert Aufführungen Wagnerscher Werke stattfinden. Das bedeutet, daß etwa anderthalb Millionen Theaterbesucher sich stundenlang einem Kunstwerk widmen, das von ihnen die volle Hingabe des ganzen Menschen verlangt, das nirgendwo nur den

Sinnen schmeichelt, sondern überall die geistigen und seelischen Kräfte zur Mitwirkung herausfordert. Das ist eine ganz ungeheure Steigerung der seelisch-kulturellen Bedeutung der Oper, für die der Dank an ihren Urheber nicht hoch genug bemessen werden kann.

Dieser Wirkung der Werke Richard Wagners, die in ihrer Bedeutung der Erfüllung der Festspielidee durch Bayreuth mindestens gleichkommt, ist jetzt durch die Aufführung des „Parsifal" die Krone aufgesetzt. Noch niemals, seitdem es ein Theater gibt, ist an so vielen Orten von so vielen Künstlergemeinschaften mit einem derartigen Aufgebot von Mitteln für die Darstellung eines edlen Kunstwerkes gearbeitet worden, wie jetzt für den „Parsifal". Man muß sich es nur einmal klar vergegenwärtigen, welch unberechenbarer Segen von diesem Ringen unserer Bühnen um den „Parsifal" ausgehen muß, und man wird die „Versündigung" gegen den letzten Willen Richard Wagners als einen Segen empfinden.

Es ist mir vollständig gleichgültig, aus welchen Motiven die sämtlichen Operndirektionen Deutschlands seit Wochen und Monaten die Kräfte ihrer Institute bis aufs äußerste anspannen, um mit ihren Parsifal-Aufführungen ein Höchstmaß ihrer Leistungen zu erreichen. Die Tatsache, daß so gearbeitet wird, daß einmal das letzte aus allen Kräften herausgeholt wird, ist in jedem Falle ein riesiger geistiger und künstlerischer Gewinn. Noch niemals hat die ganze Öffentlichkeit so das Gefühl gehabt, daß man eine Verantwortung auf sich nimmt, wenn man ein großes Kunstwerk vor die Menschheit hinzustellen wagt, wie in diesem Falle. Fast alle Stadtverwaltungen haben außerordentliche Mittel bewilligt für die Ausstattung; fast alle Bühnen haben sich der Erkenntnis gebeugt, daß ein besonderes Werk seine besondere Erscheinungsform gebietet, daß Routine und Herkommen nicht ausreichen, sondern daß es dazu eines besondern künstlerischen Nachschaffens bedürfe. Und jeder, der bei diesen Aufführungen auf der Bühne steht, vom ersten bis zum letzten, hat das Gefühl, an verantwortlicher Stelle zu wirken. Wie ein drohender Schatten steht hinter allem Bayreuth: Ihr müßt durch die Tat beweisen, daß eure Parsifalaufführung keine Schändung ist, kein Raub! Ihr müßt die Berechtigung dieser Aufführung durch eure Tat erweisen!

So widerspruchsvoll im einzelnen die Berichte sich lesen, die man von den verschiedenen Städten von den durchaus verschieden eingestimmten Kritikern über die Parsifalaufführung erhält, diese *Tatsache der Höchstanspannung der vorhandenen Kräfte* wird von allen anerkannt. Und wenn gewiß diese hohe Einstellung auf die Dauer sich nicht erhalten lassen wird, ganz verloren kann uns der Segen dieser Arbeit nie gehen, uns und unseren Theatern nicht. Und wenn jemals, so hat jetzt „Parsifal" seine Weihekraft bewährt, indem er Stätten und Menschen über ihr Maß hinaus steigerte, indem er eine Arbeit heiligte, die sonst allzu oft dem Unreinen dienen muß.

Auch das *Publikum* erfährt diese Heiligung. Wir sind noch niemals mit einem solchen Gefühl ins Theater gegangen, wie jetzt zu den Aufführungen des „Parsifal". Noch niemals haben wir so *sachliche* Ansprüche an eine Reproduktion gestellt, aus dem gleichen Grunde, wie die aufführenden Künstler sie an sich stellen mußten. Wir alle fühlen, daß wir uns des „Gralsraubes" schuldig

machen würden, wenn wir nicht etwas Besonderes verlangen und mitbringen würden. Wirklich, Richard Wagner hat dem deutschen Volke niemals einen größeren Dienst geleistet, als dadurch, daß er einmal an einem Beispiel der Menschheit das Gefühl für die Sonderstellung aufzwang, die in Wirklichkeit jedes große Kunstwerk einnimmt.

Ich bin kein Schwärmer, ich weiß ganz genau, daß viele enttäuscht aus den Aufführungen nach Hause gehen. Sie haben sich etwas ganz anderes vorgestellt, sie haben die Aufpeitschung der Nerven nicht erfahren, die sie sich versprochen haben. Ich möchte selbst in einer solchen Enttäuschung einen Segen sehen. Denn es liegt eine Beschämung für jeden darin, wenn er in einem Werke nichts findet, das Tausenden ein hehres Heiligtum bedeutet. Denn wenn er ehrlich ist, muß er an die Brust schlagen: mea culpa — meine Schuld.

Nur einen Punkt noch. Besonders oft kehrt in Kritiken eine Erwägung wieder, die ich hier in den Worten von Karl Krebs mitteile: „So habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß das, was ich früher schon prophezeit habe, mit aller Gewißheit eintreten wird: wenn Hunderttausende ihre Neugier gestillt und andere Hunderttausende sich ehrlich am „Parsifal" erbaut haben, dann wird er als ungeeignet für den Alltagsgebrauch vom Publikum abgelehnt werden und wieder in seine Heimat Bayreuth zurückkehren, um dort in gewohnter Weise sein Wesen zu entfalten."

Als ob es darauf ankäme, daß unser Theater eine „Repertoireoper" mehr bekomme!

Nein, der „Parsifal" hat auf unserem Theater eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen, und es wird sich zeigen müssen, ob dieses Theater und vor allem das Publikum fähig sind, diese Aufgabe zu erfassen. Ich glaube es, um so mehr, weil einige Bühnen schon jetzt Maßnahmen getroffen haben, die für die Erkenntnis dieser Sonderstellung des „Parsifal" sprechen.

Wir brauchen nötig einige Festtagswerke auf der Bühne. Wir brauchen sie um so notwendiger, je größer die Zahl jener wird, die die Festtage nicht mehr in der Kirche miterleben. Es müßte unserem Volkstum ein unberechenbarer Schaden erwachsen, wenn jene ernste läuternde Kraft, die durch Jahrhunderte von den hohen kirchlichen Festzeiten ausgegangen ist, uns dadurch verloren ginge, daß diese Festtage in Zukunft immer mehr bloß arbeitsfreie Tage würden. Gerade in den Großstädten kann man diese Entwicklung in schroffstem Maße beobachten. Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten sind für Hunderttausende zu lärmenden Ausflugstagen geworden, zu Tagen von einer lediglich materiellen Festlichkeit. Gewiß war die früher auch mit diesen Festtagen verbunden; aber der sie kirchlich erlebte, hatte doch auch die Weihestunde eines ihn aufs Höchste hinlenkenden Gottesdienstes.

Ich habe hier nicht zu untersuchen, ob die Kunst imstande ist, die Wirkungen der Kirche zu ersetzen. Daß die tiefsten Wirkungen hoher Kunst denen der Religion wesensverwandt sind, kann niemand bestreiten. Wie erbärmlich benimmt sich von diesem Standpunkte aus unser Theater! Man sehe doch einmal den Spielplan gerade an den Feiertagen. Allenfalls bringen einige Bühnen zu Ostern „Faust". Im allgemeinen aber ist gerade der Spielplan der Festtage auf das äußerliche Amüsement eingestellt.

Werke wie der „Parsifal“ sind dazu berufen, hier eine Änderung herbeizuführen. Die Zeit wird verhältnismäßig rasch vorübergehen, wo die in ihrer Art durchaus berechtigte Neugier des Publikums auf dieses ihm bislang vorenthaltene Werk eines seiner größten Künstler befriedigt sein wird. Dann wird die Zeit gekommen sein, wo der „Parsifal“ seine Aufgabe als Weihefestspiel hoher Feiertage erfüllen kann. Ich glaube nicht, daß in absehbarer Zeit, so lange überhaupt die künstlerische Wirkungskraft eines Musikdramas anhalten kann, die Zuhörerschaft für ein solches festtägliches Theaterereignis fehlen wird. Darum glaube ich auch nicht, daß der durch das Erleiden des profanen Lebens wissend gewordene Parsifal es jemals nötig haben wird, in Bayreuth Schutz zu suchen, weil dem deutschen Volke der reine Tor zu rein und zu wenig klug berechnend erscheinen wird.

Daß darum doch Bayreuth seine Heimat bleibt, in der er eben zu Hause ist, das wissen wir alle, und es wird auch niemals an jenen fehlen, die nach der in Zukunft hoffentlich wieder stilleren Stadt am roten Main pilgern, um dort „Festspiele“ zu erleben. Daß diese Festspiele in Bayreuth in Zukunft des sensationellen Beigeschmacks entkleidet werden, der ihnen bislang — ohne irgendein Verschulden der Familie Wagner — gerade durch den Monopolbesitz des „Parsifal“ anhaftete, ist ein Glück für diese Festspiele. Für unser deutsches profanes Theater aber ist es ein Glück, daß auch ihm in Zukunft einige Festtage im Jahre beschieden sein werden, an denen der Gral enthüllt wird. Dafür, daß diese Festtage nicht entweiht werden, werden alle jene, die noch an die Heiligkeit des wahren Kunstwerkes glauben, als Gralshüter sorgen.



Die Inszenierung des Parsifal

Wo haben wir für die Inszenierung der Dramen Richard Wagners die wesentlichsten Grundsätze zu suchen? Können wir sie in jenen kurzen Beschreibungen finden, die der Meister an die Spitze jedes Aktes gesetzt hat, zu denen dann noch im Verlaufe der Handlung gelegentliche Anweisungen kommen?

Vergessen wir nicht, daß die Dramen Wagners aus der Musik geboren sind. Indem aber die Musik die Zeit endgültig bis auf die letzten Einzelheiten festlegt, bestimmt sie gleichfalls die räumliche Ausdehnung, da sie ja die Zeit in den Raum der Szene umsetzt. Des weiteren legt sie nicht weniger bestimmt die tausend Abstufungen der dramatischen Eindringlichkeit fest. Das alles in einem so hohen Grade, daß der Darsteller seine Rolle nicht mehr zu interpretieren, auszudeuten braucht, sondern nur mit einsichtsvoller Scheu der Musik zu gehorchen hat.

Die Partitur also in ihrer Einigung von Wort und Ton enthält das ganze Drama, das Wagner uns mitzuteilen strebt.

Diese Feststellung ist von grundsätzlicher Wichtigkeit. Niemand wird dazu gelangen, ein Musikdrama Richard Wagners wahrhaftig in Szene zu setzen, der nicht von der Einsicht ausgeht, daß das ganze Drama, Leib und Seele, Musik, Wort und Erscheinungsform, vollständig und allein in der Partitur enthalten ist, ganz unabhängig von jenen bühnentechnischen Anweisungen, die noch hinzugefügt sind. So paradox es darum auch zunächst klingen mag,

ist die Frage doch durchaus am Platze, ob jene szenischen Anweisungen, die Richard Wagner seinen in sich durchaus geschlossenen Tondramen hinzugefügt hat, für uns von zwingender Bedeutung oder auch nur von Nutzen sind.

Betrachten wir als lehrreiches Beispiel den dritten Akt von „Tristan und Isolde". Wagner sagt uns, daß dieser Akt im Garten einer alten bretonischen Burg spielt, dessen Pflege während der Abwesenheit des Besitzers seit langer Zeit vernachlässigt wurde, und er beschreibt uns sorgfältig diesen Garten. — Halten wir uns nun an Musik und Wort des Dramas selbst, und forschen wir nach dem, was sie uns in dem Betracht verkünden. Der Hirt sieht das Meer Daraus entnehmen wir, daß wir von der Burg den Blick aufs Meer haben. Als nachher Tristan erwacht und fragt, wo er sei, antwortet ihm Kurwenal: „Kareol Herr: Kennst du die Burg der Väter nicht?" Und dann spricht der Getreue noch vom Hirten, der am Hügel die Herde hütet, und versichert am Ende dem leidenden Helden: „Nun bist du daheim zu Land, im echten Land, im Heimatland", worauf Tristan nach einem kleinen Schweigen ihm antwortet: „Dünkt dich das —, ich weiß es anders, doch kann ich's dir nicht sagen." — Weiteres erfahren wir vom Schauplatz nicht, nur aus der Tatsache, daß der Kampf nachher sich vor dem Tore abspielt, ersehen wir, daß auch ein Tor da ist. Das aber ist alles.

Wollen wir nun diesen dritten Akt mit der Seele Kurwenals erleben?

Werden wir mit den Augen Kurwenals, erschüttert bis in den Urgrund der Seele, den Todeskampf Tristans anstarren? Werden wir mit Kurwenals Augen, leibhaftigen Augen, Isolde wirklich herankommen sehen: „Selig, hehr und milde?" Werden wir mit Kurwenals Ohren hören: „Das Licht naht", wenn Tristan singt: „Hör' ich das Licht!", und wird infolgedessen die Leuchte unseren leibhaftigen Augen erlöschen?

Nein, und abermals nein!

Hier rühren wir an die Lösung des Problems.

Ich wiederhole es: Das vollständige Drama ist beschlossen in Ton und Wort der Dichtung, und wenn wir die Absicht haben, dieses Drama in Szene zu setzen, das heißt, es für unsere Augen sichtbar erstehen zu lassen, so müssen wir ihm eine Erscheinungsform geben, die aufs peinlichste der Musikdichtung entspricht. Wenn wir das tun, sind wir gezwungen, zuzugeben, daß zwischen dem ganz realistischen Bühnengesichte Wagners und der dichterisch-musikalischen Festlegung seines Dramas in der Partitur ein heftiger Widerspruch klafft: einerseits *sieht* Wagner den dritten Akt, dieses unsterbliche Wunder, mit den *Leibesaugen Kurwenals*; andererseits fühlt und *erlebt* er ihn mit der *Seele Tristans*.

Und wir! Welcher von diesen beiden Auffassungen haben wir zu gehorchen? Dürfen wir dieses Musikdrama, Dichtung und Musik dieses Werkes, völlig sich selbst überlassen und das Werk in einer Form hinausstellen, mit der es in seinem Wesen gar nichts zu tun hat, in der es nur Kurwenal sieht und allerdings der Wagner, der die szenischen Bemerkungen geschrieben hat? Wir finden diese Art auf unseren Bühnen und erleiden hier den schmerzhaften Widerspruch zwischen Orchester und Gesang, die uns das wirkliche Drama wahrheitsgemäß mitteilen, die einzige Wahrheit, auf die es uns ankommen kann, und einer Dekoration, die dem Inhalt der Musik und der Dichtung, die wir vernehmen, widerspricht und aufs gröbste Abbruch tut.

Nein, das ist unbedingt falsch. Wir erleben hier das Drama Tristans, und da wir das Drama Tristans erleben, wollen wir es auch um jeden Preis mit den Augen Tristans sehen. Dafür kann ausschließlich die Wort-Tondichtung, wie sie in der Partitur vorliegt, Gesetzgeberin sein. Dieses Musikdrama aber sagt uns folgendes. Tristan weiß bei seinem Erwachen zuerst nicht, wo er sich befindet; als man es ihm sagt, versteht er es nicht. Der Name der Burg, seines Besitzes, läßt ihn vollkommen gleichgültig. Die traurige Weise, die ihn geweckt, schafft ihm nicht den leisesten Anhaltspunkt. Als er versucht, das, was er fühlt, zum Ausdruck zu bringen, ist er sich nur einer Lichtempfindung bewußt, welche ihn beunruhigt und leiden macht,

und einer Dunkelheitempfindung, welche ihm entschlüpft und nach welcher er verlangt. Er verbindet Isolde mit jenen beiden Empfindungen, weil mit seinem Erwachen Isolde dem Tag zurückgegeben ist. In diesem blendenden Tag muß er sie „suchen, sehen, finden", und doch ist's dieser Tag, der ihn wie die drohende Fackel im zweiten Akt von ihr entfernt hält. Als er erfährt, daß sie kommt, ja, daß sie nahe ist, gewinnt die Burg mit einem Male ihre Daseinsberechtigung für ihn: sie ragt über die See, man kann also von ihr aus am fernen Horizont das Schiff erblicken, das Isolde trägt. Im Fieber des Verlangens nimmt dieser Begriff Gestalt an: Tristan, der von seinem Leidensbett nicht einmal das Meer erblicken kann, er sieht das Schiff.

Nun spricht die Weise, die ihn geweckt, deutlicher zu ihm als alle Gesichte.

Das Verlangen aber bleibt lebendig; das Fieber macht es noch herber, das Sonnenlicht läßt es unerbittlich nicht verlöschen: keine Möglichkeit der Erleichterung, der Heilung. Im Paroxismus der Verzweiflung wird Tristan aufs neue in tiefe Umnachtung gerissen. Er verliert das Bewußtsein.

Aber nicht die allgemeine traurige Klage weckt ihn daraus und nicht die freche Feindschaft des Tags. Nein; aus der Tiefe der Nacht drang ein wundersamer Strahl zu ihm: Isolde ist nahe, ist da.

Nach einer himmlischen Vision zwingt sich uns die Wirklichkeit auf.

Die versengende Sonne, das Blut der Wunde sind nur mehr Bekundungen der Freude: sie sollen die Burg überfluten. „Sie, die ihm die Wunde ewig schließe" ... sie naht ... ihre Stimme ertönt ... leuchtend ... Doch um ihr entgegenzugehen, muß die Fackel verlöschen; — Tristan wankt und fällt leblos in Isoldens Arme.

Die schöne Tageshelligkeit, die ihre höchste Täuschung gewesen, sinkt langsam ins Meer hinab und wirft noch ihren letzten Schein gleich einem blutigen Strahlenkranz auf die vereinigten Helden.

Die Rolle, welche die Beleuchtung in diesem Akte durchzuführen hat, ist also klar vorgezeichnet. Solange das Licht nur ein Leidenselement für Tristan ist, darf er nicht direkt davon betroffen werden. Sobald er es aber in seiner ganzen Wirklichkeit zu erfassen und seligen Visionen zu verschmelzen vermag, erleuchtet es sein Antlitz.

Darin besteht die ganze Aufgabe des Inszenierens, und dies allein hat die Art der Verwendung von Malerei und Aufstellung zu bestimmen.

Es ergibt sich von selbst, auf welches äußerste Mindestmaß eine derartige aus dem Leben des Musikdramas selbst heraus gewonnene Inszenierung sich beschränkt." (Vgl. Appia: „Die Musik und die Inszenierung", München 1899, S. 245.)

* * *

Nach diesem lehrreichen Beispiel aus „Tristan" wenden wir uns dem „Parsifal" zu, dessen Inszenierung ja zurzeit die eindringlichste Arbeit unserer Opernbühnen erfordert. Unverkennbar hat gerade in diesem Drama die Inszenierung eine ganz besonders bedeutsame Aufgabe. Aber auch hier ist sie durchaus in der Partitur enthalten; an sie halten wir uns also auch beim Suchen.

Die ganze „Handlung" des Parsifaldramas besteht aus Schaustellungen, die Parsifal dargeboten werden, und aus der Art, wie er sie aufnimmt und durch sie beeinflußt wird. Der blöde, taumelnde Tor gerät ohne seine Absicht in eine heilige Gegend, das Gralsgebiet, seinen Wald und Tempel. Danach gelangt er in eine erkünstelte Schöpfung der Zauberei (Klingsors Zaubergarten); es folgt der durchaus innerliche Konflikt (Kundry). Zum Schluß kommt er aufs neue in das heilige Gebiet. Das alles muß ihm ganz klar in einer Form von typischer Geltung dargebracht werden, damit er mit voller Kraft die Eindrücke empfangen und widerspiegeln kann.



Der heilige Wald. „Parsifal“ I. Akt — Adolph Appia (1896)

Indem man so dem tumben Parsifal diese Weltbilder vorführt, stellt man sie gleichzeitig uns Zuschauern dar; wir erleben also gleichzeitig das Parsifal dargebotene Weltbild und Parsifal selbst. Wir sind mit unserer Seele gleichzeitig in beiden.

Die Aufgabe der Inszenierung ist damit vollkommen umschrieben. Das Gralsgebiet muß uns einen Eindruck tiefster und unvergeßlicher Feierlichkeit machen. Die Erzeugnisse der Zauberei müssen dagegen auch auf den Zuschauer als erkünstelt und vergänglich wirken. In der Szene mit Kundry muß alles Äußere so zurücktreten, daß dieser entscheidende, durchaus innerlich sich abspielende Vorgang ganz allein unsere Aufmerksamkeit empfängt. Die Rückkehr in die heilige Gegend muß dann aufs neue die Feierstimmung des ersten Aktes auslösen. Die beiden Darstellungen des geheiligten Bezirkes werden also unterbrochen durch das Burgverließ Klingsors. Dieses ist natürlich weder ein Gefängnis noch eine Folterkammer. Der Zauberer hat seine Burg auf den Finsternissen der Verzweiflung aufgebaut. Das ist alles, was wir sehen müssen. Und dieser Finsternis müssen wir einen Himmel vom reinsten Blau hinzufügen, in dessen Klarheit wir Parsifal atmen wissen.

Nun wollen wir die Partitur zur Hand nehmen und vor unserem Geiste auch die Musik mit ihren herrlichen Klängen erstehen lassen.

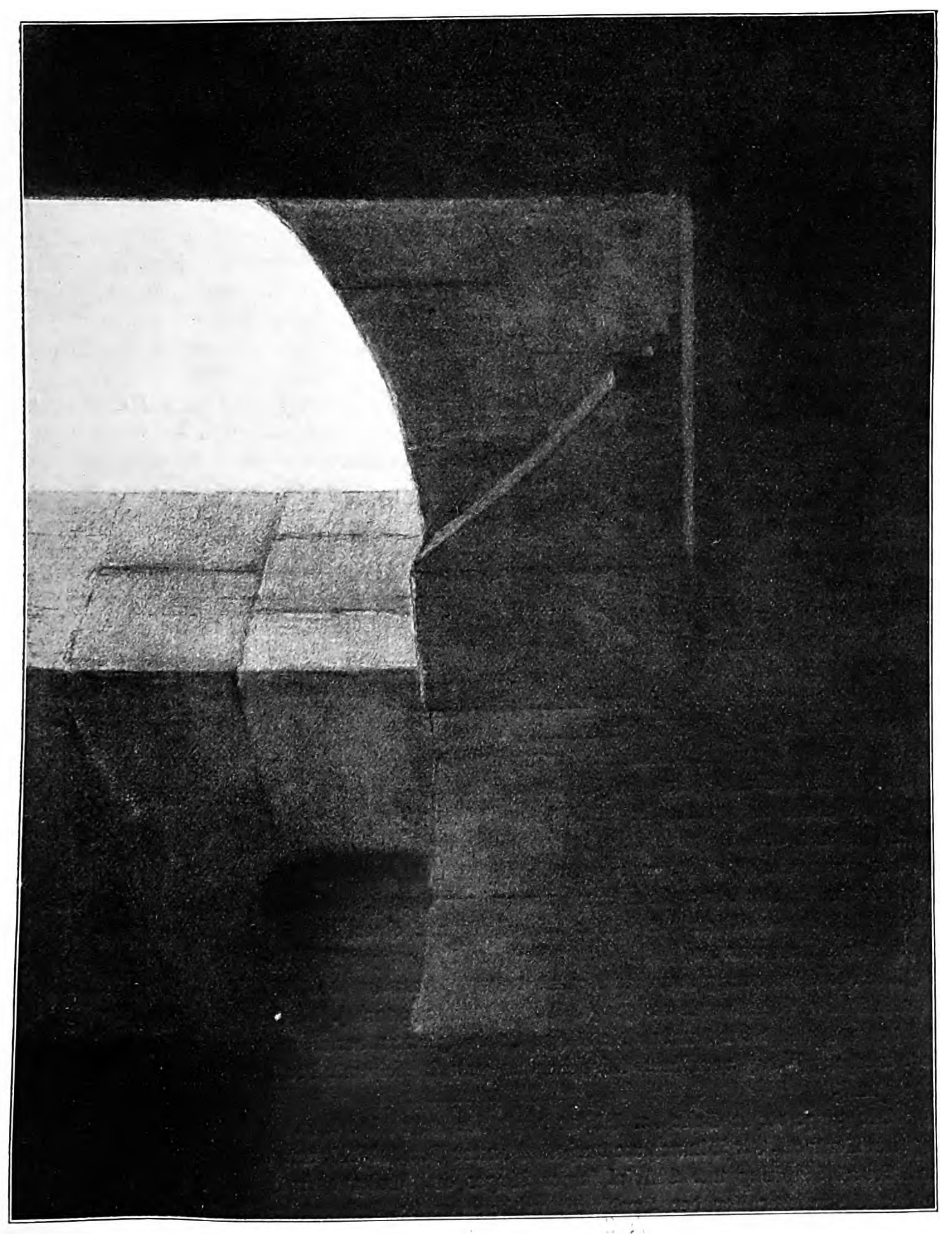
Sobald der Vorhang sich teilt, schallt uns der Ton der Posaunen in den schweigenden Morgen entgegen. Es ist klar, daß die Dekoration einen Raum darstellen muß, durch den der Klang der Posaunen frei hinaushallen kann. Das ist eine Forderung unseres natürlichen sinnlichen Empfindens. Dann verlangt der Zug der Amfortas begleitenden Gralsritter senkrechte Linien, durch die seine geruhige Feierlichkeit zur Geltung kommt.

Gegen Schluß des Aktes, wenn die Wandeldekoration an unseren Augen vorbeizieht, schildert die Musik das Geheimnis des Leidens, dem wir entgegengehen. Die Musik drückt dieses Leiden mit einer solchen Gewalt in so überwältigender Weise aus, daß es wahnsinnig wäre, während derselben vor unseren Augen ein Bühnenbild vorüberziehen zu lassen, das durch seine eigene malerische Schönheit unsere Seele von jenem Schmerzensempfinden ablenken könnte, mit dem sie durch die Musik erfüllt werden soll. Es könnte ja wohl gar geschehen, daß ein Naiver diese Musik mit der Dekoration, die man ihm zeigt, in Verbindung bringen könnte.

Nein, die Wandeldekoration hat nur den einen Zweck, uns in einer Art von Hochspannung zu erhalten, was mit dem Fallen des Vorhanges immer sehr schwer ist. Es muß also unser ganzes Bestreben sein, diese Wandeldekoration so einfach zu halten, daß wir nicht einmal durch den Gedanken an die Schwierigkeiten, die sie dem Maschinisten bietet, zerstreut werden können.

Die Formen des Waldes und des Tempels werden für sie bestimmend sein. Ich denke mir sie in folgender Weise: Wenn der heilige Wald in der Anordnung seiner einfachen und hochstrebenden Baumstämme einen Anblick bietet, der dem des Tempels mit seinen Säulen verwandt ist, so muß sich daraus eine ganz bestimmte Harmonie ergeben. Die Baumstämme nehmen, je näher man dem Tempel kommt, langsam die Form von Säulen an. Ohne Wurzeln sind sie auf Felsen gestellt, die gleichsam ihre Sockel bilden. Das milde Licht des freien Raumes gewinnt allmählich einen übernatürlichen Glanz, — und so werden wir beim Eintritt in den Tempel den Eindruck haben, einen Wald verlassen zu haben, um einen ihm wesensverwandten Tempel aufzusuchen. Die Säulen des Waldes sind die Stämme; im Tempel sind die Stämme zu Säulen geworden.

Für das Zauberwerk in Klingsors Garten haben wir als wesentlichste Eigenschaft das Künstliche, Gebrechliche und Bewegliche erkannt. Um das zu erreichen, wirft man auf die Kulissen leuchtende farbige Lichtflecken. Diese Lichtflecken werden hin und her bewegt, so daß sie sich mischen, verschwimmen, über die Blumenmädchen und Parsifal hingleiten und so dem Gesamtbild den Eindruck einer wollüstigen und aufgeregten Buntheit verleihen. Diese Lichtbewegungen müssen mit denen der Musik Schritt halten: Außer-



Klingsors Zauberschloß. „Parsifal" II. Akt — Adolph Appia (1896)

ordentlich lebhaft beim Aufgang des Vorhanges, halten sie plötzlich an beim Einbruch Parsifals in den Garten, um dann im Verfolg schwerer und wiegender wieder einzusetzen. Beim ersten Zuruf Kundrys fangen sie langsam an sich zu vermindern, hören aber erst völlig auf vor den Worten Parsifals: „Dies alles hab' ich nun geträumt."

Bei der hier eintretenden Szene mit Kundry verinnerlicht sich die Handlung in einem solchen Grade, daß jede Dekoration nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich ist. Wir schlagen folgende Entwicklung vor: Bei Kundrys erstem Anruf fängt, kaum bemerkbar, ein Vorhang an, langsam sich vor die Dekoration zu schieben. Er ist in der Form eines Viertelkreisausschnittes so angebracht, daß er im Vordergrund genügend Raum für die Bewegungen der Personen läßt; auch schließt er zunächst nicht die Mitte ab, sondern nur die Seite, von der die Blumenmädchen gekommen sind und nach der sie sich jetzt auch entfernen. So bleibt die linke Seite des Vorhanges um ein Drittel schmaler als die rechte. Kundry, die auf einem einfachen Lager ohne alle Blumen ruht, verfolgt das Schließen des Vorhanges und scheint mit einer Handbewegung dazu aufzumuntern. Sobald die Blumenmädchen den Vorhang sich schließen sehen, weichen sie durch die einzige noch offene Stelle, durch die sie eingetreten sind, von dannen: „Dich zu lassen, dich zu meiden." Bei dem Pizzicato des Orchesters vor den Worten: „Du Tor!" sind die beiden Teile des Vorhangs vereinigt, der Hintergrund also abgeschlossen. Parsifal schaut um sich ... und wahrhaftig! — wir selber vermeinen jetzt fast, dies alles nur geträumt zu haben.

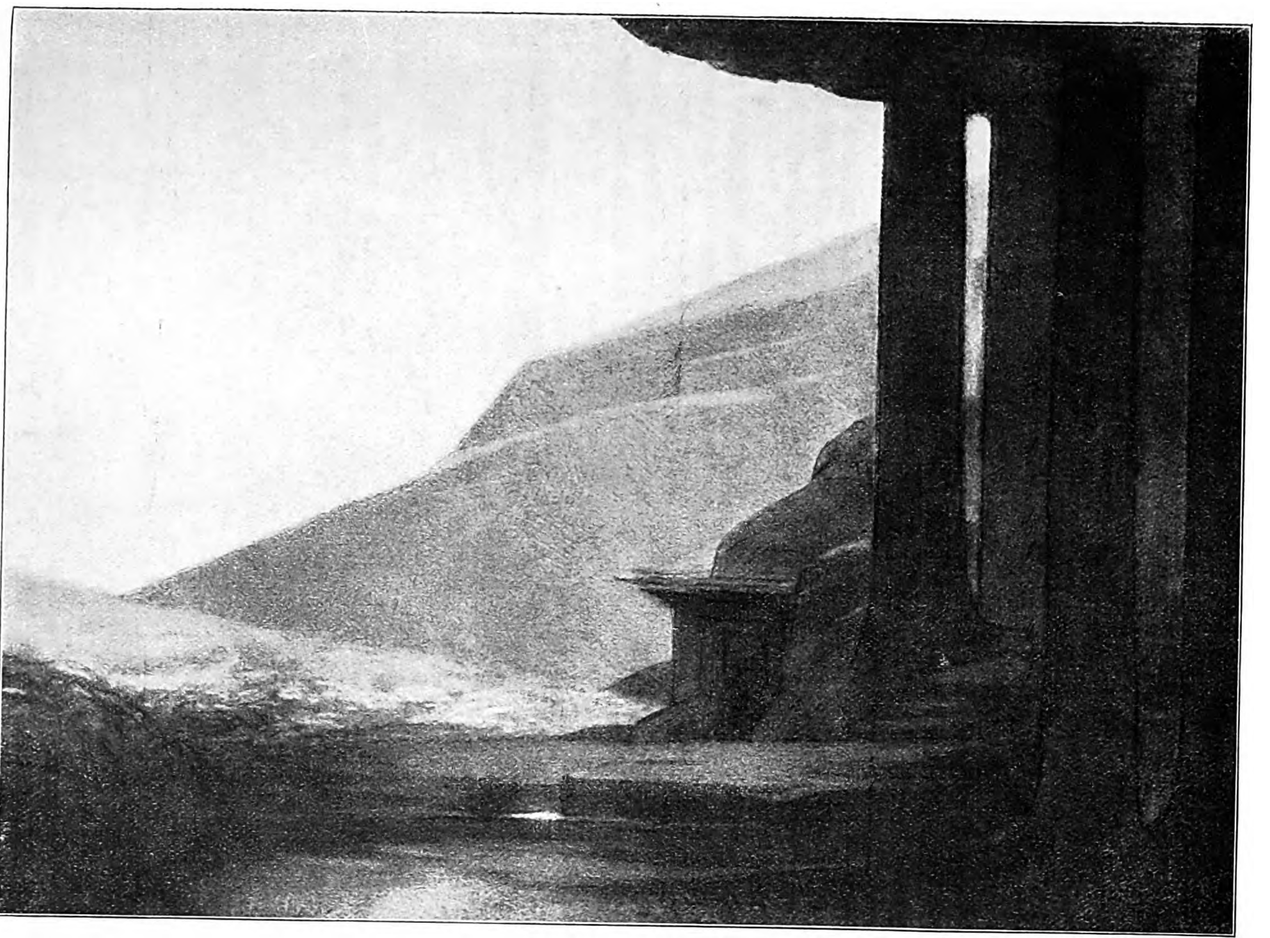
Am Ende dieser Szene, als Kundry in höchster Raserei Hilfe herbeiruft, krampft sie ihre Hand in die größere Seite des Vorhanges und scheint nun selbst ihn wegreißen zu wollen. Dann läßt sie den Stoff fahren, und der Vorhang weicht langsam zurück. Bei Klingsors Auftreten ist er aber auf beiden Seiten der Szene noch etwas zu sehen. Die leuchtenden Farbenlichter liegen unbeweglich auf den Kulissen, als seien sie selbst in Erwartung. Die „Einöde" entsteht dann ohne alle anderen Mittel als eine große Leere hinter Parsifal. Und der Vorhang fällt rasch, um diese nichtige Welt zu verhüllen.

Die Dekoration der Blumenaue bietet ganz außerordentliche Schwierigkeiten, denn es ist unmöglich, sie zu einem organischen und harmonischen Ganzen zu gestalten, wenn man sich buchstäblich an den Wortlaut der Anordnungen Wagners hält. Wie bei den anderen Szenen finden wir auch hier alles Wesentliche in der Partitur selbst.

Vor allem müssen die Auftrittsstellen der einzelnen Personen durchaus klar und bestimmt sein, um dem Abgang zum Schluß seine ganze Feierlichkeit zu bewahren. Demnach wird das Dorngebüsch, aus dem Kundry herauskommt, ganz zur Linken sein, möglichst entgegen der Stelle, von der aus der Weg zum heiligen Gral führt. Parsifal, der aus der Ebene kommt, wird in der Mitte der Bühne erscheinen, wie einer, der ein Gebirge heraufkeucht. Zunächst sieht man nur Kopf und Brust, langsam den ganzen Körper. Er geht jetzt nahe an der Hütte des Gurnemanz vorbei und erreicht von dort aus auf drei Stufen die heilige Quelle, die natürlich den Mittelpunkt des ganzen Bildes ausmachen muß. Um dem Hin- und Hergehen des Gurnemanz und der Kundry die nötige Lebendigkeit zu verleihen, muß seine Hütte tiefer gelegt werden, so daß von ihrer Schwelle aus zum Mittelpunkt der Szene hinaufgeschritten werden muß.

Die ganze rechte Seite der Bühne darf überhaupt nicht betreten werden vor dem Abgang zum Tempel. Die Blumenaue darf nicht hinter Parsifal sein, und das Gebirge im Hintergrund deutet Richtung und Mühsal seines Weges an. Baumstämme, Art der Beleuchtung und der Gesamtcharakter der Landschaft müssen der des ersten Aktes durchaus verwandt, auch die neue Wandeldekoration muß der ersten ähnlich sein.

Ich habe über den Tempel selbst noch nichts gesagt. Seine Gestalt ergibt sich eigentlich von selbst. Man muß sein Augenmerk vor allem darauf richten, ihm die feierliche Einfachheit des Waldes zu erhalten. Höchste Vorsicht ist mit dem Licht geboten, das nicht aufdringlich wirken darf und als einzige Quelle die Kuppel haben soll, wobei aufs peinlichste zu vermeiden



Die Blumenaue. „Parsifal" III. Akt — Adolph Appia (1896)

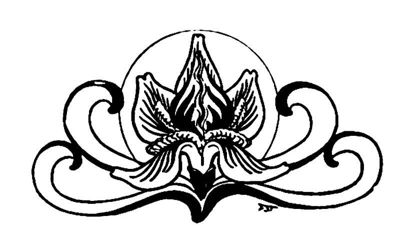
ist, daß die Kulissen den Eindruck des Architektonischen irgendwie beeinträchtigen. Die in verschwenderischer Pracht schwelgenden Beschreibungen dieses Tempels bei den alten Schriftstellern gehen uns gar nichts an. Der Gralstempel Richard Wagners ist aus einer ganz anderen Gesinnung heraus geschaffen.

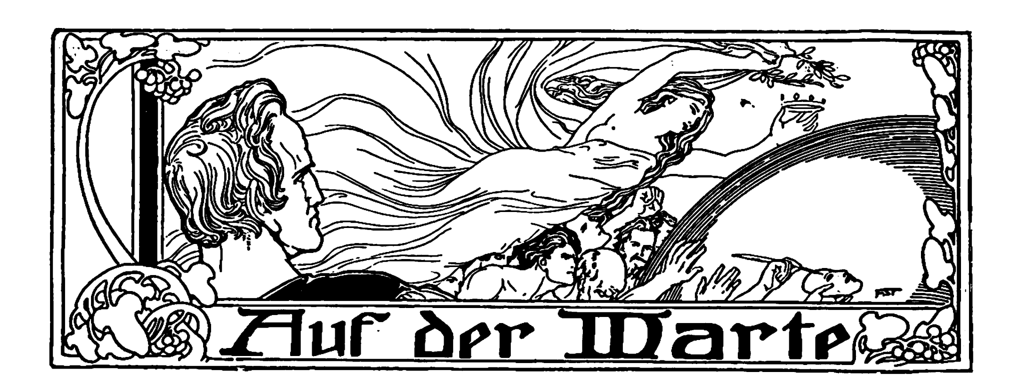
Es ist hier natürlich nicht möglich, auf alle Einzelheiten einzugehen. Es sei nur noch bemerkt, daß Amfortas, die Gralsritter und die Knappen alle durchaus weiß gekleidet sein müssen. Die Mäntel, die aus etwas schwererem Stoff gearbeitet sein müssen, als das fließende Untergewand, mögen einen leichten Schimmer von Silbergrau haben. Das Abzeichen der Gralstaube hebt sich nur durch die dickere Stickerei ab. Alles ausgesprochen Farbige muß durchaus für den zweiten Akt (Klingsors Zaubergarten) aufbewahrt werden.

Zum Schluß mögen wir uns überzeugen, daß das Parsifalgedicht Richard Wagners schon ohne die Musik in den Worten der Dichtung alle wesentlichen Andeutungen über die Szene gibt. Im ersten Akt sagt uns des „Waldes Morgenpracht" von Amfortas völlig genug, überdies kommen noch einzelne Worte im Verlauf dieses Aktes hinzu. Die Zeremonien im Tempel klären uns über diesen selbst auf. Klingsor und Kundry lassen keinerlei Zweifel über die Art ihres Bundes, und ebenso verständlich für das Wesen des Zaubergartens ist das Auftreten der Blumenmädchen und Parsifals. Die Szene zwischen Kundry und Parsifal ist, wie wir gesehen haben, rein innerlich, ohne jede Bezugnahme auf einen äußeren dekorativen Rahmen. Ebenso geht die Art der Blumenaue ganz aus dem Gedicht hervor.

Zu diesen aus der Dichtung heraus zu lesenden Eigenschaften des Schauplatzes kommt nun die Musik hinzu mit einer solchen Deutlichkeit, daß sich der phantasiereiche Leser aus dem Ganzen eine durchaus klare Vorstellung macht. Liest man mit dieser Vorstellung im Herzen und vor den geistigen Augen die eingestreuten szenischen Anordnungen Richard Wagners, so muß man zur Überzeugung gelangen, daß sie überflüssig, ja sogar schädlich sind. Denn sie zwingen uns die realistische Auffassung einer Örtlichkeit auf und entfernen uns dadurch von dem Geiste des in der Partitur völlig beschlossenen Musikdramas.

Adolph Appia. Aus der Handschrift übertragen von K. St.





„Sozialdemokratische Gewissensfreiheit"

Da diese „Gewissensfreiheit" zu ihrem aufrichtigen Bedauern noch nicht im Besitz der Staatsgewalt und in der Lage ist, Galgen oder Scheiterhaufen aufzurichten, so behilft sie sich vorläufig kümmerlich mit der wirtschaftlichen Erdrosselung Andersgesinnter. Lic. Dr. Violet-Berlin erzählt darüber in der „Preuß. Kirchenztg.":

„Wie soll man folgende Erfahrungen beurteilen? Ein Vater von Konfirmanden kam zu mir und sagte: Glauben Sie nur nicht, daß ich kein Christ bin, weil ich nicht zur Kirche gehe! Ich kann es nicht, die Sozialdemokraten würden meinen Laden boykottieren, und dann wäre ich in dieser Gegend verloren." Ein anderer meldet die Trauung seiner Tochter an, bat aber, sie möchte ganz heimlich getraut werden, weil ihm sonst der geschäftliche Ruin sicher sei. Ein braver Junge trat aus dem Jugendverein aus, weil sein Vater und er sonst zu sehr von den Sozialdemokraten gepeinigt würden. Ein Fabrikarbeiter erzählte davon, daß sozialdemokratische Genossen ihm in der Fabrik durch Einschieben von Hölzchen an unsichtbarer Stelle die Maschine verdürben oder zu zeitweiligem Stillstande brächten; er dürfe sich nicht offen an der Kirche beteiligen, weil ihm sonst dieser Streich wieder gespielt werden und er seine Stelle verlieren würde. Wir haben Trauungen spät abends ansetzen müssen, damit sich sozialdemokratisch bewachte Paare im Dunkeln zur Kirche stehlen könnten. — Solche Fälle erlebt jeder Pfarrer in Groß-Berlins Arbeitervierteln."

So weit also ist es gekommen, daß Christen nur noch im Dunkeln, in der Nacht, zu Christus sich „stehlen" können, weil sie sonst von Wegelagerern beschlichen und dem „Gericht", der Kreuzigung, ausgeliefert werden! — Eine Partei, unter deren Schilde das geschehen darf, sollte den traurigen Rest von Schamgefühl wenigstens noch aufbringen können, aus diesem Schilde schandenhalber die Devise: „Religion ist Privatsache" mit Scheidewasser auszumerzen. — Das nennt sich „Sozial-Demokratie"?!! Gr.

*

Und Geld nahm er auch!

In seinem neuesten Buch „Pour l'Empereur" teilt Frédéric Masson Briefe mit, die zwischen Kaiser Alexander I. von Rußland und seiner jüngeren Schwester, der Großfürstin Katharina, gewechselt wurden. Diese war es ja, die Napoleon zuerst sich als Gattin erkoren hatte, die ihn aber derbe abblitzen ließ und seine unversöhnliche Feindin wurde. Da wirft nun eine ungenierte Äußerung Alexanders ein recht verräterisches Licht auf den großen Metternich, dies Orakel der Fürsten seiner Zeit, diesen Hort des Gottesgnadentums, diesen Apostel der „Heiligen Allianz" und — der Völkerknechtung. Alexander schreibt an seine Schwester unter dem 20. Juli 1813 ganz vergnügt: „Ich bedaure, daß Du mir noch nichts über Metter-

nich geschrieben hast und über das, was notwendig ist, damit wir ihn ganz für uns haben. Die erforderlichen Summen stehen mir zur Verfügung. Du brauchst also nicht zu knausern."

Man wird es Masson nachfühlen, wenn er die Bemerkung nicht unterdrücken kann, ob denn Napoleon so sehr im Unrecht war, als er bei den Verhandlungen in Dresden Metternich die schallende Backpfeife versetzte: „Wieviel hat man Ihnen bezahlt?" —

Also: Geld nahm er auch. Das wollten wir nur wissen. Und das zu erfahren, wird für die, die ihn heute noch als Retter aus aller Not zurückrufen würden, sehr tröstlich sein. Gr.

*

Ein Verderben am Volkstum

Vor kurzem war ich wieder einmal in Nordböhmen, droben im Bergwald. In einer urdeutschen Gegend, die einem Grafen aus stolzem alten deutschen Stamm gehört. Das heißt: urdeutsch ist das Land, das sich hart an die Grenze des Reichs schmiegt, nicht mehr. Der Graf, der zu Wien — nicht einmal in Prag — residiert und nur für ein paar flüchtige Sommerwochen in die Bergeinsamkeit hinaufklimmt, die ihm mit Glas und Holz, unendlich viel Holz, frondet, hält's mit der „Parität". Darum zieht er die lieben Tschechen, denen der Süden schon verfiel, nun auch ins nordböhmische Land. Die Mehrzahl seiner Beamten, die Förster, die Waldhüter, die Aufseher in den Glasbläsereien sind Tschechen. Auf den Tafeln, die im Forst den Fuß des Wanderers hemmen, steht denn auch das Tschechische hübsch über dem Deutschen (obschon für die Einheimischen und die Reisenden aus dem Reich die deutsche Aufschrift am Ende genügen dürfte), und hoch oben, an die Bergwand gelehnt, so daß, wer immer die Dorfstraße zieht, es lesen muß, grinst es trotzig und herausfordernd ins Tal: „Czeska skola" (Tschechische Schule, für die die erforderliche Zahl von 70 Kindern durch allerlei dunkle Schiebungen aus den Dörfern der Umgegend herbeigezogen werden mußte).

Mir ist aller Adelshaß immer unendlich töricht vorgekommen. Aber wird er angesichts solcher Vorkommnisse (denn was ich eben erzählte, ist nur ein Beispiel von vielen) am Ende nicht mitunter verständlich? R. B.

*

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder

Ist es nicht auffällig, fragt Siegismund Rauh im „Tag", wie lächerlich wenig die lebhaften Popularisierungsmühen der modernen Theologie ins Volk gedrungen sind? Wer liest denn die religionsgeschichtlichen Volksbücher — wer kann sie lesen? Studenten, Lehrer, Bildungsdurstige. Meint man, daß die, die solchen Bildungswert nicht spüren, als stumpfe, träge Geister auch keiner Bemühung wert seien? Das hieße denen die Religion vorenthalten, die sie am nötigsten haben, weil sie ihr einzigstes ideales Gut ist. Es ist auch durchaus nicht der Fall, daß sich die moderne Theologie in das Los einer „akademischen Religion" gefunden hätte. Sie müht sich redlich um Volkstümlichkeit — redlich — vergeblich. Will der junge Geistliche an die breiten Massen seiner Gemeinde heran, so muß er verstehen, von seinem mühsam errungenen Ausgleich zwischen Religion und Wissenschaft keinen Gebrauch zu machen. Und nun gar der Religionslehrer vor einer Klasse von Kindern! . . .

Sonderbares, psychologisches Mißverständnis, daß man geglaubt hat, man müsse das Volk von dem dogmatischen Christus befreien, damit es den lebendigen Jesus erfassen könne! Was ist schwerer als einen „lebendigen" Menschen, also eine Individualität, erfassen, verstehen? Nein, ihr Teuren, nicht einmal uns Gebildeteren sollt ihr solches zumuten, wenn unsere Seele in Gott ausruhen will. Genug, Gott ist Mensch geworden; wie er als solcher aussah, das mögen wir in nachdenklichen Stunden umgrübeln; in der Stunde religiöser Ergriffenheit halten wir uns an den dogmatischen Christus: Mensch und Gott, Bruder und Herr — das ist uns genug Psychologie.

Diesen Weg muß unsere moderne Theologie zurückfinden; er ist der einzige, der zum Herzen der Naiven, des Volkes und der Kinder, führt.

*

Auf der Menschheit Höhen

Vom verstorbenen Kaiser Friedrich erzählt man, daß er als Kronprinz bei einer Hofjagd einmal sein Gewehr abgegeben habe mit der Bemerkung, daß er die Metzelei nicht mehr mitmachen könne. Seine Standesgenossen sind im allgemeinen weniger empfindlich; sie verfügen über stärkere Nerven, wenigstens soweit das Niederknallen von Wild in Frage kommt. So hat der spanische König Alfons bei dem Onkel seiner Frau, einem Erzherzog, sechs Tage zur Jagd auf dessen mährischen Gütern verbracht. Dabei wurden 16072 Stück Wild, zumeist Fasane, geschossen, von Alfons allein 3506. Die „Arbeiter-Zeitung“ schildert das so: Das in den Fasangärten und Wildparks eingehegte Wild wurde von Treibern zusammengejagt und vor die Flinten der „Schützen“ getrieben, die in das in dichten Schwärmen hervorstürzende blind hineinfeuerten... Man stelle sich das „Jagd“vergnügen vor, bei dem täglich zwei Stunden in jeder Minute 23 Stück Wild aus dichten Schwärmen heraus von einigen im Schnellfeuertempo schießenden Schützen hingemäht werden! Und es gibt noch immer Leute, die über die „Roheit“ der ungebildeten Massen reden! Der Thronfolger Franz Ferdinand hat am 4. November d. J. allein 6000 Stück Hochwild zur Strecke gebracht.

Es ist billig, wenn der „Vorwärts“ den sich in der Liebe zu Gottes Kreatur so vorbildlich und aufopfernd abstrapazierenden frommen Herrschaften empfiehlt, dann doch lieber gleich Maschinengewehre zu benutzen. Aber billige Ware braucht ja nicht immer schlecht zu sein. Zumal, wenn sie — echt ist. Mehr Strecke, mehr Recke. Daß der Alte Fritz da nicht ein Wort mitreden kann! G.

*

Mädchen und Jüngling

Ein Quodlibet-Katalog über Bücher zu herabgesetzten Preisen ward zu Weihnachten von verschiedenen Firmen in die Familien versandt. Da hieß es unter anderem zur Anpreisung des „Sanin“: „Seit bekannt geworden ist, daß in Rußland Gymnasiasten und Gymnasiastinnen tolle erotische Orgien feiern und sich dabei auf den Roman Artzibaschews als ihr Evangelium berufen...“, ist selbstverständlich“ (sic!) „die Neugierde des Lesepublikums auf das höchste gestiegen“ usw.

Diesen Satz haben nun zwar nicht die den Ramschkatalog versendenden Buchhandlungen, unter denen sich auch „akademische“ befinden, erdacht, sondern das Neue Wiener Journal, auf welches sie sich berufen und dessen Selbstverständlichkeiten wohl nicht immer mit denen der eigentlichen Bewohner Europas genau übereinstimmen mögen. Aber ein mindestens fahrlässiger Frevel ist es, daß man mit derartigen Hinweisen — der Katalog bietet mancherlei Geistesverwandtes — und mit derartigen „klassischen Sittenromanen“ (sic!) zu dem löschpapierenen Preise von 95 ₰ jung und alt überschwemmt, zu einer Zeit, wo die Sitte auf gesunde Art mit der Prüderie zu brechen wünscht und die Eltern dem freien Verkehr ihrer Töchter und Söhne miteinander ein gegen früher weitgehendes Vertrauen entgegenbringen. Daß die Kameradschaft mit reinen und taktvoll harmlosen jungen Mädchen auf die Selbstachtung und sittliche Unwillkürlichkeit der heranwachsenden Jünglinge glücklich zurückwirke, ist doch die schönste und hauptsächliche Hoffnung bei diesen neueren Leitideen. Denn den Schutz der weiblichen Jugend übt die Natur ohne Verlaß auf den individuellen Willen, indem sie sie mit dem spröderen Gehege des noch ahnungslosen Nichtwünschens umzieht. Aber drum auch doppelt ist es so frevlerisch, in diesen schützenden Empfindungswall die Breschen der Neugier und der Versuchung zu sprengen und der Gemeinsamkeit der jungen Geschlechter von orgiastischen Feiern und „Evangelien“ zu reden.

Der Ssanin selber ist längst nicht einmal so gefährlich wie dieses Zitat in dem Weihnachtskatalog, der dann weiter auch noch eine ermutigende Begriffsunterscheidung von Pornographie und Erotik bringt. Es ist gewiß verfehlt, ästhetische Begriffe der Gebildeten von Schönheit, Kunst, Poesie der grobfingerigen Zensur des Schutzmanns und des in diesen Dingen oft sehr wenig zuständigen Durchschnittsjuristen zu unterstellen. Aber es müssen wirksame Mittel gefunden werden, der zweifellosen Schmutzigkeit eines Geschäftssinns das Handwerk zu legen, die von allem, was man als Freiheit und Kultur ausgibt, auf die gewissenloseste Art profitieren will und den lauteren Wein jeder edel gedachten fortschrittlichen Bestrebung verjaucht. Solange wir den nicht niederzwingen und seiner Hausiererei nicht mit flammendem Zorn die Türe weisen, werden alle diese modernen Freiheiten den zerstörenden Wurm in der schönen und gesunden Frucht behalten. Ein Volk aber, das solche Infamien sieht und sich nicht auf dem Wege der rechtlichen Ordnung gegen sie zu helfen weiß, steht unter einem solchen, das wenigstens zum Lynchen greift. Ed. H.

*

Die Tragödie des Geistes-Proletariers

Auf der Anklagebank des Potsdamer Schöffengerichts sitzt der Bakteriologe und Hygieniker Dr. Kuno Obermüller. Ein Gelehrter, der sich in der Tuberkuloseerforschung anerkannte Verdienste erworben hat. Er wird wegen Betruges zu acht Monaten Gefängnis und wegen Führung eines falschen Namens zu drei Tagen Haft verurteilt. — Was war seine Schuld? — Er, dessen wissenschaftliche Verdienste von Autoritäten auch im Prozeß anerkannt werden, hatte viele Tausende für seine Forschungen geopfert und war dadurch selbst an den Bettelstab gekommen. Nun versuchte es der Arme, sich durch Unterstützungen über Wasser zu halten, die er von Gelehrten und anderen Nächsten erbat. Es waren nur Lappalien von zehn oder zwanzig Mark, die er erbat und erhielt. Aber diese Lappalien soll er unter falschem Namen und unter Vorspiegelung falscher Tatsachen erbettelt haben. Die Mehrzahl seiner Gläubiger, die im Prozeß als Zeuge auftraten, darunter Gelehrte ersten Ranges, fühlen sich nicht geschädigt; einige sagen sogar, daß sie ihm sicher mehr geschenkt haben würden, wenn sie seine ganze Tragödie gekannt hätten. Nur ein paar Tugendbolde (sie sind auch meist danach!) bestehen auf ihrem Schein. Obermüller selbst sagt glaubwürdig, daß er niemand habe betrügen wollen und daß er sich des falschen Namens nur aus Scham bedient habe. Aber was wiegt ein Menschenschicksal gegen einen Paragraphen!

„Summum jus — summa injuria —?“ War das wirklich summum jus, höchste Gerechtigkeit? Konnte das Gericht durchaus nicht den Versicherungen des Angeklagten, daß er die Absicht zu betrügen nicht gehabt habe, Glauben schenken? Empfehlen sich nicht gerade solche Fälle der Gnade des Rechtsgrundsatzes: In dubio pro reo? Im Zweifelsfalle für den Angeklagten?

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. —r—

*

Das Wunder von Wostike

Graue Zeitläufte trennen uns vom Mittelalter. Aber sind wir ihm wirklich so fern? Wenn man die Mär von der wundertätigen Jungfrau von Wostike liest, möchte man's schier bezweifeln:

„Das Gericht in Laibach verurteilte die 28jährige Johanna Jerovsek, die als Heilige auftrat und im Kloster von Wostike Verzückungsanfälle bekam, wobei sie angab, Blut zu schwitzen, und von den Gläubigen als wundertätig gepriesen wurde, zu zehn Monaten Kerker. Nach dem Kloster fanden wahre Wallfahrten statt, so daß die Gendarmerie einschreiten mußte, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Nachforschungen ergaben, daß die „Heilige“ sich in einem Schlachthause Blut besorgt hatte, das sie zu ihren Vorführungen benutzte. Inter-

essant ist es, daß die Angeklagte einen Empfehlungsbrief von dem Laibacher Bischof an den Pfarrer von Wostike erhalten hat. Die Angeklagte hatte bei ihren Verzückungsanfällen den Gläubigen Mitteilungen aus dem Jenseits gebracht und diese dann zu Erpressungen und Betrügereien ausgenutzt."

Mittelalterliche Chroniken wissen ähnliches zu erzählen — — — L. H.

*

Im Idiotenland

In einem Berliner Blatt las ich:

„Neue Philharmonie, Köpenicker Straße Nr. 96/97. Silvester 1913: Eine Nacht im Idiotenland. Größter Silvester-Rummel aller Kavaliere und kleinen Dingerchen. Stimmung bis zur Tobsucht. Danny Gürtler, König der Bohème. Karten 3 ℳ, Vorverk. 2 ℳ inkl. Steuer bei A. Wertheim."

Es ist wirklich nicht zu teuer, für 3 ℳ eine Nacht im Idiotenland zu verbringen. Von den „Idioten" sollte eigentlich mehr Geld verlangt werden! Sch.

*

Schmutzliteratur

Ein übel beleumundetes Bürschchen, das sich hinter dem Pseudonym Leberecht birgt (ohne es im übrigen als kategorischen Imperativ zu betrachten), hat in die Verwirrung, die um Zabern entstanden war, eine hastig und liederlich zusammengeschriebene Broschüre hineingeschleudert, in der er zur Anbetung des Uniformrocks aufforderte. In dieser Broschüre verübte er folgenden Satz: „Wir wollen es, selbst auf die Gefahr hin, gründlich mißverstanden zu werden, sagen, daß der Offizier in des Königs Rock bei den Soldaten ein Halbgott sein muß." Es ist zu wünschen, daß, wenn man demnächst an ein Gesetz wider die Schund- und Schmutzliteratur geht, man auch derlei Ausschreitungen miteinbezieht. Sie erniedern den Patriotismus zur widerwärtigen Grimasse und vergiften ehrlichen und geschmackvollen Männern die Freude am Vaterlande. R. B.

*

Zufall — kein Kulturbild

Der Landrat des Kreises Liegnitz erläßt im dortigen Kreisblatt die alljährlich übliche Anweisung über den Abschub der russisch- und galizisch-polnischen Arbeiter in ihre Heimat, die bis zum 20. Dezember zu erfolgen hat. Im Anschluß daran folgende Ordination:

„Ferner ersuche ich die Polizei- und Gemeindebehörden, alle Arbeitgeber dringend zu veranlassen, nach erfolgter Abreise der Saisonarbeiter, unmittelbar nach dem Freiwerden ihrer Quartiere die von den Ausländern benutzten Wohn- und Schlafräume sowie sämtliches Mobiliar mit Sodawasser und Seife gründlich reinigen und die von den Leuten benutzten Matratzen und Wolldecken durch den zuständigen amtlichen Desinfektor desinfizieren zu lassen. Das Bettstroh der Leute ist zu verbrennen. Diese Maßnahmen sind im gesundheitspolizeilichen Interesse zur erfolgreichen Bekämpfung der alljährlich unter den ausländischen Saisonarbeitern zahlreich aufgetretenen ansteckenden Krankheiten — wie Krätze, Körnerkrankheit der Augen pp. — durchaus notwendig."

Die Verordnung des Landrats ist sehr löblich. Dürfen aber Zu—fälle geduldet werden, die solche Maßnahmen notwendig machen? — oder treten alle die Ansteckungsgefahren dieses Imports erst in Kraft, nachdem mit den Importeuren geräumt ist? G.

*

Erziehungsbedürftige Possenreißer

In den sogenannten „Lustigen Blättern" fand man zur Weihnachtszeit ein Bild mit der Überschrift: „Weihnachtsmärchen in der Großstadt". Drei Herren kommen die Straße daher und in einiger Entfernung vor ihnen ein Dämchen, das im Begriff steht, in einen Laden einzutreten. Unter dem Bilde aber liest man die Worte: „Und der Stern

ging vor ihnen her bis zu Meier & Sohn. Indem er nämlich daselbst als Gelbstern angestellt war."

Der „Simplizissimus" aber scheut sich nicht, unter der Überschrift „Die Lilie auf dem Felde" eine ganz eindeutige Kokotte im Bilde vorzuführen, unter dem wörtlich zu lesen steht: „Ich säe nicht, ich ernte nicht, und die Herren ernähren mich doch."

Mit solchen Fingern sollten diese Possenreißer von der traurigen Gestalt sich an hohe jüdische Feiertage oder heilige Worte heranschmutzen! — Die schmierig-zudringliche Besudelung christlicher Glaubens- und Gefühlswerte macht sich in letzter Zeit mit solch ruchloser Frechheit breit, daß es nicht wundernehmen könnte, wenn an dem einen oder anderen dieser geblähten Spaßmacher durch Strammziehen der Höschen und begleitende pädagogische Streichmusik ein Exempel statuiert würde. Hörte er alsdann die Englein im Himmel pfeifen, so würde sich seiner doch vielleicht eine Art heiliger Scheu bemächtigen, wenn auch nur vor den überzeugenden Erziehungsmitteln des himmlischen Strafgerichts. -r-

*

Das Ende des „Anstands"

Wenn früher die Eltern sich nicht für fähig hielten, den Heranwachsenden selber zu sagen, wann und in welchem Anzug man Besuche macht oder wie man Briefe adressiert usw., so kauften sie ihnen ein Anstandsbuch, den „guten Ton in allen Lebenslagen" oder ein Hausbuch der „Sitte", wie das Spemannsche sich treffend nennt. Jetzt ist ein Buch erschienen, das sich speziell an den „großen deutschen Mittelstand" mit solchen Regeln, deren Voraussetzungslosigkeit hervorgehoben wird, wendet. Wer sie genau, fleißig und willig beachtet, dem wird man „nicht mehr anmerken, daß er ohne Kinderstube aufgewachsen ist", verheißt zartsinnig der Prospekt. Die Kinderstube mußte ja natürlich kommen. Das Buch betitelt sich: „Wie benehme ich mich vornehm?" Das mußte aber auch kommen. — Naiver kann ja in Wirklichkeit das Bourgeoisie-Ideal dieses demokratisierten Zeitalters gar nicht ironisiert werden, als durch das Mitmachen des tollen Mißbrauchs jenes Wortes „vornehm", in dessen Zeichen nunmehr dieses Werk „eine große, schwer empfundene Lücke" auszufüllen gedenkt, wenn den sympathischen Kreisen, die heute noch mit am ehesten in ihrem Verhalten von Takt und Natürlichkeit geleitet sind, das Panier der durch ein paar äußere Regeln selbstüberzeugten „Vornehmheit" aufzupflanzen unternimmt. Das Buch mag ja an sich nützlich und sogar vernünftig sein, — daß es sich mit objektiv gutem Geschmack einführt und daß es seine Leser von vornherein auf diesen weist, wird man unter solchen Umständen nicht behaupten können. —

„Wie mache ich ein vornehmes Gesicht?" Dafür braucht man allerdings keine Bücher. Das lehren ja heute die Inserate und Geschäftsplakate schon, voran die der Zigarettenfirmen und der Sekt-Industrie, die aus allen Blättern und von allen Wänden und Säulen mit ihren ausgemergelten, kalt-ekligen, von keinem Hauch eines Geistes berührten Gesichtern in den arbeitsamen deutschen Werktag grinsen. Wahrlich, keine Nation macht es dieser neudeutschen streitig, was sie es sich für einen Eifer kosten läßt, die widrigste Karikatur ihrer selbst zu werden. Ed. H.

*

Wer ist der Nächste?

Es war auf einer kleinen Haltestelle, ganz im Osten — dort, wo die drei Reiche zusammenstoßen. Der Schlitten, der uns auf die Höhe bringen sollte, hatte den Weg verfehlt; wir waren eingeschneit. So machten wir gute Miene zum wenig erfreulichen Spiel und suchten im Warteraum — außer ihm enthielt das Stationsgebäude nur noch ein Zimmer, in dem der einzige Beamte seines Dienstes waltete —, so gut es eben ging, uns einzurichten. Wir: ein Russe, ein galizischer Pole und ich. Wir hatten schon die letzte Fahrtstrecke ein wenig miteinander geplaudert; jetzt, vor der Aussicht, die lange Winternacht gemeinsam in dieser Unwirtlichkeit zu verbringen, rückten wir eng zusammen: der Russe, der

galizische Pole und der Deutsche. Da stürmte — der nächste Lokalzug war eben angekündigt worden — ein Trupp von zwölf, dreizehn Waldarbeitern in den Raum. Hinter ihnen ein Dunst von Fusel, schlechtem Tabak und ungelüfteten Kleidern: Männer mit Stirnen, hinter denen noch nie ein Gedanke gewohnt hatte; stumpf vor sich hinstierend die einen, blöd und zuchtlos lachend die anderen. Aber Heimatsgenossen, Söhne der selben deutschen Erde, Staatsbürger, Reichstagswähler! Trotzdem — ich bekenne es offen — habe ich an jenem Abend mich in keiner Gemeinschaft mit ihnen gefühlt; standen mir, weil sie der gleichen Kulturschicht entstammten, die Landfremden, der Russe und der galizische Pole, unendlich näher. Die Erinnerung an das kleine Erlebnis hat mich seither nicht mehr verlassen. An wen denken wir, wenn wir sagen: Ich liebe mein Volk? Geht am Ende auch das nicht uns über die Kraft? ... R. B.

*

„Christliche“ Wohltätigkeit

Ein Leser schreibt an sein Berliner Blatt:

„Meine Aufwärterin, die sich und ihre beiden Töchter von sechs und neun Jahren kümmerlich durch Aufwartung und Reinmachestellen ernährt, erhielt vor drei Wochen seitens einer ihrer Arbeitgeberinnen, die dem Evangelischen (positiven) Parochial-Frauenverein, Frankfurter Straße, angehört, die Aufforderung, sich mit der jüngsten Tochter zu der Weihnachtsbescherung in dem genannten Verein zu melden. Auf ihre Meldung wurde ihr bedeutet, sich mit einem von ihrer Arbeitgeberin ausgegebenen Schein in der Frankfurter Straße vorzustellen. Bei ihrem Erscheinen dort wurde ihr aufgegeben, den erhaltenen Schein bei dem Geistlichen ihrer Gemeinde (der Treptower) gegenzeichnen zu lassen. Nachdem dies geschehen, wurde sie zu der Bescherung zugelassen. Die wohltätigen Frauen übergaben ihr dabei für ihr Kind ein Paar grauwollene Strümpfe und eine gestrickte Mütze — Gesamtwert 1,50 M.

Die grauwollenen Strümpfe sind wegen der Farbe so gut wie unbrauchbar. Dagegen hatte meine Aufwärterin folgende Unkosten: zweimal Fahrgeld allein 40 ₰, zweimal Fahrgeld mit dem Kinde 40 ₰, dazu entgangen ein Arbeitsnachmittag 1 M — zusammen 1,80 M!! Dafür hatten Mutter und Kind die üblichen, für die Beschenkten so demütigenden Wege zu leisten, sich nach der ‚feierlichen‘ Bescherung, die mit fünf bis sechs frommen Liedern verbrämt war, bei fünf bis sechs Vorstandsdamen untertänigst zu bedanken, und ferner wurde von der Mutter verlangt, sich allwöchentlich an der sog. Bibelstunde zu beteiligen.“

Das „Komitee Konfessionslos“ sollte diese „christlichen Wohltäterinnen“ zu Ehrenmitgliedern ernennen. Da haben wir's denn doch noch mit ruppigen, aber ehrlichen Nichtchristen, wie dem Zehn-Gebote-Hoffmann, lieber zu tun! G.

*

Hauptmanns Varieténummern

Hauptmann? — „Von dem, was in Gerhart Hauptmanns Roman ‚Atlantis‘ steht,“ sagt Julius Hart im „Tag“, „ist in diesem Filmbericht auch so gut wie ganz und gar nichts übrig geblieben.“ Schon gut. Aber was nützt's! Die Firma setzt doch „von Gerhart Hauptmann“ auf ihre Reklamen. Also muß sie ein Recht darauf haben, also muß es Herr Hauptmann schon mit in „Kauf“ nehmen. — Ein großer Aufwand schmählich ward vertan. „Man muß es klar aussprechen: Geld und Müh umsonst und weggeworfen. Dieser Atlantis-Film kann geradezu als ein Muster- und Schulbeispiel dafür angeführt werden, wie wenig noch die großen Gegensätze zwischen kinematographischen und dichterischer Darstellung in Anschlag gebracht werden ... All die besten Kinofreuden und Kinogenüsse, die uns dieser Film bereitet, konnten sehr wohl erzielt werden, ohne daß dazu der Dichter, überhaupt irgendwie ein Dichter erst noch bemüht und herangezogen zu werden brauchte ...

Immerhin sehen wir in den Kammer-Lichtspielen drei Bilderfolgen, zu deren Vorführung der Kinematograph aufs allerbeste sich eignet. Die Darstellung eines Schiffsuntergangs, eines Tanzes und der Fußkunststücke eines Meisters Stoß kann und soll das Kino uns bieten, und wenn wir einen Tanz oder die Stoßische Varieténummer sehen und bewundern wollen, ist es besser, in den Kino zu gehen, als daß es wir uns mit Worten schildern und beschreiben lassen, sei es nun von einem Dichter oder von einem Zeitungsberichterstatter. Gewiß haben diese drei Begebenheiten wenig miteinander zu schaffen, und wenn man sie als drei verschiedene Nummern eines Kinoprogramms nacheinander auf der Leinwand vorüberziehen läßt, so ist das wohl am wirkungsvollsten und entspricht am besten dem Zweck. Für eine derartige Schaustellung aber ist es auch vollkommen gleichgültig, ob der Atlantis-Roman von Gerhart Hauptmann jemals geschrieben wurde oder nicht, ob dieser Dichter überhaupt existiert oder nicht existiert. So wertvolle Ideen und Anregungen: Stellen Sie doch mal einen Schiffbruch dar, lassen Sie einen Fußartisten auftreten, geben Sie uns einen Spinnentanz oder etwas ähnliches im Film zu sehen, können die Kammer-Lichtspiele auch wohl von bescheideneren und ärmeren Geistern beziehen . . .“

Damit könnte aber doch nur bewiesen werden, daß die Ankündigung der Film-Firma irreführend, Vorspiegelung falscher Tatsachen wäre und das „Atlantis“-Geschäft nur dann ein reelles, wenn Hauptmann im „Schiffsuntergang“ selbst mitgewirkt und auch die beiden anderen Varieténummern: Der „Spinnentanz“ und die „Fußkunststücke“ selbst für den Film gemimt hätte. G.

*

Deutsche = Aufsatz = Römer

Vor mir liegt der Aufsatz ines Gymnasialprimaners über das Wort des Horaz: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Mit den Früchten großer Belesenheit wird der Wert eines „Herzens voll Ruhe“ erhärtet. Zur Begründung solcher Forderung bringt die Arbeit lediglich die Gründe stoischer Weisheit. Ich frage, wie ist das möglich? Denselben Aufsatz hätte in gleichen Gedankengängen vor 1900 Jahren ein junger Römer schreiben können. Soll dem Schüler wirklich zugemutet werden, die Entwicklung zu vergessen, die unser Volk seitdem genommen hat? Soll es ihm verwehrt sein, ein Mittel zur Gewinnung eines Herzens voll Ruhe zu nennen: die Religion? — Ich bemerke: es handelt sich um den Schüler eines christlichen Gymnasiums. — Würde er aber ein Wort von der Religion in seinen Aufsatz einflechten, Lehrer und Mitschüler würden ihm zu verstehen geben: das gehört nicht in den Aufsatz.

Jawohl, es gehört nicht hinein, wenn man die Schule aussondert in einem christlichen Volk, sie lediglich zur Pflegestätte antiker Kultur und Weisheit macht, von dem wirklichen Leben trennt. Denn dort wird der Schüler einmal um ein „Herz voll Ruhe“ ringen müssen, aber er wird das Rezept nicht wieder lesen, das die Schule von ihm im Aufsatze verlangte. Freiheit für die Schule, aus dem Born der Wirklichkeit zu schöpfen, aus dem Leben — für das Leben! U. S.

*

Die Szeneriebahn

In Bern soll es 1914 eine Schweizerische Landesausstellung geben. Heimatlich und heimelig lautet die Losung für sie: keine Allerweltsmuster, kein Negerdorf, keinen Jahrmarktsrummel, — „nünt von parc de plaisance!“ um stolzes berner Dütsch zu reden.

Aber man rechnete nicht mit dem reichsdeutschen Unternehmungsgeist. Als eine Frankfurter Firma 50 000 Fränkli Platzgeld bar auf den Tisch zu legen sich erbot, da gab das Zentralkomitee nach einigem Schwanken nach. Eine tadellose Alpenszenerie, 20 Meter hoch aus Holz und Pappe, wird erbaut werden, ein Bähnli mit Tunneln und Brücken wird sie durchrasseln, zuletzt auf dem Höhepunkt kippt sie um, Männlein und Weiblein purzeln kreischend auf Matratzen, und das

Ganze heißt: Zur Liebesmühle. Über dem Graus aber stehen die wirklichen, ewigen Berge und schauen im stillen Abend schweigend zu.

Das hat nun doch eine gewaltige Auflehnung gegeben, nachdem so mannlich zuerst von der Fernhaltung alles Geschmacklosen und Unechten gesprochen worden war, und die wertvollsten Mitarbeiter zu dem Heimatbilde, das die Ausstellung geben soll, streiken. Wie das nun ausgehen mag — jedenfalls über das zarte Pflänzchen der schweizerischen Hinneigung zur deutschen Kultur ist wieder einmal ein rauher Frost gekommen. Auch wenn die einigermaßen deutschfreundlichen Blätter, wie die Thurgauer Zeitung, mit einer Rücksicht, die eigentlich das Peinlichste ist, nur von „ausländischen" Abscheulichkeiten schreiben.

Der international werdende deutsche Unternehmungsgeist hat gar manche derartige Kehrseiten. Aber statt daß dies allmählich besser bei uns begriffen wird, soll immer noch unsere unschuldsvolle auswärtige Politik der alleinige Sündenbock sein, daß wir in der großen Achtung und Liebe der anderen Völker so gar nicht weiterkommen. Ed. H.

*

Unlauterer Wettbewerb

Eine feine Reklame macht jetzt ein Berliner Lichtspieltheater, indem es, mit irgendeinem läppischen Text und dem Fettdruck „1000 Mark Belohnung" darüber, die roten Zettel an den Plakatsäulen nachahmt, mit denen Polizei oder Staatsanwalt die Belohnung für Entdeckung eines Mörders anzeigt. Man geht, wird der „Frankf. Ztg." geschrieben, auf diese kleinen blutroten Zettel zu, um irgendeine böse Tat zu lesen, die nach Sühne verlangt, und liest den unerfreulichen Blödsinn einer Kientopp-Reklame. Abgesehen von allen Geschmacksfragen, die bei solcher Fruktifizierung von Kapitalverbrechen und ihrer Verfolgung auftauchen, muß man rein praktisch feststellen: Wenn solch handgroßer blutiger Zettel mit dem Fettdruck einer Belohnung einmal den robusten Stumpfsinn eines Kientopp-Spekulanten und einmal den Aufruf an die Bürger, bei der Aufklärung eines Mordes mitzuwirken, enthält, dann verliert er natürlich schnell die Beachtung und damit die Publizität. — Einmal wird als Filmschauspielerin eine „Dame aus der Gesellschaft von Berlin WW." angekündigt, und Berlin stürzt in den Kientopp, um sie mit einem Kunstschützen zu Bett gehen zu sehen, und jetzt benützt man die Mordzettel, um das erstklassige Schlagerprogramm anziehend zu machen. —

Solch freches Vorgehen einer Geschäftsfirma ist, wie die Dinge hemmungslos sich entwickeln durften, leider nichts Unverständliches mehr. Unverständlich bleibt nur die rätselhafte Duldsamkeit der Polizei. Denn wenn der „grobe Unfugsparagraph", dem ja in der polizeilichen Praxis die verzweifeltsten Belastungsproben zugemutet werden, irgendwo trifft, dann doch in diesem einwandfreien Falle. Eigentlich sollte die Polizei hier schon im eigenen Interesse wegen — „unlauteren Wettbewerbs" vorgehen.

*

Allerhöchster Unfall

Presse: „Ein Automobilunfall Gerhart Hauptmanns, der aber keine schlimmen Folgen hatte, wird aus der Schweiz gemeldet (gedrahtet?). Der Dichter war auf der Fahrt durch das Fricktal nach Basel, als durch einen Motordefekt sein Automobil für die Weiterreise unbrauchbar wurde. Hauptmann mußte seine Reise mit der Bahn fortsetzen."

Ja? Mußte er?! Mit der Bahn?! Unerhörte „Vergewaltigung"! Protestversammlung! ... G.

*

Marke: „Hauptmann"

„Ein großer Ozeandampfer gesunken!" „Über tausend Passagiere kämpfen mit dem Wellentode!"

So stand's in einem Extrablatt, das in den Straßen Berlins verbreitet wurde. Das erste mit Fettdruck als Überschrift, das zweite im Text.

Das Ganze eine Darstellung des „Roland"-Unterganges nach dem Roman „Atlantis" von

Gerhart Hauptmann. Nichts weiter als der neueste Reklametrick eines Berliner Lichtspieltheaters.

Aber das ist kein grober Unfug.

Hübsch, was alles jetzt unter der Marke „Hauptmann" verschleißt wird. G.

*

Kulturmenschen

Zu ihnen gehörte auf seine besondere Weise der Baseler Ordinarius der altklassischen Literatur Jakob Mähly, der beispielsweise in der Wochenschrift „Die Gegenwart" von Kellers Grünem Heinrich schrieb, daß ihm die Wertschätzung dieses Buches niemals begreiflich gewesen sei; zum Helden eines Romans tauge doch nicht ein Mensch wie dieser Heinrich Lee, der als Junge gelogen habe und voll Fehler und übler Heimlichkeiten sei.

Es wäre gewiß unangebracht, an obigen Mitbewohner des klassischen Parnasses noch wieder zu erinnern, hätte man nicht jetzt aus tagebuchartigen Notizen seines Nachlasses einen breiten Tratsch hervorgekramt und in einer Kunstzeitschrift veröffentlicht. Darin heißt es, über das Verhältnis zwischen Böcklin und Jakob Burckhardt, die in jüngeren Jahren befreundet waren, sei viel Falsches gefabelt worden [in Parenthese hier gesagt: sicherlich], die Sache sei aber so: Cherchez la femme! Beide hätten nämlich einer und derselben äußerst liebenswürdigen, durch „körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichneten" Dame rivalisierende zärtliche Verehrung gewidmet, zum Unglück hätte diese aber ihr Herz bereits an einen Dritten vergeben gehabt, „so daß" die Liebesbewerbungen der Beiden keinen Anklang fanden und ablehnend beschieden wurden. Aus diesem Grunde habe es Böcklin geliebt, sich in so grimmigen Ausdrücken über Burckhardt zu ergehen, während die Fresken Böcklins im Treppenhause des Museums ja allerdings auch noch andere, als den berühmten Kunsthistoriker, nicht gerade entzückt hätten. „Hinc illae lacrimae."

Diese Anekdote wird mit einer Böotik der ganzen Denk- und Ausdrucksweise vorgetragen, deren sich der Reporter eines Berliner Sensationsblattes, den sie irgendwo ergattert hätte, schämen würde. Man möchte allerdings am ehesten glauben, daß eine Dame von mehr körperlichen als geistigen Vorzügen die Quelle dieser überschätzungsvollen Auffassung sei. — Daß Gelehrte dieser geistigen Stufe als Interpreten der klassischen, antiken Literatur zugelassen werden, die wie keine den Mann von Welt in jedem Sinn verlangt, mag ja wohl so sein müssen. Aber wenigstens das ließe sich vermeiden, daß sie noch posthum zur Deutung des Nihil humani alienum nach unten helfen, nur weil sie einen gewissen Titel gehabt haben und behaupten, in der Lage zu sein, über Männer von wirklichem Rang etwas Kleines und Indiskretes mitzuteilen. Ed. H.

*

Nationale Kunstpflege

„Der neue Direktor der ‚Großen Oper' wurde von der Regierung verpflichtet, jährlich nie mehr als eine ausländische Oper aufzuführen; dagegen müssen 17 neue Akte einheimischer Komponisten herauskommen."

Eine prachtvolle, durchaus gerechte Verordnung. Leider ist sie in — Frankreich erlassen worden für Paris. So bleibt den armen deutschen Komponisten nur die Hoffnung, daß die Leiter unserer Hoftheater (insbesondere der Berliner Oper) in ihrem Bestreben, immer das Beispiel des Auslandes nachzuahmen, sogar einmal zur nationalen Kunstpflege gelangen. Auf anderem Wege ist es ja doch nicht zu erwarten. —k



Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Bildnis des Michelangelo



Von Jacopo del Conte

(Aus der Sammlung von Chaix d'Este-Ange in Paris)



XVI. Jahrg. März 1914 Heft 6

Die Ursache der Frauenbewegung

Von Dr. M. Ritzenthaler

Allmählich ringt sich die Erkenntnis durch, daß die Frauenbewegung oder Frauenfrage nicht das Werk einer Handvoll [illegible] oder asexueller Weiber ist oder gar nur durch diese repräsentiert wird. Wer heute, nachdem uns Australien, Kanada, die Vereinigten Staaten zum Teil, und vor allem England über den weiten Umfang der Frauenbewegung aufgeklärt haben, sich immer noch hinter die abgegriffenen Phrasen der Inferiorität oder Superiorität der Frau flüchtet [illegible] in einer Schädel und Becken messenden, Hirn wiegenden Pseudowissenschaft [illegible] der Frauenbewegung Lösung sucht, beweist damit nichts anderes, als seine Unfähigkeit, das Problem zu erfassen, und weiter eine zähe [illegible]. In Deutschland macht die Frauenbewegung in letzter Zeit größere Fortschritte, so daß sich ihre Gegner nun veranlaßt sehen, ihr mit kollektiver Kraft entgegenzutreten. Doch muß man feststellen, daß trotz dieser Umstände die Einsicht in das Wesen und [illegible] der Frauenbewegung oft gleich Null ist [illegible].

Die nachfolgenden Erörterungen gelten einerseits dem Wesen der Frauenbewegung, andererseits und hauptsächlich deren Ursachen. Sie sehen dabei die Frauenbewegung nicht als etwas Abgesondertes an, das man [illegible] kann, wie der Anatom sein Präparat, sondern als eines der vielen [illegible] Phänomene, die alle miteinander verwachsen sind und [illegible]



Bildnis des Michelangelo

Von Jacopo del Conte

(Aus der Sammlung von Chaix d'Este-Ange in Paris)



XVI. Jahrg. März 1914 Heft 6

Die Ursache der Frauenbewegung

Von Dr. M. Ritzenthaler

Allmählich ringt sich die Erkenntnis durch, daß die Frauenbewegung oder Frauenfrage nicht das Werk einer Handvoll sexuell anormaler oder asexueller Weiber ist oder gar nur durch diese repräsentiert wird. Wer heute, nachdem uns Australien, Kanada, die Vereinigten Staaten zum Teil, und vor allem England über den weiten Umfang der Frauenbewegung aufgeklärt haben, sich immer noch hinter die abgegriffenen Phrasen der Inferiorität oder Superiorität der Frau flüchtet, oder wer in einer Schädel und Becken messenden, Hirn wiegenden Pseudowissenschaft der Frage der Frauenbewegung Lösung sucht, beweist damit nichts anderes, als seine Unfähigkeit, das Problem zu erfassen, und weiter eine zähe Denkfaulheit. In Deutschland macht die Frauenbewegung in letzter Zeit größere Fortschritte, so daß sich ihre Gegner nun veranlaßt sehen, ihr mit kollektiver Kraft gegenüberzutreten. Doch muß man feststellen, daß trotz dieser Umstände die Einsicht in das Warum und Wie der Frauenbewegung oft gleich Null ist wie an deren erstem Tag.

Die nachfolgenden Erörterungen gelten einerseits der Wesensart der Frauenbewegung, andererseits und hauptsächlich deren Ursache. Sie fassen dabei die Frauenbewegung nicht als etwas Abgesondertes auf, das man behandeln kann, wie der Anatom sein Präparat, sondern als eines der vielen soziologischen Phänomene, die alle miteinander verwachsen sind und nicht voneinander gelöst werden

können. Vor allem gilt es, die Triebkraft der Frauenbewegung kennen zu lernen. Dies ist bei uns in Deutschland noch recht schwer, unsere Frauenbewegung ist noch viel zu jung. Anders verhält es sich mit England. Englands soziale Struktur ist der unsrigen um mindestens zwei Generationen voraus, Englands Frauenbewegung hat eine gewisse Reife erlangt und bildet ihrer Macht wegen auch das Objekt der lebhaften Diskussionen seitens der Politiker, der Philosophen, der Schriftsteller und der Wissenschaftler. Die großen Zeitungen lassen kaum eine Woche vergehen, ohne diesem Thema einen Artikel zu widmen, die Zeitschriften bringen fast in jeder Nummer einen Beitrag zur Frage der Frauenbewegung. (Es sei hier besonders auf die geistvolle Wochenschrift „The New Age" aufmerksam gemacht, deren Herausgeber in seinen „Notes of the Week" für England das Beste über die Wesensart der Frauenbewegung gesagt haben dürfte.) Doch fehlt es in England nicht an der Gelegenheit, die Frauenbewegung auch de visu zu studieren.

Der Nichtengländer, der im Hyde- oder einem anderen Park des Sonntagmorgens den stundenlangen Ausführungen einer Frauenrechtlerin gefolgt ist, wird erstaunt sein über die Unterschiede der englischen Auffassung der Frauenbewegung von der kontinentalen. Hier ist seltener ein sentimentales Gerede von dem Recht der Frau als eines dem Manne gleichwertigen Geschöpfes usw. zu hören, um so mehr aber von dem Recht der Frau, ihrer Erwerbstätigkeit den gleichen Schutz mittelst sozialer oder politischer Mittel angedeihen zu lassen, wie dies der Mann für seine Arbeit tut. Die englische Frauenrechtlerin weiß, warum sie dieses Leitmotiv immer und immer wiederholt, sie weiß, wo ihre Zuhörer der Schuh drückt, und vor allem weiß sie, daß ihr das Rekrutenwerben nur dann gelingt, falls sie die Frauenbewegung auf die richtige Basis stellt, auf die ökonomische. Denn nur die großen Massen der Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten der Großstädte Englands vermögen der Frauenbewegung Schwergewicht zu verleihen. Jede Frauenbewegung stützt sich entweder auf diese Massen, wodurch sie allein eine ernst zu nehmende Bewegung darstellt, oder sie tut dies nicht und bleibt damit eine Salon- oder Studierzimmerfrage, der nur Kuriositätswert zu eigen ist. Die Frauenbewegung Englands ist also eine ökonomisch bedingte Erscheinung, die künftige Frauenbewegung Deutschlands muß dies ebenfalls sein.

Da wirft sich die bedeutsame Frage auf: Ist die englische Frau gern Arbeiterin und Angestellte oder nicht? Ein Ja oder Nein entscheidet ein für allemal darüber, ob das „Recht der Frau auf Selbständigkeit", das „Recht der Frau, ihr eigenes Leben zu leben" usw. bloße Phrasen oder Wahrheit sind — wodurch unser Problem bedeutend vereinfacht oder komplizierter wird.

Der scharfe Beobachter wird nun in England sehen, daß sich das gleiche Massenpublikum der Frauenrechtlerin auch bei anderen Versammlungen zusammenfindet; er wird gewahr werden, daß das gleiche Mädchen, das der Frauenrechtlerin lauschte, im Speiseraum, in der Untergrundbahn oder im Omnibus ihren dicken Familienroman (der ihrer Vorstellung wenigstens gibt, was ihr das Leben versagt) eines Zeitungsartikels wegen zur Seite legt, dessen Thema

sie noch mehr interessiert. Dies Thema lautet, wortwörtlich übersetzt: „Wie bekomme ich einen Mann?“, oder: „Die Not am Mann“. Dies ist kein Spaß. Mit all der Naivität, der Offenheit, der Brutalität und der Geschmacklosigkeit, wie man sie nur in der Heimat der Heilsarmee findet, wird in großen Versammlungen und in langen, statistiküberfütterten Artikeln das Thema „Die Not am Mann und deren Abhilfe“ besprochen. Es gibt große Vereine, die kein anderes Ziel haben, als das unbemittelte englische Mädchen unter eine immer seltener werdende Haube zu bringen, und was dabei sehr beachtenswert ist, dies Mädchen gehört nicht nur der Arbeiterklasse, sondern auch dem armen Mittelstande Englands an, soweit es einen solchen gibt (Beamte, Angestellte usw.). Wem dennoch ein Zweifel übrig bleibt, mag irgend eine Arbeiterin, ein Ladenmädchen, eine Bureauangestellte aus den Hunderttausenden herausgreifen und sie fragen, ob sie den Mann als Gatten oder als Arbeitgeber vorzieht, ob sie lieber vom Gatten oder vom Unternehmer lebt. Nach wie vor ist die englische Frau glücklicher in der Familie, als im Bureau oder in der Fabrik, nach wie vor findet sie und der Mann es ehrenhafter und richtiger, wenn die Frau Gattin statt Lohnangestellte ist. In England belügt man sich nicht mit gespensterhaften Phrasen; mehr Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit täte auch bei uns viel Nützliches, Ehrlichkeit beiderseits. (Es gibt selten einen Mann, der nicht seinen Stolz darein setzt, eine möglichst große Zahl von Frauen zu erhalten, seien dies die Mutter und die Schwestern oder seien es Mätressen. Unsere Kultur, soweit sie glücklich und zufrieden macht, beruht auf der Ordnung, daß der Mann von der Natur, die Frau vom Manne lebt, und daran werden die Eunuchen beiderlei Geschlechts nichts ändern.) Worauf es aber hier besonders ankommt: die Basis einer machtvollen Frauenbewegung (wie die Englands) vermögen nur die Massen der erwerbstätigen Frauen zu stellen, die nur eine Sehnsucht kennen, das eigene Heim. Gegenüber diesem Meer, aus dem allein die Frauenbewegung Größe und Bedeutung schöpfen kann, sind alle Heroinen der Ibsen und Shaw, alle unverstandenen Frauen zusammengenommen ein bloßer Tropfen.

Die Frage der Ursache der Frauenbewegung, soweit diese für den Staat und die Kultur wirklich in Betracht kommt, deckt sich also mit der Frage: Was hat die Frau aus der Familie heraus in das Erwerbsleben getrieben? und: Was macht die Ehe unmöglich?

(Einleitend sei hier gebeten, von allen Gefühlswerten der Schlagworte, ohne die man leider nicht mehr auskommt, absehen zu wollen; wenn hier zum Beispiel vom „Kapitalismus“ die Rede ist, so geschieht dies weder in Personen tadelndem noch lobendem, sondern in rein bezeichnendem und unpersönlichem Sinne, als dem Schlagwort für eine privatwirtschaftliche Produktionsweise, die zur Erzielung eines Gewinnes mit Kapital und Arbeitskraft arbeitet. Der „Kapitalismus“ wird hier also als eine durchaus unpersönliche, für unser heutiges Wirtschaftsleben charakteristische Erscheinung aufgefaßt.)

Die kapitalistische Produktion bedarf, wie jede andere Produktion auch, des Rohmaterials; sie unterscheidet sich aber als eine auf Unpersönlichkeit basierte Produktionsmethode dadurch von anderen, daß sie die menschliche Arbeitskraft

unpersönlich auffaßt als eine Art von Rohmaterial. Wir wollen hier diese menschliche Arbeitskraft als das primäre Rohmaterial der kapitalistischen Produktionsmethode bezeichnen. An das Rohmaterial stellt die Produktion aber zwei Forderungen: es soll billig sein und sich durch große Beweglichkeit auszeichnen. Ist das primäre Rohmaterial nicht billig genug, so gibt es zweierlei Mittel für den Kapitalismus, sich hiergegen zu wehren; entweder emanzipiert sich der Kapitalismus so weit als nur möglich von dem primären Rohmaterial, also der menschlichen Arbeitskraft, oder aber er versucht es, die Produktion dieses primären Rohmaterials selber zu verbilligen und auf jede Weise den Markt des primären Rohmaterials zu erweitern, ihn zu füllen und infolge des starken Angebots dieses Rohmaterials billigere Preise zu erzielen. Die Technik und die Wissenschaft arbeiten unausgesetzt an der Emanzipation des Kapitalismus von dem primären Rohmaterial, indem sie immer neue, die menschliche Arbeitskraft ausschaltende und ersetzende Maschinen konstruieren und an Stelle der menschlichen Arbeitskraft diejenige der Natur setzen. Doch einer gewissen Menge primären Rohmaterials bedarf der Kapitalismus nach wie vor, und deshalb wird er immer die Tendenz der Verbilligung dieses Rohmaterials haben.

Nun weist aber der Träger dieses primären Rohmaterials, der Mensch, gewisse Eigenarten auf, die sich einer Vervielfältigung und damit Verbilligung entgegenstemmen und die die Beweglichkeit dieses Rohmaterials beeinträchtigen. Dieser Eigenarten sind es viele. Der Mensch bedarf nicht nur des Schlafes, der Pflege, der Nahrung usw., wie zum Beispiel das Pferd als Träger tierischer Arbeitskraft, sondern er hat Angewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Lebensarten und Genüsse, an denen er mehr oder weniger zäh festhält und die zu befriedigen er verlangt. Der Mensch lebt gesellig, er gehört einer Klasse oder Kaste, einem Stande und einem Staate an, er hat oft eine Familie, die erhalten werden will. Alles dies muß dem unpersönlichen Kapitalismus bei seinem Streben nach einer Verbilligung des primären Rohmaterials ein Hemmnis sein. Gehen wir ein, zwei Jahrhunderte zurück, so werden wir sehen, daß diese Hemmnisse der Verbilligung und der Beweglichmachung des primären Rohmaterials so große waren, daß sie einen Kapitalismus unmöglich machten. Kasten, Klassen, Zünfte, Gilden, Gebundenheit an die Scholle oder Beschränkung auf einen bestimmten Beruf, Mangel an Freizügigkeit, lokale, kommunale, staatliche und religiöse Schranken, vor allem aber das jeweilige Standesbewußtsein verhinderten es, daß für die menschliche Arbeitskraft ein freier und wohlversehener Markt entstand, wie es das Ziel des Kapitalismus ist. Ein Hauptzug in der Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus ist nun das Niederreißen all dieser Schranken, das Überwinden aller Hemmnisse, die einer Verbilligung des primären Rohmaterials entgegenstanden, und man muß sagen, daß er fast überall siegreich war. Wir haben heute keine Kasten, Zünfte und Gilden mehr; der Träger des primären Rohmaterials kann fast immer seine Ware, die Arbeitskraft, anbieten, wo der Kapitalismus ihrer bedarf; der Mensch ist nicht mehr an die Scholle gebunden, sondern erfreut sich der fast vollständigen Freizügigkeit; und vor allem sind die Vorurteile ge-

fallen, die man der Arbeit entgegenbrachte: die Arbeit „adelt“, jede Arbeit adelt, und damit kann heute jeder Mensch ohne Einbuße moralischer Art von einer Klasse der Erwerbstätigkeit in die andere übergehen, in die ihn vielleicht bessere Erwerbsaussichten locken. Wer diesen Unterschied zwischen heute und der früheren Zeit in seiner Größe zu ermessen vermag, wird sich zweifelnd fragen, ob dieser so radikale Wandel wirklich nur das Werk eines allmählich erstarkenden Kapitalismus ist, dessen Streben nach einer Verbilligung des primären Rohmaterials sich so niederreißend und nivellierend offenbarte. Sei dem wie ihm wolle, sicher ist nur, daß dieser Wandel sich niemals als eine Folge und Bedingung des erstarkenden Kapitalismus zu erkennen gab, sondern unter einer ganz anderen Flagge segelte; einer Flagge, die ihm jeweils die glänzendsten, wenn auch nicht tiefsten Geister warb, einer Flagge, zu der aller Enthusiasmus und alle Jugendkraft strömten und die stolz von den heißesten Hoffnungen gebläht wurde: der Fortschritt.

Eine Geschichte des Fortschrittes oder dessen, was man darunter versteht, durch die Jahrhunderte durch, existiert noch nicht, vorderhand. Doch wissen wir, daß die Loslösung des Menschen von den oben geschilderten Fesseln und das Niederreißen der erwähnten Schranken immer als ein Fortschritt gepriesen wurde. Staatsmänner, Philosophen, Volkswirtschaftler und die große Zahl der Menschenfreunde aller Schattierungen überrannten sich in dem Bestreben, den Menschen zu entfesseln und ihm die eigene Wahl seiner Existenz, seines Berufes und des Ortes dieses Berufes zu sichern. Wieweit die Kultur hiervon Nutzen oder Schaden zog, ist eine Frage. Keine Frage aber ist es, daß der kapitalistischen Produktionsmethode damit in höchstem Maße gedient war: der Markt für das primäre Rohmaterial wurde immer freier und weiter, die Fülle dieses Rohmaterials mehrte sich von Fortschritt zu Fortschritt. Dieser Zusammenhang von Fortschritt und Kapitalismus ist derart eng, daß man fast die Frage aufwerfen könnte, ob vielleicht nicht der Kraft des sich entwickelnden Kapitalismus ein großer Teil dieses Fortschrittes zuzuschreiben sei, als einem bloßen Mittel zum Zweck: die absolut notwendige Verbilligung und Beweglichmachung des primären Rohmaterials.

Zweier Hemmnisse vermochte der Kapitalismus aber bis heute noch nicht Herr zu werden, des Staates und der Familie.

Ob der Kapitalismus in integraler Weise international ist, mag dahingestellt bleiben; auf jeden Fall aber ist er international in seinem Bestreben, sich billige menschliche Arbeitskraft zu verschaffen. In dieser Hinsicht kennt er keine Grenzen, keine Rassenvorurteile, keine Sympathien oder Antipathien, sondern er hat ebenso wie die für ihn schaffende und allein genommen so schöne Idee der Menschlichkeit, humanitas, alle trennenden, besser hemmenden Unterscheidungen aufgegeben. Ihm ist das Ideal die ganze Erde als ein einziger großer und unerschöpflicher Markt für das primäre Rohmaterial, als dessen Reservoir, das kaum zu leeren ist, oft aber überläuft. Der Kapitalismus verwischt in diesem seinem Streben die markantesten Züge einer Bevölkerung; er schleppt den Polen nach Westfalen; den Spanier und jetzt sogar den Kabylen nach der Normandie, deren Bauerncharakter verschwindet; er schleppt den Chinesen nach Amerika, den Hindu nach

Südafrika usw. Daß diese Tätigkeit des Kapitalismus staatengefährdend ist, bedarf wohl kaum der Betonung; im übrigen wehren sich die Staaten neuerdings mit ziemlicher Energie gegen diese Gefahr, die sich an dem soliden Damm eines gesunden Nationalismus brechen wird.

Ganz anders aber stehen die Aussichten des Kampfes des Kapitalismus gegen das andere Hemmnis, gegen die Familie.

Ohne hier die Familie als Gruppe verherrlichen zu wollen, mag doch auf ihre Rolle in dem Leben der Menschheit hingewiesen werden. Auf ihr beruht nicht nur der Staat, sondern auch die Rasse; sie umschließt fast alle Symbole und Kulturwerte, die sich der Mensch im Laufe der Jahrtausende gewebt und errungen hat; ein Verschwinden der Familie müßte unsere Kultur in Atome zerschlagen. Ob eine andere Kultur, ohne Familie, möglich ist, ist weniger gewiß.

Angesichts dieser Rolle der Familie und angesichts deren Alters sollte man annehmen, daß der Kapitalismus an diesem Eckstein der menschlichen Kultur zerschellen müßte. Doch das Gegenteil ist wahr. In denjenigen Ländern, in denen die kapitalistische Produktionsmethode am weitesten fortgeschritten ist, hat diese in den Wall der Familie Bresche um Bresche geschlagen, mit einer Zähigkeit und Ausdauer, wie sie nur einer unpersönlichen und unverantwortlichen Kraft zu eigen sein können. Der Schrei der Frau nach „Emanzipation“, nach gleichem Recht und dergleichen Dingen mehr ist in Wirklichkeit nichts anderes als der Notschrei gegen den Einbrecher in Familie und Heim, der dessen Bewohner verjagt und die Penaten zertrümmert — gegen den Kapitalismus in seinem Streben nach billigem, primärem Rohmaterial.

Für dieses Streben im speziellen ist die Familie ein großes Hindernis, für die privatwirtschaftliche, unpersönliche Produktionsmethode im allgemeinen ist die Familie ein Dorn im Fleisch, ein Ärgernis, beides aus triftigen Gründen.

Der Mann als Träger des primären Rohmaterials muß für dessen Abgabe derart entlohnt werden, daß er seine Frau und seine Kinder, also die ganze Familie, erhalten kann. Die Familie, wenigstens so wie sie bestand und in der Hauptsache noch besteht, entzieht dem Markte die Hälfte alles ausnutzbaren primären Rohmaterials, nämlich die weibliche Hälfte. Drittens ist der Mann an die Familie mit Haus und Hof oder doch Mobiliar gebunden, was die Beweglichkeit des primären Rohmaterials sehr einschränkt; der Arbeiter, der verheiratet ist, läßt sich nicht so leicht von einer Stelle nach der anderen transportieren, wie etwa ein Ballen Baumwolle oder sonst ein anderes Rohmaterial. Für die kapitalistische Produktionsmethode, die nicht für die Deckung des Bedarfes, sondern für den Gewinn arbeitet und damit in hohem Maße von der Konjunktur und allen wechselnden Gewinnchancen abhängig ist, bedeutet die Beweglichkeit aller Rohmaterialien, vor allem des primären, sehr viel.

Doch spielt bei dieser Frage die Familie eine doppelte Rolle, da sie die Verbilligung der menschlichen Arbeitskraft nicht nur hemmt, sondern diese selbst liefert und aufzieht. Die Produktion dieses primären Rohmaterials — man verzeihe diesen Ausdruck — ist aber im Vergleich zur Produktion anderer Rohmaterialien, die nach privatwirtschaftlicher Methode gewonnen werden, überaus ir-

rationell, d. h. also das Rohmaterial verteuernd; manchmal findet sie gar nicht statt, obwohl der Kapitalismus dem Manne oft einen genügenden Lohn bezahlt, damit dieser sich verheiraten kann. Man wird hierbei vielleicht an weitere „Fortschritte" denken, die ebenfalls wieder einer menschenfreundlichen Initiative zu danken sind, die aber geradezu als von dem Kapitalismus ausgedacht bezeichnet werden müßten, falls dieser nicht eine unpersönliche Kraft wäre: Kinderkrippen, Verabreichung von Massenfrühstücken an Schulkinder, Kleidung bedürftiger Kinder usw. können mit Recht als Maßnahmen bezeichnet werden, die ungewollt, aber in direkter Weise ein rationelleres Aufziehen des künftigen primären Rohmaterials, als dies der Familie möglich ist, bewirken. Je weniger Kosten dieses Aufziehen bereitet, um so billiger wird, einmal aufgezogen, das primäre Rohmaterial auf dem großen Markte sein. In dieser Hinsicht besteht zwischen der menschlichen Arbeitskraft und jedem anderen Rohmaterial kein Unterschied.

(Es sei doch lieber noch einmal vor einem falschen Auffassen des Begriffes „Kapitalismus" gewarnt; besonders darf man nicht den einzelnen „Kapitalisten" hier irgendwie verantwortlich machen wollen oder gar glauben, daß er mit Wissen und ohne Gewissen derartige Überlegungen anstelle und danach handle. Viele große „Kapitalisten" geben jährlich um der Erhaltung der Familie willen Millionen aus, ohne zu ahnen, daß die als Kapitalismus wirkende Kraft, deren unbewußtes Werkzeug sie sind, aus reinem Selbsterhaltungstrieb und in Dokumentierung ihrer Wesensart zersetzend auf die Familie einwirkt, einwirken muß.)

Wenn aber die Familie einmal zerstört ist, oder wenn es gar nicht möglich war, eine Familie zu begründen, muß die Frau notgedrungenerweise selber erwerbstätig werden, *und nur diese Frau kommt für eine mächtige Frauenbewegung in Betracht.*

Doch ist der Kapitalismus noch aus einem anderen Grunde Ursache der Frauenbewegung: er hat für die Frau als Trägerin des primären Rohmaterials eine gewisse und *steigende* Vorliebe, weil die Frau schwächer ist.

Auch hier muß man eingewurzelte Vorurteile aufgeben. Die billigere und schwächere Arbeitskraft der Frau harmoniert durchaus mit der Tendenz des Kapitalismus, sich mittelst technischer Fortschritte von der teueren sogenannten qualifizierten Arbeitskraft des Mannes frei zu machen. Entgegen der beliebten Phrase, daß die Industrie z. B. mit ihrer steigenden Technik immer mehr „qualifiziertes" primäres Rohmaterial, die menschliche Arbeitskraft also, bedürfe, sei hier betont, daß gerade das Gegenteil wahr ist: eine einzige Maschine ersetzt heute zehn, oft Hunderte von „qualifizierten" Arbeitern und ist derart vervollkommnet, daß sie von einer Frau, oft einem Kinde, bedient werden kann. Dann aber hat der Kapitalismus noch aus anderen Gründen eine Vorliebe für die Frau. Die Frau lebt bescheidener und ist damit billiger; sie hat keinen Mann zu erhalten und, falls nicht verheiratet, selten Kinder; sie ist folgsamer, leichter zu beherrschen, und vor allem fehlt ihr das *Ehrgefühl als Arbeiterin.* Dies ist leicht zu erklären. Instinktiv fühlt jede Arbeiterin ihre Lage als solche wie etwas Unnatürliches und Anormales, das vorübergehen wird; deshalb leiht sie dem Appell an ein Ehr- oder Solidaritätsgefühl wenig Gehör. Die Ehe wird sie erlösen, darauf

harrt sie — in England allerdings meist bis zum Tode. Jede Organisation aber beruht auf Ehr- und Kollektivgefühl, ohne diese ist sie nicht möglich. Die Organisation ist jedoch für den Kapitalismus ein Hemmnis, sie droht der Verbilligung des primären Rohmaterials die gleichen Schranken zu setzen, wie sie der Kapitalismus bei den Zünften usw. niederzureißen hatte.

Falls es mit dieser Hypothese einer Vorliebe des Kapitalismus für die Frau als Arbeiterin seine Richtigkeit hat, muß sich mit der Zeit eine gewisse Auslese herausstellen, ferner muß die Zahl der Arbeiterinnen relativ schneller zunehmen als die der Arbeiter.

Dies trifft nun wirklich zu; diese Vorliebe des Kapitalismus für die Frau gibt uns den Schlüssel zu einem Rätsel, das schon viele Soziologen beschäftigte und das in engem Zusammenhang mit der Frauenbewegung steht: Dasjenige Land, das den weitentwickeltsten Kapitalismus aufweist, weist nicht nur die stärkste Frauenbewegung, sondern auch einen unverhältnismäßig stärkeren Überschuß von Frauen gegenüber anderen, weniger kapitalistisch bedingten Staaten auf, nämlich England.

England ist uns vorbildlich, muß uns vorbildlich sein, da es der einzige Staat bis jetzt ist, in dem die privatwirtschaftliche Produktionsweise wirklich in Fleisch und Blut des Staates eingedrungen ist. In England nun nimmt die Zahl der Ehen Jahr für Jahr ab. Bei zwanzig Millionen erwachsener Engländer haben wir nur sieben Millionen verheirateter Frauen, nur eine von je drei Frauen hat heute in England ein Heim oder die Aussicht auf ein Heim. Wenn es schon eine gräßliche Tatsache ist, daß von fünf Lohnarbeitern in England je einer als ein Pauper im Arbeitshause stirbt, so ist es für den Staat, für die Kultur und die Rasse Englands noch weit gräßlicher, daß heute von drei alten Frauen immer zwei als Mädchen sterben. „Ob freiwillig oder unfreiwillig können hier nur Narren fragen." Bald wird die Majorität der englischen Frauen vor der Wahl eines Mannes mit unzulänglichem Gehalt oder eines Unternehmers stehen, der sie schlecht bezahlt und ihr zudem noch den Mann raubt. Solche Zustände erklären eine so starke Frauenbewegung zur Genüge.

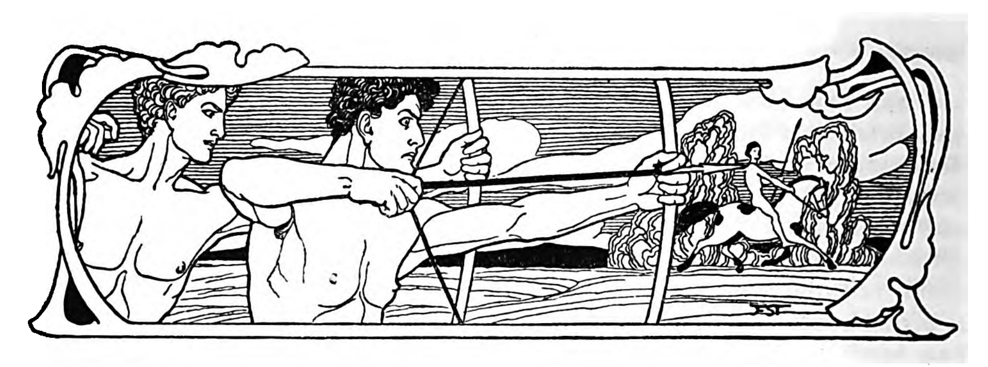
Weiter sei hier, da dem Verfasser gerade das statistische Material vor Augen liegt, auf die Lage des weiblichen primären Rohmaterialienmarktes in Frankreich aufmerksam gemacht; auch deshalb, da hierdurch die Stärke des Angriffes des Kapitalismus auf die Ehe ermessen werden kann, eines Angriffes, der die Ursache der Frauenbewegung ist. Obwohl sich Frankreichs Bevölkerung nicht vermehrt, hat sich die Zahl der Arbeiterinnen seit einem halben Jahrhundert verdoppelt, wobei zu beachten ist, daß sich diese „Emanzipation" in immer schnellerem Tempo vollzieht — kein Wunder angesichts des Umstandes, daß die willenlose französische Frau vorzüglich mit dem Kapitalismus „harmoniert". Vom Jahre 1901 bis 1906 z. B. nahm die Zahl der Arbeiterinnen um 890 000, die der Arbeiter nur um 116 900 zu. Heute ist die Frau in Frankreich in 225 Gewerben in der Majorität, und täglich „erobert" sie sich neue. Derartige Zahlen „vous laissent rêveur", wie der Franzose bestürzt sagt.

* * *

Hat man diese Ursache der Frauenbewegung einmal erfaßt, so ist ein richtiges Urteil über die gegenwärtigen Tendenzen der Frauenbewegung, über deren Beziehungen zu den anderen Strömungen unserer Gesellschaft und über deren Zukunft leicht zu gewinnen. Aus der Fülle der Tendenzen sei nur deren stärkste herausgegriffen, die nach der Erlangung der politischen Gleichberechtigung mit dem Manne. Niemand kann die Frau, die ihren Lebensunterhalt selber gewinnt, dessentwegen tadeln, daß sie nach dem Vorbild, das ihr der Mann gibt, es versucht, ihre Lage durch politisch-parlamentarische Mittel zu bessern und dieser Lage damit gewissermaßen eine offizielle Genehmigung zu erobern, deren sie angesichts ihrer Unnatürlichkeit sehr bedarf. Die Frau steht hierbei in bezug auf die Einsicht in die Stärke solcher politisch-parlamentarischer Mittel genau auf der gleichen Stufe wie der Mann, der sich gar zu oft in den Phrasen der Inferiorität des Weibes, deren mangelndem „politischen Verstand“ und dergleichen mehr gefällt. Solange der Mann selber dem Aberglauben verfallen bleibt, daß mit politischer Aktion wirtschaftlichen Kräften beizukommen ist, fehlt ihm jegliche Berechtigung einer Kritik der Frau. Da dieser Köhlerglaube aber überaus fest verwurzelt und der Mann auf sein Stimmrecht, das ihn vom Weibe unterscheidet, sehr stolz ist, wird um Erlangung und Verteidigung dieses Rechts noch auf viele Jahre hinaus ein erbitterter Kampf geführt werden, bis endlich die Einsicht dämmert, daß das politische Leben nicht die Ursache, sondern die stets zu spät kommende Folge des wirtschaftlichen Lebens oder dessen veralteter Abklatsch ist.

Von den Beziehungen der Frauenbewegung zu anderen Strömungen in unserer modernen Gesellschaft sei noch einer anderen, ihrer Komik wegen, gedacht, der Beziehung der Frauenbewegung zur Arbeiterpartei oder Sozialdemokratie. Die Invasion des primären Rohmaterialienmarktes durch die Frau hat wirtschaftlich genau die gleiche Wirkung, wie die Invasion des „weißen“ Arbeitsmarktes durch den chinesischen Kuli. Während sich der Arbeiter aber gegen diese Invasion mit den energischsten Mitteln zu schützen weiß (Australien, Vereinigte Staaten, beide mit ihrem absoluten Einwandererverbot für den Kuli, usw.), erleichtert er jene Invasion auf jede Weise, einzig und allein deshalb, weil sie das Schlagwort „Fortschritt“ im Wappen führt. Wir haben hier also das bemerkenswerte Schauspiel, wie der Sozialdemokrat der Frau in ritterlicher Weise in einen Sumpf hineinhilft, aus dem er sich selber zu retten sucht.

Schließlich sei noch der Zukunft der Frauenbewegung gedacht. Sie wird und muß so lange bestehen und zunehmen, als die Tendenz des Kapitalismus nach Verbilligung der menschlichen Arbeitskraft besteht und zunimmt. An dem gleichen Tage, an dem dieser Tendenz eine gleichstarke andere Tendenz hemmend oder eine stärkere Tendenz zerstörend gegenübergestellt werden kann, stirbt die Frauenbewegung. An diesem Tage wird es sich auch erweisen, welche gespensterhaften Lügen, mit dem bunten Fortschrittsmantel behangen, uns jahrzehntelang mit ihrem Hexentanz narrten; für deren gefeierte Herolde wird dieser Tag die Götzendämmerung bedeuten.



Jekaterinas Bestechung

Ballade von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Noch einmal von dem öden Sande
Der Gegenwart entführ' ich euch
In die verlornen bunten Lande
Voll Märchen-Blumen und Gesträuch.
Hört, was bei Huschi mir der Hirte
Aus Kaiser Peters Zeit erzählt,
Als er den Zweig der grauen Myrte
Zum Schäferstecken abgeschält:

Der Trommelruf des großen Zaren,
Durchs ew'ge Rußland rauschend, rief
Zum Türkenkriege die Bojaren, —
Wie dröhnten seine Trommeln tief!
Und aus den unermeßnen Weiten
Drängt sich's in Horden zur Gefahr,
Und Asiens heiße Völker reiten
Stromgleich zusammen Schar um Schar.

Da poltern der Tungusen Hufe,
Grauüberstaubt vom Marsche längst,
Da treibt mit quäkend gellem Rufe
Der Kamtschadale seinen Hengst,
Da strafft der Finne die Gamasche,
Fischhautgenäht, am Schenkel auf,
Da schaukelt die Melonenflasche
An des Kirgisen Sattelknauf!

Da flattert von des Orotschonen
Durchnähter Wange buntes Garn,
Und der Kasak streift die Patronen,
Daß sie an seinem Kittel schnarrn,
Und da: Bei schneidenden Fanfaren
Wiegt im Galopp den schlanken Leib,
Sattel an Sattel mit dem Zaren,
Des Weißen Zaren blondes Weib!

Das Weib trug prunkend her der Brüste
Ganz wundervollen Überfluß,
Die weiße Rose, die sie küßte,
Ward rot vor Scham bei ihrem Kuß,
Sie griff nach ihres Schimmels Schweife
Und riß ihn toll und lachte viel,
Vom Riemen taumelte die Pfeife
Auf ihrer Schenkel Sehnenspiel. —

Am Pruth hinlagert, ungeheuer
Breit ausgeschwellt die fremde Pracht,
Zehntausend grelle Lagerfeuer
Ängstigen die Karpathen-Nacht,
Und doch: Wie viele auch der Sporen
Blutübertropfte Spur vereint, —
Schon morgen sind sie all verloren,
Denn sechsfach stärker ist der Feind.

O Weibes-Schönheit, süße Flamme,
Die Leben spendet und zerstört,
Die, gleich dem Meer und Meeres-Schlamme,
In Reinheit und in Schmutz verkehrt,
Du süße Milch, die alle saugen,
Und die aus blanken Hügeln fließt,
Darüber aus dem Quell der Augen
Die bittre Träne sich ergießt!

* * *

Im Zelte hockt der Sultan auf dem Kissen
Und denkt der reifen Frucht, die morgen fällt,
Da bauscht der Vorhang und wird aufgerissen,
Des Zaren schöne Liebste tritt ins Zelt:
„Ich weiß, du duckst mein ganzes Volk zu Grabe,
Wenn du es willst, mit deiner Fäuste Druck,
Drum bring ich alles, was ich an mir habe,
Denn ich weiß auch: der Groß-Herr liebt den Schmuck!“

Der Haare Spangen löst sie ab als Spenden,
Da stürzt herab die blondverwirrte Flut
Und schäumt kaskadengleich an schmale Lenden.
Wie sie das Perlen-Mieder von sich tut,
Da trägt sie wundervoll die starren Brüste,
Als ob des Zaren mächtigster Bojar
Die goldnen Äpfel beider Reiche müßte
Im Krönungszuge tragen zum Altar.

Sie schlüpft aus den türkisbesetzten Schuhen
Und steht auf weichen Sohlen zögernd da, —
Wie köstlich ihre rosigen Zehen ruhen
Tiefeingesenkt im blauen Bochara!
Dann rauschen des Gewands Smaragden nieder,
Und aus den Falten steigt sie blond und bloß,
Dehnt seidenblank den Samt der jungen Glieder:
„Gibst du für das, was ich dir gab, uns los?“

Die Worte tropfen einzeln in die Stille,
In die sich kurz ein heisrer Atem flicht, —
Faßt denn des Auges durstige Pupille
So weißer Schönheit ungebrochnes Licht!
Ach, Weibes-Schönheit, süß wie Milch zu saugen,
Wenn sie aus blanken Hügeln selig fließt,
Darein doch, aus der Großen Mutter Augen
Die salz'ge Träne ewig sich ergießt! —

Von seines Kissens rotem Saffiane
Tastet der Sultan, zitternd, fieberhaft,
Und des Propheten grüne Seidenfahne
Kreischt abgerissen vom entweihten Schaft:
„Da, nimm! Und in die heilige Standarte
Hülle das Heilige, das ich geschaut!
Du setztest so viel auf die eine Karte,
Daß mir vor — mir und deiner Kühnheit graut!

Geh heim und rühm dich mit dem grünen Kleide!
Den Groß-Herrn selbst bestachst du heute nacht,
Denn wisse: Ohne diese Fahnen-Seide
Geht nie ein Moslem in die Russenschlacht!“ —
Jekaterina ging. Als die Gewehre
Tauperlen tropften, morgenlichtumgraut,
Da lösten voneinander sich die Heere,
Lautlos wie Eis, das auseinandertaut.





Dem unbekannten Gott!

Von Timm Kröger

(Schluß)

IV.

Der erste Eisenbahnzug der Frühe, welcher die Richtung nach seiner Heimat nahm, brachte ihn nach dem Städtchen, das der Kanzlei zunächst belegen war und den Verkehrsplatz des Hofes bildete. Als er in der Vorhalle des Bahnhofs über die Steinfliesen schritt, die kleine Freitreppe hinabzusteigen, kam ihm ein Herr entgegen. Er stutzte — den mußte er kennen. Ein Mann war es in Harros Alter, noch ziemlich schlank und behende, mit einer Umhängetasche über dem leichten, offen getragenen klaffenden Überrock, und darunter einen dunklen ehrsamen Anzug. Ein sogenannter abgekürzter schwarzer Zylinderhut, bei Landgeistlichen beliebt, auf dem blonden Haupt.

Der Professor blieb stehen, sah hin, sah ganz genau hin, im Gesicht freudige Überraschung, dann streckte er beide Hände aus und rief: „Karl, bist du's?" — In schneller Folge lief eine gleiche Bewegung über die Miene des angeredeten Karl Rank — aufdämmerndes Sichbesinnen ... volles Erkennen ... Und dann ... dann ein An-den-Hals-Fliegen und Umarmung ...

„Herrgott, ist das aber eine Freude!" Und nach einer Pause, worin die Augen noch einmal an der Erscheinung des Zugereisten auf und ab gelaufen waren: „Braun siehst du aus und nicht gerade fett. Das macht, wie man hört, drüben die Luft. Aber gesund und frisch, und das ist die Hauptsache. Dick und fett soll und will dich das Vaterland schon machen."

Harro lachte. — „Brenne nicht gerade auf einen Schmerbauch. Du aber bist, wie ich dich mir immer vorgestellt habe, nicht zu dick, nicht zu dünn, und im Auge und Gesicht der alte liebe Mensch."

„Schade," setzte er nach einem Blick auf die Reisetasche hinzu, „daß du gerade jetzt verreisen mußt."

„Muß ich aber gar nicht", war die Erwiderung. „Ich wollte verreisen, will es aber nicht mehr. — Komm!", Und er zog den Freund die Stufen der Freitreppe auf die Straße hinab.

„Sie ist schon getan, meine Reise. Das Wild, worauf ich pürschte, ist mir in die Arme gelaufen."

„Mir dämmert, aber ich verstehe noch nicht."

„Mein Wild heißt Harro Horsten, und den habe ich am Bahnhof eingefangen."

„Du wolltest?"

„Ich wollte nach dem großen Hafenbabel reisen, den Professor Harro Horsten zu suchen und ihn nach der Kanzlei einzuholen. Und siehe! Er lief mir ins Garn."

„Ein wunderbarer Zufall!" murmelte Harro Horsten.

„Und das Allerwunderbarste habe ich noch in der Tasche. Denn wisse! Ich reise im Auftrage des Kanzleiwirts Hans Horsten, des Vaters von Professor Harro Horsten. Der Alte hat vor vielen Jahren seinem Sohn die Tür des Vaterhauses zugemacht, nun hat er sie wieder vor ihm aufgeschlagen, beide Flügel, nun breitet er seine Arme aus und ruft: ‚Komm, Harro, mein lieber Sohn!' Denn er sehnt sich nach seinem für und für geliebten Sohn."

„Ich habe seinen Ruf gehört", murmelte Harro.

Karl Rank vernahm die Worte, verstand aber nicht recht.

„Wie das gekommen ist, fragst du? — Das will ich dir erzählen, wenn wir im Wagen sitzen und die Deichsel der Heimat zugekehrt haben. — Der gelbe Federwagen der Kanzlei hat mich natürlich hergebracht. Bartel sitzt freilich auf dem Bock, gehört aber zur Familie, und Geheimnisse der Kanzlei sollte es daher für ihn nicht geben, gibt es auch nicht. Über euren einstmaligen Zwist sagt er: ‚Der Alte hatte recht im Glauben, aber unrecht darin, es so ernst zu nehmen.' — Wir treffen ihn in der Herberge der Kastenstraße (früher hieß sie Mißfeld, jetzt Glißmann), wo er eine Stunde futtern wollte... wohlverstanden nicht so sehr in Person, als vielmehr vertreten durch seine Rosse, die eines Imbisses von Heu und Wasser und Hafer benötigen."

Bartel Boie-Horsten wunderte sich und freute sich, als er Harro sah, auch, aber mit Maß. War er doch immer maß- und ruhevoll, vor allen Dingen bei Erregungen und Gemütsaufwallungen.

Zu Harro sagte Pastor Rank: „Ich glaube, es ist ratsam, den Alten nicht zu überraschen. Deshalb schlage ich vor, ihm telegraphisch mitzuteilen, daß ich in ein paar Stunden wieder daheim bin und dich mitbringe."

„Das wird wohl nötig sein", entgegnete Harro.

„Vom Amt", rechnete Karl weiter, „bis zur Kanzlei braucht der Bote etwa zwanzig Minuten, gut gerechnet ist der Alte in vierzig Minuten im Besitze unserer Nachricht. Die Wagenfahrt veranschlage ich auch auf vierzig. — Was meinst du, wenn wir ein Stündchen spazieren gingen?"

Auch damit war Harro einverstanden.

„Besuch in meinem Elternhaus", fuhr Karl Rank fort, „hätte keinen Zweck, der Alte ist über Land gefahren, und die Mutter begleitet ihn. Das Wetter ist auch ja zu herrlich."

„Die neuen Anlagen unseres Ortes", scherzte er weiter, „mußt du ohnehin kennen lernen und — bewundern. Wir, Einwohner wie Eingeborene dieses Orts, halten jeden Fremden dazu für verpflichtet und sind kapabel, den, der diese Pflicht



verabsäumt (sei es auch nur im idealen Sinne, denn Idealisten sind und bleiben wir in allen Fällen) wir sind also kapabel, den zu steinigen, der uns die Achtung versagt."

„Dann bleibt ja keine Wahl", entgegnete der Professor.

„Nebenbei kann die Anlage sich auch sehen lassen", ergänzte der Pastor.

Karl stand still und sah seinem Freund tief in die Augen.

„Da rede ich Unsinn und Quark," sagte er, „und doch ist uns beiden das Herz voll von Dingen, die etwas wichtiger sind als die Leistungen des Verschönerungsvereins meiner Vaterstadt."

Nachdem der Gang zur Post gemacht war, bogen sie in die hübsch gepflegten Steige ein, und Pastor Rank zog seinen Freund tiefer in die Gebüsche.

„Bartel und seine Pferde futtern bei Glißmann in der Kastenstraße", sagte er. „Am Ende ist es doch besser, es dir allein im bunten Herbstlaub unserer Birken und Rotbuchen und Ebereschen zu erzählen, als vor Bartels Ohren. Ja, wenn er andere Ohren hätte, aber Bartel ist ein Mensch für sich und kapriziert sich sogar darauf, auch Ohren für sich zu haben."

„Wenn er sich entwickelt hat, wie ich ihn gekannt habe," entgegnete Harro, „dann ist aus dem guten Jungen ein herzensguter Mensch geworden, der auf der Kanzlei am Platze ist. Auf Pflügen und Eggen, Saat und Ernte verstand er sich schon damals wie einer, und auch seine Ohren waren nicht übel und für praktische Dinge, wie Korn- und Viehpreise, verfl... hellhörig. Aber gleichviel, es ist gut, daß wir allein sind, lieber Freund."

In den Laubgängen berichtete Karl Rank die Ereignisse der letzten Tage. Die Steige waren einsam. In den Vormittagsstunden hat alles im Städtchen zu tun, Männer wie Frauen. Reinliche Wege liefen und wanden sich auf dem Grunde einer Vertiefung hin und stiegen die Ränder des kleinen Abgrundes hinauf. Das Tal war früher Festungsgraben, die Abhänge Wälle und Mauern gewesen. Nun ist alles gerundet, geebnet und verschönt. Früher war der Ort ein zum Schutze der Niederung angelegter fester Platz, nun ist er ein helles, reinliches Städtchen, wo sich Behaglichkeit und Freude sonnen.

Einsam und verlassen lagen die Anlagen im klaren, kühlen Glanz; sie schmückten sich mit dem Geschmeide, das der Herbst über sie geworfen. Harro Horsten und Karl waren allein, ein paar Vögel nicht mitgerechnet. Eine bunte Elster saß auf einem hohen Ast. Sie hatte ein feines Gehör, aber keines, das auf das Gemurmel der beiden Freunde gestimmt war. Ein elektrischer Draht zog über die Promenaden, über Berg und Tal seine Linie. Es war derselbe, der die gute Nachricht mit schwingender Eile nach der Kanzlei getragen hatte. Von schwarz-weißen Schwalben, die ihre Reisepläne nach dem Kap der guten Hoffnung berieten, war er dicht besetzt. Die hatten sicherlich kein schlechtes Gehör, aber auch daran redeten Karl Rank und Harro Horsten vorbei.

Harro Horsten erfuhr die Unterhaltung von vorgestern (das war der Tag seiner Ankunft in der Hafenstadt), und dann das von gestern. Damals bewies der Komödiant: „Es gibt keinen Gott!"

„Dein Vater wollte von mir wissen, was denn eigentlich vom Christentum und von der Kirche übrig bleibe, wenn es eine eigentliche, zwingende Offenbarung

nicht mehr gebe. Ich hatte die Unterhaltung darüber auf eine spätere Stunde verschoben und ihn gebeten, zu kommen, wenn er wolle, und sei es auch in der Nacht. Es war denn auch gestern abend ziemlich spät, als er an meine Tür klopfte."

Harro erinnerte sich dabei daran, daß er derweilen im Elysium gesessen und die Rodomontaden des Schwätzers angehört habe.

„Es ist ein schwieriges Stück, lieber Freund", sagte er laut. „Ich bin neugierig, wie du damit fertig geworden bist."

„Es war in der Tat schwierig, und ich fürchte, wir beide sind darin nicht einmal völlig einig. — Das ein andermal. Deinem Vater gegenüber konnte ich natürlich nur die Hauptpunkte vorführen, die nach meiner Überzeugung bei den gläubigen Christen unserer Art allein bleiben, aber auch genügen, uns als Gemeinschaft der Gläubigen zusammenzuhalten."

„Und der Alte, wie nahm er es auf?"

„Er nickte. Ich glaube, es machte Eindruck. Ich blieb aber nicht bei dem Thema. Mir mußte es vor allen Dingen darauf ankommen, nicht ihn zu bekehren, ihn seinem alten Glauben abwendig zu machen, als vielmehr duldsam zu machen gegenüber abweichenden Auffassungen, vor allen Dingen dir gegenüber. Ich hatte, als er mich verließ, den Eindruck, daß ich nicht umsonst gesprochen hätte; heute früh wurde mir denn die Freude, meine Erwartung bestätigt zu sehen."

„Heute früh?"

Pastor Rank beachtete den Einwurf nicht.

Harro dachte wieder an das, was er getrieben. — Als Vater vom Pfarrhaus wegging, das kann mit dem Augenblick zusammentreffen, wo ich das Elysium verließ und von dem Manne angesprochen wurde.

Karl Rank fuhr fort: „In aller Frühe ließ er mich diesen Morgen zu sich bitten. Ich fand ihn in friedseliger Stimmung. Auf dem Nachhauseweg hatte er einen kleinen Unfall gehabt, und das hatte ihn noch weicher gemacht. Voller Gedanken hatte er nicht auf den Weg geachtet, nicht auf das morsche Brett in dem Brückensteg, vor dem er mich selbst gewarnt. Es brach unter ihm zusammen, er griff um sich und erhielt Halt am Geländer, und nach großen Anstrengungen gelang es ihm, herauszukommen, ohne Schaden genommen zu haben.

‚Ich hatte schon lange,' sagte er, ‚ohne daß ich es wußte, Frieden mit meinem Sohn gewollt, den ganzen Tag war ich dieser Sehnsucht voll gewesen. Als nun der Boden unter meinen Füßen wich, war es mir, als hörte ich die Zornesstimme des Ewigen, und als ich wohlbehalten den Steig weiter entlang wanderte, fragte ich mich, wie ich hätte bestehen wollen, wenn mich der Herr heut nacht vor sein Angesicht gefordert hätte. — Und nun gehen Sie hin, Herr Pastor, und rufen Sie Harro! Sagen Sie ihm, ich bitte ihn, er solle kommen, er sei mein lieber Sohn!'

Als ich aus der Türe gehen wollte, rief er mich noch einmal zurück: ‚Ich habe es ihm übrigens schon selbst heute nacht gesagt, er solle kommen. Er antwortete auch und sagte: Ja. Aber ich weiß doch nicht, ob er mich gehört hat.'

Und da erzählte er mir, wie er mit dir zusammen in deiner Herberge, sie liege an einem kleinen Platz (Harro nickte, ohne es selbst zu wissen), die Treppe

hinaufgestiegen sei, daß er sich aber nicht habe bemerkbar machen können (und wieder nickte Harro Horsten), daß es ihm aber zuletzt doch gelungen sei, dir zu sagen, du solltest kommen!"

Harro Horsten antwortete nicht darauf, er wollte nichts von dem heiligen Schauer sagen, der ihn durchflutete. Es deuchte ihm eine Entheiligung des wunderbaren Vorgangs, wenn er es jetzt preisgebe, und sei der Hörer auch sein bester Freund. — Um so lebhafter sprudelte das Gefühl herzlicher Dankbarkeit gegen Karl Rank in ihm auf: „Der Vater ruft mich, das Vaterhaus steht mir offen; das habe ich dir zu danken, es soll dir unvergessen bleiben." Er drückte seinem Freunde warm die Hand.

„Was von mir geschehen ist," entgegnete der andere, „hätte jeder an meiner Stelle ebensogut und besser getan. Nein, wir wollen unsern himmlischen Vater nicht vergessen, der dir sein Angesicht wieder zugekehrt hat, dich suchen und sich finden ließ."

„Ja, ja", entgegnete der Professor. „Aber ich halte ihn für zu groß, als daß er auf den Dank eines armen Menschenkindes wartet. Aber ich danke ihm und denke an ihn Tag für Tag. Und jeder von mir angestellte Versuch zur Erforschung seines Werkes ist ein vor seinem Hochaltar zelebrierter Dienst, ist Andacht vor dem großen Werk, das herrlich ist wie am ersten Tag."

„Früher hast du", fuhr er fort, „den Atheismus die Kinderkrankheit der Naturforscher und Mediziner genannt. So ungefähr wenigstens. Ich hatte damals Lust, es krumm zu nehmen, aber jetzt sage ich: Du hattest recht. Offenbart doch die Natur uns immer neue Geheimnisse, immer neue Ausblicke, vor denen die mechanistische Weltanschauung versagt."

„Bin Laie," erwiderte der Pastor, „aber ich habe den gleichen Eindruck."

Der Professor hielt ihn am Rockknopf fest. — „Ich sage dir, was Gott-Natur anbetrifft, da ist die Gegenwart in einem Umlernen, wie es wohl kaum ein anderes Zeitalter durchgemacht hat. Gestern abend fand ich es in einer Zeitschrift gut gesagt. ‚Das, was wir immer Stoff genannt haben', hieß es da, ‚verwandelt sich mehr und mehr in Kraft und Geist, wird Idee, verschwindet dem Chemiker bei der letzten Analyse geradezu unter der Hand. — Was steht denn eigentlich noch fest? — Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft? — Die radioaktiven Energien stellen es in Frage. — Die Unveränderlichkeit der Elemente? — Mit nichten! — Die Unzerstörbarkeit der Atome? — Nichts steht fest. — Hier und da taucht wohl noch die Behauptung auf, das Denken unserer Psyche sei nichts als ein chemischer Vorgang. Ich bin neugierig, wie lange man sie noch ernst nehmen wird. Dabei bewegen wir uns noch immer im Gebiet der Erfahrung und sehen von gewissen Erscheinungen der Geheimwissenschaften ab, die auch nicht länger zu übersehen sind.' — Aber komm, nun, denke ich, dürfen wir an die Heimfahrt denken."

V.

Sie saßen im Wagen, Bartel auf dem Bock, die Deichsel der Heimat zugekehrt. — Des guten Bartels Ohren, die dem Pastor nicht gefielen, machten rein äußerlich genommen den Grund dafür nicht ersichtlich. Muscheln und Läppchen waren

weder besonders groß, noch unnatürlich klein, auch keine Luftruderer und Luftschaufeln, vielmehr nett und ordentlich auf hellblondem Haar gebettet, dem Kopf sich eher anschmiegend, als ihn fliehend. — Hatte des Geistlichen Mißfallen überhaupt eine Berechtigung, so mußten wohl die Windungen des inneren Gehörgangs die Schuld tragen, indem sie in der Übertragung des Gehörten ins Bewußtsein oder Verständnis des Bartel ihre Pflicht verabsäumten.

Bartel auf dem Bock, zwei Schwarze vor dem Wagen mit ebenmäßigem Aufschlagen der Hufe ... trab ... trab ... auf die Chaussee. — Die Schwarzen trabten, Bartel hielt die Peitsche lose in der Hand, das Ende über den Rossen schweben lassend. So bildete es freilich ein Damoklesschwert, aber selten oder niemals riß das Haar, woran es aufgehängt war, niemals oder selten fiel es auf der Schwarzen Rücken. Das tat aber auch nicht nötig, dazu waren alle drei: Bartel und die beiden Renner, zu gut erzogen, zu vernünftig, dazu verstanden sie sich zu gut.

Sie verstanden sich gut, das machte Bartels Aufgabe leicht und angenehm, und da auch die Straße eben war und wenig belebt, so nahm das Fahren bei Bartel höchstens fünf Prozent seiner Gedanken und seiner Aufmerksamkeit in Anspruch, — fünfundneunzig konnten dem Gespräch geschenkt werden, das im Herrenstuhl ebenso sanft rollte und murmelte, wie die Wagenräder auf der Steinschlagstraße.

Mit fünfundneunzig Prozent seiner von Karl Rank abgelehnten Ohren hörte Bartel zu, hauptsächlich aus Neugierde, weniger, um sich zu belehren. Denn wie oft hatte er nicht schon in seinem Leben, so jung er auch war, erfahren, daß die Gelehrten die Verkehrten waren.

Fünfundneunzig Prozent Aufmerksamkeit schenkte er den Verkehrten. Und er tat es mit dem freundlichen Gesicht, das man bei ihm gewohnt war. Seine Oberlippe und seine Backen waren glatt rasiert, der Mund klein, Augen und Nase schlau — ein Gesicht, dem man es ansah, daß es einer von vorneherein fertig gewordenen Persönlichkeit angehörte, die jeden Zweifel mit einem „Was willst du? Hebe dich weg!“ anherrschte und in die Flucht schlug, einer, die nichts gewisser weiß, als daß es nur eine Welt und nur eine Wahrheit gibt, nämlich die von Jugend auf gelehrte Katechismuswahrheit, daß all das Mäkeln und Quarren darum herum und daran Narrenkram ist. Wer ein Gesicht hat wie Bartel Boie-Horsten, hält die übrigens von ihm als ganz vortrefflich eingeschätzte Welt an seinem Teil, das heißt, soweit sie einen Marschbauern was angeht, da hält er sie für beschlossen in Fettvieh und Fettweide, Korn und Raps und was sich sonst mit Vorteil nach Hamburg verkaufen läßt. Der blinzelt nicht nach einer über den Sternen erdichteten Welt, verschiebt die Sehnsucht nach dort vielmehr, bis man gerufen wird, im Erdenwallen niemals vergessend, daß man hier seine Leiden, aber auch seine Freuden hat, und diese ganz besonders dann, wenn die Früchte der Felder gedeihen und gut im Preise stehen.

So ungefähr war Bartels Bekenntnis, und in dem ungetrübten Seelenfrieden eines solchen Glaubens hatte er mit dem zwar nicht großen, aber doch ein wenig wulstigen Munde so oft gelächelt, daß die Kräuseln davon als immer-

währendes Stimmungsmerkmal seines Glücks stehen geblieben waren. — Damals, als im Hause der Kanzlei der Frieden entzwei brach, war er ein ganz junger, nur ein paar Jahre der Schule entwachsener Mensch, nun aber ein ausgewachsener Mann in strotzender Kraft. Übers Jahr will der Alte ihm den Hof überlassen, mit einer Tochter des Landes aus wohlhabender Bauernfamilie ist er versprochen. Da lassen sich schon ein paar Verkehrtheiten verstiegener Studierter anhören. Und da sitzt er im Vorderstuhl und hält Leine und Peitsche, die Kräuseln der Zufriedenheit und Geborgenheit auf den Lippen, zugleich als Herausforderung an jeden Zweifler, ihn der Zerrissenheit und des Weltschmerzes zu zeihen.

Zu fünfundneunzig Prozent stellt er seine Ohren denen im Hinterstuhl zur Verfügung. Aber was er hört, macht Gesicht und Augen um ein gut Teil ernster, als es anfangs eingestellt war. Das sind ja Verse? Und wenn ihm recht ist, Verse aus dem alten schleswig-holsteinischen Gesangbuch? Er glaubte ungefähr auch die Stelle zu kennen, wo sie standen. Es mußte in der Gegend sein, wo Professor Cramer die Eigenschaften des großen Gottes in vielen Liedern besingt, namentlich auch seine Güte, die wir in allen Früchten des Feldes genießen, im Mähen des Weizens sowohl wie im Kartoffelaufkriegen an trockenen, sonnigen Herbsttagen, wie jetzt einer in blauer Herbststimmung auf dem Lande liegt.

Nun war Bartel freilich im Irrtum, es war kein Gesangvers von Cramer, aber für ihn war es ebensogut, als wenn er im Gesangbuch gestanden hätte. Der Professor Harro deklamierte mit tönender Stimme die wuchtige Strophe des Umstürzlers, der mit dem Hammer philosophierte, um gerade die Werte zu zerschlagen, die Bartel teuer waren.

„Noch einmal, eh' ich weiterziehe
Und meine Blicke vorwärts sende,
Heb' ich vereinsamt meine Hände
Zu dir empor, zu dem ich fliehe.
Dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht,
Daß allzeit
Mich deine Stimme wieder riefe;
Darauf erglüht, tief eingeschrieben,
Das Wort: Dem unbekannten Gotte!
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
Auch bis zur Stunde bin geblieben,
Sein bin ich — und ich fühl' die Schlingen,
Die mich im Kampf darniederziehn
Und, mag ich fliehn,
Mich doch zu seinem Dienste zwingen.
Ich will dich kennen, Unbekannter,
Du tief in meine Seele Greifender,
Mein Leben wie im Sturm Durchschweifender,
Du Unfaßbarer, mir Verwandter:
Ich will dich kennen!“

Dem Bartel fiel bei der Gelegenheit ein, daß inzwischen ein neues Gesangbuch gekommen war. — Warum? — War das alte nicht mehr gut? Hatte unser Herrgott oder unsere Religion sich geändert, daß es nicht mehr gut war? Gegen Neuerungen in Kirche und Religion war er von vorneherein eingenommen; er konnte sich, so gutmütig er auch war, förmlich ärgern, daß man das alte Bewährte aufstörte, anstatt zu lassen, wie es war.

Im Herrenstuhl setzte eine Unterhaltung ein. — „Ich will dich kennen, Unbekannter", das läßt sich leicht sagen, ausführen läßt es sich nicht. Der Dichter weiß es ja auch, er nennt ihn ja gleich darauf: „Du Unfaßbarer". Goethe trifft es doch besser: Das Erforschliche erforschen, das Unerforschliche schweigend verehren. — „Küß' ich den letzten Saum seines Kleides — kindliche Schauer treu in der Brust."

Harro kam auf die Frage seines Vaters zurück: „Was bleibt von der Kirche und vom Christentum?"

Karl Rank begann wieder, seine Punkte aufzuzählen, gab aber zu, daß unter den Theologen moderner Richtung kein Einverständnis herrsche.

Harro meinte, mit dem Aufgezählten lasse sich nicht viel machen, zumal sich alles im Fluß befinde. Glaube an Gott und an ein Fortleben nach dem Tode sei im Grunde wohl allein das immer Gemeinsame, alles andere aber dem Empfinden und dem Bedürfnis des einzelnen überlassen. Damit könne man keine Glaubensgemeinschaft zusammenhalten, noch weniger begründen.

„Glaube an einen außerweltlichen Schöpfer, fortleben und fortwirken nach dem Tode — das, Harro, ist jetzt doch auch dein Bekenntnis?" fragte Karl Rank.

„Gewiß, das weißt du, da sind wir einig. Es ist so, wie du meinem Vater gesagt hast. Unsere Erkenntnismittel sind der Welt der Erfahrung entnommen, können daher auch über sie nicht hinausgehen, über transzendentale Wahrheiten nichts aussagen. Was im absoluten Sinn wahr ist, wird niemand erforschen, solange er als Sterblicher im Erdenwallen befangen ist. Da müssen wir uns mit einer Zuversicht begnügen, der es nicht schaden kann, wenn die Phantasie sie ein wenig auf die Flügel nimmt.

Wie diese Zuversicht, die wir Glauben nennen, beschaffen ist, darüber läßt sich im einzelnen nichts vorschreiben, da die Antwort nach der Persönlichkeit verschieden ausfallen muß. Wer sich mit dem alten Dogma zufrieden geben kann und will — wohl ihm! Von ihm gilt die Seligpreisung derjenigen, die einfachen Sinnes und Herzens sind. Wen es aber treibt, auf eigene Fasson selig zu werden, muß den für ihn passenden Gott in seinem Innern suchen, dort so lange anklopfen, bis ihm aufgetan wird. Wie jemand sich im Einzelnen Gott vorstellt, darauf kommt es schließlich, scheint mir, gar nicht so groß an, da wir die Wahrheit doch nicht schauen können. Wer da wirklich sucht, findet immer seinen Gott, der für ihn der wahre und der alleinige Gott ist. — Ich fuhr einmal", bemerkte Harro weiter, „auf eine Höhe, die Aussicht zu genießen. — Prachtvoller Sonnenuntergang. Im Wagen alles entzückt. — Ah! und Oh! ‚Soll ich etwas näher nach der Sonne hinfahren?' fragte der gefällige Kutscher. — Darin lag jedenfalls mehr Sinn, als in dem Versuch, der absoluten Wahrheit von der Natur

Gottes näher zu kommen und einen rechten, wahren Glauben zu verlangen. Gefühl ist alles — Name Schall und Rauch."

„Das ist auch wieder so'n Schnack", dachte Bartel. Verstanden hatte er seinen Adoptivbruder nicht, aus dem „Sermon" vielmehr nur soviel entnommen, daß Harro ein Gottgläubiger besonderer Art sei. Jeder sich einen anderen Gott vorstellen, der immer der echte Gott. — So'n Quatsch, nicht kalt, nicht warm. Das kommt von den gelehrten Schulen, dachte er. Er, Bartel, hatte nur die Dorfschule besucht und war dessen froh. Als Vater Hans Horsten ihn zu eigen angenommen, da hatte der es mit der Bildung auch satt gehabt und davon abgesehen, ihn auf höhere Anstalten zu schicken.

„Um wieder auf unsere Sache zu kommen," setzte Harro hinzu. — „Das, was uns Neuen gemeinsam bleibt, ist zu wenig. Die Zukunft, dessen bin ich gewiß, gehört uns, aber die Kirche, wie sie jetzt besteht, werden wir zertrümmern."

Bartel hielt die Peitsche in der Hand, und die Schwarzen trabten sachte ihre Straße. Sanft trabten sie, und der Federwagen der Kanzlei rollte ruhig. Äußerlich war alles ein Bild des Friedens und das Wetter schön. Aber auf Bartels Angesicht ruhte eine kleine Finsternis, eine Wolke. Kaum gefielen ihm selbst noch seine Ohren, er traute ihnen nicht mehr, so Ungeheuerliches, behaupteten sie, vernommen zu haben. Sein Vetter und Adoptivbruder war doch ein Schlimmer. Er wollte die Kirche zertrümmern. Ohne viel Nachdenken übertrug Bartel das Bild in die Wirklichkeit — und sah ... sah es wie mit leiblichen Augen.

Da liegt die Kirche seines Dorfes, schattig unter Ulmen, das rote, hochgeführte Ziegeldach darüber hinweg, und über allem der schindelgedeckte Turm. Nun kommen Harro und der Pastor: Sprengbombe, Knall — Turm und Kirche in die Luft, Sprengstücke kilometerweit — über die Kanzlei hinaus —

Bartel saß still und finster im Stuhl und hielt die Zügel und die Peitsche und hätte gerne ein richtiges Henkergesicht gemacht, wenn er nur gewußt hätte, wie man das anfange. — Und wieder entrüstete er sich über Harro. So geht's, wenn man vom rechten Glauben abfällt. Bei diesen Betrachtungen wickelte er sich selbst so recht bequem in dem Glauben seiner Väter ein. Einen besseren konnte er sich nicht denken, einen bessern gab es nicht. — „Und wie kann", dachte er weiter, „die Welt und die Obrigkeit bestehen, wenn niemand mehr an Himmel und Hölle glaubt?"

Als er soweit gekommen war, fiel wieder Sonnenschein auf sein Antlitz, denn im Herrenstuhl erstanden ihm Hilfstruppen, und zwar merkwürdigerweise von Harro gesandt.

„Die Kirche, wie sie jetzt besteht, wird dabei zugrunde gehen", hörte er Harro sagen. „Und das bedaure ich von Herzen, liegt aber, wie es scheint, in der Entwicklungslinie der Menschheit. Sagte doch schon Christus zur Samariterin: ‚Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.' — Das verstehe ich, ohne Bindung an einen Ort und an eine äußere Ordnung und ohne irgendwelche von fremder Macht zwischen uns und Gott geschobene zwingende Glaubenssätze."

„Aber", redete er weiter, und hier kam die Haupthilfstruppe, „der Übergang wird wilde Zeiten bringen. Wenn das Volk nicht mehr an Himmel und Hölle glaubt, den Gott in sich und dessen Sittengesetz aber noch nicht gefunden hat, dann erst wird offenbar werden, was für Polizeidienste der alte Glaube dem Staate geleistet hat. Mir scheint, wir merken es jetzt schon, in den großen Städten zumal, an der grauenhaften Verwilderung der Sitten."

Eine kurze Pause, und wieder Harros Stimme: „Es ist das wohl in der menschlichen Natur begründet, gehört also auch wohl zu dem von Gott vorgesehenen Werdegang der Geschichte. Mir persönlich ist aber die jetzt in die Welt gekommene Unruhe verhaßt, diese Proselytenmacherei, dieser Eifer, seinem eigenen Glauben oder Unglauben Jünger zuzuführen, eine vermeintliche Wahrheit, die man gestern gelernt hat, sofort auf dem Markte auszuschreien. Was soll es mit der hergeschrienen Versicherung, man sage die Wahrheit? Wenn ich von Wahrheit, das heißt, von einer sich als absolut feststehend ausgebenden höre und bin mit einem Freunde zusammen, mit dem ich mich verstehe, wie mit dir, Karl, dann fühle und sehe ich unsere Lippen sich kräuseln, wie es den römischen Auguren passierte, wenn sie aus dem Vogelflug oder aus den Opfereingeweiden prophezeit hatten und ihre Augen einander begegneten.

Was ist Wahrheit? Überall ist der wahre Gott — der Dreieinige des Apostolikums so gut wie der Tausendgestaltete der Modernen. Weshalb will man dem einfachen Mann mit Gewalt den alten Glauben an den dreieinigen Gott und damit den Seelenfrieden nehmen? — Es ist Mord, strafbare Tötung, und zwar an dem Teil unserer Person, der höher steht und edler ist als der Leib."

Der Pastor machte einen Einwurf, den Bartel nicht verstand. — „Ja," erwiderte Harro, „wenn das gelänge, zu scheiden, hier Altgläubige, dort Neugläubige, jeder in seiner Kirche, zumal der Altgläubige, vor der Aufstörung seines Friedens sicher! Es ist freilich nur ein Aushilfsmittel, aber das beste, was unsere freudlose Zeit geben könnte."

Nun sprach Pastor Rank, dumpfer und leiser, schien aber günstiger über den Fortbestand der einheitlichen evangelischen Kirche zu denken, nochmals auf die gemeinsamen Glaubenssätze zurückkommend. — Und wieder drang Harros hellere Stimme durch. „Du nennst die E r l ö s u n g. Ja, die Erlösung. Ich fühle mich erlösungsbedürftig, ich füge hinzu — merkwürdigerweise, da ich uns in unserer endlichen Erscheinung Willensfreiheit nicht beilegen kann. Grund und Ursache meines Schuldgefühls verlege ich in eine Vorexistenz, wo ich ganz freier Geist war. — Indessen, das mag sein wie immer. Aber was Christi Leiden und Sterben mit meiner Erlösung zu tun hat, ist mir vollständig dunkel, die Theorie des Opfertodes, zumal in Stellvertretung, klingt doch nach heutiger Auffassung geradezu verboten."

Das war nun wieder ein Angriff, der dem Mann im Vorderstuhl die Grundlagen des Friedens antastete. Wie sündigte der Bruder Harro doch selbst gegen die soeben von ihm aufgestellten Grundsätze! Was wird Karl Rank antworten? dachte Bartel. Der Verkünder vom Worte Gottes darf und wird doch die Erlösung durch Christi Leiden und Sterben nicht preisgeben? In seinen Predigten

nahm er sich ja immer in acht, an dem Frieden der altgläubigen Gemeinde zu rühren, wenn auch sicherlich kein Wort aus seinem Munde kam, das nicht seiner Überzeugung entsprach.

Wenn Karl Rank nur recht laut sprechen wollte! Auf Harros Rede mußte er doch was sagen. Es schien dem Lauscher auch, als ob der Pastor dem Professor widerspreche. Das geschah aber in seiner tiefen Sprechweise; Bartel erfaßte leider den Zusammenhang nicht. Unglücklicherweise kam nun auch eine Wegstrecke, wo frischer, ungewalzter Steinschlag auf die Chaussee gebracht worden war. Alle Worte gingen in dem mißtönigen Knirschen verloren. So mußte Bartel sehen, über das, was ihm angetan war, mit eigenen Mitteln hinwegzukommen. Er konnte es nicht sofort und nicht leicht. Er dachte und überlegte. Hier auf Erden tat er seine Pflicht, versuchte es jedenfalls, aber ohne Sünde und Schuld ging es natürlich nicht ab. Dagegen waren Beichte und Abendmahl gut, dafür durfte er sich des Leidens und Sterbens unseres Herrn und Heilands getrösten. Christi Blut und Gerechtigkeit, das war gewissermaßen das aus den Heilswahrheiten fließende Sparkassenkapital seiner Seele, wenn sie in Sünde gefallen war. Und nun saßen zwei verkehrte Gelehrte, jedenfalls ein Verkehrter, im Hinterstuhl seines Wagens und wollten es ihm nehmen.

VI.

„Christus hat den Kreuzestod freiwillig auf sich genommen, erkennend, daß das zum Siege seiner Lehre notwendig sei. Auch Gott hat es zugelassen, ja gewollt, es lag im Plan seiner Weltregierung, obgleich ihm von allen Menschen keiner lieber sein konnte, als der Stifter unserer Religion. Das gibt uns einen Begriff von der überwältigenden Hoheit der sittlichen Güter, woran wir durch Christum Teil haben, und erhöht unsere Kraft, der Erde Leid und Schuld zu tragen. Die endliche Erlösung dürfen wir freilich erst in einer Höherentwicklung nach dem Erdenwallen erwarten.“

So ungefähr hatte die Rede von Karl Rank gelautet, die für Bartel in dem Knirschen der Räder verloren gegangen war. Er bedauerte es zwar, aber ohne Grund, denn an seinen Ohren hätte der Pastor doch vorbeigeredet.

Nun hatte der Steinschlag ein Ende, und das gleichmäßige Rollen setzte wieder ein. Im Hinterstuhl wurde weitergeredet — freilich ein anderer Strahl, als der, der im Rädergeräusch vergraben worden war, aber auch einer, von dem Bartel nichts verstand, wofür er sich nicht einmal interessierte. Die Worte hörte er noch einigermaßen, ein Sinn war aber für ihn nicht vorhanden. Was tut man mit einem Gequatsch von Willensfreiheit und paulinischer Gnade, von Augustin und Luther? — Und gerade wegen der Unverständlichkeit erlangte er merkwürdigerweise das Gefühl der Überlegenheit zurück, das er immerdar aus seiner Einfachheit geschöpft hatte, das jetzt aber vorübergehend bei den Unterhaltungen der Verkehrten in ihm verwirrt worden war. Er fühlte sich wieder im ungestörten Besitz dieses Guts und konnte mit allen kleinen Schlangenlinien seines guten Gesichts wieder lächeln und lachen.

Man war bisher zwischen Hecken und Knicken gefahren, nun tauchten die Sandberge der Lieth auf — vom Meer in grauer Vergangenheit, als es hier

an flacher Küste wogte und brandete, aufgewühlte Dünen. Wie lange war es her? Viele Jahrtausende. Was sind zehn, was hundert Jahrtausende?! Wie man's ansieht, viel ist es und wenig, ein Nichts oder ein Ungeheuer.

So ungefähr hatte Harro früher mit diesen wie jagende Wellen hingewehten Bergen geredet. Jetzt verstand er es noch besser, aber alles Denken erschien ihm unzulänglicher denn je.

Erst lagen die Berge vor dem Gefährt, dann fuhr man an ihrem Fuße hin, zuletzt verschwand die Straße in einer Talschlucht des Gebirges.

Bartel hatte seine Überlegenheit wieder. Sie war die der klugen Leute, die der Natur naiv gegenüberstehen, im Gegensatz zu denen, die ihr mit Hebeln und Schrauben zu Leibe gehen. Und er wiegte und sonnte sich in dem Gefühl, wie dumm die Gelehrten doch eigentlich seien. Und der Gedanke erhöhte seine Lust, durch die Sandberge der Lieth zu fahren.

Ein paar Minuten, und man ist bei der Kate, worin Fritz Harbeck mit seiner Lena haust. Bei Lena Harbeck muß er anhalten, sie hat ihn heute früh gebeten, ihr ein Feinbrot aus der Stadt mitzubringen, da ihre Tochter mit Mann morgen besuche. Das Brot liegt denn auch wohlverpackt in der Wagentruhe.

Lena Harbeck trat gleich aus der Tür, als der Wagen um die Ecke bog, und als er hielt, stand sie dicht am Tritt — eine alte, vergnügt aussehende Frau.

Als Bartel ihr das Brot reichte, sagte er, mit halber Kopfwendung nach hinten deutend: „Kiek mal na achtern, Lena. Dor sitt een, ick glöw, den warst kenn."

Da gingen ihr und dem Amerikaner die Augen auf. — „Harro" hieß er und „du", just als wenn der Junge noch ein Fibelschütze und erst gestern in Harbecks Rauchkate zu Besuch gewesen sei. Es hatte ja eine Zeit gegeben, wo es so gewesen war, im Geiste der alten Frau war es jüngste Vergangenheit. — Man feierte beiderseits ein frohes Wiedersehen. Frau Harbeck fühlte sich sogar veranlaßt, ein Wort über den Familienzwist der Kanzlei fallen zu lassen, wobei sie sich in der blauen Schürze schneuzte. Sie für ihre Person habe immer gesagt, Jung und Alt — erzürnen könnten sie sich schon mal, das komme überall vor. Es müsse aber ein Ende haben mit dem Groll. Und an den Kindern sei es, sich zu beugen. „Und dat moß du ok, Harro!"

Der gemaßregelte große Junge erwiderte darauf, er wolle nicht sagen, daß sie unrecht habe. Und mit ihm und dem Alten komme es wohl noch heute in Ordnung.

Lena Harbeck lachte und griente über das ganze Gesicht und rief einmal über das andere: „Wat ward de Ol sik freun!"

Händedruck zum Abschied, und dann fuhr man weiter.

„Guck mal auf!" sagte Karl Rank zu dem Heimkehrenden. „Wer grüßt dich über die Ebene her? — Ein schlaues Einauge wie damals. Ein bißchen älter geworden und nicht mehr blau, sondern grün gestrichen."

Und richtig, der Giebel an der Scheune der Kanzlei, das Einauge noch immer weiß umrandet, er selbst in hellgrüner Farbe. Harro dachte an seine Bekanntschaft und Unterhaltung mit dem Speichergiebel von Illies & Co., der auch grün ge-

worden war, behielt es aber in Gedanken. Das darfst du nicht preisgeben, war seine Meinung, das sind schmucke Seifenblasen, die man nicht berühren darf. Der Wagen rollte leiser und sanfter als je, denn man war auf Marschboden, wo man die Straßen mit „Klinkern" pflastert. So nennt man eine Art bis zur Glasur hartgebrannter Ziegelsteine.

Hier hätte Bartel gut hören können, aber je mehr man sich der Heimat näherte, desto stiller wurde es im Wagen. Die weißen Dünen liegen hinter uns, dachte Harro, wenn jemand in der Kanzlei vom Giebelfenster aus Ausguck hielte, könnte man dem Alten melden: „Hei kommt!" Denn der Wagen kroch hervor aus dem Sand.

Es war alles stumm, selbst die beiden Schwarzen prusteten leiser, als fühlten sie, daß es sich jetzt nicht zieme, laut durch die Nüstern zu stoßen oder gar Schaumflocken zu werfen. Der gelbe Federwagen allein auf weiter Bahn, und die darin Sitzenden in einer Stimmung, die etwas von Andacht an sich hatte.

Harro lebte in der Erinnerung, wie er auf diesem Wege die Heimat verlassen hatte, als man die Tür der Kanzlei hinter ihm zugeschlagen. Auch die Gespräche, die er damals mit Karl geführt, wurden wie von einer Sprechmaschine wieder heraufgeworfen. Er — damals die Welt in Kraft und Stoff beschlossen haltend, ein Gottesleugner. Kinderkrankheit der Forscher der Natur hatte Karl gesagt, und er hatte recht gehabt. Jetzt war auch er ein Bekenner, ein Gottsuchender. — Ich will dich kennen, Unbekannter!

Und immer deutlicher der hohe grüne Giebel und sein Schmunzeln.

„Brr!" — Bartel hielt. Mitten auf der Klinkerstraße. Und er drehte sich um. Und alle Schelmengeister seines Glücks liefen die feinen Schlangenlinien des Gesichts entlang, huschten in die schlauen Augen und guckten aus den Ecken.

„Kick mol, Harro!" sagte er und zeigte mit der Peitsche die Straße entlang. „Wokeen kommt sick dor anpadden?" — Harro und Karl Rank erhoben sich im Wagen und lugten. Und siehe! Es kam ein Mann daher mit einem Handstock in der Rechten. — „Wokeen is dat?" fragten sie.

„Ja, dat es hei", antwortete Bartel.

„Wokeen, Bartel?"

„Nu, de Ol!"

„Wat, mien Vadder?"

„Ja, dat is Vadder, ick kenn em an sin Gang, und wosöcken he den Stack ansett."

* * *

Es war der Alte.

Eine halbe Stunde nach Eingang des Telegramms war der Dienstjunge August Wuppermann wirklich von Hans Horsten nach dem Scheunengiebel hinaufgeschickt worden, Ausguck zu halten. Und als der Wagen gemeldet worden war, hatte er seinen Stock genommen, dem Sohne entgegenzugehen.

„Muß das sein?" hatte Frau Dahm gefragt, und er hatte geantwortet: „Ja, es muß sein!" Die Gründe kramte er nicht vor der alten Frau aus, aber sie marschierten, ohne daß er es befahl, geschlossen vor ihm auf. — Der verlorene

Sohn hatte sein Teil der Güter gefordert, hatte es mit Prassen durchgebracht und war erst zurückgekommen, als man ihm sogar die Treber verweigert hatte, die die Säue verzehrten. Und doch lief ihm der Vater, als er ihn von ferne kommen sah, entgegen. Wieviel mehr gezieme es ihm bei Harro, dem er die Tür des Vaterhauses verschlossen hatte.

Er ging, den Stock in der Rechten, und setzte ihn Schritt für Schritt bedächtig auf sicheren Boden. Er trug ihn als Stütze und nicht als Zierde, sein Gang war mit den Jahren steif und ungelenk geworden, nicht mehr so wiegend wie früher; die Linke zog er bei jedem Schritt kurz hinter sich nach. Daran hatte Bartel ihn gleich erkannt.

Als sie aufeinander trafen, der Fußgänger und der Wagen, der Vater und der Sohn, hatte Bartel schon bei einem Zwischenraum von etwa fünfzig Schritt angehalten. Pastor Rank stieg nach dem Vorderstuhl hinüber, da wurde hinten Platz für Vater und Sohn. Harro stieg aus, dem Vater entgegen zu gehen, mit ausgestreckter Hand näherte er sich dem Kommenden. Der Alte wußte nicht gleich, wohin er den Stock tun solle, nahm ihn schließlich in seine Linke, da hatte er die Rechte frei, die bot er seinem Sohne. Und wunderlich arbeitete es in seinem alten Gesicht und in seinen trotzigen Augen.

Er bot die Rechte.

„Als du weggingst,“ sagte er, „da, glaube ich, habe ich sie dir verweigert, nun sollst du sie haben.“

„Und die andere auch“, setzte er hinzu. Da wollte er auch die Linke geben, wobei der Stock zu Boden fiel. — Harro nahm nicht gleich, was ihm geboten wurde, er umfaßte und umarmte seinen Vater und küßte ihn auf die Stirn. Und hob den Stock auf, nahm beide Hände des Alten und sagte: „Lieber Vater!“ — „Bist mein lieber Sohn!“ entgegnete der Alte.

Darin war alles beschlossen, was sie sich zu sagen hatten, hüben und drüben: Bekenntnis der Schuld, Bitte um Vergebung und Dank. Leuten ihrer Art wollen bei solchen Anlässen die Worte schwer über die Zunge, empfinden vieles Reden wohl gar als Verflachung ihrer Empfindungen.

In wenigen Minuten waren sie zu Hause. Sie hatten Hand in Hand im Wagen gesessen und kaum miteinander geredet. Nur einmal hatte der Alte auf eine Marschfenne gezeigt und bemerkt: „Die gehört nun auch zur Kanzlei, die habe ich gekauft; ein guter Handel: dreitausendsechshundert der Morgen.“ Vor der Haustür blieben sie allein. Bartel brachte den Wagen auf den Hofplatz, Karl Rank und Frau Dahm waren nach dem Garten gegangen.

Vater und Sohn standen unter den Bäumen vor dem Türbogen der Kanzlei und sahen hinauf nach dem Spruch. Der war noch immer an alter Stelle, er glänzte sogar in frischen Farben. Beide standen und schwiegen. Dann sagte der Alte:

„Früher habe ich wohl nicht richtig verstanden, was da oben steht. Auch der kann Gott im Herzen tragen, der noch mit Zweifeln zu tun hat. Seine Wege mögen dunkel und trübe sein, ein Suchender ist aber auch er. Und deshalb behaupte ich, lieber Sohn“ (dabei sah er Harro mit mildem Lächeln ins Gesicht), „ich behaupte, daß in der Kanzlei niemals ein ruchlos Wort von dir gegen Gott

gefallen ist. — Aber nun komm! Ich habe die Tür vor dir zugemacht, ich will sie wieder aufmachen."

Es entspann sich ein Wettstreit zwischen Vater und Sohn. Harro wollte es nicht zugeben, der Alte aber stellte sich auf den Findling.

„Noch bin ich Herr im Hause!" rief er, „kann tun, was ich will, und niemand soll mir wehren. Ich mache die Tür auf, vor wem es mir gefällt und so weit, wie ich mag."

Er ließ es nicht bei dem rechten Flügel, auch den linken riegelte er auf und schlug beide weit zurück.

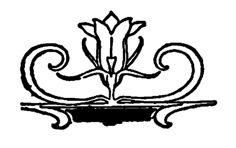
Ende.



Anemonen · Von Annabel Lee

Wie's geschieht, daß wunderweiß und fein
In den Waldesgründen tausend Blumen,
Ganz aus Duft gewebt und Frühlingsschein,
Sprießen über schneegetränkten Krumen?
Lichtsaat ist es, die sich heimlich-sacht
Niederschwang aus unermessener Ferne,
Als uns grüßten in der heiligen Nacht
Unerhörten Glanzes voll die Sterne.

In ihr irdisch-armes Bett geschmiegt
Ruhten da des Himmels Liebesstrahlen
Wie von Ostersehnsucht eingewiegt,
Unterm Moderlaub, dem dumpfen, fahlen.
Saat von oben, nicht umsonst geschenkt,
Künde hell, du blühendes Gefunkel,
Daß zur Weihnacht sich herabgesenkt
Gottesklarheit in das Erdendunkel.





Das Naturgesetz
Von Wilhelm Bruhn

Das Wort „Naturgesetz“ ist eine von den abgegriffenen Münzen, deren Prägung undeutlich geworden ist, weil sie durch allzu viele Hände gingen.

Vom Naturgesetz spricht heute jedermann, als wäre dies das einfachste Ding von der Welt; und am Ende würden doch unter zehnen neune in Verlegenheit geraten, wenn man sie fragte, was es denn mit einem solchen Gesetz für eine Bewandtnis habe.

Es ist nämlich im Grunde keineswegs eine Binsenwahrheit, die hinter diesem Worte ruht, sondern im Gegenteil eine höchst erstaunliche und problematische Sache.

Denn was behauptest du damit, wenn du sagst, es gäbe Naturgesetze? Nicht weniger als dies: daß das Weltall in ewigen Regeln fest versichert ruhe, wie ein Dreadnought in seinem stählernen Gerippe, und daß du deinerseits imstande seiest, die Rippen am Weltenrumpfe genau zu erkennen.

Das ist ja nun gewiß ein erhabener, ja ein notwendiger, unentbehrlicher Gedanke: es würde uns sein, als wenn der Boden unter unseren Füßen versänke, wenn dies einzig Feste im allgemeinen Flusse der Dinge nicht Wirklichkeit sein sollte; es gäbe keinen Halt, nichts Gewisses mehr, woran sich unser Blick festklammern könnte, wenn die Unendlichkeit der Schöpfung ihm schwindlig machen will.

Indessen — weißt du denn so gewiß, daß dieses Feste ist? Wie, wenn nun nur der Wunsch der Vater der Gewißheit wäre, wenn du nur darum die letztere für selbstverständlich hieltest, weil du sie nicht entbehren willst und kannst?

Im Grunde ist es ja doch etwas ganz Ungeheures, was du da als angeblich selbstverständlich in Anspruch nimmst. So ein Gerippe, das, uns unsichtbar, doch ganz allein den Körper des Universums aufrecht hielte, der ohne dies zum wesenlosen Chaos in sich selbst zusammenfallen müßte, so ein unausdenkbar gewaltiges Werk einer unbegreiflich hohen Intelligenz — sollte das eine reine Selbstverständlichkeit sein?

Sehen wir doch einmal der Sache auf den Grund. Wie steht es mit unserem Wissen um Naturgesetze?

Es blitzt. Du sagst: Nun wird es gleich donnern; es **muß** donnern, das ist ein Naturgesetz! Und das „muß" geht dir so glatt von den Lippen, als gäbe es nichts Natürlicheres.

Und doch stehen in diesem „muß" zwei geradezu verwegene Behauptungen, für die dir auch nur der geringste Anhalt von Beweis fehlt.

Zum ersten: Wenn du sagst, es müsse nun donnern, so ist dabei deine Meinung diese: daß dem Geschehnis des Blitzens selber ein Zwang innewohne, aus dem der Donner eben so naturnotwendig, organisch herauswachsen müsse wie etwa der Trieb aus einem Keime; mit andern Worten: du siehst den Blitz als Ursache und den Donner als Wirkung an.

Mit welchem Rechte aber? Weder deine eigene Beobachtung noch die irgendeines andern Menschen, sei es auch der gesamten Wissenschaft aller Völker und Zeiten, hat jemals so etwas wie geheimnisvolle kausale Fäden zwischen Blitz und Donner wahrgenommen. Was sie hat feststellen können, war immer nur dies: daß es **jedesmal wenn** es blitzte, alsbald auch donnerte.

Das „jedesmal wenn" nun ist aber weiß Gott nicht dasselbe wie ein „darum weil". Donnern und donnern müssen ist zweierlei. Von einem geheimnisvollen Wechselverkehr der Erscheinungen untereinander kann für die wissenschaftliche Beobachtung schlechterdings nicht die Rede sein, sondern nur von einer regelmäßigen Aufeinanderfolge von Tatsachen. Aufeinanderfolge aber ist ebensowohl etwas anderes als innerer Zusammenhang, wie die Mechanik etwas anderes ist als das organische Leben.

Wenn nun aber du und ich und dazu alle unsere Wissenschaftler ohne Ausnahme trotzdem von einem solchen inneren Lebensverhältnis der Dinge reden als von einem ehernen Gesetz, und auf solche Gesetze gar die ganze wissenschaftliche Erkenntnis aufbauen, so verlassen wir damit eben allzumal den Boden des **Wissens** und bauen unsere Weltanschauungen auf der ganz anderen und zunächst weit unsicherer erscheinenden Grundlage des — **Glaubens** auf!

Zum andern. Wenn du sagst, es müsse donnern, so erhebst du ohne Frage damit den Anspruch, daß deine persönliche Erfahrung von der Regelmäßigkeit der beobachteten Naturvorgänge eine schlechthin unbedingte Geltung habe, daß es also **immer** und unter allen Umständen donnern müsse, sobald es geblitzt habe. So machst du aus deiner eigenen Beobachtung ein allgemeines Gesetz.

Da ist denn aber doch wiederum zu fragen: mit welchem Rechte eigentlich? Freilich fühlst du dich hier sicherer als vorhin, führst für dich an, daß du mit deiner Beobachtung doch nicht allein stehest, sondern daß jeder einzelne Mitmensch sie durch eigene Erfahrung bestätigen könne und daß überhaupt die gesamte Menschheit von Anbeginn her nie eine abweichende Beobachtung gemacht habe.

Dagegen ließe sich zunächst schon sagen, daß du das, was dein Mitmensch erlebt, eben nicht selber erlebst, also auch nicht wissen, sondern nur ihm auf Treu und Glauben abnehmen kannst und daß es um das Zeugnis der Menschheit von uns vollends eine eigene Sache ist, weil es sich da doch immer nur um in Anbetracht der Gesamtzahl vereinzelte Aussagen handelt und die geschichtlich zu erforschende Menschheit nur ein paar Jahrtausende umfaßt.

Indes, zugegeben, es sei eine Tatsache allgemeinen menschlichen Wissens, daß von Anbeginn der Erde her auf den Blitz allemal der Donner gefolgt sei — woher in aller Welt will denn ein Mensch wissen, daß dem auch weiterhin durch alle Jahrtausende so sein werde? Läßt sich doch von dem Zukünftigen überhaupt nichts wissen, nicht einmal von dem einzigen Augenblick, der als der Zukunft vorgeschobenster Posten dem gegenwärtigen benachbart ist, nur — glauben! Wenn du also die feste Überzeugung hast, daß alle Späterlebenden die gleiche Beobachtung machen werden wie du jetzt und wie die Millionen neben und vor dir, so ist das eben deine Überzeugung, das will sagen: nicht ein Wissen, sondern ein Glauben.

Was du w e i ß t, ist lediglich dies: daß bisher kein Fall nachweisbar ist, der dich nötigte, deine Überzeugung zu revidieren. Nun aber — was bisher galt, warum müßte es denn immer gelten? Ist es etwa von vornherein undenkbar, daß Achsen und Räderwerk der Weltmaschine ihre Anordnung ändern, wie sich Menschen und Dinge gewandelt haben im Laufe der Zeiten? Daß es späterhin einmal nicht mehr wird heißen können: Jedesmal, wenn es blitzt, muß es auch donnern? Ob wir diesen Fall für wahrscheinlich halten oder nicht, tut nichts zur Sache — außer dem Bereich des Denkbaren liegt es jedenfalls nicht.

Demnach hast du durchaus kein Recht, aus deiner Beobachtung ein Gesetz zu machen. Vom Standpunkt des Wissens kommt ihr kein höherer Rang zu als der einer v o r l ä u f i g e n Wahrheit; was du darüber hinaus dazu gibst, ist kein Wissen mehr, sondern Glauben, Voraussetzung. Und zwar eine Voraussetzung kühnster Art. Denn etwas nur darum für ewig erklären, weil es bisher immer so war, ist nichts anderes als eine grenzenlose Kühnheit. Das unermeßliche Weltall gebunden an die vermeintlichen Regeln, die ein paar Generationen von Menschen ihm bisher abgelauscht haben wollen? Es dürfte sein Wesen beileibe nicht ändern, nur damit wir kleinen Menschen nicht umlernen brauchen? Fürwahr, es steckt ein gut Teil Unbescheidenheit, ja Größenwahn in dieser doch so alltäglichen Ansicht!

Wie aber mit Donner und Blitz, so steht es auch mit Schwerkraft und Anziehungskraft der Erde, Ebbe und Flut und Bewegungslinien der Gestirne, kurz mit allen „Naturgesetzen“. Was das wirkliche Wissen dazu geliefert hat, ist allemal nur eine vorläufige Wahrheit gewesen; das Gesetzmäßige hat immer erst der Glaube dazu gebracht. Da nun aber diese „Gesetze“ in der Tat aller wissenschaftlichen Forschung als Fundament dienen, so können wir tatsächlich auch nicht mehr umhin, zuzugestehen, daß alles menschliche Wissen zuletzt auf Glauben beruhe, daß es also eine voraussetzungslose Wissenschaft überhaupt nicht gebe.

Das mag manch einem schmecken wie ein Schlag ins Gesicht. Nichts pflegt den Menschen so tief zu kränken, als wenn er, der Wissensstolze, zugestehen muß, daß er nichts weiß. Ja, leicht schlägt das stolze Selbstbewußtsein um in kläglichste Resignation: so schwer sich der Durchschnittsmensch zu jener demütigenden Einsicht zu bequemen pflegt, so gern pflegt er auch, hat er sie einmal gewonnen, ihre Tragweite zu überschätzen.

Indessen, zum weltschmerzlichen Grübeln über die Ohnmacht des Erkennens ist denn doch keinerlei Grund vorhanden. Und das ist nun die andere Seite der Sache, die man bei einer Betrachtung wie der unsrigen nicht übersehen darf.

Gewiß, alle Naturgesetze beruhen auf Voraussetzung, also auf Glauben. Aber dies „Glauben“ hat wenig gemein mit dem, was man gemeinhin so nennt. Denn „Glauben“ nennt sich schließlich jedes vage Vermuten; oft ist auch das religiös gefärbte „Glauben“ nicht mehr als ein solches. Aber hier ist mehr als vage Vermutung. Es ist denn doch etwas anderes, ob ich sage: ich glaube, daß es morgen regnen wird, oder auch: daß es eine Seelenwanderung gibt, oder ob ich sage: ich glaube und setze voraus, daß die Jahrtausende hindurch bewährten Beobachtungen der Menschheit ehernen Gesetzen entsprechen, auf denen der Lauf des Weltgeschehens ruht.

Denn im letzteren Falle liegt wahrlich etwas mehr vor als ein Spiel der Phantasie. Wir sagten zwar, es sei eine grenzenlose Kühnheit, das Bestehen solcher Gesetze vorauszusetzen. Das ist es auch, ist es überall da nämlich, wo es sich um jene gedankenlose, leichtfertige Voraussetzung handelt, die aus der Selbstüberschätzung des Verstandes stammt. Aber das Glauben, um das es sich hier dreht, ist kein leichtfertiges, sondern ein im Wesen des Menschen notwendig angelegtes; es entstammt nicht dem Verstand, sondern dem innersten Bedürfnis der menschlichen Persönlichkeit; es ist daher auch keine Kühnheit, sondern die natürlichste Selbstbejahung des menschlichen Wesens. Der Mensch setzt voraus, daß seinen regelmäßigen Beobachtungen ewig geltende Normen im Weltall entsprechen, weil er kraft seines vernünftig-sittlichen Wesens eine solche vernunftgemäße und dauernde Organisation des Weltenbaus fordern m u ß. Ohne solche Voraussetzung würde es ihm unmöglich sein, im Universum mehr als eine sinnlose Anhäufung von Stoff zu sehen; eine derartige Weltanschauung aber, welche im Chaos den letzten Grund aller Dinge fände, schlüge allem unverfälschten menschlichen Empfinden ins Gesicht, weil der Mensch, der doch für sich selber und seinesgleichen im Vernünftigen, Sinnvollen das Vollkommene sieht, unmöglich an das gesamte Weltall, dessen Teil er ist, einen anderen, minderen Maßstab anlegen kann, indem er hier plötzlich im Unvernünftigen, Sinnlosen das Wesen der Dinge sucht.

Und so richtet eine andere Instanz wieder auf, was der Verstand einriß: das elementare Bedürfen der innersten Persönlichkeit, das „Glauben“ im edelsten Sinne, von dem man denn allerdings dasjenige, welches weniger einer allgemeinen, im menschlichen Wesen begründeten Notwendigkeit als vielmehr einem Sonderbedürfnis des einzelnen Menschen oder einer einzelnen Menschengruppe entsprang, als eine minder zuverlässige Erkenntnisquelle streng zu unterscheiden haben wird. Was aber die Menschheit, der Mensch schlechthin, aus dem Drange seines innersten Wesens heraus fordern, voraussetzen muß — muß, weil im letzten Grunde sein eigenes Wesen und das der Dinge um ihn her nicht zweierlei, sondern ein und dasselbe ist — davon magst du getrost behaupten, nicht nur, daß es vorläufig gelte, nein, daß es immer so sein müsse — oder aber wir stünden vor der ungeheuerlichen Tatsache, daß menschliches Wesen und Sehnen eine einzige große Illusion, die Welt also auf einer Lüge aufgebaut wäre, zu welcher jämmerlichen Annahme sich bisher wohl hin und wieder ein paar verirrte Geister, zu keiner Zeit aber die berufenen Wortführer der Menschenseele verstanden haben.

Nicht außerhalb also, sondern im Menschen selber liegt der feste Punkt. Ein andres, was da fest wäre, gibt es nicht; und nur da kann ein an sich Zweifelhaftes für uns fest werden, wo es durch das persönlichste Erleben des eigenen Ich hindurchgegangen ist, wo seine Bejahung, von dem letzteren als ein völlig unabweisbares Bedürfnis empfunden, sich von selbst und mit zwingender Notwendigkeit durchsetzt.

Unser Glaube an Naturgesetze erfüllt diese Bedingungen. Er entströmt den tiefsten Gründen der menschlichen Wesenheit; er kann darum nie und nimmer eine Täuschung sein, wenn es auch für den Verstand keine bleibenden Wahrheiten geben kann und die wissenschaftliche Erforschung des einzelnen Gesetzes, ihrer Vorläufigkeit bewußt, stets auf die eintretende Notwendigkeit einer Revision ihrer Feststellungen gefaßt sein muß.

So wird denn eine nachdenkliche Betrachtung der „Naturgesetze" zuletzt in eine zwiefache Spitze auslaufen müssen: eine Demütigung für alle Voreiligen, die Unmögliches von ihrem Verstande erwarten, und eine gerade heute nicht unangebrachte Warnung vor Überschätzung der Resultate wissenschaftlicher Forschung einerseits, eine Ermutigung für alle, die sich auf die Grenzen und wirklichen Quellen menschlicher Erkenntnis besonnen haben, andrerseits.

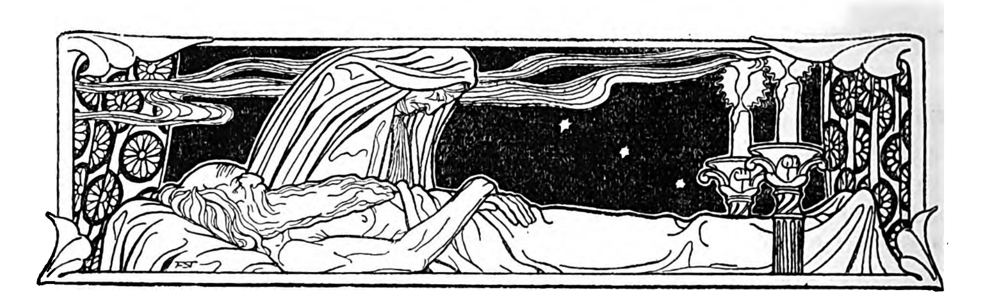


Vorüber! · Von Hans Schmidt

Der Schnellzug hastet durch bleiche Nacht,
Rüttelt sich vorwärts mit Macht, mit Macht!
Die Augen glühen, der Atem keucht,
Ein flüchtiger Drache, durchs Dunkel gescheucht.
Die zitternden Birken wehen im Wind —
Vorüber, vorüber! Die Zeit verrinnt!
Still liegen die Häuslein, wie Kinder im Traum —
Vorüber, vorüber! Man sieht sie kaum.
Nun stürmen gespenstische Kiefern heran —
Sie tanzen im Mondlicht und fassen sich an.
Funkelnde Lichter in leuchtender Reih',
Sie taumeln nach rückwärts: Vorbei, vorbei!

Aber am Himmel, mit stetigem Schritt,
Schreiten die Sterne gemächlich mit. —
So taumeln vorüber im Wirbel der Zeit
Irdische Freuden und irdisches Leid.
Aber mit stillem, stetigem Schein
Schauen die Augen des Höchsten hinein.





Aus Taulers Tagen

Novelle von Friedrich Lienhard

Es geschah eines Nachts im Jahr des Unheils 1349, daß zwei Bettler im Winkel einer Gasse lagen, in denselben zerlumpten Mantel gewickelt. Um sie her stand mit ihren Türmen, Kirchen, Klöstern, mit ihren Giebeln und eckigen Häusern, mit ihren vielen Wassern, Brücken und Holzstegen die mittelalterliche Stadt Straßburg. Und es war im Herzen der Stadt, unfern vom Dominikanerkloster.

Dort irgendwo lungerten diese zerlumpten Gesellen herum. Es waren die niedrigsten ihrer Gattung, Geschöpfe, die auf blutigen Sohlen vor dem schwarzen Tod geflohen waren, obschon ihnen wahrlich nicht viel zu nehmen war. Denn selbst der dunkelrote Wollmantel, unter dem sie nun lagen, war noch vor drei Tagen einem andren gewesen: einem Toten, den sie bei Basel auf offenem Feld gefunden hatten. Vor jenem großen Sterben hatten diese lebenshungrigen Landstreicher die Flucht ergriffen.

Nun hielten sie hier in Straßburg die Köpfe aus diesem einzigen Mantel herausgestreckt. Sie waren anzusehen wie ein zwieköpfiges Ungetüm. Der eine dieser Zwillingsköpfe hing schlaff herab und schien zu schlafen; der andre schaute mit so stieren Augen um sich, daß zwei Hunde, die in der Nähe in Abfällen und Unrat knabberten, knurrend beiseite wichen.

„Martin“, murmelte der Wachende.

„Was willst?“

„Schau einmal die vielen Menschen!“

Die Stadt war totenstumm. Es war um Anfang Hornung; graue, stumpfe Nacht ohne Mond.

„Die vielen Menschen, die an uns vorüberziehen“, murmelte Ruprecht.

Er stöhnte; sein Bruder Martin brauste auf.

„Trübseliger Gespenstergucker, was schaust denn wieder?“

„Die vielen Menschen“, stöhnte der andre, und seine krankhaft schauenden Augen wanderten langsam und entsetzt die Gasse hinauf und hinab. „Sie kommen ganz still, sie ziehen zwei und zwei ... sie haben graue Spinnweben an und eine Kapuze über den Kopf gezogen ... sie halten eine brennende Kerze in der rechten Hand ... und man sieht von ihnen nur die Hand und die zwei Augen ... Es will gar kein Ende nehmen, es sind viele Tausende ... Oh!“

Martin brummte und schalt so laut, daß die Hunde mit ihren Knochen davonliefen. Dafür aber lag nun Ruprecht stumm und hatte eine tiefe Ohnmacht, so sehr hatte ihn sein gespenstisches Schauen angegriffen.

„Da schlafe der Satan weiter!“ grunzte der wache Landstreicher und reckte nun seinerseits das borstige Haupt aus dem Schildkrötenrumpf. „Die Stadt ist stumm wie ein Freithof. Nur zwei Lichter brennen. Möcht' wissen, was der dort im Kloster so spätes Licht brennt? Betet er? Das kann der Pfaff auch ohne Öl und Unschlitt besorgen. Zählt er die Almosen, die ihm die Stadtweiber zutragen? Kann schon eher sein. Und der andre dort in dem großen Hause — der hat Geld genug, das sieht man dem Bau schon von weitem an. Will doch einmal zusehen: — wessen Licht brennt länger? Tät's am Wams abzählen, hab' aber keine Knöpfe mehr dran. Oder tät' würfeln drum, aber die Stadtbüttel zu Basel haben uns die falschen Karten und Würfel abgeprügelt, die Schufte. Eine elende Welt! Und ist an der Zeit, daß einmal wieder durch Seuchen und Erdbeben die Gerechten von den Ungerechten gesichtet werden!“

Er brummte, seufzte und schalt vor sich hin. Dann spähte er beharrlich nach den beiden Lichtern. Eines dieser Lichter brannte in einer Klosterzelle, das andre aber in einem reichen Bürgerhause.

Endlich erlosch das Licht im Hause des Ammeisters Berthold Swarber.

Aber die Ampel des Dominikaners Johannes Tauler brannte bis an den Morgen.

* * *

Die Nacht schritt vor. Der Mond wagte sich höher herauf.

In einem Spittelhause keiften zwei alte Weiber, wüst und gellend; es währte nicht lange, so kamen die zahnlosen Drachen aneinander und verprügelten sich klatschend; Fenster gingen, Holzschuhe klapperten, Menschen schimpften und kreischten, Wasser wurde ausgeleert — dann war wieder Stille.

Hustende, schwatzende, lachende Bürger trotteten feist und schwerfällig von einem Festessen heim; ihre Stimmen waren heiser. Einer von ihnen stellte die Laterne auf den Boden und erklärte umständlich die Beschießung der Feste Schwanau: wie sie dem Raubritter Fässer voll Unrat hineingeschleudert und ihm die Luft verpestet; wie sie mit zwei guten Kriegsmaschinen, dem Büffel und der Katze, die Mauern bearbeitet; wie der Werkmeister Klaus Karle die ritterliche Wohnung in Brand geworfen — „ja, ja, die Straßburger lassen keinen Possen mit sich treiben!“ Dann wanderten sie weiter. Es waren fette, schwere Männer.

Zwei Bettelmönche schlürften vorüber. Ein Ritter und seine Gesellen, von der Trinkstube laut und lachend heimkehrend, ließen sich vorleuchten. Ein Beghinchen im grauen Schwesternkleid kam von einer Kranken und huschte eilig und gebückt ihres Weges dahin.

Dann war wieder Stille.

Der Mond trat über die Giebel. Er war eine große runde Silberscheibe. Schön standen um ihn her die kleinen Sterne. In der silbernen Luft hatten die Dächer einen lichten Rand; die Schatten der steilen Giebel hoben sich mit deutlichen schwarzen Flächen von den weißen Fachwerkwänden ab.

Da schwoll das Getöse einer Straßenprügelei näher und näher heran. Es kam vom Judenviertel. Hiebe hagelten, Schreie, Zornrufe, Auflachen! Und schon wälzte sich der Klumpen der Verfolgten und Verfolger aus einem Gäßchen heraus.

„Sollt's nimmer erlaubt sein, Juden zu foppen?“ schrie einer. „Wir haben an ihre Läden gepoltert und die Brunnenvergifter gewarnt!“

„Ihr habt in einem Dirnenhause die Wirtin verhauen, unzüchtiger Gesell!“ schrie ein Büttel dagegen. „Ihr prellt dieses liederliche Weibsvolk obendrein um den Lohn! Pfui, Scham und Wehe über Euch!“

„Glaubt Ihr,“ schrie ein andrer, „das adlige Regiment daure noch wie vor den Zeiten des großen Geschölles? Ihr seid im Irrtum, Herrlein! Ihr treibt schon lange Ludereien, und wir kennen Euch trotz der Mummerei mit dem falschen Bart, der Euch ums Kinn wackelt!“

Aber der angefochtene Junker, dem in der Tat ein falscher Bart am Kinn schaukelte, sprang rüstig und gewandt hinter die aufgesprungenen Bettler. Rasch entriß er ihnen den Mantel und wickelte das Tuch wie einen Schild um den linken Arm.

„Her den Mantel, daß ich mich decken kann! Jetzt komm, du Stadtknecht, du Pfennigseele, du Suppen-Apostel, dir will ich jetzt das Sitzleder verwamsen, wart! Da! Und da!“

Und er hieb mit dem Degen übel auf die Scharwache los; seine Gesellen taten lachend desgleichen. Die städtischen Leute mußten flüchten und schrien um Hilfe. Am Fenster erschien der Ammeister und schickte einen Knecht hinaus, nach dem Lärm und seiner Ursache zu fragen. Der lässige Bursche, halb angekleidet, zog den Gürtel zu, spuckte behaglich und schaute sich die Prügelei an. Dabei entfiel dem Junker der Bart, den Ammeisters Knecht mit Schmunzeln aufhob. Gähnend erzählte er dann dem Bürgermeister, es sei eine Rotte betrunkener Adliger; er habe den Junker Ulrich erkannt; sie hatten wieder einmal Händel mit der Stadtwache.

Der Ammeister zog die Stirne kraus und ging stumm in sein Schlafgemach zurück. Die wilde Jagd vertobte.

Ruprecht und Martin waren um den Mantel geprellt. Das grobe Zeug, das auf dem Feld bei Basel einen Toten bedeckt hatte, war nun in neuem Besitz. Es hatte dem Junker so gute Dienste getan, daß er es mitnahm und sich nachher auf seiner Stube vergeblich besann, woher ihm das hilfreiche Tuch zugeflogen sei. Ja er war mit Spott und Lachen geneigt, ein Wunder anzunehmen, das der heilige Martinus an ihm vollbracht habe.

* * *

Regina Swarber war ein rasches und kühnes Blut, das nicht zwar ihres Vaters Statur, denn sie war nur klein, wohl aber dessen Stolz besaß. Ihr Haar war von der Farbe der jungen Kastanie, ihre Augen stahlblau. Und diese Augen waren grimmig kalt, wenn sie haßten, doch von innigstem Blau des Himmels, wenn sie liebten und lachten. Denn sie hatte ganz besonders Kinder lieb; und ihre zwanzig Lebensjahre rollten auf dem grünen Rasen mit der sechs- und zehnjährigen

Jugend um die Wette. Sie war unermüdlich, spannkräftig wie eine Toledaner Klinge, das funkelnde Leben selber.

Diese Regina saß zu den Füßen ihrer Mutter im schön getäfelten großen Zimmer. Und das Licht der Morgensonne schien durch die Butzenscheiben auf die zwei vornehm gekleideten Frauen.

Vor ihnen stand ein etwa fünfzigjähriger Maler und hielt Pinsel und sehr gefurchtes, bartloses Angesicht, das von schwarzen, angegrauten Locken umschattet war, sorgfältig über ein Holzgerät, auf das er malte. Neben ihm saß auf einem Schemel Junker Ulrich, hatte das rechte Bein über das linke Knie geschlagen, hielt den Degen über dem Schoß und plauderte von Welschland.

„Es hat mir in der Papststadt Avignon äußerst wohl behagt“, sprach er. „Da weiß man zu leben! Um die Papstburg herum wimmelt die Welt von galanten Abenteuern. Der Welsche ist muntrer, freier, kühner. Und man hält eine Ehe nicht gleich für gebrochen, wenn einem Ehemann eines andren schöne Frau ein Veilchen besser gefällt.“

„Pfui, Ihr sprecht lose!“ rief Regine. Und es zuckte dem ungeduldigen Mädchen in allen Gliedern, endlich einmal aufzuspringen und die offenen Haare zu schütteln oder einen Luftsprung zu tun.

„Was? Lose? Ich spreche artig, Jungfer Regine!“ verteidigte sich der Junker. „Hat nicht der Kleriker Petrarka unzählige Sonette auf Donna Laura, die schönste Ehefrau der Provence, gedichtet?“

„Dichter haben ein Recht, sich an Schönem zu freuen —“

„Hoh, und wir andern? Das war verfehlt!“

„Aber zwischen Dichten und Tun ist ein Unterschied —“

„Wahrlich ja, und ich gebe sämtliche Kuß-Gedichte gern her für einen lebendigen!“ rief der Junker lachend.

Regine zürnte und zog die nicht hohe, doch feste, grade Stirne kraus, ganz mit den Zornfalten, die auch ihrem Vater eigentümlich waren.

„Der Junker meint's nicht so“, warf die gutmütige Frau Ammeister ein.

„Alsdann soll er auch nicht so reden! — Ihr habt immer etwas Herrisches in Eurer Art, Junker. Als brauchtet Ihr nur in die Stube zu treten, zu lächeln und den Schnurrbart zu streichen — und alle Mädchen müßten Euch schon zu Füßen liegen. Das stellt Ihr Euch zu einfach vor, Junker! Ich wollte nur sagen, daß man sich an allem Schönen recht wohl freuen könne. Warum soll man nicht gern tanzen oder mit Kindern Reigen spielen? Wäre das nicht mein Leibvergnügen — weiß Gott, ich ging' ins Kloster!“

„Es fehlt so schon nicht viel dran“, bemerkte ihre Mutter.

„Zu den Kindern kommt man nur durch den Mann, schöne Regina!“ warb der Junker und beugte sich mit verliebten Blicken vor. „Ich empfehl' Euch dringend, Euch mehr mit dem Manne zu beschäftigen.“

„Pah, Ihr treibt schon Kurzweil genug! Wenn Ihr dann des leichten Lebenswandels satt seid, kommt Ihr zu uns! Ich habe von Vater Tauler andre Begriffe von eines Menschen Würde gelernt und bin nicht gesonnen, eines leichtfertigen Mannes Hausfrau zu werden.“

Das klang nicht mehr nach Scherz. Regine sprang auf; auch der Junker schnellte empor, war aber gefaßt und trat neckluftig an ihre Seite. Sie hatte sich schmollend in die Fensternische gestellt. Die Mutter verständigte sich mit dem Maler, daß man wohl für heute aufhören könnte.

„Sagt einmal," fuhr Frau Swarber leise fort, „Ihr kennt ja wohl den Junker ganz genau? Vor uns Frauen beschönigt man manches. Und doch dringt zu unsren Ohren Unliebsames über seinen Lebenswandel. Ich sage mir aber, jemand, der so offen über seinen Leichtsinn scherzt, kann nicht schlecht sein. Wie denkt Ihr darüber, Meister Nikolaus?"

Der Maler hatte die tiefschwarzen und tiefernsten Augen eindringlich auf das Bild geheftet, überhörte die Frage und schwieg.

„Seht, daß er dieses Bild anfertigen läßt zu einem Altarschrein für Sankt Klaus in undis," setzte Frau Swarber hinzu, „ist auch ein frommer Zug von ihm. Und er prahlt sich dessen weiter gar nicht. Er ist nicht von engem Geiste. Das zieht meine Tochter trotz allem dennoch an, wenn sie's auch nicht Wort haben will. Sie liebt entschiedene und freie Männer, etwa von dem Metall ihres Vaters. Mit dem stößt sie alle Tage zusammen und hat ihn doch noch lieber als mich. Es scheint zu solchen Naturen zu gehören, daß auch ihre Liebe die Form des Kampfes annimmt. Ich bin freilich anders."

Frau Katharina seufzte und beschaute das nahezu fertige Bild.

Jetzt erst sprach der Maler. Er sprach mit einer tiefen und ruhigen Stimme. Als ob das eben Vernommene gar nicht an ihn gerichtet gewesen, erklärte er das Bild.

„Auf dem Mittelgrunde dieses dreiflügeligen Gemäldes wird die heilige Frau Elisabeth, des Täufers Mutter, zu Maria, der Mutter Gottes, sprechen. Sie erzählen sich von den großen Dingen, die durch ihre heiligen Leiber in diese Welt eintreten werden. Zu Häupten schwebt, noch sehr hoch oben, die Taube des Geistes; um sie her ist der ganze Hintergrund reines Gold. In dem Flügel rechts steht ein Mann im Mönchsgewand, den geistlichen Stand andeutend: es ist Zacharias; links ein Mann in weltlicher Tracht: es ist der Zimmermann. Dort habe ich etwa an Bruder Johannes Tauler gedacht, hier etwa an den Ammeister, Euren Gatten. Jungfrau Regina nennt jenen ihren geistigen, diesen ihren leiblichen Vater. Beide können sich gut ergänzen."

„Schön, schön, und so schickt sich das alles vortrefflich ineinander!" lobte Frau Käthe und hielt ihr Faltengewand hoch. Ihr volles Gesicht glänzte freundlich; ihre Gestalt war groß und schwer. Und so stand sie mit bürgerlichem Behagen und ließ sich gern erzählen von der himmlischen Welt, ohne daß es ihr je ins Herz gekommen wäre, um den Besitz dieser himmlischen Welt zu kämpfen. Ihre Wohlanständigkeit hatte niemals Kämpfe gekannt; sie war eine gehorsame Gattin und ihren Kindern eine sorgfältige Mutter.

Lächelnd nickte sie dem Junker zu und rauschte schweren Glanzes in ihrem Prunkgewand hinaus, reinlich überleuchtet von der weißen Frauenhaube.

Am Fenster stand Herr Ulrich und beugte in eindringlichem Zureden das blasse Weltmanns-Gesicht zu Reginens festen und gesunden Zügen hinunter.

„Spröde Regina, Königin meines Herzens, unterschätzt nicht Eure Macht! Wäre meine Lippe von Eurem Kusse geweiht, es gäbe für mich kein ander Weib mehr auf Erden. Ihr allein habt die Macht, mich umzuwandeln, mich zu bekehren, mich zu erobern für Eure geistlichen Liebhabereien. Seht, ich bin bis Florenz und Assisi gereist, weil ich wußte, es wird Euch Freude machen —"

„Und habt an so heiligen Stätten nicht länger verweilt? Hätt' ich mehr Geduld, ich möchte werden wie die heilige Klara von Assisi. Warum seid Ihr so rasch umgekehrt?"

„Es war uns ein unlustiger Gesell auf den Fersen: der schwarze Tod. Doch hab' ich manche feine Weisheit aus Welschland mitgebracht: warum schenkt Ihr mir so wenig Zeit, Euch von diesen heitren Dingen zu unterhalten?"

„Ich habe den ganzen Tag zu tun."

„Auch nach Feierabend?"

Dringlicher flüsterte er dem Mädchen zu, das in einer zwiespältigen Stimmung das Braunhaar in Zöpfe flocht: „Ihr wißt, Euer Vater begünstigt unser Verlöbnis. Ich selber verzehre mich nach Euch, Schönste der Schönen. Habt Ihr denn kein Feuer im Blut?"

Der Maler stand an der Türe, wartend, sein Gerät in Händen. Er behielt die jungen Leute fest im Auge. Das wirkte ein wenig unbehaglich. Der Junker brach unwirsch auf. Draußen auf der Diele ließ er den Maler vorausgehen — und plötzlich, oben auf der kleinen Treppe, hatten sich Ulrich und Regina umarmt und küßten sich stürmisch. Sie wollte sich sofort wieder losreißen, schamhaft die Hände vors Gesicht schlagend. Aber mit zwei Schritten hatte er sie erreicht und schlang von hinten her mit roher Begierde abermals die Arme um ihren biegsamen Leib und küßte sie so sinnlich und heftig, daß dem jungfräulichen Mädchen die Zornröte den Hals hinanflog.

„Wie geht Ihr mit mir um?!" zischte sie wild und leise und stieß ihn mit starkem Faustſtoß zurück.

„Hast du mich nicht selber geküßt? Gestehst du jetzt, daß du mich liebst?"

Aber sie hatte ihren schweren blauen Rock in die Hände genommen und lief mit einem dumpfen Aufschrei, fast ersterbend vor Scham, in ihr Stübchen hinauf. Dort riegelte sie sich ein, warf den festlichen Stoff ab, hüllte sich ins Alltagskleid und schritt mit brausenden Schläfen im Zimmer auf und ab.

„O mein Gott, ich bin beschimpft, ich bin beschmutzt, ich bin vergiftet!"

Immer wieder mit dem Handrücken wischte sie zuckend und hastig über den Mund. Sie sah in den Spiegel, sie rieb und wusch das gesundfarbene Gesicht so scharf und kräftig, daß die Haut braunrot glühte. Aber es wich nicht hinweg, was auf den schmalen, doch voll gewölbten und roten Lippen brannte. So stand des Ammeisters Tochter eine lange Weile wie betäubt, bis sie zusammenfuhr, vom Fieber der Scham geschüttelt, und rasch hinunterlief in den Hinterhof, wo schon ein Rudel armer Kinder wartete, von ihrer anmutigen Wohltäterin gewaschen und neu gekleidet zu werden.

Junker Ulrich war mit listig-siegreichem Lächeln die Treppe hinuntergestiegen, als wollte er sagen: „Seht ihr, so sind sie alle, es braucht bloß ein Kenner ihr Blut zu wecken!"

Unten stand Meister Nikolaus und hatte den Vorgang mit der ihm eigenen sachlichen Ruhe beobachtet.

Sie gingen ein Weilchen schweigend durch die lauten Gassen.

„Was deucht Euch von dem Bilde?" fragte der Maler.

„Ach, ich hab' es gar nicht angesehen."

„Es ist fast fertig. Und ich brauche nun in des Ammeisters Haus nicht mehr zurückzukehren."

„Ihr scheint ein frommer Mann, soweit ich Euch kenne, Meister Nikolaus. Aber in diesem Falle habt Ihr mir vortreffliche Kupplerdienste getan. Mir ist fortan um diese Regina Swarber nimmer bange."

„Mir auch nicht", versetzte Nikolaus kühl und vieldeutig.

Er blieb stehen und verabschiedete sich.

„Ich kann Euch die Hand nicht reichen, Junker, weil ich alle Hände voll habe. Ihr wißt, daß ich drüben bei Rulman Merswin wohne. Er wird die geschäftlichen Dinge mit Euch ordnen. Und so gebt mir Urlaub. Euch aber wünsche ich, daß Gott Euch finden möge."

In diesem Augenblick strich ein alter Jude hart an ihnen vorüber. Es war an einer Ecke, Wagen und Menschen stauten sich; der Jude zog seinen faltigen Kaftan eng zusammen.

„Gottes Lohn, Junker, daß Ihr unsre Sache beim Ammeister fördert", murmelte der gebückte Hebräer, ohne aufzusehen. „Soll Euer Schade nicht sein."

„Geh zum Teufel, krummer Hund!" knurrte der Junker unwillig und machte sich mit einem Fußtritt Bahn.

Nikolaus, der Maler, stand mit seinem Geräte unter dem Arm und schaute verwundert bald den weiterschleichenden Alten, bald den unwirschen jungen Ritter an. Dann ging jeder seines Weges.

* * *

Eine Stunde später saß des Ammeisters Stallknecht Peter im Hof unter der Linde und brachte mit einem falschen Bart ein ganzes Häufchen Kinder zum Lachen.

„Was macht denn der Peter für dumme Sachen?" warf Regina herum, die in der offenen Waschküche zwischen den andren Kindern hantierte.

„Er hat nächtens einen falschen Bart gefunden", erzählte Bärbel, die Magd, die grade einen Eimer ausgoß. „Platz da — oder ich schwemm' euch mit!"

Eines Büttels junge Frau nahm das Wort und wußte den umstehenden armen Weibern Geschichten von einer nächtlichen Prügelei zu erzählen, die leider ihrem Mann gar übel ausgeschlagen.

Regina achtete anfangs nicht darauf, denn sie war mit Leib und Seel' ihrer Arbeit gewidmet, immerzu mit dem Kinde plaudernd, das sie grade unter den Händen hatte.

„So, du mein Stumpemännele du! Unser Heiland hat Kinder zu sich gerufen — sollen nicht auch wir euch klein Zappelvolk liebhaben? Rotzäugele und Rotznäsele, wasch dich schön! Und blanke Guckäugele glitzern jetzt heraus wie Fenster-

scheiben am Sonntagmorgen, gelt? Und nun ein Hemdele drüber — kommt, Ursula, das könnt Ihr selber tun! So! Und das Stumpemännele steht wieder auf seinen zwei Beinen, gelt, du liebs Kleins du, gelt?"

So sprudelte die rasche Zunge, und das heiße Herz lief über. Sie laugte, seifte, rieb, scheuerte gründlich, kniete auf den nassen Steinen, bis die pfirsichroten Körperchen gereinigt aus dem Schaum aufleuchteten. Sie selber glühte, ihr Hals war offen, ihre Arme nackt, die Haare nur schlecht unter ein weißes Kopftuch gesteckt — Reginchen dampfte vor Eifer und Tatkraft. Ein lauer Seifengeruch lag in der Luft; und Kinder quollen aus den Händen der wundertätigen Göttin hervor und wanderten als neue kleine Menschen in die Hände der Mütter und Geschwister zurück.

Doch von Zeit zu Zeit schwieg sie ganz. Fuhr nur mit dem Handrücken flüchtig über den Mund und hantierte schweigend. Und plötzlich horchte sie auf das Gespräch. Denn man sprach von allerlei losen Junkern und Bürgersöhnen, darunter auch vom Junker Ulrich.

„Er hat sich eine bezahlte Dirne aus Welschland mitgebracht — er macht dicke Schulden bei den Juden — und in dem Bart dort hat ihn mein Mann schon oft zu jenem schlechten Weib schleichen sehen! Er treibt's wüster als alle — —"

„Wer? Von wem sprecht Ihr da, Brigitta?"

„Nun, den Junker Ulrich kennt Ihr ja ganz gut."

„Und wo hat der dort den Bart her? — Komm mal her, Peter!"

Peter erzählte gemächlich. Wie der Junker Ulrich bei der Prügelei den Bart verloren, wie er Bettlern den Mantel entrafft, und was dergleichen mehr war. Die Büttelfrau wußte üble Weiberdinge zu sagen; die andren Frauen stimmten bei.

„Es ist gut," sagte Regina kühl, „zieht die Kleine vollends an und geht heim!"

Und mit raschen Sätzen war das zornig erregte Mädchen die Treppe hinauf, warf einen jüngeren Bruder, der sich liebkosend an sie hängen wollte, unsanft beiseite und stand in ihres Vaters Stube.

„Vater, was ich da soeben gehört habe, ist das wahr?" Und erzählte, was sie vernommen, und hob mit dem nackten Arm den Bart hoch, und achtete nicht darauf, daß von ihrem Rockrand Seifenwasser troff.

Der Ammeister sah langsam von seinem Tisch auf, woran er eben rechnend saß, und betrachtete den derben Küchenanzug der Tochter nicht eben billigend. Er schob die schweren Silberstücke zurück und faßte die erregten Gesichtszüge des schönen Mädchens mit kühlem und herrenhaftem Blick ins Auge. Sie redete so heftig, daß um ihre sehnige, gedrungene Gestalt her die Flechten flogen, die sich aus dem Kopftuch gelöst hatten.

„Was braucht denn dich dummes junges Ding Weibertratsch zu kümmern!" sprach er unmutig. „Du weißt ein für allemal, daß ich diese Heirat wünsche — und damit ist dies abgemacht."

„Nicht abgemacht, Vater! Erwartet Ihr, daß ich eine Sache sei, die man an einen wüsten Menschen verhandle? O Schmach, o wehe mir und Euch! Dieser Mensch hat mich geküßt! Ich bin beschmutzt, Vater! Vater, Ihr sollt diesem Manne das Haus verbieten!"

„Oho! Waffen noch einmal! Das fehlte noch!“ Der Ammeister lachte laut. „Einem adligen Herrn aus vornehmer Familie! Weil er dir einen Kuß gegeben? Weil er auch andre küßt? Das ist Brauch bei jungen Leuten. Und wenn schon, du hitzig unerfahrenes Kind, wenn schon diesem jungen Menschen bisher noch die rechte Zucht fehlt — es gehen noch andre Dinge in Straßburg vor, von denen ihr Weiber wenig wißt. Man will mir ans Amt und an den Hals. Der Volkshaufe drängt in die Führung der Stadtgeschäfte. Frag nur einmal die Metzgerzunft! Der Betschold kann dir ein Liedlein singen, was er alles an mir auszusetzen hat! Wir andren müssen zusammenhalten. Verstehst du das?“

„Ich verstehe, lieber Herr, daß Ihr Eure Tochter nicht schützt! Ich verstehe, daß ich verschachert werden soll! Und so versteh' ich denn auch, daß ich mir selber helfen muß, wenn mich mein Vater im Stich läßt!“

Da brauste der Ammeister auf.

„Verstehst du widerspenstiger Trotzkopf nicht, daß die Stadt wichtiger ist als dein empfindlich Seelchen?!“

„Ich bin nicht weniger als Eure steinerne Stadt! Wisset, daß ich für meine Seele vor Gott verantwortlich bin! Ich allein, und hilft mir dabei keine Stadt Straßburg!“

Der Ammeister erhob sich und stieß den Eichenstuhl polternd zur Seite. Er war ein stattlicher und breiter Mann, dem der harte, rötlich-graue Bart herrlich stand. Seine buschigen Brauen verdeckten kaum das Zornfeuer der Augen. Das war ihm neu, daß dieses winzige Persönchen im eigenen Hause wider seine Herrschaft meuterte.

„Ein Nichts wie du“, schrie er, „ist überhaupt noch kein Mensch, sondern will vielleicht einmal ein Mensch werden, wenn's gut geht! Bis dahin gehorche! Was sind denn das für frömmlerische Einbildungen? Hast du diesen Gehorsam von deinem Beichtvater Tauler gelernt?“

„Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!“

Die kleine Person stand straff, und es lief von Zeit zu Zeit ein zitternder Ruck die gespannte volle Hüfte hinunter bis zum nassen Saum des fest anliegenden Kleides. Die Stirn hatte ihre eigensinnige Falte, das Kräuselhaar war gesträubt, das Fäustchen geballt.

„Es geht auf Leben und Tod, gestrenger Herr und Vater! Ich bin Euch in allem andren gehorsam. Hierin nicht! Ich will jenen Junker nicht mehr in diesem Hause sehen!“

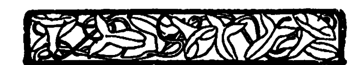
„Und wenn ich's nun nicht tue?“

„Dann tu' ich's! Dann stell' ich ihn selber zur Rede, hier in dieser Stube! Und wenn er die Dinge bestätigen muß, so geb' ich ihm eigenhändig einen Schlag mitten ins Gesicht und jag' ihn hinaus!“

Es flammte aus dem zornsprühenden Mädchen heraus; ihr Anblick war hinreißend schön. Der Ammeister fühlte, daß ihm die kleine Person gewachsen war. Und ehe seine zornige Verlegenheit ein letztes Wort gefunden hatte, brach sie selber die Verhandlungen ab, ging mit ihren flinken und festen Schritten zur Türe und schmetterte das schwere Holz donnernd hinter sich zu.

Aber dann ermannte sich auch der gestrenge Herr, ging ihr nach, die sich in die Wohnstube zur Mutter geflüchtet hatte, und es gab dort ein heftiges Schelten. Denn Ritter Swarber war hochfahrend; und sein heimlich angestauter Zornmut entlud sich nun gegen Gattin und Tochter. Hätte das Kind nicht mit zusammengebissenen Zähnen geschwiegen, er hätte wohl ihre Zöpfe um die Faust gewickelt und sie persönlich gezüchtigt.

Dann, als er sich entladen hatte, ging er in sein Zimmer zurück, ließ sich einen Krug Wein mit Brot und Schinken bringen und aß für sich allein. Er mochte nichts mehr hören von häuslichen Kleinigkeiten, da im Rat schwere und verdrießliche, ja gefährliche Verhandlungen in Aussicht standen. (Schluß folgt)



Rondeau-Chopin · Von Elisabeth Görres

Die alten Geräte raunen fast
Unter den suchenden Sehnsuchtstönen —
Trauernde Töne, modernd, verblaßt
Wie die gilbenden Sessel mit steifen Lehnen.

Die Kerzen schimmern bleich wie der Tod,
Die Töne verrinnen in dämmernde Weiten —
Alles blaßt, was hallend und rot,
Zu müden Farben und leisem Vergleiten.

Tote Frau'n, die man lang vergaß,
Erstehen wieder, zärtlich zu lauschen,
Lächelnd, wiegend und schwermutblaß
In weicher Seide kosendem Rauschen.

Wie das alte Spinett nur so seltsam klagt
Und Seelen beschwört aus verblichenen Zeiten,
Nach deren Gräbern niemand mehr fragt,
Die Tod und Vergessen leise verschneiten ...

Du blasse Frau, die so wehesüß spricht
Und weint aus den Tasten so bang und beklommen —
Was träumst du entrückt in dem sterbenden Licht —
Bist du von den Toten wiedergekommen ...?





Summum ius
Von Friedrich Beyer

In Dresden ist ein Kaufmann, der in seiner Eigenschaft als Zeuge auf die Frage nach etwaigen Vorstrafen eine vor Jahr und Tag erlittene Geldstrafe von dreißig Mark verschwieg, von den Geschworenen des wissentlichen Meineides für schuldig befunden und zu fünfzehn Monaten Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Das ist wieder einer von den nicht allzu seltenen Fällen, auf die sich das von Luther der terentischen Komödie entlehnte Wort zur Anwendung bringen läßt: Das strengest Recht ist das allergroßest Unrecht. Sicherlich wird es an Stimmen nicht fehlen, die an Hand dieses Falles mit dem nicht mehr ganz neuen Vorwurf der Weltfremdheit unserer Richter operieren. Man ist damit immer schnell bei der Hand, wenn dem Volksempfinden zwischen Delikt und Ahndung kein rechtes Verhältnis obzuwalten scheint, wenn die große Menge von dem lauteren Gefühl des menschlichen Begreifens irgend einer Verfehlung, von ihren mitleidigen Entschuldigungsgründen in dem unbegreiflich harten Spruch des Richters keine Spur mehr zu finden vermag. Müssen wir dann gar die Wahrnehmung machen, die ja unschwer durch eine Reihe von Urteilen belegt werden kann, daß irgend ein prügelnder Missetäter etwa aus studentischen Kreisen milde Richter findet, die die Jugendtorheit mit Alkoholisierung der Nerven und überschüssigem Tatendrang entschuldigen und mit Geldstrafe sühnen, während ein betrunkener Arbeiter wegen Körperverletzung ins Gefängnis wandert, dann ist die Weltfremdheit der Richter und die Klassenjustiz schnell in Permanenz erklärt. „Immer und überall“, hat vor siebenzig Jahren schon Francesco Carraca, ein Haupt der klassischen Kriminalistenschule, gesagt, „wird es strenge und milde Richter geben“, aber er hat auch hinzugefügt: „doch alle bauen ihr Urteil auf den festen Grund juristischer Erkenntnis und Erfahrung“. Allein auch Richter sind keine Automaten, sondern nur Menschen, wenn sie auch nach der Behauptung Martin Beradts die „Simplizität der Maschine zu erreichen und ihr Gewissen zu decken suchen durch Gewöhnung an maschinelle Arbeit“. Menschliche Erwägungen neben dem juristischen Formalismus werden sich unmöglich überall ausschalten lassen.

Auch in dem Dresdener Spruch möchte man diese menschlichen Erwägungen trotz aller Härte, die nach dem Volksempfinden in dem Urteil zum Ausdruck gelangt, nicht völlig missen. Man wird nicht unberücksichtigt lassen dürfen, daß strenge Bestrafung des Meineides die einzige Sicherheit der Zuverlässigkeit von Zeugenaussagen bildet. Das Gesetz ist darum selbst bis zur Androhung einer (verhältnismäßig schweren) Verurteilung gelangt, wo der Aussagende die Bekundung zugunsten einer Person erstattete, rücksichtlich der er die Aussage ablehnen durfte, ohne über sein Recht, die Aussage abzulehnen, vom Richter belehrt worden zu sein. Die Jurisdiktion in Meineidssachen bietet dem Urteil einen Spielraum bis zu zehn Jahren Zuchthaus. Man kann sich also nicht darüber im Zweifel befinden, daß man in dem Dresdener Falle dem formal Schuldigen die nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften denkbar größte Milde entgegengebracht hat. Gleichwohl wird man in den Kreisen, die sich in die formalen Begriffsbestimmungen unseres Rechts nicht hineinleben können, den fürchterlichen Widerspruch offen halten, der in jeder fühlenden menschlichen Seele zwischen dem als geringfügig angesehenen Vergehen der Verschweigung einer (vermutlich höchst harmlosen) Geldstrafe und der Verurteilung zu Zuchthaus und Ehrverlust klafft. Wir haben es hier mit einem jener Konflikte im Rechtsleben zu tun, die in ähnlichen Fällen oft auch das Herz der Richter ergriffen und zu Sammlungen in ihren Reihen für den Verurteilten, oder zur Befürwortung eines Gnadengesuches Veranlassung gaben — einem jener Konflikte, in denen das summum ius, das höchste Recht, zum Ausdruck gelangt, das zur summa iniuria, zum bittersten Unrecht, wird.

Allein man wird bei der Betrachtung dieses Falles noch einen andern Punkt ins Auge zu fassen haben, nämlich den, der die Voraussetzung bot zu dieser Verurteilung. Es ist die Frage nach den Vorstrafen. Ein vor Jahr und Tag ergangener justizministerieller Erlaß, der den Richtern die delikateste Zurückhaltung bei der Erforschung der Vorstrafen bei Zeugen empfahl, hat, wie die Erfahrungen des Alltags lehren, nicht die gewünschte Beachtung gefunden; von einigen Vorsitzenden abgesehen, die mit feinem Takt und Verständnis für die unangenehme Lage manches gezwungenen Zeugen sich nur nach dessen eventueller Bestrafung wegen Meineids erkundigen. Die so präzisierte Fragestellung ist in der größten Mehrzahl der Fälle aus § 161 auch völlig ausreichend; nur dem wegen Meineids Vorbestraften wird die Fähigkeit, als Zeuge zu fungieren, dauernd aberkannt. Die Vorstrafenfrage ist heute besonders aktuell geworden, insofern auf den letzten beiden internationalen Kriminalistenkongressen mit großer Emphase festgestellt wurde, daß jeder fünfte männliche Deutsche sich irgend eine gerichtliche Bestrafung zugezogen habe — bei der modernen Reglementierungswut kein Wunder! (Man wird auch auf diesem Gebiete noch Fortschritte erleben!) Nun darf gewiß kein Richter contra, aber er braucht nicht einmal praeter ius vorzugehen, wenn er bei dem Inquisitorium nach früheren Verurteilungen jede Härte beiseite läßt. Man weiß, in unsere Gerichtssäle begibt sich die böse Fama nicht, um zu schlummern; gerade hier sucht und findet sie die armen Opfer ihres ehrlosen Nachrichtergewerbes. Über nichtssagende Kleinigkeiten, über Vorstrafen, denen nichts von Schande anhaftet, fällt sie her, bauscht

sie auf, bringt sie unter die Menge und läßt den Bedauernswerten, der seiner Zeugenpflicht genügen mußte (ob er sich gleichwohl dagegen wehrte), Spießruten laufen vor hämischen Blicken und giftigen Zungen! Die bittersten Tragödien des Lebens sind daraus entstanden, Wahnsinn, Selbstmord oder Verkommenheit — man erfährt meist nur rein zufällig davon, daß die Klatschsucht (der personifizierten äußeren Moral) wieder mal eine Existenz auf dem weiten Gewissen hat!

Ob der Dresdener Verurteilte wohl in Konflikt mit seiner Wahrheitsliebe geraten wäre, wenn man ihm unter Ausschluß der Öffentlichkeit die Frage nach seinen Vorstrafen vorgelegt hätte? Sollte sich nicht jeder Richter selber gegen die Gesetze oder gegen ein als Gewohnheit übernommenes geschäftsordnungsmäßiges Verhalten wehren müssen, das, wie diese öffentliche Frage nach den Vorstrafen, mit einer beinahe katastrophalen Brutalität in das private Leben eingreift? Was ist denn diese öffentliche Frage nach den Vorstrafen anderes, als ein Pendant zur Polizeiaufsicht, die die verfolgten „Beaufsichtigten" brotlos und unstet macht? Ist sie etwas anderes, als eine wiederholte Verurteilung? Besteht die leiseste Möglichkeit der Gefährdung des öffentlichen, des Staatsinteresses, schließt man vorsorglicherweise die Öffentlichkeit der Verhandlung aus. Bei Beleidigungsklagen soll in der Strafprozeßreform, eben um der Chronique scandaleuse eine ihrer stärksten Triebkräfte abzuschneiden, die Nichtöffentlichkeit der Zeugenvernehmungen in beliebig weitem Umfange eingeführt werden; — und diese Frage, die mit dem Recht an sich nur in dem losesten Zusammenhange lebt, die eine ausschließlich formale Begleiterscheinung der Prozeßordnung ist, wird nach wie vor ruhig und ohne Bedenken öffentlich erhoben — es stehen bei ihr allerdings ja auch nur private Interessen auf dem Spiele! So setzt sich jeder „fünfte Deutsche" gelegentlich der Gefahr aus, als Gebrandmarkter, als Opfer spürsinniger Klatschsucht den Gerichtssaal zu verlassen. Die barbarische Justiz des Mittelalters wandte bei qualifizierten Verbrechern die beliebte Strafe des Ohr- und Naseabschneidens an, um sie ein für allemal zu kennzeichnen. Unsere humanere Rechtspflege hat die Form dieser öffentlichen Brandmarkung gewandelt, aber in der Wirkung steht sie dem Mittelalter nur wenig nach.



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

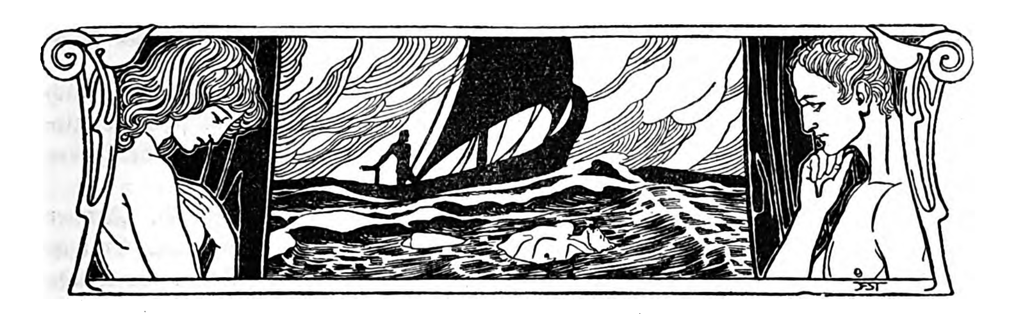
Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor. Dieser alte Satz hat merkwürdigerweise auch umgekehrt Geltung: wenn du den Krieg willst, berufe Friedenskonferenzen.

*

Das Beiwort der „berühmte" klingt fast immer wie eine Belustigung. Hast du je gehört oder gelesen: der „berühmte" Alexander der Große oder der „berühmte" erste Napoleon oder der „berühmte" Bismarck?







Die Scharte

Von Josephine H. Nebinger

Einen Augenblick lang lagen ihre Augen ineinander und wandten sich schnell wieder voneinander ab.

Marie-Claire sah an ihrem Vetter vorüber zum Fenster des Broughams hinaus auf die Straße. Ihr Mann hatte nicht gelogen. Diesmal nicht. Sie fühlte es.

Das Herz tat ihr weh. Sie hatte René lieb. Wie einen Bruder. Er war elternlos, wie sie, bei der Großmutter aufgewachsen. Sein Charakter war schwach, aber sein Herz war gut. An seinem Herzen mußte sie ihn packen.

„Ganz Paris wird wohl heute auf diesem berühmten Bazar de la Charité sein?“ fragte René, dem das lange Schweigen seiner Cousine anfing unheimlich zu werden.

„Ja. Alle Bekannten werden da sein. Ich mag diese Veranstaltungen nicht. Ich finde es roh, sich zum Besten der Armen zu amüsieren.“

„Aber, liebe Marie-Claire, das allein ermöglicht die Sache. Du freilich! Aber wir andern? Wohltätigkeit ohne die Würze des Vergnügens wäre für uns zu langweilig.“

„Schäm' dich. Wo sind deine Ideale?“

„In Großmamas Jasminlaube. Und in der Vergangenheit. Ideale gewöhnt man sich so sachte ab.“

„Und anderes gewöhnt man sich an.“

Über Renés Gesicht flutete eine Blutwelle. Er verstand: Marie-Claire wußte — — Ihr Mann war ein Filou.

Nun hatte er sich wieder in der Gewalt. Sein Gesicht wurde zu einer freundlichen Maske mit einem nichtssagenden Lächeln.

Marie-Claires Lippen zitterten. Sie schloß die Augen. In die Abgeschlossenheit des Wagens drangen die verworrenen Geräusche der Boulevards. Es klang wie ein Ächzen, in das nahe und ferne Stimmen angstvolle Hilferufe hineinschrien.

Das Leben war schrecklich. Heiß stieg es auf in ihr wie eine feurige Glut der Erkenntnis.

Renés Gesicht mit dem Hauche von Blasiertheit, mit den sarkastisch verzogenen Lippen veränderte sich langsam. Er empfand ein wachsendes Unbehagen.

Er wollte die Achseln zucken, wollte sich vor sich selbst entschuldigen. Jeder Mensch mußte doch mal eine Dummheit machen. Das ging vorüber und schadete niemand. Es war über ihn gekommen, daß er nach dem Rausch eines Abenteuers gedürstet hatte — —

Nun schlug ihn das Gewissen. Daran war Marie-Claire schuld. Immer hatte sie eine Macht über ihn gehabt. Er wollte sich dagegen empören. Er war ein Mann. Er hatte das Recht, wildere Wege zu gehen als die Frau. Er würde zurückkehren zu Gabrielle, die er anbetete. Er würde ihr jeden Wunsch an den Augen ablesen — er würde — —

Es war fast ein lautes Denken, als er unvermittelt sagte: „Der größte Feind des Menschen ist die Langeweile."

„Und sein bester Freund ist der Tod", sagte die Frau, deren Herz voll Trauer war über den Jugendgenoß. Ihr weißes, feines Profil wandte sich wieder weg von ihrem Begleiter.

Der Wagen bog ein in die Avenue d'Antin. Im langsamsten Schritt rückten die Pferde voran, eingeklemmt in das Wagengewirr, das sich hier angesammelt hatte.

„Ganz Paris", sagte René, nach rechts und links ausspähend. „Es wird amüsant werden. Aber eine Brandschatzung."

„Dann fahr nur gleich morgen nach Haus, um dich davon zu erholen." Es sollte wie ein Scherz klingen. Aber in Marie-Claires Augen stand ein stummes Bitten.

Jetzt erst recht nicht! Er ließ sich nicht bevormunden!

René lachte hart auf. „Du überschätzest meinen Edelmut. Ich habe nicht die Absicht, meinen letzten Groschen der vergnügten Wohltätigkeit zu opfern. Nous voilà."

Die Pferde standen. René stieß die Tür auf, ehe der Diener vom Bock gesprungen war. Er stieg aus und half seiner Cousine aus dem Wagen.

In einem hellschimmernden Strom von Seide und Spitzen, aus denen Uniformen und die dunklen Röcke der Herren auftauchten, wurden die beiden vorangeschoben, hinein in den mächtigen Holzbau mit den flatternden und wehenden Draperien, die das rohgezimmerte Zelt mit heiteren Farben und Falten verdeckten.

René hatte die Hand seiner Cousine genommen und auf seinen Arm gelegt. „Sonst verlieren wir uns hier in diesem Gedränge. Ah, sieh nur, die Herzogin von Alençon und bei ihr die dicke Tante Loulou. Sie sieht uns. Sie winkt. Sollen wir uns durchsteuern zu ihr? Wie ein Fels in der Flut steht sie da. Unheimlich, wie viel Raum sie für sich braucht! Hoffentlich hat sie doppeltes Eintrittsgeld bezahlt."

Die Luft vibrierte von nahem und fernem Stimmengeschwirr. Eine mit zarten Parfüms getränkte Schwüle hing über dem hellen Hin- und Herwogen der immer dichter werdenden Menge. Vor den Verkaufsständen bildeten sich feste Menscheninseln. In den weißbehandschuhten Händen glänzte das Gold.

Charité! Charité! Die schönsten Frauen, in den schönsten Toiletten, liehen irgend einer fernen, fremden Not ihren Zauber und Glanz und machten sie zu einer Unwahrscheinlichkeit.

Dennoch — es war ein Fest, sich fröhlicher Schenkwonne hinzugeben und im Wettbewerb mit Gleichgesinnten Opfer zu bringen. Auch da, wo Eitelkeit und Großtuerei sich hineinmischten in den Scheinkauf, und Kleinigkeiten mit Gold aufwogen, war tief unten in den Herzen etwas von dem Elektrisiertsein, etwas von der hellen Freude, groß und willig zu geben.

Über weiße Frauenschultern flogen bewundernde Blicke und das Aufblitzen von Diamanten.

Ein lächelndes Grüßen zwischen Bekannten und Unbekannten, ein heiteres Sich-Einsfühlen durchrauschte wie ein froher Strom die immer dichter, fast bedrohlich anschwellenden Scharen.

Immer mehr quoll es herein zu den Türen. Langsam. Stetig.

Marie-Claire und ihr Begleiter hatten Tante Loulou trotz ihrer raumerfüllenden Körperhaftigkeit aus den Augen verloren, ohne sie begrüßen zu können. Ein lebendiges Geschiebe hatte sich zwischen sie gelegt, das mit seinen ruhelosen Bewegungen die Fernerstehenden verschleierte.

„Mir wird bang unter diesem furchtbaren Andrängen“, sagte Marie-Claire plötzlich, ihren Arm fest in den ihres Vetters schlingend. „Die Luft wird erstickend. Versuch's doch, irgend eine ruhige Ecke für uns aufzustöbern. Ans Kaufen kommen wir vorläufig doch nicht. Wie Reihen von Mauern stehen die Menschen vor den Buden.“

René hielt Umschau. Sein Orientierungssinn veranlaßte ihn, nach den Ausgängen auszuspähen. Er konnte keine entdecken. Aber er vermutete sie hinter einer Reihe von Buden an der Rückwand des Zeltes. Dort gab es wohl die Möglichkeit, sich etwas aus dem anpressenden Gedränge herauszuretten. Energisch steuerte er auf dieses Ziel los, den Arm seiner Begleiterin fest an sich gedrückt, um sie nicht zu verlieren.

Langsam, Zoll um Zoll, rückten sie voran. Auf Marie-Claires Gesicht lag Totenblässe. Mit dem Schatten eines Lächelns sagte sie: „Und das nennt man Vergnügen. Abgesehen von der erdrückenden Luft finde ich diese Veranstaltung geradezu gefährlich. Wenn jetzt eine Panik ausbräche, ein Feuer —“

Sie schwieg. Ihr Gesicht lag fast an Renés Gesicht, so eng hatte sich der Menschenknäuel um sie herum zusammengeschnürt.

René lachte sein altes Kinderlachen. „Du könntest mir in dieser angenehmen Situation müheloser einen Kuß geben, Chérie, als wie in der alten Zeit. Weißt du noch, wenn ich als verstockter Sünder früher in mein Bett gesteckt wurde und du zu mir kamst, um mit mir zu beten? Danach bereute ich meine Missetaten, und zur Belohnung und Entsühnung bekam ich einen Kuß von dir.“

Marie-Claire gab keine Antwort. Mit weit offenen, entsetzten Augen starrte sie über die Menschen hinweg.

„Mein Gott — dort brennt es!“ Sie sagte es stockend, mit versagendem Atem.

„Du träumst wohl?“ fragte René, in dessen Gesichtsfeld nur das bunte Menschenbild und die helle Wanddekoration fiel. Sekundenlang empfand er einen nervenlähmenden Schreck.



„Aber sieh dich nur um! Hinter dir! Dort drüben an der Wand!“ Marie-Claire flüsterte es mit heiserer Stimme.

René wandte den Kopf und sah. Sein Denken und Empfinden stockte einen Herzschlag lang.

Matt aufzuckend lief ein Flammenstreifen an der Wand hin. Eine Schlange aus blassem Licht.

Und nun —

Ganz plötzlich, wie auf eine geheimnisvolle, schreckliche Verabredung, erfüllte ein grauenhaftes Aufschreien das Holzzelt.

Aus der Menschenflut stieg das unmenschliche Schreien auf. Wie das Brüllen eines geängstigten Riesentieres. Immer lauter, tierhafter, wahnwitziger — —

Was weiter geschah, war das furchtbare, unentrinnbare Geschehen eines Traumes.

Wie gereizt von einem unsichtbaren Gegner, war plötzlich Leben und Wut in die blasse Lichtflamme gefahren. Sie schwoll an zu einem feurigen Ungeheuer, das sich vervielfältigte und mit rotglühenden Zungen die wehenden Draperien in sich hineinschlang.

Der Tod streckte seine Arme über das wogende, tausendköpfige Leben, das in irrsinniger Angst die Flucht vor ihm ergriff.

René war sich bewußt, daß er Marie-Claire an sich riß, daß er sich eine Gasse zu bahnen versuchte, dem Eingang zu.

Wie ein Wilder warf er sich gegen die Mauer von Menschenleibern, die seinen Weg aufhielt.

Es war unmöglich, hindurch zu kommen. Das Gedränge stand wie eine heiße, keuchende, brüllende Felswand, überloht von weitausschlagenden Flammen, die in losen Fetzen und wirbelnden Funken herabflatterten.

Ihren Mund dicht an sein Ohr pressend, sagte Marie-Claire: „Es hilft nichts, armer René. Wir müssen sterben. Und Gott wird uns gnädig sein.“

Sterben? Er wollte nicht sterben. Sein Wille zum Leben erhob sich wie ein rasendes Tier in ihm, knirschend in wildem Aufbäumen.

Er schrie Marie-Claire an: „Festhalten! Nachdrängen!“

Wie ein Schraubstock umklammerte er sie. Seitwärts an die festgestauten Menschenleiber anrennend, fing er an, sich eine Gasse zu bahnen. Wie eine Katze wand und krümmte sich sein geschmeidiger Körper. Ob es die Kraft seines Anstürmens war, oder ob eine andere Ursache Bewegung in die feste Masse gebracht hatte: er wußte es nicht. Aber es tat sich ihm eine Gasse auf, in die er sich hineinzwängen konnte.

Nun aber kam das Schreckliche. Die schmale Enge schloß sich und Marie-Claire wurde losgerissen von ihm.

Wild schrie er sie an. Aber er hörte seine Stimme nicht in dem Geheul und Gebrüll, das ihn umbrandete. Er sah nur noch ihr Gesicht.

So hatte sie früher ausgesehen, wenn sie mit ihm gebetet hatte. Die Augen geschlossen. So still. So fern — —

Sie war eingeklemmt in einen Menschenknäuel, der sie wegschob von ihm. Sie war nicht mehr zu erreichen. Sie machte auch keine Anstrengung, von der Stelle zu kommen.

Aus dem aufbrüllenden Haufen mit den fratzenhaft verzerrten Gesichtern schimmerte ihr Antlitz wie eine weiße, schlafende Blume.

Nun sah er es nicht mehr.

Nun sah er überhaupt nichts mehr als einen roten Schein, durch den graue Rauchwolken schwammen. Sengende Stickluft benahm ihm den Atem. Der Tod stand hinter ihm.

Wie eine Vision tauchte die lachende, lichte Güte Gabrielles auf in ihm, die mit froher Heiterkeit ihrer schweren Stunde entgegenging. Sie noch einmal sehen, noch einmal in ihrer Liebe ruhen — danach dachte er nichts mehr.

Dann fing der Kampf an mit dem Tod.

Mit dem Tod! Die Menschen, die ihn umgaben, waren der Tod. Sie waren keine Menschen. Sie waren nur Hindernisse, die ihn vom Leben trennten. Durch sie hindurch gab es keinen Weg. Nur über sie hinweg.

* * *

Wie lange es gewährt hatte, bis er zerschunden, mit zerfetzten Kleidern, wie ein röchelndes Tier, getragen von einem dichten Menschenstrom, wieder frische Luft atmete und dann taumelnd hinauswankte auf die Straße, das wußte er nicht.

Auch wie er zurück in sein Hotel gekommen, wußte er nicht. Hatte nur ein dunkles Gefühl davon, daß er mit rußgeschwärzten Fingern in sein Portemonnaie gegriffen hatte.

Er sah die braune unsaubere Faust des Kutschers vor sich und hörte das weiche, beflissene Reden des Portiers, das er nicht verstand.

Als ihn das kalte Wasser der Dusche umrauschte, glaubte er, in einem Feuerregen zu stehen. Und als er eine Stunde später im Reiseanzug in einer Droschke saß und an den Gare de l'Est fuhr, mußte er sich immer wieder an den Kopf greifen, weil er nicht wußte, ob er wach sei oder träume.

Und dann lag er lang ausgestreckt in bleierner Starrheit auf dem Polster des Abteils und fuhr der Heimat zu.

Aber es war kein Vorausdenken in ihm. Nur ein Gefühl des Gelähmt- und Erstícktseins.

Er lebte. Dumpf empfand er das. Er hörte das Dröhnen der Eisenbahnräder, das stampfende Weglaufen über die Schienen. Er hörte jeweils das helle, wilde Aufschreien des Zuges, wenn er durch einen Viadukt raste, und eine dumpfe Erinnerung an ein anderes Aufschreien klagte aus seltsamen, fernen Tiefen.

Nun war er zu Hause. Hatte Gabrielle das furchtbare Geschehen, das er ihr nicht verheimlichen konnte, mitgeteilt. Hatte von ihr das Versprechen verlangt, daß sie um ihrer selbst und um des Kindes willen zur Vermeidung weiterer, sie gefährdender Aufregungen keine Zeitungen lesen, keine Berichte über das Unglück anhören solle. Er hoffe mit Bestimmtheit, daß Marie-Claire gerettet sei. Sie sei von seiner Seite gerissen worden. Er habe sofort an ihren Mann depeschiert. Damit Gabrielle nicht mehr als nötig erschreckt werde, sei er Hals

über Kopf heimgefahren ... Seine Stimme klang wie die eines Fremden in seinen Ohren.

Er wußte, daß er log, wußte, daß Marie-Claire verbrannt war. Sie hatte sich nicht aus dem Menschenmeer retten können.

Rettung war nur dem möglich gewesen, der — —

Die Schatten des Abends fielen auf die Terrasse, auf der die blasse Frau lag. Vor ihrem Ruhebett auf den Knien der Mann, den sie liebte und der, während er sprach, ein verworrenes Brausen in den Ohren fühlte wie von fernen unzähligen Stimmen, die alle e i n Wort schrien, ein furchtbares, entsetzliches Wort — —

Als Gabrielle ihn mit ihren Blicken umfaßte, stieg ein Erschrecken auf in ihr.

Wie sah er aus? Zum Fürchten. Sie zog seinen Kopf an sich. „Denk nicht daran", bat sie verängstigt. „Du hast keine Schuld an ihrem Tod. Ich danke Gott, daß du lebst."

Er bezwang sich. „So etwas geht auf die Nerven. Das überwindet sich nicht so schnell", murmelte er heiser. „Aber du wirst mir helfen. Es ist so unfaßbar — — zu leben und wieder bei dir zu sein."

In der Nacht träumte René, daß er über nackte Menschenleiber hinlief, die sich unter ihm krümmten und wanden. Er träumte, daß er seine Stiefelabsätze in Frauenaugen bohrte.

Aufschreiend, in Schweiß gebadet, wurde er wach.

Einige Wochen danach wurde das Kind geboren. Ein gesundes, schönes Kind, der erhoffte Sohn.

Über dem Glück der jungen Mutter lag ein Schatten. Seit jenem Abend, an dem René von Paris zurückgekehrt war. Er war ein anderer geworden durch das furchtbare Miterleben des Bazarbrandes.

Hatte Marie-Claire sein Herz mitgenommen in das stille Land, aus dem es keine Wiederkehr gab?

Die Qual einer Eifersucht, die sie nie in Worte würde fassen können, peinigte die junge Frau.

Aber nach und nach ging ihr auf, daß Marie-Claire nicht der Schatten war, der Renés Gemüt verdüsterte und seine Nerven zerrieb, daß seine Tage voll Unrast und freudlos, und seine Nächte ohne Schlaf waren. Das furchtbare Erlebnis auf dem Charité-Bazar hatte ihm, wie ein berühmter Nervenarzt sagte, einen Nervenchok verursacht, als dessen Folge eine seelische Depression zurückgeblieben war. Er empfahl Zerstreuung und Ablenkung als Gegenmittel. Vor allem sei jedes Erinnertwerden des Patienten an die unheilvolle Katastrophe zu vermeiden.

Also das war der Schatten: ein Nervenchok.

Mit einem Frieren im Herzen hatte Gabrielle den Bescheid vernommen. Sollte das frohe, helle Glück ihres Lebens an einem Nervenchok scheitern? Sollte es immer so bleiben wie jetzt, daß ungetrübte Stunden nur wie verirrte Sonnenstrahlen zu ihr kommen, daß zwei Menschen sich ihre heißeste, größte Liebe schenken und doch im Schatten einer unsagbaren, ungreifbaren Not sitzen würden?

Wie war es möglich, daß René — gerade er von allen Männern — mit seiner prachtvollen Gesundheit, seiner unverwüstlichen Lebensfreude ein innerliches

Siechtum davontragen konnte von einem Geschehen, das, furchtbar an sich, im letzten Grunde ein elementares Ereignis war, vor dem der Einzelne, ohne es abwenden zu können, ohnmächtig gestanden hatte?

Erst lange danach hatte sie erraten.

Auf seltsame Weise. Eine Zeitung war ihr auf Reisen zufällig in die Hand gekommen mit einem Artikel über den Selbsterhaltungstrieb des Menschen.

Sie hatte angefangen zu lesen. Anfänglich mit kühlem Nachprüfen des Gesagten. Dann mit einer plötzlich einsetzenden inneren Spannung. Als Beispiele waren die gelegentlich des Bazarbrandes in der Avenue d'Antin an Männern gemachten Beobachtungen als Beweise für die aufgestellten Behauptungen herangezogen. Hochstehende Männer, Männer aus alten, vornehmen Familien, denen Ritterlichkeit gegen Frauen, Mut und Todesverachtung im Blute liegen mußten, hatten sich mit brutalster Gewalt, über hilflose Frauen hinweg, sie niedertretend und zusammenreißend, den Weg zum Leben gebahnt.

Gabrielle las. Aus innerem Zwang mußte sie lesen, was ihr das Blut gefrieren machte und ihr den Atem benahm. Wie ein teuflisches Bild stieg der Kampf ums Leben in den todbringenden Flammen vor ihren Augen auf. Sie sah René unter denen, die — —

Mit geschlossenen Augen und schlaffen Gliedern hatte sie regungslos gesessen, unfähig, das schauerliche Phantasiebild in sich auszulöschen, hatte es dulden müssen, daß es sich hineinbrannte in ihre Seele.

„Es ist nicht wahr. Es ist nicht wahr“, hatte eine verzweifelte Stimme in ihr geschrien.

Aber das Bild war vor ihrer Seele stehen geblieben. Schaurig. Unauslöschlich.

O Gott! O Gott! Wenn es das wäre?

Es war nicht möglich. Sie war eine Verbrecherin, die ihr Vertrauen, ihre Liebe verriet. René hatte nicht zu denen gehört, die — — aber das Bild wankte und wich nicht. Seit Jahren stand es unverrückt vor ihrer Seele.

* * *

Eine Wand aus Saphir stieg hinter dem Bug des Schiffes auf und versank. Stieg wieder und versank. Immer wieder. Es war wie das Atemholen der See. Zeitvergessen starrte Gabrielle in die flimmernde Ferne, starrte in die dunkle Bläue und glitt mit den Blicken an der dunklen Buglinie entlang, die spitz in den Himmel hineinstach.

Ob der starke Atem der See ihrem Manne den ersehnten Schlaf würde wiederbringen können? Groß und müde sahen seine Augen aus dem schmalen Gesicht heraus. Die stille Not, die darin stand, konnte nicht von ihrer Liebe, konnte von keinem Arzt geheilt werden. Die Not, die er zu verbergen trachtete und die doch offen vor ihren Augen lag, an die sie nicht rühren durfte, die sie ihm nicht tragen helfen konnte, für die sie ihm nicht helfen konnte, Trost zu suchen, weil er sich nicht dazu bekannte — —

Es war furchtbar geworden, ihr Leben! Furchtbarer als Worte es sagen konnten. Wissen, was ihr zur Gewißheit geworden war und sich unwissend stellen!

Helfen wollen und die Hand nicht ausstrecken dürfen, um wenigstens den Versuch zum Helfen zu machen!

Wenn er sich doch hätte aussprechen können! Aber Aussprechen war undenkbar. Dazu würde kein Mann sich bekennen. Dazu nicht. Nie — nie!

Seit einigen Tagen waren sie auf See. Der unerträglichen Schlaflosigkeit wegen hatte der Arzt René eine Seereise verordnet. Von Hamburg nach Rio de Janeiro ging die Fahrt.

Was hatten sie nicht alles versucht in den zehn Jahren, die zurücklagen! In müdem Denken durchwanderte Gabrielle die Zeit: Geselligkeit, dann stillste Zurückgezogenheit, Bäder, Sanatorien, Gebirgsluft und die Wärme des Südens. Zeitweise waren Linderung und Besserung eingetreten. Dann war das alte Übel wiedergekehrt. Jetzt sollte eine längere Seereise es vertreiben.

Aber was kann den Wurm vertreiben, der an der Seele sitzt und ihre Kraft nagt?

Manchmal war ihr, als müßten die blauen Wasser der See alle Not aus ihrem Leben wegwaschen, als müßte ein neues Leben in René wach werden, an dessen Kraft das alte vergehen und sterben müsse. Eine verzehrende Sehnsucht brannte in ihr, ihn wieder froh zu sehen, ihn wieder lachen zu hören wie früher, als das Schreckliche noch nicht geschehen war.

Er saß neben ihr. Verstohlen sah sie ihn an. Dieser seltsam gespannte Zug auf seinem Gesicht, das aussah wie ein Warten auf etwas, das er fürchtete, war ihr klar geworden in seiner seelenzerreißenden Bedeutung. Sie hatte es gelernt, sich den Anschein zu geben, als sähe sie ihn nicht. Die Schlaflosigkeit, nur die Schlaflosigkeit allein, war schuld an Renés Nervendepression — — sie hatte es ihm so oft wiederholt, daß er an ihr Überzeugtsein von ihrer Behauptung glaubte, fest glaubte, daß sie keine Ahnung von seinem unseligen Geheimnis habe.

Die Reise war ihm bis jetzt gut bekommen. Sein Appetit hatte sich gehoben. Er schlief besser. Seine Stimmung war heiterer. Die schwimmende, engbegrenzte Welt des Schiffes gab ihm das Gefühl des Geschütztseins vor unerwünschten Menschen.

Das Wetter war unvergleichlich. Schon vierzehn Tage lang eitel Sonnenschein. Die See war ruhig, eine stille, blaue, schimmernde Kraft, die das schwere Schiff trug, als wäre es eine Nußschale. Willig ließ sie sich peitschen von der unermüdlichen Schraube, die ein weißfließendes Band hinter sich her zog als Wegspur.

Gabrielle unterdrückte ein banges Seufzen.

Was für ein Fliegen und Schweben in Schönheit müßte diese Reise sein, wenn das nicht wäre!

Mit einer schnellen Bewegung wandte sie sich an ihren Mann und deutete auf die dunkle Saphirwand, die sich hoch in den Himmel hineinhob. „Ist das nicht schön?"

„Ja. So schön."

„Bist du froh?"

„Ich bin froh, daß du bei mir bist."

An diesem Tag war es, daß das herrliche, kristallene Blau der See und des Himmels dunkler und dunkler wurde, daß die Sonne stach wie Feuer und die See ein schweres, öliges Aussehen annahm.



Staunend nahm Gabrielle die Veränderung wahr. Sie stand auf und ging hin an die Reling.

Die Horizontlinie schien näher zu rücken. Wie zusammenfließender schwarzblauer Samt drängten Himmel und See sich gegeneinander. Langsam verlor sich das tiefe Blau in einem stumpfen, drohenden Schwarz. Alles Licht war tot. Wie eine Glocke aus Blei hing der Himmel über den stillen, dunklen Wassern.

René war seiner Frau gefolgt. Dicht nebeneinander stehend, starrten sie mit großen Augen in die Verwandlung.

Der erste Offizier ging vorüber. „Eine Bö", sagte er auf Gabrielles Befragen. „Geht meist schnell vorüber. Ein paar Stunden Tanz. Danach wird's wieder schön. Zum Lunch werden wir die Schlingerbretter aufsetzen müssen."

Er ging weiter.

Aus der grauschwarzen Wasserfläche hoben sich Millionen weißer, böser Augen, die beutelüstern in die Höhe starrten. Ein hohes, schneidendes Singen irrte durch die Luft.

Voraus am Horizont wurde ein Schiff sichtbar. Ein schwarzer Punkt, über dem ein Rauchwölkchen flatterte.

Gabrielle deutete darauf. „Sieh doch, wie armselig, wie verloren so ein Schiff aussieht, aus der Ferne betrachtet. Aber ich finde es tröstlich, daß es in unserer Nähe ist."

„Hast du Angst?" fragte René.

„Ja und nein. Die See sieht schrecklich aus. Als ob sie uns haßte. Als ob sie uns verderben wollte. Sieh nur, wie sie lebendig wird. Als ob sie sich in lauter gierig aufgesperrte Rachen verwandelt hätte, aus denen sie ihre Wut herausschäumt."

René lachte leise. „Ja, ja. Aber sieh nur, wie schön! Dort — da vorn hebt sich eine Schlange heraus und wälzt sich heran. Großartig! Jetzt verrinnt sie. Aber eine größere kommt hinterdrein — und noch eine —"

„Und wir sind zwei Vögel, die sicher darüber schweben", sagte Gabrielle, als ihr Mann den Arm um sie legte, um sie bei dem beginnenden Stampfen des Schiffes zu stützen.

In das hohe Singen des Windes mischten sich dumpfe Untertöne. Fielen sie vom Himmel oder drangen sie aus der See heraus? Es war ein wilder Zweigesang. Erregt lauschten die zwei Neulinge auf See den urweltlich mächtigen Tönen. Ihre Augen waren gebannt, verzaubert, sie weiteten sich, spannten jeden Sehnerv, um zu fassen, was sich ihnen bot.

Die „Königin" lief ihren Weg. Unbeirrt, mit voller Kraft. Ein Schütteln ging durch den schlanken, mächtigen Stahlkörper, wenn sich's herausbäumte aus der Tiefe und gegen sie anrauschte wie ein Wall aus schwarzgrünem Glas. Ihr scharfer Bug durchschnitt ihn, bohrte sich hinein in die großen Wellentäler und hob sich triumphierend wieder empor. Es war ein stolzes Kämpfen.

Die Decks waren leer geworden von den Passagieren. Die Gischtwolken, die heftigen Bewegungen des Schiffes hatten sie vertrieben.

Nur René und Gabrielle hielten aus auf ihrem Platz dicht beim Aufgang zur Brücke. Eine Stunde. Zwei Stunden. Sie vergaßen der Zeit.

Manchmal kam einer der Offiziere vorüber und wechselte ein paar Worte mit ihnen.

War Gefahr?

„Gefahr? Ach nein. Aus der Bö war allerdings Sturm geworden. Kam öfters vor. Der ‚Königin' machte das höchstens Freude, sich ihren Weg zu ertrotzen," meinte der ‚Erste'. „Nur das Schiff da vorn behielten sie im Auge. Das machte keine Fahrt mehr. Es war ein Italiener mit Auswanderern an Bord. Vermutlich Maschinendefekt. Der Kapitän ließ auf es zuhalten. Es hatte Notzeichen gegeben."

So nebenher, nur beiläufig hatte der Offizier das berichtet. Als sei das etwas Alltägliches, etwas Selbstverständliches.

Seine Worte trafen die zwei Menschen an der Reling wie ein elektrischer Schlag.

In zitternder Aufregung und Angst sah Gabrielle hinüber zu dem Schiff, dem sie inzwischen so nahe gerückt waren, daß sie seine einzelnen Teile mit bloßem Auge unterscheiden konnte.

Nicht sie, aber andere waren in Gefahr. Es war ein herzzusammenpressender Gedanke. Sie konnte den Blick nicht losreißen von dem Schiff.

Langsam wurde es größer. Aber der Sturm nahm auch zu.

Das Unsichtbare, das in den Lüften brüllte und heulte und mit seiner Kraft die Wasser aufpeitschte, hatte bisher nur gespielt. Kraft gegen Kraft! Aus dem Schiffsinnern drang das keuchende Stöhnen und Stampfen der Maschine. Schwere Seen brachen herein über die „Königin". Langsam kämpfte sie sich voran. Immer näher rückte sie dem fremden Schiff, das zeitweise verdeckt wurde von Gischt und Wellen.

Die Stimme ihres Mannes klang jetzt an Gabrielles Ohr: „Kannst du einen Augenblick allein hier bleiben?"

„Aber gut. Ich halte mich fest. Wo willst du hin?"

„Auf die Brücke. Zum Kapitän. Nachfragen."

Als sie ihm das Gesicht zuwandte, erschrak sie bei seinem Anblick. Ehe sie eine Frage aussprechen konnte, war er fort.

Nun sah sie ihn auf der Brücke. Sah ihn mit dem Kapitän und mit dem ersten Offizier reden. Sah, daß er ein hingereichtes Glas an die Augen hob. Und dann sah sie, daß Befehle gegeben und Signale gesetzt wurden. Nun sah sie wieder hinüber nach dem Schiff. Ihr schien, als ob es tiefer im Wasser läge, als die „Königin", scharf nach der Seite überhängend. Wie ein willenloses Spielzeug wurde es auf und ab geschnellt.

Ihre Angst wuchs. Menschen in Not! Es war ein furchtbarer Gedanke. Wie sollte ihnen geholfen werden? Sie konnte sich keinen Begriff davon machen.

Ein schrilles Pfeifen gellte plötzlich hinein in das Heulen des Sturmes.

Erschreckt wandte Gabrielle sich um. Ihr Mann stand vor ihr. Er faßte nach der Reling, um sich festzuhalten, und legte wieder den Arm um sie. Den Mund an ihr Ohr legend, sagte er: „Die Boote werden ausgesetzt. Nur Freiwillige gehen mit. Ich auch."

Gabrielle schrie auf. Sie wurde weiß wie eine Tote. „Das darfst du nicht. Es ist gefährlich —“

„Nein, nein. Die andern gehen auch.“

„Aber du“, sie umklammerte seinen Arm, „du —“. Sie rang nach Worten und fand vor Schreck nicht Ton und Wort. „Unser Kind — ich“, wollte sie sagen und brachte keinen Laut hervor.

Da faßte er sie an den Handgelenken, daß ihre Knöchel schmerzten.

Ihre Augen lagen ineinander. Ein furchtbares Ringen von Seele zu Seele drängte sich in Sekunden. René wollte sprechen. Seine Zunge versagte einige Herzschläge lang den Dienst. Nun bewegte er die Lippen, aber der Sturm trug den Ton seiner Stimme weg.

Jetzt legte er die Arme um sie zu einer eisernen Umklammerung. Sein Mund lag an ihrem Ohr und schrie mit heiserem Ton: „Ich muß — — ich m u ß die Scharte auswetzen —“

Gabrielle stand allein. Mechanisch griff sie nach der Brüstung, als das Schiff sich nach der andern Seite überlegte. Ihr Denken war momentan gelähmt. In ihrem Ohr hallten die gehörten Worte nach — es wiederholte sie — sie flatterten wie schwarze Vögel durch ein lichtloses Land: „Ich muß die Scharte auswetzen — —“

Sie verstand — sie verstand — —

Ihre Füße waren schwer wie Blei. Wie durch einen Schleier sah sie alles. Fühlte, daß ein Arm sich um sie legte, sie stützte. Aber sie konnte sich nicht regen.

Von René zu ihr geschickt, stand ihre Jungfer neben ihr, wollte sie überreden, hinunter in den Salon zu gehen. Sie schüttelte heftig den Kopf.

Als ob sie im Traum fiele, so war ihr zu Mut. Ein schwindelndes Abstürzen war es und dabei ein seltsam waches Gefühl von allem, was sie umgab. Sie hörte das Tosen in der Luft, das Heulen der See, das luftzerschneidende Aufschreien der Signalpfeife. Ihre starren Augen nahmen alles wahr: das Aufhissen der Boote, ihr mühsames, schweres Ausschwingen und Abgebrachtwerden. Sie sah ihren Mann unter andern Männern in dem einen Boot, die hellen Hände um einen Riemen gespannt. Er grüßte und winkte ihr zu mit frohem Gesicht. Wie froh er aussah. Nun fiel sie schneller. Ihr Atem stockte und vor ihren Augen wurde es schwarz.

Als sie wach wurde, stand der Schiffsarzt mit Lisette vor ihrem Lager.

„Mein Mann —?“ Nur mit halbem Bewußtsein, zerschlagen von dem Gefühl eines tiefsten Erschöpftseins tat sie die Frage.

„Er schläft,“ sagte der Arzt, ihren Kopf aufrichtend, „und Sie sollen auch schlafen. Aber zuvor trinken Sie einen Schluck Wasser.“

Die Jungfer reichte ihm das Glas.

In langen, durstigen Zügen trank Gabrielle und legte den Kopf wieder zurück auf das Kissen. Ihre Gedanken taumelten wirr und traumbefangen durcheinander. René schlief. Sie sollte auch schlafen. Sie war so müde — so müde — sie hatte einen bösen Traum gehabt, einen Schreck — —

Einige Minuten später trat der Arzt zurück. „Sie schläft“, sagte er zur Jungfer. „So lange wie irgend möglich soll sie schlafen. Sie erfährt es immer noch zu früh.“

* * *

Die „Königin“ lief ihren Weg durch die Nacht, den größeren Teil der Passagiere und der Besatzung des gesunkenen Italieners an Bord. Es war nicht möglich gewesen, alle zu retten.

Frau von Eberstadt war nicht die einzige Frau, der die See den Mann genommen hatte.

Der wachthabende Offizier auf der Brücke sann mit grübelnden Gedanken dem Erlebten nach.

Es war harte Arbeit gewesen, an den Italiener heranzukommen und die Menschen aufzunehmen. Eines der überfüllten italienischen Boote war kapseist. Dicht an dem seinen. Auch das Rettungsboot der „Königin“ war schon zu sehr belastet gewesen für die schwere See. Unmöglich war's gewesen, den armen Kerl aus dem gekenterten Boot noch aufzunehmen. Die Vielen gingen dem Einen vor. Man mußte den Nachschwimmenden sinken lassen, trotz seiner flehenden Hilferufe. Scheußlich war's gewesen. Lief einem kalt über den Rücken hin — noch jetzt.

Da hatte dieser Herr von Eberstadt seinen Riemen dem Manne, der neben ihm saß, gegeben, hatte gerufen: „Ich mache Platz für ihn.“

War über Bord gesprungen, ehe noch einer recht begriffen hatte, was er wollte. Hatte dem Italiener noch ins Boot geholfen. Danach war er versunken —

Ein schwarzer Berg um den andern hob sich aus der Finsternis, schlug seine Wasser gegen den Schiffsrumpf und sank dumpf brüllend in sich zusammen. Und mußte auf seinem zerfließenden Rücken das Schiff seinem fernen Ziele näher tragen. In der Luft schrie der Sturm durch die Nacht.

Ein tiefes Grübeln im Herzen stand der Wachthabende auf seinem Posten. Das Leben war ein Geheimnis und der Tod war ein Geheimnis — —

Seine Augen suchten den Osten. In einer Stunde mußte die Sonne kommen.



Aphorismen · Von Hero Max

Ehre, das ist etwas, was jeder für sich allein hat, was ihm keiner geben oder nehmen kann. Ehre ist gar kein äußeres Gut, es ist innere Gewissenssache. Bisher hat man die Ehre behandelt, als ob sie ein umgeworfener Mantel wäre, in den jeder Lump ein Loch hineinreißen kann, wenn es ihm gerade einfällt.

*

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — kann nur ein Gebot mit großen Einschränkungen sein — denn wie viele lieben sich selbst wahrhaftig? Lieben sich die selbst, die schwach gegen sich sind, oder die sich mit Hochmut brüsten, oder die sich um äußerer Vorteile willen selber verkaufen? Dieses Gebot hat nur bei einer hohen Selbsteinschätzung Geltung — und setzt eine große sittliche Höhe voraus.





Eine Quelle des Seelenwanderungs-Glaubens

Es gibt eine ganz erstaunlich große Anzahl von Menschen, die öfters oder mindestens vereinzelt in ihrem Leben das sonderbare, nicht sehr behagliche Gefühl gehabt haben, daß sie während irgend eines Ereignisses die sehr bestimmte Empfindung überkommt, genau dieselbe Situation unter genau denselben äußeren Umständen bis in alle Einzelheiten hinein schon einmal erlebt zu haben. Oft sind es ganz gleichgültige Vorgänge, welche diese Vorstellung auslösen, zuweilen aber auch komplizierte Erlebnisse, bei denen jede Logik von vornherein sich sagen muß, es sei vollständig undenkbar, daß genau derselbe Komplex von Handlungen und Empfindungen schon einmal in genau der gleichen Kombination sich abgespielt habe. Und dennoch drängt sich auch in derartigen Situationen, der Stimme der Vernunft zum Trotz, der Gedanke des „déjà vu“, der „fausse reconnaissance“, wie französische Forscher das seltsame Gefühl getauft haben, mit geradezu unwiderstehlicher Gewalt auf.

In der wissenschaftlichen Literatur läßt sich eine Vertrautheit mit dem Problem mit Sicherheit nur bis 1844 zurückverfolgen; damals erörterte der Engländer Wigan zuerst das „Gefühl der Vorexistenz“. Feuchtersleben bezeichnete dann die gleiche Empfindung als „Phantasma des Gedächtnisses“, Ruppert rechnete sie unter seine „Doppel-Wahrnehmungen“, Kraepelin nannte sie „identifizierende Erinnerungsfälschung“. Aber alle diese Bezeichnungen sind vor dem treffenden französischen Ausdrucke „fausse reconnaissance“, den besonders eine umfassende Monographie von Bernard-Leroy 1898 in der Literatur einbürgerte, geschwunden.

Das Gefühl der „fausse reconnaissance“ findet sich gelegentlich schon bei kleinen Kindern; es sind einzelne Fälle bekannt, daß sie sich schon im Alter von sechs Jahren einstellt. In den eigentlichen Entwicklungsjahren kommt sie offenbar besonders oft und gern vor, um im späteren Leben des Erwachsenen in der Regel seltener zu werden oder auch ganz zu schwinden. Häufig tritt die „fausse reconnaissance“ nur als unbestimmtes Gefühl auf, daß uns eine bestimmt zum erstenmal durchlebte Situation bekannt anmutet; nicht selten aber weist sie auch eine peinlich genaue Bestimmtheit auf, die auch das diskordanteste Nebeneinander als zusammengehörig und schon einmal gemeinsam wahrgenommen auffaßt. Ganz besonders typisch hierfür ist vielleicht der folgende, von Dromard-Albès mitgeteilte Fall:

„Ich lese in meinem Zimmer bei offenem Fenster; vor mir liegt der Roman „Quo vadis“. Während ich lese, denk' ich an Petronius und befasse mich mit der Analyse seines Charakters. Ich denke daran und lese weiter, und die Begebenheiten der Erzählung defilieren an mir vorbei, während all mein Denken dem antiken arbiter elegantiarium gilt. Da sagt mein Nachbar, der die Zeitung liest, mit lauter Stimme dazwischen: „Sieh mal! Barnum

in Paris!" In demselben Moment habe ich die sehr bestimmte Empfindung, denselben Komplex von Eindrücken bereits auf genau dieselbe Weise empfangen zu haben. In einer Vergangenheit, die ich nicht präzisieren kann, war ich — so kommt es mir vor — bereits hier in demselben Zimmer, im selben Anzug, dasselbe Buch lesend, das in mir dieselben Betrachtungen hervorrief. Derselbe Freund hat, auf demselben Stuhl sitzend, im selben Journal lesend, die gleiche Bemerkung mit der gleichen Stimme fallen lassen."

In der schönen Literatur ist die „fausse reconnaissance" nicht eben selten künstlerisch verwertet worden — ein deutliches Zeichen, daß die Schilderung der Erscheinung ohne weiteres auf das Verständnis weitester Kreise rechnen kann! In Dickens „Copperfield", in Zschokkes „Julius", in Spielhagens „Hammer und Amboß", in Tolstois „Krieg und Frieden", in Frenssens „Peter Mohrs Fahrt" finden sich Beschreibungen des Zustandes, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Als Beispiel stehe hier die betreffende Stelle aus dem Dickensschen Roman:

„‚Lieber Copperfield, wenn Sie uns nicht an jenem angenehmen Nachmittag, den wir bei Ihnen zuzubringen das Vergnügen hatten, versichert hätten, daß D Ihr Lieblingsbuchstabe sei', sagte Mr. Micawber, ‚so würde ich jedenfalls glauben, es hätte A sein müssen.' — Wir alle kennen ein Gefühl, das uns manchmal überkommt, als ob das, was wir sagen und tun, schon früher vor langer Zeit gesagt und getan worden wäre, als ob wir vor uralter Zeit dieselben Gesichter, Gegenstände und Verhältnisse um uns gesehen — als ob wir vollkommen voraus wüßten, was jetzt gesagt werden wird, als ob wir uns dessen plötzlich erinnerten! Diese geheimnisvolle Empfindung war nie stärker in mir als jetzt, wo Mr. Micawber diese Worte sprach."

Wie man sich derartige Vorkommnisse, die man angesichts ihrer Häufigkeit geradezu als Gemeingefühle bezeichnen darf, wissenschaftlich erklären und deuten soll, ist bisher nicht einwandfrei festgestellt. Man geht aber wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß ein einzelnes bekanntes Moment in einer Summe von Eindrücken das falsche Gefühl hervorruft, man habe den ganzen Vorgang schon einmal genau ebenso erlebt. Ein einzelnes Wort, eine Phrase, die wir hören oder lesen, haben wir in einem ähnlichen Zusammenhang früher schon einmal vernommen, und es erwacht in uns die irrige Meinung, wir hätten die ganze Rede, die ganze Abhandlung, die wir jeweilig in uns aufnehmen, früher schon einmal kennen gelernt. Zumal bei einigermaßen erregenden Erlebnissen, wie Hochzeiten, Trauerfeiern, in Examensnöten usw. ist der Boden für eine „fausse reconnaissance" anscheinend gut geebnet; ist doch ein Fall bekannt, daß ein Examenskandidat während einer Prüfung das Gefühl hatte, in einer unbestimmten Vergangenheit genau dasselbe Examen bei genau denselben Examinatoren, die genau dieselben Fragen stellten, schon einmal durchgemacht zu haben.

Die „fausse reconnaissance" ist wohl stets von einem Gefühl der Unruhe, um nicht zu sagen der Unlust begleitet: sie ruft einen unheimlichen Eindruck hervor, als habe man es mit etwas Unbegreiflichem, Mystischem zu tun, das über das Verständnis hinausgeht und das deshalb merklich beunruhigt. Jeder einzelne, der ein solches Erlebnis hat, sucht sich in seiner Art eine Erklärung zurechtzulegen, wobei der individuelle „Geschmack", die individuelle allgemeine Weltanschauung die Art der Deutung in der mannigfachsten Weise zu bestimmen vermag. Besonders gern scheint eine Lösung des rätselhaften Gefühls in der Richtung gesucht zu werden, daß der Mensch annimmt, er habe das Ereignis, das in ihm das Gefühl des Bekanntseins hervorruft und das er doch bestimmt noch nie zuvor erlebt haben kann, irgendwann einmal früher geträumt. Diese zweifellos irrige Deutung hat sogar sicherlich dem Glauben an das Vorkommen prophetischer Wahr- und Wunderträume eine kräftige Nahrung zugeführt. Insbesondere bei der sogenannten „Liebe auf den ersten Blick" liegt für den Verliebten die Annahme nahe, die von ihm leibhaftig mit Augen geschaute Verkörperung seiner Ideale sei ihm schon früher begegnet und ihm im Traume erschienen. Dieses Motiv ist in zahlreichen

Dichtwerken behandelt und zum Teil sogar beträchtlich ausgesponnen worden, so z. B. in Wielands „Oberon“ und in Kleists „Käthchen von Heilbronn“. Im letztgenannten Drama lautet die wichtigste der hierauf bezüglichen Stellen in der zweiten Szene des vierten Aktes, wo das schlafende Käthchen dem Grafen Wetter von Strahl sein Innenleben enthüllt:

„Als ich zu Bett ging, da das Blei gegossen,
In der Silvesternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär', was mir die Marianne sagte,
Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen,
Und da erschienst du ja um Mitternacht
Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir sehe.“

Auch in Richard Wagners Musikdrama ist das Motiv des den künftigen Liebsten zeigenden Wahrtraumes gleich mehrmals verwendet worden, einmal in der duftigen Liebesszene des dritten „Lohengrin“-Aktes, in der Else sagt:

„Doch ich zuvor schon hatte dich gesehen,
In sel'gem Traume warst du mir genaht.“

und weiterhin im Akt der „Walküre“ mit seiner ganz ähnlichen Situation:

Sieglinde:
„. . . Ein Wunder will mich gemahnen:
den heut ich zuerst erschau,
mein Auge sah dich schon!

Siegmund:
Ein Minnetraum gemahnt auch mich:
in heißem Sehnen sah ich dich schon!“

Dasselbe poetische Motiv klingt auch in den „Meistersingern“ leise an (erster Akt):

Eva: Gut' Lene, laß mich den Ritter gewinnen!
Magdalene: Sahst ihn doch gestern zum erstenmal?
Eva: Das eben schuf mir so schnelle Qual,
Daß ich schon längst ihn im Bilde sah.

Und im „Fliegenden Holländer“ begegnen wir abermals dieser mystischen Formel, allerdings in der ins Wunderbare umgebogenen Variante, daß es sich nicht nur um ein Traumbild, sondern um ein wirkliches Bild handelt.

Daß aber nicht nur in der Phantasiewelt der Dichter, sondern auch in der lebendigen Wirklichkeit Liebende vermeinen, die geliebte Person im Traume geschaut zu haben, beweist ein von Bernard-Leroy mitgeteilter Fall:

„Ich habe an sie den ganzen Tag mit einem sehr schmerzlichen Gefühl gedacht, das sich während eines Monats mehrfach erneuerte. Wenn ich mich daran erinnere, so meine ich, daß ich sie im Traume gesehen habe, denn ich bin vollkommen sicher, daß ich ihr an jenem Tage zum erstenmal begegnete.“

In gewissen Fällen geistiger Störung kann die fausse reconnaissance geradezu zur Manie werden. Fast jedes Erlebnis wollen solche Kranken schon früher einmal im Traume geschaut oder gar bereits einmal erlebt haben. Einen besonders typischen Fall dieser Art hat Arnaud beschrieben: Einer seiner Patienten behauptete 1894, schon im Jahre 1895 zu leben, weil er alle Ereignisse des Jahres „ein Jahr zuvor“ bereits einmal durchlebt, alle Tageszeitungen mit der Aufschrift 1894 vor Jahresfrist schon gelesen zu haben behauptete. Alles, was er in der Heilanstalt erlebte, in die man ihn gebracht hatte, kam ihm bekannt vor, alles wollte er in derselben Anstalt ein Jahr zuvor schon einmal erlebt haben: „In den sechs Monaten, die ich jetzt hier weile,“ erklärte er, „gibt es nicht zwei Minuten, die sich von meinem ersten Aufenthalt unterscheiden.“

Verhältnismäßig häufig wird die fausse reconnaissance auch in dem Sinne gedeutet, daß der Mensch glaubt, eine bestimmte, erstmalig von ihm durchlebte Szene müsse er in einer

unbekannten Vorzeit, in einer früheren Existenz auf Erden schon einmal geschaut und empfunden haben, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß der in den verschiedensten Philosophien und Religionen aller Zeitalter wiederkehrende Glaube an die Seelenwanderung aus derartigen Erlebnissen heraus seine reichliche Speisung erfuhr. So erklärte einst ein zwanzigjähriger Student, als er den Boulevard Haußmann in Paris zum ersten Male in seinem Leben sah:

„Es erschien mir, daß ich diesen Ort mehrere Jahrhunderte früher schon einmal besucht hatte."

Wie stark die Fälle von fausse reconnaissance die Philosophie der größten Denker, ja unter Umständen selbst die Philosophie ganzer Zeitalter beeinflußt und befruchtet haben, das hat in neuerer Zeit ein Beispiel ganz besonders typischer Art bewiesen. Es läßt sich nämlich fast mit mathematischer Sicherheit der Beweis liefern, daß Nietzsches seltsam-trübselige Lehre von der „ewigen Wiederkunft" unmittelbar durch wiederholte Vorkommnisse einer fausse reconnaissance des Autors angeregt worden sein muß. Ottokar Fischer hat kürzlich treffend darauf hingewiesen, wie der erste Anklang des Gedankens der ewigen Wiederkunft, der später im „Dionysos" zu einem System ausgebaut wurde, sich bereits im „Zarathustra" findet, und zwar bei Gelegenheit einer Beschreibung eines geradezu klassischen Falles von fausse reconnaissance, die durch ein nächtliches Hundegebell und eine dadurch neu erwachte, vergessene Kindheitserinnerung ausgelöst wurde. Die betreffende Stelle im „Zarathustra" lautet:

„Und diese langsame Spinne, die im Mondscheine kriecht, und dieser Mondschein selber, und ich und du im Torwege, zusammen flüsternd, von ewigen Dingen flüsternd — müssen wir nicht schon alle dagewesen sein? — und wiederkommen und in jener anderen Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen, schaurigen Gasse — müssen wir nicht ewig wiederkommen?" Also redete ich, und immer leiser, denn ich fürchtete mich vor meinen eigenen Gedanken und Hintergedanken. Da, plötzlich hörte ich einen Hund nahe heulen. Hörte ich jemals einen Hund so heulen? Mein Gedanke lief zurück. Ja! Als ich Kind war in fernster Kindheit: — da hörte ich einen Hund so heulen. Und sah ihn auch, gesträubt, den Kopf nach oben, zitternd, in stillster Mitternacht, wo auch Hunde an Gespenster glauben: — also daß es mich erbarmte. Eben nämlich ging der volle Mond, totschweigsam, über das Haus, eben stand er still, eine runde Glut usw."

Daß Nietzsche stark zur fausse reconnaissance neigte, ist hiermit bewiesen. Daß ihm auch der Grundgedanke der Wiederkunftslehre durch ein ähnliches Erlebnis geweckt wurde, hat er selbst uns geschildert:

„Die Grundkonzeption des Werkes, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit. Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlei machte ich halt. Da kam mir dieser Gedanke."

Schon Rhys Davids hat die Vermutung ausgesprochen, daß auch die psychologische Wurzel der buddhistischen Seelenwanderungslehre in der fausse reconnaissance zu suchen sei. Nietzsche hat uns den Beweis geliefert, daß diese Annahme psychologisch korrekt ist. So ist es denn gar nicht unmöglich, daß auch die an die Ewige-Wiederkunfts-Lehre anklingenden psychologischen Spekulationen des Altertums über das „große Weltjahr", die „Phönixperiode" usw. und die in zahllosen Variationen bis auf unsere Zeit stets wiederkehrenden Seelenwanderungsideen letzten Grundes auf den wunderlichen Erlebnissen fußen, die heute wissenschaftlich als „fausse reconnaissance" bezeichnet werden.

Dr. R. Hennig

* * *

Niemand wird behaupten können, daß das Problem, das der Verfasser hier aufgerollt hat, mit der vorstehenden Ausführung ausgeschöpft, geschweige denn gelöst sei. Nur ein schwacher Lichtstrahl fällt in die geheimnisvoll dunkle Tiefe dieses Seelenvorganges. Was an dieser Stelle darüber ausgeführt ist, soll als Anregung gelten zu weiterem Nachdenken.

D. T.

Der alte Blücher und die preußische Verfassung

In Tagen, die nie hätten wiederkehren dürfen, Tagen, in denen der Kampf der „echtpreußischen Leute“ gegen das Deutsche Reich und seine verfassungsmäßigen Einrichtungen zu einer Schärfe angewachsen ist, wie man ihn seit der Reichsgründung nicht gekannt hat, erinnert die „Frankf. Ztg.“ daran, mit welchem Eifer und mit welcher flammenden Begeisterung der alte Blücher die Einführung einer Verfassung in Preußen gefordert hat. An der gutpreußischen Gesinnung des „Marschalls Vorwärts“ wird wohl niemand zweifeln können, und sein ungestümes Drängen nach einer preußischen Verfassung und der Einlösung eines gegebenen Königswortes erhält dadurch noch einen besonderen Reiz, daß er aus Mecklenburg stammte, aus jenem Lande also, in dem die Idee einer Verfassung noch heute keinen Eingang gefunden hat.

Schon 1815, nach der Schlacht von Waterloo, forderte ihn sein Freund, der General v. Bonin, der Vater des späteren preußischen Kriegsministers, mit herzlichen Worten auf, jetzt für eine „gute und feste Konstitution“ zu sorgen, und er fügte dieser Aufforderung die feierliche Wendung bei: „Denn du allein hast die Macht und die Kraft, es durchzusetzen, daß dabei der wahre Zweck, die Nation dauerhaft glücklich zu machen, erreicht würde. Dies fehlt dir noch, um ein Verdienst und einen unsterblichen Ruhm zu erlangen, den vor dir kein Sterblicher gehabt hat.“ Blücher wäre gern bereit gewesen, den Wunsch seines Freundes zu erfüllen, denn er war sehr unzufrieden, daß König Friedrich Wilhelm III. die wiederholte und zuletzt am 22. Mai 1815 zugesagte Gewährung einer Verfassung stets wieder verschob, aber alle seine Bemühungen scheiterten an dem hartnäckigen „Nein“ des Königs. Wie hoch Blücher verfassungsmäßiges Leben schätzte, und wie sehr er von dem segensreichen Einfluß einer Verfassung auf das Leben des Volkes überzeugt war, geht aus der Bemerkung hervor, die er im Juni 1814 dem Lordmayor von London bei seinem Besuche der englischen Hauptstadt machte: er fühle sich glücklich, unter einem Volke weilen zu können, welches durch die Verfassung groß geworden sei. Immer wieder kehrt er zu dem Verfassungsversprechen des Königs zurück, und gelegentlich meinte er zu Gneisenau, daß „die Erfüllung des Verfassungsversprechens“ der „Hauptschritt“ des Königs sein müßte. Als sich aber die Erfüllung dieses Versprechens unter allerlei Vorwänden verzögerte, rief er ärgerlich aus: „Warum müssen Bayern und andere Regenten uns zuvorkommen? Ist keiner vorhanden, der uns eine Konstitution anfertigen kann, nun so schreibe man die bayerische ab.“

Blücher hat es dem Könige niemals vergessen, daß er sein Wort nicht eingelöst, und ein im Drange schwerer Not gegebenes Versprechen seinem Volke nicht gehalten hat. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte ihn dieser Gedanke, und als König Friedrich Wilhelm seinen schwererkrankten Feldmarschall am 6. September 1819, wenige Tage vor seinem Tode, auf seinem Gute Krieblowitz besuchte, bemerkte die Umgebung Blüchers in der Haltung des Sterbenden eine Verstimmung gegen den König, die auf den politischen Gegensätzen der beiden Männer beruhte. Die große Zeit fand einen kleinen König.



Kultur und Talent

Die begabten Kinder der deutschen Volksschulen, schreibt Dr. Ernst Schultze in den „Kulturfragen der Gegenwart" (Stuttgart, W. Kohlhammer), werden hier und da in Selekten zusammengefaßt und noch ein wenig über das allgemeine Schulziel hinausgeführt. Oder man sucht die besonders Begabten mit Hilfe von Stipendien in die höheren Schulen hinüberzubringen. Mit größter Energie ist wohl das System der Sonderklassen im Mannheimer Schulsystem durchgeführt. Ein allgemeines und umfassendes System der Förderung begabter Schulkinder gibt es aber bisher in keinem deutschen Bundesstaat.

England scheint dagegen ein solches gefunden zu haben. So sollten z. B. im Jahre 1911 von einer Gesamtsumme von 8 664 000 Pfd. (etwa 173 Millionen Mark), die für das Unterrichtswesen gefordert wurde, 610 000 Pfd. (mehr als 12 Millionen Mark) als staatliche Unterstützungen für höhere Schulen Verwenduug finden, wofür ihnen aber die ausdrückliche Verpflichtung auferlegt war, daß ein bestimmter Teil ihrer Schüler aus Kindern bestehen mußte, die von den öffentlichen Volksschulen dorthin zu völlig freiem Unterricht überwiesen wurden. Die Zahl der unterstützten höheren Schulen betrug ungefähr 900 mit insgesamt etwa 10 000 Lehrkräften und gegen 158 000 Schülern und Schülerinnen. Nicht weniger als ein Drittel der letzteren stammte aus den Volksschulen und erhielt nunmehr freien Unterricht auf den höheren Schulen.

Welche Folgen dieses System haben wird, läßt sich im Augenblicke noch nicht sagen. Schon treten sie mindestens im Universitätsleben zutage. Bei den mathematischen Prüfungen in Cambridge waren 1913 unter den 29 Preisgekrönten nicht weniger als 9, denen sich die Universität geöffnet hatte, weil sie sich in den Elementarschulen durch gute Leistungen die Möglichkeit des Besuchs höherer Schulen erkämpft hatten.

Für die Kulturentwicklung eines Landes muß es von größtem Einfluß sein, ob die wirklichen Begabungen zur Entwicklung kommen, gleichviel welcher Volksklasse sie entstammen, — oder ob der Zutritt zu fast jeder höheren Laufbahn, wenn auch nicht bestimmungsgemäß, so doch tatsächlich, infolge der Gestaltung des Schulwesens den Kindern wohlhabender Klassen vorbehalten ist. Wir sollten auch in dieser Beziehung in Deutschland nicht die Hände in den Schoß legen.



Vom deutschen Buchgewerbe

Im Mai beginnt in Leipzig eine „Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik". Aus einem Rückblick des „Archivs für Buchgewerbe", des Organs des deutschen Buchgewerbevereins, der die Ausstellung veranstaltet, teilt Ernst Collin in der „Tägl. Rundschau" einige Ergebnisse mit, die auch weitere Kreise interessieren. Trotz harter wirtschaftlicher Schläge, denen das Wirtschaftsleben der ganzen Welt gerade 1913 ausgesetzt war, ist das deutsche Buchgewerbe seiner großen Bedeutung gemäß rüstig fortgeschritten und hat manche epochemachende Neuerung gebracht. Die Vielseitigkeit buchgewerblicher Erzeugnisse — zu ihr gehört alles, was zu Papier und Druck Beziehung hat — macht Kunst, Wissenschaft und Technik zu Mitarbeitern.

In der Papierindustrie, in der gewaltige Kapitalien investiert sind, hat sich die wirtschaftliche Depression sehr stark bemerkbar gemacht. Von 47 Aktiengesellschaften haben 17 keine Dividende verteilt und sogar noch einen Verlust von zwei Millionen Mark verbucht. Interessant ist die Feststellung, daß der Verbrauch von Papier in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung 24,8 kg beträgt, während Salz mit 24,9 nur um wenig höher rangiert. In

der Papierfabrikation ist man in diesem Jahre der Lösung des Problems wesentlich näher gekommen — der automatischen Regelung des Stoffzulaufes, der die gleichmäßige Stärke des Papiers bedingt. — Die Druckfarbenfabrikation ist ein Gebiet, so unendlich verzweigt mit Hunderten von Farbennüancen und Qualitäten, daß der Laie sprachlos steht. Der neue Offsetdruck und der Kupfertiefdruck für Zeitungsillustrationen haben die Farbenfachleute vor neue Aufgaben gestellt. — Die Schriftgießerei, in der große Fabriken tonangebend sind, hat ständig auf Verbesserung ihrer maschinellen Einrichtungen zu sinnen. Daneben liegt ihr noch die Sorge für die Verbesserung und Neubildung der Schriften ob. Gerade hierin ist im letzten Jahre unter Mitwirkung erster Künstler, wie E. R. Weiß, J. V. Cissarz, Kleukens, Belwe, Otto Hupp u. a. Vieles und Gutes geleistet worden. — Geradezu verblüffend ist die Anzahl der neuen Maschinenerfindungen auf dem Gebiete des Buchdrucks. Die dem Zeitungsdrucke dienende Rotationsmaschine wird ständig verbessert und mit Schutzvorrichtungen versehen. Der neueste Typ ist imstande, bei acht Stereotypen in der Stunde 96 000 zwölfseitige Zeitungen zu drucken und zu falzen. Sozusagen der Hilfsarbeiter dieser Maschine ist die, welche in einer Stunde 20 000 Beilagen in fertiggefalzte Zeitungen legt. Hand in Hand mit der Verbesserung der Rotationsmaschinen muß natürlich die der Setzmaschinen gehen, wohl der geistreichsten Maschine, die erfunden worden ist, setzt und gießt 16 000 Buchstaben in der Stunde. — Auch in der Buchbinderei gewinnt die Maschine immer mehr an Wichtigkeit. Die automatischen Falzmaschinen schalten die Mitarbeit des Menschen so gut wie aus, und sind heute schon imstande, bei diffizilem Papier und eigenartigem Druckspiegel einwandfrei zu falzen. Eine im letzten Jahre konstruierte Beschneidemaschine hat zum erstenmal die erstaunliche Schnittlänge von 270 cm.

Neben dem Buchgewerbe ist also auch die Fabrikation seiner Maschinen etwas sehr Bedeutendes und Umfangreiches geworden. Es wird sich auf der Leipziger Ausstellung zeigen, wie hier die deutsche Maschine neben der amerikanischen bestehen wird.



Wo liegt die Gralsburg?

Die Hypothesen, die an dieses Problem der Parsifalsage geknüpft sind, bespricht Ernest Gaubert in einem Aufsatz der „Annales". Wir folgen hier einem Auszuge der „Münchener Neuesten Nachrichten":

Von verschiedenen Seiten ist versucht worden, das große Heiligtum und die letzte Zufluchtsstätte der Albigenser, die Burg Montségur, mit der Gralsburg zu identifizieren. Bevor Ramon de Perelha dies Schloß als letzte Zuflucht für die verfolgten Glaubenshelden baute, lagen dort bereits die Ruinen eines berühmten Schlosses, in dem man vielleicht die Gralsburg sehen könnte, wenn nicht alle Dichter und Chronisten, die die Parsifalsage bearbeitet haben, den Schauplatz nach Spanien verlegen würden, und zwar in ein Bergschloß des nördlichen Spanien. Diejenigen, die die Gralsburg in Spanien suchen, werden daher die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Man hat nun den Montsalvat im Gebirge von Kantabrien bei einer kleinen Stadt Salvatierra finden wollen, die zwischen Alsasua und Vittoria liegt. Das heilige Schloß hätte sich hier wirklich in einer Umgebung erhoben, die durchaus den Schilderungen der Legende entspricht. Aber die wenigen Mauerreste, die noch von einer alten Burg zeugen, stammen höchstens aus dem 12. Jahrhundert, während doch die Gralsburg in einer früheren Zeit entstanden sein muß. Deshalb hat man noch ein anderes Salvatierra ausfindig gemacht im südlichen Galicien an der portugiesischen Grenze. Diese Gegend voll enger Bergschlünde, malerischer Engpässe und herniederbrausender Bergströme weist die Ruinen eines alten Schlosses



aus dem 11. Jahrhundert auf, und in einigen Lokalsagen der Gegend finden sich auch Spuren, die auf die Sage hinweisen.

Alle diese Hypothesen müssen aber gegen die zurücktreten, die in dem altberühmten Benediktinerkloster von Montserrat in der Provinz Barcelona das wahre Montsalvat erblickt. Gaubert weiß zwingende Gründe dafür anzuführen, daß hier der Ort der Gralsburg zu suchen ist. Die Abtei, die zwischen Monistrol und Manresa liegt, erhebt sich auf dem „Montserrat", dem „gesägten Berge", der sich nach der Legende in zwei Stücke teilte am Karfreitag zu der Stunde, da der Herr sein Leben aushauchte. Sie liegt in diesen Bergen der Westgoten in Nordspanien, von denen Wagner im ersten Akt des Parsifal spricht. All die Landschaften findet man hier, die im Parsifal geschildert werden: die Einsiedelei, die Quelle, den See, die großen Gegensätze der Natur, die weiten Fernblicke. Die katalonischen Sagen erzählen zudem, daß hier die Gralsritter ein Asyl fanden. Ein Graf von Barcelona, Sifredo el Velloso, fand hier ein wundertätiges Marienbild, das von dem heiligen Lukas selbst geschaffen sein soll, und ließ 880 ein Kloster bauen, das einer der berühmtesten Wallfahrtsorte Spaniens wurde. Das alte Kloster wurde 1808 von den Franzosen zerstört und 1812 wieder aufgebaut; es hat eine wundervolle Lage über den weiten Ebenen von Katalonien, eingenistet zwischen den zerrissenen Bergwänden in einer Höhe von 1237 Meter. Heute führt eine kühn angelegte Zahnradbahn von Monistrol herauf, von der aus sich die wundervollsten Fernblicke enthüllen. Man begreift, wie dieser uralte Bau, auf steilem Fels wie in die Wolken gebaut, in den Vorstellungen der Tieflandbewohner zu dem Schloß der Seele werden mußte, einem Tempel der Erlösung und des Geistes.

Bewährt sich der Verbrecher im Kriege?

Im italienisch-tripolitanischen Kriege sind zum ersten Male wissenschaftliche, auf persönlichen Beobachtungen beruhende Studien über die Haltung und Brauchbarkeit der mit verbrecherischen Neigungen behafteten Individuen im Kriege angestellt worden. Der Oberstabsarzt Dr. Consiglio in Rom, der zu diesem Zwecke 225 Vorbestrafte auf ihre Führung während des Kriegsjahres prüfte, hat einem römischen Journalisten auf die Frage: „Wie führen sich die Vorbestraften im Kriege?" folgendes geantwortet: „Im modernen Kriege kommt der Wert des Soldaten weniger in der Schlacht selbst als in den Vorbereitungen dazu zur Geltung. Sie erfordern, Geduld, Arbeit und Energie. Die Kontinuierlichkeit der physischen Ermüdungen, Mangel von Ruhe und Schlaf, der Aufenthalt in den stets feindlichen Angriffen ausgesetzten Laufgräben, dazu die seelische Beunruhigung über die ferne Familie, Furcht vor Angriffen, der deprimierende Eindruck eines mißglückten Unternehmens, der Verluste usw., alles das setzt durch seine Härte und Dauer die Energie und methodische Arbeitsleistung des Mannes auf die schwerste Probe. Die Schlacht selbst hingegen löst die aggressiven und Selbstinstinkte des Soldaten aus, Vaterlandsliebe, Kampfbegeisterung, Ringen und Übergewicht vermögen aus dem Weichmütigen einen tüchtigen Krieger zu machen, der kaltblütig und überlegen seine Handlungen abzumessen weiß. Der anormal Veranlagte aber, der sich in sozialer Hinsicht seiner Un- und Überempfindlichkeit wegen durch die Unfähigkeit der Anpassung an seine Umgebung kennzeichnet, ist schon im Frieden zur methodisch disziplinierten Arbeit unfähig. Im Kriege, wo die Anforderungen der Disziplin, die Anstrengungen systematischer Vorbereitungen sich steigern, zeigt er stets mehr oder weniger schnell eine Reaktion gegen jenes Milieu, die sich hauptsächlich in krankhafter Disziplinlosigkeit, Ungehorsam, Insubordination oder gar Desertion äußert. Die moralische Anspannung sowie die Gewalttätigkeit des

Krieges bringen in ihnen physische Störungen, Erregungskrisen, hysterische, epileptische Anfälle und akuten Irrsinn hervor. Es fehlt ihnen die Möglichkeit des methodischen Handelns, der eiserne Wille, den sich vervielfältigenden Anforderungen des Augenblicks, den fortdauernden physischen und intellektuellen Anstrengungen standzuhalten. Während der Gewohnheitsverbrecher, obwohl impulsiv und aggressiv gegen Vorgesetzte und Kameraden, in der Schlacht meist feige versagt, gibt es unter den Gelegenheitsverbrechern, die durch schlechte Erziehung, Alkohol oder abenteuerlichen Sinn auf falsche Bahnen gerieten, viele, die sich in den Gefechten auszeichneten. Aber auch sie verfielen immer wieder in Disziplinarstrafen und waren unbrauchbar zu geregelter Arbeit, zu moralischen Anspannungen. Der für den modernen Krieg geeignete Soldat, fähig der dauernden Vor- und Wiederherstellungsarbeiten, der kühlen Geistesgegenwart im Gefecht, das ist jener Mann, der sich schon in Friedenszeiten als wohlorganisierter tüchtiger Bürger erwies. Die Zeiten scheinen vorüber zu sein, in denen der blinde, der Gefahr unbewußte Mut des Abenteurers ein besonders wertvolles Element in der Entscheidung der Völkerschicksale bildete."



Die Militärausgaben Deutschlands für 1914

Der „Vorwärts" stellt für das Militärbudget des Jahres 1914 folgende Berechnung auf:

Einnahmen:

Eisenbahnverwaltung	
Ordentlicher Etat	
Erlös aus Militärfahrkarten	840 000
Verwaltung des Reichsheeres	
Ordentlicher Etat	
Einnahmen für die Gemeinschaft ohne Bayern	14 253 131
Einnahmen für die Gesamtgemeinschaft	6 260 766
Reichsmilitärgericht	394
Marineverwaltung	
Außerordentlicher Etat	1 094 367
Aus dem Erlös von Festungsgrundstücken	3 873 522
Reichskolonialamt	
Verschiedene Einnahmen	1 465 299
Etat der Reichsschuld	
Ordentlicher Etat	
Verzinsung der chinesischen Kriegsentschädigung	10 504 662
Zinsen des Reichsdarlehns aus Togo	246 501
Zinsen des Reichsdarlehns aus Südwestafrika	1 404 410
Außerordentlicher Etat	
Kriegsentschädigung von China	1 747 919
Rückerstattung auf Vorschüsse	500 000
Allgemeiner Pensionsfonds	10 776
Allgemeine Finanzverwaltung	1 692 658
Aus dem Hinterbliebenenversicherungsfonds	2 591 500
Gesamtsumme aller Einnahmen	45 645 905



Ausgaben:

Auswärtiges Amt

Für militärische Auslandsbevollmächtigte	213 460
Geheime Ausgaben	1 000 000
Reichsamt des Innern	
Unterstützung der Familien der zu Friedensübungen Eingezogenen	6 046 000
Unterstützung der Familien der zu Friedensübungen Eingezogenen	480 000
Kaiser-Wilhelms-Kanal	10 000 000
Verwaltung des Reichsheeres	871 805 789
Reichsmilitärgericht	538 711
Verwaltung der Marine	220 902 043
Zentralverwaltung für Kiautschou	160 574
Reichsschatzamt	
Kaiserlicher Gnadenfonds	1 500 000
Pensionszuschüsse	64 000
Unterstützungen für Invaliden	1 500 000
Beihilfen an unterstützungsbedürftige Kriegsteilnehmer	39 000 000
Zuschuß zu den Kolonien	30 000 000
Reichsschuld	150 000 000
Ausgaben des allgemeinen Pensionsfonds	97 317 248
Ausgaben für das Reichsmilitärgericht	129 655
Ausgaben für die Reichsmarine	12 125 290
Ausgaben für die Schutztruppe	30 982
Aus der Expedition nach Ostasien für das Heer	2 397 900
Aus der Expedition nach Ostasien für die Marine	1 817 800
Eiserne Kreuz-Ehrenzulagen	13 528
Für ehemalige französische Militärpersonen	343 000
Invalideninstitute	336 456
Militärische Versorgungsgebührnisse	25 978 400
Allgemeine Finanzverwaltung	
Quote an Bayern	120 203 207
Rayonentschädigungsrenten	1 374 877
Einmalige Ausgaben:	
Quote an Bayern	32 418 720
Rayonentschädigungen	3 122 520
Eisenbahnbauten im Interesse der Landesverteidigung	5 715 920
Eisenbahnbauten im Interesse der Landesverteidigung	250 000
Militäretat	
Einmalige Ausgaben für das Reichsheer	344 823 048
Einmalige Ausgaben für die Marine	237 479 550
Allgemeine Finanzverwaltung	
Zuschuß zu den einmaligen Marineausgaben	29 410 000
Gesamtsumme der Ausgaben	2 248 493 678
Davon ab Einnahmen	45 645 905
Höhe der militärischen Ausgaben	**2 202 847 773**



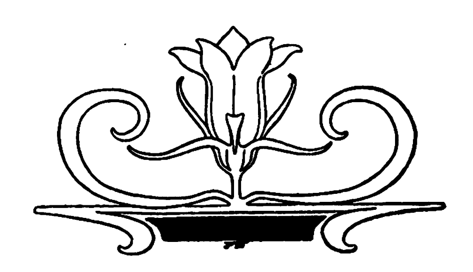
Hierzu macht das genannte Blatt folgende Bemerkungen:

Unter den Einnahmen des Militarismus spielen die Verzinsungs- und Tilgungsraten der chinesischen Kriegsentschädigung sowie der Erlös aus verkauften Festungsgrundstücken und Übungsplätzen (Tempelhofer Feld) die Hauptrolle. Unter den Einnahmen haben wir natürlich die 393 Millionen aus dem Wehrbeitrag nicht mitgerechnet. Handelt es sich hier doch um keine Einnahmen aus eigentlichen Vermögensobjekten des Militarismus, sondern nur um eine einmalige Steuer. Ebensowenig konnten die im Etat des Reichsschatzamtes aufgeführten Schuldentilgungen unter die Einnahmen gestellt werden, weil ja diese Tilgungen nach Absatz 2 des § 2 des Etatsgesetzes nur dann erfolgen können, wenn die Anleihe um den gleichen Betrag erhöht wird. Auch hier handelt es sich also keineswegs um wirkliche Einnahmen des Militarismus.

Zu den Ausgaben sei bemerkt, daß wir von der Schuldenverzinsung nur den Betrag von 150 Millionen als militärische Ausgabe in Anschlag gebracht haben. Von den 15 Millionen für den Kaiser-Wilhelms-Kanal haben wir in den Ausgaben nur 10 Millionen in Ansatz gebracht, weil der Kanal auch der Privatschiffahrt dient. Ebenso haben wir von dem Kaiserlichen Gnadenfonds in Höhe von 3 Millionen nur 1½ Millionen für die militärischen Ausgaben in Anspruch genommen, sicher eher zu wenig als zu viel.

Ein Kommentar zu diesen Zahlen erscheint uns überflüssig. Vielleicht ist ein Hinweis auf den Voranschlag der Militärausgaben für das Jahr 1913 angebracht, der in der „Friedens-Warte“ 1913, S. 21, abgedruckt ist. Dort schließt die Endsumme noch mit 1 861 082 636 M, also noch um $^1/_3$ Milliarde weniger!

Daß mit diesen Verrechnungen die Gesamtkosten der Rüstungen nicht gekennzeichnet sind, ist oft genug dargelegt worden. Abg. Gothein in seinem Artikel „Wettrüsten und Rüstungsverständigung“ („Friedens-Warte“ 1913, S. 123) berechnet die Verluste an Arbeitskräften allein mit 2 Milliarden und kommt zu einer Summe von 4 Milliarden Heereskosten für Deutschland. Wie sagt der bayerische Ministerpräsident Freiherr von Hertling? „Auf Jahre hinaus ist das deutsche Volk nicht imstande, weitere Lasten zu ertragen.“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Sprachenfrage im Elsaß unter Frankreich

Dem Aufsatz im Februarheft des Türmers möchte ich als zeitliche Ergänzung und aus eigener Erfahrung einiges beifügen.

Das Erlernen des Französischen begann frühzeitig schon in der salle d'asile. Wir Primärschüler trugen zwar zwei deutsche Bücher in der Schultasche: Katechismus und biblische Geschichte. Nur in letzterer wurde mühsam stockend gelesen, ohne ein Wort der Erklärung seitens des Lehrers. Die Premières lectures françaises wurden verständnislos, rein mechanisch eingeübt. Was nicht gehen wollte und nicht gehen konnte, das war die Grammaire française nach Lhomond. Das Hauptmittel aber, französisch sprechen zu lernen, das waren die Anschauungsbilder, die sog. tableaux intuitifs. Den Schülern war es zur strengen Pflicht gemacht, während der Schulzeit kein deutsches Wort zu sprechen. Stockwelsche Hilfslehrer wurden angestellt. Tableau: acht Bänke voll Buben von sieben bis elf Jahren, welche kein Wort Französisch verstehen, vor ihnen ein Lehrer, der wiederum sie nicht verstehen kann. Zwischen beiden eine tiefe Kluft!

Auch Geistliche machten den allgemeinen Eifer für Frankreich mit. So hielt der Pfarrer meines Heimatdorfes allsonntäglich für die jüngere Generation einen französischen Sermon.

Ob es nicht Männer gab, welche die gewaltsame Unterdrückung der Landessprache als ein Unrecht empfanden? — ich weiß es nicht. — Wohl der erste, welcher der herrschenden Strömung hemmend entgegentrat — wer würde es meinen? —, das war kein anderer als Kaiser Napoleon III., der, glaube ich, im Jahre 1868 nach Straßburg kam und zu der dortigen Schuljugend folgende Worte sprach: „Mes enfants, apprenez bien le français, mais n'oubliez pas l'allemand.“ Diese Worte, an sich gewiß berechtigt, schufen gleichsam eine Anbahnung zu dem großen Umschwung, den bald das Jahr 1870 brachte.

Und nun sind mehr als vierzig Jahre vergangen, aber nicht erfolglos. Man darf sagen: Der Elsässer fühlt sich deutsch, hat seine deutsche Natur, sich selbst wieder gefunden.

Es gibt Ausnahmen. Der alte Wahn, als seien Französisch und Bildung zwei unzertrennliche Dinge, hat 1870 überlebt. Wohlhabende Eltern schicken ihre schulentlassenen Töchter in ein französisches Pensionat. Die Mutter ist früher dort gewesen, die Töchter müssen wieder hin, das gehört zu einer besseren Erziehung. An guten Erziehungsanstalten für Mädchen fehlt es im Lande nicht. — Handel und Gewerbe treibende Eltern schicken ihre Söhne in französische collèges, die von ehemaligen Schulbrüdern geleitet werden, als Martigny, Saint-Claude, Besançon, Belfort, Rambervillers u. a. Diese Knaben zählen, wie die Mädchen, nach Hunderten und verbleiben ebenfalls durchschnittlich zwei Jahre. Die directeurs lassen durch die Zeitungen fleißig die Werbetrommel rühren, sowohl zu Ostern als im Herbste, kommen auch

selber ins Elsaß hinüber, um die Aufnahme von Schülern persönlich zu betreiben. Die politische Gesinnung solcher Herren kennzeichnen Ausdrücke wie folgende: L'Alsace a dégénéré, la réligion se perd, l'instruction a baissé. Und in solch antideutscher Atmosphäre werden die anvertrauten Knaben neu- oder umerzogen. Das bleibt nicht ohne üble Nachwirkung, die auch durch den späteren deutschen Militärdienst nicht mehr ausgeglichen wird.

Ist es nicht auffällig, daß so manche Elsässer der besseren Kreise nur französisch sprechen wollen? Man liest französische Zeitungen, man affektiert überhaupt französisches Wesen; politisch gehören sie zu der Partei der Nationalisten.

Ja, es ist wahr, in unserem Grenzlande ist die französische Sprache vielen Ständen zum Broterwerb nützlich, sogar notwendig; aber viele gehen auch nicht, um sie zu erlernen, über die Vogesen, sie erreichen leichter ihr Ziel in unsern Mittel- und Fortbildungsschulen.

Wieviel junge Franzosen kommen denn hierher, um deutsch zu lernen?

Wer dieser Französelei, Behörden, Geistliche und Lehrer, entgegenarbeitet, der nimmt sich des Volkswohls an. J. M.

Ersatz für Auskunfteien

Den Artikel über „Auskunfteien" in Nr. 4, XVI. Jahrg. des Türmers habe ich mit großem Interesse gelesen, zumal auch ich schon, wie wohl jeder, der jahrelang mitten im Geschäftsleben steht, größere Verluste infolge unrichtiger Auskünfte erlitten habe.

Wenn aber in dem Artikel gesagt ist: „und trotzdem können viele Geschäftsleute die Finger nicht davon lassen", nämlich vom Einholen von Auskünften, so möchte ich doch die Frage aufwerfen, welcher Weg zu beschreiten ist, um auf andere Weise zu einer Auskunft über Vermögensverhältnisse usw. einer dem Geschäftsmann noch unbekannten Firma zu gelangen.

Die vielleicht in Frage kommenden Kommunalbehörden lehnen, wie ich aus Erfahrung weiß, Auskünfte über die Kreditwürdigkeit ihrer ortsinsässigen Firmen „grundsätzlich" ab und beschränken sich lediglich auf die Angaben, daß diese oder jene Firma in der und jener Straße das näher bezeichnete Unternehmen betreibt. Damit ist aber für den Lieferanten wenig anzufangen.

Ebenso ist es mit dem Ansuchen an einen neuen Kunden, Referenzen aufzugeben; erfahrungsgemäß werden gute Referenzen von zweifelhaften Firmen häufig dadurch konstruiert, daß sie mit wenigen Lieferanten ihre Geschäfte ordnungsmäßig abwickeln, pünktlich bezahlen und dann eben diese Lieferanten als Referenzen aufgeben; was sie dann mit den übrigen Lieferanten machen, steht auf einem andern Blatt. Also auch dieser Weg ist, wie wohl jeder Geschäftsmann weiß, nicht unbedingt zuverlässig.

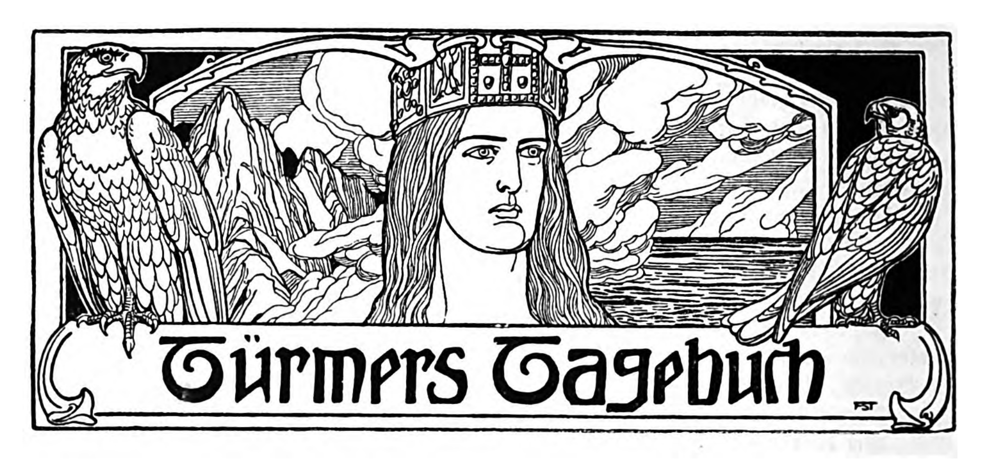
Anderseits gibt es in der heutigen Zeit Firmen, die mit hochtönenden Namen, pompösen Briefbogen usw. den Eindruck eines bedeutenden, soliden Unternehmens zu erwecken suchen und bei näherem Nachsehen sich als Unternehmen herausstellen, das in einem möblierten Zimmer betrieben wird. Solche Fälle kommen in der Tat vor, und gerade in solchen Fällen ist eben die Auskunftei das einzige Mittel, sich rechtzeitig vor Schaden zu schützen.

Mögen also den heutigen Auskunfteien auch noch so große Mängel anhaften — und kein Geschäftsmann wird dies in Abrede stellen wollen —: solange keine anderen Möglichkeiten bestehen, zuverlässige Auskünfte ohne Auskunfteien zu bekommen, wird sich die Geschäftswelt eben in der seitherigen Weise dieser Auskunfteien bedienen müssen.

Vielleicht kann ein anderer Fingerzeige geben, wie die Auskunfteien ohne Schaden zu umgehen sind. Jedenfalls wäre die gesamte Geschäftswelt dafür sehr dankbar.

Eugen Fezer





Umlernen! · Unter Garnisonsrecht · Der sympathische Obrist · Unrecht muß doch Unrecht bleiben · Trommel und Krückstock · Süddeutschlands Antwort · Kolonialer Sondergeist gegen Reichsgeist · Ein Interview mit Fichte · Es war einmal! · Ein kleiner Ausschnitt · Idealismus ist strafbar · Altpreußens königliche Sprache · Ein Volk, ein Vaterland!

Wir erleben in Deutschland jetzt merkwürdige Dinge. Wenige werden sich darüber klar, was eigentlich vorgeht. Viele können sich in den Ereignissen und Strömungen nicht mehr zurechtfinden, fühlen zwar dunkel, daß die Fahrt eine abwegige, die an sie gestellten Zumutungen widernatürliche sind, widerstreben auch ein Weniges, um sich dann — treiben zu lassen, wohin die Suggestion des Tages und der jeweiligen Umwelt sie zieht. Die Zumutung, die an das deutsche Volk gestellt wird, ist nämlich keine geringere als — umzulernen, von Grund aus umzulernen. Es ist alles im Fluß, ja es ist fast eine Auflösung aller bisher für unantastbar und unverbrüchlich gehaltenen Werte und Begriffe. Als unantastbar und unverbrüchlich ward dem Deutschen von jeher die Achtung der Autoritäten gepredigt: der Autorität des Staatsgedankens, der Verfassung, des bürgerlichen Rechts, der bürgerlichen Moral. Wo stehen diese Autoritäten heute? Auf welcher Seite? Wer vertritt, wer bekämpft sie?

Wir sehen in Elsaß-Lothringen eine ganze deutsche Staatsregierung geschlossen in allen ihren Gliedern einer anderen Regierung gegenüber, derjenigen, für die der deutsche Reichskanzler die Verantwortung trägt. Diese deutsche Staatsregierung wird aber nicht nur vom deutschen Reichskanzler allen Angriffen schonungslos preisgegeben, — auch die Angriffe selbst werden ausschließlich von Stellen unternommen, die sich bisher für die in allewege berufenen und privilegierten Schützer der Autorität ausgaben. Wir sehen hochgestellte Beamte die Autorität

rechtsprechender Gerichte nicht nur auf das schärfste bekämpfen, sondern auch in schroffstem Widerspruch zu den bestehenden Rechtsgrundlagen und Gesetzesbestimmungen, ohne daß die ihnen übergeordneten Vertreter der Autorität im Ernste auch nur daran dächten, ihnen in den Arm zu fallen. Wir sehen niedere und höhere Militärpersonen Vergehen gegen das Strafgesetzbuch und die Verfassung Preußens und des Deutschen Reiches verüben, und die Vergehen finden nicht nur keine Sühne, die Schuldigen gehen nicht nur völlig straflos aus, — sie werden auch von den sie freisprechenden Richtern selbst demonstrativ zu ihrer Freisprechung beglückwünscht, werden durch Orden und Ehrungen ausgezeichnet, als Helden gefeiert! In den Gerichtssälen stehen ihnen die von Staats wegen bestellten Ankläger als Verteidiger zur Seite, und die ersten Meldungen von dem Freispruch des einen erhalten vor allen anderen — und zwar durch den Vorsitzenden des freisprechenden Gerichts selbst — zwei Männer. Der eine hat soeben erst, trotz seiner Eigenschaft als hochbeamteter Verwalter von Rechtsgütern, Wert darauf gelegt, sich in unbeschränkter Öffentlichkeit in den schärfsten Gegensatz zu dem geltenden Recht zu stellen; der andere ist im ganzen Deutschen Reiche als glühender Anhänger des Staatsstreichs und als geschworener Feind der Reichsverfassung und des Reichstages bekannt, den er am liebsten „mit 10 Mann und einem Leutnant“ verhaften würde. Aber — er ist ein Freund des Kronprinzen.

Wir sehen im preußischen Herrenhaus die privilegierten Stützen des Thrones, die Hüter der Errungenschaften preußisch-deutscher Geschichte, die Wortführer des deutschen Adels in Preußen, in unverhohlener Empörung gegen die Entwicklung des deutschen Reichsgedankens, und der deutsche Reichskanzler, den die Herren zur Verantwortung wegen angeblich zu großer deutscher Reichsfreundlichkeit vor ihr Forum zitiert haben, hält es für seines Amtes und Berufes, sich tief vor den ungnädigen Herren zu verbeugen und ihre Gunst durch geflissentlich zur Schau getragene Nichtachtung des von ihnen geschmähten Deutschen Reichstages zu gewinnen. Was aber im diplomatischen Herrenhause um des Dekorums willen zurückgehalten werden mußte, im Preußischen Abgeordnetenhause nicht ohne Gefahr einer Meuterei von sich gegeben werden durfte, das macht sich dann in voller Offenheit auf dem sogenannten „Preußentage“ Luft. Hier ist man „endlich allein“, ganz unter sich; hier hemmen keine lästigen Rücksichten den Überschwang der Gefühle, hier wird denn auch das offene begeisterte Bekenntnis zum Stockpreußentum sans phrase auf „Trommel und Krückstock“ abgelegt und dem Deutschen Reiche ebenso offen der Fehdehandschuh hingeworfen, nicht ohne Begleitung kriegerischer Blechmusik durch unterschiedliche grobe Beschimpfungen der Krapüle, „die sich Deutscher Reichstag nennt“.

Und was sehen wir weiter? —

Um die Autoritäten scharen sich zu ihrem Schutz Männer, die man jahrzehntelang auf allen Märkten und Gassen als „Feinde jeder Autorität“, „verkappte Revolutionäre“, „Reichsfeinde“ ausgeschrien hat. Solche aber, die breit auf der Brust das Ordensband mit der Devise „Auf zum Kampf gegen den Umsturz!“, „Für unsere heiligsten Güter!“ tragen, laufen Sturm gegen die Autoritäten,

gegen die „von Gott gewollten Autoritäten“! Mir scheint, die Rollen haben sich ein wenig vertauscht? Also müssen wir umlernen.

Erleben wir nun merkwürdige Dinge in Deutschland? Wem's noch nicht genügt, auch dem kann geholfen werden.

* * *

Es ist ein rührender Zug vom Herrn Reichskanzler, wenn er den Reichstag darum bittet, nun doch ja nicht mehr in der „Wunde von Zabern“ zu stochern. Dasselbe „Volk“ zu bitten sich herabläßt, das er soeben noch um „Herrendienst“ mit unsäglicher Nonchalance verleugnet hat — man nennt das auch: an sich heruntertutschen lassen. — Sein persönliches Bedürfnis kann man ihm ja leicht nachfühlen. Die Affäre ist gerade bis zu dem Punkte — gediehen, wo sie die heute maßgebenden Gewalten haben wollten: bis zum Freispruch der Forstner und Reuter, bei dem dann das Schloß a tempo einschnappt. Herrn von Bethmanns persönliches Ruhe- und Schonungsbedürfnis fände dabei — das bezweifelt ja niemand — seine Rechnung. Handelte es sich also nur um Schonung seiner Nerven, wir würden ihm ja gern gefällig sein. Leider aber scheint Herr von Bethmann die grundsätzliche Bedeutung und Tragweite des Falles mit seinen Folgeerscheinungen bedauerlich zu unterschätzen, wie er andererseits wohl auch die Lammsgeduld und kindliche Unterwerfung des Deutschen unter die „gottgegebenen Abhängigkeiten“ denn doch überschätzt. Der „Fall Zabern“ ist wahrhaftig schon längst alles andere, nur kein Fall „Zabern“ mehr. Er ist das, was aus ihm gemacht worden ist, und diejenigen, die ihn zu dem gemacht haben, was er heute ist, oder dies nicht zu verhindern gewußt haben, sind reichlich — naiv, wenn sie jetzt, wo er in ein sie befriedigendes oder nicht weiter beunruhigendes Stadium gebracht worden ist, sich lächelnd aus der Affäre glauben ziehen zu dürfen und verlangen, man solle nun hübsch artig nach Hause gehen und so tun, als wenn nichts gewesen wäre. Ließe sich die deutsche Öffentlichkeit in der Tat mit solchen reichlich unbefangenen Zumutungen den Mund verbieten, dann freilich hätte sie auch verdient, daß ihr so mitgespielt worden ist, wie das mit einer kaum noch zu übertrumpfenden Unverfrorenheit geschehen ist. Muß schon kläglicherweise die äußere Niederlage des Rechtes und der Kultur als unabänderliches deutsches Geschick hingenommen werden, so soll sich zu dieser nicht noch eine innere gesellen, Unrecht und Unkultur nicht von der hohen Ruhmesleiter herab sich noch gar wohlgefällig in einem „moralischen“ Triumphe bespiegeln dürfen.

Ist es nicht schon bezeichnend, daß die Begründung des kriegsgerichtlichen Urteils im Prozeß Reuter von früheren Störungen zwischen Militär- und Zivilbehörden in Zabern nichts zu melden weiß, sondern erst da einsetzt, wo Leutnant v. Forstner mit seiner unverantwortlichen Erklärung in der Instruktionsstunde auf der Bildfläche erscheint? „Und eine derartige Beschimpfung als ‚Wackes‘ sollten die elsässischen Rekruten sich ruhig gefallen lassen?“ ereifert sich subordinationswidrig die „Germania“. „Konnte diese ‚Heldentat‘ des jungen Leutnants v. Forstner überhaupt verborgen bleiben? Wer Unrecht tut, muß auch die Konsequenzen tragen, und zwar in vollem Umfange. Der



Herr Leutnant v. Forstner hat das anscheinend nicht zu tun brauchen. Denn sein Herr Oberst, und das ist gerade der Oberst v. Reuter, hat diesen Fall außerordentlich milde angesehen und als Bestrafung für den Leutnant v. Forstner — sechs Tage Stubenarrest für ausreichend gehalten. Damit vergleiche man einmal die harte Arreststrafe gegen die Rekruten, die aus innerer und berechtigter Entrüstung heraus von der ‚Wackes-Prämiierung' des Leutnants v. Forstner Mitteilung gemacht hatten, die dabei ebensowenig wie der Oberst v. Reuter das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit ihres Vorgehens hatten. Und nur kurz sei hier auch ein Fall zum Vergleich herangezogen, auf den wir noch zurückkommen müssen: die Verurteilung der Diedenhofener Kapläne wegen einer Beschwerde über ihre Behandlung bei einer Kontrollversammlung, also von Leuten, die nie eine Stunde in der Kaserne verbracht hatten und gewiß keine Ahnung von der Rechtswidrigkeit ihrer Handlung hatten, zu sechs Monaten Gefängnis und nachher zu sechs Monaten Festung, die sie auch zum größten Teil verbüßen mußten.

Leutnant v. Forstner stand also zunächst wegen seiner berüchtigten Rekruten- und Wackes-Instruktion zur Verantwortung vor seinem Oberst. Er ist deshalb disziplinarisch zu sechs Tagen Stubenarrest verurteilt worden. Ihm leuchtete dabei die Gnade des sonst so schneidigen Herrn, der in diesem Vergehen des Leutnants v. Forstner — anscheinend ohne irgendwelche Ahnung von dessen politischer Tragweite — nur einen gewöhnlichen Verstoß gegen einen Regimentsbefehl erblickte. Wäre hier nicht eine strengere Strafe angebracht gewesen? Es ist zufälligerweise gerade die ‚Kreuzzeitung', die im Anschluß an den Fall Forstner auf den § 93 des Militär-Strafgesetzbuchs hinweist, welcher lautet:

‚Wird durch den Ungehorsam ein erheblicher Nachteil verursacht, so tritt strenger Arrest nicht unter 14 Tagen oder Gefängnis- oder Festungshaft bis zu zehn Jahren . . . ein. Wird durch den Ungehorsam die Gefahr eines erheblichen Nachteils herbeigeführt, so tritt Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren . . . ein.'

Treffen diese Bestimmungen nicht gerade auf den Fall Forstner zu, den der Herr Oberst v. Reuter — wahrscheinlich auch aus Unkenntnis der Gesetze und deshalb aus mangelndem Bewußtsein der Rechtswidrigkeit — so außerordentlich milde behandelt hat? Oder will Herr Oberst v. Reuter und mit ihm die ‚Militärpartei' heute noch leugnen, daß durch den Ungehorsam des Leutnants v. Forstner in seinem Verstoße gegen das Regimentsverbot, das Wort ‚Wackes' zu gebrauchen, ein ‚erheblicher Nachteil verursacht' worden ist? Wird der Oberst v. Reuter deshalb von der vorgesetzten Behörde zur Rechenschaft gezogen werden? (Harmlos! D. T.)

Bei dem militärischen Gerichtsverfahren gegen den Leutnant v. Forstner handelte es sich nicht um diese Beleidigung der Elsässer, die mit sechs Tagen Stubenarrest als gesühnt betrachtet wurde, sondern um ein nach dem Militär-Strafgesetzbuch und dem Bürgerlichen Strafgesetzbuch zu verfolgendes Ver-

gehen der Körperverletzung und des Mißbrauchs der Waffen. Das Kriegsgericht als erste Instanz hat das Vorliegen dieser Delikte anerkannt und den Leutnant v. Forstner zu einer Gefängnisstrafe von 43 Tagen verurteilt; das Oberkriegsgericht hat ihn freigesprochen, indem es zugunsten des Herrn Leutnants Putativnotwehr annahm, d. h. das subjektive Gefühl des Angeklagten, daß er sich im Zustande der Notwehr befunden habe. Vor dem Kriegsgericht hat Leutnant v. Forstner jedoch weder tatsächliche Notwehr oder auch nur Putativnotwehr zu seiner Rechtfertigung geltend gemacht, sondern bezeichnenderweise lediglich darauf hingewiesen, daß er sich gegenüber dem Schuster Blank ‚Satisfaktion' habe verschaffen wollen. Das ist ein ganz anderes Motiv als Notwehr. Aber es wurde ihm inzwischen das Motiv der ‚Putativnotwehr' in der Presse geradezu suggeriert. Nach den Zeugenaussagen (auch nach der Feststellung des offiziellen „Anklägers". D. T.) vor dem Oberkriegsgericht haben ‚6—8 Soldaten' den Schuster Blank festgehalten — und da soll der Leutnant v. Forstner überhaupt noch daran gedacht haben können, er befände sich in einem Zustande der Notwehr! Das kann ja ein vernünftiger Mensch gar nicht annehmen, während man den Forstnerschen Ausdruck von der ‚Satisfaktion'... als das maßgebende Motiv erachten wird. Wie wird wohl das Reichsmilitärgericht über diesen Fall Forstner urteilen? (So naiv war das Zentrumsblatt, daß es auch nur einen Augenblick glauben konnte, das Reichsmilitärgericht werde mit dieser „Bagatellsache" überhaupt erst bemüht werden! D. T.)

Ein Leutnant, der, auf einen so schwierigen Posten gestellt, sich eine so grobe Verletzung eines Regimentsbefehls hatte zuschulden kommen lassen, mußte von seinen Vorgesetzten sofort und mit aller Entschiedenheit abgesägt werden. Statt dessen ist v. Forstner nur zu sechs Tagen Stubenarrest verurteilt und — in Zabern verblieben, um dann weiterhin in Begleitung einer militärischen Patrouille von vier Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr Schokolade und Zigarren einzukaufen. Man kann es den Zaberner Einwohnern nachempfinden, wenn sie demgegenüber eines höhnischen Lächelns sich nicht erwehren konnten. Sie haben es teilweise ohne Wahl mit der Einsperrung im Pandurenkeller büßen müssen; selbst Mitglieder des Landgerichts und der Staatsanwaltschaft von Zabern.

Aber der Herr Leutnant v. Forstner wird vom Oberkriegsgericht freigesprochen."

Das Straßburger Urteil — übergeht diese Entwicklung! Das macht, wie die „Frankf. Ztg." feststellt, „aus einzelnen Schimpfworten einiger halbwüchsiger Burschen und sonstigen Einzelexzessen, die zu verschiedener Zeit vorgekommen waren, und nach denen dann eine Zeit der Ruhe eingetreten war, eine zusammenhängende Aktion, aus der es das militärische Vorgehen am 28. November rechtfertigt, und es schiebt alle die Bekundungen einwandfreier, durchaus ordnungsliebender Leute, darunter Richter und Staatsanwälte, beiseite, die aus eigenem Wissen klargestellt haben, daß zum mindesten an diesem Tage keine großen, gefährlichen Ansammlungen auf dem Schloßplatz und in den anliegenden Straßen stattgefunden hatten, welche die eigenmächtige Anwendung der militärischen Gewalt rechtfertigten und sie zu

der konstruierten militärischen Notwehr wegen fehlender Polizeigewalt machten. Kaum je wohl ist ein Prozeß gegen Angeklagte so eigenartig vorbereitet und durchgeführt worden wie hier, wo schließlich der Eindruck entstanden und durch die Urteilsgründe bestärkt worden ist, daß es sich mehr um eine Sammlung von Belastungsmaterial gegen die Zaberner Polizeigewalt gehandelt hat, deren Funktionen sich Oberst v. Reuter widerrechtlich angeeignet. Niemals vorher aber hat eine richterliche Instanz so mit dürren Worten den Satz aufgestellt, daß für den Soldaten die Dienstvorschriften mehr zu gelten haben als das geschriebene Gesetz. Die preußischen Dienstvorschriften über den Waffengebrauch des Militärs sind nach Auffassung des Kriegsgerichts dasjenige, worauf allein sich der Oberst zu stützen hat, ohne die Rechtsgültigkeit nachzuprüfen, und wenn er der Meinung war, daß die Kräfte der Zivilbehörde nicht ausreichten, so konnte er bei dem Vorliegen eines Ehrennotstandes sich auf Grund der Dienstvorschriften an die Stelle der Polizei setzen. Daß Oberst v. Reuter das in Widerspruch mit der Polizei tat, daß er auf die Ungesetzlichkeit seines Vorgehens ausdrücklich hingewiesen worden ist, daß infolge der erlassenen Anordnungen die unschuldigsten Leute verhaftet und roh behandelt worden sind, daß in fremde Wohnräume mit brutaler Gewalt eingebrochen worden ist, das alles kümmert das Kriegsgericht nicht; alle diese groben Rechtsbrüche, diese schweren Verletzungen der öffentlichen Ordnung, die Freiheitsberaubungen und Körpermißhandlungen, die sollen alle zulässig und straflos sein, weil sich der Oberst auf militärische Dienstinstruktionen stützt!!

Es ergibt sich ganz von selbst die Forderung, daß die Kompetenz der Militärgerichte eingeschränkt werden muß auf Angelegenheiten rein militärischer Natur, daß sie aber nicht fortbestehen darf für Fragen des bürgerlichen Rechts, am allerwenigsten da, wo es sich um Gegensätze der militärischen und der bürgerlichen Gewalt handelt. Wenn nach den in diesem Prozeß aufgestellten Grundsätzen in Orten mit einer weniger ruhigen Bevölkerung gehandelt worden wäre, dann hätte es zu blutigen Zusammenstößen kommen können, und die Schuld würde jedes bürgerliche Gericht dem Militär zugeschoben haben, weil die Verhaftungen gesetzwidrig waren. Wohin soll es aber kommen, wenn die Leute der bewaffneten Macht sich selbst außerhalb der Rechtsordnung stellen zu dürfen glauben? Alle die Versuche, die jetzt wieder gemacht werden, für das militärische Vorgehen eine Rechtsgrundlage zu schaffen, müssen scheitern an Art. 36 der preußischen Verfassung, wonach die bewaffnete Macht zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausführung der Gesetze nur in den vom Gesetze bestimmten Fällen und Formen und auf Requisition der Zivilbehörde verwendet werden darf. Hiernach und nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung allein hat man sich zu richten. Kabinettsordres und Dienstvor-

schriften, die mit den Gesetzen nicht übereinstimmen, sind selbstverständlich ungültig. . . . Alle Versuche der Jagow und Genossen, eine Basis zur Rechtfertigung der Zaberner Militärdiktatur zu schaffen, sind kläglich zusammengebrochen, und es blieb von allem nur die nackte Proklamierung des Satzes übrig, daß Gewalt vor Recht gehe. ‚Hier hört alle Juristerei auf!‘ rief Herr v. Reuter aus, als er seine Leute gegen die Zivilbevölkerung losließ. Auch in dem Straßburger Gerichtssaal hat die Juristerei des Rechtsstaats aufgehört, und die lapidaren Machtprinzipien des Dr. jur. v. Jagow, der noch immer Berliner Polizeipräsident ist, sind maßgebend geworden. Die Begründung des Urteils sagt, Herrn v. Reuter habe das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gefehlt, weil er sich einfach nach den für preußische Offiziere geltenden Dienstvorschriften gerichtet habe. Man scheint sich innerhalb des Gerichts nicht klar darüber gewesen zu sein, wie sehr man mit dieser Begründung den Obersten und die ihm übergeordneten Behörden herabsetzt. Denn was soll man von einem Obersten sagen, der in seiner ungeheuer verantwortlichen Stellung von den fundamentalsten Rechtsgrundlagen nichts weiß! Von jedem armen Schlucker, der mühsam um einen kleinen Winkel in dem stolzen Gesellschaftsbau kämpft, verlangt man, daß er weiß, was recht und unrecht ist, und wenn er sich in irgendeinem Strafparagraphen verfängt, so schickt man ihn mitleidslos ins Gefängnis. Ein preußischer Oberst aber, der eine ganze Stadt in Aufruhr versetzen kann, braucht die selbstverständlichsten Dinge über die Grenzen seiner Machtbefugnisse nicht zu wissen; wenn ihm das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit fehlt, so spricht das Urteil ihn frei, und die Richter beglückwünschen ihn! Aber diese empörende Ahnungslosigkeit beschränkt sich nicht auf den Obersten: seine vorgesetzten Stellen haben ihm Instruktionen gegeben und damit das ganze Unheil erst möglich gemacht. Es ist der Geist des modernen deutschen Militarismus, der sich in diesen Instruktionen kundgibt und der von den Gesinnungen seiner hohen Vorbilder Scharnhorst und Gneisenau durch eine Welt geschieden ist. Diesem Militarismus das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit beizubringen, ist eine Notwendigkeit, die sich am Ende des Straßburger Prozesses jedem aufdrängen muß.

Für die Militärgerichte bedeutete — auch dessen scheint man sich in Straßburg nicht bewußt gewesen zu sein — die Urteilsverkündigung eine kritische Stunde. Im Grunde genommen ist ja diese ganze Militärgerichtsbarkeit (von Kriegszeiten und internen militärischen Angelegenheiten abgesehen) im modernen Verfassungsstaat eine Anomalie; es ist eine Sondergerichtsbarkeit, die heute so wenig innere Berechtigung hat wie etwa die frühere Jurisdiktion der Kirche. Wenn sich der allgemeine Volkswille gegen diese Institution in den letzten Jahrzehnten nicht stärker aufgelehnt hat, so lediglich deshalb, weil die Kriegsgerichte, mochte man im Einzelfall mit ihnen einverstanden sein oder nicht, im ganzen sich doch als Organe der Rechtsprechung erwiesen. In dem Augenblick, wo hierüber Zweifel aufkommen, muß die ganze Institution ins Wanken

kommen, und es muß sich dann zeigen, daß sie auf tönernen Füßen steht. Wem ist nicht in den letzten Tagen ein Gefühl des Unbehagens bei dem Gedanken gekommen, daß in dem Straßburger Prozeß das Gericht in eigener Sache Recht sprechen mußte? Man hat den alten Inquisitionsprozeß überwunden, in dem Richter und Ankläger die gleiche Person waren; hier waren Richter und Verteidiger kaum zu unterscheiden; derselbe Militarismus, der auf der Anklagebank saß, setzte auch den Gerichtshof zusammen. Das hat sich in der ganzen Vorbereitung und Führung des Prozesses geltend gemacht, bei dem sich die wichtigsten Belastungszeugen erst selbst melden mußten, um überhaupt zu Wort zu kommen; das allein erklärt auch den Urteilsspruch. Eben deshalb aber wird die Bewegung, die durch dies Urteil hervorgerufen werden muß, sich nicht nur gegen das Urteil wenden, sondern zugleich gegen die Institution der Militärgerichte, denen, wie sich hier zeigt, ein Übermaß von Objektivität zugemutet wird. . . . Die Rechtsauffassung des Straßburger Kriegsgerichts, gegen die der Gerichtsherr keine Berufung eingelegt hat, bedeutet in ihrer Konsequenz nicht mehr und nicht weniger, als daß der militärische Befehlshaber sich nicht um Recht und Gesetz, sondern nur um seine Instruktionen zu kümmern hat, daß für ihn auch das Recht eines anderen Landes nicht gilt, in das er beordert wird, auch wenn dort andere militärische Anweisungen gegeben sind, sondern nur seine preußische Instruktion, und daß er durch Berufung auf diese unter allen Umständen gedeckt ist.

Das sind Anschauungen, die den Hauptmann von Köpenick die Probe auf den gedankenlosen militärischen Kadavergehorsam mit so großem Erfolg machen ließen, die aber vom wirklichen Recht himmelweit entfernt sind. Selbst das Militärstrafgesetzbuch, das den Kriegsgerichten doch vertraut ist, bestimmt die Verantwortlichkeit für Rechtsverfehlungen, auch wenn sie in Ausführung von Befehlen der Vorgesetzten begangen worden sind, woraus sich ohne weiteres ergibt, daß die Militärs die Frage der rechtlichen Zulässigkeit ihres Vorgehens unter Berücksichtigung der allgemeinen Rechtsverhältnisse zu prüfen haben. Die Verantwortung dafür, daß diese eigentlich selbstverständliche Voraussetzung nicht erfüllt worden ist, trifft den militärischen Befehlshaber unter allen Umständen. Diese Verantwortung trifft aber auch — und das muß nochmals nachdrücklich betont werden — die höheren Instanzen, von denen so bedenkliche Instruktionen ausgehen wie diejenige des Kriegsministers von 1899. Man muß doch verlangen, daß alle militärischen Anweisungen auch auf ihre rechtliche Zulässigkeit hin geprüft werden. Das scheint aber bedauerlicherweise nicht der Fall zu sein; denn sonst hätte nicht vom Kriegsministerium herab eine so auffallende Rechtsunkenntnis dokumentiert werden können, wie sie die Instruktion von 1899 durch Wiederaufnahme der Kabinettsorder von 1820 enthielt. Diese Kabinettsorder, die unter ganz anderen allgemeinen Rechtsverhältnissen erlassen war, berechtigte die militärischen Befehlshaber ‚zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausführung der Gesetze‘ auch ohne Anforderung der Zivilbehörden zum selbständigen Einschreiten, wenn sie bei Störung der öffentlichen Ruhe durch Ausschreitungen fänden, daß die Zivilbehörden mit

der Anforderung um militärischen Beistand zu lange gezögert hätten und ihre Kräfte nicht mehr zureichten, die Ruhe herzustellen, und sie bestimmte, daß dann alle Anordnungen zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung allein von ihnen ausgingen, und die Zivilbehörden sich ihnen bis zur Wiederherstellung der Ruhe zu fügen hätten. Diese Kabinettsorder ist aber schon deshalb nicht mehr gültig, weil sie mit späteren preußischen und Reichsgesetzen in Widerspruch steht und zudem auch niemals in die Gesetzessammlung aufgenommen worden ist...

Vielleicht gräbt man aber auch noch eine militärische Instruktion aus, auf Grund deren man auch die bürgerliche Strafgerichtsbarkeit, wenn man sie für unzureichend hält — es hat ja im Zaberner Prozeß auch an solchen Andeutungen nicht gefehlt — durch einige Leutnants ausüben läßt und an Stelle der Gesetze etwa einige Garnisonsvorschriften zur Richtschnur nimmt? Die Straßburger Militärjuristen können unter Mithilfe des Herrn v. Jagow dafür ja gleich die nötigen Vorarbeiten machen..." Alles unter Garnisonsrecht. Ein Preußen, ein Garnisonsrecht. —

Artikel 61 der Verfassung bestimmt, daß die preußischen Militärgesetze für das ganze Reich gelten sollen, und sowohl die Gesetze selbst wie auch die „zu ihrer (also der preußischen Militärgesetze) Ausführung, Erläuterung und Ergänzung" erlassenen Reglements, Instruktionen und Reskripte. Die Kabinettsorder vom 17. Oktober 1820 ist aber nicht erlassen zur Ausführung preußischer Gesetze, sondern, wie das „Berl. Tagebl." freundlich erinnert, zur Ausführung der berüchtigten Karlsbader Beschlüsse und der nicht minder berüchtigten Wiener Schlußakte: „Die Karlsbader Beschlüsse vom August 1819 stellten die Universitäten unter die Polizeigewalt landesherrlicher Kommissarien und schufen in der Mainzer Generalkommission ein besonderes Bundesorgan für Demagogenriecherei. In die Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1820 aber brachte Metternich eine Bestimmung hinein, wonach die deutschen Staaten sich verpflichteten, einander ‚bei Aufständen' gegenseitig Hilfe zu leisten. Der Ausführung dieser Bestimmung wird es gegolten haben, wenn Friedrich Wilhelm III., der gelehrige Schüler Metternichs, schon im Oktober 1820 verordnet, daß das Militär zur Unterdrückung innerer Unruhen unaufgefordert einschreiten dürfe, wenn ihm die Aufforderung von seiten der Zivilbehörde zu lange dauere. Und ein trauriger Bütteldienst, den Preußen 1820 dem Polizeigeist Metternichs geleistet hat, wird deutschen Offizieren im ‚Jubeljahr' 1913 noch einmal übertragen? Hat man denn keine Ahnung davon, wie die Geschichte über jene Zeit urteilt, wo Preußen, dasselbe Preußen, das die Kette der Fremdherrschaft gebrochen hatte, sich zum Polizeibüttel Metternichscher Rückwärtserei erniedrigte? ‚Im Polizeigeiste der Karlsbader Beschlüsse versuchte man zu ersticken, was bemüht war, Deutschlands öffentliches Leben in der Richtung zu entwickeln, wie sie der Zeitgeist unweigerlich forderte.' So urteilt Dietrich Schäfer, ein nicht etwa liberal, sondern konservativ gerichteter Geschichtschreiber, den konservative Organe denn auch nicht ungern zitieren...

Wo bleibt die Achtung vor dem Deutschen Reich und seiner Geschichte, wenn Willkürakte aus der traurigsten Periode preußischer

Vergangenheit, aus der Zeit der Demagogenverfolgung, ohne weiteres für die Gegenwart nutzbar gemacht werden können?"

* * *

„Ich will nicht, daß die Leute lachen. Wenn das weiter geschieht, werde ich schießen lassen." Oberst von Reuter konnte seine Gemütsverfassung und seinen besonderen Standpunkt innerhalb der Staats- und Rechtsordnung nicht besser kennzeichnen als mit diesen seinen Worten. — „Ich will nicht!" Ich! — L'état c'est moi. — Und was will „Er" nicht? Daß „die Leute lachen". „Die" Leute? Welche Leute? — Gleichviel: wer immer nur „lacht". Vielleicht lacht einer über ganz was anderes? — Macht nichts: es darf keiner lachen. Herr Oberst von Reuter „will" nicht, daß gelacht wird, und wenn „die Leute lachen", läßt er „schießen"! Er maßt sich also das Recht an, mitten im Frieden mit Maschinengewehren in das Publikum hineinfeuern zu lassen, wenn irgendwo im Gesichtskreise des Militärs „gelacht" wird! Wer immer nur mitanwesend ist, wer sich auch des Verbrechens des Lachens nicht „schuldig" macht, wer zufällig seines Weges kommt —: alle will er über den Haufen schießen lassen. Das kleine Malheur, daß vielleicht Dutzende von Menschen das Pflaster mit ihrem Blute färben, jammernde Witwen und Waisen, Eltern, Brüder und Schwestern hinterlassen, — ist das denn überhaupt der Rede wert, wo auf der anderen Seite der finstere, der unheilschwangere Gedanke drohend sich erhebt, daß der „Rock", der „Rock des Königs" durch Lachen „beleidigt" und die „Beleidigung" des „Rocks" nicht einmal in Blut „gesühnt" würde?

Ich bin weit davon entfernt, eine Gemütsverfassung wie diese als die in unserem Offizierkorps herrschende zu unterstellen. Ich behaupte im Gegenteil: man wird dort lange suchen müssen, bis man auf eine zweite Psyche von der Art, wie sie sich hier offenbart hat, stoßen würde. Man wird gerade bei unseren höheren Offizieren erfreulich oft die Erfahrung machen, es nicht nur mit Männern von einer reifen Bildung und Kultur, sondern auch von menschlich wohlwollender und gütiger Gesinnung zu tun zu haben. Die Psyche des Obersten von Reuter ist — wenigstens soweit sie sich aus dem „Fall" Reuter destillieren läßt — viel eher eine Ausnahme als ein Typus in unserem Offizierkorps. Andere Obersten an seiner Stelle brauchten durchaus nicht weniger „energische" Charaktere zu sein und hätten doch die Ordnung zu erhalten oder herzustellen gewußt, ohne daß es zu all den beklagenswerten Begleit- und Folgeerscheinungen und — vor allem — zu einer solchen Aufpeitschung von Haß und Erbitterung, einem so tiefgehenden inneren Riß gekommen wäre.

„Alle Paragraphen in Ehren", sagt Naumann schön und wahr in seiner Reichstagsrede, „aber durch Paragraphen allein kommt innere Ordnung nicht in ein Land. Wir brauchen die Achtung vor Menschen, auch wenn es ‚nur' Zivilisten, auch wenn es ‚nur' Elsässer sind. Man nennt die andere Auffassung die besondere soldatische Auffassung und redet große Worte von unserem Heer, das ein Volksheer sei. Wenn es das sein soll, dann müssen wir vor allem verlangen, daß es volkstümlicher Empfindungen nicht bar ist. Die Leute, die hier als Plebs, als Masse behandelt worden sind, sind doch schließ-

lich die Väter, Brüder und Schwestern derjenigen, die das Volk in Waffen ausmachen. Aber wenn die Soldaten nach Elsaß mit dem Gefühl kommen, sie kommen in Feindesland, und wenn die Offiziere glauben, eine politische Rolle spielen und selbst entscheiden zu müssen, ob Blut zu fließen hat oder nicht, dann sieht das Land in dem Heer nicht ein Volksheer, sondern einen Fremdkörper. Das ist die Klage, die heute vor uns steht. Es ist eine Schicksalsfrage, die an die deutsche Armee gestellt ist. Es ist die Frage, ob die Gewalt mit Verstand und Menschlichkeit gepaart ist. Die Frage, die uns die Zaberner Vorgänge allen ohne Unterschied auferlegen, ist, ob das deutsche Volk außer der Macht auch noch Gemüt in sich hat. Das Volk weiß, daß es seelische Werte gibt, die durch keine Kabinettsorder ausgeglichen werden können. Indem Oberst von Reuter kam, der nach seiner Meinung im besten Sinne des Wortes Ordnung schaffen wollte, indem er Militärgewehre auf die Bürgerschaft lenkte, trat der kritischste Moment ein. Daß die auf die Bürger zielend gerichteten Militärgewehre nicht losgingen, des sind wir froh. Nahe genug war es daran. Was würden wir heute für eine Besprechung haben, wenn es um ein Kommando weiter gegangen wäre? ... Was für Gratulationen hätte der Oberst dafür bekommen? — Wofür ist er überhaupt eine berühmte Person geworden? Einfach ihre Pflicht tun jeden Tag Hunderttausende, ohne daß jemand ihrer gedenkt. Berühmt geworden ist er, weil er den Gedankengang des politischen Soldaten vertreten hat. Achtung, aufmarschieren, zielen lassen, Bürger den Platz räumen —: da wird gratuliert von Nord und Süd und telephoniert....!"

Ja, es war wieder einmal eine große „Sensation" und — Suggestion. Nichts bezeichnender für die Hemmungslosigkeit einer feminin entarteten „Volksseele" als dieser weibische Heroenkult mit einem Manne, der — na was denn? — sich „als Mann" gezeigt hat! Unter Umständen, die irgend eine Gefahr weder für seine persönliche Sicherheit noch für seine Uniform oder dienstliche Laufbahn aufkommen ließen. Daß ihm auch das so tadellos klappende „hochnotpeinliche" Gerichtsverfahren nicht an die Nieren gehen würde, das zu ahnen wird er wohl selbst mindestens so gut in der Lage gewesen sein, wie jeder außerhalb Stehende, der auch nur aus seiner Zeitung Kenntnis von den ersten Verhandlungsberichten nahm. Deutschen Siegeslorbeer kann man heutzutage an der Spitze einer mit Maschinengewehren ausgerüsteten Kompagnie gegen unbewaffnete „Zivilisten" in Friedenszeiten erringen, und als Held von der Maas bis zu der Memel gefeiert werden, wenn man „als Mann die Verantwortung auf sich nimmt". In der deutschen Sage mußte der Held übermenschliche Abenteuer und Gefahren bestehen, ehe denn er einziehen durfte zu den Helden in Walhall. In der deutschen Geschichte haben sich die Helden würdig ihrer Vorbilder in der Sage bewährt — und höheres Lob kann ihnen nicht gespendet werden. Heute langt's zum Heldentum, Leute von der Straße weg aufzugreifen, sie in einen Gemüse- oder Pandurenkeller zu sperren und sich dann in öffentlicher Gerichtsverhandlung „mannhaft" auf die Brust zu schlagen: „Ich hab's gewagt!" — Bumm.

Alles schlug lang hin und lag verzückt vor dem sympathischen Obristen.... „So offen, so frei, so aus einem Guß! — Erlaubt", bemerkt Ulrich Rauscher im „März": „Sternickel war auch ‚aus einem Guß'. — Und offen, frei! Er nahm alle Augenblick jede Verantwortung auf sich, aber auf die entscheidende Frage: Glaubten Sie an die Gültigkeit der Kabinettsorder? antwortet er: Ich dachte, ich bin preußischer Soldat und was der König sagt, das gilt für mich!... Das heißt für mich, sich hinter dem obersten Kriegsherrn verstecken, ihm die Verantwortung zuschieben, sich altpreußisch unter der luft- und gedankendichten Haube der Disziplin verschwinden lassen. Einer versteckt sich im andern, wie die chinesischen Pappewürfel, der Leutnant im Oberst, der Musketier im Leutnant, bis schließlich nur der eine, böse Stein des Anstoßes klotzig vor dem Beurteiler liegt: die kaiserliche Kommandogewalt... Unter den Begriff der Unverletzlichkeit des Landesherrn ist eine Riesenarmee geschmuggelt, die ebenso unverletzlich, ebenso unverantwortlich ist, wie der Fürst selbst... Sein getreuer Knecht läßt scharf schießen, wenn noch jemand lacht, der mithilft seiner Majestät Epauletten zu bezahlen...

Der Spruch in Straßburg ist ein Fehlspruch, nicht, weil Ankläger und Richter das Recht beugten, sondern weil es ihrer inneren Konstruktion nach unmöglich war, daß sie in den Taten des von Reuter Untaten sahen. Da waren Geschehnisse, die sie aus ihrer gesellschaftlichen, dienstlichen, gedanklichen Welt gut hießen — und sollten sie mit Strafe belegen? Standesgenossen urteilten über Standesgenossen, Leute, die tausendmal mit dem Gedanken, forsch drauflos zu gehen, gespielt hatten, über einen, der diesen Gedanken in die Tat umsetzte. Und sollten ihn verurteilen? Lest ihre Presse! Ein Mann, der allein unter Welschlingen Rock des Kaisers, Deutschtum, Ansehen des Reichs schützte, der Heldenmut vor dem Feind (eine Kompanie, zwei Maschinengewehre, 40 000 Patronen gegen, nach Reuter, 40, 50 oder 100 Menschen, meist Halbwüchsige) zeigte, — ein Mann! Sie sprachen ihn frei, nach einem Plaidoyer, das wohl das Tollste an verteidigender Anklageschrift darstellt, was man mit dem Begriff: Recht verbinden kann... Daß ein Ankläger die bona fides bei einem Manne annahm, dem von Juristen seine rechtswidrige Handlung vorgehalten wurde, das ist... Hier beginnt das Strafgesetzbuch.

Seht euch einmal den Obersten von Reuter an! Die Staatsanwaltschaft von Zabern, der Oberstaatsanwalt von Colmar, die Postbehörde, der Bürgermeister, alle sind, so registriert sein Hirn, gegen ihn und das Militär verschworen. Die Regierung, so sagt der Angeklagte, läßt die Zügel schleifen, die Zivilbehörden hatten sich ihm zu fügen, bis er (‚hoffentlich kommt's zum Blutvergießen!') die Ruhe wieder hergestellt hat... Ein Mann glaubt sich berechtigt, kunterbunt alles verhaften zu dürfen, einsperren zu dürfen, beschimpfen zu dürfen („Sie Lump!" usw. zu einem widerrechtlich Verhafteten, der ihm nicht die drolligerweise noch erwarteten Honneurs erwies!) —: und ein Gericht seiner Kaste spricht ihn frei...

Die Armee muß intakt bleiben! Sie ist der Schutz unseres Volkstums! Zum Teufel, erst muß etwas zu schützen sein!... Vorerst müssen wir uns vor dem Schutz schützen. Eine gute Armee ist eine schöne Sache, aber das Recht ist eine Lebensnotwendigkeit. Sicher zu leben ist für ein Volk auch möglich, wenn es, ge-

knechtet und entrechtet, hinter einer Kriegerkaste kauert. Frei und rechtvoll zu leben, das erst schafft seinen Wert, schafft einen Wert, der des Schutzes würdig ist . . ."

Revenons à nos moutons. Reden wir vom Geschäft, denn das steht uns wirklich besser, als Heldenbegeisterung, „von der niemand nichts weiß", wenn auch schon sie in 15 000 Adressen attestiert wird, die, wie die „Deutsche Tageszeitung" treuherzig versichert, „ohne Wissen" des Helden an die Öffentlichkeit gelangen. Merken wir uns nur für später die dabei offenbar gewordene pikante Tatsache: daß die kühnsten Vorkämpfer „mannhaften Deutschtums" am ehesten, ja glatt und platt weibischer Suggestion erliegen, und die lautesten Schreier über den Feminismus — die Feministen sind.

Inzwischen darf Oberst Reuter auch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in weitesten Kreisen ein Gefühl der Rechtsunsicherheit und Beunruhigung erweckt zu haben, dem u. a. der Landtagsabgeordnete Justizrat Lippmann in der „Liberalen Korrespondenz" schlagenden Ausdruck gibt:

„Wenn es richtig ist, daß der Oberst von Reuter freigesprochen worden ist, weil ihm bei seinem Vorgehen das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit gefehlt hat, und wenn es weiter richtig ist, daß er zu diesem seinem Vorgehen nach Beratung mit hohen Vorgesetzten gekommen ist, so muß mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß die Möglichkeit einer solchen Welt- und Rechtsfremdheit, die Möglichkeit einer solchen Verkennung von Recht und Gesetz bei so hohen Offizieren eine ungeheure Gefahr für das Staatswohl bedeuten. Es kann nicht geduldet werden, daß die Militärgewalt in die Hände von Leuten gelegt wird, bei denen ein solcher Mißbrauch dieser Gewalt, eine solche Nichtbeachtung aller verfassungsrechtlichen Grundsätze und aller Grundsätze der Staatsgewalt möglich ist. Ein Oberst und ein General, die sich nach eigenem Ermessen für befugt halten, die Ungezogenheit halb erwachsener junger Leute mit Bajonetten und Maschinengewehren zu bekämpfen, sollten im Rechtsstaat Preußen unmöglich sein. Diese willkürliche Anmaßung des Rechts über Leben und Freiheit der bürgerlichen Bevölkerung ist unerhört. Das Vorgeben, man hätte den Rock des Königs unter allen Umständen schützen müssen, ist keine Rechtfertigung. Soll der Beamte seine Uniform, der Richter seinen Talar etwa ähnlich schützen? Das Schwert der Gerechtigkeit führen Justiz und Regierung. Wehe dem Staat, in dem Unberufene dieses Schwert schwingen!"

Die Sache liegt aber noch schlimmer für den Herrn Obersten. Sein Vorgehen erweist sich auch dann als unentschuldbar und strafbar, wenn man ihm — unzulässigerweise — den unterstellten Rechtsirrtum als ausreichend zur Freisprechung zugesteht. „Es ist und bleibt richtig," so begründet dies der Rechtsanwalt Halpert in der „Berl. Volksztg.", „daß das Reichsgericht in ständiger, aber scharf umstrittener Judikatur den Rechtsirrtum für straflos erklärt, der sich auf Sätze des zivilen oder öffentlichen Rechts beschränkt. Nur ein Irrtum über das Strafgesetz und seine Voraussetzungen macht

strafbar. Hier war es ein Irrtum des Herrn von Reuter über die Rechtsgültigkeit der Kabinettsorder, die die Voraussetzung bildet zu seiner Handlungsweise, die beamtenmäßige Gewaltanmaßung gewesen ist. So gut aber nach dieser selben reichsgerichtlichen Judikatur, auf die auch die ungebetenen Verteidiger des Herrn von Reuter in der Öffentlichkeit mit Aufgebot ihrer Gelehrsamkeit sich beziehen, ein Irrtum über die Rechtsgültigkeit eines Gesetzes strafbar macht (RG. Band 36 Seite 417), genau so gut der Irrtum über die einer militärischen Kabinettsorder. Aber selbst wenn der Irrtum im Prinzip zu entschuldigen wäre, so bleibt zweierlei zu bedenken, was man mit Stillschweigen übergeht, um diesem militärischen Verteidigungssystem nicht den Boden zu entziehen: Charakter und Umfang des Irrtums.

Jeder, der nicht gerade an Herrn von Reuters Stelle von dem großen Drang beseelt gewesen wäre, ‚Mars' Regentschaft' aufzupflanzen, hätte angesichts der bekannten Bestimmungen über den Belagerungszustand bedenklich werden müssen über die Machtweite, die die Kabinettsorder für das bürgerliche Leben ohne alle Formalitäten verleiht. Der Irrtum über ihre Rechtsgültigkeit ist, soweit er ohne Gewissensbedenken sich festsetzte, als ein grob fahrlässiger von vorneweg anzusprechen. Ein grob fahrlässiger Irrtum ist aber im Sinne der Rechtsprechung unentschuldbar.

Und weiter: Es erschien dann Dr. Graßmann, der Vertreter der Zivilverwaltung; dann kamen die Herren vom Gericht! Alles Herren, die berufsmäßig das Gesetz und sein Geltungsgebiet kennen. Alles Herren, deren Kompetenz Herrn von Reuter bekannt gewesen, alles Herren, die mit ihrem Protest gegen die angemaßten Machtbefugnisse ihn über den ‚Rechtsirrtum' aufklärten, auf den er sein Regiment stützte. Herr von Reuter hörte jedenfalls mit diesem Moment auf, in unverschuldetem ‚Rechtsirrtum' zu sein, wenn er es meinetwegen bisher auch gewesen wäre. Mit diesem Moment fängt seine Strafbarkeit jedenfalls an. Mit diesem Moment wird der Irrtum zum Eigensinn und verliert den Rechtsschutz, den man ihm vorher zuzubilligen strebt."

Aber — was sind für Herrn von Reuter derartige Quisquilien? — Gesetz? — „Hier hört alle Juristerei auf"! — Verfassung? — Nichts als ein Eingriff in den absolutistischen Willen seines obersten Kriegsherrn: „Dieser allein ist für ihn maßgebend und spricht zu ihm in seiner ‚Kabinettsorder'. Wenn diese auch ein Jahrhundert zurückliegt, ihr Neudruck ist für ihn die Wiederauferstehung.

Er reißt die Gewalt an sich. Nicht nach gehörig verkündetem Belagerungszustand, der an verschiedene Kautelen geknüpft ist, und dann erst die Machtvollkommenheiten auf das Militär überträgt. Nein, ohne alle Umschweife, die das Verfahren verlangsamen und die Militärdiktatur verhindern können, einfach nach einer alten Kabinettsorder, die Herr v. Reuter und die für ihn maßgebenden Stellen ohne Gewissensbedenken, die ihrer glücklichen Natur fremd sind, sofort anwenden …"

Was tut's? — Herr v. Reuter ist nicht nur glatt freigesprochen worden, er hat auch noch unmittelbar darauf — und das interessiert hier allein — einen Orden bekommen. Vielleicht wird er auch noch Rat I. Klasse und kann dann noch tiefer auf den Unglückswurm von Kreisdirektor herabsehen, der es nur bis zum Rat IV. Klasse gebracht hat und schon aus diesem Grunde dem tapferen Obristen gegenüber ein ganz subalternes und inferiores Subjekt ist.

* * *

Herr v. Reuter dürfte aber allen Grund haben, inständigst der „höheren Fügung" zu danken, die es verhindert hat, daß sein Prozeß vor das Reichsmilitärgericht kam. Denn wie sich die Rechtslage klar und unverrückbar, selbst bei Unterstellung des für ihn geltend gemachten „Rechtsirrtums", herausgeschält hat, hätte das Reichsmilitärgericht ihn schwerlich freisprechen können, ohne sein eigenes Ansehen heillos preiszugeben und die ganze Frage der militärischen Sondergerichtsbarkeit in unheimlich lebhaften Fluß zu bringen. Aber — „Recht muß doch Recht bleiben", goß Herr v. Bethmann-Hollweg treu und bieder schwichtigendes Öl auf die erregten Wogen im Reichstage. Man wird in Zukunft wissen, was von solchen Verheißungen von so hoher Stelle zu erwarten ist, wenn man es nicht schon — früher gewußt hat.

Ich sagte ja schon: wir müssen umlernen. Unrecht muß doch Unrecht bleiben, heißt die neueste Auslegung. Wenn das Unrecht dann noch in Wahrnehmung häuslicher Interessen geschieht, so muß dieser Satz „einem der bekanntesten deutschen Rechtslehrer", der sich in der „Tägl. Rundschau" — leider ohne Namensnennung — zum besten gibt, aus der Seele gesprochen sein. Er ist immerhin weitherzig genug, die Möglichkeit einzuräumen, daß es ja „bedauerlich sein mag", wenn der Heldenjüngling v. Forstner — wir haben bald nur noch Heldengreise und Heldenjünglinge — das Wort Wackes gebrauchte. Aber — dies ist die wissenschaftliche Logik eines der „bekanntesten deutschen Rechtslehrer" — will man nicht so, wie die Reuter und Forstner und die sie zu ihrer Freisprechung beglückwünschenden Richter, „dann muß man zuvor ein Gesetz geben, daß sich jeder ruhig totschlagen lassen muß, und daß erst seine Erben Polizei und Gericht um Sühne angehen dürfen! ... Die Engländer würden sagen: right or wrong, my country." Hören wir also, was „die Engländer" — nicht sagen „würden", sondern was sie wirklich sagen. Sie sagen — z. B. der „Star": Selbst Shaw habe etwas so grotesk Absurdes nicht ausgeheckt, wie den Urteilsspruch des Kriegsgerichts. — Oder der „Standard": Die in Preußen privilegierte Militärkaste dürfe die Bürger als Mitglieder einer inferioren, man möchte beinahe sagen unterworfenen Bevölkerung behandeln. — Die „Pall Mall Gazette": Die Säbelraßler hätten selbst keinen Humor und erachteten es für ein schweres Verbrechen, wenn andere ihn besitzen. — Der „Daily Graphic": Militaristen, die sich so über das Recht stellen, sind eine internationale Gefahr. — Noch mehr „Engländer" gefällig?

Es ist aber auch recht interessant und für den Kurs, den wir steuern, recht bezeichnend, daß „einer der bekanntesten deutschen Rechtslehrer" sich für einen Rechtsfall ausgerechnet den Grundsatz zu eigen macht, der im Kern doch nichts

anderes ausspricht, als das zynische Bekenntnis: Wo es sich um mein politisches Geschäft handelt, da ist mir Recht oder Unrecht ganz wurscht. —

Der Straßburger Triumph hat alles berauscht, löst alle Bande frommer Scheu und läßt sogar der Tapferkeit besseren Teil, den sonst noch immer treu gehüteten, hinter diese „Stimmung" zurücktreten. In einem langen Artikel der „Post" muß die ganze reichsländische Zivilverwaltung Mann für Mann Spießruten laufen, und jeder der dortigen Beamten bekommt einen intellektuellen oder moralischen Makel auf den Pelz gebrannt. Der Unterstaatssekretär Petri gleich mehrere und knüppeldicke: „Ein anderer Mann ist Petri, der Unterstaatssekretär für Justiz und Kultus, ein eingeborener Elsässer. . . . Es ist eine bekannte Tatsache, daß während seiner Amtszeit die Rechtsprechung manchmal beeinflußt wurde, während man oft den Eindruck hatte, als seien Staatsanwälte in Elsaß-Lothringen überflüssig. Bleibt noch festzustellen, daß die Verwandten Petris zu Ämtern und Würden gekommen sind."

Solche hagebüchene Verdächtigungen sollte einmal ein im anderen Lager stehender Redakteur gegen einen hohen preußischen Beamten veröffentlichen: Die Anklage und die Monate Gefängnis!! ...

Rechter Hand, linker Hand — alles vertauscht!
Straßburg, wie siehst du so wunderlich aus!

Wie meinten Sie doch eben, Herr Reichskanzler —: „Recht muß Recht bleiben"? — Oder wie war's?

* * *

Das Vorgehen Reuters, der Freispruch war das Signal. Nun war auch für andere Kräfte der Augenblick gekommen, mit ihren Truppen aufzumarschieren. „Im Herrenhaus", so beleuchtete Naumann in seiner Reichstagsrede das interessante Schauspiel, „hat Graf York v. Wartenburg und im Abgeordnetenhaus hat Herr v. Heydebrand die Reden an den Herrn Reichskanzler gehalten, daß er nicht zu sehr Reichskanzler sein möchte, die Warnungsreden vor zu viel Reichsgesinnung und zu viel Reichsverfassung, denn Preußen sei die Grundlage. Gewiß, Preußen ist die historische Grundlage des Reiches, aber über dieser Grundlage ist doch der Reichsbau weiter gewachsen, und jetzt nach der fünfzigjährigen praktischen Reichsarbeit kommen die von Preußen und sagen: So haben wir uns eigentlich die Sache nicht gedacht, das Reich wird zu stark, es wird zu viel deutsch, und was bleibt denn eigentlich Preußisches übrig! Es tritt jetzt der Tag ein, den Bismarck 1877 geweissagt hat, daß wir einen Reichsfinanzminister bekommen, dessen Feind der preußische Finanzminister ist. Jetzt gibt es direkte Reichssteuern, und damit gibt es einen Reichsfinanzminister. Die Spannung wächst um so mehr bei den Konservativen, als sie der Reichsminister nicht mehr so sicher sind, wie sie ihrer früher glaubten von Geburt aus sein zu können. Das ist nämlich der springende Punkt. ...

Als das Reich gegründet wurde, da waren die Konservativen kaum dafür zu haben, und da kam die Zeit der Deklaranten, wo die echt preußischen Konservativen über Bismarck in demselben Tone sprachen wie jetzt über Bethmann-Hollweg,

weil er ihnen nicht gehorchen wollte; denn das vertragen sie nicht. Der Kanzler darf reden, aber er muß von ihnen abhängig sein, das ist das parlamentarische Regiment der Rechten. Und dieselben Konservativen nehmen es den anderen übel, wenn sie die Plätze tauschen wollen. Als Caprivi die Handelsverträge ohne die Konservativen machte, da gingen die Konservativen in die Höhe, da war Liebenberg fällig, denn Donaueschingen gab es damals noch nicht. Jetzt haben wir dieselbe Erscheinung. Zabern war der Anlaß, aber bei den Konservativen ist die Stimmung: Götterdämmerung! Es rauscht in den Schachtelhalmen! Die ältesten Leute müssen sich sammeln, denn das freie Volk fängt an, politisch aufzuwachen. Da kam im Reichstag der Tag, wo Fehrenbach sprach, wo man nicht nur zerstückte geflickte Parteien hatte, sondern wo man einen deutschen Reichstag da hatte. (Stürmischer Beifall.) Einen Reichstag, der energisch zum Reichskanzler sprach, der nicht Fraktionsgeschichten trieb, sondern Nationspolitik machte. Der Reichstag, der dem deutschen Gedanken folgte, über den Sie (nach rechts) lachen, weil er nicht in Ihrer Seele ist. Das Reich läßt auch die bezahlen, die etwas haben und nicht gern zahlen wollen. Das Reich holt sich Rekruten und Gelder wo es sie braucht und ohne die Erlaubnis der Konservativen einzuholen. Darum wollen Sie vom Reiche nichts wissen ..."

Die „ältesten Leute" hatten's auch sehr nötig, sich zu „sammeln", denn das Fähnlein der — Aufrechten war nicht allzu groß. Sie hatten den guten Geschmack, ihren „Preußentag" am 18. Januar zu veranstalten, just an dem Tage der Gründung des Reiches, zu dessen begeisterter Verunglimpfung sie sich zielbewußt zusammenfanden. Eine kernige, erfrischend urwüchsige Sprache wurde dort geführt. Nicht so sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt, aber — treu und brav. Schmerzlich vermissen wir Herrn von Oldenburg-Januschau in der Liste der Redner. Da es undenkbar ist, daß gerade er bei dieser Veranstaltung gefehlt hat, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß man ihn an seinen Stuhl festgebunden und ihm eine Serviette in den Mund gestopft hat, um ihn am Reden zu verhindern. Hat er doch kürzlich selbst in Thorn erzählt, daß seine Freunde immer eine wahre Todesangst ausständen, wenn er die Rednertribüne betrete. Und doch habe er im Reichstage nur bestätigt, daß „Trommel und Krückstock die großen Kulturträger Preußens" gewesen seien.

Aber es ging auch ohne ihn auf dem Preußentag, und Herr von Oldenburg kann mit seinen Freunden zufrieden sein. —

Generalleutnant z. D. von Wrochem: „Man vergeudet Rechte an das Volk, das dafür noch gar nicht reif ist ... Die einzige Schule, wo noch Pflichterfüllung gelehrt wird, ist das Heer und die Kriegsflotte ... Die Anträge der Erzberger, Scheidemann und Genossen bei der Wehrvorlage bedeuten Anmaßungen des Reichstages, wie sie dreister und unverschämter gar nicht zu denken sind. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.) Und als unsere Truppen in Zabern sich die Gemeinheiten des Pöbels nicht länger gefallen ließen, während die Zivilbehörde beim Festessen saß, da ertönte ein Wutgeheul nicht nur in der jüdischen Presse, sondern auch in der höchst gemischten Gesellschaft, die sich

heute Deutscher Reichstag nennt. (Stürmischer Beifall.) Ja, darf denn eine solche Rotte ... Da aber drang durch die Dünste der Pöbelherrschaft die kalte Selbstverantwortung des Obersten von Reuter (Stürmischer, anhaltender Beifall), und der 10. Januar war nach dem Heulen und Johlen der Demagogen eine verdiente Ohrfeige ... Der Tag wird kommen, wo das Deutsche Reich bei uns Preußen um Hilfe bittet ..."

Generalmajor z. D. Rogge: „Die Forderung, daß Preußen in Deutschland aufgehe, muß aus dem Wörterbuch der Völker verschwinden (Zuruf: „Deutschland in Preußen!") ... Nur durch die sogenannte Liebe eines sogenannten freien Volkes ... können Kronen nicht gestützt werden ..."

Generalleutnant v. Kracht schildert eine selbst erlebte Episode aus der Schlacht bei Orleans 1870, wo die Bayern sich vor dem französischen Feuer zurückzogen, die Preußen aber flott angegriffen haben. Dabei warens keine Preußen, sondern Mecklenburger und Hanseaten! Aber — schadet nichts: „Wenn wir kommen, dann kriegen sie alle Courage!" (Lebhafter Beifall.)

Superintendent v. Gerlach gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß im „Kreuzzeitungskalender" nicht der Tag der Reichsgründung, der 18. Januar 1871, sondern der Tag der Erhebung Preußens zum Königreich, der 18. Januar 1701, als Jubiläumstag verzeichnet ist. — „Wollen wir nicht auch an den Reichskanzler ein Telegramm absenden?" (Rufe: „Nein, nein! aber an Oberst von Reuter!")

Auf dem sich anschließenden Mittagsmahl wurde dann, wie in den Blättern des Preußenbundes zu lesen war, „noch manches ernste, von preußisch-deutschem Geiste durchtränkte" Wort gesprochen —: „Und so zieht er aus der Tasche — Ernst die große Wanderflasche". —

Die „Frkf. Ztg." vergleicht die Verhandlungen des elsässischen und des preußischen Landtags über den Fall Zabern miteinander: im Elsaß zwei Kammerdebatten, die durch den Ernst des politischen Willens wie durch weise Mäßigung gleichermaßen Eindruck machen mußten — und in Berlin die rhetorischen Exzesse eines Preußentums, dem im Grunde genommen nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern der ganze Süden als erobertes Land erscheine. Über die Ansprüche dieser Spielart von Preußentum habe dann der Berliner Preußentag allen, die es noch nicht wußten, Klarheit verschafft.

„Wie das anmaßende Kraftmeiertum der Tagung des Preußenbundes im Süden gewirkt hat und weiter wirken muß, darüber wird man sich wohl in Berlin keinen Illusionen hingeben. Auch der Blindeste muß es jetzt merken, daß der Vorstoß dieser Leute sich nicht etwa gegen das Elsaß allein richtet, sondern gegen den ganzen Süden, der für die Welt, wie sie in den Köpfen der ostelbischen Rittergutsbesitzer lebt, keinerlei Verständnis aufbringt. Niemals seit der Gründung des Reichs sind die Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands so mutwillig und so rücksichtslos aufgepeitscht worden wie hier. Wer hätte es vor wenigen Wochen für möglich gehalten, daß ein preußischer

General es wagen würde, die kriegerische Bravour der bayerischen Truppen im Jahre 1870 zum höheren Ruhme der Preußen herabzusetzen? Der General v. Kracht mag jetzt, erschreckt durch die Wirkung seiner Worte, seine Rede zu entgiften versuchen, — der Sinn dessen, was er gesagt hat, ist klar, und es wird am Süden nicht spurlos vorübergehen, wie hier ein preußischer General, ohne durch irgend etwas dazu provoziert zu sein, die selbstverständlichsten Pflichten gegen das Reich und seine südlichen Bundesglieder vergessen hat. Preußen ist diesen Militärs und ihren Gefolgsleuten alles, das Reich nichts. Seit fünfzig Jahren ist der Beruf Preußens zur Vorherrschaft in Deutschland damit gerechtfertigt worden, daß Preußen im Reich aufgehen solle und werde, und die besten Preußen waren sich dieser Pflicht bewußt, die echt preußischen Leute von 1914 aber werfen hohnlachend diese Forderung, die das Fundament der Reichseinheit ist, zum alten Gerümpel. Gegen diese Gesinnung muß sich nicht nur der deutsche Süden, sondern in Preußen selbst alles erheben, was noch einen Funken von Reichsgefühl besitzt. Die Gründe der borussischen Reichsfeindschaft sind ja klar; weil Preußen in seiner augenblicklichen Verfassung die Zuflucht der borniertesten reaktionären Ansprüche, des einseitigsten feudalen Klasseninteresses ist, und weil vom Reich her diesem Feudalismus Gefahr droht, deshalb ist ihm nicht nur Elsaß-Lothringen, das man ja in der Gewalt hat, sondern mehr noch der übrige Süden ‚Feindesland'. Der Reichstag, der sich herausgenommen hat, einen Beschluß gegen den preußischen Militarismus zu fassen, wird von einem der Preußenbündler als eine ‚höchst gemischte Gesellschaft' charakterisiert, und der Redner findet damit ähnlich begeisterten Beifall wie vor einer Woche der — Professor (!) Roethe, als er auf einem Studentenkommerse in vorgerückter Stimmung den Reichstag mit einer Pöbelbande auf die gleiche Stufe stellte. So macht Preußen moralische Eroberungen im Reich!

Der Verleumdungsfeldzug gegen das Elsaß, den man unternommen hat, um in der Stimmung der Bevölkerung den Boden für alle reaktionären Betätigungsgelüste zu bereiten, mag vorübergehend Erfolge erzielen, aber von Dauer können diese Erfolge nicht sein. Muß es nicht jedem auffallen, wie anders diejenigen, die das Land kennen, über die Dinge urteilen, als die ‚alldeutschen' Mundhelden in Berlin und Essen? Man stellt das Elsaß als ein im latenten Aufruhr begriffenes Land hin, wo jedermann auf Verrat sinne, den Offizieren das Leben sauer mache und sich darauf vorbereite, im Kriegsfall den deutschen Truppen blaue Bohnen nachzusenden. Schon die würdige und gut disziplinierte Interpellationsdebatte der Zweiten Kammer paßte zu diesem Bilde durchaus nicht, und vollends die Verhandlung der Ersten Kammer wird auf das übrige Deutschland einen um so stärkeren Eindruck machen, als hier eine große Zahl von Altdeutschen für das mißhandelte Land eintraten, deren Staatstreue selbst Herr Dr. von Jagow nicht wird anzweifeln können ...

Selbst einer der Generale, die der Resolution der Mehrheit nicht zustimmten, Herr v. Arnim, erkannte es als seine Pflicht, den Verleumdungen, die gegen das Elsaß gerichtet werden, in einem wichtigen Punkte entgegenzutreten; er widersprach ausdrücklich der Behauptung, daß in Elsaß-Lothringen eine

Animosität gegen die Offiziere bestehe. Mit dieser Erklärung stimmen alle Darstellungen überein, die von Unbefangenen über das allgemeine Verhältnis von Militär und Zivil im Elsaß gegeben worden sind. Wenn hier von Animosität gesprochen wird, so kann es nur umgekehrt die Animosität einer Anzahl hochstehender Militärs gegen die Zivilbevölkerung sein. Unter der Gewaltpolitik dieser Militärs, die das Land im dauernden Kriegszustand erhalten möchten, hat schon vor einem Vierteljahrhundert der damalige Statthalter Fürst Hohenlohe zu leiden gehabt ... Es war ein Preuße, der Präsident des elsässischen Konsistoriums Dr. Curtius, der den Schlüssel zu der ganzen Entwicklung des Falles Zabern gab, indem er es offen aussprach, daß die leitenden Militärs hier bewußt und systematisch auf einen gewaltsamen Konflikt hinarbeiteten. Gegen das Zeugnis dieses Mannes werden die Lamentationen ‚alldeutscher' Ignoranten nicht aufkommen können.

Was will man denn eigentlich in Elsaß-Lothringen und im Reich? Sollen die Aspirationen einer kleinen beutelustigen Kaste das Reich beherrschen und die Elsaß-Lothringer durch endlose Aufreizungen hindern, sich je in ein Gefühl der absoluten und gleichberechtigten Zugehörigkeit zum Reiche einzuleben, — dann fahre man fort, den Reichstag zu schelten, die preußischen Machthaber als die Despoten des Reichs aufzufassen und vor jeder preußischen Uniform — die süddeutsche verdient es ja nicht! — in den Staub zu sinken. Wenn man das aber nicht will, so habe man auch den Mut, sich entschieden auf die Seite derer zu stellen, die hier allein die Reichstreuen und im höheren Sinne auch die Freunde Preußens sind."

Es heißt denn doch mit der Wahrheit Schindluder spielen, allbekannte Tatsachen auf den Kopf stellen, wenn die „echtpreußischen" Herren wie Zieten aus dem Busch plötzlich mit der Behauptung angesprengt kommen, Preußen werde vom Reiche vergewaltigt! „In Wahrheit", wendet sich der Abgeordnete Konrad Haußmann im „März" gegen diese abgebrühte Unterstellung, „ist die staatsrechtliche und tatsächliche hegemonistische Präponderanz des preußischen Staats, seines Königs, seines Ministerpräsidenten, seiner Verwaltungen, seiner Beamten, seiner Armee, seiner Offiziere und seiner Institute politisch und sachlich eine so außerordentlich große, daß es in der Tat der Gipfel ist, über Verkürzung aufzubegehren. Preußen erdrückt die übrigen deutschen Einzelstaaten auf vielen Gebieten. Die Stellung dieser Staaten, ihrer Monarchen, ihrer Regierungen, ihrer Parlamente, in allgemeinen Angelegenheiten ist eine so bescheidene, gemessen an der preußischen Riesenmacht, daß es von dem Grafen Yorck wie eine höhnische Herausforderung klingt, wenn er von der Gefahr einer ‚Mediatisierung der Einzelstaaten' spricht. Wenn diese Gefahr besteht, so besteht sie, weil im Bundesrat neben den preußischen Anträgen, die weitgehend den Charakter von Weisungen haben, nur noch ein ganz schmaler Raum der Betätigung vorhanden und nur ein ganz stilles Verhalten geduldet wird. Wer anders behauptet, ist blind oder ein Schönfärber ...

Über die staatsrechtlich unvermeidliche Nebenwirkung, daß nebenbei das Geld von dem Reichstag als dem verfassungsmäßigen Vertreter der Volksgemein-

schaft und der Steuerzahler verlangt werden muß, ist das preußische Herrenhaus ungehalten. Sein Redner erklärt verweisend, daß der Reichstag nur das Recht, von der Tätigkeit der Regierungsorgane des Reichs Kenntnis zu erlangen, habe, hiermit erschöpfen sich nach Laband die parlamentarischen Befugnisse des Reichstags; — als ob der Geldbewilliger gehindert werden könnte, die nach seiner Überzeugung zweckmäßigen Modalitäten der Geldverwendung zu bezeichnen und sich von ihrer Einhaltung zu vergewissern, ganz abgesehen von seinem Gesetzgebungsrecht und seinem Steuerrecht. Die grobe Ungehörigkeit des Grafen York, dem Reichstag und der Mehrheit, die die letzten Steuern bewilligt haben, ‚die nationale Gesinnung' abzusprechen, ist vom Reichstagspräsidenten Kämpf niedriger gehängt worden. Aber gerade diese Steuer zeigt den unentrinnbaren Kreis der Entwicklung. Der preußische Generalstab verlangt vom Reich Riesensummen für Militärvermehrung mit der Nebenwirkung der Avancementsverbesserung. Der Reichstag prüft, gibt das Ergebnis seiner Prüfung kund, arbeitet den Steuerplan nach seiner eigenen Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse durch, bewilligt und wird vom preußischen Herrenhaus darüber auch noch geschmäht. Ebenso im Elsaß. Preußen hat 40 Jahre lang dort geschaltet. Sein System hat Schiffbruch gelitten und die Herzen entfremdet. Eine Verfassung wird von allen staatlichen Faktoren Preußens und des Reichs erteilt, und jetzt hat preußischer Adels- und Militärgeist einen Riesenskandal in Zabern heraufbeschworen und zertritt die Saat der Verfassung und des Vertrauens. Im Reichsland steht preußischer Junkergeist vor dem Bankerott seiner Politik, und in der Wut über diese Erkenntnis wird die Taktik der Elefanten im Porzellanladen nachgeahmt. Kurzsichtiger preußischer Adelsgeist hat auch die großen Fehler und Schädigungen der auswärtigen Politik durch falsche Einflüsterungen auf dem Gewissen.

Das ist die Wahrheit, die der zum Opfer auserſehene Kanzler dem Herrenhaus nicht vorhalten konnte. ..."

„Denn", sagt Oktavio v. Zedlitz (freilich in anderem Zusammenhange) von Herrn v. Bethmann-Hollweg —: „seine lauwarme Art ist keiner schrecklichen Entladung fähig."

Doch, doch, Herr v. Zedlitz, denken Sie nur nach! ... Oder war die „Entladung", die er im Reichstage über die Häupter der Sozialdemokraten als willkommene Prügelknaben niedergehen ließ, glücklich, so ungefährliche Sündenböcke bei der Hand zu haben, noch nicht „schrecklich" genug? In der Kinderstube ist diese Übung, unartige Kinder zur Ruhe zu bringen oder ihre Aufmerksamkeit vom Gegenstande ihres Begehrens abzulenken, von Ammen und Kinderfräulein längst erprobt und bewährt gefunden. Zu was sind also die Sozialdemokraten doch gut! Sei's auch nur, Herrn v. Bethmann aus seinen Nöten zu helfen, wenn der Reichstag mit indiskreten Fragen an ihn herantritt, z. B.: wie es denn eigentlich um die „Sühne" für Zabern bestellt sei? Ähnlich hielt es ein westfälischer Fuhrunternehmer. Der erzählte mir: wenn er mit den querköpfigen niedersächsischen Bauern ins Geschäft kommen wolle, dann schimpfe er immer feste auf die Sozialdemokraten. Und dann seien die Bauern schon wieder umgänglicher.

Aber Reichstagsabgeordnete sind doch keine Kindsköpfe? Und auch keine Bauern? Aber vielleicht — Pinschgauer? Von ihnen sang nämlich schon Adolf Glasbrenner:

„Die Pinschgauer haben Revolution gemacht! Juchhe!
Und gleich darauf ihrem König ein Vivat gebracht! O weh!"

Und so wird Herr v. Oldenburg-Januschau wohl auch recht behalten, und Trommel und Krückstock werden sich auch fürderhin als die Kulturträger Preußens und seiner angegliederten mittel- und süddeutschen Dependenzen bewähren.

* * *

Wenn die „echtpreußischen" Herren noch nicht rettungslos verstockt sind, — sie müßten sich beschämt fühlen durch die vornehme Ruhe und würdige Zurückhaltung, mit der die Süddeutschen ihre plumpen Herausforderungen erwidern. Nicht zuletzt aber auch durch deren rückhaltlose Anerkennung alles Guten und Großen, was Preußen für Deutschland geleistet hat und noch heute leistet, soweit der Geist seiner guten alten Überlieferungen in ihm noch lebt und wirkt. Freilich sind sie nicht davon zu überzeugen, daß dieser, in Wahrheit echte preußische Geist nun gerade von den Herren des Preußenbundes in Erbpacht genommen oder ihnen auch nur in besonderem Maße eigen sei. Das „Berl. Tagebl." veröffentlicht die Äußerungen einer Reihe von süddeutschen Abgeordneten, die — und das vor allem — einmütig, freudig und rückhaltslos sich zum deutschen Reichsgedanken bekennen.

Das Mitglied des Reichstags und der württembergischen Abgeordnetenkammer, Friedrich Payer, schreibt:

„Unser Verhältnis zum Reiche war von der ersten Stunde an jedenfalls ein durchaus korrektes ... Aber wir haben es dem Reiche gegenüber auch nicht an einem warmen Herzen fehlen lassen. Daß nach 1870 die schwäbische Bevölkerung, damals in ihrer überwiegenden Mehrheit noch großdeutsch gesinnt, mit weit zurückreichenden Sympathien für Österreich, nicht ohne Überwindung mancher Gefühlsstimmung sich in die neuen Verhältnisse einzuleben wußte, daß wir uns nicht alle in begeisterte Anhänger der bis dahin von uns bekämpften Lösung der deutschen Frage verwandeln konnten, ist nicht bloß als Ausfluß unseres schwäbischen Starrsinns begreiflich. Aber in unserem Bewußtsein hatte das Sehnen nach dem Heiligen Reich Deutscher Nation stets fortgelebt. Dafür sorgten unsere Dichter und Schriftsteller, unsere Berge und unsere Burgen. Wir haben auch nie vergessen, was unsere norddeutschen Brüder, Preußen voran, Anno 1813 und Anno 1870 für Deutschlands Größe und Einheit geleistet haben. So vollzog sich mit Bewußtsein und rascher, als man annehmen konnte, die Wandlung. Wir waren uns klar, wie viel unserer Eigenart wir zum Opfer zu bringen hatten, wir zweifelten keinen Augenblick, daß im Reiche der Wille Preußens der fast allein maßgebende sein werde. ... Niemand kann uns bestreiten, daß wir willig und ehrlich durchgehalten haben ...

Wir dienen in Treue dem Reich, nur haben wir, und das ist nicht spezifisch süddeutsch, sondern allgemein menschlich, keine Neigung, deshalb auch für eine verhältnismäßig kleine Anzahl besonders Anspruchsvoller den gehorsamen Diener

zu machen, nur weil diese die profitable Gewohnheit haben, sich mit Preußen und Preußen mit dem Reich zu verwechseln. Ehrlich gestanden, bringen wir es auch nicht recht fertig, des Königs Rock, und sei er noch so leer, als eine Art von Reliquie zu verehren oder wie einen Geßlerhut zu salutieren. Wir denken dazu zu bürgerlich. ...

Es ist Täuschung, die Leute glauben zu machen, der Gegensatz, den wir zurzeit im Reiche spüren, laute: ‚Hie süddeutsch, hie preußisch', es ist vielmehr der Gegensatz zwischen der demokratischen Weltanschauung und der aristokratischen oder richtiger der oligarchischen, zwischen dem Streben einer kleinen Minderheit, die Herrschaft über das Ganze an sich zu reißen, und dem gegenüberstehenden Streben der anderen, diese Unterwerfung zu verhindern und die im Besitz der Minderheit befindliche Macht für die Gesamtheit zu erringen, — ein Gegensatz, der mit der Frage der Staatsform nicht das geringste zu tun hat, wie das fast sprichwörtlich gewordene Verhältnis zwischen dem gut demokratisch denkenden Schwabenvolk und seinem Herrscherhaus beweist. Wir armen Süddeutschen, was wollen wir denn anders machen, als Demokraten sein? Uns fehlen die Voraussetzungen für das Gegenteil, so eine richtige preußische Aristokratie. Bei uns in Württemberg zum Beispiel haben unsere Herzoge schon vor längerer Zeit dafür gesorgt, daß sich keine privilegierte Kaste zwischen sie und ihr Volk schieben konnte....

In den Zeiten, die nach dem Ideal der Herren vom Preußentag heute noch für uns vorbildlich sein sollen, lag die Stärke des Staates noch fast ausschließlich in den oberen Schichten und dem ihnen untergebenen Heer und Beamtentum, das Bürgertum spielte nur eine subalterne Rolle, heute sind dank der Tätigkeit eben dieses Bürgertums Besitz, Intelligenz, Bildung und eben damit auch Macht und Einfluß weithin verbreitet, und ihre Träger, selbst wenn sie sich ab und zu noch so devot gebärden, erachten sich mit Recht innerlich für nicht weniger wert als beispielsweise die Repräsentanten des preußischen Adels. ..."

Reichstagsabgeordneter Dr. Ludwig Haas:

„Fürchten irgendwelche konservative Kreise in Deutschland wirklich die süddeutsche Art? Das wäre zu sonderbar! Was vermag der deutsche Süden gegen Preußen, das staatsrechtlich, wirtschaftlich und nach seiner Bevölkerungszahl die Führung in Deutschland hat und haben muß? Die Süddeutschen geben dem Reichstag nicht das Gepräge. Die Süddeutschen machen keine preußischen Landtagswahlen und keine preußische Politik.

Oder sollten die Herren von süddeutscher Demokratie sprechen und die preußisch-deutsche Demokratie meinen? So wird es sein! ...

In Wahrheit wollen die Konservativen auch nicht, daß preußische, sondern daß preußisch-konservative Art in Deutschland herrschend sei; sie möchten auf Jahrhunderte hinaus den Geist des Rittergutsbesitzers in ganz Deutschland führend sein lassen. So wie es in Preußen heute ist, soll es weiter bleiben. Dagegen wendet sich das deutsche Volk, vor allem aber das preußische selbst.

Kein Gegensatz besteht zwischen dem Volke in Preußen und dem Volke in Süddeutschland; aber die konservative Herrenschicht und das deutsche Volk stehen sich gegenüber."

Abgeordneter Dr. Müller-Meiningen will zwischen zwei Spezies der allein echten Preußen scharf unterschieden wissen: „Da sind die einen: ehrliche militaristische Polterer, politisch beschränkte Typen des etwas an Verfolgungswahn leidenden Militarismus, in deren Köpfen sich deutsches Volks-, Verfassungs- und Kulturleben ganz besonders ausmalt. Sie beten den Militarismus als Selbstzweck, als Fetisch an. Was außer der Armee im Staate ist, hat für sie überhaupt keine Bedeutung.

Viel gefährlicher als diese gemeiniglich harmlosen, alten Herren des heiligen Gamaschenknopfes sind die raffinierten politischen Nutznießer dieses Militärfetischismus. Das sind die Zugehörigen der ‚kleinen, aber mächtigen Partei‘, die Hohenlohe so fein als die eigentlichen ‚Reichsfeinde‘ geschildert hat. Die Drahtzieher hinter den Kulissen, die heute noch den ganzen offiziellen amtlichen Apparat in Preußen besitzen, die auch heute noch innerlich das Reich zum Kuckuck wünschen, da diese ‚verfluchten süddeutschen Demokraten‘ mit diesem Reiche erst recht ins Kraut geschossen sind. Ihnen ist die Armee als ‚Volksheer‘, als ‚Volk in Waffen‘ ein Greuel!...

Das lärmende Auftreten dieser gefährlichen Clique jetzt in der Karnevalszeit ist nur ein weiterer Akt in dem großen systematischen Feldzuge gegen den Reichsgedanken und gegen die Vorwärtsentwicklung unserer deutschen Verfassungszustände, entsprechend dem wirtschaftlichen und kulturellen Status des deutschen Volkes: vom hohen Herrenhause bis zum Dr. Rocke!

Nichts Gefährlicheres als dieses den Reichsgedanken ‚demolierende‘ Streben, zumal wenn es die Kulisse vom ‚echt preußischen Geiste‘, von ‚preußischer Eigenart‘ usw. zur Verschleierung seiner Gefahr vorschiebt! Es ist nicht wahr, es ist die größte Beleidigung des preußischen Volkes, das die Bewunderung der ganzen Welt erregt hat: diese Usurpierung ‚echt preußischen Geistes‘ für solchen eigennützigen Partikularismus. Kein Vernünftiger in Süddeutschland sträubt sich gegen die preußische Hegemonie! Wir wissen, daß ohne Preußen kein Deutschland möglich ist, daß ihm die politische Führung allein gebührt, freilich damit auch die Pflicht kultureller und verfassungsmäßiger Vorwärtsführung.

Nur das taktlose Auftrumpfen und In-den-Tisch-hineinschlagen, das uns in der ganzen Welt verhaßt macht, das komische prahlhansige Säbelrasseln und Schnurrbartwichsen, die plumpe Rolle als ‚Welteroberer‘ am falschen Orte, diese Karikatur des ‚preußischen Geistes‘, schadet dem tüchtigen, echten Preußengeiste, dem Geiste bewunderter unerbittlicher Pflichterfüllung, der das Reich geschaffen hat, und dessen Fürsorge sich die süddeutsche Bevölkerung ohne Unterschied der politischen und konfessionellen Stellung gern gefallen läßt.

Nicht der alte Herr v. Kracht mit seiner in der ‚Preußenbegeisterung‘ begangenen Entgleisung ist der Typ des gefährlichen ‚Reichsfeindes‘, sondern die politischen Kulissenschieber, die sich, als die Sache brenzlich wurde, vorsichtig zurückzogen, verkörpern diesen Typ ...“

* * *

Der ganze Streit, hat Lamprecht einmal gesagt, ist im Grunde nur eine Auseinandersetzung zwischen dem Kolonialland östlich der Elbe und Altdeutschland. „Die eigentliche deutsche Kultur," so erläutert Paul Harms diesen Satz, „wie sie sich zu entwickeln begann, nachdem das Reich Karls des Großen sich aufgelöst hatte, hat ihren Sitz im Süden und Westen des Reiches gehabt, dort, wo der Güter- und Gedankenaustausch mit den höher entwickelten romanischen Ländern am lebhaftesten war. Zwischen diesen Stämmen der Bayern, Schwaben, Franken auf der einen und Elbe und Nordsee auf der anderen Seite saßen die Stämme, die den ursprünglich germanischen Charakter am reinsten bewahrt hatten, Sachsen und Friesen. Diesem gesamten westelbischen Deutschland sitzt heute der Reichsgedanke tiefer im Blut als der alte Stammespartikularismus.

Anders dagegen ist es in den Ländern östlich der Elbe, die einst, zur Zeit der großen Völkerwanderung, von den Germanen verlassen und von slawischen Stämmen besiedelt und erst später von einer deutschen Oberschicht für das Reich zurückerobert wurden. Wie das aber immer zu gehen pflegt: der Volkscharakter der Besiegten hat beträchtlich auf die Sieger abgefärbt. Die verderbliche soziale Schichtung des Mittelalters, wie sie im alten Reich auf dem Lande vorherrschte und erst allmählich durch das Aufkommen städtischer Kultur gemildert wurde, hat sich nirgends so rein erhalten, wie in diesen Koloniallanden. Über einer Massenschicht von abhängigen, mehr oder minder Recht- und Besitzlosen liegt abgesondert die dünne Oberschicht der großen Grundherren. Es ist die Form der Schichtung, wie sie in dem riesenhaften, auf weite Strecken noch unentwickelten russischen Reiche noch naturgemäß ist, zum gesunden wirtschaftlichen Blutumlauf im westelbischen Deutschland aber längst nicht mehr paßt. Diesen großen Grundherren fehlt, bei so schroffer sozialer Scheidung, die innige Berührung mit dem Volkskörper, wie sie das Vorhandensein einer breiten, vielverzweigten und rührigen Mittelschicht im westelbischen Teile des Reiches mit sich bringt. Sie sitzen noch immer auf dem sozialen Isolierschemel und bebrüten und behüten am liebsten ihre alten Standesvorrechte. Sind sie, nach der Zerstörung der alten Reichsordnung im Dreißigjährigen Kriege, doch erst durch ein süddeutsches Geschlecht, die Burggrafen von Nürnberg, zur Anerkennung eines Staatsgedankens gezwungen worden! Konservative Blätter zitieren gern das Wort von der souveraineté, die stabiliert werden soll wie ein rocher von bronze, ohne mehr daran zu denken, daß dies echte Königswort sich ‚gegen die Junkers' richtete! Diese ‚Junkers' fühlen sich der russischen Staatsform heute noch inniger verwandt als dem Reichsgedanken, wie ihn das westelbische Deutschland versteht. Haben sie doch noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem russischen Zaren aufrichtiger und rückhaltloser gehuldigt als dem eigenen Landesherrn! Diese Stimmung klingt noch heute nach. Ist die führende agrarische Presse einmal genötigt, sich mit Maßnahmen der russischen Regierung auseinanderzusetzen, so geschieht das in einem viel höflicheren, bis zur Unterwürfigkeit höflicheren Tone, als wenn sie etwa eine süddeutsche Regierung wegen verdächtiger ‚Hinneigung zur Demokratie' rüffelt ...

Die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse im Reiche zwischen ostelbischem und

westelbischem Deutschland sind in mancher Beziehung ähnlich gelagert, wie zwischen Südstaaten und Nordstaaten in der Union vor dem Sezessionskriege. Dort war man zwischen zwei Weltmeeren hinlänglich unter sich, um sich die blutige Auseinandersetzung mit Waffengewalt leisten zu können. Nach der Sprache, die unsere Preußenbündler führen, muß man annehmen, daß auch sie vor einem Waffengange um die ‚preußische Hegemonie‘, wie sie sie verstehen, nicht zurückschrecken würden. Nur daß wir, statt im Osten und Westen ein Weltmeer zu haben, *zwischen zwei verbündete Großmächte eingekeilt* sind, die einen deutschen Bürgerkrieg schleunigst dazu benutzen würden, *das Reich wieder auf den Stand politischer Ohnmacht herabzudrücken*, wie zur Zeit des alten Deutschen Bundes ...

Wenn der Widerwille der echtpreußischen Mißvergnügten gegen das Reich sich, unter wohlwollender Duldung der preußischen Regierung, so austoben konnte, wie das in den letzten Wochen geschehen ist: so muß doch wohl allgemein das, stellenweise vielleicht unbewußte, Empfinden herrschen, daß die deutsche Einheit stärker gesichert ist als *allein* durch die Verträge zwischen den verbündeten Regierungen. In der Tat, der Baumeister des Reiches war vorsichtig genug, die deutsche Einheit auf einer breiteren Grundlage und tiefer und fester zu verankern, als es durch die besten Staatsverträge allein möglich gewesen wäre. Als *Bismarck* das allgemeine, gleiche Wahlrecht die stärkste von seinen Künsten nannte, da war er sich der ganzen Tragweite dieses Wortes schwerlich bewußt. Und als er das Wort im grollenden Alter wiederholte, da hatte es sogar einen sehr bitteren Beigeschmack. Aber was beweist das? Ist doch eben dies *das Kennzeichen des Genies, daß seine Taten über den Täter hinauswachsen*, meist noch bei seinen Lebzeiten. Der alternde Luther hatte wenig Ähnlichkeit mehr mit dem Sturmvogel einer neuen Zeit, der in starkem Jugendmut von Wittenberg nach Worms flog. Der alternde Friedrich II. hat sich über nichts mehr geärgert als über die Armee, die ihm das Werkzeug zur Schaffung einer preußischen Großmacht gewesen war. Und der alternde Bismarck hatte einen grimmigen Zorn auf das Werkzeug, womit er das stärkste Band um die deutsche Einheit geschweißt hatte: auf das allgemeine gleiche Wahlrecht.

Das braucht uns nicht abzuhalten, als nützlichsten Gewinn des unfrohen Gezänks der letzten Wochen eben die Erkenntnis neu in uns zu festigen: wie das stärkste Band der deutschen Einheit doch *der Reichstag* sei. Nicht der Reichstag als vorübergehende Einzelerscheinung, der in Stunden der Wallung tatenschwangere Resolutionen faßt, die die abgeklärte Weisheit des Bundesrates gelassen in den Papierkorb versenkt. Sondern der Reichstag als verfassungsmäßige *Einrichtung*, die, durch ihr Wahlrecht, jeden wahlmündigen Reichsbürger in seinem politischen Denken und Wollen fest *mit dem großen Wirtschaftskörper verknüpft*, dessen staatliches Kleid das Reich ist. In seiner gegenwärtigen Zusammensetzung bietet er nur selten einen erhebenden Anblick; als Einrichtung, als Kind eines staatsschöpferischen Gedankens ist er die stärkste Bindekraft, die des Reiches gegeneinander rumorende Glieder zusammenhält. Und selbst diese miesepetrigen, ewig nörgelnden Überpreußen — sie *ärgern* sich doch wenigstens an-

dauernd über den Reichstag. Der Ärger aber ist vielleicht die menschlichste Urform des Interesses! Bedenkt man, daß die stärkste Liebe die sein soll, die aus dem Haß entsteht, so braucht man also nicht einmal an den wilden Männern vom Preußenbunde völlig zu verzweifeln."

Es ist geschichtlich betrachtet ein letztes Aufbegehren kolonialen Sondergeistes gegen den Reichsgeist, den Zwang, den jede größere Gemeinschaft, hier die Reichsgemeinschaft, der selbstherrlichen Entwicklung aller ihrer Einzelglieder auferlegt. Eine logische politische Notwendigkeit, gegen die anzukämpfen töricht ist, wie es töricht wäre, den größeren Vorteil aus der Hand zu geben, weil kleinere Vorteile dafür „geopfert" werden müßten. Im gewöhnlichen Leben würde jeder als Idiot gelten, der nicht begriffe, daß er auch geben muß, wenn er nehmen will, und daß die ganze menschliche Lebensgemeinschaft und Daseinsmöglichkeit auf Leistung und Gegenleistung aufgebaut ist. Es muß doch wunderlich in den Köpfen aussehen, denen diese Erleuchtung noch nicht gekommen ist!

* * *

Aber eben, weil diese Erleuchtung doch gar nicht an ihnen vorübergehen kann, brauchen wir auch an den „wilden Männern" des Preußenbundes nicht zu verzweifeln. Sie könnten aber ihren Entwicklungsprozeß selbst erfreulich beschleunigen, wenn sie sich öfter vor den Spiegel stellen und in ihrer ganzen schönen Wildheit selbst bewundern wollten. — Sie sollten z. B. mal Johann Gottlieb Fichte, den ihre Blätter ja auch in diesen Tagen — „echtpreußisch" — gefeiert haben, interviewen und ihn etwa fragen: „Wie denken Sie, verehrter Herr Professor, über uns echtpreußische Leute und unseren echtpreußischen Geist?" Er wird ihnen — etwas professoral ausholend, aber doch deutlich genug antworten:

„Es gibt Völker, welche, indem sie selbst ihre Eigentümlichkeit beibehalten und dieselbe geehrt wissen wollen, auch den anderen Völkern die ihrigen zugestehen und sie ihnen gönnen und verstatten ... Wiederum gibt es andere Völker, denen ihr eng in sich selbst verwachsenes Selbst niemals die Freiheit gestattet, sich zu kalter und ruhiger Betrachtung des Fremden abzufinden, und die daher zu glauben genötigt sind, es gebe nur eine einzige mögliche Weise ... zu bestehen, und dies sei jedesmal die, welche ... gerade ihnen irgendein Zufall angeworfen; alle übrigen Menschen in der Welt hätten keine andere Bestimmung, denn also zu werden wie sie sind, und sie hätten ihnen den größten Dank abzustatten, wenn sie die Mühe über sich nehmen wollten, sie also zu bilden ... selbst die Gestalten der vollendeten Vorwelt gefallen ihnen nicht, bis sie dieselben in ihr Gewand gehüllt haben, und sie würden wenn sie könnten, dieselben aus Gräbern aufwecken, um sie nach ihrer Weise zu erziehen."

Auch Fichte hat ihnen „nicht gefallen" wie er ist, und so haben sie ihn in ihren Gedächtnisartikeln „aus dem Grabe aufgeweckt", um ihn „in ihr Gewand zu hüllen" und „nach ihrer Weise zu erziehen".

Da wir nun einmal den Schatten Fichtes heraufbeschworen haben, so wollen wir ihn doch schnell noch über einige andere auf unserer Tagesordnung stehende

Fragen interpellieren. Z. B. über die militärische Sondergerichtsbarkeit. Er antwortet:

„Wenn ein Stand dem allgemeinen Gerichtshofe entzogen und vor einen besonderen geführt wird; wenn die Gesetze dieses Gerichtshofes von den allgemeinen Gesetzen aller Sittlichkeit sehr verschieden sind und mit strenger Härte bestrafen, was vor diesem kaum ein Fehler ist, und Vergehungen übersehen, die diese streng ahnden würden: so erhält dieser Stand ein abgesondertes Interesse und eine abgesonderte Moral und wird ein gefährlicher Staat im Staate. Wer den Verführungen einer solchen Verfassung entgeht, ist ein um so edlerer Mann; aber er widerlegt nicht die Regel, er macht nur die Ausnahme."

Und wie denken Sie, Herr Professor, über die „Wahrung der Autorität"? Sind Sie auch der Meinung, daß hinter dieses Gebot alle anderen Rücksichten, Recht, bürgerliche Ordnung usw. zurückzutreten haben?

„Wenn wir nicht im Auge behielten, was Deutschland zu erwarten hat, so läge an sich nicht so viel daran, ob ein französischer Marschall wie Bernadotte, an dem wenigstens früher begeisternde Bilder der Freiheit vorübergegangen sind, oder ein deutscher aufgeblasener Edelmann ohne Sitten und mit Roheit und frechem Übermut über einen Teil von Deutschland geböte."

Der alte Herr wird, wie man sieht, etwas grob. Vielleicht kommen ihm die Fragen — zu dumm vor? Vielleicht meint er, das müßten doch heute, hundert Jahre nach seinem Tode, in Deutschland die selbstverständlichsten Dinge sein? — Wir wollen also lieber abbrechen. Er könnte sonst — noch gröber werden.

* * *

Die „echt preußischen" Herren könnten sich in der Tat ein großes Verdienst um den echt preußischen Geist erwerben, wenn sie's — nur auch täten! Wenn sie sich nur um die Aufrechterhaltung dieses guten alten Preußengeistes zunächst in Preußen selbst bemühten, und wo er leider — nicht mehr ist, alle Kräfte daransetzten, ihn wieder ins Leben zu erwecken und — zu Ehren zu bringen. Denn es ist längst nicht mehr an dem, daß er in Preußen auch nur allenthalben in Ehren stünde. Man sollte meinen, dieses Feld sei schon weit und ergiebig genug, um ein Menschenalter durch ihre gesamten Kräfte vollauf zu beschäftigen. Vielleicht ist es dann, nachdem diese Aufgabe erfüllt ist, gar nicht mehr nötig, die anderen Bundesbrüder erst zur Liebe zu zwingen? Weil ja ganz Deutschland in der Anerkennung und Bewunderung der guten alten Überlieferungen Preußens einmütig ist. Dieser Geist aber, der Geist schlichter selbstloser Pflichterfüllung, peinlichster Sauberkeit im privaten wie im öffentlichen Leben, — ist der vielleicht auch im heutigen Preußen noch der herrschende? Wird er in allen Fällen — auch nur geduldet? Kann er sich auch nur behaupten, durchsetzen, wo er mit anderem Geist zusammenstößt, dem Geist, der die Macht, den äußeren Erfolg und das rote Gold anbetet, dem Wohlleben, Glanz und Schein alles, innerer Wert wenig bedeutet? Es ist schon kein gutes Zeichen, daß sich heute ein Bund von Preußen zusammentun kann, der nicht als seine oberste Aufgabe erkennt, zuallererst im

eigenen Hause nach dem Rechten zu sehen, vor der eigenen Tür zu fegen; der hochmütig pharisäerhaft andere bessern und bekehren will. So mußte der Wink mit dem Zaunpfahl denn auch aus — Süddeutschland kommen. Es ist der Professor an der Universität München, Fr. W. Freiherr von Bissing, der Sohn des bekannten Generals, der den über die Reichsverkommenheit sich so sehr entrüstenden Herren in der „Köln. Ztg." unter die Nase reibt:

„Es ist kein Zweifel: seit dem Tode unserer großen Heroen und des alten Kaisers hat in Preußen die Macht des bloßen Geldes, die Umschmeichelung des Reichtums, wie immer er erworben sein mag, eine Bedeutung bekommen, die viel mehr als alle demokratischen Strömungen aus dem Süden an dem wirklichen Leben des preußisch-deutschen Staates nagt, und es ist eine allbekannte Tatsache, daß man mit bloßem Gelde in Preußen viel mehr erreichen kann, gesellschaftlich und sonst, als in süddeutschen Staaten. Auch hier könnte der Preußentag nach dem Rechten sehen und den Regierenden, den Ministerien, allen maßgebenden Stellen recht ernsthaft ins Gewissen reden. Ein altes französisches Sprichwort sagt: ‚Wohlverstandene Wohltätigkeit fängt im eigenen Hause an.' Wenn der Preußentag, statt die Süddeutschen, deren geschichtliche Rolle in der Jahrtausende langen Entwicklung Deutschlands keine noch so schmetternde Rede auslöschen kann, die bei der Begründung des Reiches, in den Kämpfen in Frankreich, wie in den Kämpfen in unsern Kolonien in Heer und Flotte stets ihren Mann gestanden haben, mit wohlfeilem Spott zu überschütten, zunächst einmal in Preußen selbst gute altpreußische Tradition, die allzeit auch volksfreundlich gewesen ist und niemals auf den Geldsack geschlagen hat, wieder zu Ehren bringen wollte, dann würde er sich um ganz Deutschland verdient machen. Und es hätte auch nichts geschadet, wenn gegenüber den Schmähungen, die Redner des Preußentages gegen den Reichstag ausgestoßen haben, die Opferwilligkeit des Reichstags und der ganzen Nation gerade für Zwecke unserer Wehrmacht betont worden wäre. Gewiß, wir wünschen, daß im Reichstag von allen Parteien besser und weniger geredet würde, daß die Erwählten des Volkes weniger ihr Parteiinteresse als das Interesse der Nation verträten; aber das muß man auch diesem Reichstag, so mangelhaft er sein mag, zugestehen, in großen nationalen Fragen hat er nicht versagt."

Wer dürfte mit Fug behaupten, daß eine Korruption, wie sie im Krupp-Prozeß aufgedeckt wurde, im Preußen Friedrich Wilhelms I., oder des großen Friedrich, oder auch Wilhelms I. derart auf die leichte Achsel genommen, als Bagatellsache, ja als eigentlich gar nicht vor Gericht gehörig behandelt worden wäre? Daß der Prozeß den Ausgang hätte nehmen können, den er nun in zweiter Instanz tatsächlich gefunden hat? Zur wahnsinnigen Freude des sozialdemokratischen Zentralorgans, das in spaltenlangen Orgien darüber schwelgt und dem „echtpreußischen Geiste" Dinge an den Kopf schmeißt, die keine Rosen sind und auch nicht nach Rosen duften! Warum sollte es auch nicht? Hat es doch in

der S a ch e recht, und eine objektive Tatsache wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß, wer sie feststellt, uns vielleicht nichts weniger als sympathisch ist.

Das Kriegsgericht hatte fünf Angeklagte zu Gefängnisstrafen von zwei bis zu sechs Monaten und nur zwei zu milderen Strafen (gelindem Arrest und Festungshaft) verurteilt. Vom Oberkriegsgericht, an das sich sechs von den sieben Verurteilten gewandt hatten, ist gegen keinen einzigen Angeklagten auf Gefängnis erkannt worden. Die Zeugleutnants Schleuder, Hinst, Schmidt und Hoge kommen mit Arreststrafen verschiedenen Grades davon, und der Intendantursekretär Pfeiffer, den in der ersten Verhandlung die h ö ch st e Strafe getroffen hatte, sowie der Zeugleutnant Tilian sind sogar, teils wegen „Verjährung", teils „aus Mangel an Beweisen", vollständig f r e i g e s p r o ch e n worden.

Als Überschrift krönt einen der „Vorwärts"-Artikel über den Fall die These: „Krupp-Bestechung stinkt nicht." Darunter als „Motto" sinnig die klassische Sentenz des Zeugleutnants Hinst: „Im übrigen habe ich Geld bekommen, aber daran habe ich n i ch t s g e f u n d e n, denn a l l e, die mit K r u p p in Verbindung stehen, b e k o m m e n G e l d." Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen. — Nach diesen feierlichen Veranstaltungen sind wir in der weihevollen Stimmung, Ouvertüre, Vorspiel und weitere Entwicklung über uns ergehen zu lassen:

„Bestechungsgelder, die von Krupp kommen, stinken nicht, dachte der Zeugleutnant Hinst, und er nahm deshalb mit offenen Händen, was ihm Brandt an Goldfüchsen zuschob. ‚Geld spielte bei Brandt gar keine Rolle', meinte er, und Geld kriegen ja alle, die mit Krupp in Verbindung stehen. So dachten auch die Schleuder, Schmidt und Pfeiffer, als sie die Kruppschen Zwanzigmärker und, je nachdem, auch einen blauen Lappen in ihrer Westentasche verschwinden ließen. Nur ein weltfremder Mensch, wie Kriegsgerichtsrat Dr. Welt, konnte bei der ersten Kriegsgerichtsverhandlung über den ‚entsetzlichen Treubruch' der Zeugleutnants zetern und von dem an ihnen verübten Schmiersystem behaupten, es ‚s t i n k e z e h n M e t e r g e g e n d e n W i n d n a ch B e s t e ch u n g'. Aber wenn damals auch das Kriegsgericht durch die Verurteilung von vier der Angeklagten wegen Bestechung unter die weltfremde Auffassung des Kriegsgerichtsrats sein Siegel drückte, so hat jetzt doch die höhere Ansicht und Einsicht des welt- und kruppkundigen Leutnants Hinst triumphiert. ...

Kein Mensch wird den Zeugleutnants ihre gelinde Strafe mißgönnen. Wenn der A n st i f t e r all des Unheils, Herr Maximilian Brandt, mit drei Monaten Gefängnis davongekommen war, sein A u f t r a g g e b e r Eccius gar nur eine G e l d st r a f e erhalten hatte, und andere Mitschuldige, wie Direktor Dreger, vollends n i ch t e i n m a l i n A n k l a g e z u st a n d versetzt wurden, so kann man es auch den Opfern der Bestechung, den Zeugleutnants und Feuerwerkern, nur gönnen, daß sie der ehrenrührigen Gefängnisstrafe entgangen sind. ...

Die Zeugleutnants dachten mit Hinst: Wo alles geschmiert wird, was mit Krupp in Verbindung steht, brauchen wir nicht spröde zu tun. Und sie haben recht behalten, denn sie dürfen ja, sofern sie nicht in besser bezahlte Beamtenposten bei Krupp einrücken wollen, trotz ihrer Bestechlichkeit auch fernerhin preußische Offiziere bleiben!

Der „vornehmste Rock" ist ein merkwürdiges Ding. Der Zuruf eines Zaberner Schulbuben kann ihn beschmutzen, daß er nur mit Blut abzuwaschen ist, aber die schmutzigsten Handlungen seiner Träger färben nicht auf ihn ab! Wer hatte bis dahin geglaubt, daß ein Offizier, dem vor Gericht Bestechung nachgewiesen worden ist, in Preußen des „Königs Rock" weiter tragen könne? Der Leutnant Schleuder hat — er selbst hat das zugegeben — von Brandt häufig ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück in die Hand gedrückt bekommen, zusammen wohl 200 M, er hat dafür den Kruppagenten wichtigste Geschäftsgeheimnisse verraten, die er als strengste Dienst- und Militärgeheimnisse zu hüten hatte — — — und er kriegt dafür nur Stubenarrest aufgebrummt. Bei den Schmidt und Hinst war es nicht anders, und auch sie bleiben Träger des vornehmsten Rockes! Und da braucht es des staatsstreichlerischen Verfassungsbruches, um die Ehre des vornehmsten Rockes gegen die Zurufe eines Schwarmes Jugendlicher zu schützen! Als ob der Offiziersrock in Zabern besudelt worden wäre und nicht ganz wo anders! ...

Es war einmal eine Zeit, da wurde Bestechung eines Beamten in Preußen als eine der schmutzigsten Handlungen betrachtet. Und es war einmal eine Zeit, da galt Bestechlichkeit als selbstverständliches, unbedingtes Hindernis gegen das Verbleiben im Staatsdienste. Das war eine köstliche Zeit; die Zeit eines, wenn auch naiven, so doch achtenswerten Stolzes auf die Integrität des preußischen Beamtentums. Doch sie ist dahin, sie ist entschwunden. Heute scheint Bestechlichkeit nur noch als ein kleiner Schönheitsfehler empfunden zu werden, sozusagen als eine Modetorheit, eine Verbeugung vor der Allmacht des Geldes, die auf freundliches Verständnis stößt; selbst bei der Justiz. Einstens wurde ein Reservist, der, um sich von der Kontrollversammlung zu befreien, dem Bezirksfeldwebel mit einem Doppeltaler unter die Arme griff, sechs Monate eingesperrt. Und wie ein Nachklang dieser verklungenen Tage scheint der jüngste Strafantrag des Hallenser Staatsanwalts, der einen Schutzmann wegen 1,50 M, das heißt einhundertundfünfzig Reichspfennigen, empfangenen Bestechungsgeldes auf sieben Monate ins Gefängnis sperren wollte. Brandt, das Kruppwerkzeug, der eine reine Bestechungsfabrik in Berlin eingerichtet hatte, mit dem Erfolge, der Firma Krupp Jahre hindurch vollkommenen Überblick über alle Geheimnisse des Kriegsministeriums und des Reichsmarineamts zu verschaffen, bezog dafür ein paar in der Untersuchungshaft bequem abgebüßte Monate Gefängnis; und das gesamte hauptschuldige Krupp-Direktorium wurde in der einzigen Person des Herrn Eccius mit einer Geldstrafe belegt, die ihn etwa so traf, wie einen Arbeiter 50 Pfennige.

Und die schuldigen Militärpersonen sind nun auch, dank der erstaunlichen Weitherzigkeit des Oberkriegsgerichts, dem heiligen Dienste des deutschen Vaterlandes erhalten geblieben. Und das ist recht so. Merkt's doch, ihr Toren! Wir leben halt nicht mehr in Preußen von Anno dazumal! Das moralische Reinlichkeitsbedürfnis unserer Bureaukratie und Armee, natürlich in puncto Bestechung, ist rapide im Schwinden begriffen; „das ist nun so der Lauf der Welt" ..."

Immerhin sei dieses Urteil ein Triumph der Krupp-Fronde, so wie das

Urteil gegen Reuter und Forstner ein Triumph der Jagow-Fronde: „Warum aber sollte das Oberkriegsgericht in Berlin nicht die Tilian und Genossen mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe bedecken, wenn das Oberkriegsgericht in Straßburg die Reuter, Schad, Forstner und Genossen freisprach!“

Ganz in der Ordnung auch, daß Herr Maximilian Brandt nach dem Oberkriegsgerichtsurteil, nach dem erstaunlichen Erfolg der Tilian und Genossen nun nach größeren Erfolgen dürste: „Ganz in der Ordnung ist, daß er Arm in Arm mit dem ausgezeichneten Herrn Löwenstein das Jahrhundert von neuem in die Schranken fordert und ein Wiederaufnahmeverfahren beantragt. Es wird schon gelingen ... Und wir sehen schon im Geiste die Schlußapotheose: die Herren Brand und Eccius lorbeergekrönt, umjubelt von den begeisterten Tilian und Genossen und allen den anderen Bestochenen, deren Ruhm vorläufig noch im Dunkeln blüht, und eine Deputation der alldeutschen Kruppianer unter den siegreichen Klängen des Dessauer-Marsches den verkannten Helden eine Ehrenadresse überreichend. ‚Deutschland, Deutschland über alles!‘“

Es wird ja nun, was auch dem „Vorwärts“ nicht ganz unbekannt sein wird, zwischen Zeugleutnants und anderen — Offizieren in der Armee ein gewisser und nicht unbeträchtlicher Unterschied gemacht. Es geht also nicht an, aus der weiteren Duldung der abgeurteilten Zeugleutnants im Dienste schlankweg zu schließen, daß dies im gleichliegenden Falle auch Offizieren anderer Einstellung zugebilligt werden würde. Dies muß im Gegenteil sogar als ausgeschlossen gelten, und damit fallen auch die daraus gezogenen Folgerungen. Leider ändert das nichts an den festgestellten Tatsachen und ihrer Nutzanwendung auf die der Bestechung überwiesenen Zeugleutnants durch das Oberkriegsgericht. Die eines solchen Vergehens Überführten dürfen nach wie vor die Uniform und den Titel preußischer „Leutnants“ tragen. — Auffallend, sehr auffallend ist auch die Freisprechung des in der ersten Instanz am schwersten belasteten und auch am schwersten bestraften Oberintendantursekretärs Pfeiffer. Diese in der Tat höchst überraschende Fügung veranlaßt den „Vorwärts“ zu einigen plumpen Vertraulichkeiten, die man leider bis auf weiteres achselzuckend hinnehmen muß, weil ja das Oberkriegsgericht selbst dies Vakuum hinterlassen hat: „Pfeiffer war derjenige, den Brandt ursprünglich am schwersten bezichtigt hatte, der als Quelle aus dem Kriegsministerium zweifellos in Frage kam und der von Brandt die größten Zuwendungen erhalten hatte. Aber er war auch freilich derjenige der Angeklagten, der sich am wenigsten einschüchtern ließ, sich am leidenschaftlichsten wehrte und, wie man munkelt, noch mehr wußte, als er bis dahin auszusagen für nötig gehalten hatte! Der Freispruch des Pfeiffer, der aus angeblichem Mangel an Beweisen erfolgte, beweist sicherlich das eine, daß auch das Oberkriegsgericht mit der Möglichkeit rechnete, daß im Kriegsministerium auch noch ... andere Personen als Schuldige in Frage kommen könnten!“

* * *

Bei allen Fällen, in denen korrupte Zustände, mehr oder minder um sich fressende Seuchenherde aufgedeckt werden, kann man regelmäßig, fast ohne Aus-

nahme ein Verfahren beobachten, das — eben weil es typisch ist — nur der Ausfluß eines moralisch perversen Zeitgeistes sein kann: man stößt mit Wucht und Wut auf den, der es gewagt hat, an diese Zustände zu rühren, an den Eiterherd das Messer zu setzen, die Gesellschaft von ihrem Gebrest zu befreien, — über das Gebrest selbst breiten sich schonende, schützende, hilfreiche Hände. Sind die Träger der Korruption gleichzeitig Träger der Staatsgewalt, dann wird, wo immer sich nur eine Handhabe dazu bietet, der Spieß umgedreht und nicht etwa gegen die „ausreichend verdächtigen" beamteten Angeklagten vorgegangen, sondern gegen den Ankläger, der, habe er auch noch so erdrückendes Tatsachenmaterial vorgebracht, es vielleicht doch unterlassen hat, bei der formellen Aufstellung seiner Anklage einen erfahrenen Rechtsanwalt zu Rate zu ziehen. Wir waren erst kürzlich wieder in der Lage, ein paar solcher Fälle nach dieser kulturpsychologischen Seite hin zu würdigen. Lassen wir uns (mit geringen Abweichungen) diese Spiegelbilder moderner preußischer Rechtskultur in der Darstellung eines ausländischen Blattes, der „Basler Nachrichten", entgegenhalten. In dem einen Falle steht der Kölner Polizeisumpf auf der Tagesordnung. Auf der Anklagebank sitzt — selbstverständlich — der, der sich das Verdienst erworben hat, diesen Sumpf aufzudecken: der Redakteur Sollmann von der „Rheinischen Zeitung".

Von 6 Polizeiinspektoren, den höchsten Exekutivbeamten, sind 4 überführt, Naturalien und Geld angenommen zu haben. Eine einzige große Restauration hat in vier Jahren rund 160 Flaschen Wein und Spirituosen, zahllose Zigarren und 600 *M* in bar an diese Herren spendiert. Die Geschichte wurde so gemacht, daß ein Frühstückskörbchen an die „Frau Inspektor" gesandt und in die Delikatessen der blaue Lappen versteckt wurde. Wenn die Herren Inspektoren irgendwo eine Zeche zahlten, so war das eine seltene Ausnahme. „Die heiligen drei Könige", wie sie im Volksmunde hießen, nassauerten sich bei Kaviar, Sekt und Burgunder fröhlich durch. Suchte irgendein Wirt die Nachtkonzession, die Erlaubnis zu Tanzlustbarkeiten oder ähnlichem, so gab er den hohen Herren flugs einige Sektgelage und Schmausereien, und bald hatte er sein Ziel erreicht. Aus dem Bedürfnis heraus hatte sich in Köln eine ganz neue Branche entwickelt: zwei Konzessionsfabriken. Beide „Fabrikanten" waren, wie sie unter Eid beteuerten, „Herzensfreunde" der maßgebenden Polizeiinspektoren. An diese Konzessionsfabrikanten zahlte der Konzessionssuchende je nachdem 300, 500, 1000, ja 1500 *M*. Dafür wurden die Herren Polizeiinspektoren traktiert, und wenn die Räusche ausgeschlafen waren, rückte ihnen der Konzessionsfabrikant auf die Bude mit der Devise: „Umsonst ist der Tod; nun sorgt gefälligst für die Konzession meines Klienten." Aber es gab noch andere Wege. Der eine Wirtschaftskonzession Nachsuchende sprach bei einem Herrn Inspektor persönlich vor und ließ durchblicken, daß er „zu Gegendiensten" gerne bereit sei. Stolz winkte der unnahbare Beamte ab, jedoch vierzehn Tage später fand sich wie zufällig die Frau Polizeiinspektor bei dem Bittsteller ein und ersuchte, ein „Darlehen" von 500 *M* in Empfang nehmen zu dürfen. Von Schuldschein, von Zinsen, von Mahnung keine Rede. In langer Reihe deckte der Angeklagte solche Fälle auf. Er hatte ferner behauptet, daß die Kölner Kriminalpolizei zunächst und mit Eifer Diebstähle bei Reichen bearbeite, weil diese

Geld springen ließen, während die Bestohlenen der unteren Klassen vernachlässigt werden. Der Polizeipräsident ließ zum Beweise des Gegenteils über 20 Kriminalschutzleute aufmarschieren. Aber alle, soweit sie nicht die Aussage wegen der Gefahr, sich selbst einer strafbaren Handlung zu bezichtigen, verweigern mußten, bestätigten die Behauptung des Angeklagten. Die Tätigkeit der Kriminalpolizei ist in Köln abhängig von den Summen, die die Bestohlenen springen lassen. Mit 9 ℳ „Vigilanzgeldern" im Monat, 30 ₰ den Tag, können die Kriminalschutzleute ihre Ausgaben nicht decken, und deshalb bearbeiten sie hauptsächlich diejenigen Sachen, an denen größere „Spesen" herausspringen.

Das alles ist von dem angeklagten Redakteur bewiesen worden. Dennoch wurde er zu 500 Mark Geldstrafe und zu den Kosten des sieben Tage dauernden und eine Legion Zeugen erfordernden Prozesses verurteilt. Der Betrag, den er zu zahlen hat, wird hoch in die Tausende gehen. Aber weshalb ist er überhaupt verurteilt worden? Antwort: weil er im Eifer für die Sache nicht genug Vorsicht auf die Form gewendet hatte. Das reichte aus, um das Gericht zur wirtschaftlichen Vernichtung eines Mannes zu ermächtigen, der dem Staat den guten Dienst geleistet hatte, einen Augiasstall auszumisten. So schwer ist es in Preußen und so schwer wird es bestraft, sich an die Mahnung des Studentenliedes zu halten:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht."

Nun der andere Prozeß, der eine nicht minder eindringliche Warnung vor dem Aussagen der Wahrheit bedeutet: der Giftmordprozeß Hopf.

Der Drogist, Futtermittelhändler, Tierkurpfuscher, Hundezüchter, Artist, Fechtlehrer und Heiratsvermittler Karl Hopf hat während der letzten Jahre in Frankfurt a. M. und Umgebung sechs Personen umgebracht, seinen Vater, seine Mutter, seine erste Frau, seine zweite Frau, sein eheliches und sein uneheliches Kind, und zwar alle mit Arsenik außer der zweiten Frau, bei der er seinen Zweck mit Tuberkelbazillen erreichte. Sein Vater hatte ihm Geld geliehen und war ihm dadurch unbequem geworden; von seiner Mutter brauchte er die Erbschaft; die Kinder verursachten ihm Kosten; die erste Frau hatte er mit 20 000, die zweite mit 30 000 Mark versichert. Wie er an seinen früheren Aufenthaltsorten in England, Marokko und Belgien gehaust hat, wird man wohl nie erfahren; denn wahrscheinlich ist er der einzige Wissende, und sein Haupt wird laut Spruch der Frankfurter Geschworenen binnen kurzem auf dem Schaffot fallen.

Hopf besaß eine ganze Menagerie der gefährlichen kleinen Lebewesen, Cholera-, Typhus-, Rotz-, Tuberkelbazillen, was es nur immer Gefährliches gibt. Er pflegte sie bei einem Wiener Laboratorium zu bestellen, und dieses verabfolgte sie ihm anstandslos, weil er Briefköpfe benützte mit dem Text: „Chemisches und bakteriologisches Laboratorium". Das gemütliche Wiener Institut wurde auch nicht stutzig, als er ihm einmal schrieb: „Die Kultur Cholera asiatica ist bisher nicht virulent gewesen. Können Sie mir ganz frische Kulturen senden? Selbst bei Menschen wirkt die letzte und vorletzte absolut nicht." (!)

Noch interessanter aber ist, daß eine ganze Anzahl von Leuten längst die Überzeugung gewonnen hatten, daß Hopf ein gefährlicher Giftmischer sei und aus dieser Überzeugung auch kein Hehl machten. Aber die preußische Methode in Ehrbeleidigungssachen schloß ihnen rasch den Mund. Hopf verfolgte einfach alle Personen und Zeitungen, die die nachteiligen Gerüchte über ihn verbreitet hatten, mit Beleidigungsklagen. Über die untern Polizeiorgane drang die Einsicht, daß man dem Mann auf die Finger sehen sollte, nicht hinaus. Diese hatten sie allerdings sehr bestimmt. Ein Gendarmeriewachtmeister hat vor den Geschworenen ausgesagt, es sei in Niederhöchstadt ein öffentliches Geheimnis gewesen, daß Hopf seine erste Frau vergiftet und seine zweite krank gemacht habe. Aber nach oben drang das öffentliche Geheimnis nicht durch.

Hopf war Virtuos im Prozessieren. Eine Hebamme in Niederhöchstadt hatte sich seinen Haß dadurch zugezogen, daß sie eine unsittliche Zumutung, die er ihr gestellt hatte, zurückwies. Sie bekam dadurch sieben oder acht Prozesse und mußte schließlich Niederhöchstadt verlassen. „Wir mußten unser Haus verkaufen," sagte sie aus, „wegen der Prozeßkosten, und dann hat er mich auch um meinen Dienst als Hebamme gebracht. Wir sind dann nach Höchst gezogen." Eine Aufwartefrau hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Hopf in den Tee seiner zweiten Frau, bei der die Tuberkelbazillen nicht rasch genug wirkten, Gift schüttete. Sie hat dies den Eltern der Unglücklichen mitgeteilt und hat diese Beleidigung des Ehrenmannes Hopf mit 30 Mark Geldstrafe gesühnt. Der Vater der Kranken machte zwar der Staatsanwaltschaft Anzeige von der Wahrnehmung der Aufwartefrau. Aber die Behörde fühlte sich nicht einmal zur Vornahme einer Haussuchung veranlaßt, sondern stellte das Verfahren nach kurzem Besinnen ein. In Wirklichkeit hätte man Hopf, der, wie viele heimtückische Verbrecher, in Kleinigkeiten merkwürdig unvorsichtig war, schon damals leicht überführen können.

Es lag nicht an der hohen Obrigkeit, daß Hopf nicht auch noch eine dritte Frau umbringen konnte. Kaum war die Affäre mit der zweiten erledigt, so suchte und fand er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines Zeitungsinserates Ersatz und versicherte rasch auch die dritte Frau, und zwar diesmal ausgiebig, mit 80 000 Mark. Als er auch ihr mit Typhusbazillen und Arsenik zusetzte, hatte sie nach langem Leiden das Glück, einen tüchtigen Arzt zu finden, und das noch größere, daß ihr Mann einmal verhindert war, der Arztvisite beizuwohnen. Als dann der Verdacht sich mehr und mehr verdichtete, hörte auch der Verteidiger der seinerzeit von Hopf wegen Beleidigung verklagten Personen davon und teilte es der Staatsanwaltschaft mit. Nun war alles so — hüten wir uns vor einem unhöflichen Ausdruck und sagen wir: — amtsdeutlich, daß Hopf der rächenden Justiz verfiel.

So hat das ungezügelte Mundwerk der Leute, die seinerzeit mit dem preußischen Injurienprozeßbetrieb in so empfindlichen Konflikt geraten waren, schließlich

doch die Hauptsache dazu getan, daß Hopf das Giftmischerhandwerk gelegt werden konnte. Es ist also gut, daß es trotz den Schlingen und Fallen der preußischen Ehrbeleidigungsprozesse noch Unvorsichtige gibt. Diese gereichen Preußen mehr zur Ehre als die Vorsichtigen, auch wenn sie bloß kleine Leute, Aufwartefrauen und sogar sozialdemokratische Redakteure sind, mit denen man an keinem „Preußentag“ renommiert. —

Bestechliche Zeugleutnants und andere Militärpersonen, zwar gerichtlich der Bestechlichkeit überführt, aber immer noch würdig, den „vornehmsten Rock“ zu tragen und als königlich preußische „Leutnants“ Dienst zu tun; bestechliche Polizeibeamte, sogar in höheren Chargen und in aller ungenierten Gemütlichkeit, neben tadellos funktionierenden „Konzessionsfabriken“; ein Giftmischer, dessen Treiben (gerichtsnotorisch!) „öffentliches Geheimnis“ ist, der aber, trotz Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, sein Handwerk jahrelang systematisch betreiben kann, der Gericht und Staatsanwalt zwar für sich dauernd und mit Erfolg arbeiten läßt, selbst aber von ihnen unbehelligt bleibt: — das ist so ein kleiner Ausschnitt aus einem knappen Zeitraum ... Immer munter, Herr von Oldenburg! Hier ist Arbeit genug für Sie! Sie brauchen sich gar nicht erst nach Süddeutschland zu bemühen. Nehmen Sie immerhin Trommel und Krückstock mit auf die Tour in Ihr einzig geliebtes Vaterland. Aber besser, Sie nehmen eine tüchtige — Forke, denn das ist auch ein nützliches Möbel, und Mist ist genug da! Sie wissen doch im Kuhstall Bescheid! Sagten Sie nicht selbst neulich in Thorn, Sie hätten sich riesig gefreut, als ein liberaler Herr bei einer Ihrer trefflichen Reichstagsreden bemerkte: „Der Kerl spricht wie im Kuhstall?“ — Na also! — Nur immer feste druff, Herr von Oldenburg! Nachher dürfen Sie wieder reden. Zur Belohnung.

* * *

„Dem Redakteur steht kein anderes Recht zu als jedem anderen Staatsbürger.“ Mit diesem fundamentalen Satz beginnt das Urteil im Kölner Polizeiprozeß, aus dem der angeklagte und verurteilte Redakteur, wie selbst die offiziöse „Kölnische Zeitung“ nicht umhin konnte festzustellen, als der „moralische Sieger“ hervorging. „Statt Anerkennung zu finden und zur vollen Aufdeckung herangezogen zu werden“, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, „muß er, der eigentlich als Zeuge in einem Verfahren gegen die schuldigen Polizeibeamten hätte fungieren sollen, auf der Anklagebank sitzen und wird wegen Beleidigung verurteilt... Eine Geldstrafe von 500 Mark wird verhängt, obwohl ein großer Teil der Behauptungen glatt bewiesen worden ist, und es hätte wohl gar noch eine Gefängnisstrafe gegeben, wenn er nur Redakteur und nicht daneben auch noch Kölner Bürger gewesen wäre. In dieser Eigenschaft ist ihm das Recht der Kritik an diesen Zuständen als eine ihn angehende Sache wenigstens zugestanden und der Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zugebilligt worden. Als bloßer Redakteur würde er die Erfüllung seiner publizistischen Pflicht hart gebüßt haben, weil ihn nach dieser Auffassung des Gerichts die Sache nichts anging! Man sieht aus dieser Entscheidung mit besonderer Deutlichkeit, wie

schwer der Presse ihre Aufgabe gemacht wird, und wie himmelweit die Gerichte noch davon entfernt sind, die pflichtgemäßen Aufgaben der Presse richtig zu erkennen und zu würdigen. Obgleich die Behörden sich alle Augenblicke an die Zeitungen mit dem Ersuchen wenden, als Organe der Öffentlichkeit vor Schwindel und Betrug in bestimmten Fällen zu warnen, wird den Zeitungen die Wahrnehmung öffentlicher Interessen als ihre Verpflichtung und Berechtigung in dem Augenblick abgestritten, wo sie selbst Unlauterkeiten entgegentreten, sei es auf dem Gebiete von Handel und Industrie oder auf anderen Gebieten. Irgend ein unvorsichtiger Ausdruck, ja selbst ein vorsichtiger, mit aller Reserve gegebener Hinweis, der nur eine Aufklärung fordert, genügt dann, um ohne Berücksichtigung des § 193 Verurteilungen herbeizuführen, bei deren Bemessung die Gerichte ungemein freigebig zu sein pflegen. Daß durch diese Gerichtspraxis die öffentlichen Interessen geschädigt werden, weil auf viele zweifelhafte Dinge gar nicht hingewiesen werden kann, steht außer Frage."

Es ist schon mehr eine Groteske. „Alle Augenblicke", erzählt H. von Gerlach aus seiner publizistischen Praxis in der „W. a. M.", „wird der oppositionellen Presse Material über Korruption innerhalb der Polizei zugestellt. Aber nur in Ausnahmefällen kann man sich zur öffentlichen Benutzung des Materials entschließen. Entweder flehen einen die ausschlaggebenden Zeugen an, ihre Namen zu verschweigen, weil sie sonst als Beamte ihr Amt, als Geschäftsleute ihre Existenz riskieren. Oder man sieht voraus, daß gerade den Beamten, auf deren Aussage alles ankommt, die Aussage ‚im dienstlichen Interesse' verboten werden würde. Oder man rechnet mit der Erfahrungstatsache, daß viele Gerichte einem ‚uniformierten' Eide mehr Glauben beimessen als einem halben Dutzend Zivileiden. Jedenfalls, das weiß man — bei jedem Polizeiprozeß geht es um Kopf und Kragen. Weh dir, Redakteur, wenn du von deinen Behauptungen nur 99 Prozent beweisen kannst! Das fehlende ein Prozent genügt vollkommen, um dir Aussicht auf längeren unentgeltlichen Aufenthalt in einem Staatsgebäude zu eröffnen. Ja, selbst wenn alles du bewiesen, dir aber in deinem Antipolizeiartikel einen ‚ironischen' Ton erlaubt hast, kannst du noch empfindlich bestraft werden. Denn wie dem Leutnant gegenüber das Lachen, so ist dem Polizisten gegenüber die Ironie streng verboten."

Ein Redakteur muß krasser Egoist sein. Idealismus ist strafbar. Der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuchs („Wahrnehmung berechtigter Interessen") wird dem Redakteur nur dann zugebilligt, wenn er seine privaten, persönlichen Interessen, seien sie noch so schäbig, vertritt. Nimmt er, was doch die bestimmende Aufgabe, das Kriterium seines Berufes ist, die Interessen der Gesellschaft, der Öffentlichkeit, des Staates, des Vaterlandes, der Moral, der Religion wahr, so ist die Wahrnehmung aller dieser Interessen seinerseits keine berechtigte. Woraus logisch gefolgert werden müßte, daß alle höheren Interessen auch an sich keine berechtigten Interessen sind! Die juristische Konstruktion der ständigen Rechtsprechung in dieser Frage ist nicht nur ein einziger Fehlschluß, sie richtet objektiv und praktisch ihre

Spitze auch direkt gegen die grundlegenden Gebote jeder altruistischen Moral, von der Religion gar nicht zu reden, denn auf sie paßt die Konstruktion wie die Faust aufs Auge. Das ist so klar und so häufig, auch an dieser Stelle, dargelegt und bewiesen worden, daß es einem schon zum Halse heraufsteht, immer wieder darauf zurückkommen zu müssen. Genug, daß alles Bemühen an einem hartnäckigen, sich hinter sich selbst verschanzenden Widerstand scheitert. Hier kann nur eine Ergänzung des Gesetzes helfen, die, in vernünftigen Grenzen gehalten, im Reichstage wohl eine Mehrheit fände. — Jetzt hat das Reichsgericht in der Bestätigung eines Urteils des Landgerichts Posen die Autorität des Beamtentums als über jede öffentliche Kritik erhaben wiederum stabiliert und womöglich noch auf ein höheres Piedestal gehoben — bald wird sie menschlichen Augen überhaupt entrückt sein —:

„Die Erfolge der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes hängen wesentlich damit zusammen, daß die Art ihrer Ausführung und der Wert ihrer Ergebnisse und Erzeugnisse einer vielseitigen und öffentlichen Besprechung unterzogen werden. Bei der Amtstätigkeit der Behörden und Beamten ist dies nicht der Fall. Die öffentliche Kritik der Dienstführung von Behörden und Beamten ist, wenn sie sich zu Beleidigungen versteigt, sogar geeignet, ihr Ansehen zu untergraben und die Mißstimmung und Erregung der Leser zu steigern, und sie dient daher nicht zum allgemeinen Besten. Deshalb verdient eine derartige beleidigende Kritik nicht den Vorzug vor dem Rechte der einzelnen Beamten auf Schutz ihrer Ehre."

Also: „die öffentliche Kritik von Behörden und Beamten dient nicht zum allgemeinen Besten". Folglich — da gibt es kein logisches Entrinnen — hat z. B. auch „die öffentliche Kritik von Behörden und Beamten" im Falle des Kölner Polizeiskandals „nicht zum allgemeinen Besten gedient". Es hat „nicht zum allgemeinen Besten gedient", daß der stinkende Kölner Polizeisumpf ausgemistet wurde!! — Man hätte ihn — — Nachbarin, euer Fläschchen!

* * *

... Nein, vor dem echten altpreußischen Geiste brauchen wir uns nicht zu fürchten. Wir könnten uns, Nord- oder Süddeutsche, gar nicht genug mit ihm erfüllen. Aber — ist das altpreußischer Geist, was uns heute als solcher kredenzt wird? — Altpreußischer Geist sah anders aus! Altpreußischer Geist stellte Recht und Gerechtigkeit selbst über das landesherrliche Interesse. Altpreußischer Königsgeist fegte mit einer Handbewegung selbst landesherrliche Reskripte, selbst allerhöchste Kabinettsorders vom Tische, wenn sie das Recht der Untertanen beugten! Altpreußischen Geistes Hauch verspüren wir in einer allgemeinen Verordnung zur Verbesserung des Justizwesens aus dem Jahre 1713, worin den Gerichten in unmißverständlicher Sprache zu Gemüte geführt wird: „Daß dieselben in allen Dingen und rechtlichen Handlungen zwischen dem Fiskus an einer und den Vasallen oder Untertanen an anderer Seite, insonderheit, wenn das landesherrliche Interesse auf einerlei Weise dabei obwaltet, sich an dasselbe nicht binden, sondern lediglich die Justiz, auf welche sie geschworen haben und beeidet sind, zum Augenmerk haben sollen, ohne an dawiderlaufende Verord-

nungen, als welche allezeit vor erschlichen und mit dieser ernstlichen Willensmeinung des Königs streitend zu halten, im mindesten sich zu kehren und ohne sich dadurch vom Wege der Gerechtigkeit ablenken zu lassen, maßen ihnen solche Verordnung so wenig als das vorgeschützte landesherrliche Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll in diesem und in jenem Leben, und werden dergleichen Entschuldigungen ohnerachtet solche ungerechten Richter mit aller Strenge bestraft werden."

Altpreußischer Geist ist es, der im Kodex Fridericianeus aus dem Jahre 1748 abermals den Richtern ganz summarisch das Gewissen schärft: „Sie sollen auf keine Reskripte, wenn sie schon aus diesem Kabinette herrühren, die geringste Reflexion machen."

Das ist Altpreußens königliche Sprache! Das ist geradlinige, mannhafte Soldatensprache. Das ist der Geist, der das arme, kleine Preußen groß gemacht hat. Nur aus diesem Geiste heraus läßt sich sein unerhörter Aufstieg, seine unverwüstliche Lebenskraft, die den preußischen Adler aus tiefstem Sturz und mit zerschmetterter Schwinge immer wieder seinen Flug zur Höhe nehmen ließ, überhaupt erst begreifen. Das Wunder von Preußens Größe war seine sittliche Kraft, die von Anfang nur auf sich selbst und Gott gestellt war, nie daran verzweifelte, daß Tüchtigkeit und Rechtlichkeit doch zuletzt den Sieg behalten müßten, und die Preußen darum vor dem Schicksal bewahrte, durch Zugeständnisse an eine leichtere und bequemere Lebensauffassung, durch Verwässerung und Verfälschung seiner eisernen Begriffe von Recht und Wahrheit sich selbst zu schwächen und zur Ohnmacht zu verdammen.

Und da wollen sich heute Paragraphen-Jongleure, die nicht einmal ihr Handwerk verstehen, Adepten geheimer Reskripte, rechtsungültiger Kabinettsorders, „als welche allezeit vor erschlichen und mit dieser ernstlichen Willensmeinung des Königs streitend zu halten", als die einzig echten Vertreter altpreußischen Geistes, dieses Geistes unbeugsamer Rechtlichkeit, aufspielen, den Staat des alten **Fritzen** und die Schöpfung Bismarcks und Wilhelms I. schulmeistern? Ja, dämmert den Herren denn gar kein Schimmer von Ahnung, daß, wenn ihr Schrei nach dem Krückstock Erhörung fände, sie selbst die ersten wären, die an ihn „glauben" müßten?

* * *

Was ist das doch für ein Minderwuchs von deutschem Gemeingefühl, das da in den Niederungen eifersüchtigen Kasten- und Provinzgeistes um den Marktpreis seines richtig abgewogenen Pfundes „Preußentum" feilscht und zankt! Wie durch einen grellen Blitz wird dies „patriotische" Händlertreiben abgeleuchtet, wenn mitten hinein, wie ein Ruf drohend hereinbrechenden Gerichts, der Notschrei gellt: die alte deutsche Reichsostmark in Gefahr! In Gefahr ihre altehrwürdige Hauptstadt, die deutsche Kaiserstadt an der Donau — Wien!! Der Bund der Deutschen in Niederösterreich ist es, der den Hilferuf an alle Volksgenossen ergehen läßt, ihm in seinem schweren Kampfe für uraltes deutsches Erbgut gegen den slawischen Ansturm in deutscher Gemeinbürgschaft zur Seite zu stehen, ihn durch Mitgliedschaft oder sonstige Zuwendungen zu unterstützen. Da ich nicht daran zweifeln kann, daß dieser Ruf nicht zuletzt und gerade bei den Türmerlesern offene Ohren und Herzen finden wird, so sei gleich bemerkt, daß Zuschriften und

Sendungen an die Hauptleitung des Bundes der Deutschen in Niederösterreich, Wien 7, Mariahilferstraße 98, zu richten sind.

Wien ist heute keine rein deutsche Stadt mehr! Wien, die Vormauer des Deutschtums gegen Südosten, ist heute das heißersehnte Ziel slawischen Eroberungsbegehrens. Klar haben es die Panslawisten erkannt, daß sie Wien für das Slawentum erobern müssen, wenn es ihnen gelingen soll, eine Vereinigung der Nord- und Südslawen zu erreichen. Geht Wien infolge der deutschen Gleichgültigkeit unserem Volke verloren, dann gibt es für das Deutschtum von ganz Österreich keine Rettung mehr, aber auch das Deutsche Reich wäre dadurch auf das schwerste bedroht. Über 100000 Bewohner Wiens und Niederösterreichs haben sich bei der letzten Volkszählung offen als Tschechen bekannt, die tschechischen Organisationen zählen viele Tausende von Mitgliedern, die tschechischen Banken von Wien verfügen über Millionenvermögen, die Tschechen und ihre Freunde haben eine große Zahl einflußreicher Posten und Ämter inne, ein großes tschechisches Nationalhaus wird gegründet, der Ruf nach öffentlichen tschechischen Schulen wird immer ungestümer, immer leidenschaftlicher erhoben, während es andererseits die österreichische Regierung ablehnt, die deutsche Unterrichtssprache für Wien und Niederösterreich gesetzlich festzulegen!

Verraten und verkauft — von der eigenen Regierung! So stehen die Dinge, so standen sie schon längst, aber im Reiche hielt man sich beide Ohren zu, steckte den Kopf tief in den Sand, um die Gefahr nicht zu sehen, mit der ein slawisches Österreich Sicherheit und Existenz des Deutschen Reiches bedroht. Eine Gefahr, die noch nicht sehen zu wollen bald zum Verbrechen des Hochverrats am Deutschen Reiche werden kann!...

Uhlands, des treuen Warners, Schatten steigt vor uns auf, wie er mit den Seheraugen des Dichters in die Zukunft schaute und im Frankfurter Parlament am 22. Februar 1849 die schönen, trüben Worte sprach, die wir immer und immerdar nur mit schneidendem Weh werden hören können:

„... Als die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung des Fünfziger-Ausschusses einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden — wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Toren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden, diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer; sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Liechtenstein aufginge.

Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt. Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme, oder das Adriatische Meer rauschen hörte.

Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer! Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen, man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert. Ich füge nur eins bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist... Schonen Sie, meine Herren, das Volksgefühl!"

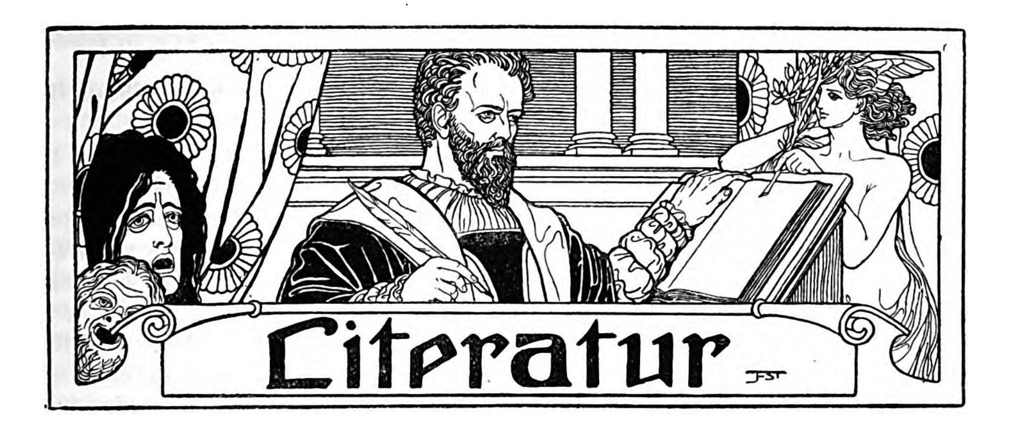
„Die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer!" Weh uns, wenn das Wort auch im volkhaften Sinne Wahrheit werden sollte! Das wäre die Götterdämmerung auch für unser hochgepriesenes Reich! Denn dann hätte sich der Ring um das Reich geschlossen. Und ob es dann, nachdem es die treue Grenzwacht, sein eigen Fleisch und Blut, schmachvoll preisgegeben, sich aus der eisernen Umklammerung noch zu lösen vermöchte, ob es auch nur die innere Kraft dazu aufbrächte, das ist eine schwere Frage an das Schicksal, das dann vielleicht — Verhängnis heißt! Jede Preisgabe an deutschem Gut und Blut hat sich in unserer Geschichte noch immer furchtbar gerächt.

Und bei uns wird um „Preußentum" oder „Reichstum", um „norddeutschen" oder „süddeutschen", „konservativen" oder „demokratischen" Geist gehadert und geschachert! Es geht uns wohl zu gut? Es muß wohl wieder erst mal ein Napoleon unter uns treten, mit der Reitpeitsche uns zur Räson bringen?

„Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland!" Solange dieses Wort des Freiherrn vom Stein, des wahren Aristokraten und wahren Volksmannes, nicht selbstverständliches inneres Gemeingut bei uns geworden ist, sind wir auch im Reiche noch nicht „geeint". An diesem Freiherrn sollten aber unsere preußischen Konservativen und vor allem unser preußischer Adel auch lernen, daß man, um wahrhafter Aristokrat zu sein, auch wahrhafter, warmherziger Volksmann sein muß, daß man eben so lange kein wahrhafter Aristokrat und Edelmann ist, als man sich nicht den Dienst am Volke als oberste Aufgabe gesetzt hat. Diene und du wirst herrschen —: das ist das Geheimnis jeder wahren Aristokratie, das war auch das Geheimnis des großen preußischen Königs, das ihn zum souveränen Herrscher nicht nur über die Leiber, sondern auch über die Gemüter seines Volkes machte. —

Deutsch-Österreichs Not ist unsere Not. Ein Gott, ein Volk, ein Vaterland, und das ist Deutschland! Deutschland aber ist überall, so weit die deutsche Zunge klingt, Deutschland war Deutsch-Österreich schon lange, bevor es ein Preußen gab. Preußen aber ist auch ein Reis aus deutschem Stamme, und das Reis ist groß und stark geworden, nicht weil es in preußische Erde gesenkt wurde, sondern weil es aus deutschem Stamme war. Darum haben auch die Preußen nur ein Vaterland, und das ist Deutschland!





Schönfärben und Schwarzsehen in der Sprache · Von Dr. Fritz Rose

Kein Vorwurf kann Disziplinen wie die Rhetorik und Stilistik härter treffen und sie in ihrer Entwicklung wirksamer hemmen als der, daß sie zu Wortmacherei und Schönrednerei anleiten. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Deutsch mit jemand reden, heißt offen und rückhaltlos seine Meinung sagen, ohne Drehen und Deuteln, aber auch ohne Rücksicht auf die schöne Form. Es genügt uns überall, daß etwas klipp und klar gesagt wird, auf das „Wie“ kommt es nicht an. Denn im Grunde genommen schätzt der Deutsche die Beredsamkeit überhaupt gering, und nichts entschuldigt er mit größerer Sympathie, als den Mangel an Ausdrucksfähigkeit und die karge, schmucklose Rede des gewöhnlichen Mannes. Mit unverhohlener Verachtung erfüllen uns die blühenden Tiraden und das pathetische Geschwätz der romanischen Nachbarn. Was sollen uns auch die welschen Kniffe und Pfiffe? Rühmend preist schon der Altvordere die Heimat, wo man rede wie einem der Schnabel gewachsen ist und man den höfischen Ton nicht erst zu lernen brauche. Denn gut Deutsch ist überall ehrlich-derb und volkstümlich-grob, und wir achten nicht der Schale, sondern gehen auf den Kern. Richard Wagner trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben, und Schiller hatte keinen Instinkt, als er äußerte, die Arbeit fließe munterer fort, wenn gute Reden sie begleiten. Darum gilt bei uns kein Fackeln und Irrlichtelieren, kein blinkendes Schnitzelkräuseln, sondern zur Sache redet und schreibt man bei uns. Der Titel eines Schönredners ist uns verächtlich, obgleich das Schöne angeblich keine Feinde hat. Wir werden Wortdilettanten, weil wir nicht Wortliebhaber sein wollen. Denn wie? Wortverdreher — waren das nicht die übel beleumundeten Sophisten, die die schlechtere Sache zur besseren zu machen verstanden? Was war Cicero anders als ein spiegelfechtender Advokat? und die Professoren der Eloquenz, diese würdigen, steifleinenen Herren, deren Prunkreden von Gemeinplätzen und schönen Stellen wimmeln, haben sie der

deutschen Beredsamkeit etwa auf die Beine geholfen? Mit nichten. Wozu ist also das Schönreden nütze?

Aber lassen wir das auf sich beruhen. Nicht von absichtsvoller Redekunst soll in folgendem gehandelt werden. Vielmehr möchte ich das Augenmerk auf eine weniger an der Oberfläche liegende Erscheinung des Sprachlebens richten. Dringt man irgend tiefer in den Sprachgeist ein, so zeigt sich nämlich, daß die Meinung, man könne die Dinge überhaupt beim rechten Namen nennen, im Grunde eine Täuschung ist. Alles Sprechen umspielt die Gegenstände wie die Wellen den Fels, ohne ihr Wesen zum Ausdruck bringen zu können. Alle Worte sind zuletzt metaphorisch, sie sind bestenfalls der Sache angemessen, wie ein Kleid dem Leibe angemessen ist: Schlecht und recht! Ich mag immerhin eine Katze eine Katze nennen und Rollet einen Schlingel — wer verschafft mir die Überzeugung, daß die Katze auch wirklich eine Katze ist? Mit der Frage: Was ist? pochen wir bereits an die Pforte der Metaphysik und verstricken uns in die Streitfrage des Nominalismus und Realismus.

Das Letzte, was wir in Hinsicht auf die Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks erreichen können, ist das Vorletzte: der relativ passendste Ausdruck. Ist dies einmal erkannt, so versteht es sich von selbst, daß die wirkliche Sprachgestaltung Stufen und Grade durchläuft, die sich der idealen Vollkommenheit mehr oder weniger annähern. Einen Richtungsunterschied in dieser Entwicklungsreihe fassen wir näher ins Auge, wenn wir bemerken, daß die Sprache dauernd und unbewußt der Versuchung unterliegt, schönzufärben oder schwarzzusehen. Wo sie ästhetisch nicht indifferent ist — und das kann nie völlig der Fall sein —, da muß sie notwendig steigern, beschönigen oder herabsetzen und verkleinern.

Diese Erscheinung kann nicht mehr aus einem bewußten Wollen gedeutet werden, sie hat nichts mit verschönernder Künstelei (embellissement) zu tun. Nur daraus ist sie zu erklären, daß letzthin der kongruente oder eigentliche Ausdruck unerreichbar ist. Als Ausdrucksbewegung ist die Sprache der Wirklichkeit so wenig adäquat, entspricht sie ihr so mangelhaft, daß sie sie fast nur bespricht. Nicht über die Dinge und Ereignisse reden wir, sondern unsere Rede fließt über diese hinweg. Und zwar strömt der Wellenzug der Worte mächtiger oder ohnmächtiger, farbiger oder farbloser nicht nur je nach der Stimmung, der Seelenverfassung, der Wertschätzung des einzelnen, sondern auch nach der der Gesamtheit, des Volkes, dem wir angehören. Die Sprache eines Individuums, wie die größerer Kreise bis hinauf zur Nation, wird so zum Spiegelbild ihrer Weltanschauung und -beurteilung.

Die allgemeine Schwierigkeit, den in Qualität, Intensität, Farbe und Ton entsprechenden Ausdruck zu finden, hat in der Entwicklung aller Sprachen zu der Auskunft greifen lassen, eigentümliche Umschreibungen oder Tropen zu schaffen, die bestimmt sind, ihre sachlichen Mängel durch den Umweg über die Kunst auszugleichen oder doch zu verdecken. Offenbar ist der Tropus dem Erkenntniszweck der Mitteilung noch weniger angepaßt als die direkte Aussprache. Was uns z. B. in der Stillehre als Übertreibung vorgestellt wird, die Hyperbolie, ist keineswegs

eine besondere Stileigentümlichkeit, die nur der Sprachkunst einzelner gelingt, sondern ein sozialpsychologisches Faktum. Mit andern Worten: Alle Sprache ist mit Naturnotwendigkeit hyperbolisch. Und sie muß es sein, weil sie das Eigentliche nicht ausdrücken kann.

Den gleichen Erfolg, nämlich die Alterierung des Wahrheitswertes der Worte, haben alle sozialpsychischen Dispositionen und Dauerzustände wie Furcht, Heuchelei, Aberglauben, Frömmigkeit, Zartgefühl, Ziererei usf. Sie alle färben oder schattieren zum mindesten, günstig oder ungünstig. Unter ihrer Einwirkung schießt sozusagen das gesprochene oder geschriebene Wort über sein Ziel hinaus oder erreicht es ein andermal nicht ganz. Daraus folgt: es gibt sowohl eine positive wie eine negative Übertreibung. Noch größer wird aber die Verwirrung, wenn der Sprecher eine Maske vornimmt und sich indirekt oder mittelbar ausdrückt, indem er beispielsweise das Gegenteil von dem sagt, was er meint. So macht man sich zweifellos einer Überspannung schuldig, wenn man das Schwarze Meer als das ungastliche bezeichnet, nennt man es dagegen, wie die Griechen, Pontus euxinus, so übertreibt man nicht nur, sondern färbt oder bemäntelt gleichzeitig den unmittelbaren (wahren) Ausdruck. Jeder Stilist weiß, daß scheinbar ganz geringfügige Verschiebungen des Ausdruckes genügen, einen Gedanken völlig zu verfälschen, wovon ein gut Teil aller literarischen Polemik gleichsam lebt.

Was hier ausgeführt wurde, kennt die landläufige Stillehre unter dem Titel Euphemismus, der immer eine Art Verschlimmbesserung bedeutet, sobald der eigentliche Sinn oder Grund der Verschönerung einmal durchschaut wird. Nur darin fehlt die Schulansicht gewöhnlich, daß sie diese Redeform als bloße stilistische Figur oder als Ausnahmefall hinstellen möchte, während sie doch eine viel allgemeinere Eigentümlichkeit der Sprache zur Anschauung bringt. Es ist eben keineswegs richtig, daß nur das irgendwie Anstößige oder Unlusterregende beschönigend umschrieben wird. Man beachte etwa Redensarten wie: „Eine Sprache können", „ein Deutscher sein", und empfinde den Euphemismus darin. Wer kann mit Recht von sich behaupten, er könne Deutsch oder er sei ein Christ — in dem vollen Bedeutungssinne des Wortes?

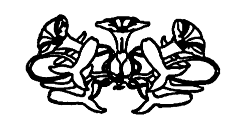
Seltener, und darum auch unbeachteter, ist der entgegengesetzte Vorgang. Dieselben Motive, die zur Verschönerung führen, können gelegentlich auch zur Verhäßlichung oder Herabsetzung Anlaß bieten. Diese Tatsache des Sprachlebens bezeichne ich in Ermangelung eines zutreffenderen Namens als Dysphemismus oder Schwarzseherei. Sie besteht darin, daß das eigentlich Unschädliche oder gar Nützliche unabsichtlich oder aus versteckten Gründen verhäßlicht und herabgewürdigt wird.

Einige unbekanntere Beispiele mögen als Beleg dienen. So ist das Wort Arbeit ein Dysphemismus für Tätigkeit, denn es bedeutet ursprünglich Mühsal, Last. Besonders artig tritt das in dem Wahlspruche Rankes zutage, der bekanntlich lautete: „Arbeit ist ein Vergnügen". Andere Dysphemismen erklären sich daraus, daß das ehemals Verabscheute und Gemiedene allmählich einer milderen Auffassung Raum gelassen hat, während das Wort bestehen geblieben ist. So ist es bei Worten wie Meer (von male oder mori, sterben), Gewitter (Unwetter),

Sturm (Störenfried), Geist (von geisa, Wüter). Ekelnamen und Schimpfwörter bezeichnen manchmal etwas ganz Unschuldiges; so ist „Kaffer" nichts als „Dörfler" (kefár, Dorf), und heute fast indifferente Worte wie „Heide" galten früher als schrecklich, worauf noch Wendungen wie „Heidenangst ausstehen", „ein Heidengeld kosten" hindeuten. Moralische Motive haben Einfluß auf die Schöpfung von Dysphemismen wie Bankert (uneheliches Kind), das eigentlich besagt, das Kind sei auf der Bank und nicht im rechtmäßigen Bett erzeugt, oder Hagestolz, das so viel wie Habenichts (Hagestolz = Hagbesitzer im Gegensatz zum Hofbesitzer, dem ältesten Sohne, dem nach dem Erstgeburtsrecht die Habe zufiel) bedeutet, also den Junggesellenstand herabsetzt. Das deutsche „Sarg" ist wahrscheinlich Abkürzung von Sarkophag, was so viel wie Fleischfresser heißt.

Neben solchen eigentlichen Dysphemismen kommen auch uneigentliche vor. So werden Fremdwörter gern zu Sinnverschleierungen gebraucht, die als eu- oder dysphemistisch angesprochen werden können. So sagt man Sekretär für Schreiber, Subvention für Bestechung euphemistisch, aber Dilettant für Liebhaber dysphemistisch. Ebenso wird aus einem Reisewagen eine elende Karrete (carretta = Wagen), aus einem Schöngeist ein Feuilletonist (= Blättchenschreiber). Ein guter Kaufmann findet Überschüsse angenehm, aber er wehrt sich gegen die Plusmacherei mit Händen und Füßen, er findet Mitbewerber vielleicht in der Ordnung, aber die Konkurrenz haßt er auf Tod und Leben.

Dysphemistische Redensarten finden sich häufig in der scheinbar bescheidenen, selbstironisierenden Sprache, etwa bei den Orientalen (Ich Hund!) oder bei den Kynikern und Sokratikern, wo weniger gesagt als gemeint wird. Ein dem Wortsinn nach lobenswertes Verhalten wie die Niedertracht (= Leutseligkeit) kann geradezu in das Gegenteil gedeutet werden. Hierher gehört auch die Antiphrase, die Verkleinerung (Litotes), die starken Ausdrücke der Ungebildeten und Primitiven, die verblümten Wendungen. Kurz: ist man auf die Erscheinung der Schwarzseherei in der Sprache einmal aufmerksam geworden, so mangelt es nicht an Beispielen. Immerhin ist es ein Beweis für die im Grunde optimistische Natur des Menschen, daß er den Dysphemismus nur selten empfindet. Und dasselbe offenbart der merkwürdige Mangel an wirklich guten Schimpfwörtern, die ja meist ganz unschuldige Tiernamen sind, wie denn das Beleidigende des Schimpfwortes nicht im Wortverstande liegt, der höchstens die Luft beschmutzen könnte, sondern in der Gefühlsbetonung, der beleidigenden Absicht. Das Schönreden in allen Gestalten verrät sich in der Bildung von Typen und Schemen, das Schwarzsehen in der Schöpfung von Zerrbildern und Karikaturen: beides entfernt sich durch Überhöhen oder Nivellieren von der richtigen Mitte, die nie erreichbar ist. Darin beruht die Tragik des Schriftstellers, der weder beklagen noch bejubeln will, sondern sagen möchte, was ist. Er zieht aus, um das „mot propre" zu suchen wie Flaubert, und findet höchstens einen toten Esel oder ein Königreich.



Bibel und Babel

(Berliner Theater-Rundschau)

Ich denke nicht daran, dem Professor Delitzsch ins Handwerk zu pfuschen! Schon die Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeschichte waren nur zu oft toter Ballast auf den Brettern, die das Leben bedeuten wollen. Was nun gar dabei herauskommt, wenn der Prähistoriker das Theater mit seinem Hörsaal verwechselt, das hat man einst schaudernd am kaiserlichen „Sardanapal“ erlebt; als der Assyrologe den Dichter Byron verbesserte und die „Keilschrift auf sechs Ziegelstein“ für ein allerdings mehr byzantinisches als babylonisches Ballett entzifferte.

Schreib' ich heute „Bibel und Babel“ über Betrachtungen, die einigen neuen Dramen gelten, so haben die Worte einen symbolischen Sinn. Sie streiten nicht widereinander. Sie deuten an, daß Leben und Kunst eingestellt sind zwischen die Wirrnisse der Wirklichkeiten und die Sehnsucht nach klaren Zielen. Sie sagen, daß Babel nicht bloß eine sagenhafte Stadt gewesen, deren vermessener Wolkenkratzer das Los des Vergänglichen teilen mußte, — daß vielmehr die Menschen aller Tage an jenem Turme bauen, der immer wieder mit den einzelnen, mit den Geschlechtern und Völkern zu Staub zerfällt; daß ewig das Ringen der Menschen ist, die sich ihrer Endlichkeit und Vergänglichkeit entraffen und einen Zweck ihrer Bestimmung ahnen und erreichen wollen. Aus dieser Sehnsucht heraus haben sie sich erhöhte menschliche Ebenbilder als Götter gedacht, haben sie göttliche Mythen gedichtet.

Bibel in diesem Sinne ist nicht nur das „Buch der Bücher“; Bibeln sind alle Offenbarungslehren und Legenden, die je den Gottsuchern heilig waren. Die Griechen hatten ihre Bibel und die Germanen, und es ist nicht verwegen, auch dem „Faust“ des Goethe und den Epen des Homer diesen Namen zu geben.

Babel und Bibel, das sind nur b e d i n g t e Gegensätze. Die verstiegenste Metaphysik kann nur aufsteigen aus dem Physischen. Aber selbst der Naturwissenschaftler vermutet (so sagt Wilhelm Bölsche), daß das Physische vor unseren Augen nicht das echte Kosmische, sondern nur sein mattes und lückenhaftes Gleichnis sei. Die Religionsstifter und Legendendichter dagegen konnten das Außer- und Überirdische nur denken und darstellen durch Gleichnisse aus dem Irdischen. Der Dualismus zwischen dem diesseitigen Menschen und dem jenseitigen Gott besteht n i c h t im Gefühl Goethes:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

Es ist auffällig, daß die Dichter unseres rationalistischen und naturwissenschaftlichen Zeitalters gerne zurückkehren zu den mythischen Büchern, zu den Göttersagen der Alten und zu den beiden Testamenten. Weshalb? Nur weil dort gefüllte Schatzkammern der Phantasie sind? Nein, gewiß auch deshalb, weil die Dichter einer neuen Zeit, mehr oder minder erwachsen in der Goetheschen Weltanschauung, mit ihren neuen Augen hinter den Symbolen und Legenden der heiligen Bücher die Urzüge des Menschlichen erkennen. Man nennt es das „Ewigmenschliche“, das, was von den gewaltigen Umwälzungen auf der Erdoberfläche in Jahrtausenden unberührt blieb.

Es war das Wunder von Marathon, daß der Läufer 14 Kilometer in einer Stunde zurücklegte. Amerikanische Eisenbahnzüge erreichen eine Hundertkilometergeschwindigkeit, das Automobil hat es auf 173, das Flugzeug auf 215 Kilometer in der Stunde gebracht. Aber das Wort der Frauenseele Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ — klingt heute

so tief und voll wie im sophokleischen Athen, und wenn der Odysseus des Homer die Heimaterde von Ithaka grüßt, hört der junge Deutsche in der Fremde die Wälder seiner Heimat rauschen.

* * *

Um es mit dem Anklang an einen Vers der „Versunkenen Glocke“ zu sagen: Gerhart Hauptmann hat in dem dramatischen Gedicht: „Der Bogen des Odysseus“ das Heimatlied aus Märchenbrunnentiefen der Odyssee aufgeschöpft. Die Heimat war für diesen Dichter immer die Antäus-Erde, aus der er seine Kräfte sog. Wie Hauptmann, als er in Sparta weilte, seiner schlesischen Wiesen gedachte („Griechischer Frühling“), so wölbt sich nun über seiner Heimatdichtung der helle Himmel Griechenlands. Ihm, der es fühlt und weiß, was der Baum seiner Wurzelscholle dankt, ihm mußte der heimgekehrte Odysseus begegnen, der, gebrochen und fast verkommen, sich wieder zu strahlender Höhe aufrichtet, sobald sein Fuß das ithakische Gestade betrat. Als Odysseus — in Hauptmanns Drama — vor der Hütte des göttlichen Sauhirten erscheint, ein zerlumpter Bettler, von Hunden gehetzt, das innere Auge fast erblindet, erfährt er: dieses Land ist Ithaka. Der in unendlichen Leiden seiner Irrfahrt an den Göttern und an seinem Ziele längst Verzweifelte, er kann lange den Glauben an das holde Wort „daheim“ nicht finden; dann aber kniet er nieder und hebt eine Handvoll Erde auf:

„Ja, hier ist
Gold! nicht Erde ... ist Ambrosia!
Nicht Erde — Nein, nur Erde ist's!
Nicht schlechtes Gold und nicht Ambrosia!
Nur Erde! Erde! — Sieh, hier dieser Staub
Ist köstlicher als Purpur, köstlicher
Als alle Prachten der Phönizier!
Ist wundervoller als Kalypsos Bett!
Süßer als Kirkes Leib, der Zauberin,
Und schmeichlerischer anzufühlen! Biete
Mir Helena — ich bin ein Bettler, habe nichts
Außer diesen Lumpen! — biete mir
Die heilige Troja, wie sie ging und stand:
Ein Korn von diesem Staube wiegt sie auf.“

Ich sage nicht, daß die Verse zu den schönsten der Dichtung gehören; sie gemahnen ein wenig, obwohl Odysseus nur aus dem Gesichtskreis seiner Erfahrungen spricht, an ein homerisches Konversationslexikon; aber der Wille zur Gloriole des Heimatgefühles kommt in ihnen zum Ausdruck. Erfüllt wird dieser Wille in Gestaltung, nicht in Worten.

Und die Götter Griechenlands? Sie, die Vater Homer auf dem Olympos hausen, im Kampf der Völker Partei ergreifen und Schicksale über die Sterblichen verhängen ließ? Der späte Dichter hat sie nicht ohne weiteres abgesetzt, sie leben im Glauben des Odysseus, der mit ihnen zornig hadert, wie Goethe im „Prometheus“ mit dem Distelköpfer. Doch sie haben aufgehört, das Dasein von Persönlichkeiten zu führen. Sie sind aufgegangen in den Kräften der Natur, sie wirken im Innern des Menschen. Hauptmanns Odysseus hegt in sich die Gott-Natur. Odysseus wähnt, die Götter hätten ihn mit Leid geschlagen:

„Dies sagt dir einer, den die Himmlischen
Durch qualerfüllte Jahre schwerer Irrfahrt
Zum Dulder machten. Einer, der ertrug
Und litt, was unter Göttern und Menschen nur
Zu dulden und zu leiden uns verhängt ist.“

„Unter Göttern und Menschen“ —: schon nähert sich dem also Sprechenden die Ahnung, daß auch die harten Fügungen des Geschicks, von welchen Mächten immer verhängt, von menschlichen Gewalten ausgeführt werden, — wenn nicht vom blinden Grimm der Elemente. Aber Odysseus, der nach zwanzig Jahren der Trennung als ein verkrümmter und

verwirrter, bis zur Unkenntlichkeit entstellter Pracher in sein Königreich wiederkehrt, klagt, wenn Blitze sein düsteres Gehirn erhellen, die Götter hätten ihn verlassen, ihm das Licht der Seele gelöscht. Er sagt es, ohne zu wissen, daß der Sinn des Wortes über die Vorstellung einer in persönlichen Gestalten verkörperten Götterwelt hinausgreift. Es war das Göttliche in diesem hohen Menschen von der Not und der Krankheit des Gemüts fast erdrückt und vernichtet worden. Jetzt in der Heimat vollzieht sich die Wandlung. Die Wandlung im Innern des Odysseus, — nicht eine vom Konvent der Olympischen beschlossene Wendung seines Loses. Langsam erwacht der in Leid und Fremde Erstarrte aus dem dumpfen Wahn seiner Ohnmacht; langsam wird der letzte göttliche Funken in der Brust des Odysseus zur Flamme angefacht. Wer facht ihn an? Kein Überirdischer! Die Liebe tut's. Die Liebe zur väterlichen Erde, zum Sohn, den die frechen Feinde am Leben bedrohen, zum Weibe, dessen Schwäche er schützen muß.

Man hat getadelt, daß Hauptmann fünf lange Akte braucht zu dem kurzen Schritt von der Ankunft des Odysseus bis zum Rachewerk. Man hat in der Ausdehnung einer so knapp bemessenen Handlung eine sparsame Hauswirtschaft erkennen wollen, die sich etwa an das Kochrezept Friedrich Rückerts hielt:

Geladen waren drei, und dreizehn sind gekommen,
Gieß' Wasser an die Supp' und heiß' sie all' willkommen.".

Wässerig dünkt mir nichts in dieser Dichtung. Aber in der Tat: Vom ersten bis zum fünften Akt entwickelt sich kein anderer wesentlicher Vorgang, als daß der gebrochene und unerkannte Odysseus sich aufrafft und erkannt wird und mit alter Übermenschenkraft die verworfenen Freier seines Weibes, Verprasser und Verwüster seines Landes, Verhöhner seiner Würde, niederschießt. Nichts sonst. Die übrigen Gestalten des Dramas sind, wie der Mond von der Sonne, nur soweit belichtet, als sie dem Odysseus freundlich oder feindlich zugekehrt sind. Das gilt von Telemach, dem Sohn, dessen Auge, den Vater suchend, den Vater nicht erkennt, wenn auch sein Herz in dunklen Ahnungen erzittert. Es gilt von Laertes, dem uralten Vater des Odysseus. Ein König Lear von Ithaka, schweift Laertes in schutzlosem Wahnsinn durch die Heide; er ist der grotesk-tragische Doppelgänger des Helden. Es gilt sogar von Leukone, einer Hauptmannschen Frauengestalt, der zu der lichten Schönheit hellenischer Statuen die Wärme gegeben ist, die von den Göttinnen der Antike nicht ausstrahlt. Leukone hat in der Dichtung den Beruf, das Göttliche im sterblichen Menschen zu offenbaren. Odysseus, als verwirrter Bettler, huldigt zu Füßen des schützenden Mädchens der Pallas Athene. Es ist ein ergänzender glücklicher Gedanke, daß Leukone auch für Telemach die Göttin der Odyssee vertritt. Denn in der Hauptmannschen Dichtung ist es nicht Athene, sondern die Liebe Telemachs zu Leukone, die den Jüngling aus der ersten Todesgefahr rettet und ihn, an den lauernden Feinden vorbei, dorthin leitet, wo der Anschlag ihn nicht erwartete.

All das Episodische, ob zwar organisch mit dem Odysseus-Schicksal verwachsen, verlängert kaum den kurzen Weg der Entwicklung. Doch sind etwa die Pfade im Innern verschlungen, sind seelische Wirrungen zu lösen? Nein. Das Problem der halb getreuen, halb ungetreuen Penelope wird von dem Dichter nur in weiter Distanz gesichtet. Die Vielgefreite betritt den Schauplatz nicht. Originell und kunstvoll ist dieses psychologische Scheinwerfen in die Ferne. Wir sehen die Möglichkeit seelischer Konflikte nach dem Fallen des Vorhangs auftauchen. Nachdem die Freier getötet sind und das letzte Wort verhallt ist, das Odysseus sprach:

„Was wird die Mutter sagen, Telemach,
Daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug?"

Nur leise schlägt in der launigen Frage der Zweifel an. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß Penelope den Befreier dankbar, den Gatten treulich grüßen wird. Was weiterhin Homer erzählt, geht den neuen Odysseus nicht an. Ein Dichter ist nicht haftbar für den anderen Dichter. Den zweiten könnte es drängen, die Frage fortzusetzen nach dem „Was weiter?" und mit dem Tastsinn, der ihm gegeben, den erneuten Bund zu befühlen zwischen dem Manne, der die



Nausikaa geliebt, — und der Gattin, die zwanzig Jahre lang unvermählt gelebt hat. Muß solches Wiedersehen verbürgtes Wiederfinden sein?

Im „Bogen des Odysseus“ jedenfalls ist weder von diesem, noch von irgendeinem dramatischen Konflikt die Rede. In der Brust des Odysseus streiten nicht Pflicht und Liebe oder Mitleid und Leidenschaft. Und doch —: ein Kampf wird gekämpft. Der Kampf zwischen den Elementen eines Menschen. Dämonen belasten des Odysseus Seele, daß sie ohnmächtig, daß sie wahnwitzig schmachten muß. Dämonen heben die Last, reißen den Befreiten empor. Die Fremde und die Heimat, die Verzweiflung und die Liebe ringen um ihn. Ein lyrisch-epischer Titanenkampf. Aber das Drama will eines Menschen gegensätzliche Wünsche, gegensätzliche Motive. Die fehlen.

Die Schulgerechtigkeit hat recht. Ein Drama ist „Der Bogen des Odysseus“ nicht. Doch danken wir's dem dramatischen Gedicht, daß ein großer Mensch, ein großes Schicksal, eine große Wandlung in plastischer Gestalt, in Ton, Bewegung, Farbe lebendig wurden. Der Hauptmann, der seine Menschen aus weichen Stoffen bildete (Johannes Vockerat! Glockengießer! Der arme Heinrich!), hat einen Mann, einen reich- und vollgereiften Mann im vieldulbenden Odysseus geschaffen. Und fast ist es rätselhaft, wie dramatisch, wenigstens vom dritten Akt ab, gerade dieses Bühnenwerk gestrammt und gewuchtet ist, gerade dieses, das einen durchgreifenden dramatischen Konflikt nicht hat. Einzelne Schönheiten ergreifen: ich denke an den jammervoll grotesken Tanz des Laertes und des Odysseus, der beiden lumpenbedeckten, betörten Alten; ich denke an die Erkennung des Odysseus durch Telemach; ich denke des natürlichen Wunders, als aus vertrockneter Erde die Quellen fließen, als die Lüfte seltsam tönen, die Hirten tanzen und Odysseus, „die Natur in sich, sich in Natur hegend“, aus Niedrigkeit riesengroß emporwächst. Mächtig, wie Tors Hammerschlag, ist das Ende: die Tat des Rächers, die blutige Vergeltung.

Die Wandlung des Odysseus, könnte sie der einzige Inhalt einer bedeutsamen Bühnendichtung sein, wenn nicht mit außerordentlicher Genauigkeit Phase für Phase entfaltet würde? Gerhart Hauptmanns beste Fähigkeit hat sich immer an seinem eindringlichen Schauen, an der beharrlichen Belauschung der Natur bewährt. Er ist Naturalist geblieben — auch auf der klassizistischen Linie. Über Gemeinheitsniederungen der Wirklichkeit schimmern Schönheitsgipfel.

Dem „Bogen des Odysseus“ war im Deutschen Künstlertheater (Sozietät) ein sehr starker Erfolg beschieden. Der Darstellung jedoch gebührt kein Ruhm. Ein so ausgezeichneter realistischer Gestalter Hans Marr ist: vom seherischen Wahnsinn des Odysseus spürte er nur einen matten Hauch. An einer Stelle in der Dichtung glauben wir dort, wo Odysseus steht, den blinden Homer selbst zu sehen. Es ist das gemeine Wort eines viehischen Freiers, das diesen Schatten heraufbeschwört:

> Bin ich vielleicht ein grindiger Homer,
> Wie dieser da, der Lieder krächzt und bettelt?“

Zu mittaghell war der Odysseus Marrs, und mit dem Helden wurde das Gedicht ernüchtert. Nur als Laertes-Reicher auftauchte, wehte ein mystischer Schauder, und in kleiner Rolle erwärmte Else Lehmann die Herzen. Die jüngeren Schauspieler, die in die Reihen der alten Hauptmann-Garde getreten arwen, stachen ab und fielen ab. (Wir haben dem Urteil unseres geschätzten Mitarbeiters anstandslos Raum gegeben, verkennen aber nicht, daß man sich zu dem Hauptmannschen Odysseus auch wesentlich und grundsätzlich anders einstellen kann. D. T.)

* * *

Aus dem wüstesten Babel der Gegenwart holte sich sonst Frank Wedekind die Stoffe; er, der im härenen Gewande des Apostels freie Sinnenfreude predigte und zugleich in Tragikomödien den zerfleischenden Kampf der Geschlechter, die Herrschaft der Dirne, die

Schmach des vom Triebe entwürdigten Mannes hinstellte. Wedekind, der oft verkannte, in sich widerspruchsvolle Fanatiker, ist recht eigentlich der, der Bibel und Babel versöhnen will. Die sinnlich-freudige Weltanschauung der Antike sucht er mit seiner Sehnsucht und verficht sie gegen den Zwang der Sitte und des Staates. Er prägte die Formel: „Die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit (dieses Wort steht für: „schrankenloses Genußleben") als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere." Und er schrieb dennoch „Erdgeist" und „Die Büchse der Pandora", Dramen, in denen der Sexus als Fürst der Hölle herrscht. Und er schrieb die Tragödie „Simson". (Als Buch erschienen im Verlag von Georg Müller, München.)

In dieser letzten Dichtung, die ohne Zweifel neben „Frühlings Erwachen" und „Erdgeist" als die bedeutendste Spur von dem genialischen Wüstling bleiben wird, ist Wedekind von seinen modernen Stoffen abgegangen — zu einer Bibel-Fabel. Aber die Jahrtausende, die zwischen dem Urbild und der Wedekindschen Wiedergeburt der Delila liegen, werden kaum als Vergangenheit empfunden. Unmittelbar in die sexualpathologischen Probleme der Gegenwart greift die Geschichte von dem Riesen Simson ein, den das Weib schändet und verstümmelt. Die groteske Tragödie ist nur durch ihre ungeheuerlichen Formen dem, was heute wie immer sein kann, entrückt. Im Grundriß seines Dramas folgte Wedekind genau den Linien, die die Erzählung im Buch der Richter vorgezeichnet hat. Er deutelte auch nicht erst eine besondere Symbolik und Tendenz in die grauenvolle Anekdote. Nur überteufelte er den Teufel Delila, überschändete er die Schande des törichten Nasiräers. Es bedarf keines Bibelauslegers: das Alte Testament hat von der menschlichen Bestialität und zumal von der Grausamkeit des Buhlweibes genau so viel gewußt wie Wedekind und Strindberg. Das Simson-Drama ist ein höhnender Zeuge: das Ewig-Menschliche verändert sich nicht . . .

Eigentlich war Wedekind mit Simson und Delila längst dichterisch vertraut, ehe er ihre „historische" Tragödie schrieb. Seine Lulu ist eine direkte Urenkelin der Philisterin, und alle die Männchen in „Erdgeist" und „Büchse der Pandora" sind Nachkommen des Richters in Israel, wenngleich an diesen Degenerierten keine Mammutskräfte zu brechen waren. Unter Schutz und Beglaubigung der Bibel ging Wedekind nun zur ungeschwächten Urform des „tragischen Witzes" (wie Nietzsche den unauslöschlichen Sexualkrieg nennt) zurück: ging zu den von einschränkender Kultur unangekränkelten Riesen, zu den reinen Bestien.

Bestien? Die Sadistin Delila unterschied sich von der Tierwelt durch die planvolle Tücke, mit der sie den Mann genußreich martert. Die Zoologie hat ihr nichts an die Seite zu setzen. Denn jene infusorischen Wasserweibchen, die ihre Männchen nach der Erfüllung der Fortpflanzungspflichten umbringen, tun es kurzwegs, ohne Folterfreuden.

Simson ist das Tier. Leider ist er nur ein Tier, obwohl der Schmerz dem Geblendeten, Geknechteten tiefaufrauschende Gesänge schenkt. Diese Gabe ist weggeworfen an ein in menschliche Form gepreßtes Stück Zeugungskraft, das dem Geiste bis zum Ende tierischen Widerstand leistet und mit seiner alleinherrschenden Macht den Simson um so gewisser aus der Gemeinschaft der Beseelten ausstößt, als der Verratene in seiner körperlichen Blindheit sehend geworden ist für den Verrat, für seine Entehrung — und dennoch bis zum letzten Atemzuge danach lechzt, von den Füßen der Dirne getreten zu werden. Gepaart sind eine Sadistin und ein Masochist von außermenschlicher Infernalität des Triebes.

Es ist um die Tragödie, die einen großen Wurf und manche geradezu geniale Szene hat, schade. Schade, daß Wedekind weiter ging als der Dichter der Bibel; daß er den Simson nicht bloß schändete (das kann nnter Umständen der Schlechteste dem Besten tun!), daß er ihn auch entehrte.

Mit seinen noch heilen fünf Sinnen ist Wedekinds Simson schon dreimal der Gefahr entronnen, von der geliebten Delila an die Philister ausgeliefert zu werden. Er jagt das Weib nicht zum Tore hinaus, er gibt im Gegenteil, trunken von Lieb und Wein, der lauernden

Verderberin das Geheimnis seiner Stärke preis. Alsbald erfährt Simson, was sein lustloderndes Hirn nicht hatte glauben wollen. Er wird geknebelt, an Stricken geschleift, getreten, bespuckt, und die Geliebte sieht mit Ergötzen dem Schauspiel zu. Er hört, wie ihre Nachtigallenstimme flötet, — was denn? O Entsetzen! Daß man ihm mit glühendem Eisen die Augen ausstechen soll. Er wird geblendet. Ohnmächtig, verachtet, verlacht und — blind, ist der gewaltige Simson der Sklave seiner Feinde, muß er die Mühle von Gaza drehen. Welch ein Menschenlos! Ein Schicksal, das Schwächlinge zu gigantischer Raserei der Verzweiflung und der Rache aufpeitschen könnte! Aber Simson? Der gewaltige Simson hat keine Menschenwürde. Indem ihm Wedekind diese vorenthielt, nahm er dem traurigen Schicksal des Mannes die Tragik. Würde dem gewaltigen Simson der rote Stern des Hasses funkeln oder würde er den Tod als Erlöser rufen: er wäre ein Mensch. Aber Simson will Delila nicht töten und will nicht sterben, denn er dürstet nach dem Weib, das ihn zerstört hat. Er lebt, um sich, ein zerbrochenes Riesenspielzeug, an der schamlosen Gier der Dirne zu sättigen. Lebt, um seine Schmach zu lieben. Wird, ein verkrüppelter Buhler, von der perversen Buhlerin den Blicken und dem Hohn der Feinde ausgesetzt; wird von Delila mit Skorpionen der Eifersucht gepeinigt, von ihr bestohlen um seine einsamen Schmerzgesänge, wird zu jämmerlichen Bocktänzen gezwungen — — und liebt! Liebt wie ein ruchloses Tier. Als er dann endlich, mit wieder gewachsener Mähne und Kraft, die Säulen des Tempels bricht und sich und seine Feinde tötet, da übt er Rache. Aber nicht Rache an Delila! Nein, ihr, die der andere Mann erdolcht hat, ihr gilt das Rache-Weihe-Opfer, ihren Tod rächt Simson ...

Der Fanatiker Wedekind, den seine Leidenschaft zwang, ein Fanal der Mannesschande anzuzünden, hat den Tragiker Wedekind erschlagen. Die Selbstentehrung eines Minderwertigen hat keinen Zoll von Größe, und nur flüchtige Augenblicke sind es, in denen eine prachtvolle dichterische Phantasie unser abwehrendes Gefühl blendet. Solch ein Augenblick, der großartigste des Dramas, ist die Szene, in der der Blinde vor dem König sein Lied singt. Der Mächtige schenkt in gnädiger Laune dem Simson das Leben, wenn ihm das Lied gefallen sollte. Die heiligen Rhythmen berühren nicht den stumpfen, dummen König. Da erscheint, nun das Todesurteil fallen soll, Delila, sündhaft schön wie Astarte. Auf leisen Sohlen ist sie eingetreten, der blinde Sänger ahnt ihre Nähe nicht. Brausend strömt er seine wunde Klage aus. Delila liegt in den Armen des Königs, der, solcherweise entzückt, den Sänger belohnt. (Ja, ja, lieber Schiller: „Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen" ...) Simsons wildes Lied strömt weiter, weiter, strömt — ins Leere. Der König hat die schöne Beute längst in sein Gemach getragen. Mit schrillem Aufschrei erkennt der Sänger, welche Gnade ihm widerfahren!

Die stärksten Kontraste machen diese glänzende Szene bedeutend. Im übrigen hält den denkenden Zuschauer auch die Einsicht, daß Wedekind als Doktrinär seine Eingebungen zu theoretischen Konstruktionen benutzt hat, in gewisser Distanz, die kein Stilgefühl wesentlich verringert. Die „Erdgeist"-Lulu, das amoralische Tierchen, war ein lebendiges Geschöpf; Lulus Urbild hingegen, die Delila, ist die kalt berechnete Bilanz aller Scheußlichkeitsposten. Man findet solche Berechnungen schließlich doch nur auf dem Papier. Sogar Frau Tilla Durieux, ausnehmend begabt und raffiniert geschult für die königliche Dirne, wußte ihr nur gleißendes Fleisch, nicht natürliches Blut zu geben. Und arbeitete ihr durchdringender Geist mit größtem Erfolg an der Rolle, so blieb diese doch Objekt, wurde nicht Subjekt. Völlig wesenhaft war Friedrich Kayßlers Simson. Nicht bloß die körperliche Wucht des Riesenbären, auch das alle Grenzen sprengende Maß von Leid und Leidenschaft war künstlerisch harmonisiert. Wodurch? Durch die Einheit einer Persönlichkeit. Und ich wüßte keinen anderen, der das wüste Schmerzlied des Simson wie Kayßler zum Erlebnis machen könnte. Dieses Lied, in dem die Schakale der Wüste heulen und die Harfen der Liebesgärten klingen — mit dem gefährlichen Refrain: „Hoppsa! — Heissa!"

Das Lessingtheater legte mit seiner Regie (Wedekind) und mit allen seinen Schauspielern Ehre ein. Vortrefflich war der Dualismus im Stil des „Simson"-Dramas betont und doch, soweit es der Gesamteindruck erforderte, überbrückt. Nicht wie in manchen anderen Dramen hat Wedekind den Ernst der Begebenheiten durch zynische Selbstironie unterbunden. Doch neben der grausamen Geschichte von Simson und Delila geht die Fürsten-Groteske her, die satirische Posse der Weltmächtigen. Verbunden sind die Teile durch den Sieg der Philisterfürsten über den entmannten Simson, doch innerlicher durch das Prinzip, das die Fürsten und die Dirne Delila zu Genossen macht: das ist das Prinzip absoluter Schamlosigkeit. Störend wirkt der Dualismus nur im letzten Akt, wo die Tragödie, der übergreifenden Groteske wegen, in einer Massenmetzelei endet. Man soll gesträubte Haare haben und möchte doch mit Nestroys Holofernes sagen: „Überall liegen Erstochene herum — räumt's die Leichen weg — nur keine Schlamperei!"

* * *

Babel. Unserer Tage Babel. Und kein Schimmer von Sehnsucht mehr. Wäre Karl Sternheims Komödie „Der Snob", die die Kammerspiele aufführten, die Standarte des lachenden, freien Geistes auf der Zinne unserer Kultur, man hätte nicht mehr das Recht, von den ewigen Menschlichkeiten zu sprechen. Denn das Ephemere allein, das Kleine, Lumpige — wäre Jahrhundertsregent. Warum sich aufregen, wenn einer — wie vor und gleich ihm unzählige andere — eine Alltäglichkeit uns aufmutzt? Das geht doch vorüber! Auch die Ansprüche, die Sternheim mit der aufdringlichen Stilisierung seiner aufgewärmten Banalitäten erhebt, brauchten nicht ernsthaft abgewehrt zu werden, wenn sie nur nicht — das ist die Herausforderung! — von gar vielen ernst genommen würden. Hört man doch von „echter Charakterkomödie" sprechen und den Namen „Molière" nennen... O! Auch der Tartuffe ist ein Gauner, wie Herr Christian Maske, der Sternheimsche Snob. Aber die kleine Tartuffe-Kreatur ist durch ihren Künstler-Vater monumental geworden. Darauf kommt es schließlich an, wie einer im dichterischen Gemüt die großen oder kleinen Dinge der Welt verarbeitet. Es gibt vor einem großen Künstlerherzen eigentlich kein kleines Objekt. Denn nur das Kleinliche der Auffassung, der Darstellung macht dichterische Geschöpfe klein, — und stünden sie auf ellenhohen Socken. Hier gilt wahrhaft das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet." Wäre der Verfasser des „Snob" das Organ unserer satirischen Zeithumore, so würde dieser Zeit der innere Aufschwung, die Sehnsucht nach einem Weltbild fehlen. Von solchem Weltbild könnte eine Posse Zeugnis geben, wie eine Tragödie. Nebenbei: dem Dichter Karl Sternheim ermangelt auch das Können, die Technik, die gewiß persönlich sein könnte, nicht etwa Schablone sein müßte. Sein großes Nichtkönnen setzt er in Pose, — und der Bluff bringt Glück.

An dem Sternheimschen Lustspiel „Der Snob" ist schon der Titel eine Irreführung. „Der Parvenu" müßte es heißen. Mit solchem Geständnis-Titel wäre allerdings auf die massenhafte ältere Literatur hingewiesen, in der Sternheims Christian Maske unter anderen Namen eine wohlbekannte Figur ist. Snob — das klang natürlich verteufelt modern. In die Literatur von Thackeray eingeführt, schwankt das Charakterbild des Snob noch immer in der Geschichte unserer Tage. Besser als durch die Aufführung des Sternheimschen Lustspiels machten sich die Reinhardt-Bühnen in ihrer Zwischenakts-Zeitschrift („Blätter des Deutschen Theaters") um die Aufhellung der Snob-Frage verdient. Es ist amüsant, mehrere dieser Definitionen zu lesen. „Der Snob", sagt Taine, „ist ein Kind der britischen Aristokratie und der ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen Englands: auf der großen Stufenleiter der sozialen Klassen sitzt er auf einer Sprosse fest, schaut voll Verehrung und Neid zu dem auf der höheren Sprosse Sitzenden empor und verachtet grimmig den, der auf der niedrigeren Sprosse sitzt, und das bloß, weil der Platz des einen über ihm und der des anderen unter ihm ist... Nichts Natürlicheres gibt's für ihn auf der Welt, als dem Oberen die Stiefel zu küssen

und dem Unteren Fußtritte zu versetzen.“ Deutlicher differenziert Hanns Heinz Ewers Snob und Emporkömmling: „Snob ist ein Jemand, der immer ein anderes tut, als das, was seinem natürlichen Empfinden entspricht. — Snob ist ein Jemand, der das heiße Sehnen hat, sich in einen steten Gegensatz zur Allgemeinheit zu stellen, und dennoch bis zur letzten Faser zu eben dieser Allgemeinheit gehört. Dandy ist Persönlichkeit, Swell auch; Snob ist es nie. Wir Künstler hassen nichts mehr als den gesunden Menschenverstand — — Snob haßt ihn auch, aber er weiß nicht warum.“ Paul Barchan: „Der Snobismus ist im Leben, was in der Kunst der Kitsch, der süße als auch der saure Kitsch, alle beide miteinander. Außer dem Charakter fehlt dem Snob noch die Aufgabe. Er rutscht an der Aufgabe immer vorbei. Wenn ihn das Schicksal etwa vor die Aufgabe stellt: Unglück, Leid — der Snob versagt prompt, unweigerlich und unwiderruflich. Er wird ratlos, verdummt und höchst deplaziert. Ein Häufchen destilliertes Unglück.“

Diese im ganzen abgerundeten Beschreibungen passen zwar keineswegs auf die Lustspielfigur von Karl Sternheim, aber um so besser auf das Lustspiel selbst, das in diesem Sinn eine „Charakterkomödie“ ist. Das Stück will atemlos an der Tête des Zeitgeistes rennen, es markiert eifrig, mit genialischen Gebärden, einen Gegensatz zur Allgemeinheit der Schwankliteratur, der es, wenn es witziger wäre, angehören würde, und es rutscht gründlich an seiner Aufgabe vorbei.

Der richtige Snob-Typus ist ein Mischprodukt von Parvenü, Dandy und artistischem Schmock; die Lustspielfigur Sternheims aber nur der alte Streber und Emporkömmling. Held Christian Maske wuchs, wie in gewissen Romanen üblich, aus ärmlichem Elternhause empor zum Millionär und Weltmarktbeherrscher der Börse. Wie? — das verschweigt des Sängers Höflichkeit. Jedenfalls besitzt besagter Christian Maske außerordentliche Energie, Klugheit und fachmännische Tüchtigkeit, Eigenschaften, deren Mangel unerläßlich ist für das Charakterbild des echten Snob. Daß der reichgewordene Schufterle sich seiner kleinbürgerlichen Eltern schämt; daß das Ziel seines albernen Ehrgeizes die Heirat mit einer Gräfin, die Versippung mit der Aristokratie ist; daß ein verarmter Graf seine antidiluvianischen Vorurteile auf Mammons Altar opfert: diese Tatsachen sind gewiß nicht veraltet, man erlebt sie in unserem goldenen Zeitalter häufiger als je; aber neu sind sie so wenig wie ihre literarische Prägung. Im Gegenteil! Schon von Iffland und Kotzebue hundertmal aufgetischt ... Und Zustimmung zur Tendenz soll unser Urteil über die künstlerischen Qualitäten der Komödie nicht beirren.

Was gab Sternheim seinem sogenannten Snob aus Eigenem? Ein paar kleine Einfälle, deren Reiz ich nicht unterschätze. Nur: was beginnen mit einer Lanzenspitze, wenn der Lanzenschaft nicht da ist?! Um mich nach Gerechtigkeit redlich zu mühen: die allerletzte Szene hätte es verdient, daß ihr ein besseres Stück vorangesetzt worden wäre. Diese Szene spielt im Brautgemach. Während die verliebte gräfliche Gans alle Liebeskünste spielen läßt (und sich dabei fast wie eine Kokotte benimmt!), hat der Hochzeiter nur eins im Sinn: der blaublütigen Braut Respekt vor seinen bürgerlichen Ahnen einzuflößen, die er selbst vormals rücksichtslos abschüttelte. Plötzlich aber schnappt er um. Ein Einfall elektrisiert ihn, er führt ihn aus, und macht mit einer Lügenfabel seine gute verstorbene Mutter zur Ehebrecherin, sich selbst zum aristokratischen Bastard. Beseligt ist die Komtesse: ihre Liebe war also doch die Stimme des blauen Blutes ... Diese Gemeinheit hat unleugbar einen größeren Zug. Nur: snobistisch ist auch sie nicht.

Das erfindungsarme, mit Monologen ausgeflickte Stück fand in Berlin lauten Beifall. Wenn anderswo nicht Bassermann und Victor Arnold spielen und nicht die Sektierer sich um ihr großes Licht scharen werden, wird der Erfolg wahrscheinlich weniger warm sein. Ich bescheide mich übrigens mit der freien Anwendung eines Wortes von Wilhelm Scherer: Für Karl Sternheim muß mir wohl das Organ fehlen.

Hermann Kienzl



Die Lobgesänge des Claudian

(Zur Sudermann-Premiere in Hamburg)

Die alte berühmte Hansastadt, die so viel bürgerliche Solidität in ihren Mauern beherbergt, besitzt auch ein Theater, in dem diese Solidität zum Ausdruck kommt. Im Deutschen Schauspielhaus dürfen wir eine Bühne begrüßen, die in ihrem Spielplan nur von wenigen deutschen Bühnen erreicht und von keiner übertroffen wird. Hebbel hat hier eine Pflege gefunden, die ihm nirgends anders zuteil geworden ist, und überhaupt darf man sagen, daß die großen Namen der Weltliteratur zum festen Bestand des Spielplans gehören.

Das Hamburger Publikum hat in seinen Theaterneigungen etwas von dem Soliden, Auf-die-Dauer-Berechneten, das es auch in seinen Geschäften zeigt. Es wird an geistiger Beweglichkeit vom Berliner Premierenpublikum übertroffen, dafür aber besitzt es zwei Dinge von unschätzbarem Wert: niederdeutsche Tradition und niederdeutschen Realismus. Es mag einer neuen ungewohnten Erscheinung gegenüber am Ende leichter versagen als eine nervösere Menge; es läßt sich dafür aber auch nicht so leicht von einem geschickten Schaumschläger über den Löffel barbieren.

Es wird eine gewisse handfeste, wenn auch schmucklose Solidität einem bunten Firlefanz vorziehen, und darin hat es unseres Erachtens recht.

Wer seine niederdeutsche Art zu treffen vermöchte, würde eine Treue erfahren, die durch keine exotischen Anwandlungen zu erschüttern wäre. Der Begründer des Theaters, Freiherr von Berger, ist der hamburgischen Solidität mit seinem klassischen Spielplan entgegengekommen, hat aber als Wiener in der modernen Literatur kein eigentliches Verhältnis zu den Norddeutschen gewonnen. Carl Hagemann, der nach ihm kam, war sicher ein gescheiter und unterrichteter Theatermann, scheint aber in seinen ästhetischen Neigungen artistisch-exklusiver gewesen zu sein, als einem ruhigen Publikum behagen konnte. Er mußte seinen Platz bald wieder verlassen, und augenblicklich hat das Theater in Max Grube einen Theaterkenner und Theaterkünstler von Rang zum Direktor bekommen.

Wir erwarten von ihm, daß er der an sich vortrefflichen Bühne auch die geistige Selbständigkeit gegenüber der modernen Kunst geben wird, die sie notwendig braucht, wenn sie sich nicht von Berlin erdrücken lassen will. Ein Theater von diesen Mitteln muß geistig frei sein; es muß selbst die Bühnenerfolge bestimmen, und darf sie nicht in einer Art von geistiger Hörigkeit von Berlin übernehmen.

Wenn es aber eine derartige zentrale Stellung erreichen will, muß es jede Gelegenheit ergreifen, die Augen der Theateröffentlichkeit auf sich zu lenken, und hier haben wir wahrscheinlich die taktische Erwägung, die Grube veranlaßte, Sudermanns „Lobgesänge des Claudian“ anzunehmen, obwohl die Schwäche der Arbeit seiner literarischen Intelligenz kaum verborgen bleiben konnte und auch schwerlich verborgen geblieben ist. Wer die Uraufführung von Sudermann hat, ist von vornherein eines starken Echos sicher. Das kann man bedauern, wenn man will. Die Tatsache aber ist vorläufig noch vorhanden.

Die Lobgesänge des Claudian erzählen in trauriger Weise von der ausebbenden Kraft ihres Urhebers. Sie sind aus einem müden Geist geboren, der keine energischen Farben sieht und keine energischen Gestalten schafft. So viel Menschen auch über die Bühne gehen: wir sehen nirgends ein bestimmtes Gesicht. Es ist wie ein spukhafter Zug von Schatten, die zum Leben erwachen wollten, aber nicht erwachen konnten. Es treten Personen auf und gehen Personen ab; Reden werden gehalten und Reden werden entgegengenommen; der Schauplatz wechselt und die Kulissen wechseln. Aber Personen, Reden und Kulissen lassen uns so unendlich gleichgültig, weil sie von keinem Dichter beseelt wurden.

Und wie das Stück in Farbe und Zeichnung müde ist, so ist es auch im Aufbau und Gedankeninhalt verworren. Die ausebbende und versagende Kraft offenbart sich im Geistigen wie im Künstlerischen. Es werden Handlungsfäden aufgenommen, die den müden Händen sofort wieder entfallen. Es treten Personen auf, die eine Weile reden, um wieder zu verschwinden, weil der müde Verstand des Dichters ihnen nichts mitzugeben hatte. Man hat den Eindruck eines Greises, dem alles willenlos aus den Händen fällt. Nirgends fühlt man eine feste Hand, die in die Welt des Dramas eingreift. Nichts ist gemeistert und gekonnt; auch nicht in dem äußerlichen Theatersinne, in dem Sudermann sonst ohne Zweifel etwas gekonnt hat.

Stilicho ist der kräftige Reichsverweser des matten weströmischen Kaisers Honorius. Seine Frau tritt auf, sie tritt sogar recht oft auf; aber kein Mensch weiß zu sagen, was sie eigentlich soll und was es mit ihrer Stellung im Stück auf sich hat. Man bekommt nur einen ehrlichen Schrecken, wenn man sie kommen sieht, weil man weiß, daß das leere Geleier nunmehr wieder losgeht. Seine Tochter tritt ebenfalls auf, redet und klagt ein Erhebliches, ohne daß das Publikum von ihrem menschlichen Wesen auch nur eine Ahnung bekäme. Auch einen Sohn hat der Mann, und da er der Sohn eines Theaterhelden ist, muß er natürlich auf die Bühne kommen, — damit ist aber auch alles erschöpft, was ich von dem jungen Menschen zu melden wüßte. Der Dichter Claudian tritt auf und betrübt uns durch die Mitteilung, daß seine Frau ihm ausgerechnet in den Flitterwochen den Zutritt zum Ehegemach verwehrt.

Warum?

Seine Gemahlin tritt auf und erzählt uns, daß sie ein „Gelübde“ abgelegt habe, und der normale Mensch im Parkett ist nun begierig zu erfahren, warum sie denn mit solchen Gelübden in den heiligen Stand der Ehe tritt?

Das aber hat sich was! Die gute Frau redet zwar auch ein Erhebliches, aber wenigstens ich habe nichts erfahren und nichts begriffen. In einem Wust von gleichgültigen Szenen wird von gleichgültigen Personen ein Wust von gleichgültigen Reden gehalten: das ist die Signatur des Abends. Man muß schon zu den schrecklichsten Oberlehrerdramen greifen, um so viel Mattigkeit und Blutleere zu finden. Brauchen wir uns also zu wundern, daß auch das Publikum in einer schläfrigen Gleichgültigkeit verharrte?

Etwas bestimmtere Züge weisen lediglich der Reichsverweser Stilicho und der Dichter Claudian auf. Aber auch sie sind im Gestalten schon zerbröckelt. Der Stilicho ist eine Art Bismarckscher Kraftmensch, aber seine Kraft spiegelt sich nirgends in einem machtvollen Wort oder gar in einer machtvollen Szene. Er geht durch das Stück, ohne daß wir Grund und Zweck begreifen, und er handelt, wie gerade ein Staatsmann seines Blutes niemals handeln würde.

Im Claudian spürt man wenigstens die Absicht des Dichters, so wenig aus dieser Absicht auch eine künstlerische Gestalt geworden wäre. Sudermann wollte offenbar einen dekadenten Dichter zeichnen, dessen Seele von Zweifeln so zerfressen ist, daß ihn jeder menschlichen Größe gegenüber ein heimliches Mißtrauen beschleicht, und der am Schluß seines Lebens doch erfahren muß, daß sein Held Stilicho ein echter Held war. Will man irgendwo noch eine Spur von Sudermanns einstigem Talent finden, muß man sie nicht in dieser Gestalt, wohl aber im Motiv dieser Gestalt suchen. Zweifellos lag hier ein dramatisches Problem vor, und zwar ein Problem, das gerade unserem Geschlecht viel hätte sagen können. Mit der Gestaltung aber ist es nichts geworden. Einmal wird Claudian von all dem Gerank der überflüssigen Szenen erstickt, und zum zweiten fehlt ihm der geistige Adel. Er ist allzu oft ein lässiger Schwätzer, als daß er unsere Teilnahme erregen könnte. Wo man in diesem Drama auch hinblickt, sieht man Untergang und Verfall. Mit theatralischem Raffinement ist nur die eine Szene arrangiert, in der dem vertrottelten Idioten Honorius alle Ehren des weltbeherrschen-

den Cäsars gezollt werden. Eine Szene zwischen Alarich und Stilicho, die in dieser müden Langeweile immer noch zum Besten gehört, leidet unter der Unklarheit der politischen Absichten.

Wenn man aber schon in dieser vernichtenden Weise enttäuscht wird, solange man nur eine psychologische Tragödie sucht, wird man selbstverständlich erst recht betrogen, wenn man ein historisches Drama erwartet hat. Wir erfahren zwar, daß die blonden Germanen treu und die schwarzen Römer ruchlos sind — über diesen nachgerade zum Klischee gewordenen Gegensatz aber geht es auch nirgends hinaus. Ich führte bereits in der Tagespresse aus, daß vom historischen Untergang einer alten Kulturwelt und vom blutigen Morgenrot einer neuen Rasse, daß von dem ernsten Wehen der Geschichte kein Hauch zu spüren sei. Eine römische Sittenschilderung hätte in ihrem dekadenten Überschwang, in ihren giftig-sinnlichen Farben und in dem schillernden Glanz ihrer verfaulten Philosophie unserer sinkenden Zeit manches sagen können; aber wir sahen sie nicht. Wir sahen sie nicht aus der Feder eines Belletristen, dem die faszinierende Schilderung Selbstzweck ist, und noch weniger in der ernsten dramatischen Form, die mit dem prunkenden Untergang zugleich die historischen Quellen des Untergangs zeigt.

Wahrscheinlich war es der pikante Gegensatz zwischen den sinnlichen Lastern der Römer und der robusten Kraft der Germanen, der auf Sudermann einen sehr berechtigten Reiz ausübte. Wahrscheinlich fühlte er sich zu einem Stoff hingezogen, der dem sinkenden Rom im „Johannes“ und der sinkenden Bourgeoisie in „Sodoms Ende“ verwandt war. Wie verständlich diese Hinneigung aber auch war, er hat auch innerhalb der Grenzen vollkommen versagt, in denen er sonst am Ende etwas hätte schaffen können.

Erich Schlaikjer



Schlagt ihn tot!

Als Mezary gestorben war, fand man in seiner Verlassenschaft einen alten Goldtaler, sorgfältig in Papier gewickelt und folgendergestalt überschrieben: „Diesen Goldtaler habe ich seit zwanzig Jahren verwahrt, um mit ihm ein Fenster auf dem Greve-Platz zu mieten, wenn einmal ein Rezensent gehangen wird.“

Die freundliche Anekdote ist der Schlußstein eines alten, auf dem Antiquitätenmarkt selten gewordenen Büchleins: „Fragmente über Rezensenten-Unfug. Eine Beilage zu der Jenaer Literaturzeitung. Leipzig, bei Paul Gotthelf Kummer, 1797.“ Verfasser der recht geistreichen und witzigen Kampfschrift war August von Kotzebue. Nach dem europäischen Erfolg seiner ersten Schauspiele auch von der literarischen Kritik verwöhnt, konnte es der immer streitbare Kotzebue nicht vertragen, daß sich später ein Teil der führenden Geister zu einer Phalanx wider ihn verband. Er war, wie die meisten in seiner Lage, überzeugt, daß nur persönliche und parteimäßige Gründe für die gegnerische Haltung der Kritik maßgebend seien. Nun zerpflückte er in seinem beißenden Buch die ihm mißliebigen Rezensionen! Der unparteiische Leser eines späteren Jahrhunderts muß gestehen, daß in manchen Dingen der kritische Antikritiker recht hatte, was ihm von der Kritik selbst, nämlich von ihrer Entwicklung in hundertundsechzehn Jahren, bestätigt wird. Denn: obwohl selbst ein Unruhstifter, Krakehler und Bosnickel, eiferte Kotzebue mit schlagenden Beispielen gegen das persönliche Geschimpfe und das in der klassischen Periode der Literaturfehden übliche Herbeizerren privater Angelegenheiten, ferner gegen die Anonymität des Kritikers und gegen das souveräne „Wir“ der Rezensentensprache, die doch nur den subjektiven Standpunkt eines einzelnen auszudrücken berufen sei. Heute sind diese Einsichten Selbstverständlichkeiten für den gentlemanliken Kri-

tiker, und Hermann Sudermann, der ein Jahrhundert später dem Beispiele Kotzebues folgte und gegen „Die Verrohung in der Theaterkritik" Anklage erhob, hatte nicht den Witz, aber auch nicht den kräftigen Anlaß seines Vorgängers. Nicht den Anlaß, soweit die repräsentativen Geister der Gilde in Betracht kommen. Kein Stand ist so zusammengesetzt, daß er sich nicht gegen unerfreuliche Sondererscheinungen und Entartungen zu schützen brauchte. Hat etwa noch nie ein Anwalt des Rechtes Mündelgelder veruntreut, ist nie ein Kassier durchgegangen, hat nie ein Kaufmann mit falschem Gewicht gewogen? Ein wirklich treffender Aphorismus stammt von Otto Ernst: „Genuß ist Einatmung, Kritik ist Ausatmung, also naturnotwendig. Aber es gibt Leute, die einen schlechten Atem haben."

Eins macht die heiligen Georgs, die gegen den Drachen der Kritik auszogen, die alten und die jungen, verdächtig: sie alle kratzten nicht, ehe es sie am eigenen Leibe juckte. Sie unterdrückten ihre idealen Forderungen beharrlich, solange sie sich des Beifalls der Kritiker erfreuten. Als ob die süße Themis nicht ebenso oft wie die saure blind wäre! Als ob das Unrecht des Lobes nicht ebenso korrupt und verwirrend sein könnte, wie das Unrecht des Tadels! Aber, bewußt oder unbewußt, verfolgten die Rufer im Streite gegen die Kritik insgesamt nur ein hohes Ziel: die Verteidigung ihres persönlichen Ruhms und Ansehens. Es gibt eine Entschuldigung für diese Verwechslung des privaten mit dem allgemeinen Interesse: Dem Dichter, dem Künstler bereitet eine verneinende Kritik eine harte Enttäuschung, an deren Rechtsausweis er so lange nicht glauben kann, als in ihm selbst die illusorische Überzeugung fortwirkt, die ihn bestimmte, sein Werk darzubieten.

Auch großen Geistern ist es widerfahren, daß sie im Zustand der akuten Enttäuschung das Gleichgewicht verloren und, ohne sich in eine Prüfung der redlichen oder unredlichen Absichten des Kritikers einzulassen, gegen den „Feind" ausschlugen. Noch gut, wenn sie in ihrer Gereiztheit sich an den einen hielten, der ihnen gerade wehe tat, und nicht die Kritik überhaupt verwünschten und zermalmten! Liefen sie im Zorn weit hinaus übers Ziel, so mußten sie ja doch — die großen Geister — in ruhiger Stunde wieder zurückschleichen. Denn schwerlich einer unter ihnen hat Wert und Wesen der Kritik dauernd verkannt, und den meisten war es Bedürfnis, sich selbst kritisch mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Kotzebues „Fragmente über Rezensenten-Unfug" bieten eine wahre Anthologie von kritikfeindlichen Aussprüchen der älteren Dichter aller Nationen; aber fast ein jeder von ihnen war im Nebenamt selbst Kritiker. Von den neueren hat kaum ein anderer seinen Widersacher so wutentbrannt hingerichtet, wie Grillparzer in dem Xenion: „Der Teufel wollte einen Mörder schaffen"; doch man bemerke wohl, daß Grillparzer, der in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens sein Genie in epigrammatisch-kritische Münze umsetzte, der Kritik nur Ehre erwies, indem er sein Schwert gegen eine Mißgeburt, gegen den schnöden Saphir zuckte. Von Goethe zitiert die Welt das geflügelte Wort: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent." Auch der jugendliche Goethe war gerecht genug, in dem 1775 entstandenen, ziemlich scherzhaft gehaltenen Gedicht nur einen ganz besonderen Kritikertypus anzuprangern; den Mann nämlich, der sich an seinem Tisch „pumpsatt gefressen" und dann zum Nachbar ging, um Speise und Trank, so er genossen, schlecht zu machen. Gerade Goethes Verhältnis zur Kritik seiner Gegner ist ein leuchtendes Beispiel. Niemals rissen ihn die bösen Angriffe Kotzebues im Berliner „Freimütigen", so sehr sie ihn verletzten, zu einer hitzigen Antwort, geschweige denn zu einer Pauschalverdonnerung der Kritik hin. Erst nach Kotzebues Tode, als jene Fehden längst historisch geworden waren, ließ er die einst im Ärger entstandenen Stachelverse drucken, und er selbst nahm ihnen in weiser Einsicht den Nimbus der Unparteilichkeit, indem er sie „Invektiven" nannte. Man weiß ja, wie gerecht Goethe trotz allem über Kotzebues Talente und seine theatralische Bedeutung urteilte. Nach Kotzebues Ermordung fand man in dessen hinterlassenen Papieren einen Aufsatz: „Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?" Dort wird Goethes Methode bestätigt und gerühmt: „... Hätte ich, wie Goethe und Schiller,

es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwidern, so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden sein."

Schriftsteller, die, während sie schreiben, an die Furcht und Hoffnung gekettet sind, wie denn wohl ihr Werk auf das Publikum wirken werde, sind gewiß nicht die vom Heiligen Geist erfüllten Künstler. Aber auch die stetige Abhängigkeit des Schaffenden von der Kritik — und wäre er nur in dem Sinne abhängig, daß er sich immerwährend gegen sie in Harnisch setzte — läßt an seinem persönlichen Gewicht zweifeln. Es erscheint selbstverständlich, daß ein Goethe das stolze Wort sprach: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Immer die Schwächeren, die sich stark dünken, sind es, die der Kritik den Krieg erklären. Immer die ihrer Schwäche Sich-Unbewußten, die der ephemere Beifall der großen Masse irregeführt, über das Maß ihrer Kraft und Bedeutung getäuscht und verwegen gemacht hat. Sie würden aus sich selbst heraus gar nie den Mut finden, ins Feld zu ziehen. Aber sie stützen sich auf die Bundestruppen der ungezählten Leser und Theaterzuschauer, sie zählen die Stimmen und wägen sie nicht, sie werfen ihre Popularität den Rezensenten an die Köpfe. Wer mag diesen beherrschten Herrschern den Unterschied von Wirkung und Erfolg erklären?

Schon Aristoteles mußte sich die Erb- und Erzfeinde der Kritik gefallen lassen, und heute pochen sie auf klingende Argumente: auf ihre Buchauflagen und Tantiemen. Je besser es einem Liebling des Publikums geht, desto unduldsamer gebärdet er sich gegen die andere Meinung. Ein Chorführer in der Eumenidenschar, die sich mit schauerlichen Racheflüchen an des Kritikers Sohlen heftet, ist der sonst so joviale Otto Ernst, Appelschnutchens Papa. Ich greife ihn nicht willkürlich, beseelt von der schnöden Verfolgungswut des Rezensenten, aus dem Dickicht heraus; er selbst tritt soeben schreiend aus Reih und Glied und will gehört werden. Er hat seine Satiren, Humoresken, Fabeln, Schwänke, Schnurren, Epigramme und Aphorismen zu einem Buch binden lassen und es, den Namen des englischen Humoristen Lawrence Sterne ein wenig eitel nennend, „Sankt Yoricks Glockenspiel" getauft. (Erschienen bei L. Staackmann in Leipzig.) Wer in diesem Buche blättert, muß fürchten, der liebe, gute Otto Ernst sei an Verfolgungswahn erkrankt, und lebten wir einige Jahrhunderte näher an Christi Geburt, wir müßten einen Teufelaustreiber rufen. Von der Zehe bis zum Scheitel ist der Mann durchtränkt vom Kritikerhaß, fast jedes Blatt seines Buches wabbert und bebbert in dieser Wut.

Symptome der Krankheit zeigten sich schon seit längerem. Otto Ernst wurde immer mehr jener Pater Brey, der nichts recht und gut findet, was der Herr Pater nicht selber tut, und er bezichtete jeden Opponenten der Dummheit oder Böswilligkeit. Als er sich mächtig genug fühlte, zitierte er, um ihn zu zerschmettern, den Geist, den er nicht begreift: er zog als Kampfprediger gegen Friedrich Nietzsche ins Feld. Hageldicht flogen von seinen Lippen Schimpf und Schande auf den Zarathustra. Doch, wer die Untertöne verstand, der merkte: es ging nicht eigentlich gegen Nietzsche, als vielmehr gegen die unbequemen Leute, die sich zu Nietzsche bekennen. Mein Gott, Nietzsche ist tot, und lebte er auch noch, „Flachsmann als Erzieher" würde ihn schwerlich reizen, den Arm zu heben. Mit verläßlichem Instinkt aber bekam es Otto Ernst heraus, daß die „kritischen Geister", die vom Geiste des Philosophen je eine Spur gespürt, für den Dichter Otto Ernst ziemlich verloren sind. Deshalb nennt er sie „Ochsenfrösche", „geistige Hochstapler, recte Tiefstapler", und ihre Leistungen sind „Lausbübereien".

Wäre Witz wüstes Geschimpfe und wüstes Geschimpfe Witz, es gäbe kein witzigeres Buch als „Sankt Yoricks Glockenspiel". Man lese z. B. die anmutigen Verse, mit denen einem Kritiker, so scheint es, verargt wird, daß er den Ibsen höher wertete als den Otto Ernst:

„Neibgelber Schuft, du suchst dein Element?
Leck ab die Stiefel aller fremden Dichter;
Das spuck den heimischen in die Gesichter,
So wirst du ein moderner Rezensent.“

Oder:

„Ja, zeugte kalte Schnauze für Genie,
Dann wäre freilich jeder H u n d ein Lessing.“

Aber es kommt noch lieblicher. Da ist etwas, was eine „Faust“-Parodie sein will. Mephisto unterrichtet den Schüler über die Geheimnisse des Journalismus, d. h. er weiht ihn in die Praktiken des gemeinsten Revolvertums ein. Dieselbe klotzige Pauschalbeschimpfung bietet das „Interview bei Dr. C. H. Pistol“. Die Kritiker sind Affen („Der Affe Bimbo rezensiert mit Mordsgewalt“), sind „bellende Hundeseelen“ (Seite 80), Flöhe, Aaskrähen, sind Schwätzer, Pharisäer und Heuchler; sie sind b e s t o c h e n (ihre „hehre Sache ist das Geld“). Sie haben die große Gebärde der Impotenz. Sie „pöbeln sich an Männern von Verdienst empor“. Sie tragen ungespielte Dramen im Busen — hinc illae lacrimae! Sie setzen sich aufs hohe Rhinozeros. Und die niederträchtigsten von ihnen verlangen — „Tiefe“ vom Dichter. Dieser Begriff ärgert Otto Ernst ganz besonders. Schon in der Widmung seines Buches sucht er einen Mann, der es ins Konfuse übersetze. Später sagt er es noch höflicher:

„Gerät der Ausdruck mir konfus und schief,
Alsdann, ihr T r o t t e l, bin ich eben tief.“

Und wenn aus Otto Ernsts Lustspielen „ein hell und herrlich Jauchzen“ tönt und aus ödem Kraut ein goldener Ginster lacht, so — „schnaubt und g r u n z t das seriöse H o r n v i e h“, (was übrigens ein kleiner zoologischer Irrtum zu sein scheint).

Das ist Otto Ernsts „Satire“ gegen die Kritiker . . .

Hermann Kienzl.



Lese

Der grausige Schlager

Der Verlag Wilhelm Borngräber kündigt einen Auswahlband aus den Schriften E. T. A. H o f f m a n n s als „den größten Schlager des Frühjahrs“ an. Das Buch wird den Titel „Das Grausen“ führen. Und, um die Graulichkeit noch zu erhöhen, den Untertitel „Unheimliche Geschichten“. Und doch traut der Verlag diesen beiden Büchern noch keine genügende Anziehungskraft auf das Publikum zu, er wird deshalb, wie er dem Buchhandel anzeigt, Reklameprospekte, Plakate und Streifbänder drucken lassen, die dem geehrten Lesepublikum vollends das angenehme Gruseln beibringen sollen, das den sichersten Anreiz zum Kauf des unheimlichen Hoffmann-Buches bilden wird. Auf diesen Reklamen wird stehen:

„. . . Wie dem Leser vor Schreck und Aufregung die Hände zittern, wie er kreidebleich wird vor Entsetzen, wie er seinen Augen nicht mehr traut, wie er vor Angst Blut und Wasser schwitzt (!!), wie er andererseits vor Lachen und Behagen wieder laut losplatzen (!) muß — — das ist ungefähr schwach (!!!) angedeutet das Buch. — — —“

Es ist gut, daß der Verleger den Inhalt dse Buches nur „schwach“ andeutet. Vielleicht tut er es später stärker, wenn die erste grauliche Reklame sich als noch nicht zugkräftig genug erweisen sollte.

Eine ähnliche Geschmacklosigkeit, fügen die „Münchener Neuesten Nachr.“ dieser Notiz hinzu, begeht der Verlag Vita, der ein neues Buch von Franz Adam Beyerlein mit den Worten anzeigt:

„Man muß schon weit greifen, etwa bis zu Konrad Ferdinand Meyer, um Gleichwertiges in der deutschen Literatur zu finden.“

Man kann Beyerlein als einen anständigen Erzähler kennen und schätzen, man muß aber gegen solch abgeschmackte Übertreibungen protestieren. Es ist zu wünschen, daß die Verleger sich endlich von dieser häßlichen Angewohnheit freimachen, die bei allen geschmackvollen Menschen gerade das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung erreichen muß. —

Aber die Hauptsache: E. T. A. Hoffmanns Werke sind in so wohlfeilen und dabei gut ausgestatteten Einzel- und Gesamtausgaben zu haben, daß nicht das geringste „Bedürfnis“ nach einer derartigen „Schwitz-Ausgabe“ vorliegt, wie sie der Verlag Borngräber in unfreiwilliger Romantik schaudererregend ankündigt. Wer auf Geschmack hält, wird zu dieser Stoppelung nicht greifen. Nebenbei ist es eine Entwürdigung des prachtvollen Kunstgenies, wenn Hoffmann hier mit mehr Naivität als Begreifen seiner künstlerischen Gesamtpersönlichkeit als eine Art höherer Schauerkolportagefritze eingestellt wird. Schade, daß er sich gegen „seinen“ neuesten Verleger nicht mehr wehren kann. Das wäre ein Konzert, wenn er ihm seinen Kater Murr — aufs Dach steigen ließe!

* * *

Welche deutsche Stadt kauft die meisten Bücher?

Meist wird über den Absatz von literarischen Werken keine Statistik geführt, und doch wäre es, wie die „Kreuzztg.“ hervorhebt, „außerordentlich interessant zu erfahren, in welchen Ländern die einzelnen Schriftsteller ihren Hauptabsatz haben und in welchen Städten und Provinzen ihre Werke am meisten gekauft werden. Was wird im arbeitsamen Berlin, was im leichtlebigen Wien, was in der reichen Rheinprovinz oder in Bayern besonders gekauft?

Anläßlich Amundsens berühmter und vielgelesener Eroberung des Südpols ist von seiten des Verlegers seiner Buchausgabe eine genaue Statistik über den Absatz in den einzelnen Städten gemacht worden, die einen recht interessanten Einblick in die Kauflust dieser Orte gibt.

Weitaus an der Spitze steht jedoch keine Stadt im Deutschen Reich, sondern Wien, mit 1763 Exemplaren. Wien wird in Verlegerkreisen als die Stadt geschätzt, die den größten Bedarf an deutschen Schriften hat. Das kommt mit daher, daß der österreichische Adel zum guten Teil in Wien ansässig ist oder von dort versorgt wird. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß von Wien aus der ganze Balkan versorgt wird. Daß ein so glänzend geschriebenes, jedoch im Grundton so ernstes Werk wie Amundsens ‚Die Eroberung des Südpols‘, ein Werk, das ein hohes Lied auf die strengste Pflichterfüllung ist, im leichtlebigen Wien so viel gekauft wird, dürfte berechtigtes Erstaunen erregen. Im deutschen Sprachgebiet folgen die wichtigeren Städte in nachstehender Reihe, aus der ersichtlich ist, daß oft kleinere Städte wesentlich mehr literarischen Bedarf haben als größere: Berlin, Leipzig, München, Hamburg, Stuttgart, Dresden, Ofenpest, Bremen, Halle, Frankfurt, Graz, Kiel, Magdeburg, Prag usw. ...

Besonders interessant ist die Tatsache, wie stark das Deutschtum im Ausland an dem Absatz deutscher Werke beteiligt ist. Außer Wettbewerb bei Amundsens ‚Die Eroberung des Südpols‘ steht die Schweiz, in der infolge der großen Nachfrage eine Sonderausgabe auf besonders gutem Papier von einem Schweizer Verleger übernommen worden ist. Mit Rücksicht auf die relativ kleine Einwohnerzahl ist der Absatz in der Schweiz viermal größer als im Deutschen Reich. Von ausländischen deutschen Städten steht Riga an erster Stelle. Unter Berücksichtigung, daß Riga nur etwa 100 000 deutsche Einwohner hat, ist der Absatz dort relativ zweimal größer als in Berlin.

Auch Ofenpest, in dem, wenn man der ungarischen Regierung glauben sollte, das Deutschtum nahezu völlig verloschen ist, stellt mehr Käufer als Bremen und andere Städte in dieser Größe. Auch in Südamerika ist starke Nachfrage, ein Platz wie Buenos Aires hat genau acht-

mal so viel Exemplare der deutschen Ausgabe gekauft wie Augsburg oder andere Städte in dieser Größe.

Überhaupt ist das Deutschtum des Auslandes ein ganz unschätzbarer Abnehmer für den deutschen Verleger wie für den deutschen Fabrikanten, und die Bestrebungen, die darauf ausgehen, durch Schule und Kirche dem Deutschtum im Auslande die deutsche Sprache zu erhalten, sind, ganz abgesehen von ihrer hohen nationalen Bedeutung, allein volkswirtschaftlich höchst zu begrüßen; denn solange der Deutsche im Auslande deutsch spricht, kauft er auch deutsche Ware.

Den Wert dieser Statistik darf man nicht überschätzen, die Ergebnisse vor allem nicht verallgemeinern. Denn erstens handelt es sich um ein einziges Buch, dazu um ein solches von vorwiegend stofflichem, eigentlich unliterarischem Interesse, und dann ist bei Büchern von der Art des sensationellen Werkes Amundsens auch die Reklame sehr maßgebend für den Absatz. Die Intensität der Reklame aber wird in den verschiedenen Städten kaum gleich groß gewesen sein. Doch sei dem, wie ihm wolle: interessant sind solche Zahlenaufstellungen immerhin, und es wäre zu wünschen, daß andere Verleger den Versuch nachahmten und weiter ausbauten. Manches Vorurteil über kulturellen Hoch- oder Tiefstand deutscher Landstriche könnte richtiggestellt werden ..."

* * *

Spracherneuerung

Simrock und Schwab, zwei Sprachmeister, haben die alten deutschen Volksbücher wiederbelebt. Aber es fehlte ihnen, so behauptet Dr. Richard Benz, „das Organ (?) für die Schönheit der Sprache", und darum bringt er die Volksbücher in neuer Bearbeitung mit dem Streben nach Betätigung „der volksmäßigen Fähigkeit, schlicht und mit höchstem innern Anteil in Prosa zu erzählen, restlos durch den Klang der Worte und den Rhythmus ihrer Verbindung einen Gefühlsinhalt auszudrücken".

Man vergleiche.

Simrock beginnt den „Fortunatus" wie folgt:

„In Cypern liegt eine Stadt, genannt Famagusta, darin wohnte ein edler Bürger, alten löblichen Herkommens, genannt Theodorus: dem hatten seine Eltern groß Gut hinterlassen, also daß er reich und mächtig war. Dabei war er jung, eines fröhlichen Muts und betrachtete wenig, wie seine Eltern zuzeiten das Ihre gespart und gemehrt hatten."

Dagegen Benz:

„Ein Land genannt Cypern ist eine Insel und Königreich gegen der Sonnen Aufgang im Meer gelegen, fast wonnesam, lustig und fruchtbar allerhand edler, natürlicher Früchte; mannigem wissend, der zu dem heiligen Land Jerusalem gefahren und im selben Königreich Cypern zu gelandt und da gewesen ist. Darinnen eine treffliche Stadt, genannt Famagusta, in welcher Stadt ein edler Bürger altes (?) Herkommens war gesessen, dem seine Eltern groß Hab und Gut gelassen hatten, also daß er fast reich, mächtig und darbei jung war, eines freien Mutes, wenig betrachtet, wie seine Eltern zuzeiten das Ihre erspart und gemehrt hätten."

Schlicht erzählt Simrock, nicht aber Benz, mindestens nicht für die heutige Zeit. Die Verwendung des Wortes „fast" im Sinne von „sehr" läßt sich nicht rechtfertigen. Der letzte Satz wird durch das „wenig betrachtet" geradezu unverständlich. Richtiger wäre „wenig betrachtend" gewesen, bliebe aber ebenfalls schwerfällig. Fortunatus kostet in der neuen Benzschen Ausgabe 4 M und ist in der Simrockschen Ausgabe um ein billiges zu haben.

P. D.





Michelangelo

(Gest. am 18. Februar 1564)

Von Karl Storck

Ein alter Bericht erzählt, daß Michelangelo, als er in der Vollkraft des Dreißigers in den Marmorbrüchen Carraras nach den Blöcken für das Grabmal Julius II. suchte, hoch oben von einem Felsengrat aufs Meer hinausblickend vom Gedanken erfaßt worden sei, hier aus der Felswand selbst das ungeheure Gebilde eines Menschen herauszumeißeln, das als Wahrzeichen grüßen sollte hinaus auf das ewige Meer und hinauf zum ewigen Himmel.

Wäre dieser Plan, der, obgleich er aus dem vereinten Stolze eines Titanen und des Prometheus geboren scheint, im Geiste eines Michelangelo fast natürlich wirkt, zur Ausführung gelangt, — diese marmorne Verkörperung der Menschheit hätte müssen ein Bildnis Michelangelos sein. Nicht seiner *leiblichen* Züge. Auch wenn ihm durch die frevelhafte Untat Torrigianis nicht das eigene Antlitz für immer entstellt worden wäre, worunter gerade er, der Schönheitsselige, bitter litt, hätte es Michelangelo doch nie über sich vermocht, sein großes geistiges Schauen in den Zufallszügen eines Individuums zu gestalten.

Es hat vielleicht niemals wieder einen Künstler gegeben, der gleichzeitig mit derselben leidenschaftlichen Verehrung die Schönheit des Seelischen und des Leiblichen umfing, wie Michelangelo. Und wenn sein Zeitgenosse Lionardo da Vinci verkündigte, daß die Seele sich den Körper bilde, so war Michelangelo in seiner unbegrenzten Bewunderung für das körperliche Ebenbild Gottes gleicherweise der Überzeugung, daß es nichts Seelisches geben könne, und sei es das Feinste und Verklärteste, was nicht in den Formen des Behälters dieser Seele zum Ausdruck gebracht werden könnte. Dennoch hat er keines Menschen Bildnis gestaltet. Sicher beruht das letzterdings darauf, daß er seine körperliche Entstellung so furchtbar schwer empfand; er vermochte es nie, darüber zu sprechen. Denn wenn die Tatsache, daß diese Entstellung durch äußere Gewalt herbeigeführt worden war, ihn hätte trösten können, so zeigte sie ihm andererseits doch auch wieder, welch unendlicher Zahl von Gefährdungen die an sich als selbstverständlich erscheinende

Übereinstimmung von Körper und Seele ausgesetzt sei. Es muß dem Künstler die Erkenntnis früh erstanden sein, daß nur selten einmal der Körper wirklich das treue Spiegelbild der Seele sei, und daß es einen Glücksfall sondergleichen bedeute, wenn sich als Körperausdruck dieses Seelischen die höchste leibliche Schönheit einstelle.

Darauf beruht die schier unbegreifliche Leidenschaftlichkeit, in der Michelangelo bis ins höchste Greisenalter der Schönheit anheimfiel. So erklärt sich sein Verhältnis zu Tommaso Cavalieri, dessen wunderbare körperliche Schönheit ihm der treue Spiegel ist der sonnigen Seele, die dem Künstler so ganz versagt war.

Wenn er aber auch von diesem Tommaso, mit dem er doch durch ein Menschenalter befreundet blieb, ebensowenig ein Bildnis schuf, wie von Vittoria Colonna, in der sich höchster Geistesadel und edelste Seelenschönheit mit körperlicher Vollkommenheit einten, so wurde hier der Künstler durch eine Erkenntnis abgehalten, die er nirgendwo in eine klare Formel geprägt hat, die ihm aber schon in frühen Jahren zuteil geworden war und den Widerspruch löst, der zwischen seinem Ausspruche: „Jeder Maler malt sich selbst am besten", und der Tatsache, daß er doch kein Selbstbildnis von sich geschaffen hat, zu klaffen scheint.

Michelangelos Künstlerschaft ist von einer so unbedingten Wahrhaftigkeit, so durchaus nur notwendigster Ausdruck seiner selbst, daß er in allem, was er schuf, nur *sich selbst* geben konnte. Gerade ein Mann, der gleich ihm von dieser göttlichen Verknüpfung des seelischen und des körperlichen Seins überzeugt war, mußte zur künstlerischen Einsicht gelangen, daß die angespannteste Phantasietätigkeit, das schrankenloseste innere Schauen, wie die körperliche Formung dieses seelisch Geschauten, durchaus umschrieben werde vom Inhalt der gegebenen Persönlichkeit. Deshalb hat sicher auch kein Künstler sein Schaffen als so etwas Gottverwandtes gefühlt, wie Michelangelo. Und gerade darum hat er an der Sixtinischen Decke in dieser Weise die Wonne des Schaffens und das Wesen des Schöpferischen gemalt, sowie alle möglichen Formen des Menschen hingestellt, in denen diese Fähigkeit des Schöpfens aus dem Nichts, des Gesichtehabens, diese Schaukraft über alles Materielle hinaus wirkt (Propheten und Sibyllen).

Wie hätte Michelangelo da sich selber abbilden sollen?! Diese tausend Zufälligkeiten ausgesetzte körperliche Erscheinung, dieses von hundert Begebnissen des äußeren Lebens beschädigte Gehäuse, wenn er *sich* darstellen wollte! Er hat sich dargestellt im David und Moses, im Adam, im Jeremias, im Gottvater selbst, allerdings auch in den — gefesselten Sklaven.

Und darum noch einmal: Hätte er den Riesengedanken des zum Menschenleibe umgewandelten Berges ausgeführt, dies Bildwerk wäre das Denkmal Michelangelos geworden, das Abbild seines Wesens. Und es war das richtige Material dafür, denn im Berge liegt wie in nichts anderem beschlossen, was das Wesen dieses Künstlers ausmacht (übrigens das Wesen aller großen Kunst): das ungeheure Lasten hinab zur Erde und das gewaltsame Hinauf von der Erde weg, in Höhen hinauf, in denen jene von irgendwoher in uns hineingeratene Urkraft, jene von Gott in den fertig geformten Leib hineingehauchte Seele ledig ist der Fessel. Dabei behält es der Künstlergeist, anders als der dem Seelischen un-

beschränkt hingegebene Mystiker, fest im Bewußtsein, daß diese entfesselte Seele von der gleichen Sehnsucht ergriffen sein würde nach dem Körper, weil die Sinnlichkeit ein Heiliges ist, weil erst in der sinnlich gewordenen Gestalt das Seelische faßbar wird. Und so braut im Künstlergeiste als Idealbild niemals das Körperlose, sondern das Körperideal, jene höchste körperliche Vollkommenheit, die alles tun kann, was die Seele will. So wie es Michelangelo gestaltet hat in seinem durch das Weltall sausenden, gleich dem Sturmwind jubelnden Gottvater, der in der seligen Machtgebärde der unbedingten Sicherheit, daß wird, was er will, Arm und Finger dem von ihm gekneteten Körpergebilde entgegenstreckt und damit Bewegung leiht dem Toten (Die Erschaffung Adams).

Das ganze Schaffen Michelangelos, nicht nur als Bildhauer und Maler, auch als Architekt und als Dichter, sein ganzes Menschentum geht auf diese eine Formel, daß im Menschenleibe diese Zweiheit sich auszudrücken vermag: das lastende Gebundensein und die auslösende Freiheit. Gerade die Gedichte, die als Ausdruck der Stunde und des Tages mehr von ihm verraten, als seine Bildwerke, in denen er über diese enge Zeitlichkeit hinweggekommen, bekunden bis an die Schwelle seines neunzigsten Jahres, mit welcher Elementargewalt in diesem Urkolosse des Menschentums die Kräfte des Leiblichen und des Seelischen miteinander rangen. Nicht als Feinde, — als gleichwertige Kräfte, die eins zu werden berufen sind. Dann wäre der Mensch Gott. Der Gott, wie ihn die Mythe der Griechen geschaut, wie ihn die christliche Renaissance wieder erträumt, dem die glaubhafte Körperlichkeit zu verleihen kein anderer im gleichen Maße vermocht hat, wie Michelangelo.

Michelangelo ist der leuchtendste Stein in dem unvergleichlich glänzenden Kranze genialer Künstler, die das liebliche Toskana der Welt geschenkt hat. Am 6. März 1475 ist er in dem kleinen Landstädtchen Caprese geboren. Aber sein Vater war ein echter Florentiner, der im Jahr darauf schon wieder in die Blumenstadt zurückkehrte, die die über alles geliebte Heimat des großen Michelangelo auch in geistiger Hinsicht ist. Michelangelo selbst glaubte an die Legende seiner Abstammung von dem Ghibellinischen Adelsgeschlecht der Canossa, deren Stammutter die Schwester des deutschen Kaisers Heinrich II. war. Seine ganze Natur aber ist echt toskanisch. Den Hang zur Einsamkeit, den Zwang, alles mit sich allein abzumachen, muß man ja als ganz persönliches Erbgut ansehen. Und daraus ist jene düstere Melancholie, gegen die er sich mit einem barocken Humor, der zumal in den Gedichten oft hervorleuchtet, nur schwer verteidigen konnte, ebenso wie der verbissene Kampf mit den der menschlichen Natur anhaftenden Unvollkommenheiten entstanden. Leicht hat dieser Florentiner im Leben nichts zu nehmen verstanden. Aber diese Eigenschaft teilt er mit Dante und vielen seiner Landsleute. Mit allen schier, die in der bewegten Geschichte von Florenz eine größere Rolle spielen, teilt er den ätzenden Witz, den Hang zu beißender Kritik, den halsstarrigen Eigensinn im Beharren auf allen Rechten der Persönlichkeit und die rücksichtslose Offenheit. Und gleich Cellini ist er ein scharfer Hasser, überhaupt ein Mann von elementaren Leidenschaften, denen er mit einer gewissen ratlosen Naivität gegenübersteht.

Was ihn über fast alle anderen emporhebt, ist die schrankenlose Hingabe an seinen inneren Beruf. Die eigene Person gilt ihm da nichts mehr, nur noch die Sache. Und er hatte einen heiligen Glauben an den Beruf des Menschen zur Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit ruht in Gott, zu ihm muß die Entwicklung hinführen. Aus Gott kommt die Schönheit, kommt die Liebe. So müssen Schönheit und Liebe in der Welt uns zu ihm hinführen, wenn wir sie wirklich stark zu empfinden, wirklich groß zu erleben vermögen. Für diese urdramatische Natur, der auch das Abstrakteste zur sinnlichen Gestalt wurde, ist das Ringen des Guten und Niedrigen im Menschen wie ein Schauspiel, dem er selber als höchster Richter gegenübersteht.

Es hat etwas Ergreifendes, wenn er als achtzigjähriger Greis ruhig zugibt, daß er noch immer seiner Leidenschaftlichkeit erliegen würde, wenn nicht sein Alter die natürliche Schutzwehr dagegen böte. Und jenes furchtbare letzte Sonett, in dem dieser unvergleichlich reiche Künstlergeist sein ganzes Lebenswerk als eitel erkennt und nur noch auf Gottes Gnade hofft, ist der ganz natürliche Ausklang in diesem menschlichen Titanenkampfe.

Schon naht auf sturmdurchwühltem Meer mein Leben
Dem großen Hafen sich in schwankem Kahn,
Um Rechenschaft am Ende seiner Bahn
Von gutem und von schlechtem Tun zu geben.

Die Phantasie, die schmeichelnd wollt' erheben
Die Kunst als Abgott auf den Herrscherthron,
Wie weit sie fehlging, nun erkenn' ich's schon,
Und wie zum Leide wird des Menschen Streben.

Verliebtes Sinnen, heiter einst, doch leer,
Was wird aus ihm, da zwiefach naht der Tod?
Gewiß ist einer mir, der andre dräut.

Jetzt stillt nicht Malen und nicht Meißeln mehr
Die Seele, Liebe sucht sie nur bei Gott,
Der uns vom Kreuz die offnen Arme beut.

Diese „Absage" an die Kunst wirkt um so erschütternder, weil das alte Herz noch immer mit der gleichen Liebe an ihr hängt. Und da das eben mitgeteilte Gedicht überall angeführt wird, darf man auch die unbekannten fragmentarischen Strophen nicht übersehen, die aus der gleichen Zeit stammen.

Gemahnt dein Name mich an deine Züge,
Dann kommt zugleich der Tod mir in den Sinn,
Und Kunst und Geist, sie sinken machtlos nieder.

Doch wenn ich in dem Glauben mich begnüge,
Daß es ein Wiederkehren gibt, so dien'
Ich gerne dir, kehrt nur die Kunst auch wieder.

(Alle Gedicht-Zitate sind der Übertragung sämtlicher „Dichtungen von Michelangelo Buonarotti" durch Heinrich Nelson entnommen. Jena, Eugen Diederichs.)

Eine glückliche Jugend hat Michelangelo nicht gehabt. Die Mutter ist jung gestorben, und in dem früher wohlhabenden Hause wurde der Zwang zu einer durch die selbstsüchtige Art des Vaters doppelt empfindlichen Sparsamkeit besonders schwer empfunden. Nur mühsam ertrotzte der Knabe die Erlaubnis, sich dem Künstlerberufe zu widmen. Dreizehnjährig kam er zu Domenico Ghirlandajo in die Lehre, der damals mit den Chorbildern in Santa Maria Novella die höchste Staffel seines Ruhmes erstieg. Aber der junge Michelangelo hält nicht einmal die vereinbarten drei Lehrjahre aus; sein Genie überflügelte das Talent des Lehrers, und wenn wohl auch manche Berichte seiner späteren Biographen Legenden sein mögen, scharfblickenden Männern, wie Lorenzo de Medici, dem „Magnifico“, entging der junge Löwe nicht, und so zog der Fürst den fünfzehnjährigen Michelangelo an seinen Hof, wo er gemeinsam mit den Söhnen des Hauses erzogen wurde. Hier erhielt er die treffliche Grundlage seines reichen humanistischen Wissens. Im Garten von San Marco aber, der die Kunstsammlung der Medici barg, wurde er durch Bertoldo, den alten Schüler des gewaltigen Donatello, der Bildhauerei zugeführt.

Hier fühlte er sich wohler; er hatte ja die Plastik mit der Milch der Amme, der Frau eines Steinmetzen aus Settignano, eingesogen. So überkommt Michelangelo in natürlichster Form das Erbe seines größten Vorgängers, und im ungezwungenen täglichen Umgang mit den in diesem Garten aufgestellten Antiken vertieft und klärt sich auch sein Verhältnis zur Antike. Der große Mediceer stirbt 1492. In seinem ältesten Sohn Piero gewann das Krämerhafte dieses Geschlechtes wieder die Übermacht. Noch bevor er selber vor der Macht des Franzosenkönigs weichen muß, verläßt Michelangelo seine Heimat und bleibt in Bologna. Der Neunzehnjährige bekommt hier bereits Aufträge. Zwei kleine Heiligenfiguren und ein leuchtertragender Engel erregen bei der ansässigen Künstlerschaft eine solche Eifersucht gegen den Fremden, daß der gern wieder nach Florenz, wo inzwischen die Mediceer wieder in die Herrschaft eingesetzt waren, zurückkehrt.

Die Beschäftigung mit der Antike wird jetzt immer inniger, so daß Michelangelo auf Anregung seines damaligen Gönners Lorenzo di Pierfrancesco einen schlafenden Amor so gestalten kann, daß das Werk als Antike an einen römischen Kardinal verkauft wird. Als dieser den „Betrug“ merkt, beruft er den Künstler nach Rom. Am 25. Juni 1496 betrat Michelangelo zum erstenmal die ewige Stadt, die durch ihn ihre herrlichsten Kunstdenkmäler erhalten sollte. Seine Jugend war damit abgeschlossen.

Was er, der damals Einundzwanzigjährige, in den letzten Jahren geschaffen hatte, ist uns verloren. Die drei Werke der Bologneser Zeit sind erhalten und im Buonarrotti-Museum von Florenz noch zwei ältere Plastiken. Diese Schöpfungen eines Achtzehnjährigen stehen würdig am Eingang dieses herrlichen Lebenswerkes. Sie umschreiben auch inhaltlich dieses Lebenswerk in seinen beiden Polen Christentum und Antike, darüber hinaus in den beiden großen Gegensätzen der höchstentwickelten Körperlichkeit in schrankenloser Bewegung und einer seelischen Verinnerlichung, für die der Körper nur noch Ausdrucksmittel geistigen Lebens ist. Auch in technischer Hinsicht zeigen diese beiden Werke eines kaum den Knabenschuhen

entwachsenen Jünglings einerseits den Schüler seiner heimatlichen Kunst des Quattrocento, andererseits das eindringliche Studium der Antike, dabei doch in beiden den durchaus eigenwilligen, nach höchster Wahrheit des persönlich Empfundenen strebenden und nur in diesem Wahrheitsdrange Formgesetze gewinnenden Künstler. Noch ein Letztes offenbart sich uns schon in diesen beiden Werken: daß die Monumentalität niemals in der formalen Größe des Kunstwerkes beruht, sondern ausschließlich in der seelischen Größe des Künstlers. „Die Madonna an der Treppe" ist wenig höher als einen halben Meter, und auch das Marmorrelief der „Kentauren und Lapithen" hat ganz kleine Maße. Beide Werke hinterlassen den Eindruck des Überlebensgroßen.

Die Madonna an der Treppe (vgl. die Abbildung) ist vor allen Dingen monumental im Geistigen. Das ist doppelt bedeutsam, wenn man bedenkt, wie die ganze Zeit zuvor im Süden wie im Norden die Vorstellung Marias mit dem Kinde ins Kleinbürgerliche hinabgezogen hatte. Hier thront am Treppenabsatz eine Königin, und wenn sie dem Kind die Brust reicht, so erfüllt sie die Mission des Weibtums. Was hier dargestellt ist, ist keine Episode, sondern Symbol dauernden Geschehens, hinausgerückt aus der Begrenztheit von Zeit und Raum. Die Mutter merkt es nicht, daß das Kind an ihrer Brust eingeschlafen ist; ihr Blick ist weit, weit hinausgewandert in fernste Zeit. Darob ist ihr die Nähe versunken, sie gewahrt nichts vom Spiel der Jungen auf der Treppe. — Die malerische Behandlung des Hintergrundes schafft die Brücke zur älteren florentinischen Plastik. Die Behandlung des Gewandes zeugt, wie das Profil der Madonna, vom Studium der Antike. Vom Studium, nicht von der Nachahmung. Und ein rein plastisches Empfinden liegt in diesen kühnen Verkürzungen des die Treppe hinabeilenden Knaben und des in den Armen der Mutter liegenden Christuskindes, wie es in der Frührenaissance bislang nicht erlebt worden war.

Es ist merkwürdig, daß es Michelangelo immer wieder zu einem schier gleichzeitigen Ausleben der beiden großen Gegensätze höchster dramatischer Bewegtheit des Äußeren und andererseits der äußeren Erstarrung aus überreichem inneren Erleben drängt. Diese beiden Gegensätze in sich bilden dann die eigentliche Dramatik in Michelangelos Persönlichkeit selbst. So ist es eine jener unbegreiflichen Tatsachen des Genielebens, daß neben dieser erhabenen Madonna des Achtzehnjährigen der Kampf der Kentauren und Lapithen steht (vgl. die Abbildung). Hier ist alles, aber auch alles ganz anders, als auf jenem Werke. Auch die ganze Technik ist eine andere. Nichts mehr von einer malerischen Behandlung des Hintergrundes, auf den ganz Verzicht geleistet wird. Man hat auf die antiken Sarkophage als Vorbilder für dieses Werk hingewiesen. Ich kenne keinen, der sich in der ungeheuren Lebendigkeit der Komposition mit diesem Jünglingswerke vergleichen ließe, und vor allem wirkt dieses ganz neu durch die Art, wie ein Bildwerk aus dem Stein herauswächst. Zum erstenmal drängt sich hier in der Plastik überhaupt jenes eigentümliche Gefühl uns auf, daß ein Bildwerk im Stein beschlossen sei, daß man dieses dann gewissermaßen aus dem Stein herauslösen, erlösen müsse. Einem solchen Werke gegenüber verschwindet für uns durchaus die Vorstellung von dem tonmodellierenden Künstler, und es tritt an seine Stelle der Bildhauer, der ein

innerlich erschautes Werk in den Stein hineinsieht und nun aus diesem Stein herausmeißelt. Es ist, als ob diese durcheinandergemengten Figuren aus dem Hintergrunde der Steinmasse hervordrängten und sich wieder in ihn hineinverlören.

Welch ungeheures Leben, und trotz des wüsten Durcheinanders welche großartig überzeugende Komposition! Der hochragende Kentaur genau in der Mitte beherrscht das ganze Bild. Gegen ihn steht der in seiner ganzen Körpergröße sichtbare — es ist der einzige ganz sichtbare Körper auf dem Werke — Lapithe mit dem zum Steinwurf ausholenden Arm. Das große Bindeglied schafft die gewaltige Querlinie, die durch die beiden Rückenansichten gebildet wird von dem sein Weib (auch nur vom Rücken sichtbar) am Kopf wegzerrenden Lapithen, während der Rumpf dieses Weibes von umschlingenden Armen zurückgehalten wird. So steht dieser weichere und schwächere Körper als ohnmächtige Beute zwischen den entfesselten Gewalten. Eine Fülle von Schicksal liegt in diesen fünf Figuren. Alle Möglichkeiten von Raub und Rettung, Sieg und Tod, samt der leidenschaftlichen Ursache dieses wilden Kampfes liegen hier beschlossen. Die großartige Füllung des übrigen Raumes erzeugt das Empfinden, daß dieses Einzelgeschick sich in zahllosen Abstufungen wiederholt. Wahrlich, der alte Michelangelo hatte ein Recht, diese Jugendarbeit mit hohen Lobsprüchen, die in seinem strengen Munde doppelten Wert hatten, zu bedenken. Es gibt keine glänzendere Genietat eines Jünglings.

Auch die beiden Werke, die uns aus einem reicheren Schaffen des ersten römischen Aufenthalts (1496 bis zum Sommer 1501) erhalten sind, bilden in jedem Betracht merkwürdige Gegensätze, die dem tiefer in die Persönlichkeit Michelangelos Eindringenden aber doch nur als sich ergänzende Ausflüsse seiner eigenartigen Wesenheit erscheinen. Schon die Titel der beiden Werke stehen wieder so seltsam nebeneinander, wie die der Jugendarbeiten: ein „Trunkener Bacchus“ und jene „Pietà“, die noch heute in St. Peter durch das überwältigende Ineinanderklingen eines überlebensgroßen Schmerzes und überweltlicher Schönheit den Gläubigen erschüttert und den Kunstempfänglichen beseligend zu Tränen rührt.

Wie unbedingt selbständig Michelangelos Verhältnis zur Antike war, wie er trotz höchster Bewunderung der Alten auch nicht ein Quentchen seines eigenen Selbst aufgab, wie er vom Alten nur lernte, um das Eigene um so ungehemmter zum Ausdruck bringen zu können, zeigt der „Trunkene Bacchus“ (Florenz, Nationalmuseum — 1497 bestellt). Fürs erste hat diese Art von Trunkenheit nichts von der antiken Dionysoslust; das ist Michelangelos schwerblütiges Temperament. Diese Trunkenheit ist nur negativ und damit bezeichnend für den immer nüchternen Künstler. In diesem Körper fehlt das „Hinauf“ vollständig, alles ist schlaff, niederziehend. Es ist, als sollten die Formen auseinanderfließen; nur die üppig-weichliche Haut hält sie noch eben zusammen. Ein Meisterstück realistischer Kunst, wie in der Gesamtauffassung, ist das Werk auch in der technischen Behandlung des Marmors, durch den man die vollsaftige Üppigkeit des lässigen Römerkörpers zu fühlen glaubt.

Und daneben nun als Werk der gleichen Zeit (1498 bestellt) die „P i e t à“ (Rom, St. Peterskirche). Mit diesem Werke begründete der Fünf-

undzwanzigjährige seinen Weltruhm. Vom ersten Erscheinen bis zum heutigen Tage weckte es die höchste Bewunderung und verleitete zur Nachahmung. Es ist weder geistig noch formal jemals erreicht worden. Geist und Form sind hier vollkommene Einheit. Der Vorgang ist aus dem Zeitlichen hinausgehoben ins Ewige: die Mutter hält den Sohn im Schoß, und wir stehn erschüttert, denn es ist unser Leid, das Leid der Welt. Sind es noch zwei Individualitäten, die aus der Gruppe sprechen? ist es nicht eine Idee? Zur formalen Einheit ist die Gruppe verwachsen, rechts (vom Beschauer) zerrissen, links so geschlossen in der abwärts zwingenden Linie, daß sogar Christi Haupt in diesem Drang versunken ist. Zerwühlt, unruhig sind Marias Gewänder und das Bartuch, das ihrer Hand entglitt und die göttliche Schönheit der toten Glieder enthüllt. Nur ein Gott kann so schön sein; nur ein Tod, durch den das Heil in die Welt kam, kann noch die lebendige Schönheit Apolls überbieten.

Hat der Künstler gefühlt, daß er mit diesem Werke ein Zeitmal aufgestellt hatte? Es ist das erste, das er mit seinem Namen gezeichnet hat. „Michael Angelus Bonarotus Florent.(inus) faciebat" steht auf dem schmalen Band, das über die Brust der Madonna läuft. Es ist das einzige gezeichnete Werk geblieben. Von nun ab kannte die Welt die Handschrift dieses Riesen.

Im Sommer 1501 war Michelangelo nach Florenz zurückgekommen, rechtzeitig, um noch in eine Angelegenheit eingreifen zu können, die so recht bezeichnend ist für die leidenschaftliche Anteilnahme der damaligen Florentiner an Kunstdingen. Im Hof der Domwerkstätte lag seit einem Menschenalter ein riesiger Marmorblock von fast sechs Metern Länge. Er war verhauen und schien so unbrauchbar, andererseits war es ein Stück Stein von seltenster Schönheit. Schon war man jetzt bereit, Sansovino die Erlaubnis zu geben, mit dem Block nach Belieben umzugehn, da erklärte Michelanelo, er wolle den Stein ohne jede Änderung bearbeiten. So entstand in dreijähriger Arbeit der David, der so genau in diesem Stein eingeschlossen gewesen war, daß man noch lange an Scheitel und Postament die Rinde des Marmors erkennen konnte.

In der Tat, man muß bei Michelangelo von einem solchen Erlösen der Gestalten aus dem Gestein sprechen; gerade die Betrachtung seiner zahlreichen unvollendeten Werke verlockt dazu.

„Il Gigante" nannten die Florentiner diesen David, der seit dem Sommer 1504 vor ihrem gewaltigen Rathaus als ein Wahrzeichen stand, nach dessen Aufstellung die Stadtchroniken wichtige Ereignisse datierten. Die Bezeichnung als „David" verlockt zu sehr, einen Inhalt hineinzulesen: der Blick sei auf den Gegner gerichtet; gleich werde die Linke die Schleuder mit dem Steine zurückschieben und die Rechte, die die Schleuderenden hält, zum Wurfe ausholen.

Ich meine, man sollte den Plastiker Michelangelo mit den Partizipien verschonen. Wer so vom Urwesen der Plastik erfüllt ist, hat vor allem die Notwendigkeit des Zuständlichen erkannt. Auch dieser junge Riese ist ruhig, steht nicht „im Begriff, das oder jenes zu tun", sondern ist. Es ist die jugendliche Heldenkraft, draufgängerisch, tatensüchtig, aber ungefüg und nicht voll beherrscht; mehr Körper als Geist, trotz des wunderschönen Kopfes (vgl. die Abbildung). Ganz Tempe-

rament; nicht gezügelt — das würde die Absicht sein —, aber nicht losgelassen, weil nicht gereizt, ist dieser Kopf der Antike (etwa den Dioskuren) verwandt und doch ganz Ausdruck der Renaissance. Benvenuto Cellini muß solch ein „Kerl" gewesen sein und vor allem — Michelangelo selbst in den Stunden, in denen ihn der frühgereifte Geist der Weisheit und der hochgestimmte Wille zur Vollendung freiließen.

Eine zweite „öffentliche" Aufgabe dieser Florentiner Jahre bringt Michelangelo in Wettstreit mit dem größten Malergenie, Lionardo da Vinci. Beide traten als Wettbewerber für das Wandgemälde auf, das mit einer Episode aus den Kämpfen zwischen Florenz und Pisa den großen Sitzungssaal des Palazzo vecchio schmücken sollte. Beide Werke sind zugrunde gegangen; das Michelangelos war nie über den Karton hinausgediehen, und wir kennen es fast nur aus schwachen Nachzeichnungen. Das heißt einige Studien zu den im Bade überfallenen Kriegern zeigen, wie Michelangelo zwar einen alltäglichen Vorwurf aufgreifen konnte, wie aber unter seiner Hand alles ins Monumentale wuchs. Mit rein malerischen Mitteln konnte er nicht gegen Lionardo ankämpfen; so wollte er mit den beweglicheren Mitteln der Malerei der Welt den ganzen Reichtum der plastischen Möglichkeiten des bewegten Menschenkörpers offenbaren.

Noch fallen in diese Florentiner Jahre vier Madonnen, darunter die von Brügge, die eine Art idyllisches Seitenstück zur Pietà in St. Peter ist und formal den nackten Kinderkörper vor der bekleideten Frauengestalt ausnutzt. Die drei andern sind Rundbilder, davon eins gemalt. Vor dieser „Heiligenfamilie" in den Uffizien überkommt den Beschauer doch ein gewisses kaltes Grauen: kühl und hart in der Farbe, überwuchtig in der Form, voll eines innern Widerstreites zwischen dem Riesengeist und dem idyllischen Inhalt, in den er eingezwängt ist. — Erst vor den beiden Marmorrundbildern wird uns wieder frei. Wahrhaftig, Michelangelo konnte auch lächeln, wenn er eine Mutter mit Kindern spielen ließ (die Londoner Gruppe). Oder hat ihn Lionardos geheimnisreiches Lächeln überwunden? — Ins Große wächst wieder die gleichzeitige Florentiner Madonna. Sie droht die Form zu sprengen. Und während das Ganze von der höchsten Ruhe ist, ist die Beweglichkeit innerhalb der Figur selbst aufs höchste gesteigert. Durch das tiefe Sitzen, das hochgereckte Knie entwickelt die Gestalt der Madonna eine unendliche Linienfülle, überthront von dem ruhigen Haupte, aus dem bereits der Blick der Sibyllen schaut.

Dieser Blick aber weist nach Rom.

* * *

1503 hatte der Kardinal Vincola, ein begeisterter Bewunderer der Antike, als Julius II. den päpstlichen Thron bestiegen, der damit seinen größten Kriegshelden und gewaltigsten Kunstförderer erhielt. Ein Michelangelo verwandter Charakter, aufbrausend und hochfahrend wie dieser, aber groß und großartig in der Art, wie er dem Genie alles nachsah und wie er den Künstler gewähren ließ. 1505 war Michelangelo der Einladung des Papstes nach Rom gefolgt. Zu Lebzeiten schon wollte sich der Papst ein Denkmal setzen, das den antiken Mausoleen würdig zur Seite stehen würde. Begeistert griff Michelangelo den Plan auf und

suchte monatelang in den Brüchen von Carrara das geeignete Material. Da gebot der Papst halt, bald kam es zum völligen Bruche; trutzig verließ der Künstler Rom, und es bedurfte monatelanger Verhandlungen, bis er wiederkam.

Es waren wohl weniger die Intrigen Bramantes, die den Plan des Julius-Grabes hintertrieben hatten, als die gewaltigere Idee des Papstes, Sankt Peter neu zu bauen. Da mußte natürlich der Gedanke an ein Werk, das erst in diesem neuen Bau Platz finden sollte, zurücktreten. Das Juliusdenkmal ist erst dreißig Jahre später an anderer Stelle und in ganz anderer Art zur Aufstellung gelangt. Dem Scheitern dieses Planes danken wir die „Sixtinische Decke".

Diese reizlose, 1483 erbaute Kapelle des vatikanischen Palastes lud gerade durch ihre architektonische Schmucklosigkeit zur Bemalung der weiten Wandflächen ein. Die besten florentinischen Maler des ausgehenden Jahrhunderts hatten sich in die Arbeit geteilt. Oberhalb zwölf Fresken waren achtundzwanzig Papstbilder gemalt. Nun sollte Michelangelo noch die Decke anschließen. Im ursprünglichen Entwurf waren die zwölf Apostel vorgesehen, der freie Raum sollte ornamental ausgefüllt werden. „Als ich das Werk anfing," erzählte Michelangelo seinem Biographen Condivi, „schien es mir ein ärmliches Ding zu werden, und ich sagte dem Papst, es dünke mich, daß die Apostel auf alle einen ärmlichen Eindruck machen. Als der Papst fragte: Warum? antwortete ich, weil sie selbst arm waren. Da gab er mir den neuen Auftrag, ich möge machen, was ich wolle, er werde mich zufriedenstellen, und ich sollte die Decke bemalen bis zu den geschichtlichen Wandbildern herab." Am 10. Mai 1508 begann Michelangelo die Arbeit, die er ohne Gehilfen ganz allein durchführte (die Decke hat etwa 650 Quadratmeter Fläche). Im September 1510 war die Reihe der großen Mittelbilder vollendet. Erst im Januar 1511, nachdem er endlich seine Bezahlung erhalten, nahm der Künstler die Arbeit wieder auf, die kurz vor Allerheiligen 1512 abgeschlossen wurde.

Aus dieser Zeit stammt ein an den uns sonst nicht bekannten Giovanni von Pistoja gerichtetes Gedicht, in dem Michelangelo seine Leiden bei dieser auch körperlich ungeheuren und unsagbar mühseligen Arbeit schildert. Es ist für den knurrigen Humor des Künstlers so kennzeichnend, daß es hier stehen möge.

Schon hab' von dieser Qual ich einen Kropf,
Grad wie vom Wasser in der Lombardei
Die Katzen, oder wo es sonst noch sei;
Gewaltsam schiebt der Leib sich an den Kopf.

Den Bart gen Himmel, rückenwärts den Schopf,
Zerr' ich harpyiengleich die Brust dabei;
Der Pinsel tropft, die schönste Kleckserei
Entsteht mir im Gesicht von dem Getropf.

Die Lenden sind mir in den Leib gedrängt,
Und das Gesäß hält 's Gleichgewicht dem Rücken,
Unsichern Schritts, wie blind, geh' ich herum.

Die Haut, die hinten sich vom Beugen zwängt,
Hängt vorn mir schlaff durch das Zusammendrücken,
Ich mach' mich wie ein Syrerbogen krumm.

Unsicher bin ich drum,
Das feste Urteil hat der Geist verloren,
Denn man schießt schlecht aus krummen Blaserohren.

Mein Bild, das totgeboren,
Schütz' nun Giovanni, wie auch meine Ehre;
Hier schüf' ich nichts, selbst wenn ich Maler wäre.

Die letzten Verse verweisen das Gedicht in die letzte Zeit, als der Künstler in den Lünetten mit einer begreiflichen Ermattung die Bilder vom Stammbaum Christi malte. Vorher muß auch er selbst, so oft es ihn zur geliebteren Bildhauerei locken mochte, von dem dithyrambischen Rausch seiner Schöpferkraft hingerissen und über alles irdische Bedenken hinausgetragen worden sein. Denn an Gewalt eines geistigen Erlebens, in der Größe innerlichen Schauens und der unbegrenzten Fähigkeit, dieses Geschaute auch zu gestalten, im überwältigenden Temperament des Vortrags, — mit einem Worte an gottähnlicher Schöpferfülle ist keine andere Kunsttat der Welt dieser Sixtinischen Decke zu vergleichen.

Daß der Besucher der Sixtinischen Kapelle von der Fülle der auf ihn einstürmenden Gesichte zunächst mehr erdrückt und verwirrt wird, liegt freilich nicht nur an der Größe des Geschauten, sondern auch am unglücklichen Zustand der Bilder und einer gewissen Schwäche der dekorativen Gesamtanlage. Aber Michelangelo ist eben nicht gleich Raffael von sonniger Klarheit und beglückender Harmonie. In ihm walten, gleich wie in Beethoven, titanische Mächte mit Urweltswucht, und mit vulkanischer Gewalt bricht die aufgeschichtete Glut dieses Feuergeistes aus der Tiefe hervor. Dafür erschließt sich der hingebungsvollen Versenkung die sonst nie geschaute Fülle eines aus den Urtiefen des Seins geschöpften Phantasielebens. Die Photographie hat viel des Schadens, den sie der Kunstbetrachtung zugefügt hat, dadurch wettgemacht, daß erst durch sie diese Bilder der Sixtinischen Decke der eindringlichen Betrachtung zugänglich gemacht sind. Wer sich Ernst Steinmanns Prachtwerk verschaffen kann, ist zu beneiden. Aber auch der Michelangelo-Band in den „Klassikern der Kunst" reicht aus, und für die Sixtinische Kapelle geben die drei Kunstwart-Mappen für erschwinglichen Preis (zus. 13 M) sehr Schönes.

Ich darf es nicht versuchen, eine Ausdeutung dieser Bilderfolge zu geben, die ja den Umfang dieses Aufsatzes überschreiten müßte. Michelangelo hat an die völlig ungegliederte Decke eine Scheinarchitektur gemalt und sich selber mit ihr eine Gegenkraft gegen die ungestüme Fülle von Gestalten geschaffen, die er hier entfesselte. Diese Scheinarchitektur gibt zugleich dem Beschauer den Überblick und die Ordnung in diesem Auf und Ab der Riesenleiber. Den Vorrang behauptet der große Mittelstreifen, der in neun Feldern die erzählenden Bilder aus der Schöpfungsgeschichte enthält. Die fünf kleinen Bilder sind flankiert von jugendlichen Männergestalten (den „Sklaven" oder „Atlanten"). Diese ganze Welt wird zu beiden Seiten durch das große durchgehende Gesims getrennt von der tieferliegenden Bilderreihe, in der die Bögen über den Fenstern (Lünetten) mit den „Vorfahren Christi" abwechseln mit den Riesengestalten der Propheten und Sibyllen. Nicht nur, daß Michelangelo jeder dieser Gestalten Putten beigegeben hat; er verträgt auch sonst keinen leeren Raum. In den durch die Lünetten heraus-

geschnittenen Stichkappen sind genrehafte Darstellungen, und auch die „Sklaven" halten bronzefarbene Medaillons mit Bildern.

Eine Schöpferkraft tobte sich hier oben aus, ein Prometheus: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde." Nur der Menschenleib herrscht, keine Tiergestalt, kein Ornament. Auch die Erscheinungen der Natur werden nur angedeutet. Eine schräge Linie bedeutet einen Berg, einige Grashalme versinnbildlichen den üppigen Pflanzenwuchs. Sonst nur der Mensch.

Die Schöpfungsgeschichte dieses Menschen steht im Mittelpunkt der Decke. Das vierte bis sechste Bild bringen die Erschaffung Adams, die Evas und den Sündenfall mit der Vertreibung aus dem Paradiese. Nie sind geheimnisvolle Vorgänge in so natürliche Körperlichkeit hineingewachsen. In schrankenloser Freiheit schwebt Gott über die von ihm geschaffene Welt dem hohen Augenblick zu, in dem er den von ihm zuvor über alles herrlich gestalteten Körper Adams aus den Fesseln der Leblosigkeit löst. Als er dieses Bild gesehen, bekannte Goethe, daß ihm „selbst die Natur nicht mehr schmecke, da er sie doch nicht mit so großen Augen ansehen könne, wie Michelangelo". Die Schöpfung Evas ist das liebliche Idyll nach dem großen Drama. Der Riese schläft und träumt wohl in seiner Sehnsucht. Und der göttliche Vater gibt dieser Sehnsucht Gestalt, die als selig-schöner Körper ihm entgegenwächst; wie hier die erste Gebärde zum Gebete wird, ist eine jener ergreifenden Eingebungen, auf die nur das reine Kinderherz kommen kann, das in jedem genialen Künstler schlagen muß. Wie eine Gebirgsmasse ragt der gütige Gott, den der Raum kaum zu fassen vermag, senkrecht empor. Wie Eva in schräger Linie von der Wagerechten Adams da hinaufstrebt, ist als Komposition von der überwältigenden Einfachheit des Urgesetzes.

Und nun die Schicksalstragödie der Menschheit. Adam und Eva sind bereits „wissend" geworden durch den Willen zur Sünde. Adam greift selbst in den Baum, aber Satan streckt dem Weibe, das in der Siegesgewißheit seiner sinnlichen Schönheit die Sünde ersehnt, die Frucht entgegen wie einen Preis. Und aus dem gleichen Baume wächst der fluchende Geist. Sie fliehen davon: Eva in sich verkauert vor Scham und Nichtigkeit; Adam, bei aller Geschlagenheit, in einer gewissen Größe, als fühle er sich als Schicksalsträger und Beschützer der hinter ihm Deckung suchenden Eva. Erst jetzt ist er ihr „Herr" geworden. —

Von den drei Bildern, die weiter in die Geschichte der Menschheit hinabweisen, nenne ich nur die Sintflut. Und hier versenke man sich einmal in die linke Bildhälfte, wie sie unsere Abbildung zeigt. Das Leben hat sich auf diese letzte Höhe geflüchtet, des Lebens Urquell, die Mutterschaft. Hätte Michelangelo nichts anderes geschaffen, als dieses aufrechtstehende Weib, dessen nackter Riesenleib wie der Urschoß der Fruchtbarkeit wirkt, und dessen Körper in allen Zügen den Kampf um das Leben zeigt, das lächelnd hinter dem sturmgebauschten Mantel in ihrem Arm sich birgt — er träte als größter Gestalter des Weibtums neben den Schöpfer der Sixtinischen Madonna, dessen schönheitsselige Mutterverherrlichung das künstlerische Seitenstück zu diesem Muttertiere ist.

In seinen drei letzten Deckenbildern jauchzt Michelangelo seinen Hymnus auf die Schöpferherrlichkeit. Wenn dieser Gott segnend über den Wassern schwebt,

ist all sein Atmen Befruchtung, seine Wesenheit ist Zeugung. Im jubelnden Schwunge rast er durch das All, durch die Gewalt der eigenen Bewegung Sonne und Mond so hinausschleudernd in den Raum, daß sie von nun ihre Bahn laufen müssen bis zur letzten Stunde, wo Er ihnen halt gebietet. Und dann jenes letzte Bild des Urgeheimnisses, wo Gott selber aus dem Taumel des Chaos sich löst, sich selber gewissermaßen schaffend, indem er bewußt wird seiner selbst. —

Auf gleicher Höhe, wie die Deckenbilder, stehen die Propheten und Sibyllen, diese Verherrlichung der menschlichen Genialität: von der ruhigen Sicherheit des Zacharias über die leidenschaftliche Denkergewalt Joels, das „Hineinhorchen in die Welt“ des Jesaijas, die gierige Empfangsbereitschaft Ezechiels, den Wissenseifer Daniels, die überwältigende Melancholie des Weltwissens bei Jeremias zur taumelnden Gotttrunkenheit des Jonas. Dazwischen die Sibyllen: diese Verkörperung des Visionären in der Delphica, über die der Geist Gottes als ein Erlebnis kommt; die rückhaltlose Hingabe an das Studium bei der Erythräa; die Urweltriesin und Bergerin des Wissens ältester Zeiten, die Cumäa; und diese Überlieferung selbst, die greise Ursage Persica; endlich aber auch das Ewigste im Weibe, aus dem der Menschheit in Leid und Seligkeit das höchste Wissen geflossen ist: die Schönheit des Weibtums in der Libyca.

Dem Schöpfer dieser Gestaltenreihe war nichts Menschliches fremd geblieben. Wenn irgendwo auf Erden, auf der Schwelle dieses Raumes stände das Bibelwort zu Recht: „Ziehe deine Schuhe aus, denn dein Fuß wandelt auf heiligem Boden!“

Zweiundzwanzig Jahre später hat Michelangelo noch einmal ein Jahrzehnt dieser Kapelle gewidmet. Es ist der alte Riese mit dem gleichen Urwelten türmenden Riesengeiste, der nun das „Jüngste Gericht“ an der Altarwand erstehen läßt: groß und unfaßbar wie die Welt, ein elementares Hinauf und Hinab, als Ganzes kaum zu erfassen, aber unerschöpflich im Reichtum des einzelnen. Der Verehrer Dantes, den er im Gedicht als den größten der Menschen gepriesen, hat hier seine „Divina commedia“ des Menschenschicksals an die Wand gedichtet. Ein Altarbild?! Man kann es begreifen, daß es kirchlichen Gemütern vor diesen losgelassenen Körpermassen graute. Aber wo ist ein Seelischeres ausgedrückt worden, als in diesen Körpern! Die Zeiten sind überbrückt; die Schau- und Denkweise verschiedener Jahrtausende sind eins geworden, wie es Lenau von Beethoven kündete:

„In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen.“

* * *

In diesen Römerjahren, im Anschluß an die Sixtinische Decke, ist auch der Moses geschaffen worden, der marmorne Genosse des Propheten in der Kapelle. Der Held an Geist und Körper ist hier Gestalt geworden, das vollendete Lebensbild höchster Männlichkeit. Und die beiden Sklaven, die heute im Louvre stehen, gesellen sich zu ihm, wie an der Decke oben die Engel. Dort im Moses die „Freiheit“ im Sinne von Vollendung, hier das gefesselte Leben: in bäumender Auflehnung

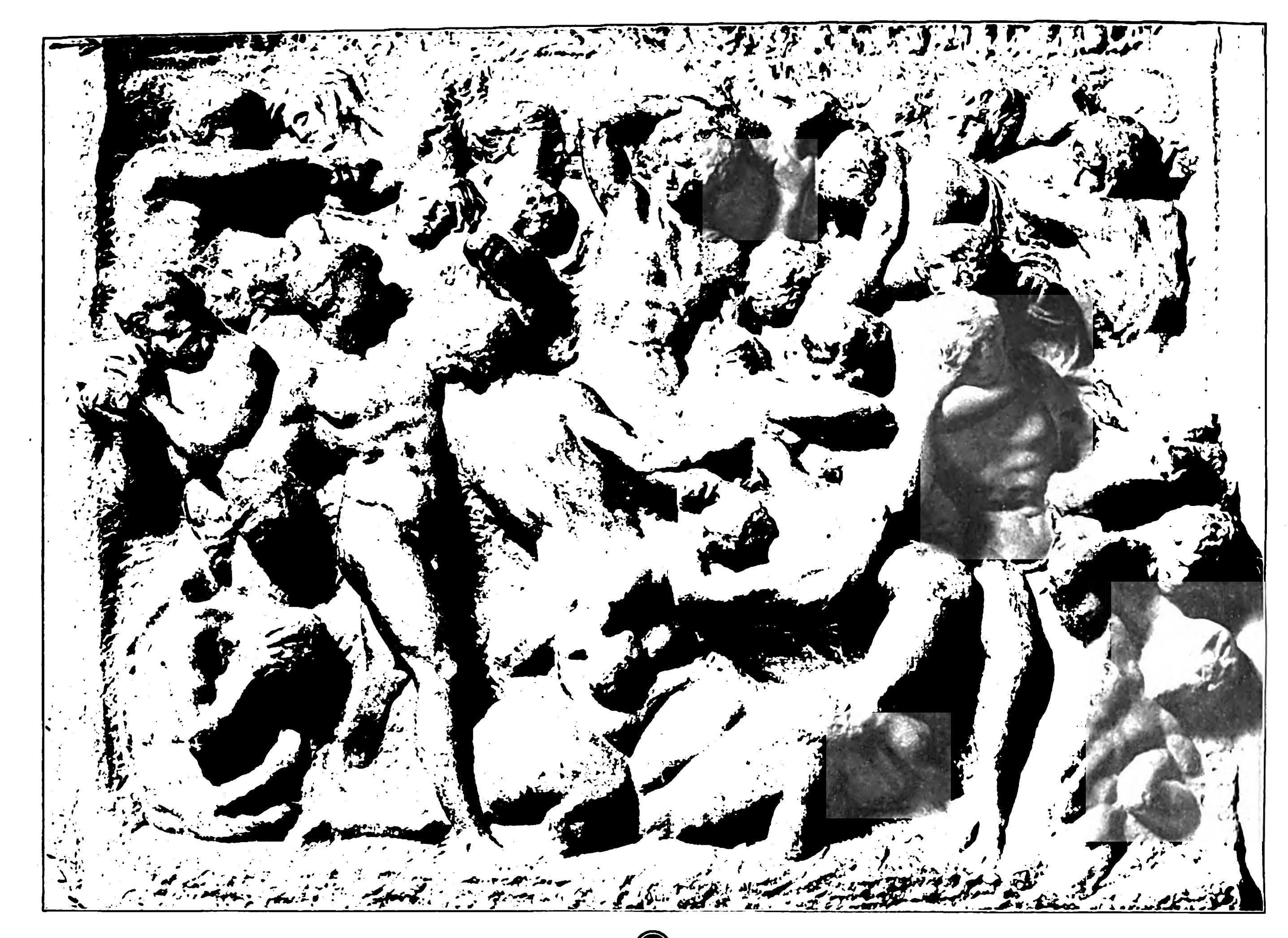
der eine, der andere kennt nur noch den einen Willen nach dem Ende. Das Juliusgrab selbst, für das diese Gestalten bestimmt waren, ist erst ein Menschenalter später vollendet worden, ein Schatten nur dessen, was einst geplant war. Aber wir danken dem Scheitern dieses Planes die Sixtinische Decke, und es war Michelangelo beschieden, auch noch sein Testament als Plastiker der Welt zu hinterlassen, wenngleich auch für die Mediceerkapelle der Plan zu riesig war, als daß er hätte gelingen können. Jene vier allegorischen Gestalten, die als Aurora, Crepusculo (Dämmerung), Giorno (Tag) und Notte (Nacht) seit bald vierhundert Jahren von der Menschheit als einer der kostbarsten Besitze bewundert, gepriesen und in anbetender Liebe umfangen werden, sind das Ergreifendste, was Michelangelos Seele gekündet hat. Der Schöpfer dieser Gestalten ist der Jeremias von der Sixtinischen Decke. Tiefstes Weltwissen, ganzes Miterleben des Menschseins wird zur Melancholie. Nicht Haß, nicht Zorn, vielleicht kaum ein Weh um die Welt. Ein Ergebensein und Liebe, überwindende Liebe, die selbst das Leid inbrünstig umfängt. Siebzehn Jahre hatte Michelangelo im heimatlichen Florenz geweilt, nun kam er wieder nach Rom. Ein Sechziger. Aber drei Jahrzehnte ragt er noch in die Welt. Das Alter rüttelt kaum an seinem Körper, der leistungsfähig blieb wie der eines Jungen — man darf Michelangelos mit Galgenhumor übertreibende Klagen nicht schwer nehmen —; sein Geist aber ist das Wunder der Welt, mit gleicher Kraft immer Neues schaffend. Jetzt erst entsteht das Jüngste Gericht. Jetzt erst lernt die Welt den Baumeister Michelangelo kennen. Das Wahrzeichen des klassischen Roms, das Kapitol, läßt er zu neuer Herrlichkeit erstehen, und dann schafft er das Wahrzeichen des christlichen Roms: die unvergleichliche Kuppel auf St. Peter ist das Symbol Michelangelos selbst. Zweiundsiebzigjährig wird er der Baumeister dieses gleich einem Opferfeuer gen Himmel strebenden steinernen Gottesdienstes. Eine freie, ungelohnte Gabe war es, in der der Künstler seinem Gotte die würdige Wohnstätte auf Erden bereitete.

Inzwischen wandelt er selbst zielsicher der ewigen Gottesheimat zu. Die Huldigungen der Welt nimmt er lächelnd entgegen, noch einmal verläßt er die ewige Stadt. Bei den Einsiedlern des Gebirges von Spoleto findet er Zuflucht vor dem Kriegslärm, den er, der fast neunzig Jahre gekämpft, nun nicht mehr hören mag. Dann kehrt er nach Rom zurück, um dort zu sterben. Die dreiundzwanzigste Stunde des 18. Februar 1564 brachte das Erlöschen des größten Künstlergeistes der Menschheit.

In jener ergreifenden Szene, in der Gobineau uns das greise Liebespaar Michelangelo und Marchesa Vittoria Colonna im verklärten Abendrot der untergehenden Renaissance erscheinen läßt, spricht der nun ruhige Künstler: „Wir lassen große Dinge hinter uns und große Beispiele ... Die Erde ist reicher, als sie war, ehe denn wir kamen ... Was verschwindet, wird nicht ganz und gar verschwinden ... Die Felder können ruhen und eine Zeit brach liegen; das Samenkorn ist in den Fluren. Der Nebel kann sich ausbreiten und der Himmel grau und trüb sich mit Dunst und Regen bedecken; die Sonne steht doch dort droben.“ — —

Die Sonne steht doch dort droben!





Kampf der Centauren und Lapithen (Um 1493/4) Ⓣ Florenz, Museo Buonarotti

Die Nacht (1524—1531)  Vom Grabmal des Giuliano de Medici, Florenz

Ein kauernder Jüngling (Um 1534?)  St. Petersburg, Eremitage

Brutus (Nach 1539)



Florenz, Museo nazionale



Grabmal des Papstes Julius II. (Vollendet 1545) Ⓣ Rom, S. Pietro in vincoli

Daniello da Volterra: Michelangelo  Bronze im Museo nazionale zu Florenz

Der Prophet Jeremias. Ausschnitt (1508-12)  Von der Decke der Sixtinischen Kapelle

Das Jüngste Gericht (1534—1541)



Teilstück vom Fresko in der Sixtinischen Kapelle

Die Bildnisse des Michelangelo

Als Band III der „Römischen Forschungen der Biblioteca Hertziana“ ist soeben ein großer Prachtband erschienen mit Porträtdarstellungen des Michelangelo, herausgegeben von Ernst Steinmann. (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 135 M.) Der hohe Preis, der allerdings angesichts des Geleisteten durchaus berechtigt ist — der Lederband umschließt in Großfolio hundertundsieben Tafeln in Lichtdruck —, wird der Verbreitung des Werkes enge Grenzen ziehen. Die Forschung jedoch wird sich mit diesen neuesten Ergebnissen des hingebungsvollen Fleißes und oft bewährten Feinsinns Ernst Steinmanns, dem wir ja schon so manche bedeutende Arbeit über Michelangelo zu danken haben, eingehend beschäftigen müssen. Bislang war über die Porträtdarstellungen Michelangelos wenig Stichhaltiges geschrieben worden. Das vorliegende Werk gibt nun die gesichtete Sammlung des ganzen vorhandenen Materials und schafft damit die Grundlage für eine eindringliche kritische Beschäftigung mit demselben. Freilich hat auch hier Steinmann selbst im Begleittext zu diesem Werke, zumal in der eingehenden sachkritischen Würdigung der einzelnen Bilder, nicht nur die Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammengefaßt, sondern auch eine Fülle des Neuen beigebracht.

Über Michelangelos Verhältnis zum Porträt ist im Gedenkartikel dieses Heftes das wichtigste gesagt. Seine eigene Abneigung hat insofern auf andere Künstler eingewirkt, als es diesen nicht leicht fiel, den Meister zu einer Sitzung für ein Bildnis zu gewinnen. Das Verlangen, die Züge des schon zu Lebzeiten selbst von seinen grimmigsten Neidern als einzigartig bewunderten Künstlers im Bilde zu besitzen, war dagegen so weit verbreitet, daß, wie die Bildersammlung dieses Bandes ja am überzeugendsten dartut, eine Unzahl von Bildnissen Michelangelos in den verschiedensten Techniken geschaffen worden sind. Und bis in die jüngste Zeit mußte man die Angaben über die in den verschiedensten Galerien und Sammlungen Europas verstreuten Michelangelo-Bildnisse übernehmen, ohne durch Vergleichsmöglichkeiten die vielfach widerstreitenden Aussagen nachprüfen zu können.

Vasari, der es ja eigentlich wissen mußte, hatte bereits behauptet, daß es nur zwei Originalbildnisse Michelangelos gegeben habe, und zwar das eine von Bugiardini, das andere von Jacopo del Conte. Von diesen seien so viele Kopien gemacht worden, daß sie über ganz Italien und das Ausland zerstreut seien. Diese Behauptung Vasaris wird nun durch die kritische Forschung bestätigt. Steinmann kann darum auch die von ihm gesammelten Bildnisse in einigen großen Gruppen unterbringen. Über die Entstehung des Bildes von Bugiardini verbreitet sich Vasari ausführlich.

Giuliano Bugiardini war von jung an mit Michelangelo befreundet; sie hatten zusammen ihre Lehrzeit als Bildhauer und Freskomaler durchgemacht, und Michelangelo war dem einfachen Kameraden in echter Freundschaft zugetan. Diese Freundschaft benutzte Ottaviano de Medici, der Michelangelo so verehrte, daß er ihn zum Gevatter für seinen Sohn gebeten hatte, um zu einem Bildnis des Meisters zu gelangen, der seit 1521 seine Arbeiten an der großen Sakristei von San Lorenzo und den Medici-Gräbern förderte. Michelangelo soll wirklich zwei Stunden lang still gehalten haben, und Ottaviano erhielt später das vollendete Gemälde.

Dieses ist also in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts entstanden, als Michelangelo noch in der vollen Manneskraft stand. Ich kann nun nicht im einzelnen die Geschichte der Bildnisse verfolgen, die in diese Gruppe gehören. Unter ihnen ist das im Louvre befindliche das berühmteste. Wir geben aber nicht dieses wieder, sondern eine von Steinmann zum erstenmal veröffentlichte Federzeichnung, die aus den reichen Schätzen der Handzeichnungen des Louvre entnommen ist. Steinmann macht es mit guten Gründen wahrscheinlich,

daß diese Zeichnung von Michelangelo selbst herrührt und damit die einzige porträtmäßige Selbstdarstellung des Meisters wäre. Michelangelo hätte diese Zeichnung gefertigt, um seinem Freunde Bugiardini die Arbeit für das Gemälde zu erleichtern. In der Tat erscheinen die vorhandenen Bilder dieser Gruppe alle als abhängig von dieser Zeichnung, die ihrerseits trotz der Zerstörung von einem mystischen Zauber umkleidet ist. Der eigentümliche Turban, den dieses Bildnis zeigt, ist die Bildhauerkappe, die Michelangelo zu tragen pflegte, um sich so gegen den Marmorstaub zu schützen. In späteren Jahren hatte der Meister diese Haube — Celata nennt sie Vasari — so eingerichtet, daß er in ihr ein Licht befestigen konnte, falls er des Nachts arbeiten wollte.

Eine zweite noch viel größere Gruppe von Bildnissen schart sich um das Porträt des Jacopo del Conte. Man hat dieses Werk, dessen beste Fassung in der Sammlung Chaix d'Est-Ange in Paris sich befindet, vielfach für ein Selbstporträt Michelangelos gehalten, was am besten für seine hohen malerischen und künstlerischen Werte spricht. Ich glaube, daß Steinmann diese Meinung zutreffend widerlegt hat und daß wir hier im Gegenteil das Werk des Malers Jacopo del Conte vor uns haben, der schon zuvor in seinen Malereien in der Florentiner Kirche zu Rom San Giovanni del Collato ein Bildnis Michelangelos in den Fresken angebracht hatte. Das Bildnis ist unvollendet geblieben, weil es zu einem häßlichen Bruch mit dem im Charakter wenig erfreulichen Künstler gekommen ist. Es würde Michelangelo etwa im Alter von sechzig Jahren darstellen.

Steinmann beschreibt nun eine Reihe von anderen Bildnisgruppen, Stichen und Medaillen, und kommt dann zu den Bronzebüsten des Daniello da Volterra. Daniello hatte zu den intimsten Freunden des alten Michelangelo gehört, er hatte ein Porträt des verehrten Meisters gezeichnet, hatte ihn sterben sehen und hat wahrscheinlich vom Toten die Maske geformt. So war es begreiflich, daß der Neffe Michelangelos, Lionardo Buonarroti, ihm den Auftrag erteilte, zwei Bronzebüsten seines großen Oheims herzustellen. Wenige Monate nach Michelangelos Hingang berichtet Daniello nach Florenz, daß eine Wachsform bereits vollendet sei. Es wird dann noch über den Fortgang der Arbeit gelegentlich berichtet, bis dann Daniello, der sich in der Tätigkeit für das große Reiterdenkmal Heinrichs II. von Frankreich übernommen hatte, Erholung suchen mußte und vor seinem am 4. April 1566 erfolgten Tode nicht mehr dazu kam, die letzte Hand an die gegossene Büste zu legen.

Die weiteren Nachrichten, die wir noch besitzen, ergeben, daß von dieser Büste mindestens sieben, vielleicht aber auch acht oder noch mehr Abgüsse gemacht worden sind, die sich aber im Rohzustande befanden und noch erst der Bearbeitung durch den Ziseleur bedurften. Daniello selbst hat also diese Arbeit an keiner der Büsten mehr vornehmen können, und es ist nun sehr lehrreich zu sehen, welch verschiedenen Eindruck die verschiedenen Abgüsse aus dem gleichen Wachsmodell heute machen, was einerseits auf die verschiedene Ziselierung, andererseits auf die verschiedene Einstellung des Kopfes auf eine tragende Büste hervorgerufen wird. Auch dafür müssen wir jedoch auf Steinmanns Buch verweisen, das dann außerordentlich fesselnde Mitteilungen über das Leichenbegängnis in San Lorenzo und das Grabmal in Santa Croce enthält. Unsere Leser finden jenen Abguß der Büste des Daniello da Volterra, der sich im Museo Nazionale zu Florenz befindet, im vorliegenden Hefte.

Goethes Wort: „Des Menschen Gegenwart, sein Gesicht, seine Physiognomie, sind der beste Text zu allem, was immer über ihn gesagt und kommentiert werden kann", kennzeichnet auch den außerordentlichen Wert eines guten Bildnisses für die Erkenntnis eines großen Menschen. So vertieft man sich denn auch immer wieder mit leidenschaftlichem Suchen in dieses Leidensantlitz des großen Künstlers, das durch rohe Gewalt zerstört worden war und doch von einer so eigenartigen, tief ergreifenden Schönheit ist. K. St.





Kino-Musik

Von Fritz Droop

Der Kampf gegen das Kinodrama ist eine Donquichotterie wie jeder Kampf gegen den Geschmack. Zudem soll man nicht verallgemeinern, denn neben viel Schlechtem wird das Kino auch in diesem Rahmen manches Gute bringen. Zweierlei nur hat Sinn und Wert: die Verbesserung des Repertoires und die Ausschaltung schlechter Hilfsmittel.

Auch die Muse der Tonkunst wird der Idee der Lichtspielhäuser in immer größerem Maße dienstbar gemacht, ohne daß man mit der Art ihrer Verwendung einverstanden sein könnte. Wie sehr die musikalische Seite des Kinos es verdient, ernst genommen zu werden, wird offenbar, wenn wir einen Blick in die vielen Lichtbildtheater werfen, die in den kleinen und kleinsten Städten dem großen Publikum die einzige Stätte der Zerstreuung und Erbauung sind. Von der Musik des kleinen Kientopps soll hier zunächst die Rede sein.

Auf dem Programm der Lichtspielbühne steht als Glanznummer des Abends das Drama „Frauenleid“. Der Tod zerstört eine glückliche Ehe, indem er den jugendlichen Eltern das einzige Kind raubt und kurz darauf den schwindsüchtigen Gatten (einen Ingenieur) auf der Straße sterben läßt, nachdem ein skrupelloser Fabrikant die Erfindung des strebsamen Kranken an sich gerissen hat. Der Teilhaber des Fabrikbesitzers sucht das Verbrechen an dem Toten später dadurch zu sühnen, daß er die notleidende Witwe als Gattin heimführt ... Dazu Musik: Während der Kinematograph die stille Häuslichkeit im Hause des Ingenieurs auf die Leinwand zaubert, greift ein Klavierspieler mit verzücktem Augenaufschlag in die Tasten und entlockt dem verstimmten Instrument das Lied des siebenmal verwünschten Trompeters von Säckingen. Jetzt tritt der Sterbeengel an das Bett des Kindes, und schon intoniert der Pianist (nach einer Überleitung, neben deren Kühnheit selbst die Unbekümmertheit Arnold Schönbergs verblaßt): „Es ist bestimmt in Gottes Rat ...“ Der Versuch, den Tod des Gatten durch den Chopin-

schen Trauermarsch zu unterstreichen, wird beinahe zu einer Leichenschändung, und selbst die Bemühungen um das Weserlied leiden an der technischen Unzulänglichkeit des „Kapellmeisters" kläglich Schiffbruch. Als Schluß folgt der „Hohenfriedberger". Der Zuschauer mag sehen, wie er die Marschrhythmen mit dem Schlußidyll des Dramas in Einklang bringt. Der Direktor des Theaters aber steht stolz neben dem Jüngling im lockigen Haar und weiß nicht, welch freches Pfuschertum sich hier breitmacht. Was will er auch mehr? Die Frauen und Mädchen schluchzen laut, und dicke Tränen fließen rechts und links.

Es ist selbst dem anspruchsvolleren Hörer schließlich gleichgültig, ob er einen flotten Walzer von Strauß oder eine Rhapsodie von Liszt zu hören bekommt, wenn meinetwegen gezeigt wird, „warum Johann die Pferdemedizin nicht nehmen" und „Frau Fettig nicht Schwiegermutter werden will", vorausgesetzt, daß die Wiedergabe an sich genießbar ist. Aber muß es nicht als eine heilige Pflicht erscheinen, mit jenem musikalischen Unfug aufzuräumen, der sich besonders da zu betätigen sucht, wo eine sentimentale Geschichte noch sentimentaler gemacht werden soll? Heißt es nicht die Dosis Gift verdoppeln, wenn die erheuchelten Gefühlswallungen eines sensationellen Schauerdramas noch mit einer entsprechenden musikalischen Sauce übergossen werden?

Gewiß kann die Tonsprache nicht nur das Wort, sondern auch die Mimik und Geste ergänzen. Die Musik ist ja die eigentliche Stimme der Natur, zu der sie immer wieder zurückkehrt, wenn in Augenblicken größter Leidenschaft die Wortsprache versagt. Der Musik vertraut die Seele ihre geheimsten Ahnungen und Träume an. Aber die Musik soll nicht verdunkeln oder gar verdummen. Sie soll nicht Leidenschaft in seelische Verwirrung, Zartheit in weibische Empfindelei verkehren. Klarheit und Wahrheit sei ihr Losungswort. Gerade im Kino, das Millionen von Menschen die einzige Stätte bietet, wo ihnen mit dem Bilderwerk gleichzeitig musikalische Genüsse geboten werden, sollte nach dieser Seite hin die allerstrengste Zensur geübt werden. Diese Forderung wird um so dringender, weil mit der Vermehrung des musikalischen Banausentums eine bedauerliche Verminderung des wirklichen Musikverständnisses tapfer Schritt zu halten scheint. Wer zählt die Tausende unter den Gebildeten, die stolz zu den Mitgliedern irgendeines Musik- oder Theatervereins gehören und die dennoch die langen Haare des Virtuosen für wichtiger halten als die Werke, die er ihnen vermitteln soll? Traurig um eine Kunst, die berufen war, die Seele des Menschen zu adeln und selbst die Lücken der Bildung beseitigen zu helfen! ...

Zu den neueren Errungenschaften des Kinos gehört der vertonte Film. Er begann seine Laufbahn bei dem französischen Dramatiker Henri Lavedan, der keinen Geringeren als den greisen Saint-Saëns zu bewegen wußte, ihm zu seiner Film-Tragödie „Die Ermordung des Herzogs von Guise" eine programmatische Musik zu schreiben. Vor einigen Tagen ging in Berlin ein phantastisches Kinodrama mit Musik in Szene: „Der Student von Prag" von Hanns Heinz Ewers, in Musik gesetzt von Professor Joseph Weiß; und wenn die Zeitungen keine Sommerente geschossen haben, tritt Jean Gilbert demnächst auch als Kinoschauspieler auf. Er hat unter dem Titel „Der Werdegang eines Komponisten" ein Stück verfaßt, dem

die Musik seiner Operette „Puppchen" zugrunde liegt. Gleichzeitig kommt aus Wien die Nachricht von der ersten Vorführung des Kinetophons. Den Bildern gesellt sich die Stimme eines Grammophons. Die handelnden Personen haben es nicht mehr nötig, sich auf die gesteigerte Geste und das forcierte Mienenspiel zu beschränken. Wir sehen die Bewegungen ihres Mundes, während das versteckte Grammophon die Laute hervorbringt, die gesprochen oder gesungen werden. Ein berühmter Geiger tritt auf. Wir hören das G-Moll-Konzert von Bruch oder eine Sonate von Beethoven und sehen, wie der Strich des Bogens eins ist mit den Tönen, die dem Schalltrichter der Maschine entströmen. Ein Weilchen noch, und wir werden Caruso auch im Kino zugleich sehen und hören, werden mit Hilfe des Kinos jederzeit die Stunden durchleben können, da wir andächtig zu Emil Sauers, Frederic Lamonds oder Therese Careños Füßen saßen. Wenn der Kaiser an der Spitze eines Truppenkörpers auf der Leinwand erscheint, wird auch die Regimentsmusik nicht schweigen; wo der blinde Leiermann sich zeigt, wird auch sein wehmutsvolles Lied nicht fehlen. Und wer garantiert dafür, daß nicht eines Tages auch der Chor der Pilger oder der Aufzug der Gilden das Kino „erobert" hat?

Aber was will das alles besagen gegenüber der Absicht eines findigen Kunstapostels, von dem mir jüngst ein Musenfreund erzählte. Ein früherer Schauspieler plant die Illustration klassischer und moderner Programmusik durch Filmstücke. Es handelt sich um eine Art musikalischen Anschauungsunterrichts. Was unsere Meister in stillen Stunden der Weihe geschaffen haben, soll dem Publikum durch sichtbare Handlungen „näher" gebracht werden. Als erste Probe seiner praktischen Analyse beabsichtigt der tatendurstige Musikpädagoge die Inszenierung einer Beethovenschen Sonate. Der Titel lautet: „Die Wut über den verlorenen Groschen." Man denke sich den Meister in den einzelnen Phasen seines herrlichen Zorns ... Hoffentlich läßt ihn der „Dichter" nicht zum Spazierstock greifen und wutschnaubend Teller und Töpfe, Bilder und Vasen zerschlagen, bis er ermattet den Tönen einer Hirtenflöte lauscht und vom Schöpferdrange beseelt wieder die Notenfeder nimmt. Noch weiß die Öffentlichkeit nichts von den Wundern, die da kommen sollen. Aber ich meine: es gibt Dinge, denen man am besten dadurch begegnet, daß man sie der Lächerlichkeit preisgibt, bevor sie ihr Publikum gewonnen haben.



Eine neue Mission der Geige

Zu Neujahr sind die beim Ersten Internationalen Musikpädagogischen Kongreß des Frühjahrs 1913 gehaltenen „Vorträge und Referate" in Buchform erschienen. Der Vorstand des Deutschen Musikpädagogischen Verbandes hat diese schwere Arbeit mit der bei ihm längst bekannten Opferwilligkeit geleistet. Bei seiner Geschäftsstelle, Berlin W., Lutherstr. 5, ist das Buch zum Preise von ℳ 3.50 zu beziehen. Es enthält ein reiches und wertvolles Material, zumal über die soziale Lage des Musiklehrerstandes in den verschiedenen Ländern, über die Organisation der Musikbildungsanstalten, den Musikunter-

richt in den Schulen des In- und Auslandes, ferner über zahlreiche pädagogische Probleme und Neuerscheinungen.

Es liegt an diesem Stoffe, daß das Buch nur in den engeren Fachkreisen gelesen werden wird, und so möchte ich an dieser Stelle einen Vortrag herausgreifen, der die Anteilnahme der weitesten Allgemeinheit verdient. Professor Paul Stoeving aus London berichtete über eine Neuerscheinung des dortigen Musiklebens, die, so groß sie an sich bereits geworden, doch in dieser ungeheuren Weltstadt noch so wenig auffällt, daß die weitere Öffentlichkeit, wenigstens bei uns in Deutschland, bislang wohl noch kaum davon gehört haben dürfte.

Diese National Union of School Orchestras (N. U. S. O.) tritt allerdings nur einmal im Jahre an die große Öffentlichkeit; die übrige Zeit wirkt sie in bescheidenerem Rahmen, und man kann sagen, daß ihre besten Früchte ganz in der Stille und im engsten Lebenskreise jedes einzelnen reifen. Vor anderthalb Jahrzehnten hatte ein musikbegeisterter Schuldirektor in dem kleinen Städtchen Maidstone in der Grafschaft Sussex als erster mit seiner Volksschule ein kleines Schulorchester gegründet und mit den Knaben und Mädchen so hübsche Erfolge erzielt, daß auch weitere Schulkreise auf dieses „Maidstone Movement" aufmerksam wurden. Es ist auch für uns in Deutschland lehrreich, daß dieses vom Idealismus begonnene Unternehmen vermutlich in seinen Anfängen stecken geblieben wäre, wenn sich nicht eine große Verlagsfirma an die Spitze gestellt hätte. Vielleicht daß in unserer kapitalistischen Zeit einerseits nur starke Kapitalkräfte imstande sind, etwas durchzuhalten, andererseits es doch auch gewisser Gewinnaussichten bedarf, um dauernd die nötigen Arbeitskräfte zu bekommen.

Diese Firma begünstigte allenthalben im Lande das Entstehen solcher Elementarschulorchester, indem sie dazu geneigten Schulvorstehern und -vorsteherinnen und den Kindern mit dem Verkaufe von Instrumenten, Musikalien und den übrigen nötigen Hilfsmitteln zu einem kleinen Preise, unter Umständen zu günstigen Abzahlungsbedingungen entgegenkam. Andererseits lag es natürlich nun im Interesse der Firma, den Betrieb möglichst zu vergrößern und alles aufzuwenden, um die einmal begonnenen Unternehmungen durchzuhalten. Einige Jahre später schlossen sich die vielen einzelnen Schulen zu einem Verbande zusammen, zu dessen Hauptsitzungen die Vorsteher der einzelnen Musikschulen als stimmberechtigte Abgesandte erscheinen. Der Verband hat seine eigene Zeitschrift, und seit nunmehr acht Jahren hat er der Öffentlichkeit von seinem Dasein Zeugnis abgelegt durch ein jährlich im Sommer im riesigen Kristallpalast stattfindendes Konzert. 1905 waren es dabei siebenhundert geigende Knaben und Mädchen, 1912 haben sechstausend geigende Kinder in zwei Konzerten mitgewirkt, von denen das erste am Nachmittag die Anfänger vereinigte, das zweite am Abend mit den vorgeschritteneren Schülern recht erfreuliche Kunstleistungen bot.

Diese Vereinigung ist nicht allein eine für die demokratischen Tendenzen unserer Zeit außerordentlich charakteristische und dem großen Volksherzen durch das jugendliche Element darin nahegebrachte Bewegung, sondern auch eine Bewegung von kaum berechenbaren Möglichkeiten und größtem Einfluß auf das soziale Leben der Nation.

Sechstausend geigende Elementar-Volksschulkinder in London!

Betrachten wir einen Augenblick, was dies im Leben der Nation bedeutet.

Es bedeutet sechstausend Heimstätten in Greater London, sechstausend Familienheime der niederen Mittelklassen, Heime über Fleischer-, Bäcker- und Gemüseläden in langen, dunklen Straßen und Heime von City clerks (Kommis) und besseren Kunsthandwerkern usw. in grünen Vorstädten, — sechstausend Familien, in welche die Musik, oder vielmehr das „Musikmachen", unter der Hülle von Geige und Bogen wie eine sanfte, bildende Macht, ein anregender, verfeinernder Geist eingezogen ist, zum Verweilen, wo es zum Familienherd ein neues Rätsel, eine neue Freude, ein neues Interesse gebracht hat, gegenüber dem niederdrückenden Arbeits- und Interesseneinerlei des täglichen Lebens — mit dem Resultate, daß diese sechstausend Heimstätten niemals dieselben sein können wie die, in denen sich dies stille Wunder

nicht vollzieht, die nichts vom schönen „Geist des Musizierens“ wissen und dagegen, in wieviel Fällen (ich rede von London) in der traurigen Knechtschaft ganz anderer, anti-spiritueller Gewalten stehen.

Dies ist viel und ist doch nur ein Teil der inneren Bedeutung des Crystal Palace-Festes.

Diese sechstausend Knaben und Mädchen wachsen auf. Der Jüngling, der einmal gelernt hat, sein Vergnügen im „Musikmachen“ zu suchen und zu finden, jagt nicht so leicht der rohen Genußsucht in den Schankstuben (Public Houses) und niedrigen Vergnügungslokalen nach; und ein junges, neunzehnjähriges Mädchen, welches daheim, in ihrer Mutter Hause, in einer Geige eine vertraute, sichere Freundin und Gefährtin weiß, ist weniger versucht, das Anerbieten zweifelhafter Freunde zu zweifelhaften Vergnügungen anzunehmen.

Und in kommenden Jahren? Viele von jenen sechstausend Knaben und Mädchen werden einmal heiraten und ihre eigene Heimstätte und Familie haben, vielleicht weit über der See; und wenn auch so manche unter ihnen über dem Drang und Zwang des Brotverdienens das Geigen aufgegeben haben mögen, die Erinnerung an die alten Crystal Palace-Tage wird frisch geblieben sein, und an der niedrig brennenden Flamme im eigenen Herzen wird sich eines Tages in den Herzen ihrer Kinder die geerbte Liebe zum Musikmachen entzünden zum beiderseitigen Segen und Gewinn. Und wie der Ball so weiter rollt, wird unter verbesserten Lebensbedingungen, bei größerem materiellen Komfort, verbesserten Methoden und vermehrten Lerngelegenheiten jede Generation eine reichere Ernte von dem einst gepflanzten Samen ernten.

Diese sechstausend Londoner Schulkinder stellen nur einen kleinen Teil der wirklichen Zahl geigespielender Elementarschüler in England und Schottland vor. Es haben sich ganz in der Stille in fünftausend Elementarschulen Orchester gebildet, die eine Durchschnittszahl von über zweihunderttausend Geigenden ergeben. Auch nach Amerika hat die Bewegung bereits übergegriffen. Die Bewegung hätte niemals diesen Umfang annehmen können, wenn sie nicht einem tiefen Naturbedürfnis des Volkes entsprechen würde.

„Die latenten Fähigkeiten zur Musik in den niederen Mittelklassen haben, allgemein gesprochen, nie eine richtige Gelegenheit sich zu beweisen gehabt, sie sind nie auf die Probe gestellt worden, ausgenommen in den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo ungewöhnliches Talent sich nicht unterdrücken ließ.

Es ist wohl wahr, Singen ebenso wie Tanzen war von alters her in England der billige Zeitvertreib des Volkes und ist es noch in Wales (Gesangunterricht ist wie in Deutschland obligatorisch in den Schulen). Aber solches Singen ist doch nur die Basis einer musikalischen Betätigung und Erziehung und demnach Musikpflege; es ist gleichsam das Notventil für die Liebe zur Musik, mehr ein elementarer, müheloser, halb unbewußter Gefühlsauslaß als die Offenbarung eines stärkeren intellektuellen Sehnens nach Selbstäußerung durch die musikalische Kunst. Das letztere findet seine Befriedigung vornehmlich durch die Instrumentalmusik, durch das Spielen eines Instrumentes.

Und in dieser Beziehung sind, wie gesagt, die Fähigkeiten der großen Masse bisher nie auf die Probe gestellt worden. Die Liebe zur Musik mag dagewesen sein, aber aus Mangel an Gelegenheit und Mitteln blieb sie unfruchtbar, kam sie nicht zur Blüte des Selbst-Musikmachens.“

Die dem Volk dargebotene Musik kann niemals die Aufgabe der musikalischen Volkserziehung erfüllen. Je kostspieliger, je vornehmer und „künstlerischer“ die dargebotenen Volkskonzerte sind, um so mehr können sie eigentlich nur als letzte Krönung einer vielverzweigten musikalischen Tätigkeit vollen Segen ausstrahlen. Sonst haben alle diese Veranstaltungen etwas verzweifelt Ähnliches mit jenen Festen, mit denen die römischen Kaiser den Pöbel betäubten. Diese großen Konzerte müßten die Festveranstaltungen in einem musikalischen Leben darstellen, das auch den Alltag des Volkes durchzieht und verschönt. Nur wenn sich diese großen

musikalischen Veranstaltungen an eine musikalisch vorbereitete Zuhörerschaft wenden, wird diese auch insofern befruchtet werden, als sie zu eigener Musiktätigkeit angereizt wird. Aber gerade dies, „das Musizieren im Hause“, hat so lange gefehlt, und hier liegt die wahre Bedeutung der Schulorchesterbewegung und ihr möglicher, wohltätiger Einfluß in der Zukunft. Selbst das aufmerksame, liebe- und verständnisvolle Anhören von Musik und das „Selbstmusizieren“ sind zwei gar verschiedene Dinge, obwohl sie oft verwechselt und zusammen aufs große Konto der Liebe zur Musik und Musikpflege geschrieben werden.

Das erstere ist im besten Falle, allgemein gesprochen, doch nur ein erlaubter verfeinerter Sinnengenuß auf einem, je nach dem Charakter der Musik und der Natur und Erziehung des hörenden Individuums, höheren oder niedrigeren intellektuellen Niveau, und dementsprechend von mehr oder weniger starker und nachhaltender seelischer Wirkung; das letztere, das Selbstmusizieren, ist wohl auch ein Sinnengenuß, doch die zu seiner Realisierung erforderliche größere Selbstbetätigung, physisch und seelisch (gegenüber der mehr oder weniger passiven Haltung des nur Hörenden), das dabei in Frage kommende gleichsam Mit- oder Nachschaffen hebt diesen Genuß in eine — ich will nicht sagen höhere — doch gesündere Sphäre, wo derselbe, statt durch Wiederholung zu ermüden und zu erkalten, sich phönixgleich beständig erneut und zunimmt.

Deshalb kommt auch nur der Selbstmusizierende in intimere Beziehung zur Musik, nur ihm wird sie eine vertrautere Freundin fürs Leben.

Der Beweis und Prüfstein unserer Liebe für eine Sache liegt in der Anstrengung und den Opfern, die wir für ihren Besitz zu machen gewillt sind. Die Liebe, die nichts kostet, ist gemeinhin nicht viel wert; und dies ist so recht der Fall mit der reichen Versorgung der Unbemittelten mit Musik ohne deren eigenes Zutun.

Die Schulorchesterbewegung, im Gegensatz, bleibt nicht dabei stehen, in eine jüngere Generation die Liebe zur Musik zu pflanzen und für dieselbe reichlich zu sorgen, sie veranlaßt und erzieht die Jugend, etwas für diese Liebe zu tun, dieselbe durch eigene Anstrengung zu verwirklichen und andere zu ihrer Wertschätzung zu bringen.

Jedes Kind, wenn es sich mit seiner Geige vergnügen will, muß für dieses sein Vergnügen arbeiten, und durchs Arbeiten zum Zwecke des Genusses steigert es den Genuß. Gleichzeitig in der Natur der Dinge wird das Kind auch zum Proselytenmacher für die Arbeit sowohl als das Vergnügen, oder sagen wir lieber: die Freude an der selbstgemachten Musik, und auf diese Weise der natürlichste und erfolgreichste Missionär und Pionier für die Bewegung selbst. Jedes Kind ist ein geborener Propagandist für sein Vergnügen; deshalb ist auch das Bilden so vieler Schulorchester unter den Kindern ein so leichter und schneller Sieg gewesen. Weil Tom die Geige lernt, möchte Jack auch lernen, und Marie, seine Cousine, und Marion, eine Freundin von dieser; und so ist die Zahl der jungen Geiger und Geigerinnen in die Tausende gewachsen und fährt zu wachsen fort. Und was der Beachtung wert ist, das Spiel der Kinder ist zu gleicher Zeit auffallend besser geworden. Nicht allein haben die älteren Kinder naturgemäß Fortschritte gemacht, das bessere Beispiel hilft auch den Jüngeren und regt zur Nachahmung an.“

* * *

Man sollte meinen, was in England möglich gewesen, müßte sich in dem so viel musikalischeren Deutschland viel leichter verwirklichen lassen. Auf dem gleichen Musikpädagogischen Kongreß habe ich den Plan einer Volksmusikschule entwickelt (vgl. Türmer 1913), der in der Versammlung und nachher in der gesamten Presse eine begeisterte Zustimmung gefunden hat. Inzwischen ist an den Unterrichtsplänen eifrig gearbeitet worden.

Ich denke mir das Unterrichtsgebiet weiter, als in den englischen Schulen, hoffe, daß auch Gesang, etliche Blasinstrumente und nicht zuletzt Laute und Gitarre hineinzuziehen sind, die letzteren als die gegebenen Instrumente fürs Wandern und damit als Unterstützer eines

neuen Volksgesanges. Aber noch fehlt die Finanzierung des Unternehmens. Wir müssen ja Milliarden aufbringen, um den Frieden zu erhalten, da fehlt die Million, fehlen die Hunderttausend, die uns das Leben im Frieden auch wirklich verschönen. Wir haben nun im Musikpädagogischen Verband den Plan gefaßt, einen Patronatsverein zu gründen, der durch größere einmalige oder regelmäßige Spenden die Verwirklichung dieser Volksmusikschule zunächst einmal in Berlin ermöglicht. Wenn erst hier ein leuchtendes Beispiel gegeben ist, wenn der Beweis erbracht ist, daß dies Unternehmen durchführbar ist, werden bald die anderen Städte folgen, und sicher werden sich dann auch die Gemeinden und der Staat eher dazu bereit finden, die nötigen Mittel zu bewilligen. Aber fürs erste tut Hilfe dringend not. Selten hat sich für Kunstfreunde eine Gelegenheit geboten, ein Werk zu fördern, das gleich diesem den Armen an Kunst zugute kommt und andererseits den Wurzeln des Kunstlebens Nahrung zuführt.

Karl Storck





Zivil und Militär

Im „März" stellt Hermann Friedemann diese Betrachtungen an:

Wenn der Sprachgebrauch des deutschen Mittelalters eine menschliche Gesamtheit mit zwei Grundformen bezeichnen wollte, so sprach er von „Pfaffen und Laien", unsere Formel lautet: Zivil und Militär. Nichts kennzeichnet den geistigen Zustand besser als dies: daß wir für die Seltsamkeit solcher Rubrizierung kaum ein Gefühl mehr haben. Ein Beruf unter unzähligen, eine Gruppe, der vorübergehend ein Prozent, dauernd ein Fünftelprozent der Bevölkerung angehört, grenzt sich mit solcher Selbstverständlichkeit ab, daß für die Gesamtheit der übrigen Berufe ein besonderes Wort nötig wird: „Zivil".

Das Wort ist auch durchaus nicht überflüssig: der äußeren Bezeichnung entspricht die innere Struktur. Der deutsche „Militär" braucht weder überheblich noch kastenstolz oder autokratisch zu sein: er wird sich dennoch von der Volksgemeinschaft bis zur Verständnislosigkeit absondern. Woran liegt das? Daran: Der Berufssoldat ist außerstande, sich als einzelnen, und außerstande, sich als Staatsbürger zu empfinden. Er fühlt, spricht, handelt unter allen Umständen solidarisch; die beiden beherrschenden Mächte unseres Lebens, Individualismus und Sozialismus, haben ihn nicht berührt. Das ist das schlechthin Trennende. Ist der Gedankengang des Leutnants, der einen Staatsanwalt wegen „herausfordernder Haltung" verhaften . . . „muß", des Obersten, der die Autorität des Heeres, des Reichskanzlers, der das „Ansehen der Uniform" schützen . . . „muß", denn so neu? Wir hatten ihn, als Offiziere leidenschaftlich forderten, einer der ihren, der gemordet hatte, solle sich töten, ehe das Gericht ihn verurteile. Denn sonst . . . Ja, was denn sonst? Sonst wäre das ganze Offizierkorps wegen Mordes verurteilt! Sie können nicht anders. Und die übrigen Korporationen machen es ihnen nach.

Vielleicht muß das so sein. Vielleicht ist Soldatengeist ohne diese innere Unterordnung, ohne diese Preisgabe des Selbst nicht denkbar. Der Zwang zum Widerstand aber beginnt, wo der Soldat für diesen seinen Berufsgeist Allgemeingültigkeit fordert; wenn er vom Staate verlangt, er solle mit seinen, des Soldaten, Maßstäben messen. Der Staat aber hat es mit einzelnen Menschen zu tun, nicht mit „—schaften" . . .

Versucht wird es. Wenn der angeklagte Oberst fragt, wie um Himmels willen „das Militär" sich gegen Beleidigungen (einzelner seiner Angehörigen) schützen solle, ist er von der unwiderlegbaren Logik seiner Worte überzeugt: so selbstverständlich ist ihm die Vorstellung, daß in dem einen alle beleidigt sind. Ob man sich denn Schimpfworte ruhig solle gefallen lassen? Nein: wenn man den Schimpfer feststellen kann. Wird ein Schneider beleidigt, so darf er klagen oder, falls er den Täter nicht findet, nach Hause gehen. Selbst eine rasche Handgreiflichkeit wird man ihm nicht übelnehmen. Nur das darf er nicht verlangen: daß in seiner Person das „Schneidertum" Alldeutschlands gerächt wird. . . .

Nicht Antimilitaristen kämpfen bei uns gegen das Heer, nicht einmal Demokraten gegen Autokraten oder Fortschrittler gegen Konservative: sondern es geht um die Frage, ob der Waffendienst ein Beruf wie andere Berufe, und ob der Offizier ein Staatsbürger wie andere Staatsbürger ist. Und ob es angeht, die Staatsmacht in die Hand einer — Gewerkschaft zu legen.

*

Byzantinische Roheit

In den letzten Wochen las man von den schweren Sturmfluten, die die Ostseeküsten heimgesucht hatten, und man trauerte mit den armen Bewohnern, deren Heim die Macht der Elemente zerstört hatte und denen dadurch und durch sonstige Schäden große Verluste entstanden sind.

Mit Anerkennung vernahm man, daß sich am 12. Januar der Statthalter von Pommern, Prinz Eitel Friedrich, seiner Pflicht bewußt, selbst von dem entstandenen Elend überzeugte und dadurch den hartbetroffenen Bewohnern die Hoffnung hinterließ, daß sie nach Kräften vom Staat unterstützt werden würden, was inzwischen im Landtag bereits angekündigt ist.

Eigentümlich berührt es aber, in den Berichten zu lesen, daß die Ortschaften, die der Prinz passierte, sämtlich geflaggt hatten!!

Man sollte meinen, daß die Städte- und Ortsbehörden in den schweren Tagen andere Sachen zu veranlassen gehabt hätten, auch wenn von den vorgesetzten Behörden ein dahingehender Wunsch geäußert worden ist. Bei dem allgemeinen Jammer und der Not war die Beflaggung der Häuser der reinste Hohn. Im Grunde aber Roheit. O. D.

*

Adel verpflichtet!

In der „Wahrheit“ liest man:

Im österreichischen Herrenhaus wird gegenwärtig ein Gesetz beraten, nach dem Leute mit einem Jahreseinkommen unter 1600 Kronen von der Einkommensteuer befreit sein sollen. Als prominentester Gegner dieses Gesetzes tritt auf: Fürst Max Egon Fürstenberg, der Vizepräsident des besagten Herrenhauses, Chef der Verfassungspartei, Mitglied mehrerer deutscher Herrenhäuser und Offizier der deutschen und österreichischen Armee, der intimste Freund des deutschen Kaisers. Kehrseite der Medaille: Fürst Fürstenberg sucht eine Anleihe auf eines seiner badischen Güter in Höhe von 22 Millionen Mark. Im Prospekt gibt er den Wert dieses Teilbesitzes auf 94,3 Millionen Mark an. Er stimmt also von Rechts wegen gegen das „Befreiungsgesetz“.

*

Liberaler Byzantinismus

Eine Hochzeit aus Berlin WW. ist an sich schon ein Ereignis, von dem die ganze Welt wissen muß. Wird aber gar im Hause Friedländer-Fuld geheiratet, dann genügt das nicht mehr, dann muß die Welt auch über alle Einzelheiten unterrichtet werden. Dieser Aufgabe widmet sich denn auch die „Vossische Zeitung“ mit löblichem Eifer und treuer Hingebung in einer tiefempfundenen Symphonie auf all die Köstlichkeiten „Es ist ja zu hübsch,“ bemerkt der „Reichsbote“, „wenn man sich nun bei Cohn und Meyers zum Frühstück erzählen kann, wie das hohe Elternpaar an der Schwelle die Gäste empfing — massenhaft Minister, Oberpräsidenten usw. — und wie sie alle gekleidet sind: der englische Bräutigam bartlos, schlank, dunkelblond, elegant, die Braut weiß. Man hört, daß unter den Hochzeitsgeschenken sich ein goldenes Tischservice befindet, ferner ein prächtiger Perlenschmuck und das Haus Bendlerstraße 6, ein goldenes Toiletten-Necessaire usw. Für die Genüsse des Abends hatte man sich aus Wien Grete Wiesenthal kommen lassen, ferner ‚die bewährtesten Kräfte des Deutschen Theaters‘ unter persönlicher Regie von Max Reinhardt. Am Dirigentenpult saß Kapellmeister Reznicek vor dem Philharmonischen Orchester. Sogar Tango wurde getanzt. Im ganzen sollen 300 Personen aus der Hofgesellschaft, Diplomatie, der Hochfinanz und Großindustrie dagewesen sein.“

Liberaler Byzantinismus. Gewiß. Aber

die Kehrseite? Minister, Oberpräsidenten, Diplomatie —: „am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles!" Auch ein Bild — „echten altpreußischen Geistes"! Das der „Preußenbund" herauszustecken aber leider vergessen hat.
Gr.

*

Das Herz des Volkes — —

Julius Freund, der viele Jahre hindurch den Text zu den Revuen schrieb, mit denen das Berliner Metropoltheater eine glänzende Dividende erzielte, hat das Zeitliche gesegnet. An seinem Sarge hielt der amtierende Geistliche der jüdischen Reformgemeinde eine Trauerrede, in der er nach dem Bericht des „Tag" an das Wort Hiob anknüpfte: „Du wandeltest mein Zitherspiel in Klagelaute", und Freund als gottgefälligen Mann rühmte, weil er, wie es in der Schrift heißt, auserwählt war, „das Herz des Volkes mit Heiterkeit zu erfüllen".

Der Revuetext, den Herr Freund alljährlich gegen gewiß nicht niedrig bemessene Tantieme zu liefern verpflichtet war, bestand in der Hauptsache aus Kuplets, Schlüpfrigkeiten und mehr oder minder geschickt renovierten Witzen. Dieses jedes literarischen Wertes bare Gemengsel in Zusammenhang mit einem Bibelwort zu bringen, ist ebenso geschmacklos wie der Hinweis auf das „Herz des Volkes".
L. H.

*

Was ist deutscher Geist?

In wenigen, aber auf den Grund bauenden Sätzen preist Professor Th. Uhle im „Leipziger Tageblatt" Erziehung im deutschen Geiste. In freier Rede sei's hier wiederholt:

Das erste, was die Erziehung dem deutschen Wesen zu erhalten hat, ist die Gründlichkeit und Tiefe, durch die unser Volk vor den übrigen Völkern sich von jeher erhoben hat. Es ist mehr als Zufälligkeit, daß die germanischen Völker den Menschen eben Mensch, d. h. der Denkende, nannten; die Römer und ihnen nach die romanischen Völker ihn nur als den Erdgeborenen kannten. Der denkende Geist war für den Germanen das Merkmal des Menschen, und was er mit diesem begabt sah, das konnte er nicht knechten. Und diese Tiefe des Denkens und Erfassens greift durch die ganze Kulturentwicklung der Deutschen hindurch. Sie begnadete Wolfram von Eschenbach und Richard Wagner, wüstes Gewirr von britischen und französischen Rittergeschichten mit philosophischem Geiste zu durchdringen und daraus zu schaffen, was wir in ihren Parsifaldichtungen erleben. Sie gab Goethe den Reichtum, zu füllen die Leere eines Volksbuches aus dem 16. Jahrhundert und daraus das Werk zu schaffen, das die Welt im „Faust" bewundert. Diese Tiefe war's auch, in der seichte philosophische und religiöse Wässer, wie der Rationalismus, schnell versickerten. Der deutsche Geist ist mehr als jener Bauernverstand, der nur am einzelnen haftet. Seinem Blicke spiegelt sich das Ganze. So enthüllt und erklärt sich ihm manches, was andern verborgen bleibt, Unvernünftigem Widerspruch vortäuscht. Durch seine Tiefe aber mußte das deutsche Denken, wo es Erhabenes, Gutes und Schönes erkannte, zu Begeisterung und Liebe werden, und gar wo ihm das Göttliche und Ewige sich offenbarte. Diese Liebe aber heißt Frömmigkeit, und das ist ein zweites, was dem deutschen Wesen ureignet und was Erziehung ihm zu erhalten schuldig ist. Was bei den Griechen in später Reifezeit nur einige Dichter ahnten, daß der Mensch göttlichen Geschlechtes, das war den Germanen schon in ältesten Zeiten urahnendes Wissen.

*

Ein moderner Aberglaube

Zum zwölften Male lese ich in Kritiken die Verwunderung darüber, daß Huggenberger ein echter Dichter sei, wo er doch nur „auf eine dürftige Schulbildung angewiesen war". Weshalb betont man das Gleiche denn niemals bei den Malern, von denen doch fast alle schöpferischen Talente aus jener günstigen Selbstwüchsigkeit hervorgehen, deren Empfindungen und Wahrnehmungssinne noch natururspränglich sind und deren menschliches Denken kein zwängender Leisten verschustert hat?

Das Wichtigste, was die Mechanik der Schule lehrt, bleibt immer das Lesen und Schreiben. Alle wirkliche Bildung, die daraufhin erreicht wird, setzt schon den Willen zu ihr voraus, die Anregungsfähigkeit durch den guten Lehrer, das eigene wünschende Denken und Begreifen; sie bleibt immer auf solche Art Autodidaxie, und nur die große, schlimme Zahl derer, die hierzu niemals gelangen, bedarf zu einer gewissen Notbildung der höheren Paukerei mit ihrem Zwang und ihren nur so zu rechtfertigenden Examina. Könnten der Lehrstoff, der Mann auf dem Katheder mit der Trichterei es schaffen, so müßten ja die Doktoren der Literatur und Philologie die herrlichsten Dichter sein. Aber die Dichter sind durchweg die anderen. Bei den Hellenen war das Schulwesen nach unseren Begriffen schwach; dennoch haben sie den Grund zu aller Bildung, Ästhetik und Philosophie gelegt, ja sie haben in dem Eigentlichsten, Wichtigsten schon so viel erreicht, als wir uns, trotz ihrem Vorhandensein, vergeblich nur wieder einzuholen bemühen. Und Homer hat überhaupt noch keinen Schulmeister gehabt, sondern nur Vorgänger, von denen er lernte und die er überholen konnte.

Ed. H.

*

Es ist erreicht

In einer liberalen Wochenschrift stand folgender Bericht:

„In den Freivorstellungen eines Berliner Vororts für die oberen Klassen der Knabenvolksschulen herrscht ein derartiger Lärm im Zuschauerraum, daß die Schauspieler nicht mehr durchdringen. Die Kinder denken sich gar nichts dabei, denn ihre Begriffe vom Theater sind im *Kino* entstanden, *wo das Wort keine Rolle spielt. Sie interessieren sich nicht für das*, was die Menschen auf der Bühne *reden*."

Das Wort wird von den Kindern also nur noch als lästige Störung empfunden. Das Kino hat seine Erziehung vollendet. — Nimmt man andere ähnliche Erscheinungen hinzu, dann muß man sich doch mit einigem Entsetzen fragen: wohin soll das noch führen?

G.

*

Der Sieg der Moral über die Polizei

In dem frommen München-Gladbach, erzählt die „Welt am Montag" (diese Wiedergabe ist aus Gründen nicht ganz wortgetreu), hatte die Polizei Erlaubnis zur Errichtung eines — na, sagen wir — Pensionats erteilt. Die Anwohner der Straße, unterstützt von zwei Sittlichkeitsvereinen, erhoben scharfen Protest; sie versuchten es mit Versammlungen, Vorstellungen im Stadtparlament, Zivilklagen, Anzeigen der Pensions-Vorsteherin bei der Staatsanwaltschaft. Daneben aber organisierten sie einen regelrechten Kleinkrieg. Sie stellten einen Scheinwerfer auf, der jeden Besucher, der verstohlen zu der Stätte eilen wollte, magisch beleuchtete. Sie richteten einen Wachtdienst ein, um jeden festzustellen, den Besuch zu kontrollieren, das Verhalten der Polizeibeamten zu buchen. Das war natürlich für die Kandidaten ungemein fatal; und sie, die eine vom Gesetz verbotene Stätte zu betreten dachten, wandten sich in mehr als einem Falle um Schutz an — die Polizei. Polizeibeamte sperrten den Bürgersteig, um den Kandidaten ungehinderten Zugang zu verschaffen; Polizisten suchten barmherzig mit ihren weiten Mänteln die Kandidaten zu verdecken; und als alles nichts half, erstatteten sie in mehreren Fällen Anzeigen gegen — die tugendhaften Wächter wegen Ruhestörung und Landfriedensbruchs, und es wurden Polizeistrafen verhängt über die, die — allerdings in ungesetzlicher Weise — gegen einen ungesetzlichen Zustand angingen. Ein Teil der Strafen wurde dann freilich vom Gericht aufgehoben, ein anderer Teil scheint nicht zur Einziehung zu kommen, und inzwischen hat das Institut — Pleite gemacht.

Simplizissimus, pack ein!

*

Emporkömmlinge des Wuchers

Luther verlangt in seinen Tischreden, daß man Wucherer in den Bann tun soll. Da sie sich dem Strafgesetz durch immer neue

Praktiken zu entziehen wissen, so erfüllt man nur Luthers Verlangen, wenn man sie gelegentlich an den Pranger stellt.

Zu den bekanntesten Berliner Wucherern gehört der Emporkömmling Pariser. Im Prozeß der Gräfin Fischler von Treuberg machte der Berliner Staatsanwalt Rusche aus den Steuerakten folgende Mitteilung: Im Jahre 1880 hatte Pariser noch kein Vermögen. Für 1895—96 war er mit einem Vermögen von 1 08 8646 ℳ veranlagt. Seine Jahreseinnahmen waren 1892—93 mit 22 000 ℳ angegeben, sie stiegen 1894—95 auf 33 000 ℳ, 1904 auf 42 000 ℳ, später auf etwa 60 000 ℳ.

In Wirklichkeit wird man diese Ziffern noch verdoppeln oder verdreifachen dürfen, ohne Herrn Pariser zu hoch einzuschätzen.

Nur auf einem fauligen Nährboden kann das Wuchertum so üppig ins Kraut schießen. Am schlimmsten sind die Zustände da, wo die Abkömmlinge solcher Geldleute Akademiker und Dozenten werden, Titel und Orden erhalten, höfische Gunstbezeugungen genießen und schließlich auch in das Offizierkorps eindringen. P. D.

*

Detektivmoral

In einer Gerichtsverhandlung wurde die Tatsache festgestellt, daß ein Ehrenmann von Detektiv, um gegen ein armes, verfolgtes weibliches Wesen Beweismaterial zu sammeln, d. h. also um sie zu vernichten, ein — Liebesverhältnis mit eben diesem Wesen angeknüpft hatte. „In welche Tiefe menschlicher Verworfenheit sehen wir da hinein!“ empört sich mit Recht die „Deutsche Tagesztg.“. „Und wenn wir fragen, ob einem solchen Buben, der harmloses Vertrauen so raffiniert täuscht, nicht mit einer Strafe beizukommen ist, so müssen wir erkennen, wie schwach es um die irdische Gerechtigkeit bestellt ist. Mag eine solche Ruchlosigkeit auch noch so sehr vom Richter gebrandmarkt werden, mag solch Brandmal auch den ganzen Detektivberuf unehrlich machen, der so Gekennzeichnete schüttelt es ab und erklärt seelenruhig, wie es in diesem Prozeß geschah, ‚daß man in solchen Ermittlungssachen auch einmal ein kleines Verhältnis beginnen müsse, sei nichts besonders Auffälliges‘. Danach scheint sich eine eigene Detektivmoral herausgebildet zu haben, die allerdings vom gesunden Volksempfinden nachdrücklich abgelehnt wird und fast wünschen läßt, es möge dieser Begriffsverwilderung gelegentlich mit Lynchjustiz entgegengetreten werden. Andere Mittel verfangen nicht, und im vorliegenden Falle um so weniger, da das Opfer dieser Moral ein wehrloses, zu Boden getretenes Geschöpf ist.“

Ganz recht! Solange es keine andere irdische Gerechtigkeit gegen derartige im Strafgesetzbuch vergessene Verbrechen gibt, denen gegenüber der Totschlag fast noch als Heldtum erscheint, ist Selbstjustiz hier gleichbedeutend mit Notwehr der menschlichen Gesellschaft gegen ihre Verderber. Nur Heuchelei oder sittliche Seelenverwandtschaft könnte solchem Edelmenschentum noch eine Träne nachweinen! Gr.

*

Se. Majestät der Minderwertige

Es ist nicht wahr, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich sind. Es gibt eine Klasse, die über dem Gesetz steht, die, wie die Majestät, unantastbar und unverletzlich ist; die die schwersten Verbrechen straflos begehen und nicht einmal in ihrer Freiheit, weitere Verbrechen zu begehen, gehindert werden darf. Das ist die Klasse der „geistig Minderwertigen“.

Zwei jugendliche Wüstlinge, Moritz Gumpert und Paul Rosenfeld, locken abends von der Straße kleine Mädchen von wenig über 14 Jahren in ein Absteigequartier, das Gumpert gemietet hat. Dort verüben sie hinter verschlossener Tür stundenlang die schändlichsten Gewalttaten. Beide Verbrecher stehen im Alter voller strafrechtlicher Verantwortlichkeit; Gumpert zählt 21, Rosenfeld 26 Jahre. Trotz alledem und trotz der zu erwartenden schweren Strafe wird nur Rosenfeld in Haft behalten, Gumpert aber auf freien Fuß gesetzt, weil er „geistig minderwertig“ ist.

„Wie lange“, fragt die „Deutsche Tagesztg.“, „wird das deutsche Volk sich noch ruhig gefallen lassen, daß diese ‚geistig minderwertigen‘ Personen immer wieder auf die Bevölkerung gehetzt werden? Eine derartige ‚Minderwertigkeit‘ ist gemeingefährlich; und wer in solchem Maße und in solcher Weise gemeingefährlich ist, der darf nicht in Freiheit gelassen werden. Diese Forderung ist so selbstverständlich, daß es schlechthin unbegreiflich ist, wie sie immer noch nicht hat Beachtung finden können. Man mag Mitleid mit diesen ‚geistig minderwertigen‘ Burschen haben; aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß die geschändeten Mädchen weit berechtigteren Anspruch auf dieses Mitleid haben. Wie man derartig veranlagte Burschen unschädlich macht, ist die zweite Frage. Aber unschädlich gemacht werden müssen sie jedenfalls.“

Es ist also nach dieser Rechtsprechung, wie die „Hamb. Nachr.“ feststellen, ein Vorzug, „geistig minderwertig“ zu sein. „Der geistig Normale, der vom guten Wege weicht, hat die rechtlichen Folgen in ganzer Schwere zu tragen, der geistig Minderwertige darf Schaden stiften, zerstören, Menschenleben zugrunde richten. Der geistig Normale, also der Wertvollere, kann jederzeit das Opfer des geistig Minderwertigen werden, und eine ausreichende Sühne wird nicht geschaffen. Dämmerzustände und ähnliche Erscheinungen umgaben schlimme Strafhandlungen mit milder Beleuchtung, und wer dem Dämmerzustande seines Nächsten ahnungslos zu nahe gekommen und womöglich darin umgekommen ist, hat es sich selbst zuzuschreiben. Der Vollwertige ist dem Minderwertigen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Sogar die Untersuchungshaft zur Aufhellung seiner Untaten und seiner Gemeingefährlichkeit wird dem Minderwertigen zartfühlend erlassen.“ Bemerkenswert sei übrigens, daß die Berliner demokratische Presse den beiden Wüstlingen Gumpert und Rosenfeld noch ihrerseits eine besondere Schonung angedeihen lasse und ihre Namen verschweige. G.

Eine Anregung der Kinoreklame

Wer die Spielpläne der Filmunternehmen verfolgt, wird vielleicht bemerkt haben, daß die kapitalistischen Hintermänner in ihrer unersättlichen Gier nach Reklame auf eine Neuerung verfallen sind, die für unser ganzes Schrifttum von segensreicher Bedeutung werden kann.

Bisher begnügte man sich damit, eine dramatische Arbeit als Tragödie oder als Posse oder als etwas anderes zu bezeichnen. Der Autor setzte den Gattungsbegriff auf den Zettel und enthielt sich im übrigen aller weiteren Bemerkungen.

Das macht das Kino aber nun ganz anders.

Ein Kino kündet nicht etwa an: „Der Mord um Mitternacht, ein Drama von Gottlieb Schultze.“ Es schreibt vielmehr: Ein aufwühlendes Drama von Gottlieb Schultze.

Und in derselben Weise kündigt es auch die heitere Muse an. Beispielsweise: Die Maus im Schlafzimmer, eine entzückende Komödie von Leopold Schlesinger.

Ist das nun aber ein Fortschritt?

Ich behaupte: Wenn die neue — Sitte in der rechten Weise angewandt wird, kann es einer werden.

Oder wäre es nicht hübsch, wenn wir etwa die folgenden Titel vor uns hätten?

Nietzsche als Denker, eine scherzhafte Abhandlung von Otto Ernst.

Erde, Himmel und Hölle, eine zum Teil verständliche Gedichtsammlung von Richard Dehmel.

Wie ich gespielt werden möchte, ein überflüssiger Vortrag von Herbert Eulenberg.

Der tote Löwe, eine amüsante historische Tragödie von Oskar Blumenthal.

Der Geist von 1813, eine konfuse Studie von Gerhart Hauptmann.

Erlebnisse eines Theaterdirektors, eine moralische Erzählung für die reifere Jugend von Martin Zickel.

Johannistrieb, eine unmoralische Tragödie für das überreife Alter von Frank Wedekind. — —er

*

Der Held

In Hamburg hat eine feierliche Einholung stattgefunden, der sich eine nicht minder würdige Veranstaltung anschloß. Eine Reihe fürstlicher Gemächer in einem der vornehmsten Hotels war für den Helden bereitgestellt worden, eine begeisterte Menge ließ es sich nicht nehmen, ihn auf dem Bahnhofe mit brausenden Jubelrufen zu begrüßen und ihm das Geleite zu geben. Und da die Seelen sich gerade an der Aufführung des „Parsifal" erhoben hatten, so war nichts natürlicher, als daß dem Helden der gleiche hohe Rang eingeräumt und auch die Preise dem entsprechend bemessen wurden — bis zu 25 M. Aber wo es sich um Ehrung seiner Helden handelt, scheut der Deutsche kein Opfer! Viertausend Personen füllten den Riesensaal, der große Mann aber wurde im Jubel auf deutschen Schultern getragen. Wäre Bismarck aus seinem Grabe im Sachsenwalde erstanden, er hätte nicht höher gefeiert werden können.

Wer war der Held — —?

Der Nigger Johnson, der schwarze Weltmeister im Boxen...

„In Amerika", bemerkt die „Tägl. Rundschau", „hat er fliehen müssen; wie die Presse behauptet, weil ihm die Polizei wegen Zuhälterei und Mädchenhandel auf den Fersen war.

In England ist er ausgepfiffen worden, wo er überhaupt zum Auftreten kam.

Als er in Frankreich erklärte, daß er dieses Land zu seiner zweiten Heimat machen wolle, wurde er ebenfalls ausgepfiffen.

Wir Deutsche aber pfeifen so leicht nicht auf einen schwarzen Helden. Wir tragen ihn auf den Schultern und begleiten ihn in ein vornehmes Hotel, in dem der schleswig-holsteinische Ringer Markussen (von dem Johnson besiegt wurde) wahrscheinlich abgewiesen werden würde.

Wir Deutsche pfeifen, wenn es sein muß, auf unsere eigene Würde und auf unsere eigene Ehre. Wir pfeifen aber selbstverständlich nicht, wenn ein Nigger sich beikommen läßt, in Gesellschaft einer weißen Frau in einem unserer vornehmsten Hotels eine luxuriöse Wohnung zu beziehen. Wir empfinden die Rassenschande nicht einmal; wir sind im Gegenteil glücklich, daß sie uns widerfährt; wir tragen demütig den Gentleman auf unseren Schultern. Wir wissen wohl, was sich schickt — wir, die Verehrer eines schwarzen boxenden Niggers."

Germania feiert durch. Wir haben's ja dazu. — Heute Oberst Reuter, morgen Nigger Johnson. „Wie's trefft!"

*

Eine barbarische Unsitte

Das ist ganz unverblümt das übliche Kupieren der Hunde, und wenn sich jetzt die Monatsschrift des Berliner Tierschutzvereins „Der Anwalt der Tiere" mit aller Schärfe dagegen wendet, so sollte sie darin die nachdrücklichste Unterstützung finden, aber auch die Nachfolge derer, die sich sonst so viel auf ihre „Bildung" und „Kultur" zugute tun.

Kein Mensch sollte es auf sein Gewissen laden, einem wehrlosen Tier so furchtbare Schmerzen zu bereiten und es zeitlebens zu verstümmeln. Die Hundeohren und der Hundeschwanz gehören zum Hund; andernfalls ist es ein verpfuschter Hund, nicht ein verbesserter. Neben der Verschandelung ist dieses Verfahren für die Tiere auch gesundheitsschädlich. Da man nämlich meistens kurzhaarige Hunde, bei welchen (im Gegensatz zu Spitzen und Affenpinschern) die Innenseite der Ohren unbehaart ist, verstutzt, so wird durch das Abschneiden des Behangs der Gehörgang ziemlich bloßgelegt. Insekten und Regen haben freien Zugang und verursachen leicht Entzündungen und Erkältungen. Die Richtigkeit dieser Behauptung hat man lange in Jägerkreisen erkannt, denn den Jagdhunden werden die Ohren nicht beschnitten.

Während die Schwänze den Hunden schon wenige Tage nach der Geburt abgeschnitten werden, kürzt man die Ohren meistens erst nach sechs Wochen. Wer Gelegenheit gehabt hat, soeben kupierte junge Hunde unter ent-

setzlichem Schreien umherjagen zu sehen und stundenlang wimmern zu hören, der wird dieses barbarische Verfahren auf immer verwerfen. Noch viel abscheulicher ist die Quälerei, wenn bei ausgewachsenen Hunden noch ein Nachverschneiden der Ohren oder ein Nachverkürzen der Rute vorgenommen wird. Und zur rohsten Schinderei artet das Nachkupieren aus, wenn dann noch ein sogenannte Nachbehandlung eintritt, bei der durch niederträchtige Kniffe an den im Zustand der Heilung befindlichen Gliedmaßen (z. B. durch Ausziehen der Ohren) irgendwelcher Schönheitsfehler abgestellt werden soll.

Jedenfalls ist es Pflicht aller Tierschutzvereine, gegen diese Barbarei endlich entschieden vorzugehen. Kein Mitglied eines solchen Vereins und keiner, der sonst ein Tierfreund sein will, sollte ein so verstümmeltes Tier kaufen! Auf den Hundeausstellungen dürften keine kupierten Hunde mehr zugelassen und niemals mehr mit Preisen ausgezeichnet werden!

Noch Preise für solche Tierschinderei, die nebenbei auch die wüsteste Geschmacklosigkeit ist, ein brutaler Hohn auf den Schönheitssinn derer, die ihren eigenen — Zynismus nicht einmal merken!

*

Hier ist's getan

Das Unbeschreibliche, das, was eigentlich nicht mehr möglich sein sollte. Tatsache: das Décolleté der Damentoiletten wird n o c h mehr ausgeschnitten! Die neue „Nuance" dabei ist, daß der Ausschnitt nicht nur am Busen und am Rücken ganz tief gemacht wird, sondern auch auf einer Seite unterhalb der Achselhöhle. Auch Nachmittagskleider haben, wie Pariser Modeberichte melden, eine zielbewußte Neigung zur vergrößerten Décolletage. Der höchste Schick, der erstrebt wird, liegt darin, daß das Kleid wie von den Schultern gerutscht aussehen soll und bloß von einem Band aus duftigstem Material über der einen Schulter festgehalten wird. Die andere Schulter, der ganze Arm, sowie etwa eine Handbreit unter der Achselhöhle sind frei.

Die nächste Mode bringt uns vielleicht — das Feigenblatt. Gr.

*

Immer vornehm

Ein Steglitzer Vorortblatt beglückte seine Leser mit folgender Mitteilung:

‚Good Health and good Fortune attend you and all good citizens of Steglitz' ist als Neujahrswunsch an alle Steglitzer Bürger bei unserer Redaktion von unserem geschätzten Mitbürger, dem Gemeindeverordneten Oberingenieur M. eingelaufen, welcher sich auf einer Geschäftsreise in Melbourne, der schönen Hauptstadt Australiens, befindet. Wir freuen uns, den Glückwunsch bekanntgeben zu können." —

Der Stolz der mit dem „Englischen Gruß" des Herrn Gemeindeverordneten Beglückten strahlt ordentlich durch die Zeilen. So ein bißchen Englisch klingt höllisch vornehm. Und wozu die simple Muttersprache mit auf eine Geschäftsreise nach Australien nehmen? L. H.

*

Ehrendoktoren

In bedenklichem Maße vermehrt sich die Zahl der Ehrendoktoren, seitdem auch die technischen Hochschulen den Dr. ing. ehrenhalber verleihen können. Hohe Beamte uud reiche Fabrikanten werden auffällig bevorzugt.

Unlängst ernannte die medizinische Fakultät der Universität Bern den sächsischen Großindustriellen Lingner in Dresden, der wiederholt für gemeinnützige Zwecke erhebliche Beträge spendete, zum Ehrendoktor. Der neue Ehrendoktor beeilte sich, der Witwen- und Waisenkasse der Universität Bern 24 000 Mark zu überweisen.

Unter solchen Umständen steht eine weitere rasche Vermehrung der Ehrendoktoren aus den Kreisen reicher und freigebiger Industrieller in Aussicht.

*

Kunst vorschützen gilt nicht!

Das preußische Oberverwaltungsgericht läßt sich nicht Sand in die Augen streuen. Auch wenn der Sand „künstlerisch"

vergoldet ist. Es hat in höchster Instanz die Vorführung der Leidensgeschichte Christi im Film für unzulässig erklärt. Der Berliner Polizeipräsident hatte zwei Teile eines Films, betitelt „Der Satan“ oder „Das Drama der Menschheit“ verboten, Einer der beiden Teile führte in Anlehnung an Klopstocks „Messias“ das Leben und Sterben Jesu Christi vor Augen. Der Polizeipräsident war der Ansicht, daß die öffentliche Darstellung der Leidensgeschichte Christi im kinematographischen Film eine Verletzung des religiösen Empfindens bedeute, und daß sich damit ein Einschreiten auf Grund des § 10, II, 17 des Allgemeinen Landrechts rechtfertige. Der Senat hielt das Verbot mit folgender Begründung aufrecht: Es sei allerdings anzuerkennen, daß der Film in dem betreffenden Teile eine hohe Stufe künstlerischer und technischer Vollkommenheit einnehme. Der Senat stehe aber auf dem Standpunkte, daß die Darstellung der Leidensgeschichte Jesu Christi im Kinematographentheater überhaupt, und erst recht, wenn sie so realistisch sei wie hier, das christlich-religiöse Empfinden der Zuschauer in einem christlichen Kulturstaate aufs tiefste zu verletzen geeignet sei. Auch dieses christlich-religiöse Empfinden sei nach der Rechtsprechung des Senats in der öffentlichen Ordnung einbegriffen, die aufrechtzuerhalten Sache der Polizei sei. Damit rechtfertige sich das Verbot. (Urt. des 3. Senats vom 8. 12. 13.)

Zu bemerken ist, daß es eine „Theaterzensur“ als besonderes Rechtsinstitut nicht gibt. Die Gerichte können sich in solchen Fällen nur auf die Generalklausel des Allgemeinen Landrechts (eben diesen § 10, II, 17) stützen, wonach es das Amt der Polizei ist, die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung aufrechtzuerhalten und Gefahren vom Publikum oder einzelnen abzuwenden. In diesem Falle handelt es sich um das anerkannte öffentliche Rechtsgut des christlich-religiösen Empfindens, das als solches Rechtsgut naturgemäß ein Teil der öffentlichen Ordnung ist. -o-

*

Gegen schlechtes Deutsch

Im Hinblick auf das schlechte Deutsch an den Aufschrifttafeln der Geschäftsläden hat der Bürgermeister von Wien die Genossenschaft der Schilder- und Schriftenmaler ersucht, fortan bei allen Bestellungen von Schildern und Firmentafeln auf einen einwandfreien, allen Grundsätzen der deutschen Sprache entsprechenden Wortlaut zu sehen und sich zu bemühen, auch zur Ehre ihres Gewerbes einer um sich greifenden Sprachverwahrlosung in der alten deutschen Stadt entgegenzutreten. Die Direktion der städtischen Sammlungen ist bereit, mit ihrem Rate zur Seite zu stehen.

Eine ähnliche Ermahnung wäre in Berlin und andern deutschen Städten noch mehr am Platze. Was da an häßlichen und undeutschen Aufschriften, Ankündigungen und Anpreisungen geleistet wird, übersteigt das Maß des Erlaubten. Da alle gütlichen Vorstellungen bisher erfolglos waren, so ist zu erwägen, ob nicht für Ladengeschäfte die Anwendung fremdsprachiger Namen und Bezeichnungen, die in der Regel nur irgend ein Skelett im Hause verhüllen sollen, zu verbieten wäre. P. D.

*

Theaterlüfterl

In Berlin ist unlängst ein Prozeß verhandelt worden, in dem der Kläger behauptete, daß die Autoren der Posse „Wie einst im Mai“ eine Übersetzung der „Meilensteine“ benutzt hätten, die er dem Berliner Theater eingereicht hatte. Etwas Unerhörtes, bemerkt der „Vorwärts“, ist es leider ganz und gar nicht, daß ein eingereichtes Manuskript in unzulässiger Weise gebraucht wird. Und sehr bezeichnend für das Berliner Theaterleben im Besonderen, daß auch die geschäftliche Luft am Theater von den Miasmen der Korruption und des Verrats erfüllt ist. In unserer schnöden Welt kann ein Theater ja nichts anderes sein als ein Geschäft; nur ist man zu dem Verlangen berechtigt, daß es ein nobles Geschäft sei. Wer sich mit einem Kunstinstitut in Verbindung setzt, darf

immerhin beanspruchen, von den Künsten eines Winkelwucherers verschont zu werden. Nirgends aber werden Wort und Verträge so oft und schmählich gebrochen wie am Theater. Und auch darin steht Berlin wohl an erster Stelle.

Wie übel duftete die geschäftliche Luft, als die Affäre Zickel-Frl. Fels verhandelt wurde? Mit was für Künsten schlug sich seinerzeit Ferdinand Bonn durch! Als Direktor Halm zusammenbrach, wurde er von den organisierten Schauspielern auf die Warnungsliste gesetzt. Der vortreffliche Herr Lothar wird vom Staatsanwalt gesucht. Ein anderer Direktor schlug sich eine Zeitlang durchs Leben, indem er die Rollen an Damen verhökerte, die hohe Preise zahlen konnten. Selbst Herr Reinhardt hat es nicht verschmäht, Besetzungen anzukündigen, die — gar nicht vorhanden waren —, ein Trick, den ein solider Kaufmann nie und nimmer unternehmen würde.

's Theaterlüfterl scheint halt ka Mailüfterl! G.

*

Schmocks Brillanten

Aus einem Blatt, um das sich in den Mittagsstunden „tout Berlin“ reißt: „Das Tier.“ Von Gustaf Kauder. Ein Genrebild: „Der Pariser Nouveau Cirque im Lichtdunst von Rauch, Schweiß, Atem brandet heiß von Menschen. ... Familienmütter, die dem Milieu zuliebe ihre Pelzkragen mondainer (?) um die Schulter zu drapieren versuchen, blicken mit verständnisloser Versonnenheit und kämpfen gähnend gegen die habituelle Zerstreutheit (?) ihrer Haltung vor allen außerfamiliären Angelegenheiten. Bürgerinnen in Großformat, mit hakennasigen, schnurrbärtigen Megärengesichtern, vergießen bei jedem brutalen Griff wehleidige Tränen. Kokotten, schmalschillernd in greller Seide, Federgestecke in blauen oder grünen Haaren über den kokainomanen, lymphatischen, rot und schwarz gestrichelten Gesichtern zetern höhnisch und kreischen grausam. Ihr Hautgeruch, ihre verkrampften Finger, das irritierte Spiel ihrer Nasenflügel schreit nach Gewalttätigkeit und Kraft... Der gelbe Neger ist hoch und harmonisch gebaut. Seine Muskeln sind vom Boxtraining detailliert, schmal und langgezogen, seine Beine sind leicht und frei Aber sein Kopf ist flach zusammengehauen wie ein Hundeschädel, sein farbiges Gesicht hat kein Alter, es ist kurznasig, stumpf und ausdruckslos. Der Schotte ist ein schneeweißer Fleischkoloß. Nie hat es etwas so Weißes gegeben wie diese Masse von 135 Kilo gewölbtem, gerundetem, elastisch zitterndem, rosig wohlgewaschenem Fleisch und Fett.“

Zuviel, zuviel „fors Geld“!

Aber daß es sich selbst ein „Genrebild“ nennt, ist — mehr als wir hoffen durften. Ist nett. G.

*

Großstadtelend

In Charlottenburg-Berlin, der Stadt der Millionäre, waren auf Armenunterstützung u. a. angewiesen: 3 Apotheker, 3 Chemiker, 4 Zahntechniker, 3 Architekten, 4 Landmesser, 15 Ingenieure, 6 Schriftsteller, 8 Schausteller, 2 Sänger, 4 Kunstmaler, 6 Lehrer, 38 ehemalige Postbeamte, 51 ehemalige Eisenbahnbeamte, 11 Schutzleute und 59 Gastwirte. Unter den weiblichen Unterstützten: 15 Musiklehrerinnen, 10 Schauspielerinnen, Tänzerinnen usw., 2 Schriftstellerinnen und 55 Geschäftsinhaberinnen und Händlerinnen.

Wieviel Menschenleid blutet aus diesen dürren Ziffern!

Muß das sein? Gr.

*

Schulbücher-Automaten

Es wird höchste Zeit, solche aufzustellen.

Nach den häufigen Griffen in den Geldbeutel zu urteilen, die den Eltern mit der Anschaffung immer wieder unerläßlicher neuer Lehrbücher für den „Trost ihres Alters“ von den

Schulbehörden zugemutet werden, müßte auf diesem Gebiete der Grundsatz, daß für die Jugend nichts gut genug ist, seine restlose Verwirklichung finden, ein so heiliger Wetteifer herrschen, daß er die von den Wassern unermüdlichen pädagogischen Fortschritts klappernde Mühle rastlos in Betrieb setzt. Wie aber, wenn materialistisch gesinnte Zweifler und Nörgler diese ideale Auffassung durchaus nicht gelten lassen wollen? Wenn solche ketzerische Ansichten auch — und vielleicht gerade — in Fachkreisen verbreitet sind? Ein Fachmann ist es leider, der in der „Allgemeinen Buchhändlerzeitung" für diesen löblichen Wettbewerb eine höchst profane Erklärung bereit hält:

„Es gibt Regierungsräte, welche eine Fibel bearbeiten, es gibt Regierungs- und Geheime Regierungsräte, welche sich an der Herausgabe eines Religionsbuchs, eines Lesebuchs usw. beteiligen, ja bis ins Ministerium hinauf finden wir vorgesetzte Dezernenten bei irgendeiner Verlagsbuchhandlung als Herausgeber von Schulbüchern, ja selbst als Herausgeber von Sammlungen sich betätigen. Es ist ja nun leicht erklärlich, daß, wenn ein Dezernent im Ministerium der Herausgeber einer Sammlung ist und selbst ein Buch verfaßt hat, viele Direktoren und Fachlehrer ehrfurchtsvoll zu ihm hinaufblicken und ihren ergebenen Diener machen, indem sie das Buch oder die Sammlung des Herrn Dezernenten zur Einführung bringen."

Weiter schwelgt dann der Mann noch in den höchst „drolligen" Zuständen, die eintreten können, wenn für Anstalten verschiedener Art der eine Dezernent ein Buch genehmigt, während der andere es für unbrauchbar erklärt. Oder wenn ein Dezernent, der bestimmten Grundsätzen im Unterricht huldigt, den Verleger zu kostspieligen Umarbeitungen zwingt, während der Dezernent eines benachbarten Landesteils, in dem das Buch ebenfalls eingeführt ist, gerade die entgegengesetzte Anschauung vertritt und von der umgearbeiteten Ausgabe nichts wissen will.

Vater meint zu diesen pädagogischen Problemen (lassen wir ihn Berliner sein): „Dafoor kann ick mir ooch wat Scheenes koofen". — Und er tut den altgewohnten, stets bewährten ergebungsvollen Griff in die Tasche. Mit dem stillen Bedauern, daß dafür noch keine Automaten errichtet sind. G.

*

Deutsche Kunst in Paris

Die deutsche Dramatik ist sehr schön in Paris vertreten. Der Türmer brachte bereits vor einiger Zeit an dieser Stelle die Notiz, daß das Theater Antoine allabendlich mit großem Erfolge „Der Andere" von Paul Lindau — aber nicht den Filmkitsch — spiele. Die hundertste und noch immer nicht letzte Aufführung dieses „Kunstwerkes" ist inzwischen glücklich vorübergegangen, aber man glaube nicht, daß damit die deutsche Dramatik am Ende ihrer Pariser Ziele sei. Das Nationaltheater Odeon, das sich auf seine literarische Mission so viel zugute tut, spielt in nimmer ermüdendem Eifer „Vieil Heidelberg" des seligen Meyer-Förster. Um nun das Triumphirat voll zu machen, bringt das Theater Gymnase — „Die fünf Frankfurter" heraus. Allerdings hatte die hohe Kunst da einen mächtigen Widerstand zu bekämpfen: Der allmächtige Rothschild hatte Bedenken! Aber schließlich wurde die Aufführung doch „gestattet", nachdem der Titel geändert wurde: Les cinq Messieurs de Francfort!

Nun aber das Schlußvergnügen: Es hat sich vor einiger Zeit in Paris ein deutscher Schauspielverein gebildet, „um die Deutschen mit den Meisterwerken der Heimatliteratur in deutscher Sprache bekannt zu machen". Das hat nun der Verein auch ehrlich besorgt. Der erste „wohlgelungene Abend" brachte — Alt-Heidelberg!

Aber hatten wir das nicht schon 84mal im Odeon gesehen? L. G.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener. Str 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

